Weltstimmen

Weltbücher in Umrissen

Elfter Band

Weltstimmen

Weltbücher in Umrissen

Elfter Band

Mit 280 Bildnissen,
Wiedergaben von Handschriften, Buchillustrationen
und Bühnenbildern

1937

Franckh'sche Verlagshandlung / Stuttgart

Mitarbeiter dieses Bandes:

Hanns Arens / O. E. H. Becker / Waldemar Bellon / Dr. Karl Blanck / Tim Brauer / Dr. Karl Hans Bühner / Otto Doderer / Dr. Arnold Fratzscher / Bernard R. Friedrichs / Matthäus Gerster / Heinz Grothe / Winfried Gurlitt / Hans Härlin / Dr. Alfred Helle / Gertrud Gräfin von Helmstatt / Otto Heuschele / Dr. Walther von Hollander / Gertrud von Hollander / Dr. Oskar Jancke / Dr. H. W. Keim / Dr. Martin Kießig / Erich Klaila / Dr. Philipp Leibrecht / Wilhelm Locks / E. G. Erich Lorenz / Bruno Loets / Hansgeorg Maier / Lili Martini / Otto Matschoß / Ines Angelika Mosig / Kurt Müller-Müno / Wilhelm Recken / Charlotte Reinke / Olaf Saile / Käthe Saile-Lambert / Josef Schäfer / Herbert Schittenhelm / Friedrich Schnack / Friedrich Stichtenoth / O. H. Waibling / Marianne Weidenbach / Friedrich Wencker-Wildberg / Dr. Werner Wien / Paul Wittko / Wolfgang Zurlinden

 Verlagsdruckerei Holzinger & Co., Stuttgart / Verlagsnummer 1837

Verzeichnis besprochener Werke

Dichter und Dichtung unserer Zeit

Bühnenwerke

Lebensbilder — Betrachtungen — Anekdoten — Verschiedenes

Kurzbesprechungen

Alphabetische Inhaltsübersicht



Aufnahme: Department of the Interior, Ottawa

Das ist Wäscha-kwonnesin,

der indianische Dichter und Tierfreund, dessen Biberbuch „Kleiner Bruder" unseren Lesern aus unserer Darstellung (in Heft 11 und 12 des Jahrgangs 1935 der „Weltstimmen") und gewiß auch aus eigener Kenntnis vertraut ist. Zu Beginn unseres neuen Jahrgangs veröffentlichen wir auf den nächsten Seiten ein abgeschlossenes Stück aus einem in deutscher Sprache noch unveröffentlichten Werk des Indianerdichters.

Indianer-Sommer

Von Wäscha-kwonnesin

Das Vier-Winde-Haus ist offen
Und nun ist der Jagdwind los!

Für die Bewohner des Waldes ist der Herbst mit seinen Farben und Düften, seiner Schärfe wie guter Wein, der das Blut durch die Adern jagt und zu Taten antreibt. Die Würze, der Geschmack seiner Luft sind mehr als eine bloße Jahreszeit, — der Herbst ist ein großes, gemeinsames Fest. Mit Begierde verfolgen alle, in deren Adern noch ein Tropfen vom wilden Blut unserer Ahnen rollt, die Zeichen seines Nahens. In ganz Nordamerika sind die ersten Fröste das Signal, die Waffen zu überholen und das Jagdgerät zu rüsten.

In den Gang der Menschen kommt etwas Leichtes und Beschwingtes, wenn sie funkelnden Auges wetteifern mit dem Drängen und Stoßen und Rüsten der Geschöpfe, die dem aufreizenden Ruf dieser Jahreszeit folgen. Denn nun sind die Jagdwinde losgelassen und fegen durch die Waldstraßen.

Die vier Windrichtungen sind geöffnet, und aus ihren Toren drängen die Geister gewaltiger Jäger vergangener Zeiten, um sich wieder in den alten Jagdgründen zu tummeln. Und wenn ein kalter Windhauch durch den Wald streicht, eine Handvoll Blätter aufwirbelt und plötzlich wieder fallen läßt, dann glaubt man, es sei der Schatten eines dahingegangenen Jägers, der zur Melodie der Jagdwinde einen unirdischen Tanz schreitet.

Geheimnisvolle Geräusche erfüllen den Wald, wenn kleine Tiere über froststarr knisternde Blätter huschen. Auf den Gewässern lassen sich Enten und andere Wasservögel scharenweise nieder; sie sammeln sich zum großen Fluge des Herbstes. An den Ufern entlang ziehen Gestalten stumm und wachsam durch das Wasser, bereit, beim geringsten Geräusch unterzutauchen: Biber und Bisamratten sind bei der Arbeit. Stachelschweine streifen in ihrem wiegenden Paßgang ins offene Land hinaus, ungeachtet aller Gefahren. Tatsächlich kommen sie meist ungeschoren davon, teils ihrer stacheligen Rüstung wegen, teils weil den Narren das Glück hold ist. In den Bergwäldern hinten sammeln zahlreiche Bären Ast- und Zweigwerk ein, schälen und schnipseln Birkenrinde zurecht, um ihre Höhlen auszupolstern, in denen zu schlafen ein Mensch froh sein könnte.

Die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne fallen auf die Purpurpracht des Ahorns auf den Kämmen, daß ein Feuermantel um die Berge loht.

Das Rostbraun der raschelnden Schilfgräser auf Uferbank und Marschland, das Gelb des Wildheus auf den Biberwiesen nehmen einen metallischen Schimmer an wie goldenes Filigran, in das da und dort ein ruhiger See eingelassen ist. Seine glasige Oberfläche spiegelt das umgekehrte Bild des flammenden Waldes und den Abendhimmel wieder, der vom kommenden Frost schon leicht rosa gefärbt ist. Zarte Abendnebel, vom würzigen Duft von Salbei und Wildkirsche durchzogen, steigen aus dem Marschland.

Dämmerung rückt heran, und alles, was Leben hat, gerät in Bewegung und rüstet für die Große Wende. Die Luft ist voll von unterdrückten Geräuschen — fast unhörbar und doch beharrlich: das sind die vielen, vielen Geschöpfe, sie wandern über die Erde, um Schutz vor dem Winter zu suchen, der bald herrschen wird. Leichte Geräusche in der Ferne dringen weit in der dünnen Luft. Ein Eichhörnchen, das durch das dürre Laub huscht, macht einen Lärm, der in keinem Verhältnis zu seiner Größe steht. Flinke Geschöpfe, nicht länger mehr leise, rascheln geräuschvoll über den brüchigen Teppich. Ein Krachen im Unterholz, der erschreckte Pfiff eines Stück Rotwilds und der schwirrende Flug einer Rebhuhnfamilie künden das Nahen eines großen Geschöpfes an — ein Elchbulle tritt in der ganzen Pracht seiner gesträubten Mähne und der weit ausladenden, mächtigen Schaufeln



Aufn. Somogyi

Kanadische Bergwelt: Im Bowflußtal
Aus Mayer „Kanada" (Kurt Wolff Verlag). Siehe S. 23 dieses Heftes

unter den Bäumen hervor auf den schmalen Wiesenstreif, der den See umsäumt. Alle Welt herausfordernd rollt sein Kampfschrei in die Weite. Niemand gibt Antwort. Nun tobt er seinen ungestillten Kampfhunger wütend im hohen Schilf aus. Tief aufgrunzend und grollend reißt er junge Stämmchen vom Grunde. Halt — jetzt hat er etwas gehört! Es stimmt nicht mehr, ein Mißton hat sich eingeschlichen. Er wird unruhig und verzieht sich zögernd. Seine Unruhe ist begründet: dort, aus dem Süden gleitet ein schwer beladenes Kanu lautlos heraus, vorwärtsbewegt von den flinken, leichten Paddelschlägen des erfahrenen Kanumanns.

Und von diesem Augenblick an verstummt jedes Geräusch, jeder Laut. Stille herrscht. Sie kommt so plötzlich, wie das Erlöschen eines Lichtes. Das leichte Fahrzeug gleitet mitten durch die träge dahinschaukelnden Blätter am Ufer entlang, so lautlos wie sie.

Nichts rührt sich; die Wachsamkeit des Mannes im Heckſitz ist verschwendet. Die Acht, mit der die Geschöpfe des Waldes diesen Erzfeind alles Lebendigen, diesen Ausgestoßenen belegen, könnte nicht vollkommener sein.

Das Kanu legt an, der Mann ladet aus und schlägt mit einigen schnellen Handgriffen sein Zelt auf. Bald leuchtet der Schein eines Lagerfeuers in die schnell hereinbrechende Dämmerung, und sein Rauch hängt wie ein Dach über dem Wasser. —

Nun ist es Nacht, und das Feuer erlischt. Die Sterne, groß und weit auseinander stehend, flimmern so klar, daß man sie mit Händen fassen zu können glaubt. Die Sichel des tief am Himmel hängenden Mondes leuchtet, auf dem Rücken liegend, gerade über dem Wipfel einer Fichtengruppe, die eine Anhöhe krönt. Und darüber wieder wandern von Norden kommend die lang ausgezogenen Scharen der Wildgänse. Ihr rauhes Geschrei erfüllt die Luft; sie weichen einem Feinde, mit dem sie bereits zusammengestoßen sind und der immer näher rückt.

Während die Nacht fortschreitet und der Mond hinter die Hügel sinkt, nimmt das Waldvolk die unterbrochene Arbeit wieder auf. Kleine, ernste Waldgeschöpfe. In ungezählten Scharen rennen sie geschäftig hin und her, von Vorratskammer zu Vorratskammer. Die leisesten Laute nehmen in der Stille der Nacht an Stärke zu. Ein ferner Schrei dringt an sein

Ohr: der Todesschrei eines Kaninchens, das ein erfolgreicher Jäger seiner Vorratskammer einverleiben will. „Plop — plop", hastiges Rascheln und Scharren — es sind Bisamratten; wie kleine Gnomen huschen sie in kurzen, flinken Läufen und Sprüngen hierhin, dorthin, fieberhaft mit dem Einbringen der Ernte beschäftigt. Dumpfe Schläge, ein Schleifen und Zerren und leises Stimmengemurmel tönen aus den Bibergründen.

Doch sobald im Osten der Morgen heraufdämmert, hören die Geräusche allmählich auf. Der Tag beginnt, und der Wald scheint tot und leer. Kein Leben, kein Geräusch rührt sich, nur ein paar schwarze Enten besorgen ihre Morgentoilette, und ein Stachelschwein stillt seine unersättliche Gier nach Leder an einer draußen vergessenen Tragleine.

Unbehaglich besieht der Mann aus dem Zelt den Sonnenaufgang. Er gefällt ihm nicht recht, darum beeilt er sich mit dem Frühstück, ladet auf und schlägt die Richtung nach Norden ein. Zuerst muß er das Eis, das sich an seinem Landungsplatz gebildet hat, mit einem Pfahl aufbrechen, ehe er das Kanu ins Wasser lassen kann. Der schwere Reif auf dem Bibergras verrät den Weg eines Fuchses, der in der Nacht vorübergestrichen ist. Diese Anzeichen verstärken seine Besorgnis; denn er hat auch die Wildgänse gehört. Sein Ehrgeiz hat ihn aber zu tief in die Wildnis getrieben, nun wird er den Preis bezahlen müssen, er weiß es nur zu gut. Nun sitzt er als Gefangener mitten in einem Netzwerk kleiner Wasserläufe, die das Eis bald bedecken wird. Dann Ade, du schöne Jagd! Der teuflische Dämon, dem die Heerscharen des Winters unterstellt sind, kann diese nach Belieben auf die harrende Welt loslassen. Bald wird er seine Wälle aufwerfen und die Schlingen legen, in denen sich jeder Fluchtversuch verfängt. Denn dieser besondere Teufel kennt das Spiel! Er arbeitet nicht mit grobem Geschütz, nicht mit Sturm und tiefem Schnee, noch mit eisigster Kälte. Nein, nein — das wäre viel zu plump für den ersten Gang. Er gibt nur eine kleine Geschicklichkeitsvorstellung, will nur zeigen, welch ein Künstler in ihm steckt! Zuerst also Schnee, gerade so viel, daß ein bepackter Mann ausrutscht, wenn er's am wenigsten brauchen kann. Dann Eis, aber auch nur so viel, daß der Mensch hinausgelockt wird, anschließend Pech mit dem Kanu und zum Abrunden ein bißchen Frost, damit die wie ein Augapfel gehüteten Kartoffeln bestimmt erfrieren, aber nur kein tragfähiges Eis, ja kein tragfähiges Eis — — —

So vergilt Ka-peboan-ka, der Hüter der Pforte Kä-wä-dins die Frechheit derer, die da glauben, mit ihren winzigen Kommen und Gehen die Pläne der Roten Götter beeinflussen zu können.

Die bösen Ahnungen des Mannes scheinen nur allzu berechtigt. Noch ehe es Mittag werden kann, ziehen graue Wolkenfetzen über den bleiern verhangenen Himmel, begleitet von einem schrill aufjaulenden Sturmwind, der die letzten Blätter von den Zweigen reißt. Und alle Geschöpfe in Höhle und Bau, in Dickicht und Haus stehen bereit, des Augenblicks gewärtig, für den sie sich seit vierzig und mehr Tagen vorbereiten. Nur der Mensch, das klügste, das begabteste Geschöpf auf Erden — ist nicht bereit. Mit einer schweren, unzulänglichen Ausrüstung belastet, wird er von allen Lebewesen allein dem nun einbrechenden Unwetter zum Opfer fallen.

Innerhalb von zwei Tagen ist ein verheerender Wandel über die Landschaft gekommen. Verschwunden ist die herrliche Farbenpracht. Nur ein paar grellrote Flecken leuchten hier und dort auf und unterstreichen noch die kahle Nacktheit von Busch und Baum, durch die der Wind pfeift und klimpert.

Der schneidende Sturm wirbelt das tote Laub durcheinander, fegt es durch die leeren Hallen, reißt sie hoch über die verödeten Wipfel, und aus dem Norden flattern und rieseln die harten Flocken des ersten Schnees. Ka-peboan-ka, der Alte, der Boshafte, der Ungestüme, reibt sich vergnügt die Hände und rüstet zum letzten Gang mit dem rotbraunen Jüngling, dessen warmes Lächeln mehr und mehr vergeht, je schwächer er wird.

Dann wirft Ka-peboan sich den weißen Mantel um und tanzt einen Wirbeltanz, bis weiße Flocken durch die Luft stieben. Und dann wird er seinen eisigen Atem in die vier Himmelsrichtungen blasen, und alles Land wird erstarren und sich in Weiß hüllen. Die Sonne am nächsten Morgen wird wohl noch glänzen, aber wärmen wird sie nicht. Dann liegt die Welt unter dem weißen Leichentuch: Der Winter ist da.

Hans Carossa

Geheimnisse des reifen Lebens

von

Otto Heuschele



Aufn. Holdt

Carossas Haus in Seestetten bei Passau. Links oben das Arbeitszimmer

Dieses neue Buch des Dichters Hans Carossa ist eines jener rein dichterischen Bücher, die als wahrhafte Gnadengeschenke einer Nation nur selten zuteil werden. Dieses Buch steht außerhalb aller Literatur, ganz in dem Raume der Dichtung. Die Welt und die Atmosphäre des Buches sind ebenso neu wie die Gestalten, die wohl aus der großen Verwandtschaft der Menschen stammen, wie sie Carossas schöpferische Kraft schon früher gestaltete, die aber gerade in dieser zugleich zeitnahen und zeitlosen Verwandlung neu sind.

Das Buch trägt den Untertitel: „Aus den Aufzeichnungen Angermanns“. Der Schreiber der Aufzeichnungen ist ein alternder Mann, der, aus seinem Amt ausgeschieden, draußen auf dem Lande am großen Strom und an der Grenze zweier Brudervölker lebt. Er geht hier seinen stillen Lebensgang, beobachtet die Natur, schreibt wohl auch kleine Arbeiten und geht gelegentlich mit der Wünschelrute übers Land, um in den Gärten der Bauern Quellen zu erspüren. An seiner Seite steht eine merkwürdige Frau, Cordula, die sehr zart und kränklich, das Leben nicht mehr handelnd, sondern nur noch träumend erlebt oder vielmehr erleidet. Aus dieser stillen Sphäre tritt Angermann durch Zufall in eine durchaus andersgeartete Welt. Er lernt zwei Frauen kennen, denen er und die ihm zum Schicksal werden. Die eine von ihnen, an die ihn Liebe und Schicksal binden soll, ist Barbara, eine kraftvolle Frau, die Besitzerin einer Porzellanfabrik. Aus ihrem Reichtum sorgt sie für Hunderte und ist tätig vom Morgen bis zum Abend. An ihrer Seite steht Sibylle, ihre Freundin und Geleiterin, ein Wesen, völlig aus dem Geheimnis lebend und dem Geheimnis hingegeben. Zwischen diesen vier Menschen hat der Dichter eine zarte Handlung gesponnen, die das innere und das äußere Leben, das persönliche Schicksal und das Allgemeine umfaßt.

Wir sehen, wie diese vier Menschen, jeder vom andern scheinbar durch Welten getrennt, zusammenkommen, wie sie unsere Zeit erleben, wir sehen, wie sie vor den Wundern und Rätseln der Natur, der Tier- und Pflanzenwelt, der Steine und der Erden stehen oder wie sie die Einbrüche der Technik in ein unberührtes Land erfahren. Wir sind Zeuge, wie sie in der kleinen Dorfgemeinschaft die nationalen Feste mitfeiern. Wir erfahren mit Bewegung von der schmerzlichen Trennung der beiden Brudervölker und haben teil an den nicht minder schmerzlichen Auseinandersetzungen der Generationen. Wir begegnen der alten und der neuen Zeit, und das alles auf eine zarte, aber eindringliche Weise, in der kein Wort zu laut und zu hart gewählt ist und jedes Urteil von letzter Gerechtigkeit diktiert wird. Viele der Gestalten, durch die Vergangenheit und Gegenwart dargestellt werden, hat der Dichter mit einem weisen Humor umkleidet. Da sind zum Beispiel neun Knaben, denen Herr Angermann Fähnlein und Landsknechtstrommel schenkt. Unbekümmert und unbeschwert marschieren sie durch das Land und durch die

Zeit einer Zukunft entgegen, deren Gestalt der alternde Mann nur ahnen, aber nicht mehr umschreiben kann. Immer wieder tauchen sie auf, tönt der dumpfe Wirbel ihrer Trommel an unser Ohr, immer wieder singen sie ihre kampffrohen Lieder, und immer wieder freut sich Angermann an ihren leuchtenden Augen und der jungen Kraft ihrer Körper. Obwohl sie aus ganz anderer Welt kommen, obwohl seine Kindheit und seine Jugend unter ganz anderen Sternen stand als die Welt dieser Knaben, weiß er doch um die schicksalhafte Notwendigkeit ihres Weges. Köstlich schildert der Dichter auch das Fest der Mütter. Mit einem zarten, versöhnenden Humor umkleidet er jenen Alten, der, weil er viele Jahre außerhalb alles lebendigen Lebens stand, sein Haus zu schmücken versäumte und nun von der Jugend verhaftet und gerichtet werden soll. Im letzten Augenblick aber bringt ihm seine sonst etwas einfältige Tochter seinen alten schwarzen Rock, an dem die Erinnerungszeichen an die deutschen Einheitskriege und eine Rettungsmedaille hängen. Diese Zeichen wirklicher Leistung und echter Bewährung aber retten den Alten vor dem Zugriff einer neuen Zeit.

Wie hier in Carossas Buch Vergangenheit und Gegenwart, das Alte und das Neue mit einer gnadenvollen Gerechtigkeit gegeneinandergestellt sind, so auch das Helle und das Dunkle in den Menschen und ihren Lebensbezügen. Da erleben wir kurz bevor die Grenzen der Brudervölker sich wieder öffnen und das Fest der Versöhnung begangen wird, daß von drüben die Leiche eines jungen blinden Mädchens, das freiwillig aus dem Leben ging, vom Strom hergetragen wird, oder wir erfahren zur selben Zeit von der Not der Schwalben, die mit Luftschiffen nach dem Süden gebracht werden müssen, damit sie hier in der jähen Kälte nicht erfrieren. Wir stehen in einem anderen Augenblick vor dem Wunder eines bis in alle Einzelheiten dichterisch nachgestalteten Kraft- und Stauwerkes und lernen wenige Minuten später das zerstörende Treiben der Bisamratten kennen, die den Damm des aufgestauten Flusses durchwühlen und so das gewaltige kraftspendende Menschenwerk in Gefahr bringen. Kurz, es sind unzählige Augenblicke und menschliche Schicksalslagen, die der Dichter mit seiner zarten und doch starken Kraft bis in die letzten Feinheiten und die innersten Geheimnisse gestaltet.

In diesen Aufzeichnungen sind, wie wir anzudeuten versuchten, unzählige Züge unseres gegenwärtigen Lebens festgehalten, um mancherlei Nöte und Probleme unserer Zeit wird gerungen, zu vielen Fragen nimmt der Dichter Stellung. Das Wundersame aber bleibt, daß der Dichter immer wieder ohne Absichtlichkeit und Verzerrung den Weg in die Geheimnisse des Lebens findet. Tiefe, reife, zeitlose Lebenseinsichten stehen neben klaren und gerechten Deutungen des Zeitlichen und neben der Schilderung der heutigen Welt, wie sie beim Gang durch die Porzellanfabrik oder beim Besuch des Kraft- und Stauwerkes zutage treten, stehen die geheimnisreichen, kaum deutbaren Gleichnisse. Alles Vergängliche wird im Goetheschen Sinne zum Gleichnis, während vom Gleichnis und Geheimnis wiederum ein verklärendes Licht auf die scheinbar geheimnislose Wirklichkeit fällt. Der Alltag empfängt unter den Händen des Dichters den Zauber des Wunderbaren, während andererseits Zauber und Geheimnis ihre Kräfte an den scheinbar gnadenlosen Alltag abgeben. So ist in dieser Dichtung das Leben zum Gleichnis geworden. Aber das Gegenständliche der Darstellung und Schilderung ist darum an keiner Stelle verlorengegangen, und eben dieses schöne Ineinander von Handlung und Betrachtung, Schilderung und Gleichnis, Vergangenheit und Gegenwart gibt dem Buch seinen Adel. Hier ist das Höchste, was wir vom Dichter fordern können, Wirklichkeit geworden: dem Leben ist Gerechtigkeit widerfahren. Gültiger als alle Nachschilderung sprechen des Dichters eigene Worte für Sinn und Wesen dieses Buches:

> So gibt es in jedem langen Dasein, das beruhigt nach außen blickt, eine Vermehrung der Zeit. Wir werden reif und fangen zu welken an; aber der Tod bleibt noch aus, und nun kann, über alle Erfahrungen hin, etwas geschehen: ein höheres Wachstum, eine reinere Schau kann beginnen. Ja, ein Zustand scheint möglich — ich bin weit entfernt, ihn zu kennen, er deutet sich nur an —, ein Zustand, vergleichbar den seltenen Abendminuten, wo schon ein Stern im Osten flimmert, während noch die Sonne nicht ganz versunken ist. In der ersten Kindheit ging etwas Ähnliches vor; damals war das Außen von dem Innen noch nicht streng geschieden, und das Gestirn der Ewigkeit leuchtete noch eine Weile herüber, während schon der irdische Lebensmorgen aufstieg.



Waldsee in Ostpreußen — Aus: „Deutschland heute und gestern"

Jugend des Dichters

Ernst Wiechert: Wälder und Menschen

Von Karl Blanck

In einem kleinen Försterhause Ostpreußens zwischen Wäldern und Seen wächst ein stilles Kind heran. Von frühen Träumen ist seine Seele erfüllt. Wenn über ihm der Fischadler seinem Horst entgegenzieht und seinen schwermütigen Schrei ertönen läßt, dann regt sich in der Brust des Knaben zum erstenmal das unnennbare Gefühl, das einst sein Leben bestimmen und erfüllen wird. Schweigsam in irgendeinem Winkel des Hauses ist der Kleine mit sich selbst beschäftigt; wenn Besuch kommt, sitzt er auf einer Fußbank in der fernsten Ecke, den Kopf in die Hände gestützt, in Zusehen und Zuhören verloren — bis plötzlich der Geist über ihn kommt und ihm die Zunge löst; dann steigt er auf seine Fußbank und hält lange und glühende Predigten an die erstaunte Versammlung.

Noch fließt das Leben in unendlichem Gleichmaß dahin, von keiner lauten Erschütterung bedroht und wohlbehütet im winzigen Umkreis:

Ein enger Kreis des täglichen Lebens, in dem ein stilles Kind sich still bewegt. Weder Größe der Ereignisse noch der Verhältnisse, noch der Menschen. Eingebettet in die grenzenlosen Wälder, in den Lauf der Jahreszeiten, in die Liebe einer kleinen Gemeinschaft, früh dem Leid und den Träumen hingegeben, früher Erschütterung fähig, fromm und noch sündenlos. Aber alles schon leise beschattet von einer gegenstandslosen Sehnsucht, dem Alltag nicht immer gewachsen, kein Held und kein Eroberer, mehr betrachtend als tätig, früh geneigt, Besonderes zu verklären und vor dem Wirklichen in das Unwirkliche zu flüchten.

Dann aber kommt die erste ernsthafte Berührung mit dem Geiste, mit der Welt der Bibel, die das Kind bis ins Innerste aufwühlt,

mit Sage und Geschichte, mit der Welt der Dichtung und der Musik — unter der Leitung junger schwindsüchtiger Theologen, die als Hauslehrer in die Waldeinsamkeit des kleinen Försterhauses verschlagen werden und eines Tages wieder ebenso unauffällig verschwinden, wie sie gekommen sind.

Die Ehe der Eltern ist nicht sonderlich glücklich, der Vater ein guter und rechtschaffener Mensch, überall beliebt, mit einem fröhlichen und sorglosen Herzen und einer geheimen Sehnsucht nach tiefer Erkenntnis. Sein starker Geselligkeitstrieb aber bringt ihn leicht in schlechte Gesellschaft, verleitet ihn zum Trunk; und das scheue Kind muß mit bangem Widerwillen bei gemeinsamen Ausfahrten den Gelagen in ländlichen Wirtshäusern beiwohnen. Die Mutter, kränklich, von Haus aus zu ernstem Grübeln, zu angstvoller Schwermut geneigt, von einem unerbittlichen Pflichtgefühl erfüllt, nimmt sich das alles nur zu sehr zu Herzen, treibt den Mann dadurch noch mehr aus dem Hause und verdüstert den Kindern das Leben. Und doch wird der Gegensatz zwischen Leichtem und Schwerem in den Eltern, wird auch die Mischung aus germanischem, romanischem und slawischem Blut in dem Kinde einst zu neuer fruchtbarer und schöpferischer Harmonie.

Im kindlichen Spiele beginnt sich schon Künftiges zu regen:

Versuche ich in der Erinnerung, in diese kindliche Welt der Spiele eine Ordnung zu bringen, so zerfallen sie mir in der Hauptsache in Helden- und Träumerspiele. In jenen, die Feld und Wald mit Lärm und Ruhm erfüllen, scheint sich die primitive Stufe aller Menschheit noch einmal darzustellen, eine vergangene Entwicklungsstufe, die das Kind nach biologischen Gesetzen noch einmal überschreiten muß. In diesen aber scheint etwas Künftiges sich zaghaft anzudeuten, im Träumen, Formen, Bilden, Dichten und Trachten. In ihnen ist Stille und Versunkenheit, ja Einsamkeit. Ihnen gehört das Haus am Winterabend, wenn der Schnee um die Fenster treibt und die Füchse aus den mondbeschienenen Dickungen bellen. Sie erheben sich nicht aus dem wilden Atem fremder Länder, sondern aus dem stillen Glanz der Märchen. Sie sind viel mehr Spiele der Seele als solche der Hand und des Auges, und manchmal enden sie in der Versunkenheit, im Entrücktsein, ja in Tränen und einer wilden, uferlosen, nicht zu beschreibenden Sehnsucht.

O schöne, versunkene Welt des Ofenwinkels, wohin das Licht der Petroleumlampe, der Rauch aus des Vaters langer Pfeife und die Blicke der Großen nur selten und aus der Ferne kommen. Wo Hund und Katze stille Gefährten sind, das eine schlafend und von Jagden leise träumend, das andere mit fernen Augen vor sich hindenkend oder -träumend. Wo die Glut des Buchenfeuers rötlich und immer wechselnd über eine verzauberte Welt tastet und nur die Stimme des Windes klagend durch den Schornstein geht.

So ist auch Weihnachten im Walde unter dem selbstgefällten Christbaum unvergeßlich schön; dann kehrt auch zwischen den Eltern der verlorene Frieden ein, auf dem Weihnachtstisch prangen die bescheidenen Gaben, die doch schönste Erfüllung aller Sehnsucht bilden: eine Spieluhr in Gestalt eines Taubenschlages, ein Leierkasten an einem breiten grünen Band, eine kleine Kegelbahn und eine Kanone, ein paar Schlittschuhe für die Brüder zusammen, ein Sagenbuch, steifbeinige Holztiere unter unwahrscheinlich grünen Bäumchen, ein Säbel oder ein kleines Tesching.

Denn der kleine Träumer ist und bleibt doch zugleich ein rechter Jägerssohn, der bald schon mit dem Vater hinauszieht, um seine erste Wildente zu schießen, und der auch in allen Knabenstreichen nicht hinter dem Bruder und den ersten Gefährten zurücksteht. Früh auch zeigen sich eigenwüchsiger Stolz und unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl:

Sehr früh hat in meiner Seele eine Grundanlage meines Wesens sich gezeigt: die Unfähigkeit, einem Unrecht schweigend zuzusehen, und das Unvermögen, sich vor Menschen zu beugen, wenn die Beugung nicht gleichzeitig die vor dem Recht oder der Größe sein konnte.

Auch die Begegnung, das Zusammensein mit seltsamen und eigenartigen Menschen, zumal einer zaubergläubigen Märchentante, deren reines Herz mit frommen Ahnungen erfüllt ist, wirkt sich in dem empfänglichen und nachdenklichen Kinde noch lange aus.

Dann aber kommt die Schule in der Stadt, die erste Verbannung aus der Waldheimat. Der Vater will nicht, daß die beiden Buben aus dem Forsthaus seinen eigenen Beruf ergreifen — mit all seiner Mühsal und seinen Entbehrungen — sie sollen die Oberrealschule besuchen, um dann eine gehobene Laufbahn einzuschlagen.

Es ist nicht leicht für die beiden Kinder aus dem Walde, sich in der veränderten Umgebung zurechtzufinden:

War ich so schon als Kind auf eine unvollkommene Weise für den Kampf mit der Welt gerüstet, indem ich an einer entscheidenden Stelle die kluge Weichheit vermissen ließ, die sich Menschen und Verhältnissen nachgebend anpaßt, so war auf der anderen Seite meine Seele mit der naiven Gläubigkeit angefüllt, die aus der Kindheit aller „reinen Toren" hervorgeht und die außerdem auf eine unlösliche Weise mit einer Wirrnis von Träumen, Gespenstern, Fabelwesen und Idealgestalten verbunden war.

Zwar konnte ich vieles, was man in der Stadt nicht konnte: Steine schleudern, Kühe hüten, fischen, jagen, die Vögel an Stimme und Flug erkennen, Fährten lesen, Weidenflöten und Kuhhörner machen, mit Pferden umgehen, das Wetter voraussagen und vieles andere. Aber es war damit wie mit den Künsten einer Indianers, der in die Stadt kommt und mit allen Künsten hilflos vor der Gewalt der Steine steht.

Hart und starr sind die Lehrer, wie die ganze steinerne Welt, die sie jetzt umgibt. Aber die Seele des Knaben ist in der verlorenen Waldheimat geblieben, in die ihn seine Träume mit aller Macht der Sehnsucht zurückführen. Denn die durchschnittliche Provinzschule um die Jahrhundertwende ist gewiß wenig danach angetan, ein phantasievolles Kind zu befriedigen. In der Naturlehre löst das lebendige Bild der Schöpfung sich in tote Namen und Systeme auf, in der Religionsstunde werden Sprüche, Lieder und Psalmen auswendig gelernt, und wenn es damit nicht klappen will, dann setzt es Ohrfeigen: Da sterben all die ergreifenden Gestalten aus Kindertagen, Ruth und Joseph und das Heilandskind, um erst viel später jenseits von Schule und Kirche wieder lebendig aufzuerstehen. In der Geschichte und in der Erdkunde hagelt es wieder Zahlen und Namen und bei der geringsten Stockung Schläge auf Kinderhände. Der Mathematiklehrer doziert über die Köpfe der Kinder weg nur für ein paar Auserlesene; die anderen sind für ihn nur „Leiermänner". In der Zeichenstunde werden alte Töpfe, Würfel und Pyramiden abgezeichnet — nichts von der Landschaft, von Farbe und Perspektive.

Es ist mir, als hätten diese vier ersten Jahre bereits den trüben Bodensatz, den jedes Leben besitzt, bis zu seiner Tiefe aufgerührt. Ich habe keinen Führer, niemanden, zu dem ich voller Verehrung aufblicke und dessen Leben ich nachzuleben versuche. Die Eltern sind weit, die Lehrer sind fremd, und Gleichgültiges, Komisches und Abstoßendes erfüllt ihr Bild. Die Pensionsmutter bekümmert sich darum, daß wir uns satt essen und es gut in ihrem Hause haben; die Kameraden sind laut, roh, nach den Geheimnissen des „Lebens" begierig, und die „Jugendbewegung" ist noch nicht da, in der ein Kind in den bedenklichsten Jahren mit glühender Begeisterung zu seinem Führer aufblickt.

Fort scheint aller Einklang mit Wald und Tier. Aber noch rauschen die Wälder ihr tröstendes Lied, wenn die Kinder heimkommen, um ihre Ferienzeit im Elternhause zu verbringen. In der Sonne wogt das reifende Roggenfeld, das rote Dach des Häuschens winkt hinter der Esche, aus dem hohen Kiefernwald ertönt der erste Raubvogelschrei. Als Hirt, als Fischer, als Fallensteller betätigt sich der heranwachsende Förstersssohn. Weltfern ist ihm wieder die lärmende Stadt:

Weil ich in der Stille anfing, konnte ich dem Lauten nie ganz verfallen. Weil ich als Kind die Wälder schweigen und wachsen sah, konnte ich immer ein stilles Lächeln für das aufgeregte Treiben haben, mit dem die Menschen ihre vergänglichen Häuser bauten. Es war, als trüge ich andere Gesetze und Maßstäbe in mir, größere und strengere. Ich konnte nie mehr ganz aus dem Kreis der Natur herausfallen, und immer hielt ein letztes Band mich noch am Willen der Schöpfung fest, wenn auch rings um mich die Menschen schon längst vergessen hatten, daß auch sie Geschöpfe und nicht Schöpfer waren und an ihren babylonischen Türmen bauten, als sei es ihnen und nur ihnen allein vorbehalten, die Achse der Welt in sich zu tragen.

Ewig geheimnisvoll und unergründlich bleibt der Wald mit seinen Sümpfen und Mooren, die wir aus dem Buch von der „Majorin" kennen. Mit einem gefangenen Kranich schließt der Knabe Freundschaft, sie begrüßen sich wie Liebende: festliche Wiederbegegnung von Mensch und Tier, die noch einmal im Garten Eden zusammenfinden.

Bald darf er auch den ersten Adler schießen, wie ein richtiger Jäger; aber höher bleibt auch hier die Erwartung als die Erfüllung.

Der Bruder hält es nicht länger auf der Schulbank aus, er brennt durch, um den Buren in ihrem Freiheitskampf zu helfen — aber der jugendliche Held wird schon in Berlin wieder schmählich aufgegriffen und „wegen gröblicher Mißachtung der Schulzucht" von der Anstalt verwiesen.

Dann kommt die Konfirmationszeit:

Der Pfarrer ist da, aber Gott ist fern. Wir lernen Bibelsprüche oder bekommen einen dünnen Aufguß bürgerlicher Moral. Alles ist fremd, gleichgültig, unwirklich. Nichts rührt an unser Herz, nichts

läßt unsere Augen brennen, in dem leidenschaftlichen Wunsch, gut und edel zu werden wie die, von denen man uns erzählt.

Es ist vorbei mit aller kindlichen Gläubigkeit, und der Einsegnungstag hinterläßt nur ein dumpfes Grauen in dem reifenden Jüngling, dem jede öffentliche Enthüllung der Seele im tiefsten zuwider ist.

In der Schule ist manches besser geworden — ein neuer Direktor, gute und verständige Lehrer in den oberen Klassen, die den Zwist zwischen den gepredigten Idealen und der kümmerlichen Wirklichkeit der eigenen Umwelt zu überbrücken wissen. Glühende Freundschaft, dankbare Verehrung mischen sich in der jugendlichen Seele mit Zweifel und Weltschmerz. Die ersten Theatervorstellungen, vom „Olymp" aus schwer genug erkämpft, wühlen die tiefsten Empfindungen auf:

Oft bin ich mir dankbar bewußt, daß ich in einer Zeit aufwachsen durfte, in der das Theater keinen andern Ehrgeiz hatte, als seinem einzigen natürlichen Herrn, der Kunst, zu dienen, woraus sich denn alle anderen Dienste von selbst ergeben. In der die Klassiker weder ein Versuchsfeld für Experimente noch Lückenbüßer zwischen Premieren waren, und in der Gorkijs „Nachtasyl" oder Tolstojs „Das Licht leuchtet in der Finsternis" oder Ibsens „Gespenster" ihren wohlberechtigten Platz neben der „Braut von Messina" hatten. Das Theater als eine tiefe Bildungsmacht des Menschen hat meine entscheidenden Jahre begleitet, geformt und veredelt, und wir waren noch ein Geschlecht, das der Goetheschen „Iphigenie" oder dem „Tasso" ebenso aufgeschlossen war wie der Revolution des Naturalismus, ohne daß wir Schaden an unsrer Seele dadurch nahmen.

Wunderbar tröstet auch die Musik. Erste, reine Liebe verwandelt das Bild der Welt, weckt neue Träume aus aller lebendigen Wirklichkeit und entschwindet wieder ins Reich des Unerfüllten und Unerfüllbaren. Heilend ruft wieder der Wald, ein wunderbar wildes Land, über dem die Adler schweben und die wilden Schwäne brausen: „Noch ist überall Raum und Größe und die unendliche Einsamkeit, die bald ein Märchen sein wird in unserem Land."

Einfach ist das Leben und groß in seiner Einfachheit. Noch einmal erwacht in ewiger Jugend das Bildnis der Heimat mit aller Gewalt des schöpferischen Ursprungs:

Wenn ein Dichter jemand ist, der lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, so mag ich wohl dort und in jenen Zeiten ein Dichter geworden sein. Der Adler hatte daran teil und das Waldhorn, die roten Wolken über dem Moor und der bittere Geruch der Wälder. Sie alle erfüllten das Gefäß, aus dem ich später schöpfen sollte, und sie bewahrten sich für mich, zehn, zwanzig, dreißig Jahre lang, mit der schönen Geduld, die nur die Treue gibt.

Noch manche Stufe muß der junge Mensch jener Tage ersteigen, bis er zu sich selbst hinfindet. Seine suchende und bangende Seele kehrt ein bei Schopenhauer und Nietzsche, verliert sich auf dem Irrweg des Haeckelschen Materialismus, berauscht sich „in diesem Zeitalter glücklicher Aufgeschlossenheit" um den Beginn eines neuen Jahrhunderts, ebenso an Gottfried Keller und Wilhelm Raabe oder an Dickens, wie an Dostojewskij, Strindberg und Zola. Flammende Altäre des Herzens baut diese Jugend, von denen noch mancher wieder zusammenbrechen muß. Aber dankbar bekennt sich auch der reife Mann von heute noch zu allem Sturm und Feuer seiner Jugend, über dem sich in unerschütterlicher Kraft das Bild der ewigen Menschheitsideale erhebt. Fern sind ihm nun die Wälder der Heimat geworden, unerkennbar das Elternhaus, von Fremden bewohnt. Wo einst Hochwald stand, wachsen neue Schonungen, die Tannen ums Haus sind gefallen, die alten Obstbäume fort. Aber die Birke, die er einst als Kind gepflanzt hat, auf einem Heidekrauthügel unweit des Weges, hebt ihren weißen Stamm, ihre zarten Blätter aufwärts ins Licht.

Und da stand ich nun unter meinem Kinderbaum, der so groß geworden war, daß er auf mich herabblickte, und hatte die Hände um seine Rinde gelegt und sah die vierzig Jahre in den rötlichen Zweigen und in der Haut meiner Hände, und hörte die Stimme, die lange versunken war, und wußte nun, daß alles gut so gewesen war. Daß ein Mensch nicht fremd sein kann auf seinen Wegen, weil die Spur seiner Geleise hinter ihm herläuft, rückwärts bis zu dem Beginn seiner Kinderträume. Daß das Sichtbare sich wandelt, aber niemals das Unsichtbare, und daß das Kind uns niemals verstößt, aus dem wir aufgewachsen sind zur gegenwärtigen Form.

Knut Hamsun: Der Ring schließt sich

Von Herbert Schittenhelm

Wenn Knut Hamsun, der jetzt 77 jährige nordische Dichter, in seinem neuen Werk wieder eine seiner unbürgerlichen, wurzellosen Gestalten vor uns lebendig werden läßt, ähnlich dem August Weltumsegler in den „Landstreichern", nur noch nachdrücklicher aller satten, an das Hergebrachte gebundenen Bürgerlichkeit entgegengestellt, noch stärker das freie gelöste Leben, das Leben um seiner selbst willen verkörpernd, dann hat das seine besondere Bedeutung, die über den augenblicklichen Eindruckweit hinausreicht, den das Buch hinterläßt. Wir werden mit der Lebensweisheit eines reifen kämpferischen Mannes beschenkt, der dem Dasein viele Geheimnisse abgerungen hat; es ist die Mahnung eines Welterfahrenen an uns, daß wir die Eitelkeiten unseres kleinen Lebens abtun sollen, eine Predigt gegen alle leere Zivilisation, gegen Gewinnsucht und übermäßige Wertschätzung des äußeren Wohlergehens.
Nicht daß Abel, der willensschwache, gleichgültige, heimatlose Vagabund uns Vorbild sein sollte, niemals — aber seine erhabene Verachtung des Strebertums und des Durchschnitts, seine rücksichtslose Überwindung der Not des Körpers soll uns hinweisen zum wahrhaftigen Leben, zu einer Form unseres Daseins, die nicht abhängig ist von ersparten Pfennigen und nicht von den Zufälligkeiten des Existenzkampfes. Und damit kehrt Hamsun selbst, nachdem er in seinen Werken die ganze Strecke menschlicher Leidenschaften und Schwächen abgeschritten hat, freiwillig zum bitteren Anfang zurück: der Ring schließt sich. Damals, in seinem Roman „Hunger" hat er die graue Not der Existenzlosigkeit geschildert; heute spricht er aus, daß es nicht so schlimm ist, zu hungern und zu frieren; winzig klein sind ihm die Schicksale derer, die sich immer nur darum bemühen, sie sind ihren Sorgen hilflos preisgegeben und scheinen ihm belächelnswert in ihrem Eifer um ihr Wohlergehen. Über aller Gewalt des Schicksals steht aber jener, der das selbstgenügsame Streben überwunden hat und Herr seiner Wünsche ist. So müssen wir den neuen Roman Hamsuns verstehen, der, von aller Schwere gelöst, ein Meisterwerk dichterischer Gestaltung ist.

Das Leben in der abgelegenen kleinen norwegischen Hafenstadt ist so alltäglich wie sonst irgendwo; die Männer betreiben mit Wichtigkeit und Ehrgeiz ihre Geschäfte, einmal geschieht ein Unglück, einmal heiratet jemand, einer glaubt seinem Glück durch einen kleinen Betrug auf die Beine helfen zu müssen; dann gibt es wirtschaftliche Not, Liebe, Haß, Eitelkeit, Mißgunst, Eigennutz und Hilfsbereitschaft — kurz, es ist das menschliche Leben schlechthin, das sich hier im kleinen Kreise abspielt.

In dieser Stadt des menschlichen Durchschnitts wohnte auch Abel, der seltsame abseitige Mensch, im Gegensatz zu der geschäftstüchtigen Betriebsamkeit seiner Mitmenschen, die ihr eigenes Schicksal so wichtig nehmen, eine Gestalt echt Hamsunscher Prägung, über die einer der Bürger in plötzlicher Erkenntnis einmal sagte: „Wir andern bringen es zu dem bißchen, was wir sind, weil wir so durchschnittlich sind. Er ist aus einem Grenzland, das uns unbekannt ist."

Abel war der Sohn des alten Kapitän Brodersen, der nun den Wärterposten auf dem Leuchtturm hatte. Dort wuchs der Knabe auf. Er war ein vorlauter, flinker, dabei hilfsbereiter Junge von ungewöhnlicher Findigkeit und mit den geschicktesten Händen. Er konnte alles, wußte immer Rat, nur nicht für das Verlangen seines eigenen Herzens, das von früher Knabenzeit an für Olga, die schöne, hochfahrende Apothekerstochter schlug. Nein, sie konnte ihn nicht leiden, den sommersprossigen, unansehlichen Jungen, sie trieb ihren Spott mit ihm, mochte er auch noch so verzweifelte Anstrengungen machen, um ihr zu gefallen und ihretwegen sogar einen Kirchendiebstahl begehen.

Sie brachten die Sache gemeinsam in Ordnung, machten den Schaden gemeinsam wieder gut. Es gelang ihm, den Kirchenschlüssel ebenso geschickt von dem Nagel an der Wand zu stehlen, wie er das Armband vom Handgelenk Jesu genommen hatte. Olga ging in der Kirche von einem Fenster zum andern und hielt Ausguck, während er das Armband wieder an seinen alten Platz hängte.

Aber er gewann nicht ihre dauernde Neigung durch diesen närrischen Einfall, im Gegenteil, sie drohte ihm manchmal boshaft und pochte darauf, daß sie etwas von ihm wisse und daß sie ihn bestrafen lassen könne. Sie war eine verfluchte Hexe, und er mußte sie fürchten.

Vierzehnjährig ging Abel zur See; man setzte allgemein große Hoffnungen auf ihn. Anfangs ging es auch ordentlich; doch nahm er seinen Seemannsberuf bald nicht mehr ernst. Amerika lockte ihn, er trieb sich drüben herum, kam in schlechte Gesellschaft und begann ein unstetes Leben. Schließlich ließ er sich in Kentucky nieder, heiratete und führte mit seiner Frau zusammen das sorglose, naturergebene Leben der farbigen Eingeborenen.

Plötzlich war er wieder daheim, verwahrlost, mit schmutzigem Hemd und abgerissenem Anzug, ohne Gepäck, aber mit dem weltüberlegenen, unerschütterlichen Gleichmut, der ihm aus den Wirbeln seines bisherigen Daseins zugewachsen war. Er kam allein: seine Frau war tot, und ihr Ende schien ein Geheimnis zu verbergen. In der Heimat hatte sich viel geändert. Olga hatte geheiratet, den Rechtsanwalt Clemens Hardevogt; sie war eine Weltdame geworden und das modische Vorbild der Stadt. Abel machte ihr einen Besuch.

Wie er sie da zum erstenmal sieht, sitzt sie nicht mit einem Buch da und schlägt ein Paar träumerische Augen auf, nein, sie hat kurzes Haar, raucht eine Zigarette, ist im Overall und hat rotlackierte Nägel. Wir sind modern, und wir sind so hirnlos im Kopf, und wir haben einen so mageren Hals und keine Brust.

Sie sprachen von Abel und den Veränderungen in der Stadt, bis er plötzlich sagte:

„Ja, Olga, und du hast dich also verheiratet!"

„Wie —?" sagte sie.

„Es ist merkwürdig, wenn man sich das so vorstellt."

Sie erholte sich rasch wieder und lächelte, sie war eben doch eine Dame: „Ja, allerdings habe ich geheiratet. Das tun wir doch alle. Du hast ja auch geheiratet, soviel ich hörte."

„Ja. Zum Schluß."

„Hätte ich denn auf dich warten sollen?" fragte sie lachend.

„Nein. Ich hatte ja keine Aussichten."

„Nein."

„Ich hatte nicht den Mut, etwas zu sagen, als ich das letztemal daheim war."

„Ja aber, Abel, das hätte wohl auch nichts genützt", meinte sie voll Schonung.

„Nein", gab er zu. „Aber es hätte etwas nützen sollen."

„Ja, du bist ein Sonderling, Abel. Die Welt wäre wohl nicht untergegangen, auch wenn wir einander nie mehr wiedergesehen hätten."

Abel hatte von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen geerbt, dessen Besitz er nun antrat, ohne Plan, ohne Interesse. Er nahm es wie einen Segen der Natur, lebte davon, verschwendete und verschenkte das Geld. Aber noch etwas fand er bei seiner Rückkehr vor: eine Stiefmutter. Und das war eine merkwürdige Sache: Lolla, die junge, feste, tüchtige Lolla, die kaum älter war als er selbst, hatte seinen alten greisenhaften Vater geheiratet, um einen Betrug zuzudecken, den ihr eigener Vater mit Broderfens Unterschrift begangen hatte. Nun hatte sie den gebrechlichen Kapitän durch seine letzten Jahre mit ihrer Fürsorge umgeben und sich zugleich das Recht genommen, von seinem Geld die Schulden ihres Vaters abzuzahlen. Sie war ein guter, verläßlicher, gesunder Mensch, und nach Abels Rückkehr wandte sie ihm die ganze strömende Wärme ihres mütterlichen Herzens zu. Mit ihr sprach er sich auch über seine Frau und über das Leben drüben aus.

„Ging es dir so schlecht mit ihr?"

„Mit Angèle? Nein, nein, es ging mir gut. Sie war wunderbar zu mir. Ich war heruntergekommen, das war sie auch, wir lebten beide so dahin. Das taten die anderen rings um uns auch. Alle Menschen kamen nur immer mehr und mehr herunter, manche hatten vielleicht eine Flasche Milch oder einen Maiskolben zum Leben, andere gingen herum und froren nur, niemand kam zu Angèle und mir und wollte etwas von uns . . . Du meinst wohl, es ist schlimm, wenn man wenig zu essen und keine Kleider hat, aber darauf kommt es ja gar nicht an, wir waren selig miteinander wie wilde Tiere . . . Wir gehörten beide auf denselben Weg und gingen einander nach. Ab und zu machte ich ihr eine Freude mit einem Huhn vom Farmer. Es gab Fische genug im Streamlet, und im Herbst fanden wir überall Früchte. Ich setzte auch süße Kartoffeln.

Lolla, bedrückt: „Hättest du nicht fortgehen und dich retten können? Es ist doch nicht gut, ein wildes Tier zu sein."

„Doch, das war gut."

„Du warst so strebsam in Kanada."

„Ja. Das ist lange her."

„Du glaubst nicht, daß es gut ist, strebsam zu sein?"

„Manche sind strebsam und unternehmend", erwiderte er. „Zum Beispiel der Farmer bei uns. Eine kleine, elende Farm, vierzig Acres, aber er war unternehmend und wollte vorwärts im Leben und es auf achtzig Acres bringen. Einmal hörten wir Geschrei an seinem Fluß unten, und Angèle und ich

gehen hin. Es war nur der Farmer mit seinem Neger; er war gerade im Begriff, den Neger mit einer Hacke zu erschlagen, weil der nicht arbeitete. Aber als wir kamen, hatte der Neger Zeugen für seine Notwehr, und da war es der Farmer, der starb. War es nun also so viel besser, unternehmend zu sein und vorwärts zu streben? Angèle und ich, wir wollten keine achtzig Acres Land haben, uns ging es gut."

Lolla wandte alle ihre Tatkraft an, aus Abel etwas zu machen. Auf ihr Drängen hin ließ er sich ein paar neue Anzüge schneidern und begann sich ein wenig zu pflegen. Er ließ sich von ihr vorwärts treiben, arbeitete in einer Gärtnerei, wurde sogar Betriebsleiter in der Sägemühle; aber plötzlich hörte er wieder auf, es interessierte ihn nicht mehr. Schließlich wollte sie ihn soweit bringen, die Seemannsschule zu besuchen und das Steuermannsexamen zu machen. Er verschob es immer wieder, und als er schließlich doch ging, war es ihm nachher doch zu mühevoll, und er kehrte bald wieder zurück. So blieben am Schluß von seinen bürgerlichen Bestrebungen nur die neuen Anzüge übrig, in denen er blieb, was er war: ein Tagedieb, der in der Stadt herumschlenderte.

Lollas Fürsorge wurde Abel bald lästig. Olga sah er selten und kam ihr nicht näher, sie spielte die Dame. Da war aber noch Lili, die hübsche, schmiegsame, gefügige Freundin seiner Jugend, die nun zwar auch mit seinem Freunde Alex verheiratet war, sich aber doch gerne seiner annahm. Von den Kindern, die sie Jahr um Jahr zur Welt brachte, waren zwei die seinen; das wußte er. Und so fühlte er sich auch verpflichtet, einzugreifen, als ihr Häuschen versteigert werden sollte. Er kaufte den Gläubigern das Haus ab, allerdings ohne sich selbst den Besitz zuschreiben zu lassen. Auch Olga fand plötzlich den Weg zu ihm und pumpte ihn geradeaus um 2000 Kronen an, da ihr Mann sich an einer ihm anvertrauten Kasse vergriffen hatte. Sie sagte selbst, daß es ihre eigene Schuld sei, weil sie immer so große Wünsche hatte, die Clemens ihr dann erfüllen wollte:

Abel fragt: „Wieviel brauchst du im ganzen? Sei doch nun ruhig."

„Er sagt zweitausend."

„Ist das nun der Mühe wert, sich so aufzuregen?"

„Findest du das nicht? Ach, Abel, Gott segne dich!"

„Willst du hier sitzen bleiben und warten oder willst du mitgehen?"

Er holte ihr ohne Aufschub selbst das Geld auf der Sparkasse. Aber nun kam auch noch Robertsen, der einstige Steuermann seines Vaters, und zwang ihn durch ein Betrugsmanöver, ihm ebenfalls eine größere Summe zu geben. Abel war der Wohltäter der Stadt, aber er selber hatte plötzlich nichts mehr. Was machte ihm das schon aus, er zog in einen freistehenden Schuppen auf dem Lagerplatz, richtete sich mit alten Möbeln ein und war nun fast so glücklich wie in Kentucky. So lebte er lange, kam regelmäßig zu Lili, erschwindelte sich irgendwo das bißchen Nahrung, das er brauchte, und ging Lolla aus dem Wege, die indessen einen großen Schlag geführt hatte. Mit dem Geld, das Abel ihr aus dem Vermögen seines Vaters zugewiesen hatte, kaufte sie auf lange Hand die Aktienmajorität des Milch- und Passagierschiffes „Sperling", das tägliche Fahrten an der Küste entlang unternahm. Auf diese Weise erreichte sie auch, daß Abel die Führung des Dampfers übernehmen konnte. Sie holte ihn aus seinem Schuppen heraus und kaufte ihm eine prächtige Uniform. Nun war er doch noch Kapitän geworden, und er war selber mächtig stolz darauf. Lolla übernahm die Bewirtschaftung des Schiffes und sorgte dafür, daß dem Herrn Kapitän der gebührliche Respekt erwiesen werde. Er holte auch Alex aufs Schiff, der bisher arbeitslos war; es ist für alle ein großartiges Leben. Abel ist ein tüchtiger Kapitän, er sorgt für Ordnung, ist liebenswürdig zu seinen Passagieren, die gerne mit ihm fahren, und freundlich und korrekt zu der vierköpfigen Mannschaft.

Aber alles Tun verliert bald wieder seinen anfänglichen Reiz. Über Abel kommt wieder die alte Sehnsucht. Er spricht zu Lolla wiederum von Kentucky:

Hier kostete das Leben fast nichts, ich fischte ein wenig im Streamlet und steckte süße Kartoffeln und trieb mich nachts herum und fand fast immer etwas in der Umgegend. Es ging uns gut.

Ja, das hört sich so an!

Hört sich's so an? In Abels Gesicht steigt eine jähe Röte auf, und er bricht aus: Ich will wieder dorthin!

Lolla: Was willst du?

Spaß, Lolla, versteh doch einen Spaß. Aber einmal, ehe ich sterbe, will ich gern — dort ist doch zum Beispiel ein Grab —

Dann kommt Pfingsten. Abel hat sich in Zivil gekleidet und geht mit Lolla an Land. Der große Küstendampfer legt an, Abel hat seine

Pläne, er sucht Lolla abzulenken, und schließlich, als der Dampfer gerade abfahren will, rennt er los.

Es ist zu spät, der Küstendampfer hat losgeworfen, er machte seinen gewohnten Bogen nach achtern, um zu wenden, ein Ruderboot kann ihn noch einholen. Ein Ruderboot — Abel hat ein, zwei, drei Ruderboote der Reihe nach daliegen, er läuft zum ersten, bindet es los und nimmt die Ruder. Das Wasser schäumt rings um ihn, und er erreicht den Dampfer, als dieser dreht. Ein Tauende! ruft er, gibt dem Ruderboot mit dem Fuß einen Stoß nach rückwärts und schwingt sich an Bord.

Er steht auf Deck und schaut zurück. Der Kai ist jetzt von Menschen verlassen, nur Lollas hohe Gestalt ist zurückgeblieben.

Man wartete vergeblich auf seine Rückkehr.

Wieder verschoben sich die Verhältnisse, Lolla gab Abel auf und heiratete Clemens, Olgas ersten Mann, den sie verlassen hatte, weil er doch nicht die Mittel besaß, ihren Ansprüchen gerecht zu werden. Nun war sie die Frau des tüchtigen und reichen Kaufmanns Gulliksen geworden.

Mit dem „Sperling" geschah nach Abels Weggang ein Unglück; das Schiff ging zugrunde und mit ihm Abels Aktienpaket. Alex war wieder arbeitslos. Niemand dachte mehr an Abel, nicht einmal Lolla, so sehr war sie in ihre Ehe hineingewachsen.

Da kam er plötzlich zurück, stark, wettergebräunt und aufrecht. Er wohnte wieder im Schuppen. Lolla erzählte ihm von den verlorenen Aktien, aber es interessierte ihn nicht. „Du sollst dir keinen Kummer machen wegen der Aktien", sagte er. „Du hast statt dessen einen ausgezeichneten Mann bekommen, bist gut verheiratet und hast ein Heim und eine Stellung und alles, was das Herz begehrt."

Auch zu Alex und Lili kam er wieder, sie glauben an ihn, und wirklich gelang es ihm auch, dem Mann eine neue Stellung zu vermitteln.

Du bist ein großartiger Mensch, Abel! sagte Lili zu ihm.

Einmal traf er Olga, und sie sprachen lange miteinander. Sie schien sich plötzlich seiner anzunehmen und ging sogar mit ihm in den Schuppen. Sie ist es nun, die ihn dazu antreiben will, etwas zu tun und etwas zu werden. Sie möchte gerne mit ihm reisen, sagte sie, auch klagte sie ihm, daß sie von ihrem Mann keine Kinder bekomme. Abel liebt sie immer noch, die schöne, kluge, berechnende Frau. Ihr als der Einzigen gesteht er sogar das Geheimnis um Angèle, daß nämlich er es war, der sie damals aus Eifersucht erschossen hat. Darauf ließ sich Olga nicht mehr sehen, nur Lili war oft bei ihm, das war das Alltägliche. Aber überraschend stand Olga einmal wieder in der Tür seines Schuppens. Sie schlingt die Arme um seinen Hals und küßt ihn. Am nächsten Abend ist sie wieder da.

Ist Abel nun am Ziel? Nein. Olga gesteht ihm hinterher, daß sie sich ihm nur um der Sensation willen hingegeben hat, einen Mörder geliebt zu haben.

Die Zeit geht hin. Es wird wieder Winter. Abel hat keinen Ofen. Aber es ist ihm alles gleich. Noch einmal fiel ihm Geld zu, aus dem Erbe Robertsens; er kleidete sich wieder gut, trat als Weltmann auf und war wieder geachtet. Aber auch dieses Leben fand nicht mehr sein Interesse.

Das war das Langweilige für einen Geldmann: er war zur Untätigkeit gezwungen. Er brauchte jetzt nicht mehr darüber nachzugrübeln, wo er um Gottes willen seine nächste Mahlzeit hernehmen sollte, er hatte auch Kleider im Überfluß, ein Dach über dem Kopf, ein Bett.

Olga hielt sich seit damals fern und kannte ihn nicht mehr. Bald war auch das Geld Robertsens vertan, und es begann wieder die alte Not. Er fror im Winter, hungerte, lebte von kleinen Diebstählen und Einbrüchen. Aber nun war vollends alles gleichgültig. Nichts hatte mehr Macht über ihn, nicht Hunger, nicht Kälte und nicht mehr die Liebe. Viele Damen der Stadt begannen, sich in wohltätiger Weise um ihn zu bemühen. Und es war auch eine vermögliche Witwe darunter, die ihn gern an ihrer Seite gesehen hätte. Er ging darüber hinweg.

Olga bekam ein Kind. Aber ihn kennt sie nicht mehr; sie war wieder ganz Frau Gulliksen, und Abel war ausgelöscht.

Einmal kam noch Clemens zu ihm in den Schuppen, um mit vielen Entschuldigungen endlich den Rest von 1000 Kronen aus der alten Schuld zurückzuzahlen, die seine erste Frau damals für ihn bei Abel aufgenommen hatte. Mit diesem Geld verließ Abel zum letztenmal die Stadt . . mit dem Ziel Kentucky.

Abschied von Joseph Conrad

Joseph Conrad / Spannung

Von Martin Platzer

Es hat immer etwas Wehmütiges, das letzte Werk eines Dichters, den man liebt, in Händen zu halten. Hier aber verstärkt sich dieses Gefühl; denn Conrad scheint selber geahnt zu haben, daß ihm die Vollendung nicht vergönnt sein würde. Fast verzweifelt wirft er sich in die Arbeit an dem Buche, an dem er jahrelang geschrieben hat. „Es ist wie eine Verfolgung in einem Angsttraum, verheerend und erschöpfend", klagt er in einem Briefe an Galsworthy. „Die Nachricht, die Sie mir mitteilen, einen Roman beendigt zu haben, gibt mir etwas Trost; es gibt also Romane, mit denen man fertig wird, also warum nicht der meine?"

Es sollte nicht sein. Nur bis zum Anfang des vierten Teils gedieh das Werk, das schon in seinem Thema, der Unruhe, des Unbehagens, der Erwartung, des Wechsels zwischen Verlangen und Hoffnung sinnbildlich für die seelische Lage Conrads ist. — Sinnbildlich aber auch für das ganze Wesen dieses Dichters, der immer von Geheimnis, von Rätseln umwittert ist. Conrad war zugleich echter Seefahrer und ein scharfsinnig wägender Analytiker. Was soll man mehr lieben an ihm? Die Schilderung der See und der Tropen? Seine frühen Bücher „Jugend", „Lord Jim" oder „Taifun" und den „Neger vom Narzissus" mit der unvergeßlichen meisterlichen Gestaltung des Sturmes? Oder die analysierenden Romane „Spiel des Zufalls", „Der goldene Pfeil", „Der Geheimagent", „Mit den Augen des Westens"? Oder „Die Rettung", die Almayer Bände, in denen der Urwald nur ein Gleichnis für die verworrenen Pfade des Menschenherzens zu sein scheint?

Aus der Einsamkeit ferner Zonen kehrte Conrad zur menschlichen, zivilisierten Gesellschaft zurück, da ja für die Erprobung des Menschen der Mensch stets erst der rechte Widerpart ist — mochten auch seine früheren Helden nur mit der Natur im Kampf, mit den Menschen aber in Frieden leben. Der Mensch war ja Conrad von je die Hauptsache gewesen, und so schließt sein letztes Werk, allen sichtbar, diesen Ring.

Die Absicht, einen Roman zu schreiben, in dem er das Leben Napoleons in ein bestimmtes Licht rücken konnte, begleitete den Dichter sehr lange. Ihm, dem gebürtigen Polen, von dessen Familie mehrere als Offiziere in den Armeen des Korsen gedient hatten, war die Sympathie für den Kaiser von Kindheit an vertraut, ebenso der Schauplatz der Handlung. Und wir wissen, daß für Conrad, der sich immer vornahm, „sehen zu lassen", die persönliche Bekanntschaft mit einer Örtlichkeit Voraussetzung für sein Schaffen war. Als junger Seemann aber hatte er die westlichen Küsten Italiens befahren, es war also nicht ein äußerlicher Anreiz, der ihn in diesem Falle zum Schaffen zwang, es war das träumerische Versinken in eigene Kindheits- und Jugenderinnerungen, das hier die Schöpfung auslöste. Und wenn er sich in diesem Werke mehr als sonst in seinen Büchern an historische Persönlichkeiten hielt, so dürfen wir in dem Helden des Buches wohl mit Recht den jungen Dichter selber erkennen, in aller Unausgeglichenheit seiner seelischen Haltung.

Und so ist das ganze Buch ein Abschied, schmerzlich und voll Trauer und doch auch voll vom Dank an das Leben . . .

Cosmo Latham, ein junger Engländer, sitzt eines Abends auf der Plattform eines „kurzen, runden Turmes" am Ende des Landungssteges des Hafens von Genua und blickt auf ein Schiff, das draußen auf der Fahrt nach Elba durch die Flaute aufgehalten wird. In Elba aber wird Napoleon gefangen gehalten, und schon wird mit einigen knappen Worten das Kraftzentrum deutlich, das mit ungeheurer Intensität das ganze Werk beherrscht. Cosmo selbst freilich fühlt sich mehr von der zauberhaften Schönheit des Landschaftsbildes, dieses scheinbar friedlichen Abends berührt, als von den Ereignissen der Weltgeschichte. Seine jugendliche Unbekümmertheit fragt auch nicht danach, ob „ein hagerer Mann in einer schäbigen Matrosenbluse mit einer seltsamen Mütze,

von der eine Troddel herabhängt, der sich neben ihm auf die Lafette eines Geschützes stützt, durch die Nähe des Fremden etwa gestört wird. Er überhört auch alle mehr oder weniger deutlichen Aufforderungen, das Feld zu räumen. So wird er unfreiwilliger Zeuge, wie eine geheime Botschaft, die nach Elba gehen soll, in ein Boot geschmuggelt wird. Und schon ist aus dem harmlosen englischen Spaziergänger ein Mitverschworener geworden; schon hat der große Korse auch ihn in seinen Bann gezogen, seine mächtige Gestalt wirft ihren Riesenschatten auf alle kommenden Ereignisse.

Und es enthüllt sich das eigentümlich Nachtwandlerische, das über allem Tun und Erleben des jungen Engländers liegt. Er scheint ein Lieblingskind des Schicksals zu sein, das ihn nicht nur in den Knotenpunkt historischer Ereignisse bringt, sondern auch aus den verzwicktesten Situationen immer wieder heil herausführt. Die Gründe, die ihn selbst nach Genua geführt haben, liegen freilich auf einem ganz anderen Gebiet. Sein Vater hatte einst eine Italienerin geheiratet, mehr aus Pflichtgefühl denn aus Liebe. Diese gehört der Tochter Adèle eines französischen Emigranten, den der reiche Lord in der Revolution ein Unterkommen und freigebigste Unterstützung gewährt hatte. Adèle hat ihre Hand einem sehr fragwürdigen Abenteurer gegeben, einem märchenhaft reichen, aber gesellschaftlich-unmöglichen „Grafen" Montevesso, um ihren Eltern einen gesicherten Lebensabend zu bieten. Sie muß diesen aus edelsten Motiven gefaßten und doch falschen Entschluß mit einer durch und durch unglücklichen Ehe büßen. Nach der Restauration wurde der Marquis schließlich französischer Gesandter am Hofe von Turin und lebt fortan in Genua bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohn. Sie hausen mit einer seltsamen Dienerschaft im Palazzo Rosso, einem unheimlichen, unübersichtlichen, zu Mord und heimlicher Gewalttat gleichsam herausfordernden, ungeheuer weitläufigen Gebäude.

Und es kommt, wie es kommen mußte: Cosmo besucht Adèle auf Wunsch seines Vaters und wird von ihrer Schönheit bezaubert. Der Graf, der an sich schon von Eifersucht geplagt wird, merkt natürlich das beginnende Spiel und schmiedet mit südländischer Geschmeidigkeit ein Komplott gegen den Fremden. Menschenleben sind ja billig in jenen Tagen.

Ehe es aber zu diesen letzten Verwicklungen kommt, muß Cosmo die eigentümliche Atmosphäre Genuas in jener Geschichtsperiode aufs stärkste an sich erfahren. Er erlebt, wie Napoleon alle Menschen regiert, die den Segen des Genies und seinen Fluch widerwillig oder in begeisterter Hingabe verspüren. Cosmo selbst hat „die merkwürdige Empfindung seiner Nähe. . . . Jedesmal, wenn drei Leute zusammen sind, ist es fast so, als ob auch er dabei wäre." Gerüchte schwirren auf von geplanter Ermordung, von Entführung. Genua mit seinen heißen, schattenlosen Plätzen, seinen dunklen Gassen ist erfüllt von fragwürdigen und abenteuerlichen Gestalten, von Sbirren und Verschwörern, von Österreichern und englischen Seeleuten. Sie kommen und gehen, in einer seltsam ironischen Beleuchtung gesehen, und sind in ihrer Ungewißheit überaus geschäftig.

Mitten in all dem nun erblüht die Liebe Cosmos zu Adèle, süß und betörend und vom Tode bedroht. Denn da auch eine seltsame Tochter Montevessos in ihrer animalischen Triebhaftigkeit wie besessen von dem jungen Engländer ist, erscheint dem Grafen die Beseitigung Cosmos fast als eine sittliche Notwendigkeit. Aber wieder tritt Cosmos Schutzengel in Tätigkeit.

Statt nach dem Palazzo Rosso zu gehen, lenkt Cosmo seine Schritte nach dem Hafen. Wieder sitzt er wie zu Beginn des Buches im Abendschatten am Fuße des „runden dicken Turmes", wieder taucht jener „Mann mit der seltsamen Mütze, von der eine Troddel herabhängt", auf. Und diesmal geht es nun wirklich auf Leben und Tod. Jener Mann ist ein von den Sbirren und den Österreichern verfolgter Anhänger Napoleons. Schon soll er gefangen werden, da steckt er im letzten Augenblick dem armen, nichtsahnenden Cosmo die gefährlichen Dokumente zu. Statt des Verschwörers wird Cosmo gefangen. Eine Rettung scheint nicht mehr möglich. Da wird er bei der Überfahrt im Hafen von den Verschwörern doch noch befreit und auf das offene Meer entführt. „Sagen Sie mir, was tue ich eigentlich hier?" fragt er Attilio, als er in die Freiheit fährt. Er weiß er selber nicht, und wir auch nicht. Erschütternd offenbart sich die Macht des Schicksals, dessen blinde Opfer wir sind, das mit uns spielt wie mit Puppen, uns tanzen läßt an den Drähten und uns schließlich achtlos in den Kasten wirft.

Das ist der Roman Cosmos, oder vielmehr der Anfang, denn das Buch ist eigentlich nur als eine Einleitung zu betrachten, obwohl es in sich von schöner künstlerischer Geschlossenheit ist. Und doch liegt sein Wert nicht in der spannenden Fabel, die manchmal etwas Filmartiges hat in ihrer raschen Abwicklung aufregender Ereignisse, im raschen Wechsel der Schauplätze. Sein Hauptreiz liegt im Atmosphärischen, im Einfangen der Spannung, in der aufgeregten Ungewißheit, die über allem liegt und durchaus ins Seelische projiziert ist: „In den ganzen Mittelmeerländern herrscht eine unruhige gespannte Stimmung. Das Schicksal von Nationen ist noch in der Schwebe."

Conrad schrieb jahrelang an dem Buch, in das er viele Erinnerungen an die eigene Jugend verwob, aus der Zeit, da er selbst als junger Seemann die Küsten des Mittelmeers befuhr.

Spannung also nicht im landläufigen Sinne, sondern in einer höheren Bedeutung beherrscht das Werk. Und etwas wie Wehmut ergreift uns, daß der Tod dem Dichter die Feder aus der Hand nahm. Ein Fragment blieb uns so, das doch schon in sich geschlossen und vollendet ist. Anfang und Ende fügen sich zu einem Ring zusammen, und wie eine Voraussage des eigenen Todes mutet das Ende des alten Schiffers an, der das rettende Boot in die Freiheit steuert, und der erst am Ziel in der Kammer geht, um zu sterben. „Wo ist jetzt sein Stern?" sagte Cosmo, nachdem er eine Weile schweigend zu Boden geblickt hatte. „Signore, er sollte erloschen sein", erwiderte Attilio mit absichtlicher Betonung. „Aber wem wird er am Himmel fehlen?"

Ein wehmütiger Ausklang — und doch schwingt in dem ganzen Buche die Tapferkeit, die weiß und erkennt und trotzdem bejaht . . .

Charles Morgan — ein Dichter der Besinnung und Vollendung

Von Dr. H. Höpfl

„Die Kunst ist Botschaft einer Wirklichkeit, die mit anderen Mitteln nicht zum Ausdruck gebracht werden kann" — diese Worte Charles Morgans künden von der hohen künstlerischen Auffassung, unter deren Gesetz dieser große englische Dichter seine Romanwerke gestaltet. Zwei der wertvollsten unter ihnen liegen nun auch in guten deutschen Übertragungen vor: „Der Quell" und „Die Flamme" (beide Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Der Held des ersten Romans ist ein in Holland internierter englischer Offizier, Lewis Allison, der die Zeit seiner Gefangenschaft nutzt, um ein Werk über das kontemplative Leben zu schreiben, das ihn seit langem beschäftigt; in sich selber will er zuerst Besinnung und Läuterung erleben, und das ist ihm wichtiger als die Niederschrift seines Werkes. In dieses um seine Vollendung ringende Leben tritt eine Frau, Julie, die englische Gattin eines an der Front kämpfenden deutschen Offiziers, den sie ohne Liebe heiratete. Das furchtbare Weltgeschehen dröhnt unheilschwer herüber. Julie wird Schicksal und Erlösung für ihren Jugendgefährten Lewis; sie finden sich in einer tiefen Seelengemeinschaft nach langem Widerstreben, der aber noch eine letzte, schwere Prüfung folgt: Rupert von Narwitz, Julies Gatte, kommt schwerverwundet nach Holland. Nun weitet sich diese Dichtung zur Tragödie aus. Rupert, der Sterbende, ringt in einem furchtbaren Seelenkampfe um das Vergessen alles dessen, was ihn im Leben zurückhält. „Es ist nicht Haß, was mich wünschen läßt zu vergessen", sagte er. „Aber meine Liebe zu dir, Julie, die nicht aufgehört hat, Liebe zu sein, Liebe in ihrer ganzen Fülle, nach der Schätzung dieser Welt — sie gehört zu den Dingen, die ich zurücklassen muß. Sie fesselte mich an das Leben, nun muß sie einwilligen, daß ich gehe."

Aber auch Lewis Allison, der englische Offizier, der in der Liebe Siegende, findet zu Rupert von Narwitz, dem deutschen Offizier, dem im Sterben hoch und ganz Vollendeten. Beider Leben war verflochten durch die gleiche Suche nach der Läuterung ihrer Seelen. „Sobald wir im Verstande erkennen, daß Verlust Freiheit ist,

sind wir wahre Philosophen; wenn aber Verlust Freiheit geworden ist, dann sind wir im Staunen vor dem Wunder getauft und reif zu sterben." Das war Ruperts letztes Gespräch mit Lewis über jenes Ideal des besinnlichen Lebens, das sie beide zu erreichen suchten, jenes Ideal, um das die großen Mystiker rangen: der Ausgleich zwischen Innen und Außen, Gott und Mensch, Seele und Körper oder Ich und Welt, wie man auch immer diese Polarität bezeichnen mag, deren Überbrückung Läuterung und Frieden bringt.

Die Stärke Charles Morgans — die organische Verbindung von tief philosophischer Fragestellung mit dramatischer Bewegtheit des inneren und äußeren Geschehens, das Ineinanderwirken einer hohen geistig-seelischen Haltung und einer genialen Griffsicherheit für dramatisch belebbare Stoffe finden wir wieder in seinem vorerst letzten Werke „Die Flamme". Wieder ist es ein Künstlerleben, das im Mittelpunkte steht: das Leben des Lyrikers und Romandichters Sparkenbroke. Jugend, Reife und Tod dieses Mannes umspannt das Buch, das Morgans Stellung in der englischen Literatur endgültig gesichert hat — ein Hoheslied von Liebe, Kunst und Tod. Die Gestalten dieses Werkes — George Hardy, Mary Leward und vor allem Lord Sparkenbroke selbst — sind wiederum mit einer solchen Meisterschaft der Menschendarstellung gezeichnet, daß ihr Bild lebendig im Gedächtnis haftet. Dazu tritt der tiefe Ernst der Fragestellung: der Frage nach der inneren Verwandtschaft von Liebe, Kunst und Tod, die Sparkenbroke zu lösen sucht — in seinem Leben wie in seinem Werke über Tristan und Isolde? „Ich glaube, der Genius ist die Kraft zu sterben. In der Liebe, in der Dichtung — wie du willst — aber zu sterben", sagt Sparkenbroke zu Mary. Mary steht zwischen Sparkenbroke und ihrem Gatten, Dr. Hardy, zwischen dem innerlich zerrissenen, vom Tode überschatteten Dichter und dem lebenstüchtigen, in sich gefestigten Manne, den sie in allmählichem Wachsen lieben und achten lernte, wenn auch immer unter der Gewißheit lebend, daß sie dem magischen Zauber der Persönlichkeit Sparkenbrokes nicht widerstehen könnte. Sie sucht die Lösung dieser untragbaren Spannung in vorzeitigem Tode, findet aber die Rettung an der Seite ihres Mannes, als ihr Versuch mißlingt. Auch Sparkenbroke erringt nach einem langen inneren Kampfe sein Ziel. Die Kraft der Imagination hatte ihn in früher Jugend schon den Tod begreifen lassen als den „Wiedereintritt in eine dauernde Wirklichkeit, von der Geburt und sinnliches Dasein nur Abschweifung sind". Zu der Sparkenbroke-Gruft hatte es ihn immer geheimnisvoll gezogen. Und als ihm in dieser Gruft nach einem Leben des inneren Kampfes die Gewißheit der göttlichen Gegenwart wird, die er vorher nur als das mittelbare Wesen alles Erschaffenen geahnt hatte, da findet er die Vollendung in einem Tode, dessen Schatten schon lange über ihm lag und den er ersehnt hatte, nicht als Verneinung der Wirklichkeit, sondern als den Eintritt in ein dauerndes Sein.

So durchzieht der Gedanke von der schöpferischen Vorstellungskraft diese Werke Morgans. „Was wir wünschen und verlangen, erreichen wir nicht notwendig, aber was voll und ganz in unserer Vorstellungskraft lebt, wird Wahrheit für uns — zum Guten oder Bösen . . . Die Funktion des Künstlers ist nicht, zu argumentieren und zu überreden, sondern die Vorstellungskraft des Lesers bewegend anzuregen und zu nähren." (Aus einem Briefe Charles Morgans an den Verfasser.) Darin liegt Wunder und Geheimnis dieses großen Romandichters, daß er den Mut zu tiefernster Fragestellung mit der Meisterschaft künstlerischer Gestaltung und höchstem erzählerischem Können in sich vereint.

Elisabeth Goudge: Inselzauber

Von Charlotte Glatz

Die normannische Insel Guernsey ist eine wahre Trauminsel, in fast überirdischer Schönheit erglänzend, umstanden von gefährlichen Felsenriffen, wie von drohend scharfen Raubtierzähnen, die ein kostbares Gut beschützen, in jedem Augenblick bereit, unerwünschte Zudringlinge schonungslos zu vernichten. Rundum ewigspielende Farbensymphonien, aufwühlende Sphärenmusik . . . Nur in einer solchen Umgebung, aus der soviel Legenden und Sagen wachsen, in der die Menschen noch einen Teil ihrer heidnischen Instinkte bewahrt haben, können wir einer Gestalt wie Rachell du Frocq, dieser echten Inselfrau, begegnen:

Sie war eine schöne Frau, schlank und rank wie ein Lavendelstock, hoch und stattlich wie eine Tanne im geschützten Tal. Das üppige schwarze Haar trug sie geflochten und zu einer großen Krone gedreht stolz auf dem Haupt, wie eine richtige Königin. Die weiße Haut war von der Sonne gebräunt. Die Augen unter den starken Augenbrauen verrieten Sinn für Kunst und Humor; sie waren dunkel, bald voll Lebhaftigkeit und Lachen, bald voll funkelnder Wut, aber immer voll Wärme und Schönheit. Niemand, der sie so stehen sah, hätte geahnt, sie wäre seit sechzehn Jahren mit einem erfolglosen Bauern verheiratet, hätte tagaus, tagein gegen die Armut zu kämpfen und rackerte sich zusammen mit ihrem Mann ab, um der Erde und dem Leben Brot und Glück für ihre Kinder abzuringen. Sie hatte acht Kinder gehabt, und der Tod hatte ihr drei genommen. Doch bei ihrer strahlenden Schönheit hätte nur ein aufmerksamer Beobachter die Narben bemerken können, die jene sechzehn Jahre hinterlassen hatten. Ihr Mund war etwas hart, als hätte er zu oft die Zähne zusammenbeißen müssen, um das Leid aushalten zu können . . .

Sehr jung hatten sie und André geheiratet, gegen den Willen der beiden Väter.

André sollte ursprünglich die ärztliche Praxis seines Vaters übernehmen, nachdem der ältere Sohn Jean nach Australien ausgewandert und verschollen war. Aber auch der sanfte und nachgiebige André setzte dieser ihm aufgezwungenen Berufswahl einen zähen Widerstand entgegen und beharrte darauf, daß ihm der bisher verpachtete Hof Bon Repos übergeben werde. Der alte du Frocq gab nach, aber er erklärte gleichzeitig, daß André nie des Vaters Hilfe erwarten dürfe, solange er ein solcher Narr bleibe. Als es aber dann an die praktische Arbeit ging, mußte André selbst einsehen, daß er kein Bauer war. Er entdeckte, daß er vielmehr ein Dichter war, dessen Augen die ganze tiefe und einfache Romantik im Bauernleben erfaßte, das er im Geist gestalten wollte. Er widerstand auch diesem inneren Drange nicht — nur schuf er insgeheim, vor aller Welt verborgen, selbst vor Rachell.

Aber er blieb ein schlechter Bauer — und nach sechzehnjährigem vergeblichen Ringen waren sie soweit, daß André glaubte, den Hof aufgeben zu müssen. Er entschloß sich, Rachell zu gestehen, wie die Dinge lagen. Nach der ersten heftigen Bestürzung, die sie befiel, als sie ihr gemeinsames Glück bedroht sah, erwachte mit jäher Gewalt ihre lodernde Leidenschaftlichkeit. Sie stemmte sich mit jeder Fiber gegen ein Nachgeben gegenüber dem herrschsüchtigen und rechthaberischen Schwiegervater, der sie jetzt aufnehmen soll. Sie erwirkt einen Aufschub, da ihre Mitgift ja noch nicht restlos aufgezehrt ist, und

— so unpraktisch sie war, hatte sie wahrhaftig öfter recht als unrecht. Sie faßte ihre Entschlüsse so besinnungslos und instinktiv, daß sie dadurch jeder Situation gewachsen war und sie nach ihrem Belieben meisterte.

Sie beschwört André:

„. . . . man darf nicht aufbauen und dann wieder zerstören. Etwas aufgeben, was gerade beginnt, schön zu werden, ist heller Wahnsinn. Denke an die sechzehn Jahre in Bon Repos. Denke an all die Jahre voll Kampf und Not, die wir durchgemacht haben; und dann denke, was für ein schönes, friedliches Heim daraus entstanden ist. Wenn wir Bon Repos verlassen, was für einen Zweck hätten all die Jahre gehabt? Einfach vergeudete Zeit. Geh nur unerschütterlich deinen Weg geradeaus, den du gewählt hast, und nicht die kleinste Sorge wird verschwendet sein. Wenn du aber umkehrst, ist alles umsonst gewesen."

Sie ist von einer nahen Rettung felsenfest überzeugt. Denn sie hat auch wieder eines von ihren „Gesichten" gehabt — dabei ist ihr eine

rettende Hand erschienen. Das verleiht ihr eine unbeirrbare Zuversicht. Und nicht nur Nachell hatte gespürt, daß etwas Ungewöhnliches im Gange war. Auch ihre Tochter Michelle hat in der einsamen Möwenbucht, wohin sie, nach Erkenntnis suchend, sich häufig zurückzieht, seltsame Vorzeichen wahrgenommen — die gleichen unheimlichen Möwenschreie — wie kreischendes Lachen —, die schon vor Jahresfrist einmal einen unheilbringenden Sturm angekündigt haben. Und dem Dienstmädchen Sophie war nachts der „König der Auxriniers", das Inselgespenst, auf dem Nebel reitend, erschienen. Das bedeutet Tod auf See.

Als sich am folgenden Morgen die Nebelvorhänge teilten, um einen strahlend klaren Tag heraufziehen zu lassen, fuhren die Rettungsboote ein, die nächtens zur Bergung der Passagiere eines am Felsenriff gestrandeten Schiffes hinausgeeilt waren. Es waren der Fahrgäste aber zu viele gewesen für die drei Boote, so daß eines mit Rettern und Geretteten zugleich unterging.

Auch die Familie du Frocq war zum Hafen geeilt, zusammen mit vielen anderen Inselbewohnern, die in stummer Verzweiflung auf ihre Angehörigen warteten. Atemlose Spannung — hin und wieder von einem rauhen, hohlen Erkennungsschrei zerrissen! Selbst Nachell, die sonst so Würdevolle, ist ganz und gar verändert. Krampfhaft stiert sie auf die einfahrenden Boote. Als sie die letzte der triefenden Jammergestalten, einen häßlichen, struppigen Seebären, mit einer entstellenden Narbe und großen, gelben Augen im Antlitz erblickt, den niemand kennt, da gebärdet sie sich ganz toll. Wie eine Besessene knufft und pufft sie sich den Weg zu ihm durch die sich knäuelnde Menge, und erst als ihren bestimmten Anordnungen unwidersprochen Folge geleistet und der erschöpfte Körper dieses Mannes auf den Weg nach Bon Repos gebracht wird, faßt sie sich wieder. Es ist der Mann aus ihrem zweiten Gesicht.

Nach langen, weltweiten Irrfahrten noch einmal die Heimatinsel schauen, das war die ursprüngliche Absicht dieses geheimnisvollen Fremden, der sich Ranulph Mabier nennt, gewesen. Aber was sind es für unsichtbare Fäden, die ihn fast gegen seinen eigenen Willen immer fester umgarnen und zuletzt wie starke Stricke unentrinnbar mit der Insel vertäuen? Eine Frau und eine Handvoll gewöhnlicher Kinder! Nein, Nachells Kinder — das sind keine gewöhnlichen Kinder: Michelle, Peronelle, Jacqueline, Colin und Colette — jedes für sich besitzt eine eigene und einzigartige Zauberkraft, die Ranulph in Bann hält, der scheu auf dennoch vertraut scheinenden Plätzen umhertappt. Welches sind die sonderbaren, unbekannten Gründe, die seine Anwesenheit auf der Insel auch für Nachell so dringend erwünscht sein lassen? Er spürt die Notwendigkeit seines Verweilens, das erfüllt den ewig Ruhelosen, Freiheitfuchenden mit einem ganz neuen Gefühl, einer wohligen Seßhaftigkeit.

Immer häufiger wendet sich Nachell an „Onkel Ranulph" um Rat wegen ihrer Kinder. Da ist das Problem Jacqueline, die sich in der Gemeinschaft der St. Marienschule unter anderen, intelligenteren Mädchen nicht zu behaupten, geschweige denn durchzusetzen vermag. Sie kann ihr eigenes kleines Ich nicht finden. Aber ihre Unterlegenheit frei eingestehen? Nun und nimmer! In ihrer Verkrampftheit sucht sie das, was andere ihr voraushaben, durch kleine Unehrlichkeiten und Lügereien wettzumachen und erleidet dabei jämmerlich Schiffbruch; denn man kann auf die Dauer nicht etwas spielen, was man nicht auch wirklich selber ist. Da ist es Onkel Ranulph, der ihr auf den richtigen Weg verhilft.

Nicht minder schwierig ist die Sache mit Colin. Er will Matrose werden. Ihn beseelt der gleiche Drang, der einst Jean, Andrés älteren Bruder, in die Welt hinausgejagt hatte. Aber wie Jean durch lieblose Strenge und verständnislose Herrschsucht des Vaters, so scheint Colin durch die liebevolle Herrschsucht der Mutter, die den einzigen Sohn vor den großen Gefahren der weiten Welt schützen will, in die falsche Richtung getrieben zu werden. Von der kindlich irrtümlichen Vorstellung befangen, daß Freisein äußere Fesseln sprengen heißt, schafft er sich ein eigenes kleines, heimliches Leben. Es führt ihn — seltsame Wiederholung! — mit Mutter Tangrouille, einem alten schwabbelig-speckigen Marktweib, einer widerwärtigen, zotteligen Hexe, deren bunte Bonbonauslage es ihm angetan hatte, zusammen, derselben Blanche Tangrouille, die einst dem jungen Jean, dem

verschollenen Bruder von Colins Vater, im wilden Aufbäumen gegen den väterlichen Zwang die erste Zuflucht geboten hatte.

Die bitteren Enttäuschungen, das eigene harte Geschick, das Ranulph betroffen hat, muß er Colin ersparen. Er wird ihn aus seiner kindlichen Verwirrung befreien, Rachell aber bestimmen, den Sohn auf seine Weise glücklich werden zu lassen, denn:

„man braucht zum eigenen Antrieb alles, was man von Natur aus an Kraft und Stärke besitzt, wenn man durchkommen will. Wie kann einer das erreichen, wenn sein Herz nicht bei der Arbeit ist? Ein Leben der Qual, dem der wahre Beruf versagt ist."

Das hat auch André erfahren müssen. Warum ist er denn ein so schlechter Bauer? Kein Wunder, wie Ranulph am Christmorgen, als die ganze Familie gemeinsam zur Kirche gepilgert und er zur Betreuung des Hofes allein zurückgeblieben ist, herausfinden soll!

Als alles Nötige getan war, ging er in den kleinen Raum neben den Ställen, halb Büro und halb Gerätekammer, um die Zahl der gelegten Eier ins Eierbuch einzutragen. Er war nur ein oder zweimal hier gewesen und immer in Begleitung Andrés, und da hatte die Höflichkeit eine zu große Neugier verboten. Jetzt schloß er die Tür hinter sich ab und sah sich mit Interesse um. Der kleine enge Verschlag, in der Familie Kornkammer genannt, weil das Hühnerfutter darin aufbewahrt wurde, war auch Andrés Privatheiligtum; niemand außer ihm und den Hennen interessierte sich dafür. Aber Ranulph hatte gemerkt, daß sich André hierher zurückzog, um mit seiner Seele allein zu sein, wie Rachell in ihr Schlafzimmer oder Michelle in die „Möwenbucht".

Als er das Zimmer gründlich zu durchstöbern beginnt, wie ein Dieb die Taschen eines Ohnmächtigen, um Andrés Geheimnis auf den Grund zu kommen, findet er nicht nur, hinter einem Sack als Vorhang, eine seltsame Gesellschaft versammelt: Goethe, Shakespeare, Keats, Plato, Molière, lauter große Geister in schäbiger Umgebung, sondern nach langem Suchen endlich auch — André. Aus unordentlichen Fächern wühlt er ein paar Schulhefte heraus, alle in Andrés akkurater, liebevoller Handschrift fein säuberlich beschrieben. Das also war es! Da hatte dieser André, dessen ganzes Leben an die Tretmühle einer verhaßten Arbeit gekettet war, in flüchtigen Ruhemomenten etwas geschaffen, das erhaben über allem stand, und dessen Schicksal es sein würde, mit den Eierbüchern in den Müllkasten zu wandern. Da mußte etwas geschehen, um André von dem siebenfach gedrehten Strick zu befreien, den Rachell und die Kinder ihm flochten, so daß er sein wahres Leben gar nicht führen konnte.

Kein äußerlich gesehen, geschah gar nichts weiter, als daß der anscheinend wohlhabende Pensionär einen willkommenen Zuschuß zum Unterhalt bot. Die letzten Mittel gingen auf Bon Repos zu Ende und damit auch die von Rachell ausbedungene Frist. Zudem hinterließ der alte du Frocq gegen alles Erwarten, wie sich bei seinem Tode herausstellte, fast nichts. Dies hatte er Ranulph offenbart, nach dem er vor seinem Tode sonderbarerweise als Einzigem verlangt hatte, trotz der spürbaren Spannung, die zwischen ihnen beiden schwang. Oder etwa gerade deswegen? Nun — der knurrige alte Kauz hatte in Ranulph längst den verschollenen Jean, seinen Sohn, wiedererkannt, und bei der Abrechnung, die sie am Totenbette miteinander hielten, mußte Ranulph ungläubig staunend erkennen, daß die Bande zwischen ihnen, die er stets für Haß angesehen, nichts anderes waren als verdrängte Vater-Sohnes-Liebe. Aber die äußere rauhe Schale fiel selbst in dieser letzten Stunde nicht von dem Alten ab. Er war einfach nicht unterzukriegen.

„Du wirst die Entdeckung machen, ich hinterlasse ziemlich wenig", brummte Großpapa, „und das Wenige . . . Andrés . . . War unvorsichtig . . . Pferde . . . André ist ein verfluchter Esel — am Rande des Bankrotts . . ."

Es lag tiefe Sorge in seiner Stimme. Ranulph beeilte sich, ihn zu beruhigen.

„Ich sorge für alles, ich habe Geld."

„He?" Großpapas Verdutztheit war so groß, daß sie ihm noch einmal Kraft gab. Er hob den Kopf aus den Kissen und sah seinen Sohn an. „Du hast Geld?"

„Ja, ich bin sozusagen ein wohlhabender Mann. Habe mit Goldgraben einen hübschen Batzen verdient." Unwillkürlich mußte Ranulph über das Erstaunen und die tiefe Achtung lächeln, die in den Augen seines Vaters aufdämmerte . . .

„Was? Was? Großer Gott!" sagte Großpapa. „Und ich habe dich einen Esel genannt . . . Ein wohlhabender Mann!"

Sein Gesicht sah ganz befriedigt aus, als er eindöste. Eine halbe Stunde später fiel es Ranulph auf, daß seine Ruhe sich verändert hatte. Das Dösen war in Bewußtlosigkeit übergegangen. Als die Ebbe eintrat, starb Großpapa.

So fruchtbringend Ranulphs Anwesenheit für die anderen und so verlockend sein Verweilen in der Familiengemeinschaft auch für ihn selbst war, er sollte nicht zur inneren

Ruhe, zur wirklichen Seßhaftigkeit kommen. Es war eben doch nicht seine eigene Familie, und er blieb ein Außenstehender. Zudem mußte er entdecken, daß seine Zuneigung zur Bruderfrau über seine Beherrschung hinauswuchs.

Für Colin hat Onkel Ranulph nun eine freie Entwicklungsmöglichkeit erwirkt, Jacqueline hat er auf den ihrem Wesen gemäßen Weg gebracht. Auch Michelle, die in ihrem seelischen Überschwang fast den Boden zu verlieren droht, führt er in die Wirklichkeit zurück.

Endlich haben auch seine Verhandlungen mit einem führenden Verleger Erfolg. Andrés dichterisches Talent braucht künftig nicht mehr zu verkümmern. André ist scheu und stolz und verschlossen. Über seiner ersten Empörung, daß man hinter seinem Rücken sein heiligstes Geheimnis ans helle Licht gezerrt, keimt schließlich eine freudige Hoffnung für die Zukunft auf. Aber während er den Plänen Ranulphs lauscht, durchzuckt ihn ein Gedanke:

„Und was soll mit dem Hof werden?"

„Sie müssen einen guten Verwalter finden. Sie dürfen keine Zeit mehr an den Hof verschwenden. Bleiben Sie um jeden Preis in Bon Repos. Es ist Ihre Heimat, Sie und Rachell haben seinen Geist geschaffen, aber vergeuden Sie keine Zeit mehr an Jauche. Suchen Sie einen guten Verwalter."

„Und wie soll ich ihn bezahlen?" lächelte André. „Auch wenn Sie denken, ich werde als Schriftsteller Karriere machen, so wird es noch seine Zeit dauern, bevor ich mir mit meinen Verdiensten einen Verwalter leisten könnte."

„Suchen Sie einen Verwalter mit eigenem Geld, der sein Vermögen in Ihren Besitz steckt und Ihnen das Geld hinterläßt, wenn er stirbt", sagte Ranulph.

André lachte laut heraus.

„Solch seltenen Vogel", sagte er, „werde ich nicht um Mitternacht unter einem Rosenbusch finden!"

„Aber hier auf der anderen Seite des Kamins!" sagte Ranulph. André riß die Augen auf, und das Lachen verging in seinem Gesicht.

„Ja", sagte Ranulph. „Ich. Ich bin mein Lebtag lang ein Vagabund gewesen und möchte in Bon Repos vor Anker gehen. Ich liebe diesen Fleck, jeden Stock und Stein hier. Ich könnte mir nichts Besseres wünschen, als hier zu bleiben. Ich bin ein guter Bauer — das habe ich bewiesen — und ich habe Geld — einen ganzen Haufen. Ich werde es in den Hof stecken. Wenn ich zuerst sterbe, gehört Ihnen alles, was ich habe."

André gab keine Antwort. Ranulph sah alle Freude, Lustigkeit, Dankbarkeit, Zuneigung aus seinen Zügen schwinden; sie wurden steinern. Er mußte die bittere Erfahrung machen, daß hinter all den mehr oberflächlichen Gefühlen Andrés ihm gegenüber eine gründliche Antipathie steckte. Er wollte ihn in Bon Repos nicht haben.

„Ich könnte das nicht zulassen", sagte André rauh.

„Warum nicht?"

„Einen so großen Dienst kann ich unmöglich von einem Fremden annehmen. Es kommt mir sonderbar vor, daß Sie ihn anbieten. Was veranlaßt Sie dazu?"

„Liebe zu Bon Repos."

„Sie reden wie ein verrückter Idealist, nicht wie der praktische Geschäftsmann, der Sie sind. Sie wissen so gut wie ich, solche Verträge gehen zwischen Fremden immer schief."

„Ich bin kein Fremder."

Er sagte es so ernst, daß André fürchtete, ihn verletzt zu haben.

„Nein doch", sagte er großmütig. „Sie sind ein erstaunlich guter Freund gewesen und sind es noch. Ich finde keine Worte, um Ihnen zu danken. Doch es bestehen keine Blutsbande zwischen uns —"

„Doch." Das Wort schien die Stille des Raumes wie einen Vorhang von oben bis unten zu zerreißen.

In der ersten Erregung, die diese Eröffnung hervorruft, hat es den Anschein, als sollte die neue Verbundenheit triumphieren, als sollte sich auch für Ranulph noch alles zum Guten wenden. Bald aber mußte er die Wahrnehmung machen, daß für einen Toten, der wiederkehrt, nachdem sich die Reihen schon hinter ihm geschlossen, kein rechter Platz mehr ist. Aus der übertriebenen Begeisterung, mit der die Familie ihn jetzt aufnimmt, spürt er eine Gezwungenheit, die wie eine trennende Wand aufsteht.

Er fühlt sich erschöpft und enttäuscht. Wenngleich sein eigenes Leben auch verfehlt scheint, so ist ja sein Zweck nun erfüllt. Er fährt mit der übrigen Rettungsmannschaft hinaus, um die Fahrgäste eines kleinen Schiffes, das die Osterstürme an den Felsen zerschellt haben, zu bergen. Jeden einzelnen Ruderschlag entwindet er mühsam seinen erlahmenden Kräften, die mit seiner erfüllten Lebensaufgabe zugleich erschöpft zu sein scheinen. Noch einmal reißt er sich zusammen, als es gilt, ein Kind zu retten, das über Bord gegangen ist. Das aber ist seine letzte Tat. Ein Krampf, der ihn plötzlich befällt, und sein versagender Lebenswille geben ihn dem Meere zurück, von dem er gekommen ist.



Blick auf Vancouver

Sämtliche Aufnahmen dieses Beitrags stammen von Ladislaus Somogyi und sind dem besprochenen Werke von Anton Mayer „Kanada" mit Genehmigung des Verlages Kurt Wolff entnommen

Werden eines Landes

Dr. Anton Mayer: Kanada

Von Hans Härlin

In jedem, der erdkundlich auch nur einigermaßen bewandert ist, steigt beim Erklingen eines Ländernamens ein Bild auf, in dem sich die von der Landkarte her bekannte Form mit einigen in der Erinnerung haftenden Besonderheiten in rätselhaft eigenwilliger Weise verbindet. Bei Kanada wird es der menschlichen Bildphantasie nicht leicht, dem riesigen Begriff seiner Ausdehnung und Küstenbildung, seiner Bergzüge, Seenplatten und mächtigen Flüsse auch nur annähernd gerecht zu werden. Unsere, wenn auch noch so bescheidenen Kenntnisse von dieser nördlichen Hälfte Nordamerikas scheinen nur dazu geeignet, uns in unlösbare Widersprüche zu verwickeln. Ein Land, dessen Fläche der Europas fast gleichkommt und das noch nicht so viele Einwohner zählt wie Süddeutschland, müßte von Rechts wegen als geographischer Hohlraum angesprochen werden. Dabei wissen wir von Großstädten wie Montreal, Toronto, Vancouver und Quebec, von einem Eisenbahnnetz, das bis zur pazifischen Küste reicht, von berühmten Schiffsgesellschaften und mächtigen Hafen- und Speicheranlagen; wir wissen auch, daß der kanadische Ackerbau so bedeutend ist, daß die Getreidebörse in Winnipeg für den Weltmarktpreis den Ausschlag gibt. Die beherrschende Rolle, die Kanada auf dem Holz-, Pelz- und Fischmarkt der Erde spielt, paßt schon eher in das Bild der kaum erschlossenen Riesenfläche. Aber trotzdem bleibt die Frage offen: „Wie können diese wenigen Menschen das alles schaffen und erhalten?" und weiterhin: „Wer sind die Menschen, die diese wirtschaftlich wichtige Aufgabe bewältigen?"

Das Mayersche Buch behandelt zuerst in

einem vorzüglichen Geschichtsabriß das Werden Kanadas. Die erste Entdeckung der kanadischen Ostküste durch die Wikinger ums Jahr 1000 ist zwar wohlverbürgt, hat aber keine sicheren Spuren hinterlassen. Die fortlaufende Geschichte Kanadas beginnt erst 500 Jahre später mit der Entdeckungsreise des Giovanni Cabotto, der im Jahre 1497, also ein Jahr vor Kolumbus, seinen Fuß auf amerikanisches Festland setzte. Wie Mittel- und Südamerika wurde auch Nordamerika auf der Suche nach einem kürzeren Seeweg nach China und Indien entdeckt, den Ländern fabelhafter Schätze, nach denen die verschwenderischen Könige Westeuropas lüstern waren. Unter diesem Gesichtspunkt fand auch der nächste Entdecker Giovanni da Verrazzano einen geneigten Gönner in König Franz I. von Frankreich. Verrazzano scheint den langen Küstensaum vom Sankt-Lorenz-Golf bis Südkarolina erkundet zu haben. Da er weder Gold noch andere Schätze fand, brachte er seinem Auftraggeber wenigstens einen Erdteil mit, den er „Neu-Frankreich" taufte. Der zuerst geringschätzig beurteilte Gebietszuwachs erwies sich mit der Zeit als recht wertvoll. Die kühnen Fischer der Normandie und der Bretagne beuteten den unglaublichen Reichtum der Neufundland-Bänke aus. Wenn man diese in Sturm und Nebel verfehlte und an die Küste des Festlands getrieben wurde, konnte man dort mit den „Indianern" Tauschhandel treiben und einige Ballen wertvollen Pelzwerks heimbringen. Der Fischfang und das Pelzgeschäft gaben fast vier Jahrhunderte lang den Hauptertrag. Die größte erdkundliche Entdeckung war die Wasserstraße des mächtigen Sankt-Lorenz-Stroms, die zu dem weitverzweigten nordamerikanischen Süßwassermeer der Seenplatte führte. Von ihrem Westende zum Mississippi war es nur ein Schritt, und damit war der Binnenwasserweg zum Golf von Mexiko gefunden. Die Namen Jacques Cartier und Samuel de Champlain leuchten aus dieser Frühgeschichte französisch Nordamerikas hervor. Champlain gründete 1608 die Stadt Quebec, die Schlüsselfeste des ganzen Reiches, und bald darauf begann der Kampf mit den Engländern, die weiter südlich ins Land eingedrungen waren. Ihre blühende Tabakkolonie Virginia zählte 1627 schon viertausend weiße Ansiedler, während Champlain in Quebec nur über fünfundsechzig gebot.



Ein großartiges Wildwestidyll: Am Malignesee



Am Watertonsee in Alberta

Über die nachfolgenden hundert Jahre der französischen Herrschaft läßt sich wenig Rühmliches sagen. Die Besiedlung der Gebiete um den Sankt-Lorenz-Strom machte wegen der furchtbar kalten Winter nur langsame Fortschritte.

Das Land wurde rein privatwirtschaftlich ausgebeutet, die Gefahr der Schiffahrt nach Europa war sehr groß, und die adligen Gouverneure herrschten mit harter Hand. Es mutet uns seltsam an, daß die „Compagnie de la France Nouvelle" Bankrott machte, obwohl der sonst allmächtige Kardinal Richelieu an ihrer Spitze stand. Der weitblickende Staatsmann Graf Frontenac, der die Indianer richtig zu nehmen wußte und ihre Wichtigkeit in der drohenden Auseinandersetzung mit England klar erkannte, wurde von der Heimatregierung nicht unterstützt und nach zehn Jahren auf Anstiften der geistlichen Würdenträger des Landes abberufen.

Als aber dann die Engländer mit den Irokesen näherrückten, schrie man wieder nach ihm; er kehrte zurück, bannte die Gefahr und regierte dann segensreich bis zu seinem Tod im Jahre 1698. Die erste große Skandalaffäre verdankte die Neue Welt dem diebischen Intendanten Bigot. Während Frankreich und England auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges wie in Nordamerika um die Vorherrschaft rangen, bestahl er die französische Armee in Kanada derartig, daß es selbst damals und in Frankreich eine Schande war. Die armen Soldaten litten grimmige Not an Kleidung und Verpflegung, während er und einige andere Diebsgesellen 24 Millionen Franken in die Tasche steckten. Der Entscheidungskampf im Jahr 1759, der mit der Schlacht auf den Abrahams-Ebenen über Quebec endigte, entbehrt nicht der Größe. Der siegreiche englische General Wolfe und der geschlagene französische Feldherr Montcalm fielen, und Kanada wurde englisch.

Neben dem Kampf um die staatliche Oberhoheit, der sich meist in Küstennähe abspielte, ging das zähe Ringen um die Erforschung und die Besitznahme des riesigen Binnenlandes. Für diese Pelzjäger, „Voyageurs" und Missionare, die Kanada eigentlich eroberten, genügt kein Wort des Lobes und der Bewunderung. Mit ihren Kanus aus Birkenrinde drangen sie in den Oberlauf unbekannter Flüsse vor. Sie entwickelten die echt kanadische Reisetechnik der „Portage", das heißt der Umgehung der Strom-

schnellen, wobei Fahrzeug und Ladung getragen werden.

Durch die fast unendlich scheinenden Urwälder des jetzigen Staates Ontario drangen sie bis zur Hudson-Bay und zu den Prärien Mittelkanadas vor. Zu der körperlichen Mühsal trat die ständige Gefahr, von Indianerstämmen überrascht und niedergemacht zu werden. Der amerikanische Norden erzog seine französischen und englischen Bewohner zu gleichem Mut, zu gleicher Ausdauer und zu gleicher Widerstandsfähigkeit gegen die glutheißen Sommer und die mörderische Winterkälte eines Landes, das des Schutzes westöstlicher Bergzüge entbehrt.

In dem Unabhängigkeitskampf, den die „Vereinigten Staaten von Amerika" acht Jahre lang mit größter Erbitterung durchfochten, bereitete Kanada dem werdenden Nachbarstaat eine schwere Enttäuschung. Die Amerikaner hatten natürlich angenommen, dieses erst vor fünfzehn Jahren von England eroberte, überwiegend von Franzosen besiedelte Land werde sich ihnen anschließen. Aber die Kanadier fühlten sich unter der milden englischen Herrschaft wohler als unter der Unvernunft und Unordnung der vorhergehenden französischen. Sie blieben England treu und kämpften sogar Schulter an Schulter mit den englischen Truppen gegen nordwärts vordringende Heeresabteilungen der Amerikaner. Während des Krieges und nach dem Friedensschluß im Jahre 1783 wanderten die „Loyalisten" oder Englandanhänger zu Zehntausenden aus den Vereinigten Staaten nach Kanada aus. Sie gehörten zum großen Teil zur besitzenden Klasse, und die neue Staatsform war ihnen zu demokratisch. Wenn ihr Vermögen auch zum größten Teil beschlagnahmt wurde, bedeutete diese Einwanderung doch einen starken Machtzuwachs für das menschenarme Kanada, das damit erst zu einer britischen Kolonie wurde.

Mit dem Stapellauf des ersten kanadischen Dampfbootes im Jahre 1809 begann eine neue Zeit für die Erschließung des ungeheuren Landes. Das Jahrhundert des Dampfes fing allerdings auch dort recht bescheiden an; das erste Schiffchen, das zwischen Quebec und Montreal lief, hatte nur 6 PS, und sein Kapitän war froh, wenn es 5 Knoten in der Stunde hinter sich brachte. Wo die Strömung zu mächtig wurde, war er nicht zu stolz, etwas Ochsenkraft einzuschalten. Bald kamen stärkere Maschinen aus England, und der Ochsenvorspann hörte auf.

Die Nordwestprovinz zwischen der Hudson-Bay, dem Felsengebirge und dem Eismeer mußte noch mit den ältesten Mitteln der Reisetechnik in endlosen Fußmärschen und gefährlichen Kanufahrten entdeckt werden — erschlossen wird sie erst jetzt mit Hilfe des Flugzeugs. Unter diesen unverzagten Entdeckern, meist Angestellten der Hudson-Bay-Company, ist besonders Alexander Mackenzie zu nennen. Im Jahre 1789 folgte er dem gewaltigen Strom, der seinen Namen trägt, bis zum Eismeer. Vom Athabasca-See ging er vier Jahre später den Friedensfluß bis zu seinen Quellen hinauf, überschritt das Felsengebirge und stieg zum Stillen Ozean hinunter. An einen Küstenfelsen schrieb er mit roter Farbe die heute noch sichtbaren stolzen Worte „Alexander Mackenzie von Kanada auf dem Landweg 22. Juli 1793." Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, was für diese Menschen, die von der Kunst des Bergsteigens keine Ahnung hatten, die Überquerung all der Ketten des Felsengebirges bedeutete. Im arktischen Gürtel fand der Forschungsreisende als grimmigsten Feind den Moskito, der dort in schwarzen Wolken aus seinen Brutstätten in den Fluß-Sümpfen aufsteigt und Menschen und Tieren das Leben zur Hölle macht.

Der letzte Waffengang zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten in den Jahren 1812 bis 1814 ist enge mit dem Namen des berühmten Tecumseh verknüpft. Durch das Bündnis dieses Oberhäuptlings vieler Indianerstämme mit England fühlten sich die Amerikaner derartig bedroht, daß sie Kanada und damit auch England den Krieg erklärten. Die Engländer führten die Blockade der amerikanischen Ostküste von Maine bis Mexiko durch, am 24. September 1814 eroberten sie sogar die Bundeshauptstadt Washington und brannten die öffentlichen Gebäude nieder. Die kanadische Miliz schlug sich bei häufig wechselndem Kriegsglück ausgezeichnet, und die Amerikaner mußten einsehen, daß sich dies Land weder im Guten noch im Bösen an ihren Staatenbund angliedern ließ. Der am Weihnachtstag 1814 in Gent vollzogene Friedensschluß ließ alles beim alten.



Die Portage Avenue in Winnipeg



Die gleiche Straße im Jahre 1872

Aufnahmen aus Dr. Anton Mayer, Kanada (Kurt Wolff Verlag, Berlin)

Seitdem war die Entwicklung Kanadas eine durchaus friedliche. Aus der ursprünglichen Kolonie wurde im Jahre 1867 ein „Dominion", dem sich 1869 die Länder der Hudson-Bay-Company und 1871 auch Britisch-Kolumbia anschlossen. Nur Neufundland blieb dem Staatenbund fern. Heute ist Kanada eine „Autonome Nation" im Rahmen des britischen Reiches; es hält eine eigene Gesandtschaft in Washington und hat die anderen Dominions veranlaßt, den Versailler Friedensvertrag nach seinem Vorgang als selbständige Mächte gesondert zu unterschreiben.

Für den Fortschritt der wirtschaftlichen Entwicklung bilden die Jahre 1860 — Bahnverbindung des Huronsees mit der atlantischen Küste — und 1886 — Eröffnung der kanadischen Pazifikbahn — die Marksteine. Unter der Weltkrise litt Kanada mit seiner großen Weizenausfuhr besonders stark. Der Verfasser hält jedoch diesen Rückschlag nur für vorübergehend und glaubt an die Zukunft dieses zum großen Teil noch unberührten Landes.

Zwischen die geschichtliche Übersicht und die eigentliche Landesbeschreibung sind einige Auszüge aus den „Reisen und Abenteuern" des englischen Pelzhändler Alexander Henry eingelegt, der Ostkanada zwischen 1760 und 1776 auf vielen gewagten Handelsfahrten kennenlernte. Diese Erinnerungen beweisen die Mühen und Qualen der damaligen Land- und Flußreisen. Den Schluß bildet ein Indianerüberfall des Forts Michilimackinac, dessen englische Besatzung niedergemacht wurde. Henry entging wie durch ein Wunder dem Gemetzel und war Augenzeuge einer Szene scheußlichen Blutrauschs, der in echtem Kannibalismus endigte.

Die Landesbeschreibung zerlegt die ungeheure Fläche in fünf große Abschnitte, sie schildert ihre klimatischen und geologischen Besonderheiten, durch welche die wirtschaftliche Ausnützung bedingt wird. Von den lieblichen Park- und Gartenlandschaften der Prinz Edward-Insel, die an Südengland erinnern, gelangen wir zum großartigen Ernst Neuschottlands, Neubraunschweigs und der Sankt Lorenzmündung mit Quebec, der Perle der kanadischen Städte. In Montreal — dem „Königsberg" — haben wir das Nebeneinander der höchst neuzeitlichen Großstadt und des verträumten altfranzösische Gassengewinkels. In Kanada lebt noch viel mehr Geschichte als in den Vereinigten Staaten und daher auch viel mehr wirkliche Kultur. Das zukunftsfreudige Land hat sich jedoch in dem Jahrzehnt seiner höchsten Wirtschaftsblüte den Rock etwas zu weit zugeschnitten, wie seine riesigen Parlaments- und Regierungsgebäude und nicht minder seine Prachthotels beweisen; es ist nur zu hoffen, daß es wieder in diesen allzu reichlich bemessenen Rahmen hineinwächst.

Hinter der großen halbkanadischen Seenplatte folgen die Weizenstaaten Manitoba und Saskatschewan. Diese alten Prärieflächen sind zu riesig, als daß man noch von Landschaft reden könnte. Der Norden dieser Provinzen bildet schon die Überleitung zur Arktis. Der Verfasser schildert eine Dampferreise den Athabasca- und Sklavenfluß hinunter und über den großen Sklavensee und Mackenzieström bis zum Eismeer.

Hier gibt es noch echte arktische Reiseromantik, und wenn es erheblich weniger Moskitos gäbe, wäre es eine prachtvolle Fahrt. Im Felsengebirge finden wir die Großartigkeit unserer Alpen, aber nicht die Lieblichkeit ihrer schönbesiedelten Täler. Alpinismus, Sommer- und Wintersport aller Art blühen besonders in und um Banff und im 10 000 Quadratkilometer großen Jasper-Park bei Edmonton. Das schöne Tal des Fraser-Flusses führt uns dann zur Bucht von Vancouver und damit zum Stillen Ozean hinunter.

Der letzte Abschnitt des Buches behandelt die staatsrechtliche Stellung, das Städtewachstum und besonders das Wirtschaftsleben des Dominions. Die Zahlen des hierfür benützten amtlichen Handbuchs sprechen eine harte Sprache. Das Land ist überreich an Naturschätzen, die es infolge der Weltkrise nicht verkaufen kann. In den Feldfrüchten, in den Molkereiprodukten und in der Holzwirtschaft sehen wir gegenüber 1928 ein Absinken des Ertragswertes auf die Hälfte und darunter. Im jungen Wirtschaftsleben Kanadas spiegelt sich das Weltgeschehen noch klarer als in dem der alten europäischen Kulturländer.

Der reiche Bildschmuck des Buches begleitet den Text und tröstet den, der die schöne Weite dieses Landes nicht mit eigenen Augen sehen kann.



Die Küstenlinie von USA.

Dr. Juri Semjonow:

Die Güter der Erde

Von Hans Härlin



Japans Küstenlinie

Es ist eine dramatisierte Wirtschaftsgeographie, die uns der bekannte Statistiker Dr. Semjonow in seinem ungemein reichhaltigen, mit geistreichen und lustigen Bildern gezierten Buche vorsetzt. Die toten Zahlenreihen der Statistik gewinnen ein unheimliches Leben, wir sehen, wie sich die Völker der Erde auf der Suche nach deren Gütern hier über weite Landstrecken verteilten, dort in dichten Klumpen gefährlich zusammenballten, wie Mut und Erfindungsgeist, aber auch Raffgier und Eroberungssucht den Menschen unablässig vorwärtstreiben, bis der entlegenste Winkel nach Brauchbarem durchsucht sein wird, womit es noch gute Weile hat.

Sehr eigenartig ist die Einführung in diese Länderkunde der Weltwirtschaft. Semjonow wirft die Frage auf, warum der Robinson des Journalisten Defoe vor 200 Jahren ein derartiger „Schlager" war, und gibt die verblüffende Antwort: „Weil er einer wissenshungrigen Menschheit Wirtschaftsgeographisches in packender Darstellung und leicht faßlicher Form gab."

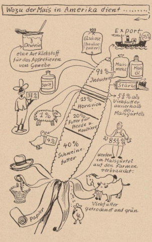
Den Reigen der Erdengüter eröffnet dann, wie sich's geziemt, „Unser tägliches Brot", das in seiner heutigen Beschaffenheit keineswegs so alt ist, wie wir stillschweigend annehmen. Die Hefeverwendung ist eine verhältnismäßig junge Haushaltungskunst. Europa teilt sich in einen Weizenbrot essenden Westen und einen Roggenbrot essenden Osten; die eine Hälfte der Menschheit ißt Getreide, die andere Hälfte nährt sich von Reis, Hirse und Mais. Diese Spaltung beruht nicht auf Geschmackslaunen, sondern auf dem Zwang der klimatischen Bedingungen. Der feuchtigkeitsschwangere Monsunwind zwingt den dichtbesiedelten Osten zur Kultur der Sumpfpflanze Reis, während der trockenere Westen seinen Weizen und Roggen baut. Wegen der Notwendigkeit, gewaltige Bewässerungsanlagen dauernd in Ordnung zu halten, neigen die Reisvölker zur Zentralisation und absoluten Monarchie, während sich die weniger wirtschaftsgebundenen Getreidevölker bislang allerlei politische Versuche leisten konnten.

In dieser großzügigen Art entwickelt Semjonow die Wechselwirkungen von Klima, Boden, Besiedlungsdichte und Staatsform. Das Tröstliche bei diesen Ackerbaukapiteln ist die Tatsache, daß der große Landwirtschaftschemiker Justus von Liebig und der ihm ebenbürtige Pflanzenzüchter Gregor Mendel den Ernährungspessimisten Malthus überwunden haben. Im Mittelalter stand das dünnbesiedelte Europa immer an der Kante der Hungersnot, während es heute seiner vervielfachten Besatzung mit ziemlicher Sicherheit reichliche Nahrung zu geben vermag.

Von den Feldfrüchten wandern wir auf dem Pfade der Logik zu den Düngemitteln, in deren



Waldbestände verschiedener Länder in Prozenten der Bodenfläche



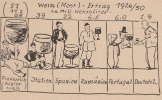
Verwendung die Menschheit in den letzten hundert Jahren größere Fortschritte gemacht hat als in den vorangegangenen Jahrtausenden. Mit Kalk, Guano, Kali, den verschiedenen Phosphaten und dem nötigen Stickstoff lassen sich bei richtiger Anwendung Ernten erzielen, von denen unsere Urgroßväter nicht zu träumen gewagt hätten.

Aber der Mensch findet seine Nahrung nicht nur auf dem Lande. Das Meer, das fast drei Viertel der Erdoberfläche bedeckt, ist ein riesiger Nahrungsbehälter, der erst jetzt mit Hilfe der Dampfkraft richtig ausgebeutet werden kann. Die Nordsee liefert jährlich etwa 3500 kg Fische auf jeden Quadratkilometer ihrer Fläche. Der harmlose, aber launenhafte Hering treibt sein Spiel mit den Menschen und hat im Mittelalter geradezu europäische Geschichte gemacht.

Daß wir unsere ältesten Freunde umzubringen und aufzuessen pflegen, ist nicht schön und wird uns von unseren vegetarisch eingestellten Mitbrüdern niemals verziehen. Nach ihrer wilden Art tun sich die Europäer ganz besonders im Fleischverbrauch hervor. Erfreulicherweise spielt aber auch der Milchertrag eine gewaltige und immer wachsende Rolle. Vor dem Kriege war der Jahreswert der deutschen Milch dreieinhalb Milliarden Mark und stand damit um 1200 Millionen höher als unsere gesamte Kohlenproduktion. Gegenwärtig besitzen wir zehn Millionen Kühe, die uns im Jahre 24 Milliarden Liter Milch geben. Die führenden Volks- und Landwirte sind damit jedoch noch lange nicht zufrieden. Es hat sich gezeigt, daß die Kuh ebenso ihre Kontrolle braucht wie der Mensch. Ein Musterland auf dem Gebiete der Milcherzeugung und -verwertung ist das kleine Dänemark, das im Jahre 1931 mit 172 000 t Butterausfuhr die ganze Welt überraschte.

Das Ringen mit dem Wald und seinen Tieren hat den Menschen zum Kämpfer gemacht. Zuerst war kein Fortschritt ohne das Zurückdrängen der grünen Wildnis möglich, später hat der siegreiche Mensch hierin vielfach des Guten zuviel getan und bezahlt jetzt dafür durch verschlechtertes Klima, durch Bergrutsche und Holzmangel. Auch in USA. und Kanada hat die Besinnung die Oberhand gewonnen, man hütet jetzt die immer noch ungeheuren Wälder gegen verwüstende Brände durch Flugzeugpatrouillen und grenzt ansehnliche Waldreserven gegen das Abholzen ab. Aus den mörderischen Tropenwäldern holte man anfänglich den „wilden Kautschuk", bis die heranwachsenden zahmen Gummibäume den großen Preissturz bewirkten und den Sammeln zum Segen der wüst ausgenützten Eingeborenen unrentabel machten. Heute ist auch der Plantagengummi von einem Feinde bedroht, dem künstlichen Kautschuk, der mindestens ebenso gut, aber noch nicht so billig ist wie der tropische Baumsaft.

Die angeführten Beispiele sollen gewiß keine Inhaltsangabe des in gedrängtester Form belehrenden Buches darstellen, sondern nur eine Ahnung vermitteln, in welcher Weise der Verfasser dem ungeheuren Stoff zu Leibe geht. Wir finden an vielen Stellen die Lehre bewahrheitet, daß es falsch ist, eine Volkswirtschaft auf eine einzige überstiegerte Kultur zu gründen. Das lehrt uns der Weizen im Norden wie die Baum-



wolle im Süden von USA. Auch Brasilien mit seiner Milliarde Kaffeebäumchen ist ein gutes Beispiel dafür, wohin eine „Monokultur" führen kann.

Das Kapitel vom Wein liest sich natürlich besonders flüssig. Dem wahren Freund dieses Göttertranks rinnt die Zähre bei dem Gedanken, daß es ihm beim besten Willen nicht möglich sein wird, alle edlen Wachstümer dieser Erde zu kosten. Aber auch hier ist weise Beschränkung auf die Schätze Gebot, die uns der Boden der Heimat spendet.

Dem anspruchsvolleren Menschen von heute wird es schon schwer, sich in die Zeiten ohne Kaffee, Tee, Zucker und Tabak zurückzudenken, womit aber gegen ein Frühstück von Haferbrei und Warmbier nichts gesagt sein soll. „Weniger Überfeinerung und bessere Nerven" ist ein hygienischer Schlachtruf, gegen den nur der Steuertechniker ernsthafte Einwände zu erheben vermag.

Den Wäsche- und Bekleidungskapiteln von der Baumwolle, der Wolle, der Seide und dem Flachs wird die weibliche Leserschaft besondere Aufmerksamkeit widmen. Ihnen folgen die großen Massengüter Kohle, Erdöl, Eisen und Stahl. Wir lernen in ihnen nicht nur die Stoffe kennen, auf denen unser heutiges Leben beruht, sondern vor allem auch die Männer, die den Stoff zu heben und zu meistern vermochten. Sie stehen vor uns wie eine Garde von Riesen, diese alten Kämpen vom Schlage eines Stinnes, Harkort oder Krupp, die ihre Arbeit und ihr Leben durchaus nicht nur auf die Karte „Gewinn" setzten, sondern dem Ideal eines reicheren, stärker bewegten Daseins zustrebten.

Kupfer und Zinn geben besonderen Anlaß zur Vertiefung in die Vergangenheit, wie überhaupt das Geschichtliche eine große Rolle in diesem Buche spielt. Die Suche nach den Werkstoffen förderte die geographische Forschung, wie ihre Verfrachtung Handel und Schiffahrt. Die Verarbeitung von Massengütern, wie Eisen und Baumwolle, bewirkte die Umwandlung der ruhig selbstgenügsamen Bauernstaaten der Vergangenheit in die mit der ganzen Welt verbundenen, von starker innerer Unruhe durchpulsten Handels- und Industriestaaten der Neuzeit. Die Entdeckung Amerikas und seiner Gold-

° So ist die Weltwirtschaft °



1917-19 Bürgerkrieg in Russland: die Tee-Einfuhr aus China hört auf

Keine Teekarawanen ziehen mehr durch die Mongolei.

Chinesische Teebauern konnten keinen englischen Kattun mehr kaufen.

Viele Textilfabriken in England müssen schliessen.

Die Ausfuhr von Baumwolle, Fleisch und Speck aus U.S.A. geht zurück.....

Die Folge in den amerikanischen Baumwoll und Maisgebieten: KRISE!

schätze leiteten die Wirbel dieser Entwicklung ein, die heute noch unbekannten Zielen zuschreitet.

Das Kapitel von den Edelsteinen beweist, daß sich der Mensch nicht von der Vernunft tyrannisieren läßt, und daß er Pracht und Verschwendung um ihrer selbst willen liebt. „Der Preis dieser Steine berauscht den Menschen", sagt der Verfasser mit tiefer Einsicht.

Semjonows Buch lehrt uns vor allem, daß „der Mensch der größte aller wirtschaftlichen Werte ist". Länder und Güter dieser Erde sind das wert, was der Mensch aus ihnen zu machen weiß. Aus einer kahlen, von wilden Flüssen durchbrausten subarktischen Bergwüste Nordschwedens machte sein Wagemut, Fleiß und Erfindungsgeist eine für die ganze Weltwirtschaft hochwichtige Eisenquelle, während die von der ganzen Huld tropischer Fruchtbarkeit gesegnete Südseeinsel noch ihren Dämmerschlaf der Selbstgenügsamkeit durch die Jahrtausende weiterschläft. In der Weltwirtschaft gibt es kein Ausruhen; wer zu lange schläft, wird von den wachen Nachbarn auf die Seite geschoben.

Zur Milderung des Ernstes solcher Erwägungen schließt der Verfasser sein gewichtiges Buch mit der Weltwirtschaftskonferenz der Gebrauchsgegenstände eines beschwipst zu Bett Gegangenen. Vom Baumwollhemd bis zum Füllfederhalter will sich jeder breitmachen, bis ein kräftiges Niesen des erstaunt zuhörenden Zimmerbeherrschers dem Unfug ein Ende macht.

Man kann sich nicht leicht vorstellen, wie man so viel Wissenswertes auf eine amüsantere Art zu sich nehmen könnte.

Tsuneyoshi Tudzumi: Japan, das Götterland

Der Verfasser des bekannten, schönen Werkes über „Die Kunst Japans" ergänzt dies gleichermaßen in dem vorliegenden Buche „Japan, das Götterland" nach der weltanschaulichen, kulturellen und sozialen Seite hin und bemüht sich, die Eigenart in Aufbau und Struktur der japanischen Kultur dem westlichen Menschen näherzubringen.

Gibt es denn überhaupt von Haus aus eine japanische Kultur? Hat man nicht im Zusammenhang damit, daß Japan vielfach die Elemente seiner Kultur und Zivilisation, einst aus China, nun aus Europa und Amerika, entlehnte, das Wort „Mondlichtzivilisation" geprägt. Tudzumi verwahrt sich dagegen; denn hat Japan es nicht verstanden, alles Fremde jeweils zu verarbeiten, umzugestalten, seinen besonderen Bedürfnissen anzupassen und somit weitgehendst zu „japanisieren", womit es beweist, daß ihm mindestens eine starke formende und ausdruckgebende Kraft zu eigen ist? Alle Erscheinungen der japanischen Kultur sind auf dem Boden seines eigenartigen Volkslebens erwachsen. Tudzumi nennt dies „eine natürliche Kultur" und will damit betonen, wie sehr sich der Japaner als einen Teil der Natur betrachtet, dem Pflanzen und Tiere Geschwister sind. So dichtet ein Prinz:

> Mein Bruder bist du, einziger Kieferbaum!
> Wärst du ein Mensch, ich würde dich
> bekleiden, umgürten würde ich dich
> mit einem Schwert!
> Mein Bruder bist du, einziger Kieferbaum!

Außerhalb der Natur vermag sich der Japaner nichts, selbst Gott nicht, vorzustellen. Seine shintoistischen Götter sind Teile der Natur, sie gebären die Welt, so daß alles, was auf der Erde ist, die Götter, die Menschen, das Land und die Tiere, gewissermaßen eine große Blutsverwandtschaft bildet. Das Rückgrat dieses Weltgebildes ist die japanische Kaiserfamilie, die von der Göttin Amaterasu abstammt, so daß das japanische Volk die größte, geschlossene Familie bildet, die je auf Erden lebte. Der Japaner stirbt auch nicht in unserem Sinne, vielmehr, ein unsichtbarer Begleiter, teilt er mit seinen Enkeln das Leben.

Der Japaner ist Shintoist, wobei die Bezeichnung Shintoismus nicht auf die ausgebildete religiöse Lehre, die stark vom Buddhismus beeinflußt wurde, zu beschränken ist, sondern für den volkstümlichen Glauben an die Überlieferungen aus grauer Vorzeit steht, die man „Geschichte der Götterzeit" nennt und die sich ununterbrochen in die Menschenzeit hinein entwickelt. Seinen Ausdruck findet der Shintoismus in der Verehrung von Göttern, Helden und Ahnen in den Shinto-Schreinen. Diese Verehrung des japanischen Stammes, versinnbildlicht im Shinto-Schrein, verträgt sich durchaus damit, daß der Japaner daneben etwa auch Angehöriger einer anderen Religion, des Buddhismus oder des Christentums, ist. Der Shintoismus ist der große, nationale Zusammenhalt des Inselreiches. Wohl nahm man in Japan den Konfuzianismus und Buddhismus als Gegenstoffe zur Entwicklung der japanischen Kultur auf, aber immer nur so weit, als diese Geisteshaltungen dem Shintoismus nicht widersprechen. Wie weit dies im Augenblick auch mit den so leidenschaftlich aufgenommenen westlichen Kulturgütern, vor allem auch der Naturwissenschaft, der Fall sein wird, läßt sich nicht vorhersagen, die Zukunft mag es erweisen. Bisher jedenfalls ging der Japaner oft blindlings zu Neuerungen über, um schließlich doch auf sich selbst zurückzukommen und Übertreibungen aufzuheben — ewig unantastbar im innersten Kern als Glied der großen Ahnenkette, die sich von den Göttern her hinzieht bis zum letzten Japaner unserer Tage.

Charlotte Reinke

Auferstehung in der Dichtung

Hans Künkel: Niklas von Cues

Von Werner Wien

Der große geschichtliche Roman um die Gestalt eines Halbvergessenen „Schicksal und Liebe des Niklas von Cues" von Hans Künkel wurde von der Raabe-Stiftung in der NS.-Kulturgemeinde mit dem „Volkspreis für deutsche Dichtung" 1936 und mit dem erstmalig verteilten Braunschweiger Dichterpreis ausgezeichnet.

In dem kleinen Moselstädtchen Cues, in der „Zeit des Fröhlichseins", die mit der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert die grauenvolle Zeit des Schwarzen Todes ablöste, gebar die Katharina Kriftzin einen Sohn, den man Niklas nannte. Es war nur ein Zufall, daß er diesen Namen erhielt; denn während oben im Hause die Mutter ihre schwere Stunde erduldete, hatte in seiner Angst der Schiffer Kriftzhennes unten bei seinem Hafenplatz auf den Knien alle Heiligen angerufen und war gerade beim Nikolaus angelangt, als der erste Schrei des Neugeborenen ertönte. Eigentlich aber waren es zwei andere heilige Gestalten, zwischen denen sein Schicksal ablaufen sollte — die Muttergottes selbst und St. Petrus, der Patron der Schiffer. An der Maria hing das ganze demütige, der Stille und Innerlichkeit zugewandte Herz der Mutter; der Vater aber lobte sich St. Peter, den Gottesstreiter. Und so waren die Eltern mehr und mehr uneins darüber, in wessen Schutz und Vorbild ihr Sohn sein Leben führen sollte.

Schon in diesen Kämpfen um die Erziehung des jungen Niklas Kriftz spielt sich die Gegensätzlichkeit seines Schicksals ein: Die Mutter möchte aus ihm einen Prediger machen und führt ihn zur Äbtissin eines Benediktinerinnenklosters, die bestimmt, daß er Latein lernen solle; der Vater jedoch will einen Schifferknecht, der ordentlich arbeiten kann und nicht faul über Büchern sitzt.

Eines Tages aber hält es ihn selbst nicht mehr. Er hatte mitansehen müssen, wie der Vater die Mutter schlug im Streit um seinen Zukunftsweg; ihn selbst hatte der Vater, als er ihn wieder über einem lateinischen Buch ertappte, jähzornig in die Mosel geworfen! Da flieht er aus dem Vaterhaus. Auf der Burg eines alten Ritters Diedrich von Manderscheid findet er Aufnahme und Förderung; denn als man entdeckt, daß der Küchenjunge Niklas Latein lesen kann und einen hellen Kopf hat, schickt der Manderscheid ihn auf seine Kosten nach Deventer auf die Lateinschule, um sich einen Hausjuristen heranzuziehen. Es ist eine Schule der Stillen im Lande, der „Brüder vom Gemeinsamen Leben", in der er die ersten Einblicke in die Welt des lateinischen Geistes gewinnt, ein unruhiger Sucher unter den abgeklärten Laienbrüdern, deren selbstgenügsame Innigkeit ihn gleichermaßen anzieht wie unerfüllt läßt. Sein Wille zu wirken macht ihn schuldig vor den Augen dieser „Devoten", und so muß er wieder ausscheiden aus ihrem Kreis. Selbst der greise Thomas a Kempis, zu dem er in der Not seines jungen Herzens geht, kann ihm nichts anderes raten als:

> „Geh durch die Welt hindurch! Das ist dein Kreuz. Es gibt verschiedene Wege. Draußen vor dem Fenster auf dem Beete siehst du Rosen und Lilien stehen, die habe ich mit Bedacht gepflanzt. Die weiße Lilie ist das Sinnbild derer, die im Geiste leben, der sich von Dunkelheit gereinigt hat. Die Rose aber ist rot wie Blut; sie ist das Sinnbild derer, die ihr Blut zum Opfer bringen."
>
> „Welches ist mein Weg, Vater?"
>
> „Dein Weg ist nicht der der Lilie. Du bist wie die Rose, die rot ist gleich dem Blute, das ihre Dornen fließen machen. Es ist gut, daß du ein ruheloses Herz hast."

Als er nach Hause zurückkehrt, ist er darum bereit, nun ernst zu machen mit dem Studium des Rechts, um in die Welt hineinzuwirken und nicht aus ihr herauszufliehen in eine fromme Beschaulichkeit ohne Reife. Und doch bleibt auch die Weisung der Mutter in ihm lebendig.

Und so trägt er sich in Heidelberg als Kleriker ein mit dem heimlichen Plan:

Außer der Theologie, die er für die Mutter lernte, wollte er die Rechte für den Vater studieren, und jedem von beiden stimmte er mit der Hälfte seiner Seele zu. Er hatte keine Furcht, zwei Fakultäten zu durchlaufen; in Wirklichkeit wollte er noch mehr: er wollte alles! Die Weisheit und das Wissen der Welt wollte er in sich eintrinken!

Dieses „Alles" ist nun sein Bildungsziel, und es ist zugleich seine erste Weltschau. Denn schon jetzt dämmert in ihm die Ahnung und der Humanistendrang, im Wissen um das „Alles" die große Einheit zu erfassen und damit Gott, denn „Gott ist das Geheimnis aller Dinge". Wo aber lebt dieses Wissen noch, wo sind seine Quellen? Er weiß plötzlich, daß Heidelberg, ja daß Deutschland ihm nicht mehr genügen kann. Und wenn ihm auch sein Studienfreund Gregor v. Heimburg rät: „Uns braucht das Vaterland! Wir müssen die Rechte studieren, um Recht zu schaffen", so hat ihn jetzt für immer der Hunger nach der Ganzheit der abendländischen Kultur und Bildungswelt gepackt: Er zieht nach Padua und holt sich dort nach 6 Studienjahren den Doktorhut. —

Das ist viel, als Deutscher ein Doktor von Padua zu sein! Seine Heimkehr nach Cues ist ein Ereignis für das ganze Moselland. Man ruft ihn als Sachverständigen in einem Rechtsstreit zum Hofgericht von Kur-Mainz. Die ganze Notlage der deutschen Verhältnisse wird ihm zur furchtbaren Offenbarung: Solange er seinen Gott um das Recht befragt, findet er das Rechte und findet er zum Herzen des Volkes; aber sobald er das juristische Recht anwenden soll, da zeigt sich ihm, daß es in deutschen Landen kein deutsches Recht gibt, sondern nur ein kanonisches und ein römisches, und daß das eine hier und das andere da gilt. So appelliert er an den Kaiser als höchste Instanz und an ein allgemeines Konzil. Und dieses Konzil kommt; es ist das Konzil von Basel, jene welthistorische Tragödie, die noch einmal für Jahrhunderte die Macht des Papstes erneuerte und die Schwäche des Kaisers als Wahrer der Reichsidee erwies.

Niklas Cusanus, unterdessen durch Funde antiker Schriften mit einem Schlage in Rom, bei den Mediceern und der gesamten Bildungswelt seiner Epoche als einer der führenden Männer des Humanismus bekanntgeworden, ist zu diesem Konzil der klügsten Geister des 15. Jahrhunderts berufen. Von zwei Seiten hat man ihm diese Einladung erwirkt, von den Humanisten wie von den Parteigängern des deutschen Kaisers, die in ihm einen Wortführer gefunden zu haben glauben. Aber das Konzil, so wie es im großen den Sieg Roms brachte, reißt auch den Cusaner auf die Seite des Klerus hinüber. Die auf ihn hofften, Friedrich Reiser, der geheime Sekretär des Kaisers Sigismund, und Gregor v. Heimburg, der mit deutscher Leidenschaftlichkeit die Rechte der Fürsten gegen das Papsttum vertritt, enttäuscht er aufs tiefste durch diesen seinen „Umfall". Denn in dem entscheidenden Moment, da es noch einmal in der Macht der Völker lag, sich die Freiheit von Rom zu erkämpfen, nimmt der Cusaner seinen Traum von der gottgewollten Einheit der Welt als inneren Befehl, sich wider sein Vaterland für den Papst als den „Stellvertreter Gottes auf Erden" zu entscheiden. Er sieht in der Bedrohung Konstantinopels durch die Sarazenen die große Chance Roms, die alte abendländische Kulturwelt noch einmal wieder zu vereinen unter dem Regiment des Christentums.

So läßt er sich den Kardinalspurpur versprechen für seine Entscheidung und geht, nachdem der Papst durch einen geschickten Zug das ganze Basler Konzil zunichte gemacht hat, als päpstlicher Gesandter nach Konstantinopel. Er sieht nicht das politische Spiel, das da getrieben wird. Er träumt, ein echter Deutscher in der Wirklichkeitsblindheit seiner Schau: „Gott ist die Koinzidenz der Gegensätze, also auch der von Christentum und Islam." Und über diesem Glauben vergißt er die Steinwürfe, mit denen das Volk in Byzanz die feierliche Messe der Union als verlogenes Schauspiel brandmarkte.

Er ist Diener der Kirche als Diener seiner Idee; aber mehr und mehr muß er erkennen, daß seine Idee in der Wirklichkeit nicht bestehen kann. Jene Gegensätze — es ist das gerade das Große an Künkels Roman, daß des Cusaners Philosophie ständig als gelebtes und erlebtes Leben verdichtet wird —, deren letztlichen Zusammenfall in der Wesenschau Gottes Nicolaus von Cues in seinen Schriften predigte, sind in der wirklichen Welt selbst unlösbare Wirklichkeiten, die als Mächte ihr volles Lebensrecht haben und zwischen denen der Kardinal Cusa-

nus darum erschrocken steht, sobald er das erkennt — gewissermaßen eine theologische Don-Quichotte-Figur seiner eigenen mystischen Vision. Während er still für sich in klar durchdachter Form seine „Docta ignorantia", jene Schrift über das Wissen vom Nichtwissen, und sein Traktat „Vom verborgenen Gotte" schrieb, wird ihm klar, welche Kluft zwischen Schau und Tat sich in ihm aufgerissen hat:

Zwei Seelen waren in ihm lebendig, die beide Gott suchten, die eine am Tage in der Tat, die andere denkend in der Nacht, aber beide hatten keinen Frieden miteinander.

Aber er kann nicht mehr zurück, auch wenn er weiß, daß er im Geiste zu seinem verborgenen Gotte still einkehren müßte, um ihn wirklich zu spüren; „denn sobald er von ihm redete, zog es ihn wieder in die Endlichkeit". Vor dem Standbild des „Heiligen Petrus in den Fesseln", dem die Kirche geweiht war, zu deren Kardinal man ihn nun gemacht hatte, wird ihm sinnbildhaft und verzweiflungsvoll seine Stellung und der ganze Irrweg, der ihn von Heimat und Ausgang wegführte, bewußt: nicht Maria, auf deren Demut seine Mutter daheim ihn immer verwiesen hatte, sondern Petrus, der Heilige seines Vaters, aber nun erst als „der Gefesselte" erlebt, ist sein Heiliger geworden. Und so, während seine Jugend wieder vor ihm aufsteht, nimmt er, fast dankbar, die Legation, die ihm die Kirche in diesem kritischen Augenblick bietet, an: ausgestattet mit den höchsten Würden und Machtvollkommenheiten, als Ordner, Friedensbringer und Versöhner, als der Reformator der Kirche und Schlichter der Fehden zwischen den Reichsfürsten durch sein Vaterland zu ziehen.

Dieses Reformwerk gibt ihm noch einmal eine Lebensaufgabe, die ihm seine Idee zu verwirklichen scheint. Und doch wird auch diese Reformationsreise für ihn in der letzten Tiefe seines religiösen Gewissens ein Passionsweg. Denn die Orte seiner Jugendentwicklung, Deventer und seine Schule der Innerlichkeit, die Menschen, die ihm in seinem jungen Suchen Wegweiser gewesen waren, werden ihm jetzt, da er sie wiedertrifft, zu Anklägern. Einmal begegnet er einem religiösen Schwärmer, der zur Richtstatt geführt wird, als Ketzer, weil er aus dem Buch „Vom Ewigen Evangelium" gepredigt hatte. Es ist das das gleiche Buch, das Cusanus als Knaben in erste Ahnungen der Gottesschau gerissen hatte. Er ist jetzt Kardinal, er hätte das Recht, den Todgeweihten zu begnadigen. Aber eben als Kardinal der Kirche ist er auf das strengste zur Durchführung seiner Reformaufgabe verpflichtet. Indem er die Begnadigung nicht ausspricht, spricht er seiner eigenen Jugend das Todesurteil.

Ein letztes, tiefstes Erlebnis, das in die Mitte seines Herzens trifft, offenbart schließlich dem Alternden und einsam Gewordenen die ganze Tragik seiner Mission: Als Bischof von Brixen muß er der Äbtissin von Sonnenburg die Unterwerfung unter die Kirche aufzwingen, weil er die Macht dieser Kirche zu wahren hat, zu wahren gegen seine eigene Liebe, die ihn mit der Äbtissin seelisch verbindet, gegen seinen Glauben und seine ganze eigene Lehre, der Verena tief und gotterfüllt vertraut, ja die diese Frau durch ihr Leben erfüllt.

Und so, zuletzt ganz allein vor seinen Gott gestellt, reißt der Sterbende das Gebäude seines Lebens ein, das aus Ehrgeiz und Irrtum gefügt war. Es ist die Katastrophe des römischen Klerikers, der seinen deutschen Wahn begreift: „Ich will nicht in Italien liegen! Bringt mich nicht nach Rom! Rom hat mich umgebracht. Bringt mich heim, und wenn sie meinen Leib nicht fortlassen, nehmet mein Herz heraus! Es soll in Deutschland liegen", ist der verzweifelte Schrei des Sterbenden. Feierliche Exequien hielt man für den toten Kardinal und Fürstbischof. „Das Herz des Niklas Kriftz aber wurde in einer Bleikapsel eingeschlossen, auf der ein Kreuz und ein Herz abgebildet waren, und so wanderte es über die Berge der Heimat zu."

Das ist die Schicksalsgeschichte des Niklas von Cues, dieser faustischen, sehr deutschen Theologengestalt, in der der deutsche Geist mit den Mächten und der Macht der katholischen Kirche ringt. Aber das Werk ist alles andere als ein „Tendenzroman". Man möchte das Buch lieber als einen philosophischen Roman bezeichnen, weil die Schau und das Gesetz des Lebens, von dem es erzählt, ein philosophisches System unmittelbares Schicksal werden lassen: im Geschick des Cusaners vollzieht sich in der Ebene des Lebens und daher als Widerlegung der Theorie die Grundentscheidung seiner Philosophie. So ist dieses Buch von einer großartigen geistigen Einheit und künstlerischen Geschlossenheit.

Hans Künkel: Das Gesetz Deines Lebens

Von Walther von Hollander

Die Bemühungen Hans Künkels gehen von jeher darauf aus, eine Schicksalspsychologie zu schaffen, und zwar eine Psychologie des inneren, des seelischen Schicksals. Er stellt diese Schicksalspsychologie etwa der Biologie gegenüber, die die äußeren Lebensvorgänge zu schildern hat. Wir brauchen, das ist der Inhalt eines früheren Werkes von Künkel „Der furchtlose Mensch", eine Innen- oder Tiefeneinsicht in die Lebensvorgänge, und diese Tiefeneinsicht kann nur von der Seele her gegeben oder erfahren werden.

Schicksalspsychologie ist auch das Grundthema des neuesten Buches von Künkel „Das Gesetz Deines Lebens" (Eugen Diederichs Verlag, Jena). Es behandelt die Auseinandersetzung der inneren Welt mit der Außenwelt. Künkels Entdeckung nun ist, daß diese Auseinandersetzung zwar immer subjektiv sein muß, daß der Mensch aber, der sich mit der Welt auseinanderzusetzen hat, immer die gleichen Schicksalsbereiche durchwandert, daß er immer die gleichen bestimmten Urformen des Schicksals zu erleben hat. Unter allen Erlebnissen des Tages schimmern diese Urformen durch, verwandt vielleicht den Universalien der Scholastiker. Sie sind die ewigen Urbilder, die sich in jedem Leben ausprägen, sofern es nur prägebereit bleibt.

Bevor der Mensch an das Erlebnis der Urformen geführt werden kann, muß er verstehen, daß jeder seiner Lebensteile, jeder Lebensabschnitt, jedes Lebensalter seinen Sinn, seine letzte Prägung erst bekommt von der Lebensganzheit her. Erst wenn ein Mensch sein Leben vollendet hat, kann man genau wissen, was jede Epoche in seinem Leben für ihn oder für die Welt oder für das Leben bedeutete. Man muß aber, während man lebt, das Gefühl für diese Lebensganzheit, für den Lebenssinn, zu bekommen suchen. Denn von der Ganzheit her bekommen die einzelnen Lebensteile ihr eigentliches Leben, vom Sinn des Ganzen wird der Teil sinnvoll. Vom Ganzen her gesehen und nur vom Ganzen her begreift man Unglück, Niederlage ebenso wie Glück und Aufstieg. Diese Übersicht hat mancher am Ende seines Lebens. Sie schon mitten im Leben zu haben, will die Schicksalspsychologie uns lehren.

Wenn wir die Lebensganzheit, das große Muß unseres Lebensganzen, das Gesetz unseres Lebens begreifen, dann vergeht zunächst einmal die partielle Ichheit. Die Ichbefangenheit, die Egozentrizität, macht einer Selbstliebe Platz, die aber nichts mehr zu tun hat mit Eigenliebe, sondern nur mit der Liebe zu dem ewigen Gesetz, das sich in uns und unserem Leben offenbaren will. Selbstliebe ist auch nicht Aufgeblasenheit, die aus der Verwechslung des Menschen mit dem, was er sein möchte, kommt. Selbstliebe ist die Erfüllung des eigenen Schicksals mit eigenen Kräften.

Dem Muß unseres Lebensganzen müssen wir uns fügen. Es entfernt uns immer weiter von den alten Moralgesetzen, die auf einem „Du sollst" beruhen. Wer sein Lebensgesetz erkannt hat, in dem schließen sich Wollen und Sollen von selbst zusammen, in dem verwirklicht sich ebenso das Gesetz der Entwicklung aller Kräfte wie das Gesetz des Opfers. Das Lebensganze umfaßt ebenso das Hineingehen in das Leben wie das Hinausgehen, Willkommen und Abschied. Im Lebensganzen ist die Gegenwart endlich an der ihr gebührenden Stelle. Sie ist wichtiger als die Vergangenheit und die Zukunft. In ihr brennt das Feuer des Schicksals am hellsten. Der Blick auf das Lebensganze macht es uns aber auch möglich, jeden Teil des Lebens als Übergang zu empfinden und uns damit jene Lebendigkeit zu bewahren, die die Voraussetzung jedes durch und durch erfüllten Lebens ist. Wenn man das Gegenwärtige ganz lebt, wenn man am Vorübergehenden sich nicht festklammert, dann erträgt man auch die Schicksalsschläge, die niemandem erspart bleiben, am leichtesten. Wenn wir in irgendeinem Augenblick unseres Lebens vom Schicksal niedergeschlagen werden, so ist niemals unser ganzes Leben zerstört, sondern nur etwas Vorübergehendes. Das äußere Schicksal kann uns nicht für immer zu Boden zwingen.

Der Lebensweg jedes Menschen führt nun durch die Lebensalter, die vom Ganzen her gesehen einander völlig gleich sind, die werterfüllte, wertgleiche Glieder des Urphänomens sind. Künkel nennt diese Lebensalter Urformen des Lebens. Das Lebensganze erscheint durch das Prisma Zeit in den Lebensaltern gebrochen.

Künkel unterscheidet fünf Lebensalter oder biologische Epochen, die sich allmählich, aber nicht stetig auseinander entwickeln. Der Übergang von einer Epoche zur andern wird meistens durch Katastrophen bezeichnet. Mindestens pflegen die Menschen in eine Krise zu kommen. Jeder Mensch kann meist nur das erkennen, was in seiner Schicksalsepoche, in seinem Lebensabschnitt begreifbar ist. Den künftigen Lebensepochen gegenüber pflegt der Mensch blind zu sein. Die bereits durchlebten verachtet er. Jedes Lebensalter glaubt, daß die Höhepunkte des Lebens in seinen Grenzen liegen.

Das Schicksalsleben des Menschen beginnt nach Künkel mit drei Jahren. Bis dahin — so meint er (aber er irrt sich hier wohl ein wenig) — lebt der Mensch ohne Schicksal, vegetativ. Die erste Lebensform, die der Kindheit, dauert vom dritten bis zum vierzehnten Jahre. Es ist die Urform der erwachenden Intelligenz, das Lebensalter des Denkens,

Rechnens, Beobachtens, des Experimentierens, Bastelns, Sammelns. Die Menschen leben in der ersten Urform leicht, nicht tiefgreifend. Sie sind gewitzt, klug, beweglich, haben keinen zähen Willen, reagieren nicht auf Gefühlswerte. Viele Menschen bleiben geistig in dieser ersten Urform stecken. Sie bleiben stets Kinder im Spieltrieb. Zu ihnen gehören die Formalwissenschaftler, die Notizenmacher, die Kreuzworträtsler, die Bürokraten. Die zweite Urform reicht vom vierzehnten bis zum achtundzwanzigsten Jahr. Der Übergang von der ersten zur zweiten Form ist als Pubertät bekannt. In der zweiten Urform ist Venus der bestimmende Stern. Ist die Passion, die das Leben bestimmende Gefühlsform. Die Stimmung ist labil zwischen Glück und Not. Das Temperament gereizt, beweglich, leichtsinnig. Das Schicksal reich an äußeren Veränderungen. Schicksalsformen der zweiten Form sind: Jugend, Geheimbund, Wandervogel, Verliebtheit, Don Juanismus.

Die erste Lebensform scheint der zweiten fade und blutlos, die zweite der ersten albern und übertrieben. Beide erscheinen vollkommen belanglos von der dritten Urform aus betrachtet, die das Leben des Menschen vom achtundzwanzigsten bis zweiundvierzigsten Jahre beherrscht. Der vollendete Ausdruck der dritten Urform ist der Befehl oder die Organisation. Energie und Wille bilden das Lebenszentrum. Das Verhalten wird reserviert, kritisch und mißtrauisch. An Stelle der Freundschaft tritt die Kameradschaft. Schicksalsgemeinschaften der dritten Urform sind: Militär, Manneszucht, Solidarität, Arbeitsorganisation, Technik, Staat. Die Bewegungsart der zweiten Urform ist der Tanz, die der dritten der Marsch. Wichtig ist vielleicht, daß mit der dritten Epoche, mit 42 Jahren früher das wehrpflichtige Alter endete. Es endet mit dieser Epoche sehr häufig die Straffheit, die Energie und die Zucht. Nach dieser Epoche tritt häufig eine schlimme Willenskrise ein, die sich auch körperlich auswirkt.

Wer aus dieser Krise herauskommt, tritt in die vierte Urform ein, in das Lebensalter von dreiundvierzig bis sechsundfünfzig. Es ist das Alter, in der die Organisation durch innere Ordnung, die Rechtssatzung durch Rechtsschöpfung ersetzt wird. In der Ehrbegriff gleichzeitig die Ehrfurcht vor allem Lebendigen einschließt. In der statt der Ansicht und des Verstandes Einsicht und Hoheit regiert.

Die fünfte Urform, das Lebensalter vom 56. Jahre ab bringt die langsame Lösung von der Materie, vom Stoff, vom Stückwerk. Je mehr das Einzelne vom Menschen zurückweicht, um so mehr wird das Ganze von einem inneren Sinn hell. Die Zeit wird überwunden, das Leben zu Ende geformt.

Das etwa sind die fünf Urformen, von denen die vierte und die fünfte Form noch verhältnismäßig unentwickelt sind oder doch nur in Ansätzen eines Priestertums des Alters, eines Richtertums der Reife, eines politischen Aeropags einer Versammlung der Weisen sich verwirklicht haben. Künkel meint, daß die Überschätzung der dritten Urform und ihrer Lebensgestaltung für das Weltganze nicht günstig ist, daß man mehr auf die Durchformung der vierten und fünften Form hinarbeiten muß.

Erst der Mensch, der sich durch alle Urformen des Menschenlebens, durch alle Lebensalter hindurch entwickelt, erst der Mensch, der jede Urform ganz ausfüllt und mit der nächsten Urform die vergangene umspannt, der also schließlich alle fünf Formen in sich entwickelt, erst dieser Mensch lebt dem Gesetz seines Lebens gemäß und erfüllt das, was das das Schicksal von ihm verlangt hat.

Ehrfurcht, Stille, Besinnung

Otto Urbach, der gelegentliche Mitarbeiter der „Weltstimmen", hat in seinem vor kurzem erschienenen Buche, dem er den schönen Namen „Ehrfurcht, Stille, Besinnung" gegeben hat, den Versuch gemacht, die großen Fragen der Gegenwart, soweit sie gleichzeitig auch überzeitliche Fragen sind, weniger zu deuten und zu beantworten, als dem Leser zum Erlebnis werden zu lassen. Indirekt erwächst aus solchem Erlebnis dann wohl auch Antwort und Deutung.

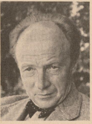
Es sind hier die alten Fragen von Gott und Natur, Welt und All, Seele und Unsterblichkeit, Gemeinsamkeit und Einsamkeit, Liebe und Tod, Licht und Finsternis; kurz, Urbach kreist um die ewigen Probleme, die jeden nachdenklichen Menschen immer wieder beschäftigen müssen. Das Buch erwuchs aus einem Willen, über allem Schwankenden und Vergehenden das Wesentliche und Bleibende festzuhalten.

Der Verfasser zeigt sich als mit unserem großen deutschen Geisteserbe wohl vertraut; sein Verhältnis zur Vergangenheit und ihren Werten ist das der Ehrfurcht. Auf Fragen um die ewigen Rätsel gibt er vielfach mit den Worten und dem Lebensbeispiel der großen deutschen Meister Antwort. Das Schöne bleibt dabei, daß Vergangenheit und Gegenwart, Ererbtes und Eigenes durch den Rhythmus eigenen Erlebens zusammengehalten werden; so entstand ein Buch, das wohl weniger eigene Erkenntnisse und Einsichten vermittelt, das aber den Geist der Ehrfurcht und Besinnung ausstrahlt, das Kraft und Trost, Halt und Sinn gibt, wo der oberflächlich Blickende nur Sinnlosigkeit erkennt und sich gerne haltloser Verzweiflung ausliefern möchte. Es ist kein akademisches, lebensfernes Werk, sondern ein über dem Zwiespalt der Bekenntnisse stehendes Buch des Bekenntnisses zum Ewigen im deutschen Geist und der deutschen Seele. Ein Buch deutscher Weltanschauung, wie es der Verfasser im Untertitel selbst bezeichnet hat. (Leipzig, Amthorsche Verlagsbuchhandlung, 157 Seiten.)

O. Heuschele

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Aufn. Porschke

Ernst Wiechert

wurde am 18. Mai 1887 als Sohn eines alten Förstergeschlechtes in dem Forsthaus Kleinort in Ostpreußen geboren. Er verlebte seine Kindheit, von der an früherer Stelle dieses Heftes nach einem neuen Werk „Wälder und Menschen" berichtet wird, in den weiten, unermeßlichen Wäldern seiner Heimat, studierte hernach an der Universität Königsberg und trat 1911 in den höheren Schuldienst ein. Nach dem Kriege, der auf seine dichterische Entwicklung entscheidenden Einfluß hatte, wirkte er als Studienrat in Königsberg und Berlin. Seit einigen Jahren ist er in einem kleinen Dorf in Oberbayern ansässig, wo er in völliger Zurückgezogenheit nur noch seinem dichterischen Schaffen lebt. Hier entstanden die von uns in früheren Jahrgängen der „Weltstimmen" behandelten großen Romane und Erzählungen „Die Magd des Jürgen Doskocil", „Die Majorin" und die „Hirtennovelle", die seinen Namen weit über unser Vaterland hinaus in der Welt bekannt gemacht haben. Schon früher hat der Dichter eine ganze Reihe seiner stillen und ernsthaften Geschichten geschrieben, von Kindern und Tieren, von jungen Menschen, die früh an der Härte ihrer Umwelt zerbrachen, und von solchen, die ihr Schicksal in schweigender Geduld zu tragen wußten. Von diesen Büchern seien genannt: „Die Flucht" (1916), „Der Wald" (1922), „Der Totenwolf" (1924), „Die blauen Schwingen" (1925), „Der Knecht Gottes Andreas Nyland" (1926), „Der silberne Wagen" (1928), „Die kleine Passion" (1930), „Die Flöte des Pan" (1930). Über seinen Berufswechsel hinaus hat der reife Dichter doch stets der Jugend die Treue gehalten. Ihr gilt auch die bekenntnisreiche Ansprache „Der Dichter und die Jugend" (soeben erschienen im Verlag der Werkstatt für Buchdruck, Mainz). Hier spricht er aus, „was der Dichter mit der Jugend zu tun habe: daß er der schweigende Strom ist, der ihre Sterne spiegelt".



Werner Beumelburg

wurde am 10. Februar 1899 in Traben-Trarbach an der Mosel geboren, wo sein Vater als Pfarrer wirkte. Beumelburg besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er im Frühling 1916 mit dem Notabitur verließ, um ins Heer einzutreten. Nach kurzer Ausbildungszeit rückte er ins Feld und erlebte sofort den Kampf um Verdun als schicksalshafte Wende. Beumelburg nahm fast an allen großen Schlachten der Westfront teil. Zum Manne gereift, kehrte der 19jährige heim und studierte in Köln Staatswissenschaften. 1921 siedelte er nach Berlin über, wo er als Redakteur der deutschen Soldatenzeitung im Reichswehrministerium tätig war. In den folgenden Jahren war er Schriftleiter an verschiedenen großen deutschen Zeitungen und schrieb daneben im Auftrag des Reichsarchivs mehrere Bände dee großen Werkes „Schlachten des Weltkrieges". Im Jahre 1926 löste er alle Berufsbindungen und unternahm verschiedene Auslandsreisen. 1929 erschien das Epos des großen Krieges: „Sperrfeuer um Deutschland", 1930 die endgültige Gestaltung des Verdun-Erlebnisses, „Die Gruppe Bosemüller", 1931 „Deutschland in Ketten", 1932 „Bismarck gründet das Reich". Dazwischen war noch der Roman: „Der Kuckuck und die zwölf Apostel" geschrieben worden. Ein neuer Abschnitt seines Schaffens wurde 1934 durch den Roman „Das eherne Gesetz" eingeleitet. Seit 1933 gibt Beumelburg auch die Buchreihe „Schriften an die Nation" heraus, in der von ihm selbst verschiedene Bände erschienen sind: „Wilhelm II. und Bülow"; „Bismarck greift zum Steuer"; „Arbeit ist Zukunft"; „Der Soldat von 1917"; „Das jugendliche Reich" und „Friedrich II. von Hohenstaufen". 1934 erschien der Novellenband „Wen die Götter lieben", 1935 die „Preußische Novelle" und „Erlebnis am Meer", 1936 die Romane „Mont Royal" und „Kaiser und Herzog".

Aus der Handschrift vorgetragen



Fünf Gedichte

von Marianne Lietzmann

Ich bin 23 Jahre alt. Mein Vater war Konzertsänger und fiel im Weltkrieg. Meine Mutter ernährte uns vier Kinder als Privatlehrerin und starb nach einem tapferen, schweren Leben im Jahre 1932. Im gleichen Jahr bestand ich die Reifeprüfung und besuchte zunächst die Handelsschule, dann die Universität Berlin. Ich schloß mein Studium mit dem neufranzösischen Diplomexamen ab, um fortan meine wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse praktisch zu verwerten. Aus meinem bisherigen Wirkungskreis bin ich durch die Reichsleitung des Deutschen Arbeitsdienstes in eine neue Laufbahn berufen worden. Meine Welt sind die „einfachen Dinge", und ich möchte einmal ein Buch schreiben, schlicht in den Mitteln und echt in der Wirkung wie ein Volkslied oder eine Landschaft von Albrecht Dürer. M. Lietzmann

Spruch

Ich bin Gottes Samenkorn
Und er legte mich in seine Erde,
Daß aus ihr nun Halm und Ähre werde.
Not und Liebe reifen mich heran,
Und der Tod ist Gottes Sensenmann.

Ich bin Gottes Ährenkorn.
Wenn dereinst die Ernte vor ihm ist,
Gott in seine beiden Hände mißt.
Mit der Rechten sät er wieder ein —
Werd' ich einmal Gottes Saatkorn sein?

Nacht im Freien

Strohvergraben lag ich, wie in dunkler Wiege.
Hoch am Himmel stand der blasse Mond,
Und sein Antlitz grüßt' mich so gewohnt
Wie ein Lächeln längstvergangner Züge.

Mit vertrauten Händen strich der Abendwind
Über mein Gesicht und löschte allen Kummer.
Unversehens sank ich tief in Schlummer,
Träumte bunt und prächtig, wie als Kind.

Spät erst hat die Sonne mich im Feld gefunden,
Schien mir strahlend mitten in das Herz,
Und erwachend ohne Gram und Schmerz
Spürt' ich lichtdurchglüht mein Blut gesunden.

Feierabend

Ich halte still im Haus die Wacht.
Auf meinem Schoß das Kätzchen schnurrt,
Ein Käfer um die Lampe burrt,
Und vor den Fenstern steht die Nacht.

Im Stall rumoren Schaf und Rind,
Die Glut im Herdloch knistert leise.
Der Kessel summt die alte Weise;
In seinem Wagen schläft das Kind.

Wie nahe spüre ich der Erde Herz!
Die Stadt versinkt, ein ferner, böser Traum.
Aus tiefen Wurzeln steigend, wie ein Baum,
Wächst meine Seele himmelwärts.

An einen alten Bauern

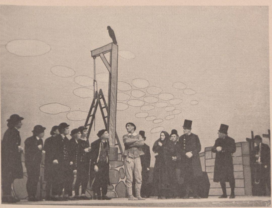
Ich sah ermattet von des Tages Last
Dich abends feiernd auf der Schwelle stehen
Und, überglänzt vom letzten Sonnenglast,
Weit über die bestellten Felder sehen:

Da war dein Leben wie ein Atemzug,
So schwer und mühsam, und doch tieferlöst —
Ein Hauch, der deine Seele trug,
Im ew'gen Sturm, den Gottes Odem bläst.

Abendspruch

Seht, die Sonne sinkt,
Und aus dem Wiesental
Heim in den warmen Stall
Wandert die Herde.
Hoch im Fenster blinkt
Noch ein letzter Strahl,
Dann wird der Himmel fahl,
Dunkel die Erde.

Laßt die Arbeit ruhn,
Faltet die Hände im Schoß:
Über dem Walde, groß,
Naht schon der Mond.
Denket, daß all unser Tun
Ist wie ein Tagwerk bloß
Vor dem, der zeitenlos
Über uns wohnt.



Sage und Märchen auf der heutigen Bühne



Unsere beiden Bühnenbilder entstammen diesmal zwei neuen Werken des schwäbischen Dichters Georg Schmückle, auf dessen „Engel Hiltensperger" wir schon früher hingewiesen haben. Das obere Bild entstammt der Stuttgarter Uraufführung des Spiels „Hyazinth Bißwurm", worin das Märchen vom Schwaben, der das Leberlein gegessen und es um alles in der Welt, nicht einmal ums liebe Leben (wohl aber ums liebe Geld) eingestehen mag, für die Bühne Gestalt gewonnen hat. Das zweite Bild von der Uraufführung des Legendenspiels „Das Wunder" (gleichfalls im Württembergischen Staatstheater) zeigt die Gestalt des Geigers von Gmünd, dem die heilige Cäcilie zum Lohn für sein andächtiges Spiel ihren goldenen Pantoffel schenkt; und als er dadurch in den Verdacht des Kirchenraubs gerät, schenkt sie ihm auch noch den zweiten dazu. So kehrt die heutige Bühne zur volksmäßigen Überlieferung vom mittelalterlichen Legendenspiel bis zu Hans Sachsens Schelmenspielen zurück.

Aufnahmen: Illenberger



Kapitän Scott in seiner Winterhütte (Aus Scott, Letzte Fahrt)

Heldentum am Südpol

Kapitän Scott: Letzte Fahrt (Verlag F. A. Brockhaus. 160 S. RM 3.15)

Am 16. Januar 1937 jährt sich's zum 25. Mal, daß Kapitän Scott und die anderen Helden von der „Terra Nova" in nächster Nähe des Südpols auf einen verlassenen Lagerplatz der Norweger stießen. In dem Rennen um den hohen Preis hatte Amundsen seinen englischen Mitbewerber um einen Monat geschlagen. Die Engländer trugen die schwere Enttäuschung mit männlicher Fassung, aber es war wohl richtig, wenn damals gesagt wurde, daß der Gram des Zuspätgekommenseins ihre Widerstandskraft gegen die ungeheure Mühsal des Rückmarsches schwächte. Hatten sie umsonst gerungen? Heute, da wir den nötigen Zeitabstand zum leidenschaftslosen Urteil gewonnen haben, können wir diese Frage mit einem sicheren „Nein" beantworten. Neben Amundsen und der norwegischen Mannschaft werden Scott und die Seinen für immer im Ehrenbuch der Antarktis stehen.

Aus dem großen Reisewerk von Kapitän Scott „Letzte Fahrt" hat der Verlag Brockhaus das Tagebuch des Führers dieses großen antarktischen Forscherzugs als handliches Bändchen herausgezogen. Wir begleiten diesen liebenswerten Mann und wackeren Kämpfer von Neuseeland durch die wilden Stürme des Südmeers zur Roß-Insel, wo sich die Südpol-Hochschule, die Universitas Antarctica, wie sie Scott halb im Scherz nennt, in einer riesigen Winterhütte niederließ. Der Fußmarsch zum Südpol, der von der Roßmeer-Küste eine Strecke von etwa 1500 Kilometern zu bewältigen hat, muß in der Weise vorbereitet werden, daß man Proviantlager möglichst weit polwärts vortreibt. Schon hier zeigte es sich, daß die mandschurischen Ponys bei weitem nicht so viel leisteten, als man von ihnen erwartet hatte. Der Gedanke, mit kleinen, harten Pferdchen zum Pol vorzustoßen, erwies sich auch später beim Entscheidungsmarsch, der am 1. November 1911 angetreten wurde, als die hauptsächliche Fehlerquelle des Unternehmens. Man kann wohl sagen, daß die Engländer daran zugrunde gingen, daß sie mit Hunden nicht so gut umzugehen verstanden. So verzichteten sie bei der Bewältigung des langen, steil ansteigenden, bös zerklüfteten Beardmore-Gletschers auf jede tierische Zughilfe und verbrauchten ihre Kraft zu früh.

Am 18. Januar 1912 standen sie am Südpol, aber sie fühlten sich nicht als Sieger, sondern als Geschlagene. Der Rückmarsch ist eine Kette von nicht vorherzusehenden Unglücksfällen. Der scheinbar Stärkste von ihnen bricht zusammen, hält den Marsch auf, wird irrsinnig und stirbt. Fürchterliche Kälte, Stürme und schlechter Schnee saugen ihnen die Kraft aus den Knochen. Proviant und Heizöl werden knapp. Zwanzig Kilometer vor einem wichtigen Proviantlager, 250 Kilometer von der Roß-Insel, geht es zu Ende. Die sterbenden Freunde und den sicheren Tod vor Augen, schreibt Scott seine herrlichen Abschiedsbriefe. Sein letzter Eintrag vom 29. März 1912 lautet: „Um Gottes willen — sorgt für die Unsern."

Seine Bitte wurde treu erfüllt. Mit Stolz blickt England auf den einsamen Schneehügel, der acht Monate später um diese Ehrenmänner in ihrem Todeszelt getürmt wurde. Josef Schäfer

Kurz und gut!

Leben rund um den Erdball

Ivar Lißner: Völker und Kontinente.

Zu einer großen Weltreise lädt Lißner uns ein, das „Leben rund um den Erdball" kennenzulernen. Und da er alles selber gesehen, mit Söhnen aller Kontinente gesprochen hat und auch für abstrakte Tendenzen und Mächte sehr anschauliche Vergleiche und typische Figuren zu erfinden weiß, wird es eine ebenso unterhaltsame wie belehrende Reise, die nicht nur zu allen Völkern und Kontinenten führt, sondern auch weit in deren Geschichte, soweit diese noch in der Gegenwart nachwirkt. Da werden dann viele Probleme, so in ihrem zeitlichen und räumlichen Zusammenhang belassen, klar, die man in der Studierstube oder am Diplomatentisch oft so undurchsichtig findet, so falsch anfaßt.

Lißner schreibt kein systematisches Lehrbuch, weder der Geographie noch der Geschichte; er notiert, was ihm auffällt und was ihm dazu einfällt. Und was dem Leser zuerst auffällt, ist, daß ihm erstaunend viel und erstaunend Gescheites dazu einfällt. —

London ist heute mehr als die Hauptstadt des Inselreiches, ist Mittelpunkt der Welt. Hier werden die Güter und Kraftquellen aller Kontinente gewogen und gewertet, hier treffen auch die Menschen und Anschauungen aufeinander: „Das Denken Europas in unsern Tagen will einen Erfolg in der Zeit, andere — Ägypten, China und der Hindu — den Sieg über die Zeit, und diese erkaufen gern den ewigen Bestand durch Verzicht auf Ausbreitung im Raum. Gerade in dem, was wir tot und starr nennen, liegt die tiefste Lebenskraft der östlichen Völker". Und wenn England seine Herrschaft so lange über diese hat behaupten können, so gewiß nicht zum wenigsten, weil es um dies Geheimnis selber sehr wohl weiß: Auch in London ist Zeit wohl Geld, und nicht ohne Grund hat sich des Weltreiches vornehmste Zeitung die im Londoner Straßenbild sonst recht seltene Uhr aufs Haus gesetzt. Aber daneben gibt es zum Exempel auch den wundervollen englischen Rasen: Täglich etwas sprengen und einmal im Monat mähen, und das nun — siebenhundert Jahre lang. Sehr einfach, und eben sehr englisch! Und wie hier über Zeit, hat auch über den Raum England verfügt, immer viel „Geschäftsunkosten" zugebend, und wie der König das Leitwort befolgt: Reign, but not govern! Und wie am Marble Arch ein Untertan über den andern sich beschweren kann, so dürfen sich auch die Dominions der Freiheiten allerhand erlauben, nur der König muß eben aus dem Spiele bleiben.

Das „Wartenkönnen" ist die dem kurzlebigen Europa gefährlichste Waffe der alten Kulturrassen. Sie wird uns heute um so gefährlicher, als man aufhört, den weißen Mann zu dulden oder gar zu bewundern, daß man sich bewußt überall auf seine eigenen Werte und Kräfte besinnt, und die europäischen Mittel des Radios und Flugzeugs verbinden getrennte, aber verwandte Stämme gar rasch. Methoden und Ziele sind denn auch in wesentlichen Punkten bei Kemal Pascha, Ibn Saud und Sun Yat Sen die gleichen.

Das Problem Frankreichs sieht Lißner weniger in der Gefahr der Verniggerung, die zahlenmäßig (außerhalb der Hauptstadt) nicht so bedeutend ist, als in dem allzu engen Haften an kleinen Fragen; die Aufgabe der Zukunft sei nicht das ewige Starren auf den Rhein, sondern die Festigung der Kolonialmacht und Bewältigung der dortigen Fragen. England, wenigstens jeder einmal „draußen" gewesene Engländer, würde kühler und großzügiger dem „Volk ohne Raum" Kolonialanteile zugestehen, um nur den Farbigen gegenüber die weiße Front nicht zu schwächen.

Indiens „Befreiung" hält L. für unmöglich, weniger wegen der englischen Macht als wegen der Uneinigkeit der Inder, da sich Hindus und Mohammedaner unauslöschlich hassen. Auch der kulturelle Schutt der Vergangenheit, das oft unverstandene sinnlose Befolgen kleinlicher Riten, schwächender Sitten, müßte zuvor beseitigt werden, ehe die politische Selbständigkeit des Landes überhaupt erwogen werden könnte. Aber die Herrschaft Englands wird auch hier nur sehr äußerlich bleiben, und das Wort eines Moslems könnte in allen Kontinenten Echo finden: „Wir werden nie den Idealen von Menschen nachstreben, die wir für unglücklich halten."

Amerika wird nicht so sehr bestimmt vom Neuyork der Wolkenkratzer, der Milliardäre und der Gangster oder gar vom Hollywoodtyp aus Los Angeles, als vom „Mann aus Middletown", dem kolonialen Farmer, der sich und den Seinen Haus und Grund erarbeitet hat, Mühe und Wildnis nicht scheut, aber allem, was sich mit einem kräftigen Axthieb nicht aus dem Wege räumen läßt, nur einen Fluch gönnt; so den unverständlichen Problemen des alten Europa. Die Judenfrage aber packt er, da sie ihm selber zu schaffen macht, robust genug an und hat in Rhode Island und sonst bereits Juden unzugängliche Gebiete.

Nur Kanada fühlt sich noch als europäische Provinz: die Männer näher der englischen Verwaltung, die Frauen der alten Bürgertradition französischer Provinz. Umgekehrt erkannte mancher Schotte, so MacDonald, hier das Landschaftsbild seiner Heimat wieder. Kanada hat mit dem fünften Erdteil einen Vorzug in schon wieder fehlerhaftem Grade gemein: Raum ohne Volk zu sein.

So hat Lißner zu allem und von allem Anregendes zu sagen, hier weniger, dort mehr, hier gewandt skizzierend, dort mit vielen Zahlen und Tatsachen gründlich erörternd. Nur, was den alten Rassen jene Kraft des „Wartenkönnens" gibt, die alte Kultur, berücksichtigt er kaum, beschreibt er nicht. Und — merkwürdig genug — auch nicht das Widerbild aller Kultur, den Bolschewismus, der doch bei fast allen Fragen in aller Welt heute stark mitzusprechen beansprucht. Und es bleibt ein letzter kühner Ausblick, daß gegen diesen Feind aller Kultur auch alle Kultur, gleich welcher Herkunft und Rasse, sich wird wehren, und zwar gemeinsam wird wehren müssen. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 297 S. RM 5.80.) Loets.

Die deutsche Kulturgeschichte

Kulturgeschichte ist mehr als das, was wir Geschichte schlechthin nennen, sie ist universaler, weitgreifender, tiefgehender. Sie umfaßt die Betrachtung, Darstellung und Deutung aller schöpferischen Kräfte einer Volksgemeinschaft und ihrer Gestaltungen in ihrem Wechselspiel und ihrer gegenseitigen Durchdringung. Religion und Wissenschaft, Kunst und Literatur, Sitte und Lebenshaltung, Politik und Wirtschaft, Kriegführung und Heereswesen, alle diese Formen und Elemente des schöpferischen Lebens betrachtet und deutet die Kulturgeschichte. Damit wird schon klar, welche Bedeutung dieser jüngsten der geschichtlichen Disziplinen heute zukommt. Wir leben in einer Welt- und Zeitenwende. Unsere tausendjährige Vergangenheit steht vor uns auf; um unsere Gegenwart zu erkennen und zu verstehen, durchforschen wir die Vergangenheit, studieren wir die Geschichte.

Wir geben uns in einer Schicksalsstunde der Weltentwicklung Rechenschaft über die Möglichkeiten der schöpferischen Kräfte unseres Volkes; wir stoßen zu den Quellen vor, aus denen die tausendjährige deutsche Kultur entstanden ist, wir suchen zwischen dem Zeitlichen und Vergänglichen das Zeitlose und das Ewige: das deutsche Wesen, die schöpferische deutsche Seele.

Georg Steinhausen hat einst als erster eine große, umfassende deutsche Kulturgeschichte geschrieben. In seinem weitausgespannten Werk führt er uns von den Anfängen des deutschen Lebens bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Steinhausen starb am 30. März 1933, aber sein Werk, das heute noch volle Gültigkeit hat, wird noch lange bestehen. Es erscheint soeben in 4., wesentlich erweiterter Auflage, die von Eugen Diesel neu bearbeitet und bis zur unmittelbaren Gegenwart erweitert wurde. Ganz neu hinzugekommen ist ein prächtiger Bildband, der in einer wohl einzigartigen Bilderschau, die nach Lebensgebieten zusammengeschlossen ist und von kurzen erläuternden Texten begleitet wird, die Entwicklung der deutschen Kultur darstellt. Dr. Friedrich Schulze, Direktor des stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig, hat diesen Band unter Mitwirkung von Dr. Werner Schultze bearbeitet.

Dr. Eugen Diesel hat den Text Steinhausens kaum verändert, dagegen hat er, um das Werk lesbarer und leichter benutzbar zu machen, eine neue Aufteilung der Kapitel vorgenommen und die so entstehenden neuen Abschnitte mit besonderen Überschriften versehen, wodurch das Gesamtwerk übersichtlicher geworden ist. In den beiden letzten Kapiteln, in denen unsere unmittelbare Gegenwart dargestellt ist, hat Diesel mit seinem ausgeprägten Spürsinn und seinem Empfinden für Kulturformen und Kulturerscheinungen und mit seiner meisterlichen Sprachkraft ein großartiges Gemälde und eine eindringliche Deutung unserer Gegenwartskultur gegeben, mit der das Werk abschließt.

Wer dieses Werk liest und durcharbeitet, der erlebt wie in keinem anderen Werke des deutschen kulturgeschichtlichen Schrifttums das Werden, Wachsen, Reifen des deutschen Volkes, wie es sich in seinen kulturellen Leistungen darstellt. Er erkennt, wie vielfältig und vielgestaltig diese Äußerungen und damit die schöpferischen Lebenskräfte selbst sind. Er erlebt aber auch die Schwierigkeiten und Hemmungen, die Widerstände und Verkettungen, die sich der Entfaltung unserer seelischen und geistigen Kräfte entgegengestellt haben. Er geht noch einmal den schweren, aber großartigen und reichen Weg, den das deutsche Volk vom Eintritt in die Geschichte bis zur Gegenwart gehen mußte. Wir lernen an uns glauben und werden im Anblick dieser tausendjährigen deutschen Kulturleistung demütig und stolz zugleich. (2 Bände, Bibl. Inst., Leipzig. RM 35.—.) O. Heuschele

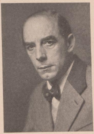
„Die Großen Deutschen"

Die neue deutsche Biographie „Die Großen Deutschen" (herausgegeben von Willy Andreas und Wilhelm von Scholz, Propyläen-Verlag, Berlin, je RM 16.50), auf die wir bereits nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände eingehend hingewiesen haben, hat seither mit dem 3. und 4. Bande ihren Abschluß gefunden. Die beiden Bände führen vom Zeitalter der Romantik in einer fortlaufenden Kette großer Persönlichkeiten bis zu den Toten unserer eigenen Zeit, an deren Ende die Gestalt Hindenburgs steht. Von der Persönlichkeit her aber erweitert sich die Betrachtung überall zum Zeitbilde, vom Zeitbilde zur Darstellung der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung. Staatsmänner und Feldherren, Erfinder und Wirtschaftsführer, Philosophen und Gelehrte, Ärzte und Forscher, Künstler und Dichter treten hier nebeneinander und nacheinander in Erscheinung, in ihrem geistigen Werden, im Bildnis, im Abbild ihres Werkes und im Autogramm. Wir werden in ihr Heim und in ihre Wirkungsstätte eingeführt und lernen die großen Ausstrahlungen erkennen, die von ihrem Dasein bis zu uns ausgegangen sind. So grüßt uns immer wieder das Angesicht unseres Volkes in seinen durch Werk und Tat emporgetragenen Vertretern. Wir erleben hier Schicksale von überzeitlicher Geltung und werden dem Geiste unseres eigenen Werdens als Volksgemeinschaft nähergeführt. Dr. K. Blanck

Österreichische Dichter

Bruno Brehm läßt seiner großen Trilogie vom Weltkrieg ein neues Werk folgen, den Roman „Zu früh und zu spät" (R. Piper Verlag, München. 607 S. RM 7.50), in dem er mit der ihm eigenen Gestaltungskraft das große Vorspiel der Befreiungskriege, den unglücklichen Kampf der Österreicher im Jahre 1809, schildert. Brehms Kunst hat sich schon immer darin bewährt, die geschichtlichen Tatsachen packend zu formen und durch Vertiefung ins Menschliche dem Leser zu einem eindringlichen Erlebnis werden zu lassen. So schildert er in diesem Werk die Erhebung Österreichs, er zeigt, wie die Österreicher, nachdem sie bei Regensburg bis hart an den Abgrund gedrängt worden waren, sich bei Aspern abermals zum Kampf stellen. Durch den Erzherzog Karl, dessen Gestalt der Dichter mit besonderer Liebe gezeichnet hat, wird Napoleon zum ersten Male in einer großen Schlacht besiegt. Nun aber warten die Österreicher vergeblich auf die Hilfe Preußens, um die Niederlage Napoleons in einer Vernichtung zu vollenden. In einem neuen Waffengang indessen werden die Österreicher entscheidend bei Wagram geschlagen. Der heldenmütige Widerstand der Tiroler wird durch die Übermacht Napoleons gebrochen, aber ihr Kampf rettet wenigstens die Ehre der Nation. Dieses Geschehen hat Brehm in großen, oft monumentalen Szenen nachgestaltet. Wir begegnen in dem handlungsreichen Werke einer Fülle von historischen Gestalten, aber auch von lebendiggezeichneten unbekannten Menschen der Zeit. Alles in allem: ein starkes, von innerer und äußerer Handlung erfülltes Werk, das zu leidenschaftlicher Anteilnahme zwingt und durch seine geistige Haltung überzeugt.

Robert Hohlbaum greift in seinem neuen Werk „Zweikampf um Deutschland" (Verlag Albert Langen / Georg Müller, München. 247 S. RM 6.—) eines der schwersten Kapitel deutscher Geschichte auf, das Zeitalter des erwachenden Nationalbewußtseins in den Völkern an der Donau. Er schildert das Werden Österreichs abseits vom Reiche und gestaltet dabei zunächst die harten und leidenschaftlichen Kämpfe in Oberitalien, wo sich die verschiedenen Völker und Stämme enge berühren, sodann aber die großen Auseinandersetzungen zwischen Österreich und Preußen und ihre Folgen. Hohlbaum, der sich schon in seinen früheren Werken mit dem Gedanken und dem Werden des Reiches besonders stark auseinandergesetzt hat, hat in diesem an Gestalten und Handlungen reichen Buche die Voraussetzungen zum Verständnis unserer unmittelbaren Gegenwart aufgezeigt. Fragen, um deren Lösung diesseits und jenseits der Grenze gerungen wird, bewegen die Menschen dieses Buches, in dem sich die besondere Eigenart Hohlbaums, seine Fähigkeit, historische und politische Schicksale mit allgemein-menschlichen Schicksalen innig zu verknüpfen, zeigt.



Josef Wenter

Der Südtiroler Dichter und Träger des Grillparzer-Preises, Josef Wenter, formt in seinem Werk „Salier und Staufer" / Kämpfe der Kaiserzeit (Piper Verlag, München. 245 S. RM 4.80) auf eine eigenwillige, aber eindrucksstarke und mitunter meisterliche Art Augenblicke der deutschen Kaiserzeit. „Nicht Geschichte oder Wissen wollen diese neun Novellen vermitteln, die ihren inneren Zusammenhang in der tragischen Grundhaltung des deutschen Gemüts finden. Wie Gewitterleuchten da und dort auf Augenblicke nächtliche Landschaft überstrahlt, sollen sie nur das großartige Antlitz des Abendlandes in jenen Jahrhunderten für kurze Augenblicke enthüllen, Blitzen gleich, denen freilich weithin hallender Donner folgt." Diese Worte des Verfassers in einem kurzen Nachwort sprechen das Wesen dieser Arbeiten am deutlichsten aus, von denen vor allem die Stücke „Nebel überm Rhein" und „Der Tag von Kanossa" besonders hervorgehoben zu werden verdienen.

Vom selben Verfasser liegt ein Roman „Saul" vor (Piper Verlag, München. 615 S. RM 6.40), in dem der von der Kunst so oft aufgegriffene Stoff in starken und plastisch gestalteten Szenen neu erzählt wird. Wenter hat das Geschehen um Saul aus dem mythischen Raum gelöst und in eine menschliche Sphäre verlegt, in der uns die alten Geschichten neu bewegen. Wir erleben, wie David gegen Goliath in den Kampf zieht, wir erleben sein Spiel vor dem düsteren König und haben teil an der Verfolgung, die dieser gegen David befiehlt. Kurz, wir erfahren noch einmal von dem alten Schicksal, das die Menschen schon immer symbolisch begriffen haben, das der Dichter aber in dem vorliegenden Roman in kurzen dramatischen Einzelszenen als ein menschliches Schicksal neu schuf und erfüllte. Die Sprache des Werkes ist straff, dramatisch bewegt und gespannt.

Franz Spunda, dem wir unter anderem das schöne Buch über den heiligen Berg Athos verdanken, hat in seinem neuen Werk „Wulfila" (Paul Zsolnay Verlag. 392 S. RM 6.50) die Gestalt des großen Gotenbischofs und Übersetzers der Bibel in den Mittelpunkt eines Romans gestellt, in dem er die erste Berührung der Germanen mit dem Christentum darstellt. Das Werk, das an innerer Handlung reich und von einer starken dichterischen Atmosphäre erfüllt ist, zeigt uns Spunda nicht nur als einen außerordentlichen Kenner dieser Weltwende-Zeit, sondern auch als einen Nach- und Neuschöpfer der diese Zeit erfüllenden Kräfte und Mächte und als einen Dichter, dem es wohl gegeben ist, die mannigfaltigsten Gestalten dieser Frühzeit in einer durchweg sorgfältig geformten Sprache menschlich faßbar und erlebnisstark zu zeichnen.

Erwin H. Reinalter schildert in seinem Roman „Das große Wandern" (Paul Zsolnay Verlag. 264 S. RM 5.80) behutsam und eindringlich die Geschichte einer Liebe, die sich vor dem Hintergrund der Glaubenskämpfe im Salzburger Land abspielt. Zweierlei macht dieses Buch schön und wertvoll: die Zeichnung der Landschaft und die lebendige Gestaltung des kulturhistorischen Raumes einerseits und andererseits die Zeichnung der Menschen, die die gegensätzlichen Zeitgewalten, die Weltanschauungen und Glaubenshaltungen unaufdringlich, aber dennoch lebendig und gültig verkörpern. Die angenehme und flüssige Sprache, in der dieses liebenswürdige Werk geschrieben ist, macht es besonders wertvoll.

Walther Eidlitz läßt seinem schönen Buch „Reise nach den vier Winden" / Auf den Spuren der Weltgeschichte — ein weiteres Wander- und Reisebuch folgen: „Der Mantel der Großen Mutter", Eine Wanderung durch die nordische Welt (Hellmuth Wollermann Verlag, Braunschweig. 142 S. RM 3.20). Eidlitz hat eine besondere Art zu reisen und von seinen Reisen und Wanderungen zu erzählen. Er schildert nicht einfach Landschaften und Städte oder menschliche Begegnungen, sondern sucht die Zusammenhänge zwischen Volkstum und Landschaft, zwischen Geschichte und Menschentum, zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen. Diese Zusammenhänge, diese Verknüpfungen und Berührungen weiß er in seiner vom Erlebnis ausgelösten dichterischen Gestaltung darzustellen. So schreibt er in diesem Buche von seinen Wanderungen in Estland, Finnland und Lappland. Er hat hier mit dem Volke gelebt, hat in den Zelten gewohnt und hat Freude und Leid mit den einfachen Menschen geteilt. Er ist den Spuren der Geschichte nachgegangen. Von all dem kündet dieses Buch, das man ein schönes, gültiges und dichterisches nennen muß. Ein Buch, das von Weltluft erfüllt ist und von einer geistigen Haltung bestimmt wird, in der sich Kraft der Anschauung mit geistiger Durchdringung vereint.

O. Heuschele

Das moderne Italien

Der Mailänder Gelehrte Franco Valsecchi, der Verfasser des Werkes „Das moderne Italien" (Politische Geistesgeschichte seit 1900. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 305 Seiten, RM 8.50) hielt im Jahre 1932 Vorlesungen an der Leipziger Universität und hat noch heute zahlreiche Beziehungen zu führenden Männern des Reiches. So besteht ein besonderer Anlaß für die deutsche Übertragung seiner Darstellung des neuen Italiens seit der Jahrhundertwende. Da fast anderthalb Jahrzehnte seit dem Marsch auf Rom vergangen sind, ist es möglich, nicht nur die Leistungen der unter dem Zeichen des Liktorenbündels vereinigten Männer zu übersehen und zu beurteilen, sondern die vorausgehenden Jahrzehnte in ihrem entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang mit der Gegenwart, die ihre Prägung durchweg aus dem Gegensatz zur Vergangenheit empfangen hat, zu erkennen. Die Folgerichtigkeit der Entwicklung Italiens und seiner Stellung im Völkerleben tritt jetzt erst klar zutage, und der Verfasser hat diesen Vorteil für sein Werk voll ausgewertet: seine Darstellung ist ein Muster an durchsichtiger Klarheit und Übersichtlichkeit unter Berücksichtigung aller in Frage kommenden Faktoren politischer, wirtschaftlicher und kultureller Art.

Das Werk gliedert sich in drei große Abschnitte: Das neue Jahrhundert — Die Krise — Die Revolution. Zu Beginn des Jahrhunderts befindet sich Italien in geistiger und politischer Unruhe: der Marxismus bleibt in der Theorie stecken, Sozialismus und Nationalismus ringen sich nicht zur entscheidenden Revolution durch, bis eine neue Gemeinschaft Tat und Wille ihnen entgegensetzt. Der Sozialismus wird nun der Anstoß zur politischen Revolution, der Marxismus zur geistigen, die sich besonders auf dem Gebiete der Philosophie vollzieht. Realismus wird das Losungswort für die verschiedenen Strömungen. Mit dem Eintritt in den Krieg beginnt ein neuer Zeitabschnitt. Der Krieg wird für Italien zur gewaltigen Probe, in der sich Nation und Volk bewähren müssen. Nach 1918 aber scheinen alle nationalen Errungenschaften im Streit der Parteien und vor der zunehmenden bolschewistischen Gefahr verlorenzugehen, bis die nationale Revolution im Jahre 1922 in den Faschismus einmündet. Ausführlich wird der Neubau des italienischen Staates dargestellt, wobei der Verfasser auf die innere Struktur der sich bildenden Staatsform besonders eingeht.

Valsecchi hat einen klaren Blick für die gesamteuropäische Entwicklung: „Der Erneuerungsschauer, der Europa seit Beginn dieses Jahrhunderts durchzittert, erfaßt gleichermaßen Rom wie Berlin. Über alle Wechselfälle des Augenblicks hinaus verbindet die gemeinsame Größe, das gemeinsame titanische Bemühen, die Welt zu erneuern". Das Werk zeugt von großem Wissen, sicherer Urteilsfähigkeit und der Gabe, Zeitströmungen in Entstehung, Verlauf und Wirkung zu erfassen. Im Zeichen der neuen deutsch-italienischen Freundschaft wird es auch überall aufnahmebereite Leser finden.

Fratzscher

Wladimir d'Ormesson.

Qu'est-ce qu'un Français?

Wir Deutschen wissen es am besten, aus betrüblichster Erfahrung, wieviel Mißgunst und Haß durch das entstellte Bild „des" Deutschen in der Welt gegen uns entfesselt wurde; aber auch andere Völker wehren sich gegen eine so vorschnelle Vereinfachung ihres Charakters. D'Ormesson, der sehr gescheite, weltgewandte politische Essayist des „Figaro", will hier einmal aufzeigen, was es mit dem üblichen nur zu glatten Bilde „des" Franzosen auf sich hat, wie wenig dieses dem Wesen und der Vielfalt des Volkes gerecht wird. Und er zeichnet dazu die Porträts der drei Außenpolitiker, von denen er aus eigener Bekanntschaft und sachkundigem Urteil Verläßliches auszusagen hat: Clémenceau, Poincaré und Briand.

Clémenceaus Temperament, „incohérent et dynamique", derb und mit dem gelegentlich recht bärbeißigen Jähzorn des Landedelmannes aus der Vendée, mit dem starken Heimatgefühl und der Neigung zu lyrischem, heroischem Überschwang, steht in aufschlußreichem Gegensatz zu Poincarés kühlem Abwägen, genauester Innehaltung der Pflichten und Verpflichtungen. Dieser „Notaire de la France", der Anwalt sonderlich der „bourgeoisie moyenne" der 3. Etage, erfand die „Heiligkeit der Verträge".

Briands Erscheinung aber wird ausgezeichnet skizziert, doch nicht eigentlich erklärt: er war Zauberer und Redner größten Stils, und doch — „son art oratoire était pauvre". Bohemehaft unbekümmert um Äußerlichkeiten, schlummerte doch ein Aristokrat in ihm, und mit den geschliffenen „mesures de la politique" wußte er wo nötig meisterlich minutiös zu arbeiten. So war er „peuple et élite", wenigstens durchaus kein „Bourgeois". Und seine Wirkung war weniger eine Überzeugung als „Einschläferung" der Gemüter. Wir werden zu den hier unterstrichenen gemeinsamen Zügen der Vaterlandsliebe, des Kampfes für die „Humanité" und übersichtliche Ordnung aller Dinge und Tendenzen zum vollständigen Bilde des Franzosen noch etliche hinzunehmen, wie sie des Verfassers Stil bezeichnen: Die spielende Anmut, die mit einem kleinen, aber in langer und bewußter Tradition aufs äußerste geschliffenen Wortschatz auch sehr feine Nüancen noch präzis erfaßt und die mit unnachahmlicher Eleganz geflissentlich verschwiegene Selbstgefälligkeit.

Millèquants Anmerkungen erläutern Sprach- und Sachschwierigkeiten. So wird auch dem Deutschen die klassische Klarheit dieses wertvollen Büchleins zu leichtem Genuß.

Johannes Ahlers: Polen

Volk, Staat, Kultur, Politik und Wirtschaft

Bei der zunehmenden Bedeutung unseres östlichen Nachbarlandes für unsere deutsche Politik und Wirtschaft ist es sehr zu begrüßen, daß wir hier in einem handlichen und billigen Bande ganz ausgezeichnete Auskunft über Zustände und Vorgänge erhalten, die so geschlossen und klar aus bloßen Zeitungsberichten oder Reisebüchern doch nicht zu entnehmen sind. Der Verfasser, seit Jahren als Pressevertreter in Polen ansässig, führt uns zunächst „Land und Leute" in lebendiger Darstellung und mit zuverlässigen statistischen Nachweisen vor, um sich dann dem „Staat" und endlich der „Wirtschaft" zuzuwenden.

Diese Kapitel des Buches enthalten aber über die Titelversprechungen hinaus auch das Wichtigste aus der Geschichte des Landes und vor allem eine Übersicht der für uns so schwer durchschaubaren Ereignisse und Gestalten des Nachkriegspolens. Die allgemeineuropäischen Tendenzen — Auflösung der bürgerlichen Vormachtstellung, kommunistische Gefahr und neues Wollen der Jugend — zeigen sich in charakteristischen Besonderheiten auch hier, ebenso das wichtige Judenproblem. Überall aber erweist sich die Klugheit des großen Marschalls Pilsudski, dessen Gestalt und Geschichte auch hier zum überragenden Mittelpunkt wird; hat er doch in einer beispiellos zugleich zähen und nachgebenden Art Werden und Geschick des heutigen Staates nahezu ausschließlich bestimmt, und die Größe seiner Persönlichkeit wird hier so recht deutlich, wo wir alle Widerstände gegen ein solches zwischen Großmächten eingeklemmtes, in sich uneiniges Staatswesen kennenlernen.

So mußte Pilsudski sogar seiner eigenen Partei endlich den Rücken kehren um des Ganzen willen; nur so konnte er die Herrschaft des Parteisystems brechen. Die Sozial- und Agrarreformen traten zurück gegenüber dem Aufbau einer starken Militärmacht und den außenpolitischen Anstrengungen, Polen aus den französischen Bindungen weitgehend zu befreien und als selbständige Großmacht mit Deutschland und Rußland Verträge zu schließen.

Die Minderheitenfrage — nur zwei Drittel der Bevölkerung sind Polen — wird taktvoll, doch ohne Beschönigung behandelt. Im Wirtschaftsteil werden auch dem Laien aus anschaulichen Tabellen und Figuren die entscheidenden Posten und Vorgänge klar. Auf Kunst, Literatur und Wissenschaft hätte eine neue Auflage wohl noch etwas mehr einzugehen; die gut gewählten Bilder hervorragender Bauten machen jedem Leser Lust, mehr von der eigenartigen Kultur des Landes zu erfahren. (Mit 30 Karten und 26 Fotos. 207 S. Zentralverlag G. m. b. H., Berlin. Geb. RM 4.20.)

Loets

Die Seite des Lesers

Im letzten Heft des vorigen Jahrgangs haben wir unseren jungen Lesern die Aufgabe gestellt, uns den Text zu dem beigefügten Bühnenbild anzugeben. Beim Abschluß des vorliegenden Heftes liegen uns nun schon eine ganze Anzahl richtiger Lösungen vor. Es handelt sich natürlich um den Besuch Egmonts bei Klärchen, bei dem das berühmte Wort fällt:

„Ich versprach Dir einmal spanisch zu kommen."

Das Bild stammt von der Aufführung im Stuttgarter Staatstheater (Waldemar Leitgeb als Egmont, Mila Kopp als Klärchen).

Allen Preisträgern unsern schönsten Dank und recht viel Vergnügen bei der wohlverdienten Weihnachtslektüre!

Auch unsere übrigen Fragen im vorigen Heft haben eine unerwartet rasche Beantwortung gefunden. Zu besonderem Dank sind wir einem unserer Schweizer Leser verpflichtet, dessen Ausführungen wir wegen ihres bemerkenswerten Inhalts nachstehend im Wortlaut wiedergeben wollen:

1. „Der deutsche König" ist das letzte Drama Ernst von Wildenbruchs; der Stoff stammt aus G. Waitz' Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter König Heinrich I.; Thema: Übergang der Krone von Konrad auf Heinrich; Heinrich steht zwischen den Frauen Hateburg und Mathildis, der Enkelin Widukinds und Stammutter der Ottonen.

2. Gutenberg heißt eigentlich Gensfleisch, geb. vermutlich 1397, zweiter Sohn seines Vaters aus der Ehe mit Elsa zum Guttenberg, gen. Henne-Johann, nennt sich also nach dem mütterlichen Hause. (Vgl. Heintze-Canorbi „Die deutschen Familien-Namen", Halle, 1925. S. 184, S. 185.)

3. „Ich habe geglaubet, nun glaub' ich erst recht" ist Nr. 2 des Goetheschen Liedes „Gewohnt, getan." Die 1. Strophe beginnt: „Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht!" Es wurde gedichtet am 19. April 1813 auf der Reise nach Böhmen als gewolltes Gegenstück zu dem schwächlichen Lied eines anderen Verfassers (Solbrig) „Ich habe geliebet, nun lieb' ich nicht mehr". Für Goethes Art, die nicht in der Verneinung, unfruchtbarer Reue und ähnlichen Mißgefühlen steckenbleiben, sondern aufbauend, wirkend fortschreiten will, sehr bezeichnend!

Die weiter angeführte Zeile ist die 3. der 2. Strophe und heißt eigentlich: „Ich bleibe beim gläubigen Orden" . . . Ich freue mich jedesmal über solche literarischen Aufgaben. Auch möchte ich das alte Jahr nicht zu Ende gehen lassen, ohne meinen herzlichen Dank auszusprechen für die mannigfache Anregung und Belehrung durch die „Weltstimmen".

Den Dank und die Wünsche des freundlichen Einsenders erwidern wir aufs herzlichste. Ebenso danken wir einem Leser aus der Lausitz für seinen Hinweis und das Zitat aus dem Goetheschen Gedicht, das wir nachstehend wiedergeben wollen:

Ich habe geglaubet, nun glaub' ich erst recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden:
So düster es oft und so dunkel es war,
In drängenden Nöten, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden.

Goethe, Gesellige Lieder, „Gewohnt, getan", 2. Strophe

Ein anderer Einsender aus Düsseldorf macht uns darauf aufmerksam, daß die Hinzufügung des Mutternamens wie im Falle Gutenberg heute noch in der Schweiz üblich ist.

Aus neuen Anfragen: 1. Ein Leser aus Österreich wirft eine Frage von grundsätzlicher Bedeutung auf, die wir hiermit zur Erörterung stellen möchten:

Ist Hamerling zu den Klassikern zu zählen oder nicht? Während seine Werke beispielsweise in Hesses Klassiker-Bibliothek erschienen sind, findet sich sein Name in vielen anderen Klassiker-Sammlungen überhaupt nicht (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek, Meyers Klassiker-Ausgaben, Reclams Helios-Klassiker u.). Aus welchem Grunde wird der gewiß bedeutende Dichter als Klassiker vielfach abgelehnt?

Was und wer entscheidet denn überhaupt, ob ein Dichter unter die Klassiker aufgenommen wird oder nicht? Ich bin überzeugt, daß diese Frage sehr viele interessiert.

2. Ein Leser aus Leipzig fragt an: Wer kennt die Quelle?

1. Ein Gedicht, dessen Anfang so lautet:

Es ging ein Mann im Syrerland
führt ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
urplötzlich fing an scheu zu werden.

2. des Märchens vom Pulver gegen die Kinderarmut. Sein Schluß soll lauten:

„doch vor des Apothekers Tor
hing nach wie vor ein Trauerflor."



Rast in der Wüste (Aus Hedin „Die Seidenstraße" — F. A. Brockhaus, Leipzig)

Straße zwischen Kontinenten

Sven Hedin: Die Seidenstraße

von Bernard Rudolf Friedrichs

Bei einem Fest, das der deutsche Gesandte in China, Trautmann, zu Ehren des Generals von Seeckt gab, traf Sven Hedin mit dem chinesischen Vizeaußenminister Liu Chungchieh zusammen. Sven Hedin machte den chinesischen Diplomaten auf die großen Gefahren aufmerksam, die der chinesischen Herrschaft in Sinkiang, der riesigen Außenprovinz Chinas, durch Sowjetrußland drohen. Von den Pufferstaaten, die Kaiser Chien Lung im Halbkreis um das Reich der Mitte errichtet habe, sei nur noch ein einziger Staat, nämlich Sinkiang, übrig. Seitdem die Republik eingeführt sei, habe China Tibet, die Mandschurei und Jehol verloren, und auch die Innere Mongolei sei sehr bedroht. Sinkiang sei zwar noch chinesisch, aber von Aufständen und Bürgerkriegen zerfleischt. Wenn nichts zum Schutz der Provinz getan werde, würde auch sie verlorengehen. Sven Hedin schlug dem chinesischen Staatsmann vor, zunächst einmal gute Autostraßen zwischen dem eigentlichen China und Sinkiang anzulegen und zu unterhalten. Der nächste Schritt wäre dann eine Eisenbahnlinie nach dem Herzen von Asien. Diese Maßnahmen seien unbedingt nötig, wenn man den russischen Handel wirksam bekämpfen wolle, der den chinesischen Handel unterbunden habe. Die Russen arbeiteten sich überall vor und hätten vortreffliche und ständig verbesserte Wege bis zur Grenze von Sinkiang angelegt. Die Folge dieses Gesprächs war, daß Sven Hedin von der chinesischen Regierung den Auftrag erhielt, eine Expedition auszurüsten und die beste Route einer Autostraße festzulegen. Der Forscher konnte dabei in großen Zügen dem Lauf der alten „Seidenstraße" folgen. Diese Straße ist der uralte Karawanenweg, auf dem vor zwei Jahrtausenden Kamelkarawanen chinesische Seide nach dem Römischen Reich brachten. Mehr als ein halbes Jahr dauerte so ein Transport damals. Nach dem Verfall Roms aber brachen auch die Handelsbeziehungen ab, die Straße selbst verfiel und wurde vergessen. Die „Seidenstraße" führte von Sian nach Tyrus, sie hatte in der Luftlinie eine Länge von rund 7500 Kilometer. Mit allen Windungen maß sie wohl 10000 Kilometer. Das kommt etwa einem Viertel des Äquators gleich. Sven Hedin bezeichnet sie als das längste und bedeutungsvollste Verbindungsglied zwischen Völkern und Erdteilen.

Neubelebung der alten „Seidenstraße"

Das ist zu verstehen, handelt es sich doch bei dem Unternehmen, die Seidenstraße wieder zu beleben, um nichts weniger als die Erschließung eines unermeßlichen Wüstengebietes und die Schaffung einer neuen großen Verkehrs- und Handelsverbindung zwischen Asien und Europa. Wo aber war nun die alte längst verfallene „Seidenstraße"? Man hatte nur ungefähre Anhaltspunkte über ihren Verlauf. Welchen Weg nahm sie durch das endlose Wüstengebiet? Wo waren Ruinen und Spuren, nach denen sie sich hätte wiederfinden lassen? Die Wüstenstürme zweier Jahrtausende hatten ja alles versanden lassen.

Mit dem Rüstzeug der modernen Wissenschaft unternahm es Sven Hedin, die „Seidenstraße" zu suchen. Eine mühevolle Arbeit! Archäologische und meteorologische Fragen waren zu lösen, Überlegungen technischer, ja selbst politischer Art anzustellen.

Schrecklicher Beginn

Die Expedition stand aber von Anbeginn an unter einem ungünstigen Stern. Als Sven Hedin mit seinen Kameraden in mehreren Kraftwagen von Peking aufgebrochen war, führte ihn eine Straße über ein selten benutztes Eisenbahngleis. Vor diesem lag ein Haus, das unglücklicherweise die Aussicht auf das Gleis versperrte. Einer der Kraftwagenführer bemerkte daher die Lokomotive nicht, die auf dem Gleis rückwärts fuhr. Auto und Lokomotive konnten nicht mehr rechtzeitig bremsen. Es handelte sich um den Bruchteil einer Sekunde, und gerade in diesem Bruchteil kreuzten sich die Wege der Maschinen. In seiner Verzweiflung riß der eingeborene Begleiter des Fahrers die linke Tür auf und sprang hinaus. Die Kupplung des Tenders drang dem Auto in die Seite, die Lokomotive schob den zerschmetterten Wagen vor sich her. Der Fahrer hätte totgequetscht sein müssen, wenn ihn nicht „freundliche Engel" geschützt hätten. Er saß zwischen Sitz, Lenkstange, Hebeln wie in einem Schraubstock eingeklemmt und konnte sich nicht rühren. Dreizehn Meter von der Stelle des Zusammenpralls aber fand man den unglücklichen Eingeborenen verstümmelt und mit eingeschlagenen Schläfen. Wäre er ruhig sitzengeblieben, so wäre er ebenfalls unverletzt davongekommen. Bei dem Aberglauben, der alle Asiaten mehr oder minder beherrscht, ist es verständlich, daß dieser Unfall sie nicht gerade mit Zutrauen in das gute Gelingen der Expedition erfüllte. So hatte Sven Hedin nicht nur mit äußeren Schwierigkeiten, sondern auch mit seelischen Widerständen zu kämpfen. Dennoch zeigten die Leute, wie Sven Hedin rühmend hervorhebt, vom ersten bis zum letzten Tag der Expedition einen Mut und eine Entschlossenheit, die seine Bewunderung hervorriefen. Aber diese Tapferkeit schien ihre Kraft weniger aus dem Willen zum Erfolg als aus asiatischem Fatalismus zu ziehen.



Mongolisches Familienbild



Naturwunder im Innern Asiens

Die Terrassen des Sängin-Tales

Aus Sven Hedin „Die Seidenstraße" (F. A. Brockhaus, Leipzig)

Schwierigkeiten

Mut und Zähigkeit der Forschungsreisenden wurden bald auf harte Probe gestellt. Die Straßen befanden sich in einem unglaublich verwahrlosten Zustand. Nur im Winter, wenn der Boden hart gefroren war, konnte man von einer einigermaßen befriedigenden Beförderungsmöglichkeit sprechen. Oft wurde die Fahrt infolge der schlechten Beschaffenheit der Wege einfach lebensgefährlich. Die Pfade waren teilweise durch Schmelzwasser glatt wie Schmierseife, so daß die Autos stets in Gefahr schwebten, über den Straßenrand in einen Abgrund zu sausen. Der Bau einer Autostraße dürfte in diesen Gebieten den größten Schwierigkeiten begegnen. So machte man Sven Hedin darauf aufmerksam, daß die Bevölkerung bei ihrer grenzenlosen Armut wohl sofort daran gehen würde, etwa für Brücken usw. verwendete Hölzer und Metalle abzureißen.

Elend in China

Noch ist China ein unglückliches Land. Die Schilderungen Sven Hedins lassen den Leser die Gründe begreifen, die für das Elend Chinas verantwortlich zu machen sind. Es fehlt dem Chinesen an dem Verständnis dafür, daß das Wohl des ganzen Volkes auch seinen eigenen Nutzen bedeutet. Da vor allem die chinesische Beamtenschaft dies nicht einsieht, fährt sie fort, in unglaublicher Weise das Volk zu bedrücken, unerhörte Steuern aus der Kaufmannschaft und den Bauern herauszupressen. Die Bauern sind deshalb bestrebt, ihr Eigentum in Haus und Hof auf ein Mindestmaß zu verringern, sie schicken ihre Kinder auch nicht mehr zur Schule, da sie keine Kleider für den Schulbesuch besitzen. Viele Bauern geben ihre Höfe und Felder ganz auf und wohnen bei Bekannten, nur um den Steuern zu entgehen. Andere, die ihre Heimat nicht aufgeben wollen, müssen Geld leihen und dafür 4 bis 10 Prozent Zinsen monatlich zahlen, also 48 bis 120 Prozent jährlich! Gut gestellte Farmer, die 400 Mo, was einem Umfang von rund 2500 Ar entspricht, besaßen und Töchter hatten, mußten zum Schluß Hab und Gut und — ihre Töchter irgendeinem Wucherer überlassen. Der Preis des Getreides ist gegen früher um die Hälfte gesunken, deshalb lohnen sich Anbau und Ausfuhr nicht.



Im Kwei-hwa-Paß

Der Schatzgräber

Nicht minder eigennützig benehmen sich die chinesischen Generäle, die in ewigen Machtkämpfen den Körper Chinas zerfleischen. Sie denken nur an sich selbst. Dabei sind sie von krankhaftem Mißtrauen gegen alles beseelt, was sie in ihrem engen eigennützigen Verstand nicht begreifen können. So glaubte der Generalgouverneur von Sinkiang, Sheng-Tupan, daß Sven Hedin nur zu dem Zweck in sein Gebiet, das das Deutsche Reich an Größe 4½mal übertrifft, gekommen wäre, um dort verborgene Schätze zu suchen. Eines Tages erschien er deshalb in Begleitung einer starken Militärbedeckung in dem Standquartier des Forschers, um die von diesem ausgegrabenen „Schätze" zu beschlagnahmen. Wie groß war seine Enttäuschung, als er bemerken mußte, daß es sich bei diesen „Reichtümern" lediglich um Funde von rein archäologischem Wert handelte. Fetzen von Seide und Gewebe, Mützen, Schuhe, Sandalen, Schalen aus Holz oder Ton, Bogen und Pfeile und andere Gegenstände. Für Laien sah das Ganze aus wie auf einen Müllhaufen fortgeworfener Trödel. Man gewinnt aus den erschütternden Berichten Sven Hedins den Eindruck, daß in China eine verschwindend kleine Anzahl hervorragender und kluger Männer um Marschall Chiang-Kai-schek gegen die Masse der verantwortungslosen Militärs und Beamten um das

Schicksal Chinas kämpft. Wer wird in diesem erbitterten Ringen, dessen Ausgang das Wohl und Wehe des Reiches der Mitte entscheidet, siegen?

Unter russischem Einfluß

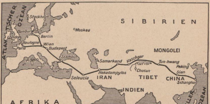
Als Sven Hedin in Sinkiang ankam, tobte ein erbitterter Kampf zwischen dem von der geplagten Bevölkerung als Befreier herbeigerufenen General Ma Chung-yin und Sheng Tupan, der ohne Ermächtigung durch die Nankinger Zentralregierung Hilfe von Sowjetrußland erbeten hatte. Selbstverständlich erhielt er von Rußland alle Unterstützung, die er wünschte und brauchte. Und wenn Sowjetrußland in Sinkiang auch in kluger Zurückhaltung keine offene Propaganda betreibt, so hat es doch laut den Feststellungen Sven Hedins das Heerwesen, die Finanzen und den Handel in der Hand

Wert des guten Namens

Der schwedische Forscher war überall im tiefsten Innern Chinas von größten Gefahren umgeben. Oft hing sein Leben nur an einem Faden. Die goldenen Regeln, die Sven Hedin für den Umgang mit Menschen in Urumtschi, der Hauptstadt Sinkiangs, einer schrecklichen „Intrigenhöhle", aufstellte, lauteten: „Sprich nie mit jemand, laß die andern reden. Hör zu, sei aber scheinbar gleichgültig. Glaube niemandem, alle lügen, alle sind Spione, Angeber und Verräter. Jeder kann jeden Augenblick verschwinden. Es ist am besten, nicht danach zu fragen, wo er geblieben ist." Mehr als einmal versicherten Sven Hedin seine chinesischen Kameraden, daß lediglich von seinem guten Namen, von seinem „Gesicht", das Schicksal des Unternehmens, ja ihr Leben abhinge. Diese Behauptung wurde offenbar, als der Generalgouverneur Sinkiangs begann — neben seinen sonstigen Schikanen — Sven Hedin und seine Leute zu verdächtigen, Ma Chung-yin, das „Große Pferd", unterstützt zu haben. Ihr aller Dasein hing an einem seidenen Faden. Wenn er nicht riß, so nur deshalb, weil selbst der grausame chinesische Gouverneur das „Gesicht" Sven Hedins scheute. Er äußerte eines Tages: „Ich trage die Verantwortung, wenn Dr. Hedin etwas zustößt. Sollte er überfallen und getötet werden, so wird die ganze Welt sagen, daß ich den Überfall veranlaßt habe. Dann verliere ich bei allen Menschen mein ‚Gesicht'". So hat Sven Hedin sein Leben seinem Ruhm zu verdanken.

Tödliche Schwermut

Ab und zu hielt der Tod unter den Expeditionsmitgliedern seine Ernte. Sven Hedin macht dafür die Melancholie der Wüstenlandschaft mit verantwortlich. Er stellt fest, daß während der sechs Jahre, die die Expedition in Anspruch nahm, sieben Teilnehmer vom Tode dahingerafft wurden. Seltsam sei es aber, daß nicht weniger als sechs dieser Todesfälle am Fluß Edsin-gol eintraten. Noch eigenartiger jedoch berühre es ihn, daß zwei Mitglieder des Expeditionsstabes Selbstmord in Waldgegenden am Edsin-gol verübten, die einander ganz nahe lagen. In einem Anfall von Grübelei und äußerster Schwermut tötete der junge chinesische Student Ma seinen chinesischen Diener und brachte sich dann selbst mit einer Axt tödliche Wunden bei. Der andere



Möglicher Verlauf einer Autostraße durch Eurasien vom Stillen zum Atlantischen Ozean

war der Walte Beick, bei dem die Motive zum Freitod nicht ganz offen lagen. Jedoch ist auch hier anzunehmen, daß die besonders niederdrückende Stimmung, die auf der Edsin-gol-Landschaft liegt, den Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, zum mindesten unterstützte. Die Beschreibung der Landschaft durch Sven Hedin ist so meisterhaft, daß der Leser den Einfluß versteht, den sie auf empfindliche Gemüter ausübt. „Walter Beick", heißt es an einer Stelle, „wollte lieber sterben, als zu der großen schweigenden Majestät der Wüste zurückkehren."

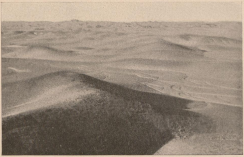
Sven Hedin, der Tierfreund

So schauerlich und oft beinahe phantastisch sind die Abenteuer und Erlebnisse der Forscher im Hexenkessel China, daß man die wenigen gemütvollen Szenen, die in dem Buch verstreut sind, wie erfrischende, friedliche Oasen in einer trostlosen Wüste begrüßt. Eines Abends machte die Autokarawane in einer Stadt halt, in der gleichzeitig elf Kamele eintrafen, die Sven Hedin auf seinen früheren Expeditionen treu gedient hatten. Sie waren alle durch ein „H" an der linken Backe gekennzeichnet gewesen. Aber im Laufe der Jahre war der Brand bei allen ausgelöscht, außer bei einem. Dieses Tier nun mußte Sven Hedin wiedererkannt haben, denn es trennte sich von den Kameraden, schritt in majestätischem Gang auf den Forscher zu und streckte seinen schönen zottigen Kopf vor. Es wollte, wie in früheren Tagen, Brot haben. Hedin mißverstand das nicht, und ein gewaltiger Bissen landete im Maul des treuen Tieres. „Es war, als ob man einen alten Freund und Kameraden aus einer erinnerungsreichen Zeit getroffen hätte."

Der Ausblick

Noch ist der Bericht über das eigentliche Ergebnis der Reise nicht abgeschlossen. Doch ist es Sven Hedin offenbar gelungen, die verschütteten Spuren der alten Handelsstraße allenthalben, soweit ihn sein Weg führte, wieder aufzufinden, in Gebieten, die bisher überhaupt noch nicht bekannt waren. Hierüber will er noch in seinem Buch „Der wandernde See" sprechen. Sein Zukunftsglaube sieht, vielleicht schon in absehbarer Zeit, ein neues großes Menschenwerk erstehen, das zwei Erdteile und zwei Weltmeere näher verbinden wird.

Das Buch hat durch die Wirren in China eine außergewöhnliche Aktualität erlangt. Und sollten sich die wahrhaft schrecklichen Zustände im Reich der Mitte einmal bessern, dann wird der schwedische Forscher von sich sagen dürfen, daß seine Arbeit manches dazu beigetragen hat.



Wüste nördlich von Gung-hutuk

Sämtliche Bilder sind dem Werk von Sven Hedin „Die Seidenstraße" entnommen. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig)



Jean Paul
Flegeljahre

von

Hansgeorg Meier

Bildnis Jean Pauls von Meier
(aus dem „Corpus Imaginum" der Photographischen Gesellschaft)

Jean Paul Friedrich Richter selbst nannte dieses Buch eine „Biographie"; aber alles ist darin Dichtung und in jene besondere poetische Phantasiewelt entrückt, die für Jean Paul so charakteristisch ist. Wie sagt doch der Dichter in seinem „Leben des Quintus Fixlein" über sich selbst? „Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklicher (nicht glücklich) zu werden auskundschaften." — Drei Wege. „Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen, und da sich einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonn- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte — ist der: mit den beiden anderen zu wechseln."

Weil nun der Dichter diesen dritten Weg häufig einschlug, der ihn gleichzeitig nach gewissermaßen doppelter Richtung entführte, vermochte er nicht ohne mancherlei Abschweifungen und „Ausschweifungen" zu erzählen, und so gewannen auch die „Flegeljahre" eine höchst eigenartige, wohl mit Recht barock zu nennende Form, wie man denn andererseits das Buch geradewegs als ein genialisches Fragment nehmen könnte. Ehe Jean Paul diese „Flegeljahre" veröffentlichte, hatte er den verblendeten Titaniden als den „Ausgebrannten des Lebens" der Selbstzerstörung überantwortet und den Roman „Der Titan" vollendet: sein wahres Gipfelwerk, das in der deutschen Geistesgeschichte seinen Ruhm jung erhält. In die „Flegeljahre" aber ist jene Daseinslandschaft eingegangen, die Jean Paul selbst als kleinstaatliche deutsche Gegenwart erfahren und erlebt hat, und dies eben macht das Buch für uns Heutige so liebenswert.

Der Dichter bekundete sein inniges Verhältnis zu diesem Werk dadurch, daß er es für sein bestes ansah. Es dürfte denn auch nicht unrecht sein, sich davon zu einer Vorstellung von der Jugend des Dichters anregen zu lassen: enthält es doch, in dem Zwillingsbrüderpaar Gottwalt und Vult plastisch und prägnant personifiziert, Charakterzüge, die ähnlich innig verbunden wie die gegensätzlichen Brüder sein dichterisches Wesen und seine Persönlichkeit lebenslang bestimmt haben. Noch wenn man das zwei Jahre vor seinem Tod von J. L. Kreul gemalte Pastellbild im Bayreuther Rathaus betrachtet, findet man das Träumerisch-Versponnene neben dem Eckig-Kräftigen, das Schwärmerisch-Losgelöste neben dem Beschattet-Verhaltenen: — Widersprüche, die ihre Auflösung in einem von aller bitteren Ironie freien Humor suchten und stets aufs neue fanden.

Von dem, was wir heute unter dem Wort „Flegeljahre" verstehen, bringt Jean Pauls „Biographie" nicht eben viel. Nicht die Jugendstreiche, sondern Seelenkämpfe, wie sie sich in des Dichters Innerem vollzogen, machen ihren Inhalt aus. An ihrem Anfang steht die Eröffnung des absonderlichen Van der Kabelschen Testaments, das den jungen rechtsbeflissenen Schulzensohn Gottwalt zum Universalerben eines stattlichen Hinterlassenschaft macht: unter Bedingungen freilich, mit deren restloser Erfüllung kaum gerechnet werden darf; die letzte Antwort darauf hat der Dichter in seinem Buch nicht mehr gegeben. Wie sich dies „feine, blonde, liebe Bürschchen" auf den Ruf des Erblassers hin aufmacht, um in der kleinen Stadt an die Erfüllung des Testaments zu gehen, wie Vult als berühmter Flötenbläser just eben rechtzeitig anlangt, um seinem Bruder Gottwalt auf eine Art beizustehen, von der gesagt werden kann, so sei noch kein Bruder dem anderen begegnet, ... dies ist die Grundfabel. Mit insgesamt sieben Erben läßt sie den Leser darauf spannen, ob Gottwalt der sechsten Klausel des Testaments gerecht werden wird, in der Van der Kabel folgendes verordnet hat: „Spaßhaft und leicht mag's dem poetischen Hofpeß dünken, wenn er hört, daß ich deshalb fordere und verordne, er soll — denn alles das lebt ich eben selber durch, nur länger — weiter nicht tun als: a) einen Tag lang Klavierstimmer sein —, ferner b) einen Monat lang mein Gärtchen als Obergärtner bestellen —, ferner c) ein Vierteljahr Notarius —, ferner d) so lange bei einem Jäger sein, bis er einen Hasen erlegt, es daure nun 2 Stunden oder 2 Jahre —, e) er soll eine Buchhändlerische Meßwoche mit Hn. Pasvogel beziehen, wenn dieser will —, g) er soll bei jedem der Herren Accessisten eine Woche lang wohnen (der Erbe müßt es sich denn verbitten) und alle Wünsche des zeitigen Mietsherren, die sich mit der Ehre vertragen, gut erfüllen —, h) er soll ein paar Wochen lang auf dem Lande Schule halten —, endlich i) soll er ein Pfarrer werden; dann erhält er mit der Vocation die Erbschaft. Das sind neun Erbämter."

Bald und tief spielt nun in die Anstalten zur Erfüllung dieser Erbämter die Liebe hinein, die nicht nur Gottwalt, sondern auch den Dichter selbst weithin abschweifen läßt; Natur und Menschenart geraten in innig empfundene Gegensätze, und wenn gegen Ende der von herzlichem Poeteneifer erfüllte Gottwalt versetzt: „Wir sind ein Feuerwerk, das ein mächtiger Geist in verschiedenen Figuren abbrennt", so ist erst solch ein Wort imstande, den Inhalt zu verdeutlichen. Doch wie dürfte die unsagbar heitere Unendlichkeit des Sommers unerwähnt bleiben, in welcher der Dichter seinen Gottwalt wandern läßt, bis ihn „Pans Stunde" ergreift: „Nach meiner Meinung dauert sie von 11 und 12 bis 1 Uhr . . . Die Vögel schweigen um diese Zeit. Die Menschen schlafen neben ihrem Arbeitszeug. In der ganzen Natur ist etwas Heimliches, ja Unheimliches, als wenn die Träume der Mittagsschläfer umherschlichen. In der Nähe ist es leise, in der Ferne an den Himmels-Gränzen schweifet Getön. Man erinnert sich an uns und durchzieht uns mit nagender Sehnsucht; der Strahl des Lebens bricht in seltsam-scharfe Farben. — Allmählich gegen die Vesper wird das Leben wieder frischer und kräftiger."

Man merkt solchen Sätzen kaum an, daß sie aus den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen; denn sie sprechen ganz unmittelbar zu uns Heutigen. Man findet aber in Jean Pauls „Flegeljahren" noch vielerlei anderes, was nicht minder einprägsam für sein Dichtertum zeugt und heute wie ehedem jeden empfänglichen Leser mit Dankbarkeit bei diesem köstlichen Buch zu verweilen lockt.

Josef Martin Bauer: Das Haus am Fohlenmarkt

Von Hanns Arens

In einer kleinen Stadt, die vielleicht sechstausend Einwohner hat und ganz unwichtig ist, weil in ihr nichts geschieht als das ewige Werden und Vergehen — in dieser kleinen Stadt werfen drei junge Leute den Brückenheiligen ins Wasser, ein Bauer stirbt auf seinem weiten Wanderweg und hinterläßt dieser Stadt sein Kind, die kleine Genoveva, Genai genannt, der verwegene Alfons Balk kommt heim von sechsjähriger Seefahrt und will mit Trotz und Lausbubenübermut das Angesicht der Stadt erneuern, die Bürger tragen ihre Liebe zur schönen Wirtin im Gasthaus zur Stadt Wien, kleine Schicksale vollenden sich, und über allem steht die stille, knabenhafte Maske des Bankiers und Kaufmanns Kanzenel, der alles Vertrauen seiner Mitbürger genießt, um den aber leise das Gerücht eines düsteren Geheimnisses geht.

Der Sturz des Brückenheiligen zieht weite Ringe. Kanzenels Sohn, der mit dabei war, wird vom Vater in die großen Städte verschickt, Philipp Fähndrich wird vom Vater geschlagen und verjagt, und Valentin Chorherr, der eigentlich die Ursache gab zu der kleinen Freveltat, verliert sich irgendwo in der Welt. In alles Ernste und Alltägliche hinein langt immer wieder, auch nach Jahren noch, der Schatten dieses Lausbubenstreiches, und die Stadt vergißt diese kleine Torheit nie.

Inzwischen aber versteht Alfons Balk es, mit volltönenden Worten und der rechten Keckheit das Heft an sich zu reißen. Er will die Stadt neu und anders machen. Um zu erreichen, daß irgend etwas den faden Gleichtrott aufwühlt, verklagt er die Stadt um die Herausgabe eines alten Hauses, dessen Besitzrechte strittig sind. In diesem alten Haus wohnt die Hochwasser-Pia, die einen übersichtigen Blick hat und tiefer in die Menschen zu schauen vermag als andere Leute. Pia weiß, daß der Bäcker Gerum sein Haus anzünden wird, nachdem er die Versicherungssumme hat verdoppeln lassen, sie weiß um die verworrene Ehe des Stadtbaumeisters Trümper, der sechs Kinder hat und aus der Gewohnheit des Begegnens auch sozusagen Vater des Bauernmädchens Genai geworden ist. Über den alten Trümper kommt eine zarte Liebe, von der er selbst nicht weiß. Er verschafft Genai einen Lehrplatz in Kanzenels Geschäft. Er ist Kanzenels einziger Freund, und wenn sie manchmal beide — selten genug — in ein Dorf hinausfahren zum Apfelwein, dann geschieht es immer nur, weil einer dem anderen ein bitteres Geständnis zu machen hat.

Der Maler Vieregg, der schon viele Male vorbestraft ist, wegen kleiner Betrügereien, Unterschlagungen usw., wird wieder einmal eingesperrt. Der Rentamtsschreiber Harz verliert ein sauber geschriebenes Tagebuch, in dem vieles notiert ist, was man in der Stadt nicht weiß und nicht wissen dürfte. Um den Kaufmann Kanzenel steht darin eine trübe Geschichte. Ein Zufall spielt dieses Buch dem Kunstschlosser Mareis in die Hände, der immer in Geldschwierigkeiten ist und nun sogleich versucht, von Kanzenel Geld zu erpressen. Und Kanzenel, der alles auf die schöne Fassade seines Hauses hält und den Menschen ein Leben in Glück und Frieden vorlügt, gibt dem Erpresser nach. Doch das hilft nur für kurze Zeit. Mareis wird wieder erpressen, und einmal muß das Geheimnis doch zerbrechen.

Inzwischen aber ist Valentin Chorherr doch irgendwo in der Welt wieder aufgetaucht, und man nimmt an, daß er wohl ein Schreiber für hundert Mark im Monat geworden sei, denn er war in der Jugend ein gänzlich unbegabter Mensch. Johannes Kanzenel ist nach straffer Lehrzeit zurückgekommen, und er ist nun gar nichts als ein fröhlicher, leichtfertiger, unfertiger junger Mann, der seine Mutter neckt, die sieben Mädchen im Laden abküßt und vor dem Lehrmädchen Genai haltmacht, weil Genai doch noch zu jung ist. Bald treibt Johannes Kanzenel im Fahrwasser Alfons Balks, und es kommt immer mehr Unruhe über die Stadt.

Die große Faschingsnarretei fällt ein, und die ganze Stadt macht mit, wenn einmal die Dinge sich lockern und die Menschen sich verkleiden dürfen, nachdem sie doch das ganze Jahr lang

so eng und so nahe beisammen leben müssen. Die ganze Stadt wälzt sich im bunten Trubel dieser Narretei, jede Schranke fällt, die Stadt legt einmal an diesem einen Tag das Herz bloß und zeigt jede Regung und jedes Denken offen auf. Der Stadtbaumeister geht irrend um Genai, Johannes Kanzenel findet für eine Faschingstunde Freude an dem unberührten Mädchen, dann aber ist alles wieder vergessen, und Genai muß an einem Morgen auf der Treppe den jungen Herrn erwarten, um ihm mit fordernden, bittenden Augen etwas von der unbewußten Liebe zu sagen, bis Johannes in frohem Leichtsinn das Mädchen auf die Arme nimmt und durchs Haus trägt. Mehr ist nicht mit dieser Liebe, als daß Johannes spielt und Genai die Tiefen des Erlebnisses noch nicht versteht.

Es kommt die große Schande über das Haus am Fohlenmarkt.

Frau Mareis hat den Mitmenschen einen Einblick gegeben in Kanzenels Geheimnis: es hat einmal leere Depots gegeben in diesem vornehmen, stolzen Haus. Es ist einmal viel Unrecht geschehen im Haus Kanzenel, und dieser vornehme Herr Kanzenel hat ein Mädchen namens Julia mitsamt dem Kind ins Wasser gehen lassen, weil er doch reich heiraten mußte, um die leeren Depots wieder zu füllen und keinem Menschen einen Einblick zu ermöglichen in das durchlöcherte Vertrauen. Nun aber wissen die Leute alles, und es werden trübe Zeiten, die über das Haus am Fohlenmarkt und über die Stadt kommen.

Langsam nur findet alles wieder zur Ruhe und zum Gleichmut zurück, aber Balt läßt es nicht zu, daß alles wieder so ruhig werde wie früher. Er reißt die altmodischen städtischen Brunnen weg und ersetzt sie vor seinem Haus durch einen Steinbrunnen. Er flüstert den Menschen ins Ohr, was sie verlangen müssen von ihrer Stadt, und nun verlangen die Leute eine geregeltere Wasserversorgung, nur um überhaupt etwas zu fordern.

Aus den ganz leisen, schüchternen Dingen um Johannes und Genai hat der Klatsch ein großes Gerede gemacht. Der Klatsch wächst, und je weiter er läuft, desto tiefer wird Genais Schuld vor der Stadt. Der Stadtbaumeister, der vielleicht selbst irr geworden ist in seiner kleinen Liebe zu Genai, lernt einsehen, daß sein Platz bei der mürrischen Frau und den Kindern ist, und daß wohl Johannes Kanzenel mehr Recht auf dieses Mädchen hat. Des Klatsches wegen muß Genai fort aus der Stadt, aber sie wehrt sich, und in der Nacht, die alles klärt und reinigt, sitzt sie lange, sehr lange im Büro des Stadtbaumeisters, der im Verzichten zu aller Größe emporwächst und mit der Güte eines Vaters sie künftig betreut.

Es geschieht in dieser Nacht, als Genai zum letztenmal in Kanzenels Haus am Fohlenmarkt zurückkehrt, daß Johannes dem Mädchen spät in der Nacht auf der Treppe begegnet und daß Genai nicht eine Hand breit zurückweicht, daß sie stolz und trotzig die Liebe zu verleugnen sucht, bis Johannes hier erkennt, daß er Genai lieben muß, bis er Genai wieder einmal auf den Armen trägt, in ein stilles Zimmer, das keine Fenster nach außen hat und nicht berührt wird von den grausamen Geschehnissen dieser Nacht. In dieser Nacht zündet der Bäcker Gerum sein Haus an, und der Wind weht über den Fohlenmarkt, so daß die lange Häuserreihe niederbrennt bis zu Kanzenels Haus. Dieses Haus wird übersprungen vom Feuer, drüben aber brennt es wieder weiter in der Häuserreihe. Der Maler Vieregg, der so viele Male vorbestraft ist, steigt in ein brennendes Haus, um zwei Kinder zu retten, und als er ein drittesmal einsteigt, behält ihn das Feuer.

Kein Mensch weiß, daß zwei Menschen in Kanzenels Haus schlafen, und als am Morgen Genai durch ein Bogenfenster hinaustritt, versuchen die Leute dieses Wunder zu verstehen, das dieses einzige Haus um der Liebe willen vor dem Feuer verschont hat. Man weiß diese Liebe recht zu deuten, man versucht die Tat des Malers Vieregg zu verstehen von der Liebe her, die sich für die anderen opfert. Aber der Klatsch ist größer und eindringlicher. Ein bitterer Kampf wird ausgetragen zwischen Vater und Sohn. Genai, Johannes und der Stadtbaumeister sind allein gegen die ganze Stadt, die dieses Mädchen doch aufgezogen hat und nun auch alle Botmäßigkeit darüber sich anmaßt. Man wird diese Liebe nicht dulden, und aller Haß stellt sich gegen sie.

Unverstehend geht Genai zwischen den Leuten. Johannes, der als leichtsinniger junger



Lotte Betke, Käthe Gold, Marianne Hoppe, Hilde Weißner in Gerhart Hauptmanns „Die Jungfern von Bischofsberg“ im Staatstheater Berlin.
Aufnahme: Rosemarie Clausen

Mann heimgekommen ist, wird in diesem Kampf gegen Vater und Stadt erst zum Mann. Und als wieder einmal die Zeit ist zur tollen Faschingsnarretei, wirft Johannes der Stadt allen Hohn und Spott ins Gesicht. Philipp Fähndrich, der inzwischen still und arm heimgekommen ist, stellt sich als dritter zu den zwei einsamen Menschen. Der Trotz jedoch vermag nichts gegen die Stadt und den harten Vater, der immer noch die glatte Fassade seines Hauses wahren will.

Genai aber geht wie ein Kind durch die Stadt, die immer noch glaubt, daß diese Genai auch das Schicksal des Mädchens Julia erleben und ins Wasser gehen müsse. Genai trägt ein Kind von Johannes Kanzenel, und sie versteht nicht, was diese Menschen von ihr wollen. Sie glaubt immer noch an die Liebe und Güte der Menschen, unberührt von allem, unbeirrbar in ihrer Liebe, bis die Leute in der Stadt an ihr langsam auch das Verstehen dieser Liebe lernen und beschämt zurückfinden zu der Güte, die man so lange vergessen hat.

Die Jugend zwingt die alte Stadt nieder.

Valentin Chorherr, der in den Knabenjahren so schrecklich unbegabt gewesen ist, kehrt gerade in diesen Tagen in die Heimat zurück. Er ist ein berühmter Mann geworden, aber kurz vor der Erfüllung seiner großen Aufgabe ist er tödlich verunglückt und kehrt tot in die Stadt heim, die nun stolz ist auf ihren Sohn.

Ein ungeheurer Wille hat diesen ehedem törichten Knaben ans Ziel geführt, und seine Heimkehr rüttelt die Menschen auf, daß sie auch das andere leichter verstehen, was Philipp Fähndrich mit seinem Trotz erzwingen will, und das gleiche, was Johannes Kanzenel mit der Liebe den Menschen abfordert.

Die alte, brüchig gewordene Stadt hat sich der Jugend gebeugt: dem Trotz des einen, der heimfinden wollte nach dem kleinen Unrecht, dem ungeheuren Willen des anderen, der die kleine Schande zur großen Ehre eines erfüllten Lebens gewendet hat, der Liebe des dritten, der mit Genai zur Seite die Menschen gezwungen hat, gütig zu sein gegen sich und die anderen.

Clarence Day: Unser Herr Vater

Von Hans Härlin

Das Leben des amerikanischen Humoristen Clarence Day ist ein Roman mit fröhlichem Anfang, bitterem Mittelstück und gutem Ende. Geboren ist er in Neuyork im Jahr 1874 als Sohn des wohlhabenden Börsenmaklers Clarence S. Day. Unter der Obhut dieses eigenwüchsigen Mannes und einer liebevollen Mutter wuchs er in tumultuarischer Gesellschaft mit drei jüngeren Brüdern heran. Den spanisch-amerikanischen Krieg des Jahres 1898 machte er als Matrose und dann als Schiffszahlmeister mit. Ein ungewöhnlich bösartiger Gichtanfall führte zu völliger Lähmung, er wurde ausgemustert und mußte sich im Jahr 1902 auch aus dem väterlichen Geschäft zurückziehen. In diesem schweren Unglück zeigte er seinen guten Kern. Aus seinem Leiden entsprang die reiche Quelle seines eigenartigen Humors in Wort und Bild, der ihn zu einem Liebling seiner Landsleute gemacht hat. Von seiner Krankheit sollte nicht gesprochen werden. So führte er denn trotz allem ein heiteres, von Freundestreue verschöntes Leben, das am 28. Dezember 1935 sein Ende nahm. In demselben Jahr wurden seine in Zeitschriften veröffentlichten Skizzen zu dem Buche „Life with father" gesammelt.

Die Anfangsskizzen führen in das Neuyork der achtziger Jahre. Es ist schon eine Großstadt und hat sogar eine gewaltig donnernde, qualmende, pustende und funkensprühende Hochbahn, mit der die Geschäftsleute in die untere Stadt rasen. Aber Mutter Day verachtet diese rußige, ascheverstreuende Neuerung und zieht die liebe alte Pferdebahn vor. Wenn Vater guter Laune ist, nimmt er seinen Ältesten mit ins Geschäft in die Wallstreet, wo Clarence jun. die Tintenfässer füllen und neue Stahlfedern in die Halter stecken darf. Zum Mittagessen gehen Vater und Sohn in die Beaverstreet zu Delmonico. Der Vater hält viel auf gutes Essen, und wenn ihm eine Speise nicht zusagt, ist der alte Kellner François trostlos. Dem Junior schmeckt es dort auch schon, aber er wird von dieser französischen Küche nie recht satt und muß die Mahlzeit immer mit einem ordentlichen Trumm Schokoladetorte aufrunden.

Nichts beleidigt den Vater schwerer, als wenn eines von der Familie krank zu sein behauptet. Er selbst ist fast immer gesund, und darum gibt es so was einfach nicht. Knurrend steht er am Bett seiner sonst sehr geliebten Gattin und ermahnt sie, diesem Unsinn nicht nachzugeben, bis sie ihn mit heftig geäußertem Mißbehagen aus dem Zimmer jagt. Wenn er selbst mal erkältet ist, kuriert er sich durch heftiges Niesen. Mutter sagt, das sei gewiß ansteckend, aber Vater erklärt, sein Niesen sei sehr gesund.

Dem glutheißen Neuyorker Sommer entflieht die Familie aufs Land. Ihr Sommersitz ist eben so weit von Neuyork weg, daß Vater noch jeden Wochentag ins Geschäft fahren kann. Er ist nicht gesonnen, sich durch die Bummelei der ländlichen Geschäftstreibenden in seinem Behagen stören zu lassen. Einmal bleibt der Eismann aus. Vater soll seinen Wein ungekühlt trinken! Eine unvorstellbare Zumutung. Clarence Sohn holt ihn mit dem Dogcart an der Bahn ab und erzählt, wie's steht. Nun ist Feuer unterm Dach. Vater kauft gleich einen neuen Eisschrank — aber gefüllt, bitte — und beschafft sonst noch so viel Eis, daß das Haus überläuft. Die Mutter, die Dienstboten und mehrere Geschäftsleute sind am Abend total abgekämpft, ein Regenmantel ist als Eisdecke kaput gegangen, aber Vater sitzt nach dem Essen befriedigt bei Kaffee und Kognak vor dem Haus und sagt zu seinem Sohn: „Weißt Du, Clarence ich habe gerne recht viel Eis im Haus."

Ja — er ist ein Herr Vater, da gibt's gar keinen Zweifel. Seine Willenskraft ist unbegrenzt, das zeigt sich glorreich, als er einmal einen bösen Sturz mit dem Pferde tut. Der Sohn und ein hilfreicher Farmer wollen den Betäubten in ein Bauernwägelchen verladen. Er lallt: „Nehmt das verfluchte Ding weg." Dann müssen sie ihn auf sein Pferd setzen, der Sohn reitet voller Angst nebenher. Oft schwankt der halb Bewußtlose im Sattel, aber die Knie halten fest, und er holt sich selbst den Doktor. Mit seinem schwer verprellten Nacken muß er lange auf Eisbeuteln liegen. Sein ältester Bru-

der wird hertelegraphiert und muß ihn im Geschäft vertreten. Dafür wird er von dem kranken Mann mit dem erschütterten Gehirn beim abendlichen Bericht immer elend heruntergeschimpft. Von der hingebenden Pflege seiner Frau macht er nicht viel Worte, aber eines Tages kauft er ihr doch einen schönen Ring mit drei Rubinen.

Einmal kehrt Vater nach einer sehr erfolgreichen Geschäftsreise voller Tatendrang heim und erklärt, nun müsse etwas für die musikalische Ausbildung der älteren Söhne geschehen. „Du, Clarence, wirst Geige spielen. Du, Georg, Klavier." Georg hat doch immer Glück; ein Klavier ist eine kräftig gebaute Maschine, und man muß sie auch nicht immerfort selbst stimmen. Zudem hat Georg ein bißchen Gehör, Clarence gar keines. Sein Geigenlehrer könnte das Geld gut brauchen, aber nach drei Stunden rät er als ehrlicher Mann dringend von weiteren Versuchen ab. Da kommt er bei Vater an den Rechten! Die Geige hat 25 Dollar gekostet, er ist nicht reich genug, das Geld einfach hinauszuwerfen, und wenn dieser Mann schon ein Musiklehrer sein will, soll er dem Jungen auch gefälligst etwas beibringen. Einen ganzen Winter lang wird weitergekratzt. Der Lehrer, der Schüler, die Mutter, die Köchin leiden schreckliche Qualen, die Nachbarn sind empört und schimpfen in allen Tonarten.

Vater als Bankier kann nicht verstehen, daß seine sonst gar nicht dumme Frau Vinnie keinen Zahlensinn haben soll. Mindestens sollte sie doch die Haushaltungsausgaben in eine Kladde schreiben. Das geschieht auch — teilweise, aber stimmen will's nie. Besonders mit den Rechnungen der Lieferanten ist es ein wahres Kreuz. Vater findet immer, daß diese Leute zuviel anschreiben, und dann soll Mutter in die Läden rennen und sich mit ihnen herumstreiten. Das Anschreibenlassen hat für Mutter einen ganz besonderen Reiz. Sie ist eigentlich eine sparsame Frau und gibt nicht gerne bares Geld aus, aber wenn sie etwas anschreiben läßt, meint sie immer, der „Erste" liege noch meilenfern im Schoß der Zeit. Aber komisch, er kommt doch immer sehr bald, und dann gibt es diesen Tanz mit Vater. Zuletzt kommt er auf den teuflischen Gedanken, immer selbst aufzuschreiben, wenn er Mutter Geld gibt. Das führt dann zu Szenen wie diese:

„Am fünfundzwanzigsten vorigen Monats gab ich dir sechs Dollar in bar für einen neuen Kaffeetopf."

„Weil du den alten auf die Erde geschmissen hattest."

„Davon spreche ich jetzt nicht. Ich möchte wissen, warum . . ."

„Es war sehr dumm von dir, Clarence — an dem Kaffee war wirklich nichts auszusetzen."

„Verdammt schlecht war er, die Kruke war er! Aber lassen wir das. Ich gab dir also sechs Dollar, und nun finde ich, daß du zwar einen neuen Kaffeetopf gekauft hast, aber du hast ihn anschreiben lassen. Hier ist die Rechnung: Ein Filterkaffeetopf fünf Dollar."

„Siehst du, da habe ich dir einen Dollar gespart, gib ihn nur gleich wieder her."

„Rede doch nicht solchen Unsinn. Wo sind die sechs Dollar Bargeld geblieben?"

Es stellt sich heraus, daß sich die Mutter dafür einen Regenschirm für viereinhalb Dollar gekauft hat. Außerdem hat sie für die Waschfrau zwei Dollar extra ausgegeben, also ist ihr der Vater fünfzig Cent und dazu noch den am Kaffeetopf ersparten Dollar schuldig. Er will in sein Schreibzimmer fliehen, aber das gibt es nicht. Er muß vorher bezahlen. Ungerechtigkeit läßt sich die Mutter nicht gefallen.

Einmal kommt sie ganz gebrochen nach Haus. Auf einer Auktion hat sie eine acht Fuß hohe Standuhr gekauft. Zahlbar bei Ablieferung. Ein gräßliches Ding und so unnötig! O weh! o weh! Was wird Vater sagen! Aber der hat seinen guten Tag. Außerdem ist er selbst insgeheim ein Uhrennarr. Er bezahlt das Untier ohne viel Krach. Die plötzliche Entspannung ist zu viel für Mutter. Sie wankt in ihr Zimmer und legt sich still ins Bett.

In dieser Familie ist immer etwas los, das meist mit großem Getöse wieder in Ordnung gebracht werden muß. Dem Vater würde sein reichlich verdientes Geld gar keinen Spaß machen, wenn der Verbrauch keinen Anlaß zu temperamentvollen Erörterungen geben würde. Hinter allen diesen Familienschlachten steht die niemals ausgesprochene, aber um so sicherere Tatsache, daß sich Eltern und Kinder schrecklich gern haben. Auch als die Kinder schon erwachsen sind, bleibt das Verhältnis zum Vater dasselbe. Er strahlt seinen Willen sogar auf seine Gebrauchsgegenstände aus. Der Sohn Clarence, der schon in Yale studiert, bekommt vom Vater ein Paar gestreifte Hosen, die dieser immer besonders gerne gehabt hatte. Diese Hosen führ-

ten sozusagen eine Aufsicht über den Lebenswandel des Sohnes. Man hätte mit ihnen eigentlich nur in einwandfreie Lokale gehen sollen, und wenn man sich dann doch einmal in ein anderes verirrte, fühlte man sich sehr beklommen.

Ende der achtziger Jahre war noch kein Telefon im Haus. Im Geschäft hatten sie wohl schon so eine Maschine der Unrast, die vom Buchhalter bedient wurde, aber wenn Vater die Haustüre zumachte, blieb die Welt draußen. Dieser behagliche Zustand änderte sich allmählich. Immer mehr Leute ließen sich so ein Ding einrichten, und als dann der Vater doch einmal krank wurde, fand er, daß ein Fernsprecher im Haus seine Vorteile haben könnte. Er wurde dann im Flur des zweiten Stockwerkes angebracht. Wenn Mutter ihn von unten hörte, raffte sie ihre Röcke zusammen und eilte die Treppe hinauf mit dem lauten Wehschrei: „Ich komme ja schon! Ich komme ja doch!" Dem Vater eilte es nicht so sehr, aber er sah den schwarzen Kasten noch lange als ein Lebewesen an, das man herunterschimpfen und verfluchen konnte. Jeden Anruf beantwortete er in gereiztem Ton. Mit dem Fräulein auf dem Amt lebte er in ewigem Zwist und glaubte ihr einfach nicht, wenn sie eine Nummer für „besetzt" erklärte. Er war nie zu überzeugen, daß nicht jeder Anruf ihm galt und redete andauernd dazwischen, wenn er das verlangte Familienmitglied endlich an den Kasten heranließ.

Im Grunde war Vater ein geselliger Mensch, der sich bei Gesellschaften recht gut unterhielt, besonders wenn hübsche Frauen dabei waren. Auch diese konnten ihn wohl leiden, weil ihnen seine etwas altertümliche Ritterlichkeit schmeichelte. Daß man selbst Leute einladen mußte, wenn man eingeladen werden wollte, leuchtete ihm dagegen gar nicht ein. Eine größere Gesellschaft mußte von der Frau des Hauses mit viel Schlauheit eingefädelt werden. Sie lud immer ein ihm wohlgefälliges Ehepaar ein, und wenn er dann fragte, wer denn kommen würde, sagte sie: „Ach Bakers und vielleicht noch ein paar." Dieses „noch ein paar" waren dann wohl ein Dutzend Leute. Er vergaß es dann und wurde eines Abends von Topfpalmen begrüßt, die in der Diele herumstanden; es war schon zu spät, dem Unheil noch Einhalt zu tun. Wenn dann die Gäste kamen, machte Vater den freundlichen Wirt. Er verwechselte zwar alle Namen, ließ sich das aber gar nicht anfechten und genoß das gute Essen in aller Unbefangenheit. Von Mutters Anstrengungen, die Gäste aufzutauen und von dem nicht immer unhörbaren Geplänkel der bedienenden Geister hinter der Szene merkte er nichts.

Logierbesuche empfand Vater als schwere Beeinträchtigung seines Behagens. Fast immer waren es Verwandte der Mutter, da seine eigenen Verwandten altansässige Neuyorker waren. Warum gingen diese Leute denn nicht ins Hotel? Wozu gab es denn diese Menge Hotels in Neuyork? Und dann diese Anforderungen! War er vielleicht ein Fremdenführer? Er wollte keinen Fasching zum Vergnügen landstreicherischer Kleinstädter. Die nicht eben zahlreichen Besucher sahen sich sofort in das Dauerdrama des Familienlebens der Days hereingezogen und hielten diese Anstrengung meist nicht lange aus.

So lebten diese Leute ihren bewegten Tag. Die Eltern wurden alt, aber eigentlich wurden sie gar nicht alt, sie blieben, die sie waren. Die ewigen Beerdigungen in der Verwandtschaft und im näheren Freundeskreise waren dem Vater ein besonderes Ärgernis. Früher seien die Leute ja auch gestorben, aber doch nicht immerzu. Außerdem nehme es doch nie die Rechten weg. Und dann diese Pfarrer, die immer den Text von den siebzig Jahren vorlasen oder „wenn's hochkommt achtzig". Er war ein Siebziger, das wußte er, aber zum Donnerwetter — war er etwa weniger gut imstande als früher? Als er dann trotz hohem Blutdruck und der üblichen Arterienverkalkung die gefährlichen Achtzig überschritten hatte, gefiel es ihm immer noch gut auf dieser Erde. Die Mutter hatte sich eine Vorliebe für Friedhofsbesuche zugelegt, er gar nicht. Einmal sagte sie ihm, jetzt müsse er aber mit ihr hinaus, einer der Grabsteine habe sich gesenkt und sie wisse nicht, was sie tun solle. Er fragte, wessen Grabstein das sei, und als sie es ihm sagte, brummte er: „Mir ganz gleich, mit der Bande will ich sowieso nicht begraben sein. Ich kaufe mir eine neue Grabstätte, eine für mich ganz allein. Eine ganz in der Ecke, wo ich ausreißen kann, wenn es dann so weit ist." Die Mutter sah ihren Lebensgefährten bestürzt und bewundernd an und flüsterte ihrem Sohn ins Ohr: „Zuzutrauen ist es ihm!"

Blair Niles: Ein Herz und ein Jahrhundert

Von Gertrud von Hollander

„Muñeca Quiché" — Quichépuppe — oder „Christenweibchen" nennt Leon de Gonzales das kleine Indianermädchen, das von den Priestern ihres Landes auf den wohlklingenden Namen Cajá-Paluna getauft worden war; Cajá-Paluna aber bedeutet, in die Sprache der Weißen übersetzt: „Regen, der auf das Meer fällt."

Und Leon de Gonzales war daran schuld, daß aus Cajá-Paluna durch die christliche Taufe Maria-Paluna wurde. Seitdem betete die kleine Paluna zu den neuen Göttern, wenn sie für ihren großen Freund Leon den Schutz des Himmels erflehte, den ein junger spanischer Ritter im Gefolge des gottesfürchtigen und ruhmgierigen Cortez wahrlich nötig hatte, wenn er den Pfeilen der Indianer und dem Sumpffieber der Urwälder entgehen wollte. Bat sie hingegen für ihren Vater Ahzib um göttlichen Beistand bei seinen vielen gefährlichen Unternehmungen, die er als Gesandter und hoher Würdenträger des tapferen Quichévolkes unternahm, so wandte sie sich selbstverständlich an die alten Götter. Und Paluna kam keinen Augenblick auf den Gedanken, daß sie eigentlich für einen Feind ihres Landes betete, wenn sie den Schutz der Madonna auf den Ritter Leon herabflehte, und daß er zu den spanischen Eroberern gehörte, die unermeßliches Leid über ihr Volk brachten. Seitdem sie ihn zum ersten Male auf seinem schwarzweißen Hengst Babieca erblickt hatte, war ihm ihr kleines Herz entgegengeflogen. Damals war sie freilich noch ein kleines Mädchen, das im Palast des Königs aufgewachsen und von den besten Lehrern des Quichévolkes in den Sitten und dem Wissen ihres Landes sorgfältig unterwiesen worden war. Ihr Vater Ahzib gehörte zu den wenigen Indianern, die den Untergang der roten Rasse voraussahen. Gegen die Feuerwaffen und die dämonischen Künste der hellgesichtigen Fremden gab es nur freiwillige Unterwerfung oder ruhmreichen Untergang. Als Ahzib nach dem heldenhaften Tode Montezumas sein Volk den ersteren Weg führte, dachte er nicht zuletzt auch an seine abgöttisch geliebte kleine Tochter, der er mit diesem Opfer ein hartes Los ersparen wollte.

„Wir sind ein großes Volk gewesen", fuhr Ahzib fort, „aber unsere Rasse kann diesen Fremden nicht widerstehen. Sie sind die schwere Hand des Unterganges. Wenn die Quichés nicht für alle Zeiten zugrunde gehen wollen, so müssen wir für eine gewisse Zeit die Niederlage hinnehmen. Später . . . vielleicht . . . laßt uns hoffen . . . später . . . vielleicht . . ."

Der mexikanische Dolmetscher erklärte, daß Ahzib sich den Spaniern ergeben, ihrem König gehorchen, ihren Gott anbeten und sich ganz und gar in ihren Dienst stellen wolle. Durch den Mund des Mexikaners fügte Ahzib hinzu, daß seine geringen Fähigkeiten nicht ganz ohne Wert seien, da er, wie der spanische Feldherr wohl wisse, mit den Völkern des Landes und ihren Sprachen vertraut sei.

All dies wolle er tun im Austausch gegen die Versicherung, daß Paluna niemals zur Sklavin gemacht noch auch gebrandmarkt werde, und daß ihr in den gefährlichen Zeiten, die da kommen würden, Schutz gewährt werde.

Auf diese Weise kam die kleine Paluna in die Obhut der Spanier und besonders unter den Schutz des guten Paters Vincente, der ihr auf die Bitte des jungen Ritters Gonzales Spanisch beibrachte und sie zur Jungfrau Maria beten lehrte. Denn der spanische Junker hatte seine Freude an dem zierlichen kleinen Indianermädchen und nannte sie scherzend seine kleine Quichépuppe oder seinen kleinen Kolibri. Später, als ihm das schmale Indianermädchen das Teuerste auf der Welt geworden war, fand er noch viele andere Namen für sie.

Palunas kleine Füße wandern ungezählte Meilen im Gefolge des spanischen Heeres. Zwischen Kämpfen und im Lagerleben wird sie groß. Ab und zu taucht ihr Vater auf und überzeugt sich, daß die Spanier ihr Versprechen halten, und daß sie in der Obhut der Priester geborgen ist. Eines Tages aber erreicht sie die Kunde, daß Ahzib sich freiwillig für sein Volk geopfert hat. Paluna ist allein auf der Welt.

Sie ist noch zu jung, um die Tragödie ihres Volkes ganz zu begreifen. Zudem hört sie alle Tage von Pater Vincente, daß die Spanier nur das Beste mit den Indianern im Sinne haben. Und wenn sie an Leon denkt, so glaubt sie ihm gern, denn Leon ist tapfer und ritterlich wie die Besten ihres eigenen Volkes, und sie liebt ihn.

Freilich gehen Jahre dahin, ohne daß sie ihn sieht. General Alvarado hat den Ritter de Gonzales nach Mexiko zu Cortez geschickt, und von dort begleitet er den Feldherrn auf der abenteuerlichen Reise nach Honduras. Auf der Rückreise nach Guatemala überfällt ihn das tückische Fieber mit solcher Gewalt, daß er besinnungslos nach Santiago gebracht wird. Als er zum ersten Male aus wirren Fieberträumen erwacht, sitzt das kleine Quichémädchen an seinem Lager und pflegt ihn mit uralten Tränken und Zaubermitteln.

Wieder vergehen sieben Jahre, in denen Leon sein Leben für den Ruhm der spanischen Farben aufs Spiel setzt, während ein liebliches Indianermädchen auf ihn wartet und für ihn betet. Endlich führt ihn sein Weg in das spanische Hauptlager zurück.

Als er auffah, bemerkte er im Flusse die Gestalt eines Indianermädchens, das ihm entgegenblickte.

Sie hatte ein scharlachrotes Tuch um die Hüfte geschlungen. Da sie nahe dem Ufer stand, reichte das Wasser kaum bis zu ihren Knien. Langes, schwarzes Haar fiel, glänzend und schwer, an ihrem Rücken herab. Von der Hüfte aufwärts war sie unbekleidet; aber als sie erkannte, daß der Blick des Reiters auf ihr ruhte, kreuzte sie mit einer raschen, unbewußten Geste der Scham die Arme über ihren kleinen festen Brüsten; die zart geformten Hände deckten die Schultern. Dann erhob sie sehr still den Blick zu dem vorüberziehenden Reiter.

Abends tritt ihm dasselbe Mädchen in der Hütte des Priesters entgegen. Es ist Paluna.

In den Wochen, die auf Leons Ankunft folgten, hatte sich der Strom seines Lebens mit dem Strom des Lebens Palunas zu einem einzigen Dasein vereinigt, wie der Pensativo und der Portal zusammenströmten und gemeinsam den Rio Grande bildeten, der klar und schäumend dahinfloß.

Und es war um ihre Liebe nicht etwa so bestellt, daß ein Mann sich eine eingeborene Frau nahm, um einer flüchtigen Vereinigung willen. Palunas Liebe zu Leon reichte beinahe so weit zurück, als sie denken konnte. Und auch um Leons Herz hatte die Erinnerung an das Kind, das ihn mit seinen kleinen Händen dem Tode entrissen hatte, zarte, dauerhafte Ranken geschlungen.

Ein ganzes langes Leben hindurch hat Paluna von diesen glückseligen Wochen und Monaten zehren müssen, in denen Leon um sie warb, bis sie ihm in der ganzen Unschuld ihrer reinen Jugend angehörte. Noch einmal, zum letzten Male wird ihr Ritter hinausziehen; dann aber werden sie für immer vereint bleiben, und Paluna wird als Doña de Gonzales in das Haus ziehen, von dem sie so oft geträumt und gesprochen haben.

Hätte Leon geahnt, daß Paluna sein Kind unter dem Herzen trug, so hätte er ihr vor seinem Auszug auch vor der Welt den Namen gegeben, den sie in seinem Herzen für alle Zeiten trug. Es ist einer der schönsten Tage in Palunas Leben, als sie zum ersten Male spürt, daß sie Mutter werden soll. Und als gar ihr Kind zur Welt kommt und Leons Züge trägt, kennt ihre Seligkeit keine Grenzen.

Aber während sie sehnsüchtig auf des Geliebten Rückkehr wartet, ruht Leon hoch oben in Eis und Schnee neben seinem treuen Babieca. Dieses Mal haben ihre heißen Gebete ihn nicht zu ihr zurückführen können. Die Nachricht von seinem Tode versetzt sie in einen Zustand völliger Starre und Empfindungslosigkeit.

Als Clara gehen lernte, begann Paluna Sorge um die Zukunft des Kindes zu empfinden. Diese Sorge war es, die sie schließlich aus ihrer tiefen Teilnahmslosigkeit erweckte. Sie begriff, daß Leons Tod die Zukunft Claras völlig veränderte.

Solange Pater Vincente in Guatemala war, würde Clara stets eine Heimstätte haben, das wußte Paluna. Aber da sie aus einem edlen Geschlechte stammte, verlangte sie mehr als ein schützendes Dach für ihre Tochter. Sie ersehnte für Clara nicht nur Sicherheit, sondern die Stellung, auf die das Kind gemäß der Abkunft seiner beiden Eltern Anspruch hatte. Paluna selbst war es zufrieden, Teig zu kneten, die Flickarbeiten des Hauses zu besorgen und Altarsdecken zu sticken. Sie hatte Leon gehabt und wünschte nichts mehr für sich. Clara jedoch mußte so leben, wie es ihr als Tochter Leons zukam. Wie aber war dies zu erreichen?

Es gibt nur einen Weg: Clara muß Spanierin werden. Die Mutter muß das Opfer bringen und sich von ihrem Kinde trennen. Die reiche, kinderlose Señora Ortega ist mit Freuden bereit, die kleine Clara zu adoptieren. Paluna bleibt mit leeren Händen und leerem Herzen zurück.

Bis dahin hatte die Liebe zu Leon und zu Leons Kind sie so vollkommen ausgefüllt, daß sie darüber das Schicksal ihres Volkes vergessen

konnte. Ein Spanier hatte sie ihrem Volke entfremdet; ein spanischer Priester gibt sie ihrem Volke zurück.

Bartholmé de Las Casas predigt in den Straßen und auf den Plätzen von Santiago. Seine Botschaft ist neu und unerhört, denn er spricht unermüdlich und mit feuriger Beredtsamkeit von dem unermeßlichen Leid, das durch die Spanier über das unschuldige und tapfere Volk der Indianer gekommen ist.

„In Honduras und auf den Inseln sah ich solches Leid, daß dem härtesten Menschen das Herz im Leib erstarren müßte. Und kein anderer Grund trieb die Christen dazu, Unzählige zu töten und zu vernichten, als Gewinnsucht, die größte, die es je auf Erden gab.

Auch in Guatemala war der Vormarsch des tyrannischen Feldherrn von Mord, Brand und Raub begleitet; all dies mit der Begründung, die Indianer müßten sich grausamen und erbarmungslosen Menschen im Namen eines unbekannten Königs von Spanien unterwerfen, von dem sie niemals etwas gehört hatten."

Gerechtigkeit für die Indianer — dieser leidenschaftliche Appell erweckt endlich auch Paluna aus ihrer Erstarrung. Die alte Zugehörigkeit zu ihrem Volke erwacht und zeigt ihr eine Aufgabe, an der sich ihr Herz entzündet. Sie will zu ihrem Volk zurückkehren, und die Priester, die sich Las Casas anschließen, zeigen ihr einen Weg dazu.

„Zuerst", erklärten die Klosterbrüder, „müssen wir das Wort Gottes in die Quichésprache übersetzen." Nachdem diese Arbeit vollbracht war, formten sie das Evangelium in Verse, ähnlich jenen, in denen die alten Mirakelspiele abgefaßt waren.

Als auch dies geschehen war, beschlossen sie, die Strophen in Musik zu setzen und wandernde Händler, die auf ihren Reisen das „Land des Krieges" besuchten, zu lehren, diese Gesänge vorzutragen. Mit ihrem Warenbündel auf dem Rücken würden die Händler wandernd und singend das Evangelium in das Land der kriegerischen Indianer tragen.

„Solcherart", sagten die Mönche, „wird die Eroberung in Gestalt der Bekehrung zum heiligen Glauben geschehen . . ."

Einer dieser Händler, ein zum Christentum bekehrter Indianer, der Abzih von früher her zu Dank verpflichtet ist, erklärt sich bereit, Paluna mitzunehmen. Und damit beginnt die zweite Hälfte ihres Lebens, die sie als Gefährtin und spätere Gattin Numals ganz in den Dienst ihres Volkes stellt.

Allmählich wurden die alten Götter immer lebendiger in Paluna. Zuweilen sangen sie im Chor; manchmal aber sang Paluna allein. Dann stand sie mit gefalteten Händen da, den Kopf zurückgeworfen, indes die Händler sie, klingende Glöckchen und Kastagnetten in den Händen, begleiteten. Niemals vergaß sie den Text, denn wenn sie sang, hallte in ihrem Inneren der Klang der gleichen Worte wider, so wie Las Casas sie gesungen hatte.

Aber sie hatten die heiligen Verse in vielen Orten gesungen und der Mond war zur schmalen Sichel geworden, ehe Paluna den Werbungen Numals nachgab und ihm angehörte als einem Freund, damit das Blut ihres Vaters, das reine Blut der Quichés, weiterströme durch die Geschlechter.

Aber obgleich sie Numal Kinder schenkt und mit ihm ein Haus baut und seßhaft wird, um endlich an der Erde ihres Landes teilzuhaben, so hat sie doch Leon nicht einen einzigen Tag ihres Lebens vergessen. Ab und zu wandert sie den weiten Weg nach Santiago, um Leons Kind zu sehen, das ganz so aufwächst, wie Paluna es sich gewünscht hat. Aber niemals gibt sie sich ihrer Tochter zu erkennen, denn ihre Mutterliebe begehrt nichts für sich.

Ihr und Numals Haus ist der Mittelpunkt der sich neuentwickelnden dörflichen Gemeinschaft. Und nichts kennzeichnet ihre Stellung innerhalb des Dorfes und der Familie besser als der Titel „Doña", den man ihr ganz selbstverständlich gegeben hat. Und weil sie in der Sprache und dem Denken zweier Rassen zu Hause ist, vermag sie das Werk Las Casas' und seiner Anhänger immer weiter zu führen und zwischen ihren Landsleuten und den Fremdlingen Frieden zu stiften. Sie erlebt die friedliche Eroberung durch das Evangelium, die an die Stelle des sinnlosen Mordens getreten ist.

War die Kirche nicht an der gleichen Stelle erbaut worden, an der einst ein Tempel der Götter stand? Sogar die Steine des alten Tempels waren zur Erbauung der Kirche benutzt worden. Auf diese Weise wohnten hier die alten Götter neben dem neuen Gott. Die Fremden hatten ihrem eigenen mächtigen Gott einen Altar errichtet und seine freundlichen Heiligen in Nischen längs der Wände gestellt. So waren alle Götter an jenem heiligen Ort versammelt. Und die Priester gaben dort den Kindern durch die Taufe ewiges Leben.

Gleichzeitig mit dem Jahrhundert neigt sich auch Palunas Leben dem Ende zu. Ihr Gedächtnis aber lebt weiter unter Spaniern und Indianern als das einer Frau, deren leidenschaftliches Herz stärker war als die Mächte des Hasses und der Zerstörung.

H. S. Thielen: Das unterhimmlische Reich

Von O. H. Waibling

Im September des Jahres 1691 nähert sich das Schiff „Waelström“ von der holländisch-ostindischen Handelskompagnie der japanischen Küste. Es geht in Deshima, einer Nagasaki vorgelagerten sandigen und baumlosen Insel, vor Anker. Seit vielen Jahren darf kein Fremder mehr Japans heiligen Boden betreten. Nur für die holländischen Handelsleute gibt es eine Ausnahme. Aber keinen Tag lang sind die Holländer sicher, ob nicht auch für sie die letzte Stunde im Reich der aufgehenden Sonne geschlagen hat. Wenn sie sich in Japan aufhalten, werden sie streng überwacht. Sie können dort keinen Schritt tun, der nicht scharf beobachtet würde. Aber Japan hat seine eigenen, sehr strengen Gesetze, Japan ist einzig und einmalig in dem bunten Völkergemisch der Erde. Manche Kunde ist von dem Inselland des Fernen Ostens nach Europa gedrungen. Märchen und Legenden erzählen von wunderbaren Landschaften, von seltsamen Menschen mit noch seltsameren Sitten und Gebräuchen. Gerüchte sind es — aber wen könnten sie nicht locken! Es ist die Zeit, in der es in Europa viele Abenteurer, viele Weltfahrer gibt, einer wird auch einmal seinen Fuß auf Japans Boden setzen, um diesem Land sein Geheimnis zu entreißen.

An Bord des „Waelström“ war ein solcher Weltfahrer: Engelbert Kaempfer ist sein Name. Wer erinnert sich heute dieses Mannes? Wer von den Gebildeten kennt diesen großen Deutschen, der ein Geistesbruder des Marco Polo war und einen Schatz von Handschriften hinterließ, die das Britische Museum in London zu seinen Kostbarkeiten zählt? Sie sind noch immer unbearbeitet. Engelbert Kaempfer war eine faustische Gestalt, ein Forscher und Gelehrter. Arzt, Chemiker, Physiker, Philosoph, vertraut mit der Geschichte vieler Völker und Länder und ein Weltfahrer dazu. Wir haben ihn, der im Jahre 1651 in Lemgo geboren wurde, vergessen. Aber er soll hinfort wieder im lebendige Gedächtnis unserer Nation aufgenommen werden, denn er war der erste und der eigentliche Entdecker Japans.

Als Engelbert Kaempfer damals an Land ging, begann für ihn ein Leidensweg, der ihn unzählige Male bis hart an den Rand des Todes führte. Zunächst mußte er sich, um überhaupt sein Leben zu erhalten, als Holländer ausgeben und konnte nun als Leibarzt unter dem Schutz der Handelskompagnie das Land betreten. Damit war viel erreicht, aber wenig von dem, was er, der von faustischem Erkenntnisdrang Erfüllte, erreichen wollte.

Daß man ihn streng verhörte, war selbstverständlich, daß er über sein Verhältnis zum Christentum und zum Papsttum Rede stehen mußte, war ebenso klar. Aber das alles, so hart es ihn traf, nicht männlich und stark seine Meinung bekennen zu dürfen, war nur der Anfang einer endlosen Kette von Verdächtigungen, Verfolgungen und Bedrohungen. Denn dieses Land wehrte sich mit Schwert und Galgen gegen jeden fremden Einblick. Aber Engelbert Kaempfer war nicht der Mann, der willig auf das verzichtete, was er sich als Lebensziel gesteckt hatte. Er war in Japan und wollte von diesem Land, von seinen Menschen und seinen Sitten, von seiner Religion und seinem Glauben, seiner Geschichte und seiner Kultur so viel erfahren, als er nur vermochte. Das war schwer, das war nach der Meinung seiner Gefährten unmöglich. Aber Unmögliches gab es für diesen männlichen, kühnen, beharrlichen und entschlossenen Mann nicht.

Kaum waren die Holländer angekommen, da mußten sie Zeuge von scheußlichen Hinrichtungen sein, sie mußten sehen, wie aufgereizte Volksmassen ihre Niederlassungen zu zerstören drohten. Ja, der Tod schien ihnen allen sicher. Kaum war Ruhe über ihn gekommen, da begann er seine Pergamentrollen mit Niederschriften, Aufzeichnungen und Zeichnungen zu füllen. Werden diese Pergamente gefunden, dann ist sein Tod gewiß. Aber das schreckt ihn nicht, er sitzt des Tags und des Nachts und schreibt und malt, er redet mit Mino, der ihm als Diener zugewiesen ist, aber wie er selbst ein Arzt ist, er lockt aus ihm die Geheimnisse Japans heraus. Was er aus seinem Munde erfährt, ist groß und viel, ihm

aber genügt es noch nicht. Er will mehr, er will alles wissen. Er wird noch viel erleben, viel erleiden. Er wird das Leben in Japan kennenlernen, er wird sehen, wie der Japaner kämpft, wie er sich zu opfern bereit ist, er wird erfahren, wie er stirbt. Er wird sein Lieben und sein Hassen kennenlernen, er wird erkennen, wie seine ganze Lebens- und Sterbenskraft, seine Bereitschaft zu Opfer und Hingabe dem Ahnenkult entspringt. Er wird ihre Märchen und ihre Heldensagen, ihren Mythen und Legenden kennenlernen und sogar unmittelbar erleben.

Aber all das, was ihm Lebens- und Wissenseigentum wird, muß er in härtestem Ringen erkämpfen. Immer wieder ist er vom Tode bedroht, so besonders in dem Augenblick, da er für ein kostbares Manuskript, das von der Geschichte Japans kündet, einem japanischen Freunde eine Gegengabe machen will. Noch niemals haben die Japaner einen Menschenkörper geöffnet. Wer es wagte, wäre dem Tode verfallen. Und doch sind auch sie von dem Drange erfüllt, zu erkennen und zu wissen. Da rudert Engelbert Kaempfer mit einigen wenigen Vertrauten und einem toten Menschenleib in finstrer Nacht durch die Bucht auf ein Schiff. Hier öffnet Kaempfer den Leichnam und weist den Japanern die Organe des Menschen. Sie stehen stumm und ergriffen. Aber werden sie alle zurückkehren können, ohne von Häschern und Wächtern entdeckt zu werden? Der Freund Tonoma wird gefangen und in den Kerker geworfen. Durch Folterungen wird man aus ihm herausbringen, was er in jener Nacht auf dem Schiffe getan und wer seine Genossen bei der verbotenen Handlung waren. Gelingt es nicht, Tonoma zu befreien, so sind sie alle verloren. Durch das Opfer eines schönen jungen Mädchens, der Freundin und Geliebten Minos, wird Tonoma und damit auch Kaempfer gerettet.

Endlos scheinen die Abenteuer, die der mutige Forscher zu bestehen hat, aber je mehr Not, Tod und Verzweiflung ihn bedrohen, um so mehr wächst der Vorrat an Pergamenten, die er beschrieben und sorgsam unter Matten und in Truhen versteckt hat. Sie sind sein Trost und sein Glück. Er weiß es und hat es bei den Japanern wieder erlebt: nichts Großes wird ohne Opfer errungen! Das Leben besteht allein durch das Opfer.

Endlich aber kommt das große Erlebnis Engelbert Kaempfers, die Hofreise der Holländer über Mihako nach Edo, dem Sitz der höchsten Herrscher und des ritterlichen Adels. Auch auf dieser Reise durch das japanische Land umwittern ihn und seine Genossen Gefahren aller Art. Noch immer trachten ihre Feinde nach ihrem Leben und ihrer Freiheit. Was aber wollen diese Gefahren bedeuten, da sich vor dem deutschen Medicus und Magister das „unterhimmlische Reich" in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit erschließt, da er erfährt, was diese Nation zu einem Körper zusammenschließt, in dem wohl auch einzelne Gruppen einander bekämpfen, der aber nach außen hin in mächtiger Geschlossenheit erscheint, in dem sich keine Risse und keine Fugen befinden, durch die Fremdes eindringen könnte. Jetzt tut sich ihm die zweifache Seele dieses Reiches auf:

Mit eins wußte er wieder, daß er nicht nur in einem Reiche des Schwertes lebte, in einem Land der Burgen und Kastelle; in diesem Abseits fand er die Spuren jenes großen Geistes wieder, dem sein Forschen unter den Völkern des Gangetischen Busens gegolten. „Sammanu Khutama", den „Menschen ohne Affekte", nannten sie ihn dort, und Buddha shaka, den Erleuchteten, hierzulande. Der östliche Mensch ist ein Ruhender, ging es ihm durch den Sinn, als er des Friedens inne wurde, der Blüte und Blatt in sanftem Wehen hielt. Der Mensch des Westens bedarf der Tat, um seine Kraft zu entbinden, der des Ostens bedarf der Versenkung — Sasen. Er sinkt ein in den Teil seines Wesens, der ihn mit dem All verbindet und taucht aus dieser Vereinigung als aus seiner Wiedergeburt empor. Doch dieweil in Indien Sasen die Menschen zur Abkehr von Welt und Willen leitet, machte es die Söhne Nippons bereit für den Kampf mit den Gewalten dieser Erde. Das wies das Kiai der Zenbuddhisten, das alle Kräfte mit dem Jenseitigen verschmolz und Sasen selbst für die Kunst des Fechtens forderte, damit des Atems Herrschaft eines Ritters Leib zur Festung mache.

Nun erlebt er auch unmittelbar das Geheimnis des Mikado:

Der Mikado ist die Pforte des Himmels, der Mittler zwischen der himmlischen und irdischen Welt.

Er stammt von der Sonnengöttin Amaterasu-o-mi-kami, die als himmelstrahlender großer Geist aus dem Rund der Götter Izanami und Izanagi entsprossen. Izanami und Izanagi aber gehörten als letztes Paar zu der himmlischen Götter sieben Geschlechter, Mikoto genannt.

Der Mikado-Teno verkörpert die Herrschaft des Himmels über Tenka, das unterhimmlische Reich. Durch ihn ist in der großen Stufenfolge von Göt-

tern, Geistern und Menschen jeder Gläubige dem Himmel verbunden. Das unterhimmlische Reich ist ewig. Ewig und göttlich ist auch der Mikado als der Urvater aller Japaner. Sein heiliger Thron wurde errichtet, als Himmel und Erde sich trennten. Er ist der Herrscher der Welt, denn Nippon ist das einzige unter dem Himmel gelegene ausschließliche Reich.

Kraft seiner göttlichen Herrschaft verkündet der Mikado dem Volk unter dem Himmel den großen Befehl zum Opfer für die Ewigkeit des Reiches. Er fordert die Zeugung von Söhnen für den Bestand des Reiches und für die Geister der Abgeschiedenen, die der Liebe ihrer Nachfahren bedürfen. Er fordert die Hingabe von Leib und Leben für das Vermächtnis der Ahnen.

Mit Wehmut denkt er hinüber nach Westen in seine Heimat. Dort ist ein Volk zerrissen in viele Staaten; zerquält von inneren Wirren leben die Stämme nebeneinander her. Wann wird, so fragt er, das deutsche Volk eine Nation werden wie die, die er eben entdeckt? Beide Nationen vergleichend, begreift er:

. . . daß hier ein Reich aus dem religiösen Urgrund hervorgewachsen war, ein Staat so voller Einheit und Kraft, wie er wohl einzig dastand in der Welt. Ein Staat, der Männer hervorbrachte, denen Kühnheit, Standhaftigkeit, Verachtung des Todes und Bereitschaft zum Opfer höchste Verpflichtung nach dem Gebot der Kami war. Ein Staat, der eine Gemeinschaft umschloß, in der der Glaube an die Gottheit des Mikado und damit an die Ewigkeit des Vaterlandes den höchsten Würdenträger mit dem Geringsten seines Volkes einte.

Aber —

. . . dieser von christlicher Glaubenskraft Erfüllte würde sich nie dazu verstanden haben, die Wahrheit des japanischen Gottkaisertums als eine Wahrheit schlechthin nach Europa zu bringen. Doch wuchs ihm, der sein Vaterland liebte, fortan eine Sehnsucht im Herzen, wenn er die Einheit Japans sah. Und von diesem Geist der opferbereiten Brüderlichkeit nach deutschem Land zu tragen, was er an Einsicht zu tragen vermochte, das bot sich ihm dringlich als Aufgabe an.

Doch er konnte nicht ins Grübeln verfallen. Denn immer neue Eindrücke, immer neue Erlebnisse rissen ihn fort. Er nimmt an prunkvollen Empfängen teil, er wird nach den ärztlichen Künsten Europas gefragt, nach einem Tranke, der ewiges Leben gewährt und den Tod bannt. Den hohen und höchsten Würdenträgern steht er ruhig Rede und Antwort. Immer neue Gesichte tauchen vor ihm auf, immer neu offenbart sich ihm das Wunder des Landes. Aber er sieht und erkennt nicht nur die Dinge, sondern er erlebt unmittelbar Geheimnis und Gewalt der Seele Japans. Dieser Seele, die Härte und Ritterlichkeit, Kampf und Opferwille mit der Empfänglichkeit für die seltenste Zartheit und Schönheit zu vereinen weiß. Er erfährt, wie Männer für den Glauben sterben können, den er also deutet:

Sie nennen es Tenka, das Ausschließliche, einzig unter dem Himmel erstandene, das unterhimmlische Reich. Sie halten dafür, leibliche Nachfahren Amaterasu-o-mi-kamis, des himmelstrahlenden großen Geistes zu sein, der dem Mikado als ihrem Stammvater das Reich zu Lehen gegeben. Item, göttlicher Kindschaft, glauben sie sich durch sonderliche Pflichten dem Himmel verbunden und zeugen, wie es im Nihongi heißt, ‚pietätvolle Söhne, folgsame Enkel, gerechte Gatten und treue Ehefrauen‘.

Und so streben sie, Leib und Geist wie einen unbehauchten Spiegel rein zu halten, über ihre Ehre zu wachen wie ein Hüter vor dem Heiligtum, lieben das von der himmlischen Ahne verliehene Land, da in der Schönheit seiner Natur, in seinen Bergen, Bäumen und Flüssen, in seinen Blumen vor allem ihnen die Gottheit verborgen naht. Dieser Bund zwischen Himmel und Erde schuf die Seele Japans. In Urzeiten schon entfaltete sie sich und blieb durch Jahrtausende lauter und ohne Falsch. Und ob sie sich auch später an der erleuchteten Weisheit eines Buddha und Konfuzius, Menzius und Laotse bereicherte, so wandelte sie doch das, was ihr von außen zukam, zu einem weseneigenen Element und erhielt das Vätererbe ungekränkt.

Und jetzt — merke es wohl, Cornelius —, jetzt wirst du begreifen, daß ihr Haß gegen alles nicht aus dem gleichen Geist Empfangene nur das Widerspiel einer großen Liebe ist.

So steht dieser große Deutsche, der eine weltoffene Seele besaß, heute wieder lebendig vor uns. Wir erleben und entdecken mit ihm das alte Reich, das uns in einer Fülle von Gestalten, in einer lebendigen Handlung lebensnah entgegentritt. Wir sind erfüllt von dem Zauber der Landschaft und der Feste, die mit gleicher Sprachgewalt geschildert sind, wie die blutigen Kämpfe und Überfälle und die grausamen Hinrichtungen. Wir erfahren Geheimnis und Gewalt der alten Glaubenslehre, durch die dieses Volk zur Nation wurde, die Jahrhunderte überdauerte und einer Zukunft entgegengeht, in der sich wiederum der alte Glaube bewähren wird. So ist dieses Buch vom alten Japan und von einem vergessenen Deutschen ein sehr heutiges geworden.



Bildnis Marias von Clouet

Verhängnis eines Königshauses

Eva Scott: Die Stuarts

von Matthäus Gerster

Vor 450 Jahren, am 8. Februar 1587 wurde Maria Stuart hingerichtet. Durch die magische Kraft der Dichtung aber ist sie in ewiger Jugend und Schönheit auferstanden.

Kein Herrschergeschlecht wurde jemals vom Unglück hartnäckiger verfolgt und von Schicksalsschlägen schwerer getroffen als die Stuarts. Nicht etwa als ob sie besonders unfähig gewesen wären! Viele besaßen glänzende Fähigkeiten, staatsmännische, künstlerische wie menschliche. Einige zeichneten sich durch körperliche Kraft und Schönheit, fast alle durch persönlichen Mut aus. Gewiß, sie wurden viel gehaßt und oft verleumdet. Und doch gab es nie Herrscher, die heißer geliebt, denen treuer gedient und für die größere Opfer gebracht wurden.

Von siebzehn Stuarts, die von 1316 bis 1688 über Schottland und England herrschten, starben nur fünf eines natürlichen Todes. Einer, Jakob III., wurde nach verlorener Schlacht von Aufständischen erschlagen. Sein Sohn, Jakob IV., der sich an die Spitze der Aufrührer gestellt hatte, fiel 1513 mit der Blüte der schottischen Ritterschaft im Kampf gegen England. Zwei Stuarts endeten durch Meuchelmord. Zwei starben auf dem Schafott, zwei an gebrochenem Herzen. Nur acht erreichten das fünfzigste Lebensjahr, und von diesen starb die Hälfte in der Verbannung.

Es war das Unglück der Stuarts, daß sie als Könige immer die gleichen Gegner hatten, einen unbotmäßigen Adel und den ländergierigen englischen Nachbarn, daß sie als Minderjährige zu früh auf den Thron kamen und als Könige zu früh starben. Immer wieder zerrann das Gewonnene. Woran sie scheiterten, war letzten Endes das Aufeinanderprallen sittlicher und geistiger Kräfte in jenen Zeiten religiösen Umbruchs. Die schottische Reformation, die Predigerkirche unter Knox zerstörte das Werk der ersten Stuarts; der englische Puritanismus vernichtete ihre Nachkommen.

Schon unter Jakob V., dem „Volkskönig", wuchsen die politischen Schwierigkeiten mit dem englischen Nachbarn. Seine Mutter, Margarete Tudor, war die Schwester Heinrich VIII., der immer wieder versuchte, den unmündigen Neffen in seine Gewalt zu bekommen. Aber der schottische Adel wachte eifersüchtig darüber, daß der junge König die Grenze nicht überschritt.

Jakobs Jugend war recht hart. Die Familie der Douglas, die die Regentschaft an sich gerissen hatte, hielt ihn wie einen Gefangenen. Schließlich gelang ihm die Flucht; er trat die Herrschaft an und untersagte jedem, der den Namen Douglas trug, sich dem königlichen Hof



Jakob V. und Maria von Guise (Unbekannter Meister)

mehr als sechs Meilen zu nahen. Jakob hatte geschworen, keinem dieses Geschlechtes zu verzeihen. Als sechs Jahre nach der Ächtung Archibald Douglas, der einzige, mit dem er freundschaftlich gestanden hatte, dem König im Park von Stirling in den Weg zu treten und um Gnade zu bitten wagte, da ritt er stumm weiter und ließ den alten Mann im schweren Panzerhemd mit dem Pferde Schritt halten, bis der Douglas am Schloßtor erschöpft zu Boden sank. Aber er sprach nicht das königliche Wort der Gnade, das ihm der Dichter der Ballade in den Mund legt. Jakob schuf Ordnung und Gesetzmäßigkeit in Schottland. Zwar grollte ihm der Adel. Allein das Volk liebte ihn und die Geistlichkeit stützte seine Pläne einer starken Königsgewalt. Doch der König sah sich vor die Entscheidung gestellt, zwischen der alten Kirche und der neuen Lehre, zwischen Frankreich und dem Katholizismus und England und der Reformation zu wählen. Da England für Jakob gleichbedeutend mit den gehaßten Douglas war, wandte er sich Frankreich zu und entschied sich damit für eine verlorene Sache. Durch seine Heirat mit Maria von Lothringen, um die sich auch sein Onkel Heinrich VIII. beworben hatte, trat er den Herzögen von Guise, „den Kämpen der ultrakatholischen Sache in Europa näher, schmiedete damit ein neues Glied in der verhängnisvollen Schicksalskette und stürzte die unselige Tochter dieser Ehe — Maria — ins Unglück". Dazu kam, daß er 1539 auch gegen die Anhänger der neuen Lehre eine schärfere Tonart anschlug. Heinrich VIII., der der Befreiung Schottlands mit wachsendem Mißtrauen zugesehen hatte, schürte heimlich an der Grenze. Es kam zu Überfällen, Kämpfen, Plünderungen, schließlich zur Schlacht, in der Jakobs schlecht geführtes Heer unterlag. Aus Gram darüber starb der König „an gebrochenem Herzen".

Seine Tochter Maria trat ein gefährliches Erbe an. Über wenige Frauen ist so viel geschrieben, um wenige so heftig gestritten worden wie um sie. Noch heute ist ihr Zauber wirksam und weckt die leidenschaftlichsten Meinungsverschiedenheiten. Maria war ungewöhnlich begabt. Schönheit und Mut hoben sie über ihresgleichen empor. Sie war fähig zu Großem, im Guten wie im Bösen; das wurde ihr Verhängnis.

Geboren an einer Wende und in schweren Zeiten, aufgewachsen in einem fremden Lande, erzogen in einem Glauben, der dem ihrer mächtigsten Untertanen verhaßt war, stand sie mit neunzehn Jahren als Witwe da und mußte ihren Kampf allein und hilflos ausfechten. Sie wandte sich um Beistand an ihren falschen, eigennützigen Adel und begegnete Verrat. Sie erhoffte sich Hilfe von fremden Mächten und wurde der Spielball Europas. Sie suchte nach einem Gebieter, dem sie sich selbst und ihre Sache übergeben könnte und fand ihn zu ihrem eigenen Verderben. Schließlich unterwarf sie sich der Großmut einer kaltherzigen königlichen Rivalin und kam nach langer Gefangenschaft aufs Schafott und den Block.

Marias Leben war, die frohen Jugendtage in Frankreich ausgenommen, ein einziger Leidensweg. Politische Heiratspläne nach dem Tod ihres ersten Gemahls, Franz II., König von Frankreich, zerschlugen sich. Schottland stand unter der Herrschaft der protestantischen Prediger, die die katholische Königin haßten. Als

Maria nach Schottland kam, gewannen ihre Schönheit, Jugend und Wohlgestalt, ihre freundliche Art und ihr gefälliges Lächeln sofort das wankelmütige Volk. Der schottische Adel aber war unwissend, bar jeder Loyalität gegen die Krone, bar jeder Ritterlichkeit gegen die königliche Frau. Vierfach waren die Probleme, die sie lösen sollte: Befestigung ihrer Autorität, Befreiung ihrer Kirche von der Unterdrükkung durch die Prédigerpartei, Rechtfertigung ihrer Ansprüche auf die Krone Englands, Abschluß einer zweiten Heirat. Wohl gelang es ihr, für sich und ihre Diener freie Religionsausübung durchzusetzen. Wohl demütigte sie widerspenstige Adelsgeschlechter. Die plumpen Schimpfereien ihrer geistlichen Gegner versagten beim Volk, das ihr fröhlich zurief: „Gott segne das süße Gesicht!" Auch die Verhandlungen mit England ließen sich günstig an. Aber ein Heiratsprojekt mit dem spanischen Infanten Don Carlos erregte Elisabeth von Englands Mißtrauen. Marias Heirat mit ihrem selbstsüchtigen und starrköpfigen Vetter, dem neunzehnjährigen Darnley, wurde ihr zum Verderben. Elisabeth tobte wie eine Rasende. Marias eigener unehelicher Bruder empörte sich gegen die Schwester. Doch sie schlug den Aufstand nieder, und das Glück lächelte ihr aufs neue.



Maria Stuart als Königin von Frankreich (Clouet-Schule)

Durch die Torheit ihres eifersüchtigen Gatten sowie durch ihr eigenes unkluges Vertrauen auf einen Fremden wurde alles vernichtet. Maria hatte die Unfähigkeit Darnleys bald erkannt. Er ergab sich dem Trunk und behandelte seine Gattin roh. Da machte Maria den Italiener David Riccio zu ihrem Ratgeber. Alle Staatsgeschäfte gingen durch seine Hände; bald hieß es auch, die Königin sei seine Geliebte. Der Adel entrüstete sich über die Macht des Fremden. Die Prediger fürchteten für ihre Kirche. Darnley wollte die Krone für sich. Der Vorwand, daß er seine persönliche Ehre retten wolle, gab der Verschwörung, die von Elisabeth und ihren Ministern gebilligt wurde, den Schein des Rechts. Vor den Augen Marias wurde Riccio von Darnley und den Verschworenen getötet. Als die Königin aus ihrer Ohnmacht erwachte, sagte sie: „Keine Tränen mehr! Ich werde jetzt an Vergeltung denken. Dies Blut wird einigen von euch teuer zu stehen kommen." Bothwell wurde zum Werkzeug ihrer Rache



Karl I.
(A. van Dyck)

auserlesen. Er sprengte Darnley in die Luft. Ob Maria mitschuldig war, ist eine Streitfrage. Die berüchtigten „Kassettenbriefe", die ihre Schuld beweisen sollten und im Prozeß Elisabeths gegen Maria eine große Rolle spielten, sind von den meisten Historikern als Fälschung erklärt worden. Marias Heirat mit Bothwell, der die Komödie einer Entführung vorausging, brachte die Lords von neuem gegen sie auf. Sie mußte zugunsten ihres Sohnes abdanken, wurde als Gefangene gehalten, entfloh und mußte südwärts fliehen, nach England, das sie zu ihrem Verderben am 16. Mai 1568 betrat. Fast achtzehn Jahre schmachtete sie in der Gefangenschaft ihrer „königlichen Schwester". Am 8. Februar 1587 fiel ihr Haupt unterm Beil des Henkers.

Wenn Maria Stuart eine große Sünderin war, so auch eine große Dulderin, und die außerordentliche Unbilligkeit ihrer Behandlung gibt ihr Anspruch auf die Sympathien der Nachwelt. Ihre vornehme Natur wurde grausam vernichtet, ihr offener, großmütiger Charakter zur Rachsucht verführt, aber gegen das Ende zu strahlten gewisse vortreffliche Charaktereigenschaften in fleckenlosem Glanz. Nur ein einziges Mal, nur eine Stunde lang, verließ sie ihr tapferer Mut: niemals versiegte ihre Dankbarkeit und Güte gegen die, welche ihr dienten.

Marias Sohn Jakob VI. teilte das Schicksal seiner Vorgänger. Der Adel, die Prediger, England waren gegen ihn. Als Kind von 15 Jahren lernte er sich beugen und verstellen. Er gab sich freundlich und wurde undurchschaubar. In Sprachen, Wissenschaften und Staatsangelegenheiten war er bald besser bewandert als alle seine Untertanen. Doch blieb er immer ungeduldig, unstet, liebte Pferde, Jagd, Reisen und überließ die Geschäfte Günstlingen. Daß er seine Mutter im Stich ließ, als das Henkerbeil über ihrem Haupte schwebte, gereicht ihm als Sohn zur Schande. Kämpfe mit der Predigerkirche, Verschwörungen und Aufstände des Adels, Gefangennahme und Flucht des Königs wechselten mit Triumphen über alle Gegner. Als Elisabeth von England 1603 starb, wurde er „König von England, Schottland, Frankreich und Irland". Zwei Dinge, meinte Jakob, bringe er als Geschenke mit: die Vereinigung von England mit Schottland, den Frieden mit Spanien. Allein beides war den Engländern unerwünscht. Vor allem begehrte das Volk Fortsetzung der Elisabethanischen Außenpolitik: Feindschaft gegen Spanien und Teilnahme an den Religionskämpfen auf dem Festland. Beides wollte Jakob nicht. Er wollte religiöse Toleranz in seinem Reiche üben, die Konfessionen versöhnen und den unter Heinrich VIII. und Elisabeth verfolgten Katholiken Religionsfreiheit gewähren. Alles mißlang ihm. Die Gegensätze wurden nur noch schroffer. Ebenso unglücklich waren die Verhandlungen mit dem Parlament, das seine Zustimmung zur Vereinigung Englands und Schottlands verweigerte, den König mit Geld stets knapp hielt und auch

in seine königlichen Rechte eingriff. Als er am 27. März 1625 starb, wußte er, daß er seinem Sohn ein schweres Erbe hinterließ.

Wie um die unglückliche Maria tobt auch um Karl I. ein heftiger Streit der Meinungen. Der Gegensatz zwischen anglikanischer Hochkirche und Puritanern hatte sich schon unter Jakobs Regierung verschärft. Karl verband sich mit der Partei der Hofkirche. Das Ansehen der anglikanischen Kirche war ihm heiliger als das Ansehen des Staates. Der König stützte daher die Bischöfe und diese verherrlichten die königliche Autorität. Aber im Unterhaus hatten die Puritaner Majorität und Macht. Religion, innere Verwaltung und Außenpolitik bildeten bald wie unter dem alten, so unter dem neuen König die Zankäpfel zwischen Thron und Parlament. 1633 besuchte der König sein Geburtsland. In Edinburg ließ er sich nach anglikanischem Brauch krönen. Das beunruhigte die fanatischen Puritaner. Dann erhöhte er Bischöfe zu weltlichem Rang und Würden, was nicht nur die presbyterianischen Gemüter, sondern auch den Adel empörte. Als er nun gar der schottischen Kirche eine neue Liturgie aufzwingen und das in London herausgegebene und bei den Schotten verhaßte „Common Prayer-Book" einführen wollte, kam es zu Aufständen und jenem berühmten schottischen Bunde von 1638, der Leute aller Stände zur Verteidigung der presbyterianischen „Kirk" einte. Karl sah sich 1640 gezwungen, das Parlament, das 11 Jahre lang aufgelöst war, einzuberufen. Da zielten die Commons nicht mehr auf eine Reform, sondern auf eine Revolution. An Stelle der Monarchie wollten sie eine Oligarchie, an Stelle der bischöflichen Kirchenverfassung eine presbyterianische setzen. Karl, vom Gefühl des Gottesgnadentums erfüllt, konnte diese Forderungen nicht erfüllen.

Er verteidigte Krone, Kirche und Recht gegen Anarchie und Auflösung, geistige Freiheit gegen Unterdrückung. „Es handelt sich nicht nur um mich", sagte er zu seinen Richtern. „Es handelt sich um die Freiheit des englischen Volkes. Und ihr mögt behaupten was ihr wollt, ich verteidige in erster Linie ihre Freiheiten. Denn wenn eine Gewalt ohne Ordnung Gesetze machen darf und das fundamentale Recht des Königtums untergräbt, so weiß ich nicht, welcher Untertan in England seines Lebens oder seines Eigentums sicher sein kann."

So mußte er 1649 das Schafott besteigen.

Im Gegensatz zu Karl I. war sein Sohn, Karl II., ohne des Vaters Idealismus, Frömmigkeit und Gefühlstiefe; er besaß dafür aber, was jenem gänzlich fehlte, Witz, Humor und jene frohe Lebensart, die ihm die Herzen gewann. Die Jahre seiner Verbannung brachten ihm viele Demütigungen. 1661 rief ihn das englische Volk zurück. Eine Woge leidenschaftlicher Loyalität überflutete die drei Reiche. Glatt und eben lag der Weg vor Karl. Und doch ging es ihm nicht besser als seinem Vater und Großvater. Wieder waren es dieselben Fragen, die ihn mit dem Parlament entzweiten. Aber er verstand nicht nur die Kunst des Wartens, sondern auch die der Intrige. Er zwang das Parlament auf die Knie, brach die gefährliche Macht der Whigs, zerschmetterte in Schottland die Predigerpartei und wurde trotz aller Kämpfe von seinem Volke geliebt. Die Gabe, sich mit jedermann unterhalten zu können, gewann ihm mehr Herzen als eine bessere Regierung. Er wäre zweifellos ein hervorragender Fürst geworden, hätte er sich weniger den Frauen gewidmet und seinen katholisch gewordenen Bruder Jakob, der ihm in der Regierung folgte, nicht fast abgöttisch geliebt. Auf dem Totenbett kehrte auch er in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurück.

Während der Jahre der Verbannung hatte sich Jakob in Frankreich als ebenso tapferer wie begabter Soldat erwiesen. Sein Übertritt zur Römischen Kirche wurde ihm in England leidenschaftlich verübelt. Dennoch hätte er die Krone ohne Schwierigkeiten tragen können, wenn er zur anglikanischen Kirche zurückgekehrt wäre, seinen Katholizismus nicht so offen gezeigt und die Verfolgung seiner Glaubensbrüder geduldet hätte. Gewissen und Ehre verboten ihm dies. Dazu kam eine Schwerfälligkeit des Geistes, die ein Zeitgenosse treffend charakterisierte: „Der König (Karl) konnte Dinge einsehen, wenn er wollte, der Herzog (Jakob) sah sie ein, wenn er konnte." Der Anfang seiner Regierung ließ sich gut an. Als er aber die religiöse Duldung der Katholiken erzwingen wollte und Katholiken zum Staatsdienst zuließ, wurde er durch eine Verschwörung gestürzt und Wilhelm von Oranien ins Land gerufen. Jakob floh nach Frankreich, wo er am 16. September 1701 starb. Er war der letzte Stuart auf dem Thron.

Die Kirche und der König

Rudolf Wahl: Canossa

Von Otto Heuschele

Schon zu seinen Lebzeiten wurde Kaiser Heinrich IV. sehr verschieden beurteilt. Da er von Natur eine problematische und widerspruchsvolle Persönlichkeit war, zog er mancherlei Schuld auf sich, und so wurde sein Bild von den verschiedenen Parteien sehr verschieden der Nachwelt überliefert.

Kaiser Heinrich IV. war es aufgetragen, die Geschicke des Reiches in einer unruhvollen und wirrfäligen Wendezeit zu lenken; dies hat er nach bestem Willen und unter Aufbietung all seiner Kräfte getan.

Als sein Vater im Jahre 1056 starb, war er ein sechsjähriges Kind. Seine Mutter Agnes übernahm für ihn die Regentschaft, während bereits jener unglückselige Kampf begann, der fast das ganze Leben dieses Fürsten ausfüllen sollte. Die Politik seiner Mutter, die sich auf die Ministerialen, das sind die niederen Lehensträger, stützte, rief den Zorn der Fürsten und insbesondere der Bischöfe hervor. Sie fürchteten, eine weitere Fortführung dieser Politik mache das Königtum allmählich von ihnen unabhängig. So brachte Bischof Anno von Köln im Jahre 1062 den jungen König in seine Gewalt, indem er ihn in Kaiserswerth am Rhein auf sein Schiff einlud und entführte. Von nun an übernahm er die Erziehung des Fürsten, während Erzbischof Adalbert von Bremen die Leitung des Reiches bestimmte.

Adalbert bewog den König nach Erlangung seiner Mündigkeit, seine Residenz in Goslar aufzuschlagen. Das war im Jahre 1065. Im Jahre 1066 aber brach der große Slawenaufstand aus, der der Herrschaft der Sachsen über die ostelbischen Gebiete ein Ende machte. Bald danach erhoben sich die Sachsen selbst gegen Heinrich und zwangen ihn 1074 zu dem demütigenden Frieden von Gerstungen, in dem Heinrich in die Zerstörung der kaiserlichen Zwingburgen einwilligen mußte. Doch schon im nächsten Jahre gelang es Heinrich, die Sachsen bei Hohenburg an der Unstrut entscheidend zu schlagen. Damit gewann der nun 25jährige König die unumschränkte Gewalt über das Reich zurück. Abermals nahm er in Sachsen Residenz; der Laienadel war besiegt, das Recht, die Bistümer zu besetzen, war wiedererlangt. So entschlossen und tatkräftig ging Heinrich zu Werke, wenn es galt, seine Rechte und die Ehre des Reiches zu sichern.

Eben in diesem Augenblick traf den König und mit ihm das Reich ein ebenso harter wie unerwarteter Schlag. In Rom war 1073 Heinrichs IV. leidenschaftlichster und gefährlichster Gegner, Kardinal Hildebrand, der Grobschmiedsohn aus Soana, unter dem Namen Gregor VII. Papst geworden. Nun rüstete sich in Rom „der größte Revolutionär der Weltgeschichte mit aller Systematik eines in jahrelanger Erfahrung spiegelglatt geschliffenen Intellekts zum Endkampf mit diesem lärmenden Jüngling um die Herrschaft über die Welt".

Eine der größten Auseinandersetzungen in der zweitausendjährigen Geschichte des Reiches und der Kirche begann. Schon während der Zeit, da Heinrichs Mutter die Regentschaft führte und die inneren Wirren das Reich beunruhigten, war in Rom unter Führung des Kardinals Hildebrand ein entscheidender Schlag gegen das Reich vorbereitet und geführt worden. 1059 wurde das auf der Synode von Sutri 1046 dem Kaiser zugestandene Recht, bei jeder Papstwahl seine Stimme zuerst und entscheidend abzugeben, aufgehoben. Die Papstwahl wurde dem Kardinalskollegium übertragen. Damit war der Einfluß der Laien und vor allem der des Kaisers auf die Papstwahl so gut wie aufgehoben. Zugleich wurden die Normannen vom Papst mit Unteritalien und Sizilien belehnt und damit vom Papsttum abhängig gemacht.

Gleichzeitig aber geschah noch ein drittes: die kirchliche Reformbewegung, die vom Benediktinerkloster Cluny ausging und an deren Spitze

sich Hildebrand setzte, indem er das Proletariat von Mailand wider die Geistlichen, die sich der Reformbewegung entgegenstellten, aufwiegelte, gewann immer mehr Boden; und als Hildebrand im Juni 1073 Papst wurde, betrieb er die Sache der Reformpartei mit der ihm eigenen Energie und Entschlossenheit. Auf einer 1074 zu Rom stattfindenden Synode wurde die Simonie, d. h. der Erwerb kirchlicher Ämter gegen Geldleistungen, verboten und das Zölibat, d. h. die Ehelosigkeit aller Priester, zum Gesetz erhoben. Eine zweite Synode im folgenden Jahr verbot die Laieninvestitur. Hinfort sollte niemand mehr als Bischof oder Abt betrachtet werden, der sein Bistum oder seine Abtei aus der Hand eines Laien empfangen hatte. Dadurch aber verlor der Kaiser bzw. der König das Recht, Äbte und Bischöfe zu ernennen; indirekt ging ihm damit eine der wesentlichsten Grundlagen seiner Herrschaft verloren.

Der Kampf zweier entschlossener und leidenschaftlicher Persönlichkeiten um die Macht war unvermeidlich geworden. Heinrich IV. war nicht gewillt, Gregors Entschlüsse anzuerkennen, und berief eine Synode nach Worms ein, auf der im Januar 1076 der Papst abgesetzt wurde. Gregor VII. seinerseits bannte Heinrich IV. und löste alle Untertanen und Lehensträger von ihrem Eid, wohl wissend, daß ein großer Teil von ihnen nur auf eine solche Gelegenheit gewartet hatte, um sich gegen den König, der vielen verhaßt war, zu erheben.

Die Lage Heinrichs IV. und damit des Reiches schien verzweifelt. Aber rasch entschlossen eilte er nach Italien, erschien vor dem Schlosse Canossa, wo Gregor VII. weilte und bat vom 25. bis zum 27. Januar als Büßender den Papst um Lösung vom Banne, was auch am 28. Januar 1077 geschah. Widerstreitend sind die Auffassungen über den politischen Sinn dieses demütigenden Schrittes. Unerträglich will uns der Gedanke erscheinen, daß ein deutscher König als zerknirschter Büßer unter demütigenden Umständen vor dem Papst erscheint, und der Gang nach Canossa steht immer als ein Sinnbild der Schwäche und des Tiefstandes deutscher Reichspolitik vor uns. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die entschlossene Handlung Heinrichs IV. anderseits ein genialer politischer Schachzug war. Hielten die deutschen Fürsten an dem von ihnen im März 1077 gewählten Gegenkönig Rudolf von Schwaben fest, so waren sie, nachdem Gregor VII. den König vom Banne gelöst und damit die Eidesverpflichtung der Lehensträger wiederhergestellt hatte, offene Empörer.

Es kam zu einem blutigen und langwierigen Kriege, in dem der König vor allem durch die Städte und das städtische Bürgertum unterstützt wurde. Zum ersten Male in der deutschen Geschichte trat das deutsche Bürgertum als politische Macht in Erscheinung. Im Jahre 1079 verlieh Heinrich Schwaben an Friedrich den Hohenstaufen, der die Tochter des Königs, Agnes, heiratete und so der Begründer der staufischen Hausmacht wurde.

Indessen hatte sich aber Gregor VII., wie das nicht anders zu erwarten war, für den Gegenkönig Rudolf von Schwaben erklärt; als Antwort darauf wählte Heinrich 1080 den Erzbischof Wibert von Ravenna zum Gegenpapst unter dem Namen Clemens III. Nachdem Rudolf von Schwaben in der für ihn siegreichen Schlacht bei Hohenmölzen gefallen war, zog Heinrich IV. abermals nach Rom, diesmal nicht als Büßer und als demütig Flehender, sondern entschlossen, Gregor VII. zu beseitigen und sich zum Kaiser krönen zu lassen. Er eroberte 1084 auch einen Teil Roms, wurde von Clemens III. zum Kaiser gekrönt und belagerte Gregor VII. in der Engelsburg. Diesem aber kamen die Normannen unter Robert Guiskard zu Hilfe. Sie zerstörten Rom, befreiten Gregor VII., der mit ihnen nach Süden zog, wo er 1085 starb, fest von dem Recht und der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt.

Noch einmal flammte sein Haß gegen den Salier auf; „außer dem sogenannten König Heinrich, dem Erzbischof von Ravenna und allen ihren Getreuen sage ich jeden vom Banne los und segne ihn, der an mich glaubt", rief er dann mit erlöschender Stimme. Endlich flüsterte er noch, gleichsam die Summe seines Kämpferlebens ziehend: „Ich habe die wahre Gerechtigkeit geliebt und die Sünde gehaßt; deswegen sterbe ich nun im Elend."

Die Anhänger Gregors VII. wählten Urban II. zum Papst, worauf Heinrich IV. ein drittes Mal nach Italien zog (1090 bis 1097), um den Papst zu bekriegen; allein nach ersten Erfolgen wurde er 1092 bei Canossa geschlagen. Im folgenden Jahre fiel sein eigener Sohn Konrad von ihm ab und ließ sich von den päpstlich gesinnten Lombarden zum König ausrufen. Dieser Schlag traf den Kaiser hart.

Um Heinrich wurde es still. Die „neue Ordnung", die Gregor der Welt zu geben versprochen hatte, begann sich unter den Händen seines Nachfolgers zu formen. Der deutsche König war ausgeschaltet. Die Augen der Welt hingen an Rom und dem heraufsteigenden Glanz eines Priesterstaates, der über alle Grenzen und Enden die Christenheit unter dem Banner Petri einigte. Von der Kirche verflucht, von den Seinen verlassen, vor den Augen der Welt in den Schmutz gezogen, entschwindet Heinrich IV. sechs Jahre aus dem Zeitgeschehen, das an seiner Stelle nun der Apostelfürst in stürmische Bewegung bringt.

1096 tönt der Ruf: „Gott will es!" durch Europa und leitet die Kreuzzugsbewegung ein, die eine Vollendung von Urbans II. Sieg bedeutet. Gleichzeitig, als die romanischen Völker sich erheben, um ans Heilige Grab zu eilen, gelingt es aber Heinrich, in Deutschland den Frieden des Reiches zu sichern und auszubauen. Mit dem hohen Adel, in dem jetzt ein stärkeres nationales Bewußtsein erwacht, söhnt er sich aus, er lehnt sich wieder an die Bischöfe an und stiftet den Gottesfrieden, der den Bauern und den Kaufmann vor den im langen Bürgerkrieg schrankenlos gewordenen Rittern schützt. Dieser Gottesfriede macht Heinrich IV. beim Volk, vor allem beim Bürgertum, beliebt, wie denn Heinrich überhaupt ein Schutz der Schwachen und Armen war.

Die aus diesen Maßnahmen entspringende Unzufriedenheit der Ritter nützte indessen der zweite Sohn Heinrichs, um sich gegen seinen Vater zu erheben. Durch heimtückischen Betrug ließ er den Vater gefangennehmen und zwang ihn am 31. Dezember 1105 in Ingelheim am Rhein zur Abdankung. Der Kaiser konnte indessen aus der Gefangenschaft entweichen und fand in Lüttich bei der kaiserlich gesinnten Bevölkerung Aufnahme und Schutz. Dort starb er am 7. August 1106.

Das Volk jammerte laut auf den Straßen und wallfahrtete zur bischöflichen Pfalz, des toten Kaisers Antlitz noch einmal zu schauen. Sie küßten seine „gabenreichen Hände" und hielten stumme Totenwacht. Als Bischof Otbert die Bahre bis zur Überführung nach Speyer in den Domkirche beisetzen lassen wollte, kam ein Eilbote des Magdeburger Erzbischofs, der kraft seines Amtes als päpstlicher Legat dem Gebannten ein christliches Begräbnis verweigerte. So brachten sie die Leiche in eine ungeweihte Kapelle, da stand sie, neun Tage, dem Fluch des Himmels preisgegeben. Nur ein unbekannter Mönch, der eben vom Heiligen Grabe gekommen war, harrte Tag und Nacht bei dem Toten aus, Psalmen und fromme Sprüche singend.

Erst fünf Jahre später wurde der Kaiser im Dom zu Speyer beigesetzt; die Fahrt von Lüttich nach Speyer war der größte Triumphzug Heinrichs IV.

Ein Leben der Unruhe und der Unrast fand ein zu frühes Ende. Heinrich IV. war gewiß kein makelloser Herrscher und Mensch gewesen. Rudolf Wahl sagt mit Recht von ihm:

Heinrich IV. ist ganz Gegenwartsmensch ohne Hintergründe, ein Kämpfer, aber kein Führer. Es fehlt ihm alles Gefühl für System und das Spiel von Ursache und Wirkung. Er nimmt die Tatsache hin, aber er gestaltet sie nicht. Im höchsten Grade beeinflußbar, führt ihn doch immer wieder ein unfehlbarer Instinkt für das Richtige aus dem Wirrsal seines unerschöpflichen Ideenreichtums. In solchem Hin und Her wird seine Politik zur Zickzacklinie.

Er war als Mensch voll Widersprüche wie seine Zeit, als Herrscher aber hat er für das Reich gekämpft und die Rechte des Königtums gegen die immer wachsenden Ansprüche der Kirche verteidigt. Er hat die Weltherrschaftsansprüche des Papsttums zurückgewiesen; und wenn sein Sieg kein eindeutiger und klarer war, wenn die Erfolge für ihn keine allgemein sichtbaren sind, so hat sein Wille, seine Zähigkeit, sein Standhalten auch im Ärgsten noch seine Nachfolger instand gesetzt, das zu erreichen, was ihm das Schicksal versagte.

Rudolph Wahl aber hat diesen gewaltigen Macht- und Lebenskampf in groß gesehenen und groß geformten Bildern ergreifend geschildert.



Späte Krone

Vom Werke des Lyrikers Josef Weinheber

Von Karl Hans Bühner

Im reichsdeutschen Gebiet ist Josef Weinheber, der 1892 geborene Österreicher, ungefähr erst seit einem Jahr bekanntgeworden, als er mit dem Mozart-Preis 1935 der Universität München ausgezeichnet wurde — in seiner Heimat selbst schwieg man von ihm fast eineinhalb Jahrzehnte hindurch. Freilich: er ist eine Erscheinung, der man nicht auf herkömmliche Weise begegnet. Schon im Jahre 1920, als mitten im Wirbel des literarischen Expressionismus sein erstes Gedichtbuch herauskam, mißachtete man ihn als Unzeitgemäßen. Und wenn man jetzt seine Gedichte auf eine empfangende, empfindliche Seele wirken läßt, mag man die Beobachtung machen, daß seine Lyrik bereits auf einer Ebene beginnt, die andere zeitlebens nie erreichen.

Was sie so sichtbar über alles Zeitgenössische erhebt, ist ihre geistige, ja ihre philosophische Tiefe und die ungeheure Sprachgewalt. Sie ist zunächst gewiß nicht das, was man mit Volkstümlichkeit bezeichnet; ihr fehlt der dionysische Rausch der rhythmisierten Worte etwa eines Friedrich Nietzsche, ihr geht aber auch Stefan Georges religiöse Feierlichkeit und selbstbewußte Getragenheit ab, und was Wunder: sogar von Hugo von Hofmannsthals müder Resignation ist nichts in ihr zu spüren! Etwas Kerniges ist ihr Grundgehalt. Sie gleicht einer Art von lyrischem Granit, wenn die Verbindung dieser beiden Begriffe hier einmal gleichnisweise erlaubt ist.

In Weinhebers Lyrik wird die deutsche Sprache aus ihrem ästhetischen Schein und Gepränge zu ihrer ursprünglichen Kraft und Stärke erlöst. Eine Zeitlang ist man völlig benommen von ihrem vollen, runden, urkräftigen, metallischen Klang. Die Verse erweisen sich von einer tadellosen Geschliffenheit; ihrem Ton ist das Säuseln unbekannt, ihre Melodie ist veränderlich, und die schöne Gestimmtheit der Sprache taugt für den Ausdruck des Erhabenen. Die Virtuosität der Form, dünkt mich, wird von keinem Dichter der Gegenwart weiter getrieben als von ihm, es sei denn auf Kosten des geistigen, seelischen, metaphorischen Gehalts!

Von den drei bei uns zunächst bekannt gewordenen Gedichtbänden „A d e l u n d U n t e r g a n g", „V e r e i n s a m t e s H e r z" und „W i e n w ö r t l i c h" enthält der erste schon das ganze Programm und alle Formen seiner Lyrik. Ein Teil der Verse des ersten Bandes trägt die Überschrift „Das reine Gedicht" und enthält Gebilde von einer sehr gelösten Beziehung zum Ich, dichterische Bekenntnisse des Glaubens und der Hoffnung, als den beiden selbst über die Liebe hinaus eigentlich positiven Gewalten der Herzen. Tiefe Lust am Wort, reine Freude am Bild und Sinnbild ist ihnen eigen. Die meisten von ihnen tragen traumhafte Züge, ja noch tiefer: erscheinen wie im Schlafe eingegeben. Diesen Eindruck bestätigen viele seiner reinen Gedichte. Und sie erinnern manchmal auch an die Themen und an die geistige Haltung der Gedichte des mittleren Rilke, an den Rilke der „Neuen Gedichte".

Das Präludium des Buches „Adel und Untergang", die „A n t i k e n S t r o p h e n" zeigen Weinheber mit Hölderlins und Nietzsches Hymnik verwandt. Dieser Eingang stellt den

Leser bereits auf eine harte Probe: er wird der Höhe inne, die er beim Aufnehmen der ersten Verse schon erklommen haben müßte, um sich vom Weiterlesen nicht abschrecken zu lassen. Weinheber ist ein schwieriger, aber ein um so dankbarerer Autor, weil er die Mühe, die man mit dem Eindringen in sein inneres Reich, in die Sphäre jener Erscheinungen, wo nur Gipfelschreiten zum Ziele führt, tausendfach durch schwerelose, erlöste Heiterkeit belohnt. Die „Variationen auf eine Hölderlinische Ode" („An die Parzen"), die Verarbeitung einzelner ihrer Phasen in selbständige Gedichte beweisen Weinhebers formale Sicherheit und Beweglichkeit und seine einzigartige Kunst der Wortverbindung. Im Mittelpunkt des Bandes ersteht dann der Wunderbau der „Heroischen Trilogie", die sich an Schopenhauers Aphorismus: „Ein glückliches Leben ist unmöglich, das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf", anschließt. Diese Trilogie ist das Kernstück der Sammlung. Es verrät die heroische Grundhaltung des Dichters. Der Adel ruht in der Vereinsamung des Herzens; aus ihr und seiner Not, die Weinheber selbst erlitt, wächst das Große herauf, wird der „Held, ohne ins Knie zu gehen". Doch in aller Trostlosigkeit der menschlichen Einsamkeit erblüht schon die Ahnung eines neuen Baues der Gemeinschaft; das Leiden am Ich wird für das Du, wird für alle nur fruchtbar, wenn die Einsamkeit keine intellektuelle, sondern eine Einsamkeit des Herzens ist. Nietzsche hatte diesen Weg im Auge, diese Rettung der abendländischen Welt. Aber das Jahrhundert hat seinen Geist vor der Zeit verwölkt und einer späteren Generation die Aufgabe überlassen, aus des Herzens Gläubigkeit das Wunder der Einheit und der Treue zu vollbringen.

Weinheber ist diesen Weg zu Ende gegangen. Er ist einer der unsrigen durch seine heroische Selbstüberwindung, und er kennt das geheimnisvolle Mittel, das Menschen verbindet: das Blut — es ist die gemeinschafts- und schicksalsbildende Macht auf Erden. Er ahnt die dämonischen Abgründe der Seele, er wird ihrer möglichen Aufschwünge und Himmelfahrten ebenso gewahr wie der Schatten, die über die Landschaft der Seele getrieben werden. Aber dem Reich der dunklen Gründe und Verschwiegenheiten steht er gleich nah wie jenem des Lichts und der Verheißung. Nur wer vertrauten Umgang hatte mit den einfachen, bescheidenen, selbstlosen Dingen dieser Welt, mit Tieren, Pflanzen und Bäumen, wer über seine Endlichkeit, Sorgen und Schmerzen Herr ward, wer so über seine Einsamkeiten und Trostlosigkeiten hinauswuchs, wer die Welt richtiger und nachhaltiger durch Schmerz denn durch Freude erlebte, wer sie derart erfuhr und freiwillig-unfreiwillige Muße hatte, sie in ihrer ganzen Weite und Tiefe zu erleben — nur der konnte so ergreifend und würdig dichten wie Josef Weinheber.

Darum begreift man auch, daß er Themen hat, deren Gefügigkeit für die lyrische Behandlung nicht selten bezweifelt wurde! So dichtete er das Schicksal einer hoffnungslosen Liebe in der Form einer „Novelle in Briefen", so schrieb er eine „Ode an die Buchstaben", worin er Selbst- und Mitlaute des Alphabets zu einer dichterischen Lautsymphonie instrumentierte. So sang er, dieser orphische Sänger der Gegenwart, auch die dunkeltönige „Hymne auf die deutsche Sprache!", in der wieder die Kraft des oft und schmählich um seine Bedeutung und Beladenheit mit Irrationalem und Metaphysischem, mit Geschichte und Verwandlung gebrachten Wortes ergreift. Wie wir den hinreißenden Schwung, das füllige Pathos dieser prachtvollen Verse bewundern, nicht wissend, was mehr zu loben sei, ihr Rhythmus oder ihre stolze Melodie! Josef Weinhebers Gedichte sprengen alle formalen Fesseln, sie meiden die bequemen und nicht originalen Vorbilder mit Geschick. Wo er je herkömmliche Metaphern benützt, da sind sie eingebunden ins Eigene, Persönliche, verschmolzen mit dem Neuen. Nur ein wirklicher Dichter vermochte neben der hohen Kunst der Ode und Hymne auch den schwebenden Ton des liedhaften Gedichtes zu finden, nur ein volksverbundener auch die einfache Strophe mit den jedem Menschen zugänglichen, volkstümlichen Bildern der Natur.

Im Vergleich zum Band „Adel und Untergang" und der Auslese „Vereinsamtes Herz" zeigt sich Weinheber in „Wien wörtlich" von einer neuen Seite. Er bestätigt wieder einmal, daß der tragische Mensch auch der vortrefflichste Humorist ist: diese fast saftigen Gedichte sind ein Lob auf seine Vaterstadt, ein

nachsichtiges, verstehendes Lächeln über den Wiener, eine helle Freude über das alte und das moderne Wien. Vom Prater und von Schönbrunn, von der Donau und vom Wiener Wald, vom Beamten und vom kleinen Mann erzählen sie, plaudern sie in dem schönen, nachlässigen Wiener Dialekt, der die Atmosphäre schafft, die zum Genießen dieser Verse nötig ist. Josef Weinheber verließ mit diesen Gedichten den Parnaß seiner großen Gesänge und mischte sich unters Volk; einzelne Szenen davon hat Marie Grengg, die geschätzte österreichische Zeichnerin und Dichterin, liebevoll festgehalten. Sie werden geeignet sein, die Volkstümlichkeit dieses Buches noch weiter zu erhöhen und zu beweisen, daß nur der rechte Mann vonnöten ist, wenn es gilt, erlesene Geistigkeit mit anspruchsvoller Volkstümlichkeit zu verbinden.

Das soeben erschienene Gedichtbuch „Späte Krone" vertieft die gewonnenen Eindrücke, ohne sie zunächst zu erweitern. Den Titel des Buches bestimmte das kleine lyrische Selbstbildnis, das das bescheidene Herz des zu später Anerkennung gekommenen Dichters, den zur Erkenntnis der Hinfälligkeit des Lebens und des Ruhms gelangten, aber auch der Ewigkeit des Werkes fähigen Geist, seinen menschenfreundlichen Sinn verrät. Dieser Dichter hat sein der Kunst gewidmetes Leben ganz in seinen Besitz gebracht. In dem Sonettenkranz „Von der Kunst und vom Künstler" preist Weinheber den Dienst an der Kunst als hart und gefährlich, als Hingabe und selbstloses Opfer. Was tut es, so meint der Dichter, wenn auch einst der Name des Künstlers verschollen ist? Besteht das Werk, so ist auch der namenlose Schöpfer unsterblich.

In der Form des kunstvollen Sonetts, der feierlichen Ode und Hymne, der Elegie wie der volkstümlichen Gestaltungen von Lied und Gedicht, erweist Weinheber mit diesem Werk noch einmal seine Gedankentiefe, seine Sprachkraft, eine Fülle von Musik, Wohllaut, Melodie und Einfällen. Das Buch „Späte Krone" klingt aus in einer poetischen Umschreibung der Eigenschaften der Macht, jener gewaltigen schöpferischen Mutter, welche die großen erhabenen Gedanken zum Kind hat.

Die deutsche Seele wandelt durch die Spiegelungen aller Verse Weinhebers. Wir erkennen uns selbst in ihnen wieder. Ach, daß diese Bücher doch recht vielen Deutschen werden möchten, was sie mir waren und sind: ein hallender, reiner Glockenton über dem Marschtritt eines geeinten Volkes, das auf der Suche nach den Quellen seiner Seele unterwegs ist!

Notturno

von Josef Weinheber

Kiesweg und Mond über'm Baume:
Alles ist leise gesagt.
Alles ist innen im Traume.

Spur um den Mund, die es klagt,
Stirn, die hinauf zu den Sternen
leidet und lodert und fragt.

Ach, aus der Reue zu lernen:
Jegliches ist nur geschenkt,
uns von uns selbst zu entfernen.

Zeit, wo die Kühle sich senkt!
Stund, wo der heimlich Verstörte
bitter den Abschied bedenkt.

Daß doch dein Herz es noch hörte!
Fühl, wie der Nachthimmel ragt,
der uns vor jenem betörte.

Spur um den Mund, die es klagt,
Kiesweg und Mond über'm Baume.
Kerze, verflackernd im Raume:
Alles ist leise gesagt . . .

Aus Weinheber, Späte Krone (Langen/Müller, München)

Die literarische Anekdote

Drei kleine Geschichten um Dichter von Alfred Semerau

Eine Begegnung

Es regnete in Strömen. Im Amtshaus des schwäbischen Städtchens Rottenburg hatte sich eine fröhliche Gesellschaft eingefunden, um den fünfzigsten Geburtstag des Amtmanns Ludwig Berwang zu feiern. Selbst aus der entfernteren Umgebung waren die Freunde gekommen, an dem Feste teilzunehmen.

In der großen Erkerstube des Erdgeschosses hatten sich die Gäste in verschiedenen Gruppen behaglich niedergelassen. Politik, Kinderpflege, philosophische Probleme, Kochrezepte und Moden wurden besprochen. Die Blüten der neuesten Poesie und die Skandalchronik des Städtchens kamen abwechselnd an die Reihe.

Während es nun drin so laut und lustig zuging, waren noch zwei Fremde in den Hausflur getreten. Der eine, den Mantel und Mütze als höheren Offizier kennzeichneten, war ein stattlicher, wohlbeleibter Fünfziger; der andere von kaum mittlerer Größe und höchst unscheinbarem Aussehen. Der aufgestülpte Kragen eines altmodischen Oberrocks verdeckte zur Hälfte sein Gesicht. „Hundewetter das, wahrhaftig, selbst für einen alten Soldaten zu schlecht", brummte der Oberst, während er seinen Mantel abnahm und Bart und Haar trocknete. „Seid Ihr vom Hause?" fuhr er dann fort, gegen seinen Gefährten gewandt, der noch immer neben ihm stand und ihm schweigend zusah.

„Nein", war die knappe Antwort.

„So könnt Ihr mir nicht sagen, ob der Amtmann zu sprechen ist?"

„Nein", erklang's wieder ebenso kurz.

Der Oberst hatte sich inzwischen vergeblich bemüht, die wassertriefenden Überschuhe von seinen Füßen loszumachen. „He, guter Freund", rief er endlich seinen schweigsamen Zuschauer an, „wollt Ihr nicht so gut sein, mir die Schuhe da auszuziehen?"

Der Angeredete stutzte einen Augenblick. Ein drittes Nein schien auf seinen Lippen zu schweben, dann aber bückte er sich, zog dem Oberst die Schuhe von den Füßen und wandte sich um, ohne von dem kurzen „Danke" des alten Soldaten Notiz zu nehmen.

„Sauertöpfischer Mensch", sagte der Oberst vor sich hin und schritt auf gut Glück der nächsten Tür zu.

Voller Freude begrüßte der Amtmann in dem Oberst Christian von Wackwitz den alten Freund und Kriegskameraden. Sie hatten einst, am 18. Oktober, nebeneinander vor Leipzig gestanden und waren seitdem, wenn auch getrennt durch Zeit und Raum, warme Freunde geblieben.

Ein abermaliges Klopfen zog alsbald die Blicke der Gesellschaft nach der Tür.

Mit Befremden erkannte der Oberst in dem Eintretenden den „Sauertöpfischen" von vorhin.

Seine Überraschung aber stieg bis zum Schrecken, als plötzlich bei dessen Anblick alt und jung sich erhob und mit dem Ruf: „Uhland! Uhland!" sich an ihn herandrängte.

„Uhland?" wiederholte fast tonlos der Oberst, gegen den Amtmann gewandt.

„Gewiß, Oberst, mein alter Freund Uhland. Aber weshalb erschreckt dich das? Du siehst ja aus, Alterchen, als hättest du eine Schlacht verloren."

Der Oberst kratzte sich in den Haaren. „Ist mir auch fast so zumute", sagte er kleinlaut und erzählte nun sein erstes Zusammentreffen mit dem Dichter. „Jetzt aber", setzte er hinzu, „da man doch einmal Geschehenes nicht ungeschehen machen kann, bleibt mir nichts übrig, als mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben." Entschlossen ging er auf den Dichter zu, ergriff seine beiden Hände und bat, während er sie herzlich schüttelte: „Hier stehe ich, Herr Professor, ein reuiger Sünder, diktieren Sie die Strafe!"

„Gut", erwiderte Uhland in seiner gewohnten trockenen Weise, aber lächelnd, „ich verzeihe Ihnen. Sie können wenigstens nicht gut behaupten, daß ich nicht wert wäre, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen."

Poesie und Prosa

Der große französische Dichter Balzac, trotz fleißigster Arbeit immer in Bedrängnis und stets auf der Flucht vor seinen Gläubigern, hoffte auch, als dramatischer Dichter sein Glück machen und aus seiner ewigen Geldklemme kommen zu können. Einmal auf einem Spaziergang mit seinem Freunde Henry Monnier, entwickelte er ihm den Plan eines Stückes, das sie zusammen schreiben müßten, und nun berechnete er gleich: „Auf eine Reihe von 150 Aufführungen darfst du mit Sicherheit rechnen, durchschnittlich 5000 Franks, macht 750 000 Franks, davon für dich 12 Prozent Tantieme, macht 90 000 Franks. Aus deinen Freiplätzen löst du 5000 Franks. Das Honorar für das Buch, nun, 30 000 Exemplare zu 3 Franks."

Monnier hatte geduldig zugehört, dann sagte er: „Willst du mir einstweilen 5 Franks darauf leihen?"

Mißverständnis

Als Shaw auf einer Reise in den Süden München passierte, wo er übernachten wollte, sah er an den Anschlagsäulen, daß seine „Heilige Johanna" gegeben wurde. Da er eine deutsche Aufführung seines Stückes noch nicht gesehen hatte, wollte er den Abend daranwenden und bat den Hotelportier, ihm eine Karte zu der Vorstellung zu besorgen.

„Aber ich bitte Sie", sagte der Portier kopfschüttelnd, „gehen Sie doch lieber zur ‚Schönen Helena', zur ‚Johanna' geht kein Mensch."

Nun war das Kopfschütteln an Shaw. „Sie mißverstehen mich. Ich gehe nicht zu meinem Vergnügen hin. Ich bin der Verfasser."

Heinrich Zillich: „Zwischen Grenzen und Zeiten"

Von O. H. Waibling

In Siebenbürgen, nahe bei Kronstadt, liegt eine kleine geschlossene Siedlung. In ihrer Mitte steht eine Zuckerfabrik, deren Arbeiter, Angestellte und Beamte in den Häusern ringsum wohnen. Diese Fabriksiedlung ist der eigentliche Held dieses Romans. Zwar ist da unter vielen vom Dichter lebendig gestalteten Menschen ein einzelner: Lutz Rheindt, dessen vielverschlungenen Lebensweg wir durch die reiche Handlung und die weite Landschaft dieser Dichtung verfolgen. Aber was wäre er ohne die Siedlung, was ohne das Land und die Menschen, die hier arbeiten und wohnen, kommen und gehen, deren Schicksal mit seinem Schicksal verkettet ist?

Lutz wird kurz vor der Jahrhundertwende als Sohn einer siebenbürgisch-deutschen Familie geboren. Sein Vater ist Fabrikdirektor in der Zuckerfabrik. Das Kind wächst in der Siedlung auf, die schöne Landschaft formt und bildet seine Seele, aber ebenso wichtig wie diese Landschaft sind für sein Schicksal die Menschen, die Alten und die Jungen, vor allem aber die gleichaltrigen Kameraden. Deren gibt es manche hier draußen in der Siedlung, und sie sind stärker aufeinander angewiesen als die Menschen in den Städten; leidenschaftlichere Bande knüpfen schon die Kinder aneinander. Aber es ist ein besonderes Erlebnis, das Lutz viel zu früh hier widerfährt. Er muß erkennen, wie verschieden diese Menschen sind. Hier sind nicht nur die sozialen Unterschiede fühlbar, sondern vor allem auch die völkischen. Neben den Deutschen stehen hier noch die Ungarn und die Rumänen, neben den Zigeunern leben hier die Juden. Auf kleinstem Schicksalsraum durchdringen sich die Völker und die Rassen. Erst spürt das Kind den Unterschied aus den Gesprächen und den Handlungen der Erwachsenen, vielleicht machen Vater und Mutter auch einmal eine Bemerkung, die Lutz verrät, welch verschiedene Lebenskräfte hinter den verschiedenen Menschen stehen. Bald aber erlebt er selbst das Geheimnis des Volkstums. Wunderbar dringt dieses Erlebnis an einer Weihnacht auf ihn ein. Der Nikolaus kommt in der Gestalt eines rumänischen Hirten und bringt Lutz einen Esel, den der Vater dem Knaben schenken will.

Niemand sprach ein Wort. Lutz näherte sich dem Tiere, das nun den Kopf senkte und schnupperte. Er faßte den Strick nicht, der auf den Boden gefallen war, denn es geschah etwas, was alle bannte. Der Hirte schlug das Kreuz und begann zu beten. Fremd und unheimlich klangen seine Worte, die sie schon gehört haben mochten, aber niemals vor dem Christbaum. Er betete rumänisch. Lutz öffnete den Mund. Die Hände, die sich sonst vor der Weihnachtstanne so leicht falteten, sie schlossen sich nicht. Es verrückte ihm beinahe den Verstand: Der Nikolaus war ein Rumäne. Vater nahm die Geige wieder auf und spielte: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Nein, sie sangen nicht. Sie hörten den Weihnachtsmann beten. Er blickte scheu auf die Lichtertanne. Er betete nichts Zusammenhängendes mehr. Er sagte in zitternden Abständen das eine dunkelste Wort: „Gott"!

In den Jahren aber, in denen aus dem Kinde der Knabe wird, erlebt Lutz bereits bewußt und meist nicht ohne eine gewisse Schwere das Schicksal, unter dem er und mit ihm alle Deutschen stehen. Viel zu früh kommt für ihn auch der Tag des Abschieds aus der Siedlung; die Jugendjahre verbringt er in Kronstadt. Dort besucht er das altehrwürdige Honterus-Gymnasium, die älteste und bedeutsamste deutsche Schule Siebenbürgens. Er wohnt im Hause der Großeltern, und der Großvater, dessen Erinnerung noch weiter als die des Vaters in die merkwürdigen Schicksale Siebenbürgens zurückreicht, läßt vor der Seele des reifenden Knaben entscheidende Bilder dieser Vergangenheit erstehen. Im gleichen Sinne wirkt auch die ehrwürdige alte Stadt, deren Baudenkmäler und Kirchen von wechselnden Schicksalen künden, auf das Gemüt des Knaben ein.

Zwar fordert auch hier die Jugend stürmisch ihr Recht; sie sucht sich in Knabenstreichen und verliebten Tändeleien auszutoben. Allein so oft

wird dort, wo grundsätzliche Unterschiede des Volkstums aufeinanderstoßen, aus Spiel und Scherz Ernst, und manches Spiel, das in Lust und Ausgelassenheit junger Herzen begann, endet in Zwietracht und Haß.

Aber enger stehen die Kameraden zusammen, wenn es gilt, die Rechte und die Überzeugungen der einzelnen Gruppen zu verteidigen. Manche Nacht sitzen sie in ihren Bünden beisammen und kämpfen mit den Waffen des Geistes um die Fragen der Zukunft. Düstere Schatten steigen dann wohl auf. Manch einer der hellsichtig gewordenen jungen Kameraden ahnt, daß dunkle Jahre vor der Türe stehen.

Und mitten in diese Jugend bricht der Weltkrieg ein. Sie alle fühlen es — er wird die große Entscheidung bringen. Lutz und seine Kameraden sind unglücklich darüber, daß sie zu jung sind, um sogleich ins Feld mitziehen zu können. Sie sehen die Väter und die älteren Brüder in den Kampf ziehen, sie sind Zeugen, wie der Tod seine Ernte hält unter denen, die sie gekannt haben. Aber nicht nur der Tod trennt die Menschen; je länger der Krieg währt, um so mehr machen sich in der österreich-ungarischen Monarchie die Völkergegensätze geltend, und diese Gegensätze wirken wiederum zurück auf die kleine Siedlungsgemeinschaft. Manche, die sich bisher noch verstehen konnten, verstehen sich jetzt nicht mehr oder wollen sich nicht mehr verstehen. Von Monat zu Monat wächst die Not und die Gefahr. Als schließlich auch Italien in den Krieg eintritt, läßt sich Lutz nicht mehr zurückhalten. Er meldet sich als Freiwilliger beim Kaiserjäger-Regiment und kämpft an der Front in Tirol. Inzwischen aber widerfährt seiner Heimat die schwerste Heimsuchung. Rumänien hat sich nach langem Schwanken auf die Seite der Feinde geschlagen. Rasch muß Kronstadt und ein großer Teil Siebenbürgens geräumt werden, das rumänische Heer überflutet das Land. Selbst ein Freund von Lutz, dem einst Lutzens Vater die Möglichkeit, eine höhere Schule zu besuchen, gegeben hat, kehrt jetzt als rumänischer Leutnant wieder. Hart und bitter greift gerade dieser Krieg in die alte Gemeinschaft ein.

Rasch, wie die Rumänen gekommen sind, verschwinden sie wieder. Die Armee Mackensens treibt sie zurück und vernichtet das rumänische Feldheer. Aber auch dieser große deutsch-österreichische Sieg vermag den Untergang der Donaumonarchie nicht aufzuhalten. Ihren langsamen, aber stetigen Verfall erleben wir als ein tragisches, aber notwendiges Schicksal ergreifend mit. Die Völker Österreichs halten die Stunde für gekommen, um sich zu befreien; sie melden ihr Selbstbestimmungsrecht an. Lutz und seine Kameraden kehren in ihre Heimat zurück. Aber wie fremd ist sie ihnen geworden! Sie haben umsonst gekämpft. Nicht nur, daß sie den Sieg verloren haben, auch die Heimat scheint ihnen verloren, sie erkennen sie kaum mehr. Viele der Menschen sind andere geworden. Abermals liegt vor Lutz und vor allen Deutschen eine dunkle Zukunft. Aber sie sind jung und dürfen nicht verzweifeln, der Glaube, daß alles Kämpfen sinnlos war, darf nicht aufkommen. Als im Frühling 1919 der rumänische Staat die Deutschen und die Rumänen, nicht aber die Ungarn Siebenbürgens erneut zu den Waffen ruft, folgen auch Lutz und seine Freunde dem Ruf. Sie dienen nun in der Armee Rumäniens, wie sie bisher in der Österreichs gedient hatten, so gebietet es ihnen ihre Pflicht als Bürger des Staates, dem sie nun angehören.

Es ist die Geschichte einer Jugend, die wir erleben, aber es ist auch die Geschichte einer Menschengemeinschaft, in der sich die Völker durchdringen.

So ist dieses Buch Abbild und Sinnbild zugleich. Beschließe ich es, sei mein letzter Dank den Völkern des Romans dargebracht für ihre Gaben an den Verfasser, der seines Volkes erst ganz bewußt wurde, als er das Arteigene an anderer Art erlebte. Dabei erkannte er, daß deutsches Volk groß genug ist, aller Völker Wesen und Recht zu begreifen, sich selbst daran wachsend, spendend und bewahrend zu erfüllen.

Tragik eines Dichters

Alexander Puschkin



Zu seinem 100. Todestag am 8. Februar

Am 8. Februar 1937 werden es hundert Jahre, daß der große russische Dichter Alexander Sergjewitsch Puschkin in einem Duell den Unterleibsschuß erhielt, an dem er nach furchtbaren Schmerzen zwei Tage später verschied. Ein unstetes, von Leidenschaften und Weltschmerz zerrissenes Leben hatte so ein frühes, trauriges Ende gefunden.

Nach unserer Anschauung sind die großen Dichter vor allem die Bannerträger ihrer Zeiten und ihrer Völker. Wer Puschkin mit diesem Maßstab nähertreten will, wird eine schwere Enttäuschung erleben. Seine Bildung war westeuropäisch, in seiner Kunstanschauung schwankte er zwischen Klassizismus und Romantik, seine Weltverachtung ist in ihrem melodischen Ausdruck stark von Byron beeinflußt. In der Auswahl seiner Stoffe und in der wunderbaren Einfühlung in die russische Landschaft zeigte sich das Blut seiner Väter. Ein anderes Bluterbteil machte ihm sein Leben lang schwer zu schaffen. Sein Urgroßvater Puschkin hatte eine Tochter des Mohren Hannibal geheiratet, der als Günstling Peters des Großen eine treffliche Bildung genossen und es zum General und wohlhabenden Grundbesitzer gebracht hatte. Dieser negroide Einschlag, der in den Bildern Puschkins mit unverhältnismäßiger Stärke zutage tritt, äußerte sich ebensowohl in seiner zügellosen Leidenschaft wie in der verträumten Planlosigkeit seiner Lebensführung.

Puschkin ist am 26. Mai 1799 in Moskau geboren. Sein Vater Sergei war der Sproß eines uralt-adligen Stammes, im übrigen ein Weltmann mit oberflächlicher Bildung, der fast nur französisch sprach und für alles Französische schwärmte. Er ließ auch seine Kinder französisch erziehen und kümmerte sich nach der Art solcher Weltmenschen im übrigen möglichst wenig um sie. Die Bäuerin und Kinderwärterin Arina Rodionowna erzählte den vergessenen Kindern an den langen Abenden die schönsten Volksmärchen und sang ihnen Volkslieder vor. So lernte der kleine Alexander doch die Sprache und das seelische Erbe seines Volkes unmittelbar aus der Quelle kennen. Der guten Arina bewahrte er immer die rührendste, zärtlichste Anhänglichkeit. In der Bibliothek seines Vaters fand er Rousseau, Voltaire und andere Freidenker, die der unbeaufsichtigte Knabe wahllos in sich hineinschlang.

Mit 12 Jahren trat er in das kaiserliche Lyzeum zu Zarskoje Selo ein, dessen Lehrer meist auf deutschen Hochschulen studiert hatten. Der Lehrer des Französischen de Boudri dagegen war ein leiblicher Bruder Marats. Er versteckte seine jakobinische Gesinnung hinter der Maske des vollkommenen Hofmanns. Unter seinen Schulkameraden fiel Puschkin keineswegs durch Fleiß, wohl aber durch ein glänzendes Gedächtnis auf. Seine Gewandtheit im Schmieden scharfzugespitzter Verse auf Lehrer und Mitschüler fand den lebhaften Beifall der Nichtbetroffenen. Auch in der hohen Dichtkunst zeigte sich schon damals seine Begabung. An einem Examenstag trug Puschkin ein eigenes Gedicht vor. Der gefeierte Dichtergreis— Derschawin legte ihm darauf segnend die Hände aufs Haupt. Mit seiner Lebendigkeit, seinem offenen Charakter und seiner allgemein anerkannten geistigen Überlegenheit spielte Puschkin in Zarskoje Selo eine große Rolle und war der Liebling seiner ganzen Umgebung.

Wegen des späteren beruflichen Fortkommens brauchte sich damals kein russischer Abiturient und am wenigsten der Sproß einer alten Adelsfamilie irgendwelche Sorgen zu machen. Kaum achtzehn Jahre alt, begegnen wir Puschkin als Angestellten im Auswärtigen Amt. In den aristokratischen Kreisen Petersburgs wegen seines dichterischen Talents verhätschelt, stürzte er sich in das brausende Genußleben der Hauptstadt. In seinem berühmten Versroman „Eugen Onegin" schildert er seine damalige Einstellung zum Leben:

„Die Leidenschaft ward im Gewühle
Der Welt allein Gesetz für mich;
Mit andern teilt' ich die Gefühle,
Und meine Muse führte ich,
Leicht wie sie war, auf laute Feste,
In Kreise übermüt'ger Gäste.
Sie ward, wie sie getobt, gelacht,
Der Schreck der Wächter in der Nacht;
Bacchantisch raste sie und lärmte,
Sang, jubelte bei vollem Glas,
Begeistert und begeisternd, daß
Die ganze Jugend für sie schwärmte,
Und ich mich selbst voll Stolz gefreut
Des Weihrauchs, den man ihr gestreut."

Von seinem Amt und von seinen Dienstgeschäften ist dagegen weder in seinen Aufzeichnungen noch in denen seiner Freunde irgendwo die Rede. Im Jahre 1820 kam seine erste große epische Dichtung „Ruslan und Ljudmila" heraus und erweckte in der literarischen Kritik einen wahren Sturm des Beifalls und der Entrüstung. Die klassische Schule brandmarkte das Gedicht sofort mit der Bezeichnung „romantisch", und die Romantiker waren in Verlegenheit, in welcher Schiebelade ihrer kritischen Kartei dieses regellose Zaubermärchen unterzubringen sei. Das Publikum ließ den Streit der beiden „Schulen" auf sich beruhen und genoß die prachtvolle Sprache, den dichterischen Schwung, die kräftige Sinnlichkeit, die üppige Phantasie und den sprudelnden Humor dieses Erstlings. Das Grundgefühl war: Nun haben wir einen Dichter.

Puschkin genoß seine plötzliche Berühmtheit nur aus der Ferne. Er hatte sich unterfangen, Araktschejew, den Günstling des Zaren, durch ein Spottgedicht zu kränken. Alexander I. wollte ihn zuerst nach Sibirien schicken, ließ es aber auf gewichtige Fürbitte mit einer Kommandierung als Kollegien-Sekretär zum Generalgouverneur Inzow nach Jekaterinoslaw bewenden. In Jekaterinoslaw erkrankte Puschkin schwer und wurde von der durchreisenden Familie eines Generals Rajewski zu seiner Erholung in den Kaukasus mitgenommen. Zum erstenmal trat ihm dort eine großartige Natur entgegen. Zur gleichen Zeit lernt er die Dichtungen Byrons kennen. Der englische Titane und das gewaltige Hochgebirge verschmolzen sich zu einem einzigen überwältigenden Eindruck. Es war die reinste und darum glücklichste Zeit in Puschkins unstetem Leben. Ihr dichterischer Niederschlag sind die Epen „Der Gefangene im Kaukasus", „Der Springbrunnen von Bakheisarai", „Die Räuberbrüder" und „Die Zigeuner" mit ihren hinreißend schönen Naturbildern.

Der genesene Kollegien-Sekretär begab sich zu seinem einstweilen nach Kischinew versetzten General Inzow; im Jahre 1823 wurde er dem neuen Gouverneur Bessarabiens, Graf Woronzow, in Odessa beigegeben. In beiden Städten vertobte er seine Jugend in sinnlichen Ausschweifungen. Ein aufgefangener unvorsichtiger Privatbrief trug ihm seine Entlassung aus dem Staatsdienst und die sechsjährige Verbannung auf sein Gut Michailowskoje im Gouvernement Pskow ein. Diese milde Verbannung war ein Glück für Puschkin. In der ländlichen Ruhe widmete er sich seinem schon vorher begonnenen großen Versroman „Eugen Onegin", dem Drama „Boris Godunow" und ernsten Studien der russischen Geschichte und des russischen Volkslebens. Außerdem verhinderte diese Verbannung seine Teilnahme an dem Dezember-Aufstand des Jahres 1825 bei der Thronbesteigung Nikolaus I., dessen furchtbarer Ausgang das Leben seiner nächsten Freunde vernichtete. Puschkin war tief erschüttert und schrieb ein Bittgesuch an den neuen Zaren, in dem er seine Sympathien für die „Dekabristen" zugab, aber von nun an unwandelbare Treue gelobte. Nikolaus kam ihm mit Großmut entgegen, erlaubte ihm den Aufenthalt in Moskau, später auch in Petersburg und ernannte sich selbst zum Zensor aller weiteren Arbeiten Puschkins. Gegen die ganz unbestimmte Verpflichtung, eine Geschichte Peters des Großen zu schreiben, erhielt er ein Jahresgehalt von 6000 Rubel. Aber Puschkin litt unter diesen kaiserlichen Gnadenbeweisen ebensosehr, wie sie ihm im äußerlichen Sinne das Leben erleichterten. Er wußte, daß seine Jugendfreunde in Festungskasematten und in mörderischer Bergwerksarbeit zugrunde gingen, während er selbst sich an der Gnadensonne wärmte.

Am 18. Februar 1831 heiratete er die schöne Natalja Goncarowa, die ihm zwei Kinder schenkte, 1832 wurde er in die russische Akademie als Mitglied aufgenommen, im nächsten Jahr erhielt er für die „Geschichte des Pugacewschen Aufruhrs" den Titel eines Hofkammerjunkers. Sein Lebensweg schien freundlich und eben vor ihm zu liegen; aber sein Gemüt war von trüben Ahnungen verdüstert, wie wir aus seiner schwermütigen Lyrik wissen. Die Gunst des Zaren erweckte ihm Neider, seine eigene Freimütigkeit schuf ihm Feinde, die Freude an der Intrige und der bodenlose Leichtsinn der Bevorrechteten, unter denen er sich bewegte, schürzten den Knoten der Katastrophe. Der französische Baron Dantès, der Adoptivsohn des holländischen Gesandten de Heekeren, ein gewissenloser Salonlöwe und Frauenjäger, machte der Frau Puschkins in frechster Weise den Hof. Die „große Welt" klatschte und hetzte, und der empfindsame Dichter ertrug die ihm zugewiesene Rolle des betrogenen Ehemanns nicht. Er forderte den Schädiger seiner Hausehre und empfing von dessen ruchlos sicherer Hand die Todeswunde:

„Das Mörderauge blickte schnöde,
Die Waffe zielte unverwandt,
Nicht rascher schlug das Herz, das öde,
Sie bebte nicht, die Bubenhand."

So schrieb der zweiundzwanzigjährige Lermontow in bitterem Zorn. Er und das junge Geschlecht ahnten, was das russische Geistesleben mit dem vorzeitigen Tod Puschkins verlor.

Hans Härlin

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Heinrich Zillich

wurde am 23. Mai 1898 in einer Siedlung bei Kronstadt in Siebenbürgen als Sohn eines Fabrikdirektors geboren. Seine Jugend verlebte er in Kronstadt. 1916 meldete er sich freiwillig und kämpfte bei den Tiroler Kaiserjägern an der italienischen Front. Nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie wurde er 1919 zum rumänischen Heeresdienst eingezogen und nahm am Feldzug gegen das Räte-Ungarn teil.

Von 1920—24 studierte Zillich in Berlin. Nachdem er seine Studien mit dem Doktorat der Philosophie abgeschlossen hatte, kehrte er in seine Heimat zurück und gründete die heute noch von ihm geleitete Zeitschrift „Klingsor", um „in enger Verbundenheit mit dem deutschen Geistesleben und seinen zeitwandelnden Erkenntnissen das deutsche Volkstum in Rumänien zu fördern und zu schützen".

Die Novellensammlung „Sturz aus der Kindheit" und die mit dem Erzählerpreis der „Neuen Linie" ausgezeichneten Novellen „Der Urlaub" und „Der baltische Graf" machten den Namen Zillichs weiteren Kreisen im Reich bekannt. Im Jahre 1935 ließ der Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, einen Auswahlband der Lyrik des Dichters unter dem Titel „Komme, was will!" erscheinen. Als nächstes folgte im Jahre 1936 der große Zeit- und Entwicklungsroman „Zwischen Grenzen und Zeiten" (Albert Langen / Georg Müller Verlag, München), der an anderer Stelle dieses Heftes eine eingehende Würdigung erfahren hat. Durch diese Werke trat Heinrich Zillich in die vorderste Reihe der jungen deutschen Dichtergeneration, die, nachdem sie durch den Krieg und sein hartes Schicksal hindurchgegangen war, am Neubau Europas mitarbeitete. Wenn immer man Heinrich Zillichs gedenkt, wird man seine Verdienste um das deutsche Volkstum nicht vergessen dürfen. oh.



Karl Heinrich Waggerl

„Ich wurde am 10. Dezember 1897 in einer Schmiede geboren, hoch über den rauschenden Wasserfällen von Gastein. Mein Vater war Zimmermann, und sein Handwerk brachte es mit sich, daß wir in dieser ersten Zeit viel umherzogen. Er trug nach dem Brauch sein Werkzeug in einer geflochtenen Tasche über der Schulter, meine Mutter aber schob einen großen Korbwagen vor sich her, darin lag ich zuoberst auf unserer ganzen Habe . . ." Mit solchen Worten begann Waggerl im Herbstheft des „Inselschiffes" (1934) die Schilderung seiner Jugend. Im engsten Lebenszusammenhang mit seiner Heimat, ihren Bergen und Halden, ihren Wäldern, Straßen und Gehöften wuchs er auf unter Bauern und Knechten, Handwerkern und Landstreichern. Und als er, der sich als Siebzehnjähriger zur Front gemeldet hatte, nach Gefangenschaft und Krankheit in seine Berge zurückgekehrt war und im Dorfe Wagrain bei Salzburg eine neue Heimat gefunden hatte, erwies es sich, daß die Kräfte, die seine Jugend gebildet hatten, sein Dasein nun auch weiter bestimmten. Das Einfache im Menschen und in der Natur, die Kleinwelt des dörflichen Lebens, dieser enge und schicksalmäßig so weite Raum, in dem sich alles klarer und heilsamer für den Menschen fügt als in der Heimatlosigkeit der Stadt, wurde und blieb der Schauplatz seiner Bücher. Wie bei Matthias Claudius und Adalbert Stifter das Einfache und Geringe am eindringlichsten Gottes Lob spricht, so gilt es auch bei Waggerl. In der Stille der heimatlichen Berge reiften die Werke, die seinen Namen bekannt gemacht haben: „Brot" (1930), „Schweres Blut" (1931), „Das Wiesenbuch" (1932), „Das Jahr des Herrn" (1933), „Du und Angela" (1933), „Mütter" (1935), Wagrainer Tagebuch" (1936). hwk.

Die farbige Front

Hinter den Kulissen der Weltpolitik, von ***

Das Rätselraten über den Verfasser der „Farbigen Front", der sich hinter drei Sternen verbirgt, hat bisher zu keinem Ergebnis geführt. Begnügen wir uns also damit, festzustellen, daß der Verfasser dieses Buches ein Schriftsteller von vielen Graden sein muß, der nicht leicht einzuordnen ist. Das Buch gehört in keins der vorhandenen Literaturfächer hinein. Es ist kein Roman. Denn dazu enthält es zu viel statistisches, wissenschaftliches, völkerkundliches, geopolitisches Material. Es ist aber auch kein politisches Werk. Denn dazu enthält es zuviel romanhaftes Rankenwerk, zuviel Geschehnisse, die aus einem amerikanischen Reißerfilm übernommen zu sein scheinen. Es ist ein seltsames Buch, ein Buch vergleichbar keinem bisherigen Buch, weil es an innerste und an äußerlichste Probleme rührt und weil es darum innerlich erregend und äußerlich spannend ist.

Als roter Faden, an dem die Probleme der Weltpolitik in der Farbigen Front aufgereiht werden, zieht sich durch das Buch die Reise der abessinischen Prinzessin Tahitu durch Europa und Asien, eine Reise unternommen im Auftrag des letzten Kaisers von Abessinien Haile Selassie, mit dem Zweck, Hilfe gegen den drohenden italienischen Angriff zu suchen. Dieser äußere Rahmen ist also bereits historisch. Denn wir wissen, daß Prinzessin Tahitus Bemühungen (falls Tahitu gelebt hat) vergeblich geblieben sind. Historisch ist auch schon der ganze erste Teil des Buches, der im Inneren Abessiniens spielt, am Hofe des Ras Hailu, der ein reicher und mächtiger abessinischer Fürst ist, der Vater Tahitus. Die Schilderung ist sehr bunt und sehr genau. Die fremde Welt, eine ganz und gar uneuropäische Welt, die Welt des Feudalherren, der über ein Frauenhaus mit fünfhundert Frauen einschließlich einer Frauenkapelle regiert, der nach Gutdünken, barbarisch über seine Untertanen herrscht und verfügt, der gegen den abessinischen Kaiser revoltiert und intrigiert und mit Engländern und Italienern Verträge abschließt . . . diese ganze Welt scheint am Ende ihrer Entwicklung gewesen zu sein und reif, von außer her zertrümmert zu werden. Die Spannungen zwischen der herrschenden Klasse der Amharen und der schwarzen Bevölkerung, zwischen Kirche und Armee, zwischen Zentralgewalt und Lokalgewalt scheinen unerträglich gewesen zu sein.

Aber auch hier im ersten Teil kommt schon die Grundtendenz des Werkes heraus, daß nämlich die Farbigen in einer ganz besonderen Art gegen die Weißen zusammenhalten, daß sie es verstehen, Geheimnisse zu wahren, daß der Europäer kaum jemals Herr über ihre unergründlichen Wildnisse und ihre unergründlichen Seelen werden wird.

Die Prinzessin Tahitu, die im Verlaufe des Buches langsam aus einem Geschöpf, aus einem Produkt ihrer seltsamen Umgebung und ihrer unklaren Abstammung zu einem politischen Menschen erzogen wird, versucht zunächst mit den Mächtigen der internationalen Rüstungsindustrie fertig zu werden, mit Sir Basil Zaharoff z. B., dessen Profil in wenigen Seiten einprägsam gezeichnet wird oder mit einem ungarischen Industriellen, der seine Fäden schon weit in die Farbige Front hineingesponnen hat. Durch diesen Ungarn, Barandy mit Namen, kommt Tahitu mit den entscheidenden Männern der Farbigen Front zusammen. Mit Ibn Saud z. B., der in diesem Buch als Verächter Europas geschildert wird, der glaubt, „daß Europa nur eines kräftigen Stoßes bedarf, um endgültig erledigt zu werden. Denn alles, was Europa bewegt, ist armselig und kleinlich, gemessen an der sprungbereiten Kraft des Islam".

In Indien stößt Tahitu mit dem Bolschewismus zusammen, der seine Kräfte „von Sachalin bis zur Ostsee, von der Nordgrenze Indiens bis nahe an die Tore Wiens wirken läßt, der aber in Asien weder bei den Indern noch bei den Japanern Erfolgsaussichten hat".

Übrigens ist die Schilderung Japans in seinen industriellen und ethischen Kräften, seiner Traditionstreue und Modernität ein Meisterwerk für sich.

Die eigentlichen Probleme der Farbigen Front offenbaren sich am stärksten im Äthopianismus, der großen Negerbewegung, die Prinzessin Tahitu in Amerika studiert. Diese Negerbewegung, deren Endziel es ist, Afrika den Afrikanern zurückzuerobern, scheint eine ungeheure Durchschlagskraft zu haben. Die Neger Amerikas haben aus eigenen Mitteln die Bewegung in Gang gebracht. Sie verfügen jetzt über eine eigene Presse, über eigene Universitäten, über ein eigenes und ihnen eigentümliches Erziehungssystem. Sie haben gelernt, daß man die Weißen nur schlagen kann, wenn man sich ihres Wissens bemächtigt, daß man sie aber wahrscheinlich niemals mit den Waffen der Technik, mit den Waffen der Armeen wird schlagen können, sondern nur durch besondere Leistungen in der Wissenschaft und durch besondere Fähigkeiten in der Organisation. Diese Organisation, die versucht, alle uralten Kräfte „farbigen Weistums", die Lehren persischer, arabischer, indischer, chinesischer Weisheit sich zunutze zu machen, scheint schon weit vorgeschritten. Grundsatz der Farbigen wird es sein, allmählich auf den Grundkräften der Schwarzen aufzubauen, auf der Arbeitskraft, ohne die Afrika nicht erschlossen werden kann, und der Geburtenkraft, die einfach mittels des Bevölkerungsdruckes wirken wird.

Unter den Äthiopiern fallen die härtesten Worte über die Weißen, die sich gegenseitig „zerfleischen, vernichten und aushungern", deren „Bequemlichkeit, Denkfaulheit und Überheblichkeit die zuverlässigsten Bundesgenossen der Neger sind", die man nur „bei den völlig zermürbten Grundlagen ihrer Weltanschauung treffen muß, um sie zu vernichten". Mag diese Anschauung der Äthiopier auch tendenziös übertrieben und für uns schon überholt sein, so macht

sie doch auf die ungeheuren Gefahren der Farbigen Front aufmerksam, auf die Kräfte, die sich in der ganzen Welt gegen die Vorherrschaft der weißen Rasse organisieren. Es wird ganz klar, daß Europa und Amerika keine Zeit mehr zu verlieren haben, sondern neben ihren materiellen Kräften auch ihre geistigen und ideellen Kräften mobilisieren müssen, wenn sie ihre Stellung in der Welt behaupten wollen.

Das vor allem lehrt das Buch von der Farbigen Front. Es zeigt einige Grundprobleme der Weltpolitik in einer Form, die jeden zum Nachdenken reizen muß und mit einer so großen Fülle wirtschaftlicher und religiöser, realpolitischer und geistiger Einzelheiten, daß jeder Leser etwas für sich zum Nachdenken bekommt.

Wie das Buch romanhaft ausgeht, ist deshalb gleichgültig. Aber es soll immerhin hinzugefügt werden, daß Prinzessin Tahitu, um Haile Selassie vor italienischen Fliegern zu retten, in einem heroischen Flug diese Flieger auf sich zieht und abgeschossen wird — ein Ende, etwas zu romantisch für ein so reales Buch. W. v. Hollander

Drei neue China=Romane

Nichts ist so schwer, ja fast hoffnungslos, wie die Bemühung, in Geist und Seele des chinesischen Volkes einzudringen. Viele Meinungen und Theorien sind im Umlauf. Dr. Pung Fai Tao sagt in seinem Buch „Chinas Geist und Kraft", daß „China sich als erstes von allen Ländern vom Metaphysischen frei gemacht habe". Sagt das aber schon, daß der Chinese „Atheist" sei? Denn der europäische landläufige Begriff des Atheismus setzt ja eine Religionsanschauung voraus, die Gott sozusagen getrennt von Mensch und Erde sieht. Es gibt aber auch andere Gottesanschauungen und die denkerische Möglichkeit, Gott so innig in das Leben hineinzubeziehen, daß der Gottesbegriff sich selbst aufhebt. Dann sind Übersinnliches und Sinnliches zu einer sich gegenseitig durchdringenden Einheit verschmolzen, Tod und Leben Geschwister, die einander wechselnd ergänzen, Weisheit ist dann die Religion der klügsten Lebensführung, der Weg zur Harmonie der Seele und der Gemeinschaft, Moral die tiefste Aufgabe um der Harmonie willen, Höflichkeit das „Skelett" der Moral...

Der kürzlich erschienene Roman eines chinesischen Dorfes von Juliet Bredon: „Hundert Altäre" (Paul Zsolnay Verlag, Wien und Leipzig) macht dies offenbar. Er wurde aus echtester Kenntnis des Volkslebens geschrieben. Was am Leben aller dieser Menschen am stärksten beeindruckt, ist die bedingungslose Unterwerfung unter die Pflichten der Gemeinschaft, deren wichtigste und ewige Zelle die Familie ist — unter das Schicksal, unter die Gebräuche, unter die uralte Weisheit. Der Kaufmann Ma läßt sich im Dorfe „Hundert Altäre" nieder, um ein Getreidegeschäft zu eröffnen. Er wird Nachbar der begütertsten Bauernfamilie des Dorfes, der Tschis. Er macht gute Geschäfte, wird bald sehr wohlhabend — aber sein Kummer, der ihm sein Glück vergällt, sein Leben leer macht, ihm sein „Gesicht", d. h. sein Ansehen zu nehmen droht, ist seine Kinderlosigkeit. Frau Ma wird keine Kinder haben, alle Wallfahrten und Opfergaben sind vergebens, während Frau Tschi, die „Tüchtige Nadel", ihrer Familie bereits zwei kräftige und gesunde Söhne geschenkt hat. So muß der Kaufmann sich eine Nebenfrau, einen „Kleinen Stern" ins Haus nehmen, und seine Frau beugt sich, ja, sie fährt selbst aus, um die geeignete zu finden. Aber auch „Fliederblüte", der Kleine Stern, hat kein Glück und schenkt nur einer Tochter das Leben, so daß Ma einen Sohn adoptieren muß, den „Jungen Tiger", während Frau Tschi gleichzeitig ihrem dritten Sohn das Leben schenkt, dem „Kleinen Drachen". Ma gibt den Jungen Tiger bald zu einem befreundeten reichen Kaufmann in Peking in die Lehre und geht selbst nach Tientsin, um an dem aufblühenden Handel mit den Europäern zu gewinnen. Seine Frauen bleiben im Dorf. Es ist die Zeit des Kaisersturzes und der Revolution. Unruhen setzen ein, viele Soldaten werden zusammengezogen, Banditenhorden bilden sich: die Tschis müssen fliehen, sie nehmen Mas Frauen mit sich und werden von jenem reichen Kaufmann in Peking freundlich aufgenommen. Inzwischen ist aber der „Junge Tiger" durchgebrannt, zu den Soldaten gegangen und erschossen worden, so daß Ma wieder ohne Sohn ist. Nun nutzt er, zum Äußersten entschlossen, die finanziellen Schwierigkeiten der Tschis, in die sie durch die Flucht und die Zerstörung von Haus und Äckern geraten sind, aus, um von ihnen zwar versteckt, aber deshalb nicht minder deutlich den Kleinen Drachen zu erpressen, der seit jeher den brennenden Wunsch hegte, studieren zu dürfen. Die Tschis müssen sich fügen, Ma adoptiert den Jungen, schickt ihn in Tientsin auf eine europäische Schule, verheiratet ihn mit seiner Tochter Schwalbe und schickt ihn dann als Verwalter seines Geschäftes in die „Hundert Altäre" zurück, wo den beiden sehr bald ein Sohn geboren wird. Als dann das Frühlingsfest der Gräberreinigung gekommen ist, kniet der alte Ma tiefbefriedigt und beglückt vor den Gräbern der Ahnen nieder. „Welche Veränderungen auch kommen mögen, ich habe mein Teil getan. Die Ahnen werden von meinem Sohn betreut werden und von meines Sohnes Söhnen" — damit endet das Buch, das in die fremdartige Welt des chinesischen Volkes tiefer hineinführt, als es eine noch so gute Reise- und Volksschilderung je zu tun vermöchte. Denn die beiden jungen Leute, obwohl sie ihren Unterricht von Europa erhalten haben und vom fremden Geist des Westens berührt wurden, ja sich „europäisierten", bleiben sie dennoch den Idealen ihres Volkes, der Weisheit, der Moral, der Bescheidung, der Höflichkeit getreu.

Auch „Blütenhauch", die Freundin und Geliebte eines europäischen Arztes in Tschentu, der Hauptstadt der Provinz Szetschuan, weicht nicht von diesen Grundsätzen trotz ihrer lebhaften Aufgeschlossenheit für die Welt des Westens und trotz ihrer engen Beziehungen zu ihr. Obgleich sie eine sehr kluge Frau ist und großen Wagemut, ja fast Kühnheit besitzt,

tut sie doch nie auch nur einen Schritt aus ihren Lebensformen heraus, denen sie sich bedingungslos unterwirft. Der französische Arzt A. Gervais, dessen früheres Buch „Ein Arzt erlebt China" bereits in den „Weltstimmen" gewürdigt worden ist, ringt in seiner Erzählung „Malven auf weißer Seide" (W. Goldmann Verlag, Leipzig) um die Erkenntnis der Seele dieser Frau und damit Chinas. Das Buch, erfüllt von großer Zartheit und der schmerzlichen und dabei heiter ironisierenden Resignation des ehrlich Kämpfenden, erzählt von den sich ergebenden Verwirrungen und den seltsamen Geschehnissen, die aus dieser engen Verbindung zwischen Ost und West erwachsen. Es mutet wie ein Symbol von tiefer Bedeutung an, daß der Osten durch eine Frau und der Westen durch einen Mann vertreten ist, denn liegt es nicht im Wesen des Weiblichen, sich dem Schicksal ruhig zu ergeben, den Gebräuchen sich zu fügen, mit Höflichkeit und Nachgiebigkeit zu erzielen, was Gewalt nur mit Härte erringt? Ist es ein Zufall, daß die deutsche Sprache die Weisheit weiblich und den Geist männlich sieht? Aber erst die Verbindung beider führt zur Vollkommenheit . . .

Vielleicht erklärt sich hieraus die bindende Wirkung Chinas auf die Europäer. Die „alten Chinesen", d. h. die lange Jahre in China lebenden Europäer, die bis zur Unzertrennlichkeit mit Land und Volk verwachsen, werden von Daniele Varè in dem Roman „Der Schneider himmlischer Hosen" (Paul Zsolnay Verlag) oft erwähnt. Er erzählt von Kuniang, der mutterlosen Tochter eines italienischen Eisenbahn-Ingenieurs in Peking, der aber meist auf der Strecke tief im Lande arbeitet und selten daheim ist. So wächst das kleine Mädchen ziemlich wild heran, spielt mit chinesischen und russischen Kindern, und ein englischer Journalist, der in ihrer unmittelbaren Nähe wohnt, schließt mit ihr ein Schutz- und Trutzbündnis, um sie besser bewachen und ihr helfen zu können. Als ein gegenüberwohnender chinesischer Schneider in die Hauptstraße verzieht, verkauft er dem Engländer sein schönes Firmenschild „Schneider himmlischer Hosen", und Kuniang befestigt es über der Haustüre ihres Beschützers, weil es Glück bringen soll. — Sie nimmt überhaupt viel von Mutter China an: ihre natürliche Selbstverständlichkeit, ihre Unbekümmertheit, ihre seelische Freiheit. So wächst sie heran, kleine Verliebtheiten entstehen, heitere Szenen — während im fernen Westen der Weltkrieg tobt und die russische Revolution ihre finsteren Schatten bis nach China hinüberwirft und Streit in den hier lebenden russischen Familien entfesselt. Eine seltsame russische Frau taucht auf — Elisalex —, die, wie sich später herausstellt, die Gattin eines mongolischen Fürsten und Lamapriesters ist: geheimnisvolle Verwicklungen und mystische Träume, bis schließlich in Charbin die Ehe zwischen Kuniang und dem Engländer vollzogen wird und alles heiter und freundlich endet. Daniele Varè hat hier einen Unterhaltungsroman geschrieben, der aber von romantischer Mystik und lebendigem Geschehen erfüllt ist.

O. E. H. Becker

Dhan Gopal Mukerij: Meine indische Heimat

„Weltgeschichte", so schreibt Mukerij einmal, „ist die Beziehung der Menschen zur Zeit; aber der Hindu glaubt an keine Zeit." Und auch heute, wo alle Welt ihre Morgenzeitung liest, vertieft er sich in die uralten Epen seines Volkes, und sein Leben wird bestimmt von Gebräuchen, vollzieht sich im Rahmen einer Weltanschauung, die sich gleich geblieben ist seit vielen Jahrhunderten, in einer für europäisches Denken kaum vorstellbaren Unbewegtheit. Und von dieser Art der Weltanschauung gibt Mukerij hier aus eigenen Erinnerungen und Gedanken ein überzeugendes Bild, und damit vom Wesen des Hindus überhaupt. Denn während die Kultur der Chinesen und Japaner sich auf die Regelung und Verschönerung des Diesseits wo nicht ausschließlich, so doch vornehmlich richtet, ist dem Inder das ewige Jenseits die „Mutter" des zeitlich-vergänglichen Erdendaseins, wie auch sein Bewußtsein das „Kind" des Unbewußten, und wie sich die Zeit aus der Versenkung in die Ewigkeit, so muß sich das Bewußtsein aus dem Unbewußten immer wieder neu beleben, muß der erwägende Verstand sich unterordnen der Seele, die „nie geboren wurde und nie sterben wird". So hat auch die Religion eigentlich kein Dogma, welches doch nur den Verstand beschäftigen könnte, und die Riten dienen nur zur „Übung der Seele" und als Symbole des Unaussprechbaren. „Ich verehre nicht das Götzenbild", so sagt auch der einfachste Mann, „sondern den Geist, der darin eingegangen ist."

Auch die Kunst dient nicht der Verklärung, sondern der Entwirklichung des Diesseits, alle Schönheit wird „zerstört durch das Feuer der Heiligkeit", und als höchste Aufgabe der Kunst gilt beinahe, die Kunst selbst „überflüssig zu machen", die Gestalten ganz ins Symbolische zu vergeistigen und endlich zur Abkehr von der Wirklichkeit zu führen, wie der Riesentempel von Ellora als Herzstück ein ganz leeres und kahles Allerheiligstes birgt und alle verwirrend bunten und reichen Vor- und Um- und Überbauten nur dahin leiten sollen. Auch die Musik dient nicht dem Ausdruck persönlicher Empfindung; sie wurde nach einer alten Sage „von Gott erfunden, die Menschen zu ihm zurückzuführen" oder ist ein auf die Erde gefallener Stern, den es nun hinauf verlangt zu seinen acht großen Brüdern.

Diese ständige Beziehung auf Jenseitiges, Ewiges, Heiliges kennzeichnet auch das Alltagsleben, macht auch aus jedem Handwerker „einen Dichter, indem er wie ein Priester in sein Handwerk eingeweiht wird" und das Wirken eines Kaschmirschals ist eine zeremonielle, vielfach geteilte Handlung mit fast orgiastischem Schlußritus.

Wie die Seele über den Verstand, so wird die Frau auch über den Mann gestellt, und wenn man ihr Lesen und Schreiben vorenthält, so ist das gerade das Gegenteil einer Herabsetzung: Sie soll sich nicht mit diesen kleinen Dingen befassen, um sich der Weisheit und Ahnung desto ungestörter offen zu halten. Und die Sprüche der Mutter sind denn auch

mit das Schönste dieses so reichen Buches. „Das Herz ist ein König, und der Kopf ist nur sein Palast. Was aber nützt ein Palast ohne König?", so sagt die Sahadharmini, die „Geistführerin", ihrem Knaben.

Eine Religion ohne Dogma schließt Fanatismus aus: Neben Wischnu hat auch Christus Platz, und der Sohn der alten Bramahnenfamilie darf eine christliche Schule besuchen, auch wenn er Hindupriester werden will, wie es die Tradition der Familie fordert. Zwei Jahre muß der Halbwüchsige aber erst als Bettler unter dem Volke wandern, muß Krankenpfleger sein, sich für einen Dieb und Leichenbestatter halten lassen, muß einmal in seiner Schauspielertruppe mit auftreten und sonst mancherlei Angst und Verachtung erleiden. Aber auch fördernden Umgang von Heiligen, darunter auch recht „sonderbaren Heiligen", darf er erfahren, und nach Benares muß er pilgern und das „Haus des Friedens" besuchen.

Nach so vielfach belehrender Wanderschaft wird der junge Priester endlich geweiht und darf im alten Tempel, der für das Dorf auch Rathaus und Schauspielhaus bedeutet, das Leben des Volkes selber nach den alten Riten leiten und schmücken.

Nie befriedigter Wissensdrang trieb Mukerij aber weiter, nach Japan und dann nach Amerika. Den Zusammenstoß der indischen Welt mit den ersten Eisenbahnen und andern europäischen Neuerungen erlebt er selber in erheiternden Zwischenfällen.

So findet man hier eine Fülle von Belehrung über Indiens Kultur von alter, auch für den Abendländer beherzigenswerter Weisheit. Es kam Mukerij vor allem darauf an, diese alte, weise Fügung des Hindus in Schicksal und All, sein Zusammenleben mit der Natur und im Ewigen aufzuzeigen. Er geht denn auch auf das indische „Diesseits" und dessen wechselreiche Geschichte, auf die stilverschiedenen Epochen der Kunst und die ebenso tiefsinnige wie liebenswürdige Dichtung nicht weiter ein, vermeidet auch über die spätere Vielgötterei, die den alten Geist der Vedanta und Upanishaden oft ganz verdeckte, zu sprechen. Aber vom Wesen des „Brahman" erhalten wir darum nur einen desto ungetrübteren Eindruck. (Paul Zsolnay, Wien. 223 S. RM 4.30) Loets

Maria Stuart auf der heutigen Bühne

Aufnahmen: Rosemarie Clausen



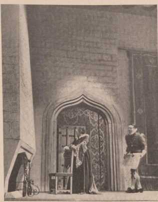
Aus der Aufführung von Schillers „Maria Stuart" im Berliner Staatstheater

Oben: Käthe Dorsch als Maria

Rechts: Hermine Körner als Elisabeth nach der Unterzeichnung des Todesurteils:

Davison: Nimm das Papier zurück!
Nimm es zurück!
Es wird mir glühend Feuer in den Händen.
Nicht mich erwähle, Dir in diesem furchtbaren Geschäft zu dienen.

Elisabeth: Tut, was Eures Amtes ist!



Rudolf Huch

Zu seinem 75. Geburtstag



In der Reihe der wenig bekannten deutschen Dichter ist auch der am 28. Februar 1862 in Porto Allegre (Brasilien) geborene, einer alten vornehmen Kaufmannsfamilie entstammende Rudolf Huch, ein Bruder der bekannten Dichterin Ricarda Huch, zu finden. Seine Eltern, die 1863 nach Deutschland zurückkehrten, siedelten nach Braunschweig über. Rudolf Huch studierte in Heidelberg und Göttingen Rechtswissenschaft, kam als Referendar nach Braunschweig und wurde 1888 beim Amtsgericht Wolfenbüttel und Landgericht Braunschweig als Rechtsanwalt zugelassen. Mit seinen Eltern zog er dann nach Bad Harzburg, wo er nun schon 34 Jahre seinem Berufe und seiner Berufung sich widmet.

Rudolf Huch, der Mitglied der Akademie der deutschen Dichtung ist, gilt als Schilderer des deutschen Bürgertums, so wie es sich zwischen 1890 und dem Ausbruch des Weltkriegs entwickelte. Er war zu diesem Werk besonders durch seine ständige berufliche Berührung mit den mittleren Ständen berufen. „Mein Gegenstand war der Mensch und sein sich aus dem Angeborenen und den Umständen ergebendes Schicksal", sagt er von sich selbst.

Seine erste Dichtung ist der 1894 entstandene Roman „Aus den Tagen eines Höhlenmolochs", von dem der mit Huch befreundete Wilhelm Raabe begeistert war. In der Schrift „Mehr Goethe" wandte er sich 1899 in temperamentvoller Weise gegen die naturalistische Literatur.

Huchs Bücher sind Bekenntnisse der eigenen wunderlichen Seele. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören: „Hans der Träumer" (1902), „Der Frauen wunderlich Wesen" (1905), „Talion" (1913), „Wilhelm Brinkmeyers Abenteuer" (1915), „Das Lied der Parzen" (1917), „Anno 1922", „Spiel am Ufer" (1923).

Der Bernhard Sporn Verlag, Zeulenroda, hat es unternommen, die „Humoristischen Erzählungen" (144 Seiten, 2,80 RM) und eine vom Dichter überarbeitete Neuausgabe des Romans „Talion" (296 Seiten, 3,80 RM) aufzulegen. Im „Talion" wird die Kantsche These der Vergeltung des Gleichen mit Gleichem mit großer Anschaulichkeit am Schicksal des Premierleutnants von Dohlen verfochten. Dohlen, der wegen seiner zahlreichen Liebschaften der „wilde Dohlen" genannt wird, verliebt sich in einer kleinen Garnison in die Frau des Hauptmanns, ohne sich um deren eifersüchtige Schwester zu kümmern. Die Verbindung wird entdeckt; in dem Duell erschießt Dohlen den Hauptmann; er selbst muß den Abschied nehmen, verläßt die beiden Frauen und übernimmt das Majorat über das Gut seines Bruders Detlev, der einem Unglücksfall auf der Jagd zum Opfer fiel. Die letzte große Liebe des Alternden aber wird nicht mehr erwidert — so vergalt das Schicksal mit Gleichartigem. Der Ausbruch des großen Krieges ist Dohlen willkommen. 1915 fällt er in Flandern, womit sich das Hausgesetz der Freiherrn von Dohlen, daß keiner seiner Agnaten eines natürlichen Todes sterben dürfe, an ihm erfüllt. Huch hat in dieses Schicksal viel von den Ideen der Vorkriegszeit verwoben und damit ein echtes Spiegelbild der Zeit um die Jahrhundertwende gegeben. Das Ewige entwirft er in den Frauen, meist zarten, anmutvollen Figuren. Der aus einem inneren Widerstand nicht wahrgenommenen Gelegenheit der Männer setzt er die vorurteilsfreie Hingabe der liebenden, traumvollen Frauenseele, der realistischen Gegenwart ein starkes Ahnungs- und Einfühlungsvermögen gegenüber. Eine tiefe Melancholie schafft den Stimmungshintergrund für die tragische Linie in diesem Roman.

In der kleinen Selbstbiographie des Dichters steht der für das Wesen des Humoristen bezeichnende Satz, daß Huch die lustigsten Teile seiner Bücher meist in Stunden größter Niedergeschlagenheit geschrieben habe. Aber Huchs Humor hat wegen des tragischen Grundzugs des Dichters nichts Grimmiges oder Verbissenes. Dies beweisen die beiden humoristischen Erzählungen „Ein Menschenfreund" und „Der Herr Kammerrat und seine Söhne". Die erstere und bis jetzt noch nicht veröffentlichte glossiert das philantropische Wesen des Ökonomierats Haberfeld, der nur Vorbestrafte als Arbeiter und Dienstboten beschäftigt und natürlich von ihnen betrogen wird. Seine ganze Kunst der Erziehung, seiner Theorie der Besserung des Menschen durch Besserung seines Umgangs und seiner Lebensumstände wird von der Wirklichkeit nicht bestätigt. Außerdem ist der Einfluß dieser Menschen auf seinen Sohn Georg ein denkbar schlechter; erst dessen trauriges Schicksal erlöst den Menschenfreund endgültig von seinen überspannten Ideen. Huch versteht dies alles, wie auch die Schicksale des Kammerrats und seiner Söhne, mit viel Humor und menschlicher Wärme darzustellen. Hoffen wir, daß dem Dichter die Anerkennung zuteil werde, die seinem Werk gebührt.

K. H. Bühner

Kurz und gut!

Heimkehr zu den Menschen

Romane unserer Zeit

Von dem Niederdeutschen Ludwig Tügel liegen zwei neue Bücher vor: der Roman „Pferdemusik“ und die Erzählung „Lerke“ (Verlag Albert Langen / Georg Müller, München), die in ihrer Gesamthaltung an den Roman „Sankt Blehk“ anknüpfen: auch in der „Pferdemusik“ erscheint als Thema die große, durch den Krieg bedingte Veränderung des seelischen Gleichgewichts der Menschen. Bei Major Thyllbeck in der „Pferdemusik“ ist diese Veränderung besonders auffallend in Erscheinung getreten: Vom Krieg zurückgekehrt, hat er sich an der Nordsee einen richtigen Unterstand, seine „Höhe 72“, gebaut, wo er mit seinem Diener Mokenesa den militärischen Kampf auf seine eigene Weise fortsetzt. Zu Hause, im geruhsam umfriedeten Leben, hat es ihn nur kurze Zeit gelitten. Er konnte nicht zurückfinden in das Leben nach dem Kriege — er wurde mit der Vergangenheit nicht fertig. Dieses Unvermögen, vergessen zu können, was war, diese wunderlich-merkwürdige Art von Treue — dies ist der eigentliche Vorwurf des Romans. Im Rahmen des Werkes zwar weniger wesentlich, allgemein doch höchst folgenschwer ist jedoch die von Thyllbeck gemachte ungeheure Erfahrung, daß die Wirklichkeit erst dort ganz faßbar und erklärlich wird, wo sie mit dem Überrealen zusammenstößt, wo die „höhere Pferdemusik“, die Musik der Sphären, hörbar wird. Als Thyllbeck diese Erfahrung gemacht hat, sprengt er seinen Bau in die Luft; dann ist er verschwunden. Der Dichter macht uns mit einer Anzahl scharf beobachteter und umrissener Figuren bekannt und bewegt sie im großen Kräftefeld von Haß und Liebe, Abwehr und Hingabe. Das flutende und lange Zeit ungewisse Hin und Her, die Kraft und Genauigkeit des Erzählens, die Sicherheit des sprachlichen Ausdrucks kennzeichnen auch dieses Tügelsche Buch (326 S., RM 5.50).

Das Motiv der Treue erfüllt auch die Erzählung „Lerke“ und bestimmt ihren Charakter. Am Beispiel eines jungen Mädchens und ihrer verschiedenen Liebhaber wird die Untreue gegen die Gesetze des Lebens und des Wachstums als unheilvoller Mißbrauch der Freiheit erwiesen. Die junge Lerke mißachtet den Rat des rührend um sie besorgten Pflegevaters und, nach dessen Tode, den des Dieners Franz. Nacheinander verwirrt und zerstört sie manches Herz; sie wird aber, nach so viel achtlos zugefügtem Leid, selber duldend und liebend, wieder auf den Pfad des rechten Lebens geführt. Älter und weiser geworden, begreift sie, daß das Reich der Geister die Lebenden und die Toten verbindet. (136 S. RM 2.70.)

Das Problem vom Menschen in seiner Zeit, das Ludwig Tügel in der Gestalt des Majors Thyllbeck zu einer etwas resignierten Lösung führte, greift auch Günther Schwab in seinem Roman „Mensch ohne Volk“ (Speidel-Verlag, Wien) auf; nur zieht er die letzte Konsequenz daraus und führt den Helden des Buches entschlossen in die menschenferne Einsamkeit der Urwelt. Der Versuch, einen weltschmerzlich verdüsterten, aber merkwürdig stark in der Natur verankerten Menschen durch das Erlebnis seiner Hilflosigkeit im Urwald zu kurieren, gelingt: Der neue Robinson findet auf dem Weg über die Erkenntnis der Größe und feindlichen Verzauberung der Natur zum Nächsten und zur Gemeinschaft seines Volkes zurück. Diese Wendung des Problems von dem Grauen vor der Einsamkeit des Ichs ins Soziologische gibt dem Roman seine überzeugende Kraft. Günther Schwab, ein junger, österreichischer Förster, hat die Fälle seiner Naturbeobachtungen in diesem Roman vor dem erstaunten Leser ausgebreitet und die ganze Pracht, Vielfalt und Buntheit einer unberührten und unberührbaren Natur vor uns aufblühen lassen. Lehrhafte Abschnitte — in der Form kleiner Essays — erhöhen die Geistigkeit dieses in einer Art Tagebuchform geschriebenen Romans, ohne seine in der Schilderung des Landschaftlichen ruhende Kraft zu mindern. (292 S. RM 5.50.)

Das Zurechtfinden in englischen Verhältnissen, die Angleichung an fremden Lebensstil fällt dem deutschen Kriegsgefangenen Holm in Heinrich Eckmanns Roman „Eira und der Gefangene“ (Westermann, Braunschweig) viel leichter als die seelische Annäherung an die Menschen in Wales. Holm findet sich äußerlich zwar bald zurecht, da er von Natur aus ein fröhlicher Bursche ist, mitteilsam, gesellig und nicht sehr für die Einsamkeit geschaffen, aber seine Sehnsucht bleibt Deutschland und sein geliebtes Mädchen, dem er trotz allen schweifenden Beziehungen im Herzen doch treu bleibt. Auch in seiner Liebe zu der sympathischen Eira verbirgt sich doch ein gewisser Rest von Fremdheit: die letzten Schranken wollen nicht fallen. Bei aller Hingabe an das Leben in Wales bewahrt Holm sein Heimatgefühl, seine Gebundenheit an das Schicksal des Vaterlandes und seine Treue zur Vergangenheit. Eckmann hat dieses innere Gesetz sehr schön und gediegen an einer ziemlich einfachen Fabel entwickelt; das landschaftliche Element ist rein stimmungsmäßig in dem Buch vorhanden, die dichterische Sprache sanft, reif und schwingend (272 S. RM 4.80).

Wolfgang Zurlinden

Geschichte im Roman

Horst Wolfram Geißler stellt die Gestalt des großen Soldaten, Feldherrn und Politikers Prinz Eugen in den Mittelpunkt seines Romans: „Der Prinz und sein Schatten" (Verlag Scherl Berlin, 270 S. RM 3.80), in dem ein ganzes Jahrhundert mit seiner Größe und seinen Verhängnissen vor der Seele des Lesers ersteht. Kaiser und Könige, schöne Frauen und Diplomaten, große Herren und Vagabunden gehen über die Szene der Handlung, deren Hintergrund die Städte Paris, Wien, München und die Pfalz bilden. Eine Zeit, tief aufgewühlt von politischen Wirren und Kriegshandlungen, wird packend geschildert. Vor dem großen Zeitschicksal steht das kleine Menschenschicksal, eines ohne das andere nicht denkbar, eines ans andere gebunden.

Hans Henning Freiherr Grote erzählt in seinem Roman „Der tolle Herzog" (Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig. 205 S. RM 3.50) die Wandlung des schwäbischen Herzogs Karl Eugen. Aus einem Leben der Genußsucht, der Selbstherrlichkeit und tyrannischer Herrschaft sucht sich der Herzog von seinem fünfzigsten Geburtstag ab zu einem neuen Ideal durchzuringen. Er bekennt seine Irrtümer und Fehler als Folgen seiner menschlichen Natur und Leidenschaft und strebt danach, von nun ab dem Volk und dem Lande ein wahrhafter Diener zu werden. Franziska von Hohenheim, die Gattin des Herzogs, hat wesentlich zu dieser Läuterung beigetragen. Überzeugend und lebensstark stellt der Verfasser die Gestalten seines Romans in den farbig gezeichneten Raum der Geschichte und die Atmosphäre der Zeit.

An den Anfang des dreißigjährigen Krieges führt Marie Hay's Roman: „Die Winterkönigin". (Aus dem Englischen übertragen von Herbert von Hindenburg. Gustav Kiepenheuer, Berlin. 282 S. RM 6.50. Sie stellt die harten und schweren Schicksale der Elisabeth Stuart, der Tochter Jakobs I. von England und der Enkelin Maria Stuarts dar. Vom englischen Hofe kommend, heiratet sie 1613 den Pfalzgrafen Friedrich V. Als sich im Mai 1618 die böhmischen Aufrührer gegen Ferdinand II. von Steiermark erhoben, trieben eitle Hoffnungen und falscher Ehrgeiz den Pfalzgrafen dazu, die Königskrone von den böhmischen Ständen anzunehmen. Im Oktober 1619 zog er als König in Prag ein, verlor aber schon am 8. November 1620 in der Schlacht am Weißen Berge Thron und Land. Kaiser Ferdinand II. ächtete ihn. Um der Frau die Würde und den Rang einer Königin zu schaffen, hatte der Pfalzgraf sein Land und das Reich in den Jammer des Dreißigjährigen Krieges gestürzt. Marie Hay stellt den Lebensweg der Elisabeth Stuart dar, stellt die großen Augenblicke heraus, wie sie als Braut von England kommt, wie sie in Prag einzieht, hernach aber bettelarm, gehetzt und verfolgt nach Holland flüchtet, wo sie Zuflucht findet. Aus den 29 Kapiteln, in denen die reiche Handlung abrollt, tritt die Gestalt der Königin stark und würdig heraus.

O. Heuschele

Aus vergangenen Tagen

Märten von Borwitz, ein schlesischer Junker, Sohn eines kaiserlichen Obersten aus dem Dreißigjährigen Krieg, geht auf große Fahrt nach Westindien. Er wird Mitglied einer Freibeuterbande, führt Raubfahrten in die spanischen Kolonien aus, nimmt an den Eroberungszügen gegen die letzten Reiche der Inkas teil, wird von heißer Liebe zu einer Prinzessin dieses Reiches erfaßt und heiratet sie, wodurch er Gobernadore eines großen Reiches wird. In der letzten Schlacht zerfällt indessen die ganze Herrlichkeit; als einer der wenigen Überlebenden kehrt er in seine Heimat zurück, um sein Gut zu verwalten und dieses Buch[1]) zu schreiben, das in ungeschminkter, derber und drastischer Sprache von Abenteuern und Schicksalen erzählt, wie sie die glühendste Phantasie eines Dichters kaum hätte erfinden können.

Ebenso bunt und phantasievoll ist das Leben des Edelmanns, Pilgers und Baumeisters Daniel Paschasius von Osterberg, das Cosmus Flam nachgestaltet hat[2]). Auf einer Wallfahrt nach Jerusalem wird der schlesische Edelmann von Mameluken gefangen und fünf Jahre lang als Sklave festgehalten. Durch ein Wunder befreit, kehrt er nach Schlesien zurück, wo er sein Lebenswerk, die große Wallfahrtskirche Albendorf in der Grafschaft Glatz beginnt. Ein Buch, reich an Legenden, Fabeln, Märchen, aber auch an echter Frömmigkeit, ein Buch, aus dem Glanz und Größe des Barockzeitalters lebendig leuchten.

O. Heuschele

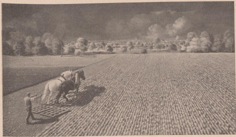
[1]) Märten von Borwitz, ein deutscher Avanturier — Oder die seltsamen und wunderlichen Begebenheiten eines schlesischen Edelmanns zu Wasser und zu Lande, in Europa und Amerika. Breslau, W. G. Korn Verlag. 530 S. RM 7.—.

[2]) Cosmus Flam, Daniel Paschasius von Osterberg, Edelmann, Pilger und Baumeister der Barockzeit. Breslau, Bergstadt Verlag. 400 S. RM 5.50.

Hjalmar Kutzleb: Herzog Sterngucker

(Georg Westermann, Braunschweig)

Bernhard, Prinz des fürstlichen Hauses derer von Waltersburg, wird aus seinen Jugendstudien und dem heimlich genährten Wunsch nach einem geruhigen Gelehrtendasein hinweg vom Schicksal auf den Thron der Väter berufen. Er wehrt sich nicht, fügt sich auch in die Maschinerie des Staates ein und versucht doch noch, so viel als möglich aus seinem stillen Reich des Denkens und Philosophierens in das harte, wirkliche, alltägliche Leben hinüberzuretten. Das Volk nennt ihn, der die Menschen verbessern möchte, den Herzog Sterngucker; und vieles mißrät unter seinen Händen, was klug und weise erdacht war. Doch sammeln sich bedeutende Menschen um ihn, der Göttinger Gelehrte Lichtenberg wird sein Freund; an seinem Theater wirken Ekhof und Iffland; Karl August von Weimar, Goethe, Therese Heyne und andere begegnen ihm. Erscheint so dieser Roman auch an Ort, Person und Zeit gebunden, so stellt er doch eigentlich etwas ganz Zeitloses und Allgemeingültiges für jedermann dar: die Sehnsucht nach dem Sternenhaften und das Gebanntsein auf das Rad des Lebens. (272 S. RM 4.80.) E. Lorenz



Werner Peiner — Deutsche Erde

(Aus E. A. Dreyer „Werner Peiner")

Heilige Erde

Der Held von Bernhard Kellermanns neuem Roman „Lied der Freundschaft" (S. Fischer Verlag, Berlin), Hermann Faßbinder, ist nach Kriegsschluß mit vier Kameraden aus dem Felde heimgekehrt. Auf dem Gute seines Vaters wollen sie den Tag feiern, mit dem ein neues Leben beginnt. Doch der Vater ist tot, das Gut abgebrannt. Statt Freude erwartet sie Not. Aber die Kameradschaft der verflossenen vier Jahre wandelt sich zur unzerbrechbaren Freundschaft. Aus dem Nichts bauen fünf Menschen einen neuen Hof. Auf dem Stück Erde, das ihnen Hermann schenkt, bauen sie auch das eigene Glück. So ist Kellermanns neues Buch ein Bekenntnis für tätige Liebe. (499 S. RM 7.50.)

Den Roman einer Landschaft schrieb Wilhelm Kotzde-Kottenrodt in „Frau Harke" (J. F. Steinkopf, Stuttgart). Frau Harkens, „Friggas", Land liegt an der unteren Havel. Es ist das Reich der Fischer, so lange man denken kann. Den Germanen folgten hier einst die Wenden und ihnen nach Jahrhunderten wieder die Deutschen. Ihr aller Leben aber ist bis auf den Tag das gleiche harte, entbehrungsreiche und doch himmelsnahe und erdverwachsene, glückvolle geblieben. In ihr Dasein hinein webt und spinnt es aus jedem Busch und Baum und dem Röhricht an den Havelufern. Da ist über Nacht die moderne Technik gekommen mit ihren Baggermaschinen und Hebekränen und hat des Fischers Reich in Trümmer gelegt. Der Fisch blieb weg. Der Fisch aber ist dieser Menschen Glück, ihr Wohlstand und ihr Verhängnis. Wer den Havelmenschen den Fisch nimmt, nimmt ihnen das eigene Leben. Und doch muß Frau Harke es geschehen lassen, daß der Strom der Zeit das Dasein der Fischer aus ihrem Reiche wegschwemmt. Immer aber bleibt das Land, das neues Leben weckt und trägt. Dieses Buch, ein Stück Lebenserinnerung des Dichters, ist voller Liebe zur deutschen Landschaft, zum werkenden deutschen Menschen und eine Mahnung an die Jugend, das Erbe der Heimat treu zu verwahren. (277 S. RM 4.50.) E. Lorenz

Ein deutscher Maler

Wer sich in den letzten zehn Jahren aufmerksam mit der deutschen Malerei beschäftigte, der konnte da und dort in Ausstellungen oder in Reproduktionen führender deutscher Zeitschriften immer wieder den Werken Werner Peiners begegnen. Von Jahr zu Jahr reifte des Malers Schaffen zu eigener Form und Gestalt und bildete einen eigenartigen und starken Beitrag zur gesamtdeutschen Malerei der Gegenwart. Es waren besonders die großempfundenen und -gestalteten Landschaftsbilder, die unsere Bewunderung und unsere Liebe forderten, sodann aber auch einige Porträtbilder, in denen sich Werner Peiners Wesen besonders eindrucksvoll zeigte: sein seelischer Adel und seine geistige Durchdringung und Erfüllung alles Lebens. Aus diesen Arbeiten wurde deutlich, daß hier ein Künstler am Werke ist, der, aus den schöpferischen Quellen der deutschen Seele schaffend, Werke hervorgebracht hat, die würdig neben den wesentlichsten Meisterleistungen der Gegenwart stehen und die Tradition der deutschen Malerei gültig fortführen. Man kann Werner Peiners Kunst neuromantisch nennen, man kann sie auch zu dem Schaffen der Maler in Bezug bringen, denen Peiner am verwandtesten ist, den deutschen Romantikern. Man wird aber immer wieder feststellen müssen, daß sein Schaffen der Form wie dem Gehalte nach eigen-schöpferisch ist.

Nun ist soeben ein schönes Werk erschienen: Ernst Adolf Dreyer: „Werner Peiner" (mit 48 Bildtafeln und 2 farbigen Originalwiedergaben, Sieben Stäbe Verlag, Hamburg, RM 11.—),

in dem die wichtigsten Arbeiten Peiners vorbildlich reproduziert wurden. Ernst Adolf Dreyer, der sich seit Jahren für den Meister einsetzt, hat eine grundlegende, wesentliche Fragen der deutschen Kunst behandelnde Einführung geschrieben, die eindringlich gelesen und durchdacht werden sollte. Daß sie überdies ein Muster vorbildlicher Sprachgestaltung darstellt, soll nicht unerwähnt bleiben. Dreyer zeigt den Lebens- und Schaffensweg Peiners auf, er gibt eine Deutung seiner Kunst, indem er sie in Bezug bringt zum „geistigen Gesetz deutscher Kunst" überhaupt. „Die Arbeit dieses Meisters war — so wie heute — in allen vergangenen Jahren der Zersetzung und der ‚Aufregung' das Suchen und demutvolle Formen der Wahrheit. Ewige Landschaften, ewiges Antlitz, ewiges Geschehen in der Zeit —: aus der Ruhe dieses Glaubens wirkt er."

Wir möchten wünschen, daß das Buch nachdrücklich beachtet werde, denn es macht nicht nur den Kunstfreund mit einem unserer besten deutschen Maler bekannt, sondern vermittelt auch das Erlebnis deutscher Kunst. O. Heuschele

Lebendige Geistesgeschichte

Ein anderes Werk, das Ernst Adolf Dreyer unter Mitwirkung führender Fachgelehrter herausgegeben hat, behandelt die Geschichte eines deutschen Verlags: „Friedrich Vieweg und Sohn in 150 Jahren deutscher Geistesgeschichte." Dieses schöne Buch ist mehr als eine Verlagsgeschichte — ein Stück lebendiger deutscher Kulturgeschichte. Eine Fülle hervorragender deutscher Dichter, Denker, Gelehrter und Forscher begegnet uns hier mit ihren Werken, unter anderen: Kant, Goethe, die Gebrüder Humboldt, Herder, August Wilhelm Schlegel, Wieland, Jean Paul, Jakob Grimm, Ludwig Richter, Justinus Kerner, Gottfried Keller und Wilhelm Raabe, daneben noch wissenschaftliches Schrifttum aus den Gebieten der Technik, Physik, Chemie und Mathematik. Aus den reichen Schätzen des Verlagsarchivs ist eine größere Anzahl Autorenbriefe, z. T. in Faksimile, abgedruckt, darunter der gesamte Briefwechsel, der zur Verlagsübernahme von Goethes „Hermann und Dorothea" führte. So ist das schöne Werk als wertvoller Beitrag zur deutschen Geistes- und Kulturgeschichte zu betrachten. O. H.

Zwei biographische Romane

Um die Gestalt des berühmten chinesischen Dichters Li Taipe ranken sich viele, oft widerspruchsvolle Legenden. Kurt Eggers hat in seinem Roman „Herz im Osten" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) versucht, das Leben dieses großen Dichters, feurigen Liebhabers und gewaltigen Zechers auf den Hintergrund der uralten, zaubervollen Kultur Chinas zu entwerfen. Die verschiedenen Stationen von Li Taipes Leben, sein Auszug aus der Heimat, seine Wanderschaft und seine Aufnahme am Hof des Kaisers erleben wir ebenso wie Li Taipes Wandlung vom oberflächlichen Jüngling zum Mahner des Volkes, der fast wie ein Heiliger verehrt wird. Neben all den derben, unsentimentalen Geschehnissen bekommen auch die zarten, lyrischen Stellen noch eine Bedeutung und — was immer schwer zu schildern sein wird — man ahnt auch die Quellgründe von Li Taipes Dichtung, von der einige Proben, freilich nicht die besten, geschickt in den Text eingestreut sind. Der etwas feuilletonistische Stil des Romans steht dem Thema nicht weiter im Wege. (307 S. RM 5.25.)

Von ähnlicher Art ist der um Frau von Maintenon, die geheime Gattin des alternden Königs Ludwig XIV., geschriebene Roman von H. von Monbart: „Die Witwe Scarron" (Müller und Kiepenheuer, Potsdam-Berlin). Die frühere Gattin des Literaten Scarron, eine gläubige Katholikin, fromm, aber nicht bigott, wird zur Erzieherin der Kinder der Frau von Montespan, der damaligen Mätresse des Königs. Wie sie sich gegen die vielerlei Hofintrigen, gegen die Allmacht der Montespan und selbst lange Zeit gegen den Willen des Königs, der sie zu lieben beginnt und dem sie schließlich doch verfällt, durchsetzt — dies wird in dem Buch offenbar gemacht. Es steht ungefähr in der Mitte zwischen gelehrter, mehr andeutender als ausgeführter Biographie und unterhaltsamem Roman. Überraschend treffende Ausdrucksweise, sicheres Urteil, aber etwas reportagehafter Stil. (218 S. RM 3.60.)

Wolfgang Zurlinden

Um Bindung und Lösung

Wie wird die Frau mit dem Manne fertig? Um dieses unerschöpfliche Thema kreisen die Romane immer von Neuem. Florian Seidel behandelt es in seinem Buch „Der Weg der Eva Brugger" (Verlag J. G. Cotta, Stuttgart. 255 Seiten. RM 4.80). Die erste starke Liebe eines sechzehnjährigen Mädchens wird von einem verantwortungsscheuen Manne ausgenützt und verraten. Das verlassene und verachtete Mädchen geht nur deshalb nicht zugrunde, weil der Wille zur Rache ihm ein festes Ziel gibt. Die Rache gelingt: Eva Brugger treibt ihren Feind zum Meineid und entlarvt ihn in dem Moment, als die kleine Landstadt ihn zu ihrem Bürgermeister wählt. Das Spiel zwischen den beiden geht Zug um Zug in starker, dramatischer Spannung. Die drei bis vier Hauptfiguren stehen in deutlichem, scharfem Licht, während das Milieu, die Menschlichkeit der Nebenfiguren und das Landschaftliche gegenüber der grellen Vordergrundshandlung etwas blaß bleibt.

Die Heldin des Romans „Die ganz großen Torheiten" von Marianne von Angern (Universitas, Berlin. 240 S. RM 4.50) kommt zu einem anderen Ergebnis. Als begabte Seminaristin einer kleinen österreichischen Stadt hat sie das Glück, ein Stipendium zu bekommen, das sie als Gast einer alten Gräfin nach Wien in die Schauspielschule

bringt. Am ersten, etwas verwirrten Abend in der Großstadt verliebt sie sich in einen Mann, der sie, einem Mißverständnis zufolge, für ein „lockeres Mädchen“ nimmt und dann nichts mehr von sich hören läßt. Ausgerechnet er ist dann ihr Schauspiellehrer, ein gefeierter Löwe der Wiener Gesellschaft. Das Mädchen versucht vergeblich, ihn aus der pädagogischen in die private Sphäre zurückzuzwingen. Nach einem letzten, verzweifelten Versuch, der zugleich das Ende ihrer schauspielerischen Laufbahn bedeutet, hat sie genug vom „großen Leben“ und reist in die heimatliche Kleinstadt zurück, etwas zerzaust, aber nicht zu unglücklich, um nicht doch noch mit ihrem alten Verehrer zusammenzufinden. Wenn diese Geschichte auch an der Oberfläche aller berührten Probleme bleibt, ist sie doch sehr frisch und spannend erzählt.

Anders das Buch „Stier und Jungfrau“ von Meta Scheele (Paul List, Leipzig, 303 S. RM 5.80). Das Problem erhält in ihm eine erfreuliche Lösung: die stille, unschöne Frau erträgt den brutalen Mann und macht in der Verborgenheit viele seiner heftigen Unbesonnenheiten wieder gut. Der Mann selbst aber, der Held des Buches, ist eine nicht recht geglückte Mischung von Handwerker und Ritter, ein wilder Metzgermeister im Trier des ausgehenden 15. Jahrhunderts; ein Mann von hemmungsloser Lebenskraft und ohne jede Spur von innerer Zucht. So geht denn auch aus seinem Leben nichts Beständiges und Wertvolles hervor: der eine Sohn gibt wiederum einen wilden Reiter ab, der andere einen fanatischen Mönch. Zu würdigen ist der Versuch, die Zeit der sogenannten „burgundischen Festkultur“ in farbiger Schilderung erstehen zu lassen. Doch ist der Stil des Buches von einer Derbheit, die, besonders aus der Feder einer Frau, häufig peinlich berührt.

Eine weitere Lösung gibt der Roman „Die Trennung“ von Hans Nabl (Paul Neff Verlag, Berlin. 237 S. RM 4.80). Hier ist es die Arbeit, die Aufgabe des Mannes, eines Arztes, mit der sich die Frau auseinanderzusetzen hat. Sie tut es auf radikale Weise: in dem sie den Mann zwingt, sich zeitweilig ganz von ihr zu trennen und nur der Arbeit zu leben. Aus dem Interim wird um ein Haar ein endgültiger Zustand. Der Mann verrennt sich in seine Arbeit, die Frau in ihre Selbstaufopferung, so weit, daß sie ihm nicht einmal mehr die Geburt ihres gemeinsamen Kindes mitteilt. Daß er trotz ihres Schweigens dieses Ereignis nicht doch errät, nimmt sie ihm so übel, daß sie die Scheidung betreibt. Aber im letzten Augenblick haben sie Glück: die Arbeit ist vollendet, eine schicksalspielende Freundin bringt den Mann unvorbereitet mit Frau und Kind zusammen, und alles wird wieder gut. Die gefährliche Kurve dieser Entwicklung ist mit Sicherheit und mit feinem Einfühlungsvermögen, besonders in das Erleben der Frau, gezeichnet.

M. Storz-Nothweiler

„Von Rechts wegen“

Kurt O. Fr. Metzner behandelt in seiner Erzählung „Von Rechts wegen“ (Holle & Co., Berlin, 94 S., RM 1.20) die Geschichte des Wassermüllers Arnold, dem von seinem hochadeligen Nachbarn, dem Herrn von Gersdorf, das Wasser und damit die Erwerbsmöglichkeit abgegraben wurde und der doch seinem Grundherrn, dem Grafen von Schmettau, den vollen Pachtzins zahlen soll. Natürlich ist er dazu nicht imstande, mag man ihn auch in Schuldhaft setzen — so daß die Kinder hinter ihm „Schuldenmüller!“ herrufen —, ihn drängen und plagen. Er wird trotz seiner Proteste, trotz seiner Klagen wegen des ausstehenden Zinses von 80 Talern und 24 Malter Korn von Haus und Hof, die schon 100 Jahre im Besitz seiner Familie sind, verjagt. Er beschwert sich bei der Neumärkischen Regierung in Küstrin — umsonst. In seiner Verzweiflung schreibt er ein Bittgesuch an den König, der denn auch den Obersten von Heucking zum Patrimonialgericht mit einem Rat aus Küstrin schickt, die Sache persönlich zu untersuchen. Auf den Bericht des Offiziers hin, daß Arnold hart und ungerecht behandelt worden sei, wie eine „Sache, nicht wie ein Untertan Seiner Majestät“, wird die Regierung zu Küstrin angewiesen, den Müller schadlos zu stellen. Die Perücken und Zöpfe fangen an zu stäuben; endlich finden die emsigen Hirne einen Ausweg aus der peinlichen Verlegenheit, indem man Müller auf eine Klage gegen den Herrn von Gersdorf verweist. Der aber hat ein Recht auf seine Teiche, er kann mit ihnen machen, was er will. Wer darf daran zweifeln? Die Klage wird also, wie erwartet, abgewiesen; auch das Kammergericht nimmt den gleichen Standpunkt ein — es bestätigt das Urteil. Der Müller, dem alle Grundsätze von Recht und Billigkeit ins Wanken geraten, wendet sich in seiner Verzweiflung noch einmal an den König, dem er nichts als die glatte Tatsache seines Mißerfolges mitteilt.

Da greift Friedrich selber hart, sehr hart ein. Er zwingt die Richter, ihr Urteil zu revidieren, dem Müller wird sein Recht gegen Paragraphen und verstaubte Aktenweisheit und darüber hinaus eine Entschädigung für alle erlittene Unbill. Die Räte und der Herr von Gersdorf müssen für die Kosten aufkommen, der Müller zieht auf seinen ererbten Besitz wieder ein.

Man sieht, das Thema ist ungemein zeitgemäß. Es handelt sich für uns nicht mehr darum, daß Recht gesprochen wird, es kommt darauf an, daß Recht geschaffen wird. Das wandelbar ist und sein muß wie alles Leben. Darauf kommt es an, daß im Volke das Vertrauen zu seinen Richtern bestehenbleibt. Und das „Von Rechts wegen!“. Nur darauf kommt es an, daß nicht jeder an sich denkt und eigensüchtig auf den Schutz der Paragraphen pocht, die für ihn sind, sondern sich stets bewußt bleibt, ein Glied des Ganzen, der Gemeinschaft zu sein, deren Wohl und Wehe von seinem Verhalten abhängt.

M. Platzer

Sport im Buch



Aus dem Dolomitenlandjahrweiser (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart)

Hellmut Lantschner: Tempo-Parallelschwung

Ein großer Könner auf den langen Brettern hat hier ein kurzes, sachliches Büchlein geschrieben für solche Skifahrer, die es ihm nachtun, die etwas leisten, etwas lernen, sich verbessern und schließlich etwas können wollen. An keiner Stelle wird Lantschner trocken, langweilig und belehrend, dafür spürt man in jeder Zeile die große Liebe zu den Bergen, zum Schnee, zu den Hängen und zu seinem Skisport. Die Sprache ist einfach und klar, und so sind auch die 27 Seiten Text aufgebaut. Vom Material und vom Schnee, von der Körperbeherrschung und dem wichtigsten und empfindlichsten Teil, dem Knie, handelt er zuerst; dann werden wir über die Grundlagen Christiania, Slalom und Temposchwung zum Ideal, dem Tempo-Parallelschwung, geführt. „Der Tempobogen ist ein Gefühlsschwung wie kein anderer. Durch die große Geschwindigkeit wird das Fahren mehr und mehr ein Schweben im oder auf dem Weiß. Die Skier tasten, fühlen sich über alles, was Hindernis sein kann, hinweg, der Ursprung dieser Beherrschung ist Wille und Instinkt, während das Tempo die letzte Lösung bedeutet." So leitet er die eigentliche Beschreibung dieses herrlichen Schwunges ein. Alles, was man durch Worte und Bilder geben kann, gibt uns Lantschner hier. Die 36 Bilder sind des Textes würdig. (Rowohlt, Berlin. 27 S. RM 2.—)

Hellmut Lantschner: Spuren zum Kampf

„Das schönste ist und bleibt, über einen Steilhang oder durch dichten Wald zu laufen, im Weiß der Kälte zu wühlen, ein König über dieses Weiß zu sein." Was alles Lantschner unternimmt, opfert, aufgibt, versucht, um sein Leben einen Winter lang auf dieses höchste Erlebnis einzustellen und gleichzeitig für die olympischen Winterspiele zu trainieren, das wird in den „Spuren zum Kampf" auf 85 Seiten, durch gute Photos unterstützt, erzählt. Es gibt kaum ein Sportbuch, in dem das Kampferlebnis, das Drum und Dran des modernen Sports so wahr und so eindringlich vom Standpunkt des Aktiven aus geschildert wird. Das Wesen des Wettkampfsports wird hier jenseits aller Unterscheidungen von Professionals und Amateuren erfaßt und auch dem Nichtsportler nahegebracht. (Ebenda. 85 S. RM 3.80)

Hubert Mumelter: Skibilderbuch

Ein herrlich buntes Bilderbuch, das Augenblicksszenen aus dem Skibetrieb eines großen Wintererholungsortes festhält. Die mehr und weniger guten Witze passen auf die Skifahrer der großen Städte, die nicht nur aus reiner Naturliebe zum Wintersport fahren, sondern ihre Flirts, ihre Unterhaltungen und ihren Klatsch in dieser neuen Umgebung fortsetzen. Die sanfte Ironie der prächtigen Bilder und die gute Beobachtungsgabe des Verfassers versöhnen mit vielem. (Ebenda. 48 S. 47 Abbild. RM 3.80)

Roland Betsch: Narren im Schnee

Eine leicht verrückte, märchenhafte und spannende Liebesgeschichte mit einem sehr befriedigenden Happy end wird flott erzählt. Eine Unmenge Gestalten tragen zur Verwirrung und Erheiterung des Lesers bei. „Der Gipstheodor", der „Linserich", „Margot, das Unikum", „Valentino, der müde Prinz", „Der Luftmillionär" und noch eine ganze Reihe mehr spielen neben der lange unerkannten Heldin „Dorothee, die Zauberin" jeder eine Rolle im Schnee, an den Schauplätzen „Berghotel Gipfelblick" und „Tannenhof".

An den munteren Stil muß man sich gewöhnen. „Da steht die Höllengeburt, hält einen irdenen Topf mit alkoholischer Flüssigkeit in beiden Händen und lacht hinter zweiunddreißig Zähnen hervor. Dann trinkt sie und tut einen Zug, als wollte sie der Welt Glückseligkeit aus diesem Milchhafen saugen. Hört hin, sie muß ganz tief Atem holen."

(Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin. 216 S. RM 4.80)

D. Bartens



Schloß im Park (Eschenau bei Weinsberg) Aufn. Blanck

Von der Unsterblichkeit mancher Bücher

Von Hansgeorg Maier

Von einem Spaziergang brachte ich einst ein Bild mit, das mir unauslöschlich in Erinnerung geblieben ist. Ohne Ziel von der Dorfstraße abbiegend, war ich in einen Park voll hochstämmiger Bäume getreten, deren dunkelgrünes Gewölbe milden Schatten ausbreitete und in seiner Mitte einen rechteckigen Platz freiließ, damit das dort errichtete schöne Gebäude nicht der Sonne und des Lichtes entbehrte. Welche Harmonie ging von dem Vierklang der abgerundeten Ecktürme aus, deren Spitzen rundherum das Dach des Hauptbaues überragten und dem Betrachter, trat er nur weit genug zurück, auf allen Seiten den einfachen Grundriß des Ganzen zu Bewußtsein brachten! Die schlichte, weißliche Kalktünche, welche die Mauern bedeckte und die dunkel schimmernden Scheiben der Fenster kräftig heraustreten ließ, war der einzige Schmuck dieses Schlosses, das an seiner wohldurchgebildeten Form genug der Zierde besaß und so ruhig und edel an seinem Standort verweilte, wie es nur jenen Dingen gegeben ist, welche schon manches Menschenalter vorüberziehen sahen.

Weshalb ich von diesem Park und seinem Schloß erzähle, ohne den Namen des Ortes zu verraten? Weil sich ähnliches vielerorts in unserem Lande findet und auch das, was das einfache Bild so unvergeßlich machte, vielmals wiederkehrt. Mit welch tiefem Nutzen konnte die Anlage doch ein Architekt studieren, ehe er an die Errichtung eines neuen Bauwerkes ging! Mit welch starker Bestätigung sprach es den Betrachter an, der um den Sinn einer gesunden Überlieferung nicht verlegen war! Und wer erinnerte sich nicht, schon hie und da einem Gebäude wie diesem begegnet zu sein, das auf den ersten flüchtigen Blick recht unauffällig zu sein schien, dessen einfältige Größe aber bei längerem Verweilen eindringlich und gewinnend hervortrat? In solchem Augenblick fühlt sich wohl jeder Sehende von dem guten Geist beschwingt, der einem Bauwerk dieser Art seinen Stil eingehaucht und ihn so über das rein Zweckmäßige hinaus zum Ausdruck eines Wesenhaften erhoben hat.

Nun darf freilich nicht vergessen werden, daß es keineswegs allein Werke der Architektur oder

der bildenden Künste sind, die in solchem wesenhaften Sinne einen Stil erleben lassen. Vielmehr ist alles wirklich Geformte und Gestaltete, gleichviel auf welche Weise und Art, imstande, uns in gleichem Maße innerlich anzusprechen, zu ergreifen und zu erheben. Es ist nicht zum wenigsten gerade dies der Reiz aller klassischen Musik, daß sie uns in ihrer durchsichtigen Form das Gewahrwerden eines ausgeglichenen und harmonisch durchgeführten Stiles ermöglicht. Und es besteht die mächtige Anziehungskraft, die von Büchern der klassischen Überlieferung unseres Schrifttums ausgeht, im Grunde in nichts anderem.

Wenn „Tradition haben" mit „Stil besitzen" gleichgesetzt wird, muß allerdings hinzugefügt werden, daß Stil nichts Zufälliges ist, sondern das Persönliche darin Haltung und Form gewinnt: jenes Menschliche, das ihm allenthalben zugrunde liegen muß, wenn anders er nicht entarten soll. Wodurch diese alten stilbesitzenden Werke so stark auf uns wirken, ist eben, daß sie nicht „stilisiert" sind, sondern Stil *h a b e n*; Stil läßt sich nicht bewirken, der Künstler besitzt ihn oder besitzt ihn nicht; es ist eine Frage seines persönlichen Seins, nicht seines Kunstwillens.

Als der junge Goethe der vorher nicht geahnten Empfindungsweite eines frisch anbrechenden Zeitalters in seinen ersten gültigen Werken eine verjüngte Sprache schenkte, ergab sich die tiefe Wirkung nicht aus einer Kunstabsicht, sondern aus dem Wesen seiner bewundernswert allseitig sich entfaltenden Persönlichkeit. Wer hindert uns heute, abermals bestimmende Eindrücke und hohen Gewinn von ihm und den anderen edlen Geistern seiner Tage zu empfangen? Gewiß nicht die Sünden einer entarteten und intellektualisierten Philologie, die längst lächerlich geworden sind. Aber es ist doch vielleicht angezeigt, den mißverständlichen Begriff einer allzu schulmäßigen und allzu formal verstandenen Klassik endlich allgemein und rückhaltlos mit neuem Erlebnisinhalt zu erfüllen und etwa der Beantwortung der Frage sich zu unterziehen, warum eigentlich, allen Sünden früherer Erziehungspedanten zum Trotz, gewisse Bücher so etwas wie eine kleine Unsterblichkeit durch alle Stürme hindurch zu retten vermochten.

Es ist die Frage nach den unsterblichen Büchern deutscher Sprache, die mit wachen Sinnen neuerlich gestellt werden sollte. Jene dürfen nicht einer für alle Diskutierenden zwangsgültigen Konvention unterliegen. Schon bei ihrer Auswahl muß vielmehr dem persönlichen Urteil freie Entscheidung, aber auch gültige Begründung zugewiesen werden. Der eine mag mehr an Stifter, der andere mehr an Immermann, dieser an Novalis, jener an Jean Paul sich anschließen! Wer kennt, beiläufig gefragt, noch Achim von Arnim und Mörikes Prosa? Wer Schillers Roman? Zu allererst gilt es, die schönste aller Lesetugenden, die Unbefangenheit, zu bewahren; zuvor muß vergessen werden, daß dieses Buch klassisch, jenes romantisch genannt worden ist. Können die Werke eines Brentano, Hölderlin, Keller, Kleist nicht beanspruchen, mit derselben Bereitwilligkeit gelesen zu werden, die heute jedem Buch entgegengebracht wird, das mit der Langeweile auch die Nervosität und die innere Unsicherheit zu tilgen verspricht?!

Wer erst wieder die Unsterblichkeit solcher Bände kostet, wird ein Glück empfinden, das mindestens dem Entzücken gleicht, das uns bei der Begegnung mit jedem Kunstwerk erfaßt, welches im oben angedeuteten Verstande „Stil" besitzt: sei es auch noch so unscheinbar . . . etwa wie jenes weißgetünchte Schloß mit den vier Türmen, von dem die vorliegende Betrachtung ausgegangen ist! Menschliche Reife und dichterische Meisterschaft haben sich ja in jenen unsterblichen Schöpfungen unseres Schrifttums verbunden und ihnen weit über einige Generationen hinaus beständiges Leben verliehen.

Daß die Vertrautheit mit dem edelsten Schatz unserer Dichtung einen unabsehbar wichtigen Dienst an der deutschen Gegenwart bedeutet, braucht wohl nicht sonderlich betont zu werden. Nichts fehlt uns manchmal so spürbar wie eine gefestigte literarische Tradition, die Schreibenden wie Lesenden eine Verpflichtung ist. Die verstandesmäßigen Maßstäbe dürfen als überwunden gelten. Die im Entstehen begriffenen bedürfen der Grundierung in der Überlieferung, damit Sprache und Dichtung sich zuchtvoll fortentwickeln. Und das in jenen unsterblichen Büchern unserer Nation ausgeprägte Deutschtum wirkt weit über alle rein literarischen Bezirke hinaus, wenn es lebendig gefühlt und empfunden wird.

G. K. Chesterton

Charles Dickens

Von Hans Härlin

Zum 125. Geburtstag des Dichters am 7. Februar



Der junge Dickens

Der im vorigen Jahre aus dem Leben geschiedene große Kunst- und Literaturkritiker G. K. Chesterton hat in Dickens nicht nur den ersten Romandichter Englands, sondern auch den mutigsten und erfolgreichsten Vorkämpfer gegen die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mißbräuche seiner Zeit erblickt. Aus dieser Erkenntnis ist seine Lebensbeschreibung von Charles Dickens erwachsen, die jetzt zur 125. Wiederkehr seines Geburtstages auch in deutscher Sprache vorliegt. Das Wort „Lebensbeschreibung" ist für diese geniale Arbeit vielleicht nicht einmal ganz die richtige Bezeichnung. Denn Chesterton geht nicht an der Hand des Kalenders den Lebensschicksalen und der literarischen Arbeit seines Helden nach — er lebt so in ihm, daß sich seine Visionen zu Bildern der wichtigsten Lebensabschnitte abrunden. Kapitelüberschriften wie „Der Knabe", „Der Jüngling", „Die Pickwickier", „Ruhm", „Amerika" beweisen dies hinlänglich.

Dickens wurde als ein begabtes Kind mit außerordentlich empfindsamem, weichem Gemüt in eine Zeit hineingeboren, deren Härte und Grausamkeit er bald an sich selbst erfahren sollte. Als Sohn eines Marinezahlmeisters hielt er sich in seinen Knabenjahren für das Mitglied einer geordneten bürgerlichen Familie, und es war ein grausames Erwachen für ihn, als der Haushalt zusammenbrach, sein Vater als Schuldhäftling ins Marshalsea-Gefängnis wanderte und er selbst als kaum Zwölfjähriger Tag für Tag in einem trüben Loch Wichseflaschen bekleben mußte, um nicht Hungers zu sterben. Der „verlorene Vater", wie er ihn später nannte, lebte zweifellos viel vergnügter in seiner Schuldhaft als der Sohn in seiner sogenannten Freiheit. In jener Zeit starren Kastengeistes war es eine trostlose Lebensaussicht, ohne rechte Schulbildung als der Sohn dieses Vaters ewig unten bleiben zu müssen. Dickens ist die bedrückende Erinnerung an diese Jahre des Elends nie losgeworden. Er sprach sonst nicht davon; nur seinem Freund und Biographen Forster hat er es ein für allemal erzählt. Aber wir kennen seine damalige Stimmung aus dem „David Copperfield". Etwas aber gab ihm auch dieses beinahe nomadische Jammerdasein — die Kenntnis Londons, der Straße, seiner Leidensgefährten. Der heimatlose Junge lief in seiner Freizeit ziellos in den trüben Straßen und Gäßchen der Riesenstadt herum und wurde so der große Lebensbeobachter, den wir kennen.

Plötzlich wurde es anders. Der Vater erbte, und der Sohn wurde erlöst. Rasch ging's nach oben. Anwaltschreiber — Zeitungsreporter lauten die Überschriften seiner nächsten Lebensetappen. Als Berichterstatter über die Parlamentswahlen jagte er bei Tag und Nacht in der Postkutsche auf guten und schlechten Straßen durchs Land; oft schrieb er dazu bei Kerzenschein. So lernte er England als abrollendes Filmband und sein Postwesen als höchst wunderbare Einrichtung kennen. Da er so viel in fremdem Auftrag schrieb, konnte er auch einmal aus dem Eigenen schaffen. Es entstanden seine „Londoner Skizzen", die unter dem Decknamen „Boz" erschienen. Es waren flotte Schilderungen, aber nicht die „Löwenklaue" seines späteren Ruhms. Immerhin wurden sie nicht

nur gedruckt, sondern auch gelesen. Sie führten zu dem bescheidenen Auftrag, aus dem sich „Die Pickwickier" entwickelten. Dickens konnte mit Byron sagen: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt." Es ging ein Jubel durch England, man riß sich um die Fortsetzungen dieses berühmten Lieferungsromans. Ein Roman war es eigentlich gar nicht, eher ein Märchen, eine Mythologie, aber eine, die breitbeinig auf dem englischen Boden stand; jedenfalls etwas, was es vorher in englischer Sprache nicht gegeben hatte; wenn auch der fröhliche alte Chaucer dem jungen Dickens als Geistesahne über die Schulter sieht.

Dickens erlebte seinen frühen Ruhm schon als Ehemann. Er hatte Catherine Hogarth, die Tochter eines Oberkollegen vom Morning Chronicle, geheiratet. Chesterton stellt diese Jungenheirat wohl ganz richtig dar, wenn er sagt, daß sich der in Frauendingen weltfremde Reporter in alle Hogarthstöchter verliebte und aus gesetzlichen Gründen eine zur Frau erwählte. Die Ehe war kein Dauererfolg. Nach vielen Jahren, Kindern und Mißverständnissen trennten sich die Partner nach gegenseitiger Übereinkunft. Sie hatten beide viel aneinander gelitten.

Den Pickwickiern folgten die bekannten Romane „Oliver Twist", „Nicholas Nickleby" und „Martin Chuzzlewit". Dickens war nun der anerkannte große Romancier seines Volkes, dem er in Scherz und Ernst manche bittere Wahrheit sagte. Einen bedeutenden Einschnitt in sein Leben machte seine Amerika-Reise im Jahre 1842. Er fuhr als überzeugter Demokrat hinüber, in der festen Absicht, die große Republik zu bewundern und zu verherrlichen — mit dem Erfolg, daß er in seinen „Martin Chuzzlewit" eine der bittersten Satiren hineinarbeitete, die je über ein Land geschrieben wurde. Die eintönige Selbstvergötterung der Yankees machte ihn toll, er konnte nicht anders, er mußte auch den Vettern drüben seine Meinung sagen. Anläßlich seiner zweiten Amerikafahrt im Jahre 1867 hat er das überscharfe Urteil seiner frühen Mannesjahre stark eingeschränkt.

Die berühmten Weihnachtsmärchen „Der Weihnachtsabend", „Silvesterglocken" und „Heimchen am Herd" trugen viel zu seiner Volkstümlichkeit bei. In ihnen ist Schauriges und Zartes mit Meisterhand gemischt. Sein Roman „Dombey und Sohn" steht auf der Grenzscheide zwischen der unbekümmerten Darstellungsweise seiner Jugend und der vollendeten Kunstform seiner Meisterjahre, die wir vor allem in „David Copperfield" und „Bleak House" bewundern. Seine zunehmende gesellschaftliche Erfahrung spricht sich besonders in diesen Romanen aus.

Den Menschen Dickens schildert Chesterton mit höchster Anschaulichkeit. Er war von mittlerem Wuchs und leichter Figur. In der Jugend trug er sein Haar in üppigen braunen Locken, wovon er später absehen mußte. Dafür schmückte ihn ein brauner Kinn- und Schnurrbart. Jane Welsh, Thomas Carlyles bedeutende Frau, verglich sein Gesicht mit blankem Stahl. Bezaubernd waren seine leuchtenden Augen, „die ruhelos umherhuschten wie Vögel mit glänzendem Gefieder, um die tausend Kleinigkeiten aufzupicken, aus denen er Größeres schuf als wohl je ein anderer Autor". Als geborener Schauspieler mußte er sich und anderen immer etwas vorspielen. Seine Gespräche waren „ein Karneval von Improvisationen", seine Briefe ein Feuerwerk lustiger Einfälle. Sein Privatleben bestand aus „zehntausend Lustspielen und einer großen Tragödie" — seiner Ehe. Sein Charakter war eine Mischung von „wilder Phantasterei und heimlicher Mäßigung".

Seine nicht zu bändigende innere Unruhe trieb ihn zu ständiger körperlicher und geistiger Überanstrengung. Er legte oft bei Nacht gewaltige Strecken in raschem Fußmarsch zurück, ohne sich dann bei Tag die nötige Ruhe zu gönnen. Von 1855 bis zu seinem Tod im Jahre 1870 schrieb er fünf umfangreiche Romane und gab daneben die Wochenschrift „All the year round" heraus, für die er viele kleine Arbeiten verfaßte. Was seine Gesundheit am meisten untergrub, waren seine Wandervorlesungen, die bei dem damaligen Stande der Verkehrsmittel und mit ihren fortwährenden Aufregungen eine gefährliche Überanstrengung bedingten. Sie führten ihn im Jahre 1867 noch einmal nach Amerika. Dort fand er begeistertes Beifall, aber man kann wohl sagen, daß ihm diese Hetzfahrt auch den frühen Tod brachte. In den Jahren 1868 und 1869 hielt er in England noch seine „Farewell readings", die er wegen seines Gesundheitszustandes abbrechen mußte. Am 9. Juni 1870 traf ihn ein tödlicher Schlaganfall auf seinem Landhaus Gads-Hill bei Rochester.



Dickens im Mannesalter

Der große Roman

Charles Dickens:

Bleak House

von Hans Härlin

Von Dickens' großen Werken ist der in seiner besten Schaffenszeit (1852—53) entstandene, mit der seltsamen Bezeichnung „Bleak House" betitelte Roman bei uns vielleicht am wenigsten bekannt, obwohl er bewundernswert durchkomponiert ist. Der Grund dafür ist vielleicht der Titel, der im Englischen die Bedeutungen fahl, bleich, blaß, kahl, öde, rauh, frostig, freudlos, traurig zugleich umfaßt.

Die Erzählung beginnt mit einer Sitzung des Hohen Kanzleigerichtshofs in Lincoln's Inn, der mittelalterlichen Innungsburg eines mittelalterlichen Rechtsbetriebs im Herzen Londons. Ein ebenso dicker wie symbolischer Nebel umhüllt diesen Tempel der Rechtsverschleppung. „Sie hat ihre zerfallenden Häuser und ihre verödeten Felder in jeder Grafschaft, ihren ausgemergelten Wahnsinnigen in jedem Irrenhaus, ihre Toten in jedem Kirchhof. Dem reichen Mächtigen gibt sie die Möglichkeit, das Recht zu ermüden, sie erschöpft die Mittel, die Geduld, den Mut, die Hoffnung, sie verwirrt das Hirn und bricht das Herz." Aber der Engländer liebt diese veralteten Mißbräuche. Heute ist wieder einmal der Dauerprozeß „Jarndyce gegen Jarndyce" auf der Tagesordnung. Dieser berühmte Rechtsfall ist im Laufe der vielen Jahre so verwickelt geworden, daß sich kein Mensch darin auskennt.

Unzählige Kinder wurden in diesen Rechtshandel hineingeboren, unzählige junge Leute haben in ihn hineingeheiratet, unzählige alte Leute sind aus ihm herausgestorben. Ganze Familien haben einen sagenhaften Haß mit diesem Prozeß geerbt. Der kleine Kläger, dem man ein neues Schaukelpferd versprach, wenn Jarndyce und Jarndyce entschieden ist, wuchs heran, bekam ein richtiges Pferd und ist in die andere Welt davongetrabt.

Unter den Anwälten ist „Jarndyce gegen Jarndyce" längst zum Spaß geworden. Dem Hohen Lordkanzler gehen heute die endlosen Ausführungen des berühmten Anwalts Wickler auf die Nerven. Er hat etwas Tatsächliches zu tun, das mit dem Prozeß zusammenhängt, und vertagt diesen daher wieder einmal auf zwei Wochen. Herr Jarndyce von Bleak House, ein wohlhabender, angesehener älterer Junggeselle von tadellosem Ruf hat sich bereit erklärt, für die beiden unmündigen Prozeßbeteiligten, Herrn Richard Carstone und Fräulein Ada Clare zu sorgen. Für diese hat er ein Fräulein Esther Summerson als Gesellschafterin ausersehen. Die drei jungen Leute warten im Nebenzimmer, und der Hohe Lordkanzler muß als oberster Rechtsherr seine Einwilligung geben. Die beiden Prozeßmündel sind ungewöhnlich schöne Menschen — hm hm —, Vetter und Base, aber sie haben sich vorher noch nie gesehen — ei ei —. Auch Fräulein Summerson sieht recht gut und zu-

verläßig aus. Der nette alte Rechts- und Lebenspraktiker weiß schon, wie's kommen wird. Er könnte sich für die holde Ada vielleicht etwas Passenderes denken als diesen flotten Herrn Richard, aber gegen das hochherzige Angebot des Herrn Jarndyce ist natürlich nicht das Mindeste einzuwenden. Seine Lordschaft gibt seinen Segen und entläßt die drei jungen Leute, die schon während des Wartens Gefallen aneinander gefunden haben.

Esther Summerson, deren klare Erzählung als roter Faden durch den ungemein figurenreichen vierbändigen Roman geht, hat bei ihrer ledigen Tante eine freudlose Kindheit gehabt. Nicht in Hunger und Not, aber in eiskalter Lieblosigkeit vergingen ihr die Jahre, die sonst des Menschen köstlichster Lebensbesitz sind. Ihre fromme Tante sagte der Zwölfjährigen die unbarmherzigen Worte geradeheraus: „Deine Mutter ist deine Schande, und du warst die Schande deiner Mutter. Besser — du wärest nie geboren." Zwei Jahre später, während ihr Esther am Abend wie gewöhnlich aus der Bibel vorlas, wurde das harte Weib plötzlich von einem Schlaganfall niedergeworfen. Sie lebte noch eine Woche, ohne sprechen zu können, und starb abweisend und stolz, wie sie gelebt hatte. Herr Jarndyce von Bleak House tritt als Wohltäter aus der Ferne auf. Er läßt Esther in dem vorzüglichen Pensionat Greenleaf bei Reading unterbringen. Das hübsche, liebenswürdige, selbstlose Mädchen ist bald der allgemeine Liebling. Die Zuneigung ihrer Lehrerinnen und Mitschülerinnen fällt wie ein warmer Sommerregen auf ihr ausgedörrtes Herz, und sie vergilt Gleiches mit Gleichem. Nach dem Abschluß ihrer Bildung wird sie in demselben Pensionat eine ebenso brauchbare wie beliebte Hilfslehrerin. So vergehen ihr sechs ruhig schöne Jahre. Eines Tages erhält sie von einem Rechtsanwaltsbüro in London die kurze Mitteilung, daß sie von Herrn Jarndyce zur Gesellschafterin seines Mündels bestimmt sei und gebeten werde, sich innerhalb fünf Tagen mit der Achtuhr-Postkutsche von Reading nach London zu begeben, wo sie abgeholt werde. So wurden Ada, Richard und Esther von ihrem gemeinsamen Wohltäter zusammengebracht.

Ein anderes Bild aus einer ganz anderen Welt. Es ist das alte Adelsschloß Chesney Wold in Lincolnshire in seinem prächtigen großen Park. Das Schloß und sehr viel Land dazu gehören dem Baron Leicester Dedlock. Die Dedlocks kamen schon mit Wilhelm dem Eroberer nach England und sitzen seither in Chesney Wold. Sir Leicester ist 68 Jahre alt und wird auch schon von der altherkömmlichen dedlockschen Familiengicht geplagt. „Er ist ein ehrenhafter, eigensinniger, wahrheitsliebender, hochgemuter, heftig vorurteilsvoller, völlig unvernünftiger Mann." Er ist gut zwanzig Jahre älter als seine schöne Frau, der er täglich in seiner feierlichen Weise seine unwandelbare Bewunderung und Verehrung zu Füßen legt. Er hat sie nur aus Liebe geheiratet. Bei aller Freiheit, die der englische adlige Grundherr in der Ehewahl genießt, haben sich seine Verwandten und Standesgenossen damals doch über diese Heirat gewundert. „Ein Mädchen ohne Familie?" Aber er selbst hat ja so viel Familie, daß es gut für zwei reicht. „Sie hatte Schönheit, Stolz, Ehrgeiz, kühne Entschlossenheit und Verstand, so viel, daß man damit eine Legion feiner Damen hätte ausstatten können." Seit Jahren steht sie im Mittelpunkt der vornehmen Welt. Ihre Ehe blieb leider kinderlos. Sonst hat Lady Dedlock alles erreicht, was sie erreichen konnte; daher hat sie auch das gute Recht, sich gründlich zu langweilen in Chesney Wold, im Stadthaus der Dedlock in London oder auch auf Reisen.

Im Modeblatt steht die kurze Mitteilung, daß sich Lady Dedlock nach London begeben habe, in der Absicht, in einigen Tagen nach Paris zu reisen, wo sie sich einige Wochen aufhalten werde. Sir Leicester und Lady Dedlock sitzen beisammen im Stadthaus, der Diener meldet den Familienanwalt, Herrn Tulkinghorn. Ein schweigsamer, würdevoller, kluger, erfahrener und hochangesehener Anwalt ist dieser etwas verschossen aussehende Herr Tulkinghorn. Er hat eine glänzende Praxis unter den alten Adelsgeschlechtern und weiß viele, viele Familiengeheimnisse. Kein Wunder, daß er so schweigsam geworden ist. Er ist erschienen, um Lady Dedlock über den Fortgang des Jarndyce-Prozesses zu berichten. Ihr Anteil als Prozeßbeteiligte war das Einzige, was sie in ihre Ehe mitbrachte, und Sir Leicester ist stolz darauf. Es bedeutet nichts für ihn, aber so ein endloser Chancery-Prozeß ist eine gute, langsame, teure, gesetzmäßige englische Sache und gefällt

ihm daher. Lady Dedlock hört den Ausführungen Tulkinghorns höflich zu und blickt gelangweilt auf die Akten, die er ihr unterbreitet. Sie schaut näher hin, noch näher und stößt plötzlich die Frage heraus: „Wer hat das geschrieben?" Sie sieht dem erstaunten Anwalt voll in die Augen und fragt noch einmal: „Würden Sie das eine Kanzleihand nennen?" „Nicht ganz." Tulkinghorn sieht noch einmal scharf hin. „Der berufsmäßige Zug, den die Schrift hat, wurde von dem Schreiber augenscheinlich erst nach der Ausbildung seiner eigenen Handschrift erworben." „Bitte, machen Sie weiter." Tulkinghorn liest und liest. Das Kaminfeuer strahlt Hitze aus, Lady Dedlock schützt ihre Augen mit einem kostbaren Handschirmchen, Sir Leicester ist eingeschlummert. Plötzlich fährt er auf: „Wie, was haben Sie gesagt?" „Ich fürchte, Lady Dedlock ist nicht wohl." Sie haucht mit weißen Lippen: „Sterbensmüd. Klingeln. Man soll mich auf mein Zimmer bringen —." Tulkinghorn wartet auf Sir Leicesters Rückkehr, endlich kommt er. „Es geht besser. Ich war sehr erschrocken. Ihre erste Ohnmacht. Aber das Wetter ist auch furchtbar, und Lady Dedlock hat sich vorher in Lincolnshire zu Tod gelangweilt."

Bleak House liegt nur einige Stunden Postfahrt von London, nordwärts nahe der Straße nach Saint Albans. Es ist ganz anders als sein Name, ein gemütliches, winklig verbautes, behäbiges Herrenhaus mit Stallungen, Wirtschaftsbauten und einem großen Garten. Esther wird bald die Seele von Bleak House. Mit den Schlüsseln, die ihr als Zeichen ihrer Macht anvertraut wurden, klingelt sie in Haus und Hof und Garten herum. Herr Jarndyce ist sehr glücklich mit den drei jungen Leuten, die er sich ins Haus geholt hat. Er ist ein reizender alter Herr, ein Wohltäter auch von Menschen, die es gar nicht verdienen. Zu denen gehört sein Freund, der bezaubernd heitere Harold Skimpole, der von Zeit und Geld keine Ahnung hat und daraus den Schluß zieht, daß er alle Menschen anpumpen darf, am schonungslosesten natürlich seinen Freund Jarndyce. Auch die Wohltätigkeitsweiber sind hinter diesem her, eine schauderhafte Gesellschaft von Wichtigtuerinnen, die zu Hause den Mann unglücklich werden und die Kinder verkommen lassen, um irgendeinen Neger- oder Indianerstamm zu bekehren. Eine rechte Erfrischung ist dagegen der Besuch von Jarndyces Jugendfreund Boythorn, dessen lautschallende Jungenstimme das ganze Haus erheitert. Boythorn besitzt ein Gut, das an Chesney Wold stößt. Natürlich hat er einen Wegprozeß mit Sir Leicester, der zur beiderseitigen Erbauung mit aller Schärfe des Rechts und außerdem mit Legbüchsen und blutrünstigen Plakaten geführt wird.

Es ist ein heiteres, behagliches Leben in Bleak House. Ada und Richard verlieben sich gründlich ineinander. Aus diesem und anderen Gründen muß sich der begabte Richard um einen Beruf umschauen. In der Schule ist ihm alles leicht geworden, aber nun kommt der Ernst des Lebens. Jarndyce läßt ihm freie Wahl. Jeder Beruf ist gut, wenn er ihn davon abhält, an den verruchten Prozeß zu denken, der alle verdirbt, die sich in ihn hineinziehen lassen. Richard kann nicht umhin, ab und zu doch an den Prozeß zu denken. Vielleicht wird er bald entschieden, dann werden Ada und er reich und können heiraten, ohne daß er in irgendeiner beruflichen Tretmühle versimpelt.

Der dritte wichtige Schauplatz ist in der Nähe von Lincoln's Inn in mehreren trüben Sträßchen und Sackgassen, mit Altläden, Kneipen, elenden Wohnungen und dem ganz reputierlichen Papierladen des Herrn Snagsby, der von dem benachbarten Rechtsbetrieb lebt und Abschreibarbeiten vergibt. Es fällt schon etwas auf, wenn ein Mann von der Bedeutung des Herrn Tulkinghorn in diese Gegend gerät. Er spricht bei Snagsby vor und erkundigt sich nach dem Schreiber, der den Jarndyce-Akt abgeschrieben hat. Ein gewisser Nemo, ein armer Teufel, von dem Snagsby weiter nichts weiß. Er wohnt ganz in der Nähe. Sie gehen miteinander hin und ersteigen eine elende Treppe. Sie klopfen an — keine Antwort. Die Türe ist nicht verschlossen. Nemo liegt auf dem Bett, mager und abgerissen. Schläft er so tief? Nein, er ist tot? Es riecht stark nach Opium, sie finden auch das Fläschchen, das ihm hinübergeholfen hat. Sonst finden sie nichts, keine Briefe, keine Papiere, nichts. Ein nahewohnender Arzt, Dr. Woodcourt, wird gerufen. Es ist längst zu spät. Der Tote könnte früher schön gewesen sein. Niemand hat ihn gekannt. Nur mit dem armen heimatlosen Straßenkehrerjungen Jo an der

Ecke hat er ab und zu ein Wort gewechselt und ihm hin und wieder ein paar Groschen geschenkt. Zur Totenschau wird der arme Jo herzitiert. Er ist ehrlich traurig und sagt immer nur: „Er war arg gut mit mir, arg gut war er." Sonst weiß er nichts.

Nicht lange darauf fährt Herr Tulkinghorn nach Chesney Wold. Der Wegprozeß mit Boythorn macht eine Besprechung nötig. Bei dieser Gelegenheit erwähnt er fein Erlebnis mit dem toten Nemo. Lady Dedlock zeigt ein gewisses Interesse, scheint aber nicht stark bewegt. Der Dienerschaft fällt bald ihre Ruhelosigkeit auf. Es ist ein ewiges Hin und Her zwischen Chesney Wold und London. Sir Leicester erträgt es mit stoischer Höflichkeit, aber für die Hausbedienstenten ist es eine schwere Zumutung. Der Straßenkehrer Jo muß sich einmal sehr wundern. Eine tiefverschleierte Frauengestalt kommt zu ihm und fragt ihn aus. Sie ist wie eine Kammerjungfer gekleidet, aber Jo hat scharfe Augen im Kopf: die Haltung und die Sprache und die Ringe passen nicht zu einer Kammerjungfer. Er muß sie an die Orte führen, wo Nemo gelebt hat, wo er gestorben ist, und wo sie ihn in einem Winkel des Armenfriedhofs höchst lieblos verscharrt haben. Er bekommt dann ein Goldstück, erlebt aber wenig Freude an diesem plötzlichen Reichtum.

Dies sind die dramatischen Elemente, auf die sich der gewaltige Roman aufbaut. Um das Spiel und Verhängnis der Haupthandelnden schlingt sich ein üppiges Rankenwerk von Nebenhandlungen der Menschen, die zu den Helden in irgendwelche Beziehung treten. Wie in allen Dickens-Romanen sind die Nebenfiguren mit sicherem Takt ausgewählt und meisterhaft charakterisiert mit bitterem Spott und überlegenem Humor. Aus der kurzen Schilderung ihres Lebens und ihrer Umwelt setzt sich hier das große gesellschaftliche und wirtschaftliche Bild der Jahre zwischen 1830 und 1840 zusammen. In der Person der alten Schloßverwalterin von Chesney Wold, der trefflichen Frau Rouncewell, ist die alte Zeit mit ihrem stolzen „Ich diene" verkörpert, in ihrem nicht minder ehrenwerten Sohn, dem großen Hüttenbesitzer und Maschinenbauer, die neue Zeit mit ihrem „Ich schaffe". Wenn Sir Leicester und dieser durch eigene Kraft Gewordene zusammentreffen, gibt es zwar keinen Streit, dafür sind beide zu gerecht und zu selbstbeherrscht, aber ein gegenseitiges „Ich verstehe dich nicht". Frau Rouncewell hat noch einen Sohn, ihren Liebling George. Er war ein schöner, begabter Junge, hat sich aber nach der Schule zum Tunichtgut entwickelt. Er ist schließlich zu den Soldaten gegangen und verschollen. In der zweiten Hälfte des Romans taucht er auf — arm, von Schulden gehetzt, aber anständig bis in die Knochen. Er ist eine der schönsten Gestalten, die Dickens geschaffen hat, und das endliche Zusammentreffen der beiden ungleichen, aber doch gleichwertigen Brüder ist im höchsten Sinne rührend und bewegend.

Die Haupthandlung rückt sachte vorwärts. Der Zweikampf der Lady Dedlock mit dem mißtrauisch gewordenen Tulkinghorn geht unablässig, aber unterirdisch weiter. Was treibt den Anwalt dazu, sich um Sachen zu kümmern, die ihn im Grunde nichts angehen? Vielleicht eine gewisse Treue gegenüber seinem alten Kunden und Brotherrn Sir Leicester, vielleicht der Ärger über den Hochmut der schönen Lady Dedlock, vielleicht das Bedürfnis, einer dieser ewig gönnerhaften alten Familien eines auszuwischen. Tulkinghorn benützt die Wut einer eben entlassenen Kammerzofe, um Lady Dedlock gründlich auszuspionieren. Fräulein Hortense geht darauf ein, fühlt sich aber bald von Tulkinghorn genarrt und beleidigt. Eine gefährliche Person, diese temperamentvolle Südfranzösin.

Esther bleibt der gute Geist von Bleak House, dessen Herr ihr wie ein Vater wird. Jarndyce empfindet anders, ist aber zu feinfühlig, um Esther mit heftigeren Äußerungen seiner Liebe zu erschrecken. Dr. Woodcourt wird ein häufiger, immer gern gesehener Gast in Bleak House. Als er als Schiffsarzt auf weite Fahrt auszieht, merkt Esther, wie gern sie ihn hat. Mit Ada bleibt sie in mütterlich-schwesterlicher Liebe verbunden. Alles wäre gut, wenn Richard zu einer gedeihlichen Berufsarbeit kommen könnte. Er kann nicht. Der böse Prozeß hat ihn wie ein giftiger Drache erfaßt. Er versucht es als Mediziner, als Jurist, als Offizier, aber er taugt zu nichts, weil ihm der ewig bohrende Gedanke an den Prozeß das Hirn aushöhlt. Schließlich mißtraut er Jarndyce und schiebt dem edlen Mann

eigensüchtige Gründe unter. Er wird mündig, bricht jede Beziehung zu Jarndyce ab, vergeudet sein kleines Erbteil in Anwaltkosten und planlosem Zuwarten und stürzt sich in Schulden.

Jarndyce besucht seinen Freund Boythorn mit Ada und Esther. Während eines Gewitters treffen Jarndyce, Esther und Lady Dedlock in einem Försterhaus zusammen. Jarndyce ist weitläufig mit der Baronin verwandt und kennt sie von früher her. Esther fühlt sich seltsam bewegt. Nicht lange darauf erfährt Lady Dedlock von dem unübertrefflich gezeichneten Anwaltsschreiber Guppy, der unabhängig von Tulkinghorn in der Nemo-Sache nachgeforscht hat, daß dieser Nemo ein entlassener Rittmeister Hawdon und Esthers Vater war. Wer Esthers Mutter ist, braucht ihr Guppy nicht zu erzählen. Ihre Vergangenheit steht bedrohlich gegen sie auf. Ihre sittenstrenge Schwester hat ihr damals gesagt, ihr uneheliches Kind mit Hawdon sei gestorben. Von Reue und mütterlich-sehnsüchtigen Gefühlen zerrissen, bricht die stolze Frau zusammen. „Oh, mein Kind, mein Kind" stöhnen ihre bebenden Lippen in einsamer Verzweiflung.

Auch Esther muß ein tiefes Tal der Sorge durchschreiten. Sie wird schwer krank, und als das lange Fieber endlich nachläßt, kann sie nirgends einen Spiegel finden. Sie weiß, was das heißen soll, und ist froh, daß ihr Woodcourt damals nicht von Liebe sprach und daß sie ihn jetzt, da sie häßlich geworden ist, nicht freigeben muß. Der freundliche Boythorn stellt der Genesenden sein hübsches Herrenhaus zur Verfügung. Sie verlebt dort mit Ada einige schöne Wochen der Wiedererstarkung und kann nun endlich wieder in den Spiegel sehen. Die hübsche Esther ist verschwunden, aber die Esther, die übriggeblieben ist, wirkt nicht so abstoßend, daß gute Menschen sie nicht mehr lieben könnten. Bei einem Spaziergang im großen Park von Chesney Wold trifft sie Lady Dedlock, die Mutter gibt sich der Tochter zu erkennen und schließt sie in leidenschaftlicher Liebe in die Arme. Dann kniet sie vor ihr nieder und bittet sie um Verzeihung. Esther verzeiht ihr aus vollem Herzen. Es ist ein Erkennen und bitteres Abschiednehmen in ein und derselben Stunde. Die stolze Frau muß ihren dunkeln Weg allein gehen. Sie ahnt bald, daß dieser Weg nicht mehr lang sein wird. Tulkinghorn, ihr unentrinnbares Schicksal, erscheint in Chesney Wold und erzählt dort vor einer großen Gesellschaft ihre Vergangenheit mit Hawdon unter anderem Namen. Sie sucht ihn nachher in seinem Turmzimmer auf und erklärt sich bereit, in derselben Nacht für immer zu verschwinden und nichts mitzunehmen. Aber Tulkinghorn will das nicht. Die Rücksicht auf Sir Leicester ist das einzige, was für ihn in Betracht kommt, und er übersieht die Lage noch nicht klar genug. Lady Dedlock beugt sich dem Willen des Unerbittlichen. Tulkinghorn kehrt wieder nach London zurück und hat dort in seiner einsamen Wohnung einen scharfen Zusammenstoß mit Fräulein Hortense, die ihm das Sündengeld ihres Verrats vor die Füße wirft.

Esther kehrt nach Bleak House zurück und fühlt sich verpflichtet, ihrem Beschützer Jarndyce das Geheimnis ihrer Geburt zu enthüllen. Er erwidert ihr Vertrauen, indem er um ihre Hand bittet. Tiefe Zuneigung und Dankbarkeit bestimmen Esther zur Annahme der hochherzigen Werbung. Als Woodcourt nicht lange nachher von seiner Indienreise zurückkehrt, fühlen sich beide wieder sehr zueinander hingezogen; aber Esther liest in seinen guten Augen nur Mitgefühl und ist froh, daß alles so gekommen ist.

Lady Dedlock entläßt, ohne Tulkinghorn zu fragen, ihre vertraute Dienerin Rosa, um ihr den Weg in eine sichere Zukunft an der Seite des Sohnes des Hüttenbesitzers Rouncewell zu ebnen. Tulkinghorn erklärt diese edle Handlung als Kontraktbruch und sich genötigt, Sir Leicester am nächsten Tag aufzuklären. Diesen nächsten Tag erlebt der harte Mann nicht mehr. Sie finden ihn am Morgen mit einem Schuß durchs Herz in seinem Arbeitszimmer. Wer war der Mörder? George Rouncewell, den Tulkinghorn wegen seiner Schulden bedrängte, und Lady Dedlock waren am späten Abend bei ihm. Nun tritt eine neue beherrschende Gestalt auf den Plan, der Polizeiinspektor Bucket, der schon vorher hin und wieder rasch über die Bühne ging. Er verhaftet seinen alten Bekannten George, gegen den ein recht bösartig aussehender Indizienbeweis vorliegt. Tulkinghorn wird mit großem Pomp begraben, viele „untröstliche Kutschen" des englischen Adels geben ihm das

letzte Geleit, und Sir Leicester setzt eine hohe Belohnung auf die Entdeckung des Mörders aus.

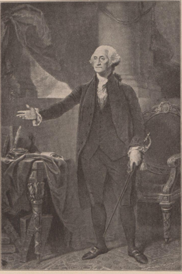
Bucket ist allgegenwärtig, ein netter, jovialer älterer Herr, der für jeden, ob hoch oder niedrig, ein passendes Wort findet. Er mußte George verhaften, aber er hat nie an seine Schuld geglaubt. Endlich hat er das Netz über den Schuldigen geworfen. Die dunkeläugige Hortense hat die Pistole abgefeuert. Bucket verhaftet sie im Beisein von Sir Leicester, und nun muß er diesem die Wahrheit über Lady Dedlocks Vorleben sagen. Der alte Edelmann hält sich prächtig, er äußert kein Wort des Vorwurfs gegen die Frau, die ihn betrogen; aber als er endlich allein ist, verläßt ihn die Kraft. Ein Schlag wirft ihn zu Boden, das Letzte, was er zu flüstern vermag, ist ihr Name.

Lady Dedlock wurde einstweilen von Guppy gewarnt. Sie schreibt einen Abschiedsbrief und verschwindet. Als Sir Leicester wieder zu sich kommt, ist sein einziger Gedanke: „Wo ist meine Frau? Findet sie! Ich will ihr gerne verzeihen — oh, so gerne." Bucket erhält große Vollmacht. Er holt Esther spät in der Nacht ab, und nun beginnt die Suche. Eine Kreuz- und Querfahrt durch London, dann am Themseufer entlang, überall, wo die Ertrunkenen angespült werden, weit hinaus aufs Land — auf falscher Spur, wieder zurück nach London. Bucket ist unermüdlich, zwei Tage geht schon das Hasten und Fragen, Esther hält sich wie eine Heldin, vom trefflichen Bucket umsorgt und belebt. Die Spur weist in das Elendsquartier hinter Lincolns Inn, Dr. Woodcourt taucht auf und stärkt die todmüde Esther. Endlich finden sie Lady Dedlock, in den Kleidern einer armen Frau, tot vor dem Gitter des Armenfriedhofs, in dem der Geliebte verscharrt ist.

Die Spannung ist zu Ende, alles Folgende ist Lösung. Ada ist mündig geworden und seitdem mit Richard heimlich verheiratet. Aber dem hat das Hangen und Bangen die Kraft aus dem Leib gesogen. Der Prozeß kommt zum Ende, weil die Kosten die Substanz aufgefressen haben, und Richard stirbt an gebrochenem Herzen, nachdem er Jarndyce seinen Undank abgebeten hat. Ada zieht wieder zu Jarndyce, und Esther wundert sich, daß er den Ehetermin immer hinausschiebt. Endlich wird die Hochzeit festgesetzt, aber der Bräutigam hat gewechselt. Jarndyce hat verzichtet und legt Esthers Hand in die des trefflichen Woodcourt. Als glückliche, tüchtige Landarztsgattin und Mutter blickt sie mit milder Wehmut auf die bewegten Zeiten zurück. In Chesney Wold ist es sehr still geworden; aber George Rouncewell ist zu seiner Mutter zurückgekehrt. Sir Leicester braucht ihn als vertrauten Freund und als Stütze seines einsamen Alters.



Zeitgenössische Illustration von Phiz zu Dickens „Pickwickiern"



James Heath: General Washington

Schöpfer und Held eines Landes

Michael de la Bedoyere: George Washington

Von Josef Schäfer

Den Vereinigten Staaten wurde das große Glück, im Begründer ihrer Einheit ein Staatsoberhaupt zu besitzen, das allen seinen Nachfolgern voranleuchtete, dessen Name durch 150 Jahre einer phantastischen Umwandlung und Entwicklung strahlend blieb bis zum heutigen Tage. Es ist ebenso schwer, sich in die Jugend der Vereinigten Staaten wie in die George Washingtons zurückzudenken. Beide sind im Lauf der Zeit zu Giganten geworden und überschatten nun ihre bescheidenen Anfänge. Es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er uns mit sicherer Hand in die Tage zurückzuführen vermag, in denen mit Kompanien um das Schicksal eines Kontinents gekämpft wurde und ein späterer Präsident als junger Feldmesser sein Brot verdiente.

Die geschichtliche Erzählung beginnt mit dem Jahre 1734. Zwischen Frankreich und England hatte das Ringen um die Oberherrschaft in Nordamerika schon lange vor dem Beginn des Siebenjährigen Krieges eingesetzt. Die 13 eng-



Martha Washington
Nach einem Gemälde von B. Peale

Als Aktionär der Ohio-Company hatte er außerdem ein besonderes persönliches Interesse daran, daß sich die Franzosen nicht am Ohio niederließen. Da die Abgeordneten des virginischen Parlaments größtenteils keine Ohio-Aktien besaßen, waren ihnen die Sorgen ihres Gouverneurs ziemlich gleichgültig, und die übrigen Siedler Virginias sahen nicht ein, warum sie in die Miliz eintreten und sich mit den Indianern herumschießen sollten, während andere Leute in Ruhe Geld verdienten. Der Grundsatz, daß Gemeinnutz vor Eigennutz gehe, war damals in Amerika völlig unbekannt.

lischen Kolonien wurden nur durch die gemeinsame Zugehörigkeit zur englischen Krone lose zusammengehalten, im übrigen haßten sie sich reihum gründlich und taten einander allen möglichen Abbruch. In einer Zeit, in der die Überfahrt nach England mindestens sechs Wochen, häufig aber drei Monate dauerte und die Landverbindungen in Amerika noch schlechter waren, blieb der englischen Regierung nichts anderes übrig, als die Gouverneure der einzelnen Kolonien mit starken Vollmachten im Kampf gegen die Franzosen und gegen die von diesen aufgewühlten Indianerstämme zu betrauen. Ein beträchtlicher Teil dieses Kampfes wurde an der Westgrenze der Kronkolonie Virginia, der ältesten und lange Zeit wichtigsten europäischen Kolonie in Amerika, ausgefochten. Ihrem Gouverneur-Stellvertreter, einem schottischen Kaufmann Robert Dinwiddie, fiel die undankbare Aufgabe zu, mit völlig unzureichenden Mitteln eine riesige Waldgrenze zu schützen.

In solcher Bedrängnis fielen die Augen Dinwiddies auf den „Washington auf Mount Vernon". Zwei von dessen Brüdern waren gleichfalls Aktionäre der Ohio-Company, und überhaupt war dieser George Washington ein junger Mann, den man nicht leicht übersehen konnte. Er hatte einen gewaltigen, kraftstrotzenden, abgehärteten Körper und eine Abenteuerlust, der ein ruhiges Pflanzerdasein nicht genügte. Seinen bedeutenden Besitz am Potomac hatte er kurz vorher von einem frühverstorbenen älteren Bruder geerbt und mit diesem Besitz eine der vier Adjutantenstellen Virginias mit Majorsrang. Als früherer Landmesser besaß er außerdem eine ungewöhnliche Landeskenntnis. Diesen so vielfach empfohlenen jungen Mann von 22 Jahren sehen wir bald darauf als „Oberst" an der Spitze von 300 höchst fragwürdigen Milizsoldaten, deren Unterhalt das virginische Parlament endlich bewilligt hatte, in der Richtung auf das französische Fort Duquesne marschieren, das auf der Landzunge zwischen den Flüssen Alleghany und Monongahela stand, die sich hier zum Ohio vereinigen. Heute liegt in dieser geographisch wichtigen Ge-

gend die Stadt Pittsburg mit ihren Hochöfen, Kohlenzechen und gewaltigen Stahlwerken.

Bei dieser Unternehmung stützte sich Washington hauptsächlich auf einen indianischen „Halbkönig", der den Franzosen grollte, weil sie seinen Vater „geschlachtet, gebraten und gefressen" haben sollten. Unter Führung dieses Rächers überraschten sie einen ahnungslosen Trupp Franzosen, der sich nach kurzem Gefecht ergab — der Kommandant de Jumonville war unter den Toten. Der bei den ewigen Grenzreibereien an sich nicht erstaunliche Vorfall, dem allerdings keine Kriegserklärung Englands an Frankreich vorausgegangen war, erregte im Fort Duquesne flammende Entrüstung. Die starke Besatzung rückte aus, umzingelte die virginische Miliz und zwang Washington zur Kapitulation. So endete sein erster Feldzug mit einem Mißerfolg.

Ein Jahr später sehen wir Washington an der Seite des englischen Generals Braddock in derselben Gegend wieder. England hatte einstweilen dem amerikanischen Kolonialkrieg einen größeren Umfang gegeben. Braddock war ein prächtiger Soldat, aber weder er noch seine Truppen hatten die geringste Erfahrung im reglementwidrigen Waldkampf. So kam es, daß die Engländer mit fast 2000 Mann gegen 250 Franzosen und 600 Indianer eine sehr verlustreiche Niederlage erlitten, bei der Braddock fiel. Washington zeichnete sich während der Schlacht und dann als Führer der Nachhut aus; er kehrte als der „Held vom Monongahela" aus dem unglücklichen Feldzug zurück.

Der weitere Verlauf seiner fünfjährigen aktiven Dienstzeit war wenig erquicklich. Das Anmustern und Einexerzieren ungeübter Leute bei einer verworrenen Militärverwaltung stellte ihn vor eine undankbare Aufgabe; eine schwere Krankheit rückte ihm das Schicksal seines an der Schwindsucht gestorbenen Bruders drohend vor Augen. Als er seinen Abschied einreichte, hatte er immerhin das Soldatenhandwerk gründlich erlernt. Sein Name war bekannt und geachtet geworden. Beides trug seine Früchte, als es sich 18 Jahre später um die Auseinandersetzung zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien handeln sollte. Die Eroberung von Quebec im Jahre 1759, an der er nicht teilnahm, entschied zunächst die Frage, ob Nordamerika englisch oder französisch sein sollte.

In den darauffolgenden Friedensjahren widmete sich Washington als Grundherr von Mount Vernon dem Berufe, den er immer für seinen eigentlichen Lebensberuf hielt. Das wohlkultivierte Virginien war ein nach Amerika versetztes Stück Südengland und Washington ein Großgrundherr und Aristokrat nach englischem Muster. Er verwaltete seine 3000 Hektar trefflichen Bodens am Ufer des schiffbaren Flusses Potomac mit aller Sorgfalt eines guten, fortschrittlich gesinnten Landwirts, der über den tausend Kleinigkeiten des eigenen Betriebes das Größere der allgemeinen Entwicklung nie aus dem Auge verlor. Er war einer der angesehensten Grundbesitzer, aber keiner der größten. Lord Fairfax auf Cameron, in dessen Auftrag er schon als Sechzehnjähriger Land vermessen hatte, besaß 2 Millionen Hektar, also die Grundfläche Württembergs.

Weitausschauende Pläne für eine große Kanalanlage zur Verbindung des Potomac mit dem Ohio-Flußgebiet beschäftigten Washington zeitlebens, nicht minder landwirtschaftliche Versuche auf den Gebieten der Düngung, Fruchtfolge, Saatbehandlung und Viehzucht. Er war außerdem ein begeisterter Pferde- und Hundezüchter und versuchte vielleicht zuviel, um reich werden zu können.

Nach Abschluß des englisch-französischen Friedensvertrages von 1763 beteiligte er sich auch an der Bodenspekulation am Ohio. Trotz der Größe seines Besitzes ist er aus den Finanzsorgen nie herausgekommen, an denen die weitbekannte Gastfreundschaft seiner „gutversorgten Taverne" Mount Vernon stark mitbeteiligt war. Die Bareinnahmen seines Betriebes hingen im wesentlichen von den Tabakpreisen ab. Da fast alles, was einen verfeinerten Lebensgenuß ermöglichte, aus Europa bezogen werden mußte, lebten diese virginischen Granden natürlich sehr teuer. In einem aufschlußreichen Brief an seine Vertrauensleute, die Herren Cary in London, drückte er diesen sein Erstaunen darüber aus, „daß ein so ständiger, treuer Kunde gleich gemahnt wird, wenn es sich herausstellt, er bleibt etwas mit seinen Zahlungen im Rückstand." Zur selben Zeit entschuldigte er sich bei einem bedrängten Freund in England, daß er ihm nur 300 Pfund statt der erbetenen 400 leihe könne.

So dachten und handelten diese englischen

Kavaliere auf virginischem Boden. Die Weite der amerikanischen Verhältnisse trug dazu bei, sie noch weitherziger zu machen als ihre englischen Verwandten und Standesgenossen. Das „ancien régime" war auch drüben in einem Maße gesellig, wie wir uns das kaum mehr vorstellen können. In angenehmer Tafelrunde gut essen und trinken, Pferderennen, Hahnenkämpfe, Jagd, Tanz und keineswegs harmloses Kartenspiel galten in diesen Kreisen als die selbstverständlichen Erholungen von der Verwaltungsarbeit der Güter. Ohne Zweifel stand Washington seinen Mann auch hinter dem Becher; es ist bekannt, daß er viel vertragen konnte und niemals die Haltung verlor. „Haltung" war überhaupt das Leitwort seines Lebens, das zeigte er als Grundbesitzer auf Mount Vernon ebenso wie später als Generalissimus und Staatsoberhaupt.

Der Beginn einer starken, hoffnungslosen Liebesleidenschaft für die Frau des Oberst George Fairfax, eines Neffen des erwähnten Lords, fällt schon in die Zeit seiner ersten militärischen Tätigkeit. Obwohl er sich bald darauf glücklich verheiratete, konnte er seine große Liebe mit ihrer Sehnsucht nach dem Unerreichbaren sein Leben lang nicht vergessen. Auch in seinen Liebesbriefen bewahrte er Haltung. Erst als alter, verbrauchter Mann erlaubte er sich das briefliche Eingeständnis: „Kein Ereignis, noch alle zusammen sind imstande gewesen, mir die Erinnerung an jene glücklichen Momente zu rauben, die ich in ihrer Gesellschaft genossen habe — die glücklichsten meines Lebens."

Seine Frau Martha, die Witwe des Oberst Custis, war eine ausgezeichnete Lebensgefährtin, klug, gütig, zuverlässig und sehr wohlhabend. Dieser erfreuliche Begleitumstand spielte in der weltgeschichtlichen Laufbahn Washingtons keine geringe Rolle. Ohne den starken wirtschaftlichen Rückhalt des erheirateten Vermögens hätten die Abgeordneten des entscheidenden Konvents in Philadelphia den Milizoberst Washington niemals zum Oberstkommandierenden der amerikanischen Armee ernannt.

Man dachte dort und damals schon überaus praktisch in Geldsachen. Washington hatte keine Kinder, aber er widmete sich seinen beiden Stiefkindern mit der Hingabe des zärtlichsten Vaters.

Ob die Trennung der amerikanischen Kolonien von England zu vermeiden gewesen wäre, ist eine der großen offenen Fragen der Weltgeschichte. Der Verfasser sucht die Schuld an dem Zerwürfnis, das zu Krieg und Loslösung führte, nicht nur auf der englischen Seite. Der Siebenjährige Krieg hatte die Finanzen des Mutterlandes erschöpft, und der Gedanke, die wohlhabenden Kolonien die Kosten der eigenen Landesverteidigung tragen zu lassen, lag wirklich nicht fern. Der an sich verständliche amerikanische Grundsatz „Keine Besteuerung ohne eigene Vertretung" war bei den damaligen Verkehrsverhältnissen mindestens schwer durchzuführen. Der Unwille der Amerikaner richtete sich in der Tat auch viel weniger gegen die Form, in der ihnen die Besteuerung auferlegt wurde, als dagegen, daß man sie überhaupt besteuern wollte. Die Tatsache, daß die Kolonien privatwirtschaftlich schwer an England verschuldet waren, ist bei diesen Erwägungen nicht außer acht zu lassen. Für Virginien spielte diese Schuldenfrage eine besondere Rolle.

Im ganzen betrachtet nahm England beim Beginn des Streits seinen amerikanischen Kolonien gegenüber die Stellung eines allzu milden Vaters ein, der gegen einen verwöhnten Sohn aus zwingenden Gründen schärfere Saiten aufziehen muß. Daß die englische Regierung in dieser schwierigen Rolle im einzelnen schwere Fehler beging, soll nicht bestritten werden; aber da die Stimmung gereizt war, wurde jede Änderung mit Schlagworten wie Tyrannei, Papismus, Intoleranz belegt. Für Washington und viele Virginier war ein Regierungserlaß, der die Ausdehnung nach Westen tatsächlich sperrte, von besonderer Wichtigkeit; ihre Ohio-Interessen wurden dadurch aufs schwerste gefährdet.

Im Jahre 1773, also kurz vor Beginn seiner weltgeschichtlichen Laufbahn, wurde Washington durch den Tod seiner Stieftochter schwer betrübt. Die Übersiedlung des Ehepaars Fairfax nach England und die frühe Heirat seines Stiefsohnes trugen dazu bei, das Gefühl der Vereinsamung zu verstärken. Die bekannten Vorfälle in Boston, die dem eigentlichen Ausbruch der Feindseligkeiten vorangingen, schienen ihn nicht besonders zu erregen, und so war die



Lafayette bei Washington auf Mount Vernon

Öffentlichkeit einigermaßen erstaunt, als sich im August 1774 auf der virginischen Wahlversammlung für einen gemeinsamen Kongreß in Philadelphia der große, schweigsame Edelmann Washington erhob und die schlichten Worte sprach: „Ich will tausend Mann anmustern, sie auf eigene Kosten unterhalten und selbst an ihrer Spitze zur Entsetzung Bostons ausziehen." Diese inhaltsreiche Beredsamkeit in einem Satz machte den stärksten Eindruck. Der Tatenmensch, der schnurgerade auf das notwendige Zunächstliegende losging, von dem der immer unerklärbare Zauber angeborener Führerschaft ausstrahlte, riß die Virginier mit und wenige Tage später den „Kontinentalkongreß". Der Widerstand des Staates Massachusetts wurde gebilligt und ganz Amerika zur Hilfeleistung aufgerufen. Amerika war damals der Küstenstreifen bis zum Alleghanygebirge mit wenig über zwei Millionen weißen Einwohnern.

Auf dem zweiten kontinentalen Kongreß, der vierzehn Tage nach der Schlacht bei Lexington zusammentrat, wurde Washington einstimmig zum General und Oberkommandierenden gewählt. Von diesem für ihn und Amerika gleich wichtigen 16. Juni 1775 an gehörte er dem Vaterlande, das er sich erst selbst erschaffen mußte. Seine machtvolle körperliche Erscheinung, sein stolzer Ernst, seine unentwegte Sachlichkeit hatten ihm, der sonst wenig zu seiner Empfehlung nachweisen konnte, zu dieser militärischen Führerstellung verholfen. Auf die Frage, wer eigentlich Washington zum Oberkommandierenden ernannt habe, antwortete der bekannte Politiker Charles Francis Adams: „Ganz unbewußt er sich selbst."

Es war ein seltsamer Krieg, den das Mutterland acht Jahre lang gegen seine abtrünnigen Kolonisten führte. Die amerikanische Industrie war von England planmäßig niedergehalten worden; das Heer der Vereinigten Staaten litt daher grimmigen Mangel an jeder Art von Ausrüstung, außerdem ließen sich diese freien Farmer und Jäger immer nur zu kurzem Kriegsdienst anwerben, so daß mindestens jedes Jahr ein neues Heer zusammengebracht werden mußte. Die Schwierigkeit Englands bestand darin, daß seine zahlreichen Siege ebenso viele Stöße ins Leere waren. Der große Pitt, der noch drei Jahre diesen von ihm ursprünglich mißbilligten Krieg miterleben mußte, sagte treffend: „Man kann keinen Krieg gegen eine Landkarte führen." Es war ein Land ohne Hauptstadt, ohne Schlüsselfestungen, ohne Zentrale der Heeres- und Zivilverwaltung. Das steifgedrillte englische Heer war weit überlegen in der offenen Feldschlacht und verloren, wenn es sich in die wegelosen Wälder des Innern wagte. Die Größe Washingtons bestand weniger in seinem militärischen Können als in seiner unüberwindlichen Standhaftigkeit gegenüber dem Unglück. Er war nie größer, als wenn er geschlagen war. Ein Augenzeuge schildert ihn, wie er nach einer furchtbaren Niederlage auf der Insel Long Island bei Neuyork seine Heerestrümmer aufs rettende Festland brachte.

Inmitten der Finsternis bewegte sich eine majestätische Gestalt, unterdrückte die Elemente der Zwietracht und mühte sich, mit unerschöpflicher Energie selbst die offenkundigen Entschlüsse des Schicksals zu zwingen. Unerschüttert durch die Schrecknisse dieser grausigen Nacht, unberührt von den entsetzlichen Gefahren, die jeden Augenblick diesem Haufen verzweifelter Männer drohten, hielt er sich auf seinem

grauen Schlachtroß in der Nähe der Brooklyn-Fähre all die langen Unglücksstunden hindurch wie der Genius des Geschicks. Auf dem strengen, ruhigen Gesicht spiegelte sich keines der widerstreitenden Gefühle, die ihm das Herz erfüllten.

Mehrmals wandte er das Schlachtenglück durch schonungslosen Einsatz seines Lebens. Daß er bei solchen Gelegenheiten säumige Untergebene gewaltig anfluchen konnte, ist wohlverbürgt. Rührend war die Freundschaft, die der rasch alternde, von der ewigen Sorge und Mühsal stark verbrauchte Mann dem eleganten jungen Sprühteufel Lafayette entgegenbrachte, der ihm als neunzehnjähriger Generalmajor nicht wenig Sorge bereitete. Zweifellos war das militärische Eingreifen Frankreichs für die Amerikaner von entscheidender Bedeutung, aber der Krieg zog sich trotzdem ins Unabsehbare hin. Dem tüchtigen preußischen Offizier Steuben gelang es mit unendlicher Mühe, aus den ungeordneten Haufen körperlich tüchtiger und gut schießender Gelegenheitssoldaten eine Armee zu drillen, die in Notfällen mit friederizianischer Schnelligkeit einzugreifen vermochte. Als Lafayette einmal mit 2000 Mann in eine Falle ging, trat die Kontinentalarmee in 15 Minuten unter Gewehr und brachte ihm die sehr benötigte Hilfe.

Dieser endlose Krieg war eine Kette bunter Wechselfälle von Glück und Unglück. Die Kapitulation des englischen Generals Burgoyne in Saratoga im Spätjahr 1777 ließ auf ein baldiges Kriegsende hoffen, aber König Georg III. von England dachte nicht ans Nachgeben. Er sagte: „Lieber will ich Hannover und meinen ganzen Privatbesitz verkaufen, als die Sache im Stich lassen, um deretwegen meine loyalen amerikanischen Untertanen so viel erduldet haben." Man versteht die politische Lage dieser Kriegsjahre nicht, wenn man das damalige Amerika als geschlossenen Staatskörper betrachtet. Viele der besten, alteingesessenen Grundbesitzer waren ihrem König treu geblieben. Auch in einer Stadt wie Philadelphia waren diese Loyalisten zahlreich. Ihrem Einfluß unterlag einer der besten amerikanischen Generale Benedict Arnold. Nur durch einen Zufall mißlang sein Versuch, die strategisch überaus wichtige, mit reichen Kriegsvorräten versehene Festung Westpoint am Hudson im September 1780 den Engländern in die Hände zu spielen. Es war wohl Washingtons schwerste Stunde, als er den Verrat des alten Waffengefährten erfuhr. Sein müdes Stöhnen „Wem können wir noch trauen?" war ein erschütternder Ausdruck seiner beherrschten Seelennot. Die böse Assignatenwirtschaft und das wüste Treiben der Kriegsgewinnler machten ihm damals ohnehin schon das Leben zur Qual.

Die Zusammenarbeit mit der französischen Flotte und dem Hilfsheer war sehr mangelhaft. Lange kam man aus dem gegenseitigen Mißtrauen nicht heraus. Zum Beginn des Entscheidungsjahres 1781 faßte Washington die Lage in den Worten zusammen: „Wir sind am Ende unserer Kraft." Ganz unerwartet wandte sich das Kriegsglück den Amerikanern zu. Der nach Westindien bestimmte französische Admiral de Grasse legte unter eigenster Verantwortung in die Chesapeake-Bay, um dem General Rochambeau bei der Einkreisung des englischen Generals Cornwallis zu helfen. Washington, der die Entscheidung bei Newyork suchte, brachte die eigene strategische Meinung zum Opfer und trat den Marsch über 700 km nach Süden an, um den gewagten französischen Versuch zu unterstützen. Auf diesem Marsch war es ihm vergönnt, eine paar Nächte in Mount Vernon unter dem eigenen Dach zu schlafen. Es war seit sechs Jahren zum erstenmal und tat ihm sichtlich wohl. Seine Anwesenheit vor Yorktown gab dem Unternehmen die einheitliche Führung. Am 17. Oktober 1781, genau vier Jahre nach der Kapitulation von Saratoga, wehte auf den Wällen von Yorktown die weiße Flagge, an demselben Tag, an dem der englische Höchstkommandierende Clinton mit einer Entsatzarmee von Newyork abgeglete. Das zweite britische Heer hatte sich den Rebellen ergeben, und damit gab England das Spiel verloren, obwohl es noch immer eine überlegene Truppenmacht in Amerika stehen hatte. Washington konnte an das eigene Glück kaum glauben. Für die Heeresstimmung ist es bezeichnend, daß in den Winterquartieren eine Meuterei und Rebellion gegen den Kongreß auszubrechen drohte. Die Vereinigten Staaten schickten sich eben an, in 13 eifersüchtige Einzelkolonien auseinanderzufallen. Das von der Not geschlungene Band hielt dann doch noch so lange, daß der Frieden von Versailles am 3. September 1783 unter Dach gebracht werden konnte.

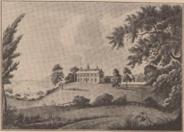
Zu Weihnachten 1783 war Washington wieder der virginische Landedelmann auf Mount Vernon. Dem Kriegskameraden Lafayette schrieb er: „Endlich, mein teurer Marquis, bin ich ein Zivilist an den Ufern des Potomac geworden. Im Schatten meines eigenen Weinstocks und Feigenbaums, frei vom Lärm des Lagers und den geschäftigen Szenen öffentlichen Lebens, erquicke ich mich an ruhigen Freuden." Die wohlverdiente Ruhe sollte nicht lange währen. Die Geburtswehen des neuen Staates waren schwer und gefährlich. Allzu viele sahen in dem gewonnenen Krieg nicht sowohl einen Sieg gegen England als gegen jede Autorität und Überlieferung. George Washington, der niemals Politiker gewesen war, mußte die Last der politischen Führung auf die Schultern nehmen. Sein früherer Adjutant Alexander Hamilton, ein geborener Staatsmann, machte ihm klar, daß nur er das aus tausend Wunden blutende Land retten konnte. In Massachusetts tobte der Bürgerkrieg, das Ansehen des Kongresses stand auf dem Nullpunkt, und die einzelnen Staaten waren im Begriff, sich mit Zollmauern gegeneinander abzuschließen. Hamilton sagte dem Kongreß fünf Stunden lang seine unverblümte Meinung und empfahl eine Verfassung nach dem Muster der englischen. Ihre Ratifizierung im Juli 1788 ist die eigentliche Geburtsstunde der USA.

Am 14. April 1789 ritt der Sekretär des Kongresses nach Mount Vernon, um Washington offiziell davon in Kenntnis zu setzen, daß er einstimmig zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden sei. Mit der Annahme des hohen Amtes opferte er das Letzte, was ihm das Leben noch bieten konnte, ein friedliches Alter in ländlicher Zurückgezogenheit. Er mußte auf alles verzichten, was ihm lieb war, um „ein öffentliches Monument abzugeben". Sein Leben erschöpfte sich in steifen Empfängen und feierlichen Diners. Zum Dank dafür wurde er bald von der maß- und zuchtlosen Presse mit Schmutz beworfen, weil er die USA. nicht in die Wirren der Französischen Revolution hineinreißen lassen wollte.

Zweimal vier Jahre lang trug er noch die schwere Bürde der Präsidentschaft, am 19. September 1796 veröffentlichte er die Abschiedsadresse, ein politisches Testament, das eindringlich zur Einigkeit, Selbständigkeit und zum Frieden mahnte.

Daß es ihm noch zweieinhalb Jahre vergönnt war, inmitten erprobter Freunde und Nachbarn, von seiner guten Frau betreut, das behagliche Landleben zu führen, das er liebte, vergoldet die Erinnerung an seine dornenvolle Laufbahn.

Dem weisen alten Herrn auf Mount Vernon fehlte es nie an anregendem Verkehr mit den Besten seines Landes, die von weither zu Besuch herbeikamen. Auch den letzten Kampf bestand er als Held und Edelmann. Er entschuldigte sich noch, daß er so viel Zeit zum Sterben brauche. Dann ging er ruhig hinüber.



Mount Vernon

Sämtliche Abbildungen aus Bedoyere „Washington" mit Erlaubnis des Verlags Gustav Kiepenheuer

Oskar Jancke: ... und bitten wir Sie

und bitten wir Sie, sich nach untenstehend gehabten Probemustern zwecks Vermeidung aller einschlägigen Sprachsünden mit diesem Büchlein selbst des näheren zu befassen, da dasselbe diesbezüglich in der Behandlung brennender Fragen einem dringenden Bedürfnis mit durchschlagendem Erfolg in epochemachender Ausführung voll und ganz abzuhelfen bemüht ist. Und möchten wir nicht verfehlen, Ihnen dabei hochachtungsvollst und ganz ergebenst ein 100%iges Vergnügen zu wünschen!

Das häßlichste Wort

Will man unter allen Wörtern der Sprache das schönste oder das häßlichste herausheben, so bedarf es eines Maßstabes, den alle Sprechenden anerkennen können. Schön ist das beseelte Wort und das schönste ist das beseelteste. Häßlich aber ist nicht das unbeseelte, sondern das seiner Beseeltheit beraubte. Denn es gibt Dinge, die zum Menschlichen mittelhaft stehen und nicht beseelt werden können, doch vom Menschen her Würde erlangen. Das Haus ist ein steinernes Ding, aber es kann zum Heim werden. Eine Ruine ist mehr als ein Steinhaufen, ein Zimmer mehr als eine Möbelsammlung, jeder Gegenstand unseres Besitzes mehr als der Stoff, aus dem er besteht.

Unser Wesen drängt dahin, zu allem Beziehung zu gewinnen, und unsere Sprache gibt diesem Drängen Ausdruck.

Nur unbesonnenes Sprechen kann Wörter zulassen, die nicht nur die Sprache, sondern menschliches Wesen selbst entstellen. Ein solches Wort ist „Menschenmaterial", und es darf unbedenklich das häßlichste Wort genannt werden, weil es uns, ob gesehen oder gehört, gleichsam einen Höllensturz in eiskalte Dinglichkeit erleben läßt. In ihm sind wir weniger als ein Nichts, das wir doch nur in Vergleichung mit einem All sind, weniger als Nullen, als die wir doch nur spott- und verachtungsweise, meist überheblich oder im Affekt, die Mitmenschen zu benennen pflegen. Als „Menschenmaterial" setzen wir uns selber in den Zustand der absoluten und unvergleichbaren Dinglichkeit, ja unter die toten Dinge selbst, weil nicht allein unsere Beseeltheit, sondern unsere Kraft zur Beseelung mit diesem Wort gemordet wird.

Ein sinnverwandtes Wort, das in seiner Absonderlichkeit ebenso komisch wie beleidigend wirkt, stand kürzlich im Nachrichtenteil einer deutschen Zeitung zu lesen. Dort hieß eine Schlagzeile „Motorisierter Handtaschenräuber gefaßt". Dieser Mann hatte, wie sich versteht, keinen zeitgemäßen Teufel als Motor im Leibe. Er hatte sich einer Handtasche bemächtigt und sich rasch auf sein Motorrad geschwungen. Auch dem unbefangensten Leser bescherte er das Problem des motorisierten Menschen. Sprechen wir vom mechanisierten Menschen, so bedeutet dies Kritik am Typus und setzt immer noch das Vorhandensein oder wenigstens das Bild des ursprünglichen Menschen voraus. Aber einen motorisierten Menschen gibt es so wenig wie einen elektrifizierten, allenfalls eine motorisierte Truppe, die einen unpersönlichen Kollektivbegriff darstellt.

Perfektes Deutsch

Es ist keine verlorene Mühe, einmal über den Unterschied zwischen vollkommen und perfekt nachzudenken. In vielen Dingen ist man perfekt, in wenigen vollkommen. Das Fremdwort scheint, wie so oft, einen Allerweltswert, das eigene Wort einen Seltenheitswert auszudrücken. Der vollkommenen Menschen zählen wir wenige, der perfekten beinahe zu viele. Glücklicherweise ist es nicht umgekehrt.

Einzig beklagenswert ist jedoch die Selbstverständlichkeit, mit der man uns die Perfektibiltät als Maß aufzudrängen pflegt. Viel weniger bemerkt man dies dort, wo ein perfektes fachliches Können gesucht oder angeboten wird — denn perfekt bezeichnet hier einen äußersten Grad des Könnens, ohne die Person des Könnenden anzutasten —, als dort, wo perfekt sich hinterlistig den Sinn des Vollkommenen selbst erschleicht.

Vorausgesetzt, daß man sich unter perfektem Deutsch überhaupt etwas vorzustellen vermag, lenkt man unwillkürlich sein Vorstellungsvermögen auf jene Sprachinsel — wir wählen diese vorsichtige Benennung nicht unbedacht — auf der sich „versierte" Fachleute, in mancherlei Beziehung „firm" oder „perfekt", mit „prima Referenzen", „per" sofort zu verändern wünschen. Die Sache selbst „geht in Ordnung", nicht so ihre Umsetzung in Sprache. Hier wird aus der Not keine Tugend, sondern leider nur „perfektes Deutsch" gemacht.

Genug mit diesem Beispiel. Wer es lernt, sich in diesen und ähnlichen Wendungen auszudrücken, wird also in der Lage sein, perfektes Deutsch zu sprechen. An diesem Deutsch wird er gemessen, will er gemessen werden und andere messen. Er wird nicht spüren, wie es ihn einengt. Das perfekte Deutsch verdirbt den Sinn für das vollkommene.

Gibt es eine perfekte Philosophie, eine perfekte Wissenschaft? Warum muß es perfektes Deutsch geben? Nicht perfektes Deutsch, sondern vollkommenes Deutsch verlangt die Sprache zu ihrer Erfüllung. Eine Vollkommenheit, die niemals endgültig ist und immer wieder übertroffen wird, die in jeder Zeit auf neue Art errungen wird und von jedem Menschen, der zu ihr berufen ist, anders.

Mazo de la Roche: Die Familie auf Jalna

Von Dr. H. W. Keim

Mazo de la Roche, die Verfasserin des mit dem großen amerikanischen Literaturpreis ausgezeichneten Romanes „Die Familie auf Jalna", wurde in Toronto in Kanada geboren, wohin ihr Großvater, angloirischer Abkunft, in jungen Jahren ausgewandert war. Ihr Werk hat Lulu von Strauß und Torney in zwei Bänden „Die Brüder und ihre Frauen" und „Das unerwartete Erbe" übersetzt.

Mit einer durch literarische Vorbilder nicht belasteten Lebensfrische und Anschaulichkeit beginnt die Familienchronik. Wakefield, der jüngste und zarteste Sproß der großen Familie auf dem Gute Jalna, das sein englischer Großvater Captain Philipp Whiteoak einst gekauft hatte, führt, da er einmal wieder zu spät zum Mittagessen kommt, den Leser in den Stamm und die Generationsfolge der Whiteoaks ein. Sie sitzen, als der Kleine sich nach einem verbummelten Vormittag zu ihnen gesellt, bereits bei Tisch.

Das Eßzimmer war ein großer Raum voll schweren Mobiliars, das eine schwächere Familie in Schatten gestellt und bedrückt hätte. Die Anrichte, die Schränke türmten sich bis an die Decke. Schwere Gesimse drückten von oben. Läden und lange Vorhänge von gelbem Samt, von strickartigen Kordeln zurückgehalten, mit Quasten an den Enden, die wie die hölzernen menschlichen Gestalten in Noas Arche geformt waren, schienen endgültig den Rest der Welt von der Welt der Whiteoaks auszuschließen, in der sie sich zankten, aßen, tranken und ihren eigenen Angelegenheiten nachgingen. Die nicht von den Möbelstücken besetzten Wandflächen waren bedeckt von schwer gerahmten Familienporträts in Öl, nur an einer Stelle unterbrochen von einem bunten Weihnachtsbild einer englischen Zeitschrift, das die Mutter von Renny und Meg, als sie eine fröhliche junge Frau war, in roten Samt gerahmt hatte. Das Hauptsächlichste unter den Porträts war das des Kapitäns Philipp Whiteoak in seiner englischen Offiziersuniform. Er war der Großvater, der, wenn er noch lebte, mehr als hundert Jahre alt wäre.

Nach dieser Einführung wird von dem Großvater und der fast hundertjährigen Großmutter Näheres berichtet. Sie lernten sich in jungen Jahren in einem indischen Garnisonsstädtchen Jalna kennen und kauften sich später von dem Erbe eines amerikanischen Onkels am Ufer des Ontario ein Stück Land, das sie urbar machten und auf dem sie ihr mächtiges Haus errichteten, dem sie, einer romantischen Laune folgend, den Namen Jalna gaben. Der Stammvater starb, doch die Familie, zwei unverheiratete Onkel, fünf Brüder und eine Schwester, aus zwei Ehen stammend, blieb unter der mächtigen, mythisch wirkenden Herrscherpersönlichkeit der Urmutter, auf dem Besitz zusammen.

Die Familie saß in Rangordnung um den Tisch mit dem schweren Silber und den großen Schüsseln, mit großen Kannen und schweren Bestecken. An einem Ende saß Renny, das Haupt des Hauses, lang, hager, mit einem kleinen, von dichtem roten Haar bedeckten Kopf, einem schmalen Gesicht, mit einer fuchsartigen Schärfe darin, und lebhaften braunen Augen. Ihm gegenüber Meg, die einzige Schwester. Sie war vierzig, sah aber älter aus durch ihren schweren Bau, der den Eindruck machte, als könne sie nichts von der Stelle bewegen, wenn sie einmal saß . . . Sie aß wenig bei Tisch, achtete immer auf die Wünsche der andern, hielt die jüngeren Brüder in Ordnung, schnitt Großmutter das Fleisch und trank endlose Tassen chinesischen Tees. Die Halbbrüder saßen nebeneinander in einer Reihe an einer Seite des Tisches dem Fenster gegenüber. Wakefield, dann Finch (dessen Platz aber immer leer war, weil er in der Stadt in einer Tagesschule war), darauf Piers, der auch Kapitän Whiteoak ähnlich sah, aber weniger von dessen Feinheit und mehr von Eigensinn in seinem Knabenmund zeigte, zuletzt Eden, schlank, hellblond, mit dem bezaubernden Blick der hübschen Erziehenin, seiner Mutter.

Gegenüber am Tisch die Großmutter und die beiden Onkel, Ernst mit seiner Katze Sascha auf der Schulter, Nicolas mit seinem Yorkshire Terrier Nip auf den Knien, Rennys beide Spaniels lagen zu beiden Seiten seines Armstuhls.

So saßen die Whiteoaks bei Tisch.

Sie sind ein zähes und hartes Geschlecht, diese Whiteoaks. Essen und Trinken, Reiten und Arbeiten, Prügeleien und lärmende Fröhlichkeit regieren ihr Leben. Stark sind ihre Charaktere ausgebildet; und ohne Beherrschung, in primitiver Ursprünglichkeit, packen sie das Leben an, in welcher Form es sich ihnen auch bietet. Sie kennen nur sich, nur ihre Wünsche

und Leidenschaften, ihre Art zu handeln, zu lieben, zu hassen. „Sie warfen sich auf das Leben mit ungekünstelter Leidenschaft. Sie philosophierten nicht über das Leben, aber kein Erlebnis war zu abgegriffen und zu überholt, als daß sie es nicht noch einmal herausgeholt und mit Kraft und Hingabe durchgemacht hätten." Jeder von ihnen geht eigensinnig seinen Weg, allein sie alle hält der mächtige Zauber von Jalna zusammen, die besondere Atmosphäre, welche die Whiteoaks wie schöne wilde Tiere überall, wohin sie kommen, um sich legen.

Einer aus der jüngeren Generation bringt, nachdem Renny, der „Häuptling des Clans", dem sich alle widerspruchslos beugen, aus dem Weltkrieg zurückgekehrt ist, die erste Verwirrung in dieses Leben. Piers, der schroffste Charakter und neben Renny der härteste Arbeiter, führt Pheasant als Schwiegertochter ins Haus. Sie ist ein hübsches, schlankes Ding, aber die Mutter war ein Dorfmädchen, das ihrem Vater über die lange Wartezeit geholfen hatte, die seine Verlobte, Meg, ihm auferlegt hatte. Doch nach einer wilden Familienszene, in welche die Großmutter mit ihrem Ebenholzstock tätig eingreift, fügt man sich ins Unvermeidliche. Pheasant wird aufgenommen, die Familie schließt sich wieder eng zusammen. Denn nichts ist ihr schimpflicher, als nach außen hin Anlaß zu hämischem Gerede und spöttischer Belustigung zu geben.

Aber da sind noch zwei Glieder der letzten Generation, die nicht in der gleichen Richtung mit den andern gehen, nämlich Eden und Finch. Eden ist Dichter und als solcher ein Mensch, der auf die Reize der Umwelt stärker antwortet als die Brüder, in deren Adern das Blut von Soldaten und Seeleuten noch ungebrochen fließt. Seine Verse gewinnen ihm die Liebe Alayne Archers, die diese junge dichterische Kraft entdeckt hat. Mit diesen beiden zieht das zweite Paar in Jalna ein, im Gegensatz zum ersten freundlich aufgenommen, weil man — übrigens fälschlich — in der jungen Frau die reiche Amerikanerin wittert. Die Lage ist nun reif für Verwicklungen. Alayne fühlt bald, daß sie sich in Edens Gedichte, nicht in den Mann selbst verliebt hat. Dagegen verfällt sie bald dem Eindruck Rennys, der wiederum von ihr die tiefste Berührung empfängt, deren seine männliche und leidenschaftliche Natur zugänglich ist. Eden aber hat Pheasant an sich gelockt und kann sich nur durch eilige Flucht vor des Bruders gefährlicher Rache retten. Er verschwindet für längere Zeit aus dem Gesichtskreise der Familie.

Statt seiner rückt sein jüngerer Bruder Finch nun in den Vordergrund. An ihm hat die Dichterin die ganze Spannweite ihrer Kunst und ihrer seelischen Feinfühligkeit bewiesen. Denn er ist aus ganz anderem Stoff als alle seine Brüder, die, so vielseitig sie auch in ihrem Auftreten erscheinen mögen, doch leicht auf einen Nenner zu bringen sind. Wie ein Fremder steht er, gleich seiner verstorbenen Mutter, in dieser robusten, lebenstüchtigen Schar, fremd auch durch sein linkisches Betragen und seine seelische Empfindlichkeit. Niemals beherrscht er die Lage, in die er gestellt wird, er wird vielmehr immer von ihr beherrscht. Er hat Angst vor dem Leben. Nur Alayne versteht den scheuen Jungen, dessen Welt sich aus den Klängen der Musik aufbaut und darum dem praktischen Sinn der andern Whiteoaks ganz unzugänglich ist. Mißverständnisse und Schwierigkeiten treiben ihn schließlich zur Flucht von Jalna.

Eines Tages taucht in Alaynes Neuyorker Wohnung, in die Edens Frau nach dem Verschwinden ihres Mannes wieder zurückgekehrt ist, verhungert und verelendet Finch auf. Und bald wird Eden in ähnlichem Zustand, nur noch mit dem Zusatz einer gefährlichen Lungenkrankheit, aufgefunden. Renny, „der gute alte Patriarch", wie ihn der Bruder gerührt nennt, führt die beiden nach Jalna zurück und bewegt Alayne dazu, ihren Mann zu pflegen. Sie folgt dem Ruf ihres Schicksals. Als aber Eden gesund geworden ist, geht er mit einem lustigen und koketten Mädel, das Meg ihrem Bruder Renny zugedacht hatte, nach Frankreich; sicher nicht in seinen Untergang, denn ein Whiteoak packt das Leben immer bei den Hörnern. Vorher aber haben die beiden noch eine gute Tat getan.

Der junge Finch hatte auf eine seltsame und den andern geheim gebliebene Weise das Herz seiner Großmutter gewonnen. Und als diese nun gestorben war, zeigte es sich, daß Finch das „unerwartete Erbe" ihres Vermögens zugefallen war. Man hatte ihn darüber so gröblich beschimpft, daß der arme Junge fast im Selbst-

mord seine Ruhe vor der Welt und ihren Quälereien gesucht hatte, und wären nicht Eden und das Mädchen Minnie Ware gewesen, so hätte er seine Absicht auch erreicht. Nun aber ist er gerettet, und die Erschütterung, die davon auf die Familie übergegangen ist, führt schließlich zum Verständnis dafür, daß es auf Erden auch Menschen geben darf, die in anderen Sphären beheimatet sind. So ist auch Finch, wie Eden, auf den Weg zu sich selbst gebracht, und als Renny und Alayne ganz unpathetisch sich endlich ihrer Liebe fügen, kann die Dichterin getrost diese Lebenschronik abbrechen, die voll starker und schöner Kräfte ist, wie man sie noch dort findet, wo die Walze der normalen Moral menschliche Eigenwüchsigkeit und ursprüngliche Wesensentfaltung noch nicht zerdrückt hat.

Lärmende Lebensfülle und kräftiger Humor, feste Wirklichkeit von Mensch und Tier und Ding, und die verzaubernde Stimmung einer groß gearteten Natur, dramatische Bilder voll von Gestalten und mächtigen Bewegungen, und stille Szenen, in denen ein Herz seine leise Sprache zu verstehen lernt, das ganze großzügige Gewebe, das man Leben nennt, wird in diesen beiden Bänden mit einer Sicherheit des künstlerischen Fassungs- und Darstellungsvermögens bewältigt, die der Dichterin und ihrem Werk einen ehrenvollen Platz in der Erzählkunst unserer Zeit zuweisen.

Alexis Carrel: Der Mensch, das unbekannte Wesen

Von Walther von Hollander

Alexis Carrel ist Professor der Physiologie und Biologie am Rockefeller-Institut in Neuyork. Er ist für seine bahnbrechenden physiologischen Untersuchungen mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Einer weiteren Öffentlichkeit wurde er bekannt durch seine mit dem Flieger Lindberg gemeinsam durchgeführten Experimente mit dem Herzen, das außerhalb des Organismus weiterlebt. Er schien somit ein typischer Spezialforscher, der Typ des modernen experimentellen Wissenschaftlers.

Um so überraschender ist sein Buch „Der Mensch, das unbekannte Wesen", das man nur auffassen kann als eine geniale Kampfansage an den Experimentalismus in der Naturwissenschaft, ja an den Herrschaftsanspruch der Naturwissenschaft über das Leben.

Carrel gibt gleich zu Anfang seines Buches einen Überblick über das Verhältnis der Wissenschaft zum Leben. Er findet, daß der Mensch nur noch mit allergrößter Mühe Nutzen ziehen kann aus dem gewaltigen Wissensstoff, den er angehäuft hat. Der Überfluß an Wissen hat nicht eine Kenntnis, sondern eine Unkenntnis der menschlichen Natur zur Folge gehabt. Denn die Naturwissenschaft hat unter allen Wissenschaften am meisten die Tendenz, mit schematischen Bildern, mit abstrakten Berechnungen und Hypothesen ein Menschenbild zu entwerfen, das mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Die Naturwissenschaft ist trotz ihrer ungeheuren Fortschritte eine Wissenschaft vom Unbelebten geblieben, während das Wissen vom Lebewesen Mensch ganz in den Anfängen geblieben ist.

Mit Hilfe der quantitativen Wissenschaften, der Physik, der Chemie und der Mathematik ist es gelungen, eine Herrschaft über die materiellen Kräfte der Erde aufzurichten. Der Mensch aber ist unbeherrscht geblieben, und wir wissen trotz aller unserer Kenntnisse nicht, „wie man es anstellen könnte, daß Moralgefühl, Urteilskraft, Tapferkeit auf der Welt zunähmen. Wir wissen noch nicht einmal, welche Umwelt zur Entwicklung des Kulturmenschen am günstigsten ist."

„Die Wissenschaft ist die Mutter des Behagens, des Reichtums und der Gesundheit geworden. Sie hat einen Typ der zivilisierten Menschen hervorgebracht, der unternehmungslustig, praktisch und unwissend ist, eine pfiffige Intelligenz und geistige Schwächlichkeit hat und der größte Bequemlichkeit bei geringster Anstrengung schätzt."

Die Zivilisationswelt hat den Menschen langsam aus seiner harmonischen Existenz verdrängt. Er ist ein Fremdling in der von ihm geschaffenen Welt geworden, unfähig, diese so zu organisieren, daß er sich darin entwickeln, daß er darin zu einem vollkommeneren Wesen werden kann.

Die einzig mögliche Abhilfe ist ein vertieftes Wissen von uns selbst, ist eine Wissenschaft vom Menschen.

Diese Wissenschaft vom Menschen ist schwieriger zu schaffen als jede andere Wissenschaft. Sie kann von den Spezialforschern, von den Detailarbeitern, von den Analytikern, von den Physikern und Physiologen nicht geschaffen werden, sondern nur von Synthetikern, die über eine außerordentliche Geistes-

kraft und eine große physiologische Ausdauer verfügen. Unser Verstand, der viel eher auf die einfachen materiellen Zusammenhänge reagiert als auf die totalen Tatsachen des Lebens, muß viel besser ausgebildet werden, als es bisher jemals geschah. Die ungeheure Menge des Wissensstoffes erfordert eine ungeheure Fähigkeit des Durchschauens und Gestaltens. Carrel meint, daß der neue Typ des Wissenschaftlers, der allein fähig wäre, die neue Wissenschaft vom Leben fruchtbringend aufzubauen, nur unter größten Anstrengungen geschaffen werden kann. In 25 Jahren, so meint er, könnte man sich die notwendigen Grundlagen einer Wissenschaft vom Menschen aneignen. Mit 50 Jahren könnten die, die sich einer vollkommenen Lernzucht unterworfen hätten, „den bewußten Neuaufbau des Menschen und einer auf seine wahre Natur gegründeten Zivilisation mit Aussicht auf Erfolg in die Hand nehmen". Freilich müßten diese Männer der Wissenschaft ein mönchisches und asketisches Leben führen. „Golf und Bridgespiel, ins Kino gehen, Radio hören, bei Festessen Reden halten, sich in Komitees wählen lassen, wissenschaftliche Gesellschaften, politische Konventikel und Akademien besuchen, über den Ozean fahren und an internationalen Kongressen teilnehmen — das alles muß ihnen versagt bleiben."

Die neuen Wissenschaftler sollen nach Carrel in Instituten für Lebenswissenschaft zusammengefaßt werden. Spezialisten hätten in diesen Instituten keinen Platz, sondern würden als Werkzeuge der umfassenden Geister in Forschungsinstituten untergebracht werden. Es kommt für den Lebenswissenschaftler und die Lebenswissenschaft darauf an, nicht mehr wie die bisherige Wissenschaft künftlich isolierte Systeme und Begriffsmodelle hervorzubringen, sondern eine lebendige Anschauung vom menschlichen Organismus und den für den Menschen notwendigen Entwicklungsbedingungen.

Das Ziel der Wissenschaft muß es sein, den Menschen aus dem Zustand geistiger, moralischer und physiologischer Verkümmerung zu erlösen, in den er durch die neuzeitlichen Bedingungen versetzt worden ist. Man muß seine schlummernden Energien wecken, ihm Gesundheit schenken, ihn in der Einheit und Harmonie seiner Persönlichkeit begründen, ihn zur Anwendung aller Erbkräfte in seinen Geweben und in seinem Bewußtsein hinleiten.

Das alles ist sehr schwer zu erreichen, solange die industrielle Zivilisation vorherrscht, und nicht der Mensch das Maß aller Dinge ist. Die Vorherrschaft der industriellen Zivilisation, so meint Carrel, muß mit Unerbittlichkeit bekämpft werden, weil der Menschentyp, der aus dieser Zivilisation herausgewachsen ist, nicht dem eigentlichen Menschenbild mehr gleicht, und weil dieser Menschentyp sich nicht eignet für die Herrschaft über die Welt, ja nicht einmal für die Herrschaft über die von ihm entwickelten materiellen Kräfte.

Der Mensch ist durch die Zivilisation den natürlichen Lebensbedingungen entrückt. Er ist den natürlichen Spannungen und Anstrengungen entkommen, die, aus der Not und aus der Entbehrung geboren, den Menschen immer wieder die notwendigen Kräfte zur Verfügung stellten. Der Mensch, der sich immer neuen Schwierigkeiten gegenübersah, der in einem ständigen Kampf gegen Hunger und Kälte die nackte Existenz verteidigen mußte, dieser Mensch mußte ständig alle seine Energien, alle seine Kräfte seelischer, geistiger und körperlicher Natur herbeirufen, um weiter leben zu können. Er mußte sich ständig von neuem den immer neuen Anforderungen der gewaltigen Natur anpassen. Und diese Anpassung, diese durch die Anpassung hervorgerufenen Kräfte, hielten ihn in einer gewissen Harmonie mitten im kämpferischen Leben.

Die Zivilisation hat also in den natürlichen Anpassungsvorgang eingegriffen, und der Mensch hat es nicht mehr nötig, seine Kräfte hervorzurufen. Nur ein kleiner Teil der dem Menschen eingeborenen Kräfte kommt zum Einsatz. Die meisten Kräfte bleiben unentwickelt, vermodern und machen den Menschen unzufrieden, melancholisch, schwächlich und hysterisch.

Carrel meint, daß dieser schwächliche Mensch und die gesamte von ihm geschaffene Kultur in kurzer Zeit zugrunde gehen wird, wenn nicht durch eine ganz neue Erziehung ein neuer Mensch geschaffen wird, wenn es nicht gelingt, durch neue, weise Erkenntnisse, durch eine harte und unerbittliche Schulung ganz neue Erziehungsmethoden und eine neue Umwelt zu schaffen.

Er sieht die Lage als sehr schwierig an, aber nicht als verzweifelt. Er meint, daß der Mensch, der es fertig brachte, die materiellen Kräfte zu zähmen und in den Dienst der Menschheit zu stellen, es auch fertig bekommen müßte, sich so zu wandeln, daß er die Welt wirklich beherrscht. Er meint, daß zum ersten Male eine zerbröckelnde Kultur, die unsere nämlich, die Gründe ihres Verfalls kennt, nämlich, daß man auf die klaren menschlichen Entwicklungsgesetze, auf die notwendige Harmonie, auf die menschlichen Grundtatsachen keine Rücksicht genommen hat. Dieser erkennende Mensch nun hat die ganze Macht in der Hand, die ihm die Naturwissenschaft verliehen hat. Er beginnt die seelischen Kräfte richtig abzuschätzen und einzusetzen. Deshalb müßte er in der Lage sein, eine neue Kultur, eine menschliche Zivilisation heraufzuführen, innerhalb deren der Mensch seine eigentliche Gestalt gewinnen und ein menschenwürdiges Dasein führen könnte.

Josef Magnus Wehner

Stadt und Festung Belgrad

von Otto Heuschele

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1915 ziehen deutsche und österreichische Regimenter südwärts. Die Deutschen sind durch österreichisches Land gefahren und werden hier irgendwo ausgeladen. Bald werden sie an den großen Strom kommen, an die Donau, sie werden in der Ferne Belgrad sehen, und sie werden den Befehl erhalten, den Strom zu überschreiten und die alte Festung, die schon Prinz Eugen belagerte, zu stürmen. Ungeheuer ist das Unternehmen, und die es auszuführen haben, werden Schwerstes und Härtestes erdulden müssen. Unter denen, die vor der Stadt stehen und des Befehls harren, den Strom zu überschreiten, ist auch ein Zug bayerischer Infanteristen, ein blutjunger Fähnrich von Au führt ihn. Er und die Seinen haben die Aufgabe, den jahrhundertealten Turm „Fürchtenicht" zu stürmen. Sie werden es tun. Aber am Vorabend des Donauüberganges begegnet von Au im Quartier einer jungen Zigeunerin. Sie entflammt sein Blut. Kolb, der erfahrene Unteroffizier warnt den indessen zum Leutnant beförderten. Doch größer als die Kraft der Warnung ist die Kraft der Leidenschaft. Die blinde Großmutter der jungen Schönheit weissagt dem Leunant von Au und dem Unteroffizier Kolb:

„Du", sagte sie feierlich, aber in steinernem Zorne zum Leutnant, „du wirst sterben, wenn ein Turm in der Luft fliegt."

Und zum Unteroffizier Kolb:

„Über dich habe ich weniger Macht, mein Sohn. Ich werde dir sogar ein Liebchen verschaffen. Der Tod hat eine Tochter, und die ist für dich!"

Mit diesen Prophezeihungen gehen die beiden in den großen Kampf hinein, der die verbündeten Heere in den nächsten Wochen zum Nordufer der Donau über den Fluß nach Belgrad und von da bis an die griechische Grenze führt. Es ist ein Kampf und ein Feldzug, wie er nicht wieder geführt wurde in dem gewaltigsten aller Kriege. Ungeheuer ist die Unternehmung im Angesicht des Feindes, seiner Geschütze, seiner Maschinengewehre, zwischen seinen Minen den Strom zu überschreiten. Der Übergang gelingt durch die heldenhafte Haltung der Männer, die in den Schiffen stehen, den Tod vor sich und hinter sich.

Ein Blitz zerriß den Himmel von oben bis unten. Kolb schrie auf, er hatte den Turm gesehen, ihren Turm. Leutnant von Au fuhr mit der Hand an die Mütze, er lächelte gezwungen.

Zitternd stehen die Soldaten am Ufer. Sie frieren auf einmal. Jeder einzelne von ihnen blickt wortlos zu dem finsteren Serbenturm hinüber, dem breiten, sechshundertjährigen auf dem Walle der unteren Festung. Aus seinen Schlitzen schielen Maschinengewehre, schiefe Serbenmützen beugen sich über das Visier, man sieht Stücke ihrer verteckten Gesichter in der Lohe des Mündungsfeuers. Zahllose Granaten haben ihn gestreift; das Herz jedes Soldaten jubelte auf, wenn es rechts und links von ihm blitzte — zu früh! Unversehrt und klotzig steht er noch da, der Turm Nebojscha, der balkanische Fürchtenichts. Aus seinem oberen Stockwerk, durch zweitausend Meter Finsternis hindurch, blakt das schmutzig-gelbe Feuer von sechs Maschinengewehren . . . wenn hundert Kanonen das finstere, feuersprühende Bollwerk nicht zerreiben konnten . . .!

Der Unteroffizier Kolb schwimmt durch den Fluß zurück, um das Feuer der schweren Artillerie auf den Turm zu lenken. Aber die erste 42-cm-Granate geht zu kurz und zermalmt den ungeduldig auf den Sturm wartenden Leutnant von Au. Der „Turm", von dem die alte Zigeunerin weissagte, „flog in der Luft". Als Kolb zurückkehrt, ist der Turm zwar von den schweren Granaten zermahlen, aber vom Leutnant ist nichts mehr zu finden als ein paar Fetzen Tuch und ein Knopf seines Uniformrockes.

„Stadt und Festung Belgrad" wird indessen von den Verbündeten gestürmt. Das serbische Heer, der König in seiner Mitte, flieht ins wilde und unwegsame Gebirge. Hier hebt ein neuer Abschnitt dieses großen Heldenkampfes und Heldenliedes an. Die serbischen Männer sind tapfer und verteidigen erbittert Bergzug um Bergzug ihrer Heimat. Vergebens

schauen sie nach der französisch-englischen Hilfe aus. Es ist erschütternd, wie die Männer unter den harten Schlägen des Schicksals stehen und nur der ebenso unerbittlichen Gewalt der Angreifer weichen. Aber es sind nicht nur die Kämpfer, die gegeneinander stehen im gewaltigen Waffengang; es sind auch die Gewalten der Erde und des Himmels, die in den Kampf eingreifen. Die Berge, die in den Tagen des Friedens kaum jemals erstiegen wurden, wollen jetzt nicht nur erstiegen, sondern auch erstürmt sein; die Serben haben jede Kuppe in eine Festung umgewandelt. Dazu geht aus dem düstren Himmel Regen in Strömen nieder; die Wagen sinken bis zu den Achsen in Schlamm und Morast, die Stiefel der Marschierenden und Kämpfenden bleiben buchstäblich stecken, und die fliehenden Serben haben oft keine Uniform mehr, ihr Körper wird nur von einigen elenden Lumpen bedeckt. Aber nicht nur gegen die Elemente und die Widerstände der Landschaft haben die Truppen zu kämpfen, sondern auch gegen Hunger, Kälte und Krankheiten.

Ins Übermenschliche wächst das Heldentum beider Armeen und es ist schwer zu entscheiden, wer die härtesten Leiden zu erdulden hat, der fliehende, aber immer Widerstand leistende Serbe oder die nachdrängenden Verbündeten, denen dieses Land in seiner Wildheit fremd und feind ist. Aber unaufhaltsam werden die Berge überschritten, die Täler durchzogen; die Städte fallen, eine nach der anderen in die Hände der Sieger. Aber wo immer die Heere ziehen, begleitet sie der Tod. Ungezählte Tote liegen an den Straßen ihrer Marschwege, sie sind im Kampf gefallen, sie sind verhungert oder erfroren, an Krankheit und Seuchen zugrunde gegangen. Neben den Menschen liegen die Tiere. Ungezählte Pferde traben halbverhungert durchs Land. Jammer, Elend, Verzweiflung, das ist der Ausdruck des serbischen Volkes und Landes.

Um die Düsternis in den Gemütern der Menschen, die die Seelen zu verwirren droht, türmt sich die Düsternis der Landschaft. Schon einmal wurde hier um das Schicksal Europas gekämpft in der Schlacht auf dem Amselfelde. So gehen die Erinnerungen an ferne Jahrhunderte mit den marschierenden Truppen; und wo sie Rast halten, da hören sie die fremden Weisen und Klänge der alt-serbischen Volks- und Heldenlieder zur Gusla gesungen. Seltsam berührt sie das alles, seltsame Gesichte steigen in ihrer Seele auf. Sie nahen sich dem Lande der Götter, sie nahen sich Griechenland und dem Olymp. Sie aber kommen aus dem Norden und sind Männer des Nordens. Manche werden von einem unerklärlichen Rausch ergriffen. Halb märchenhafte, halb wirkliche Liebesgeschichten werden erfahren und erlitten. Und während der Marsch immer mehr mythische Formen annimmt, werden die Mythen und Sagen der Vergangenheit immer lebendiger in den Seelen der Männer des Nordens, die hier um das Reich kämpfen.

Indessen wälzt sich der Rest des serbischen Heeres, um seinen König geschart, mühsam vorwärts.

Regen hatte die Brücken fortgeschwemmt. So mußten sie in das eisige Wasser hinein. Und immer noch hetzten die Stäbe und die Berichterstatter, wenn sie fernen Kanonendonner hörten, die Ulanen kämen oder die Komitadschis der Bulgaren mit den blutroten Schnurrbärten.

So zogen sie durch die Schneestürme, und die Raben, groß wie Geier, standen schon nicht mehr von den Kadavern auf, wenn Menschen kamen. Sie fühlten sich eins mit den Plünderern, die oft nur schossen, um eine Panik zu erzeugen, und die Entkräfteten waren ihnen zu armselig, um vor ihnen davonzufliegen.

Einem Manne, der noch kräftig war, rief ein Albanerkind aus einem finsteren Busche zu: „Morgen fang' ich dich!" Wenige dachten noch. Nur die Popen, Revolver im Gürtel, lasen zuweilen aus den Evangelien vor und sammelten dann. Aber es gab auch unter ihnen Verwilderte, die Menschen töteten und dann für ihre arme Seele beteten. Man sah einen Verhungernden, der einem sterbenden Pferde die Zunge herausriß und sie roh aß.

Aber immer stiller wurden die Züge. Immer wieder wurde ein schwankender Mensch ausgestoßen; er stürzte, abseits, auf die Knie, stützte sich weinend auf die Ellbogen, drückte sein Gesicht wie zum Gebet auf die Erde, wandte sich, streckte sich aus und erlosch. Bald verschwand er unter dem Schnee. Immer einsamer wurden die Züge in den Öden des wilden Gebirges.

Dem König bleibt nur die Wahl, sich den Verbündeten zu ergeben oder sich über die montenegrinisch-albanischen Hochgebirgspässe zum Meere durchzuschlagen. Er wählt den letzteren Weg. Aber von 30 000 Mann, die den Zug begonnen haben, haben nur 10 000 das Meer erreicht.

Auf dem Marsch über das Amselfeld hat sich auch an Unteroffizier Kolb die Prophezeiung der Zigeunerin erfüllt, er ist der Tochter des Todes begegnet, einem serbischen Mädchen, die von sich sagte, sie gehöre „zu den Adlersöhnen und sei nicht von niederer Geburt". Dieses Mädchen irrte nun über die Kampffelder, um mit einigen Genossinnen die Toten zu begraben.

Als ich sie fragte, ob es keinen Krieger mehr gäbe, der ihrer würdig sei, da antwortete sie, alle Männer seien im Kampfe, und von denen, die noch im Lande seien, habe sie sich freiwillig geschieden, als sie zu den Toten ging. Ja, sie habe sich von allen geschieden, sie spüre, daß kein Mann mehr für sie da sei, weil sie sich mit den Toten verbrüdert habe.

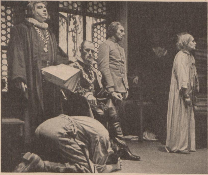
„Für mich ist kein Bett gemacht", sagte sie, „und selbst wenn ein Fürst meines Blutes käme, ich wäre zu stolz, ihm zu folgen, denn was ich tue, das scheidet für immer von den Lebendigen." Und nun höre, was sie noch sagt: „Ich bin", sagte sie, „für den Krieg und für das Leid geboren. Beide machen einsam!"

Die Bayern feiern im Süden noch ihre Weihnacht. In den Wochen der Ruhe tritt ihnen erst ins lebendige Bewußtsein, in welch fremder Ferne sie weilen. Fremdes Blut lockt manch einen von ihnen und so erlebt auch Eduard Lang ein seltsam schönes Liebeserlebnis mit einem griechischen Mädchen. Aber kurze Tage nach der Weihnacht schlägt für sie die Stunde des Abschieds. In langer Fahrt führt sie der Zug nach Verdun.

Sie wußten, daß es in den Tod gehe, und sie scherzten darüber. Kurz darauf drang die Kunde ihres Sieges aus dem Todesrachen von Verdun in die zitternde Welt. Sie trugen, fast allein, den Kampf am weitesten vor bis zu dem steinernen Löwen von Souville, den Frankreich später den unbesiegten Deutschen errichtete. Aber das ist ein anderes Lied.

Damit endet die gewaltige Gestaltung des serbischen Feldzuges, der uns aus diesem Buche wie ein mächtiges Volkslied berührt.

Aus dem deutschen Bühnenleben



Aufn. Illenberger

Gerichtsszene aus der Uraufführung von Heinrich Zerkaulens Bühnenwerk „Der Reiter" im Württembergischen Staatstheater, Stuttgart. Die schlichte und rührende Gestalt der Rebekka Lemp, die um 1590 zu Nördlingen als Hexe verbrannt wurde und deren Schicksal uns durch ihren erschütternden Briefwechsel aus dem Gefängnis mit ihrem Gatten und den Kindern bekannt ist, wird hier in den Mittelpunkt einer symbolisch ausgesponnenen Handlung gestellt

Die literarische Anekdote

Claudius

Matthias Claudius, der schon von seinen Zeitgenossen geliebt und bewundert wurde, mußte es ebenso wie andere berühmte Dichter über sich ergehen lassen, von allerlei neugierigen Reisenden überlaufen zu werden. Am unangenehmsten waren ihm die Anekdotenjäger, die ihre Erlebnisse gleich nach ihrem Besuche in Druckerschwärze umsetzten.

Einmal kam zu ihm ein Magister, von dem Claudius wußte, daß er nur herumreise, um seine Bücher auf Kosten anderer amüsanter zu gestalten. Und so herzlich sonst der Dichter sein konnte, diesmal empfing er den Besucher nur mit einer stummen Verbeugung. Darnach wurde der Fremde durch eine Handbewegung zu einem Spaziergang auf die nahe Wiese eingeladen. Und immer schweigsam wie ein Karthäuser, schritt Claudius auf eine dort weidende Kuh zu, riß seine Nachtmütze vom Kopfe und schlug heftig auf die Stechfliegen los, die das bedauernswerte Haustier über und über bedeckten. Diese Schläge richteten denn auch unter den bösen Quälgeistern ein verheerendes Blutbad an. Nach vollbrachter Tat wandte sich der Dichter schweigend seinem Besucher zu und machte wieder eine stumme Verbeugung. Der Magister, dem eine Ahnung aufstieg, es möchte sich hier um ein ihm wenig schmeichelhaftes Gleichnis gehandelt haben, empfahl sich darauf mit sichtlicher Verlegenheit.

„Je nun", meinte Matthias Claudius später, „Taten sind mehr als Worte, und ich bin der Ansicht, diese heroische Szene wird sich im Druck nicht ganz übel ausnehmen."

C. G. v. Maaßen.

Das Festgedicht

Als endlich gegen Ende seines Lebens der Stern seines Dichterruhms hell zu erstrahlen begann, hatte Grillparzer viel unter zudringlichen Besuchen zu leiden.

So erschien auch eines Tages ein reichgekleideter junger Mann in der Wohnung des Dichters und erklärte, er habe gehört, daß unter den Wiener Dichtern Grillparzer der beste sei, und deshalb wolle er sich von ihm ein Gedicht anfertigen lassen, koste es auch, was es wolle.

Diese Naivität stimmte den alten Herrn heiter, und er fragte, welchem Zweck das Gedicht dienen solle.

Der Besucher schilderte nun ausführlich, daß seine Großeltern in vierzehn Tagen goldene Hochzeit feiern würden, und bei dieser Gelegenheit solle ihnen etwas recht schön Gereimtes präsentiert werden.

Der Dichter, dem der junge Mann gefiel, versprach, sein Bestes zu tun.

Zufällig geriet das Gedicht, wie Bekannte Grillparzers meinten, so glücklich, als hätte Goethes Gelegenheitsdichtung dabei Patin gestanden.

Der junge Fabrikantensohn kam am festgesetzten Tage, schob das Manuskript, ohne einen Blick darauf zu werfen, in die Tasche mit den Worten: „Na, 's wird schon recht sein!" und legte einige Banknoten auf den Tisch, deren Annahme Grillparzer verweigerte.

Darüber sichtlich erstaunt, steckte der Bittsteller die Banknoten wieder ein und meinte treuherzig: „So kommen's doch wenigstens zu uns auf einen Löffel Suppe!"

Aber auch das lehnte Grillparzer freundlich ab, und der junge Mann entfernte sich mit warmem Dank.

Einige Wochen später traf ihn der Dichter zufällig auf der Straße und fragte ihn, wie das Gedicht aufgenommen worden sei.

„'s ist schad", erwiderte der junge Mann, „wir haben's nicht brauchen können. 's war zu lang."

„Zu lang? Wieso? Sollte es denn jemand auswendig lernen?" fragte Grillparzer erstaunt.

„Nein, nicht auswendig lernen", entgegnete der junge Mann, „wir haben's mit flüssigem Zucker auf eine Torte spritzen wollen, aber 's hat keinen Platz gehabt."

Das nützliche Autogramm

Der Dichter Peter Rosegger hatte in seinem Heimatdorf Alpel eine Schule erbaut und sich darin ein Zimmer vorbehalten, in dem er wohnte, wenn er wieder einmal „zu Hause" war.

Eines Tages guckte er aus dem Fenster. Er war ganz allein im Haus. Der Herr Lehrer war mit seiner Frau ausgegangen.

Da kommt ein Mann die Straße entlang, der sich krampfhaft beide Seiten hält.

„Ach Gott", denkt Rosegger, „der ist wohl sehr krank", und ruft ihn an.

„O das verfluchte Beest!" grollt der Mann.

„Was haben Sie da herumzufluchen?"

„Ach, ich komme drüben von der andern Seite, und da ist ein Stier hinter mir her, alle Wiesen herunter, über den Graben, über die Zäune, und ich immer vorneweg — und nun sind mir alle Knöpfe von den Hosen abgeplatzt."

„Aha, deshalb halten Sie sich die Seiten", sagt der Dichter, „Kommen Sie nur herein."

Und Rosegger, der „gelernte Schneider", nähte dem Manne neue Knöpfe an die Hosen.

Der Mann sah sich um und wunderte sich wohl, daß ein Schneider so viele Bücher habe.

„Wo wollen Sie denn hin?" erkundigte sich der Dichter in allem Nähen.

„Ach, ich wollte hinunter nach Krieglach und Herrn Peter Rosegger um ein Autogramm bitten."

Ein leises Lachen, der Bedrängte erkennt seinen Helfer und beginnt sich umständlich zu entschuldigen.

„Pst", macht Rosegger, „das Autogramm haben Sie jetzt an den Hosen. Es ist eins der wenigen Autogramme, die etwas nütze sind."

Alfred Semerau

Friedrich Wilhelm von Oertzen

Marschall Pilsudski

Von Josef Schäfer

Zum 70. Geburtstag des verstorbenen Marschalls am 19. März

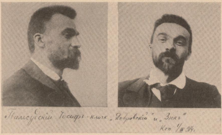
Aus der Reihe machtvoller Persönlichkeiten, die nach der Verwirrung des Weltkrieges als Schicksalsgestalter ihrer Völker auftraten, ist Marschall Pilsudski als einer der ersten geschieden. Sein Name ist bekannt, nicht aber die Geschichte seines vielbewegten Lebens. So wird dieses Buch von allen denen gerne gelesen werden, die sich auf Grund eigener Kenntnisse ein Bild vom Verlauf der großen Ereignisse der neueren und neuesten Zeit zu machen bestrebt sind. „Sein Leben und sein Kampf sind die Grundlagen des polnischen Staates. Seine Ideen sind die polnische Nationalidee schlechthin, und sein Lebenslauf bietet überhaupt erst die Möglichkeit, der Erkenntnis des modernen polnischen Staates näherzukommen." Das Buch wurde mit Benützung amtlichen Tatsachenmaterials geschrieben.

Josef Pilsudski stammt aus einer alten polnisch-litauischen Adelsfamilie. Er ist am 19. März 1867 geboren, zu einer Zeit, da die Faust der zaristischen Regierung schwer auf Polen lag. Der Vater Pilsudskis hatte als Kommissar der geheimen polnischen Nationalregierung an dem Aufstand des Jahres 1863 teilgenommen und nach dessen Zusammenbruch sein beträchtliches Vermögen zum größten Teil verloren. Trotzdem blieben er und seine tapfere Frau Maria aufrecht in ihrem Nationalgefühl, im Gegensatz zur Mehrzahl der Gebildeten und Besitzenden, die dem alten Traum für immer entsagt hatten und nun eben „auf Russisch" ihr Geld verdienen wollten. In der Schule zu Wilna mußte der junge Pilsudski die Uniform der russischen Gymnasiasten tragen, jedes polnische Wort war verfehmt, im Geschichtsunterricht wurde vom russischen Lehrer die Geschichte Polens herabgesetzt und durch den Schmutz gezogen, gegenseitiges Mißtrauen aller gegen alle und gemeine Spionage vergifteten das Dasein der Schüler. Die Lehrer hatten die Aufgabe, „aus polnischen Kindern russische Staatsbürger zusammenzuprügeln". Pilsudski sagte später: „Meine ganze Schulzeit war eine einzige dauernde Qual."

Zu Hause gab die Mutter bei geschlossenen Fenstern und Türen ihrem Sohn einen anderen Geschichtsunterricht. Sie erzählte ihm von den großen Königen Polens und von seinen großen Märtyrern. In diesen geheimen Schulstunden wurde die Saat zu dem gelegt, was später mächtig aufwachsen sollte. Aber die Mutter starb mit 40 Jahren noch während seiner Schulzeit. Das Leben unter der russischen Knute hatte sie vorzeitig zerbrochen, sie hinterließ ihrem Sohn den Kampf für Polen als Vermächtnis. Sein Medizinstudium in Charkow fand nach einem Jahr ein jähes Ende. Die russische Polizei glaubte ihn in Verbindung mit Studentenunruhen bringen zu können. Der nicht zu begründende Verdacht genügte zur Relegation.

Pilsudski kehrte nach Wilna zurück und lernte dort polnische Studenten und Schüler kennen, die sich mit Eifer dem Studium sozialistischer Fragen hingaben. Hinter dem Gedanken an die Solidarität der Arbeiterklasse stand bei diesen polnischen Jünglingen das unbestimmte Gefühl, daß der Sozialismus zur großen Macht im Kampfe gegen den Zarismus werden könne. Im Jahre 1887 trat ein russischer Student in diesen Kreis. Er gehörte zu einer Geheimverbindung in Petersburg, in der man sich mit dem Plan eines Attentats auf Alexander III. beschäftigte. Pilsudski lehnte diesen Gedanken glatt ab. Schon mit 20 Jahren sah er Tatsachen mit unerbittlicher Schärfe. Er sagte dem Russen: „Sie vergessen, daß wir Polen sind. Uns geht es nicht um das Leben dieses oder jenes Zaren. Das Elend, die geistige Knechtung der polnischen Arbeiter und Bauern sind für uns das Primäre, nicht irgendein Wechsel in der russischen Regierung. Sie werden nicht die Garantie übernehmen können, daß der Nachfolger Alexanders III. in der polnischen Frage einen andern Standpunkt einnehmen wird."

Trotz seiner kühl ablehnenden Stellung nahte ihm und seinem in Petersburg studierenden Bru-



Der politische Gefangene Pilsudski 21. Februar 1900

der Bronislaw das Verhängnis. Die russische Geheimpolizei war den Verschwörern in Petersburg auf der Spur und wußte, daß von dort Fäden nach Wilna liefen. Ein Spitzel machte sich an den völlig unschuldigen Bronislaw Pilsudski heran und erfuhr von dem Arglosen die Adresse seines Bruders Josef in Wilna. Der Spitzel mußte mit Ergebnissen aufwarten. Er bezeichnete die Brüder Pilsudski als Verbindungsleute zwischen Petersburg und Wilna. Sie wurden verhaftet und ohne den Schatten eines Beweises nur auf Grund der Aussage des gewissenlosen Schuftes verurteilt. Bronislaw erhielt 18 Jahre Zwangsarbeit und Verbannung, Josef wurde auf 5 Jahre nach Sibirien verschickt.

In Tunka lernte er Bronislaw Szwarce, einen der Märtyrer des Jahres 1863, kennen. Szwarce hatte 7 Jahre lang mit Ketten gefesselt in den Kasematten von Schlüsselburg gelegen, ehe er zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien begnadigt wurde. Er war schwindsüchtig und wußte, daß sein Leben nicht mehr lange währen würde. Als er Pilsudski sah, flammte sein Lebenswille noch einmal auf. An diesen Jüngling mußte er seine Erfahrungen im polnischen Freiheitskampf weitergeben. Sie lauteten: „Nicht die Satten und Zufriedenen kann man in den Kampf führen. Für die Freiheit werden am ersten die kämpfen, die am meisten zu leiden haben, und das sind in Polen die Arbeiter und die Bauern. An sie muß man herankommen, wenn man etwas erreichen will. Und nicht nur etwas, sondern das Letzte: ein freies polnisches Volk in einem freien polnischen Reich." Als Josef Pilsudski 1892 heimkehrte, hatte er dieses ferne Ziel fest vor Augen, als „Romantiker der Idee und Realist der Tat", wie er selbst sich später bezeichnete.

Die Frage war nur, „wie kommt ein politisch schon Verdächtiger in Rußland an das polnische Volk heran?" Er wollte in Polen bleiben. Er wußte, daß die polnischen Emigranten, die ihre schönen Freiheitsartikel in Genf oder London schrieben, beim polnischen Volk, das für ihre kühnen Gedanken den Kopf hinhalten sollte, wenig Vertrauen genossen. So wurde er Verleger, Chefredakteur, Reporter und Expedient der geheimen Zeitung „Robotnik" in Lodz, die er mit Hilfe seiner Frau Maria Juczkiewicz und seines Freundes Kasimir Rozuowski herausgab. Rozuowski kann setzen — aber nur, soweit er Buchstaben hat. Während Pilsudski einen flammenden Leitartikel schreibt, knurrt ihm sein Setzer liebevoll zu: „Im zweiten Teil wirst du weniger R verwenden müssen, ich hab' fast keine mehr." Zum Teufel — wie kann man ein Volk gegen Rußland revolutionieren, wenn man die R sparen soll! Mit ihrer kleinen Flachpresse können sie nur etwa 250 Seiten in der Stunde drucken. Die Nummer hat 12 Seiten, und die Auflage ist 2000. Ein bißchen essen und schlafen sollte man doch auch, und dann gibt's noch eine Menge anderer Behinderungen. So dauert die Herausgabe einer Nummer wochenlang, aber der „Robotnik" ist eine Macht.

Auch die Parteifreunde wissen nicht, wo die

von den russischen Behörden grimmig gehaßte Zeitung gemacht wird. Aber wie lange kann alle Vorsicht vor der Entdeckung schützen? Der Besuch der Polizei ist täglich zu erwarten — und doch geht ihre nervenzerfetzende Arbeit sechs Jahre lang. Am Abend des 21. Februar 1900 klopft es. Ein kaiserlich russischer Gendarmerie-Oberstleutnant hat sich selbst herbemüht und nimmt die Verhaftung mit höflich ironischem Lächeln vor. „Der Verschluß der Handschellen knackt. Josef Pilsudski ist in der Gewalt des Zaren."

Im berüchtigten „Pavillon X" der Zitadelle von Warschau wartet er auf seine Aburteilung. Wie wird der Spruch lauten? Er schätzt 8 Jahre Zwangsarbeit und dann Sibirien auf Lebensdauer. Die russischen Behörden lassen sich Zeit mit der Verhandlung. Es eilt nicht — wer im „Pavillon X" sitzt, ist so gut wie begraben. Dennoch schmuggeln die polnischen Sozialisten einen Zettel zu ihm hinein. Er muß sich wahnsinnig stellen. Wenn er als Verurteilter erst einmal in ein Bergwerk der Insel Sachalin abgeschoben ist, gibt es keine Fluchtmöglichkeit mehr, wohl aber aus dem Irrenhaus. Pilsudski stellt sich wahnsinnig. Er simuliert monatelang Verfolgungswahn und Uniformkoller. Eine Riesenleistung, bei der ein weniger widerstandsfähiges Gehirn in die Brüche gegangen wäre. Endlich muß sich die Gefängnisbehörde doch darum kümmern und einen erfahrenen Irrenarzt beiziehen. Professor Schabaschnikow versteht sein Handwerk, nach der zweiten Untersuchung weiß er, daß Pilsudski simuliert, aber er weiß auch, was dazu gehört, eine solche Verstellung monatelang durchzuhalten. Diesem Menschen möchte er helfen. Seinem Antrag auf Überführung des Gefangenen in seine Privatklinik wird nicht Folge geleistet. Die Russen sind vorsichtig, die Gefangenenabteilung des Irrenhauses in Petersburg scheint ihnen sicherer. Aber die sozialistische Partei hat einen langen Arm, der junge Irrenarzt Doktor Mazurkiewicz wird gewonnen und hilft ihm mit eigener Gefahr hinaus. Es war die höchste Zeit, wenn die Verstellung nicht zur Wahrheit werden sollte.

Aber der eben befreite tollkühne Mann fährt nicht direkt nach dem sicheren England. Er muß vorher noch rasch in Kiew nach dem Rechten sehen, wohin die Geheimdruckerei des „Robotnik" ausgewandert ist. In London hält es ihn dann nicht lange. Die Propagandaarbeit der polnischen sozialistischen Partei hat sich eingespielt und läuft auch ohne ihn. Wenn er jetzt nicht in Rußland sein kann, will er doch möglichst nahe dabei sein. Er geht nach Krakau. Seit 1863 ist diese Stadt der Sammelpunkt der politischen Bestrebungen der Polen und ihre geistige Zentrale. Aber die Tonangebenden sind vorsichtige Gelehrte. Im Gegensatz zu ihnen hat Pilsudski



Der Brigadier Pilsudski mit seinem Stabe in Kolki am Styr

dem Zarentum scharfen Kampf angesagt; jetzt nach Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges winkt der Erfolg.

Pilsudski will zeigen, daß es noch Männer gibt, die im Kampf für die Freiheit ihr Leben aufs Spiel setzen. Er gründet die „Bojowka", eine verwegene Kampforganisation, die auf eigene Faust mit Rußland Krieg führt. In kleinen Gruppen brechen sie ins Zarenreich ein, sie überrumpeln Gendarmerieposten und Kassen und fangen Geldtransporte ab. Die bürgerlich eingestellte polnische Intelligenz hat diese wilden Kampfjahre immer als einen Schatten auf dem Bilde des großen Mannes betrachtet. Aber Pilsudski wußte, was er wollte. Wenn man die revolutionären Kräfte Polens wachrufen wollte, mußte man dem einfachen Manne Tatsachen bieten. Daß die großmächtige russische Polizei mit den Bojowken nicht fertig wurde, freute jeden polnischen Bauern und Arbeiter und ließ ihn aufhorchen. Als es den Verschwörern im Frühjahr 1906 gelingt, 10 zum Strang verurteilte polnische Sozialisten auf eine sehr witzige Art aus dem Warschauer Zentralgefängnis herauszuholen, stehen Pilsudski und seine Bojowka groß da.

Im Jahre 1908 kann er daran gehen, den Kampfgedanken in anderer Richtung auszubauen. Zum Großkampf braucht man ein Heer, also muß ein polnisches Heer geschaffen werden. Der Gedanke ist ebenso einfach, wie er phantastisch ist. „Die Vorstellung, daß ein paar Dutzend Menschen einen neuen Staat gründen wollen, an dessen Nichtexistenz drei Weltmächte interessiert sind, das bleibt vielleicht ein absolutes geschichtliches Unikum." Er beginnt seine Staatsgründung mit der Aufstellung von Schützenkompagnien in Galizien. Den österreichischen Behörden kann das natürlich kein Geheimnis bleiben. Aber man denkt dort milde darüber. Es gibt ja auch tschechische Radfahrvereine, man kann sich halt nicht um alles kümmern in einem Staat, in dem „anderthalb Dutzend Nationen und Stämme zusammenleben sollen". Außerdem geht die Sache doch wohl gegen Rußland. Diese Amateurtruppen könnten die Polen aus der russischen Armee an sich ziehen, wenn's über kurz oder lang doch einmal zum Bruch kommt. Schließlich gibt man ihnen sogar ein paar hundert veraltete Gewehre aus Heeresbeständen. Trotz ewigen Geldmangels gelingt es Pilsudski im Laufe der Zeit, 200 Kaders für ebenso viele Schützenkompanien anzulegen. Sein Hauptmitarbeiter ist der spätere polnische Kriegsminister Sosnokowski. Es melden sich nun immer häufiger Polen, die durchaus keine Sozialisten sind.

Der Kriegsausbruch trifft das polnische Volk in zwei Lager zerrissen. „Jeder Pole, der einen Schuß abgibt, muß damit rech-



Der Marschall im Familienkreise



Das Landhaus des Marschalls in Sulejowek bei Warschau

nen, einen Landsmann zu treffen.“ Pilsudski muß in aller Welt zeigen, daß es außer den russischen, deutschen und österreichischen Soldaten polnischer Nationalität auch noch polnische Soldaten gibt. Mit 200 Mann überschreitet er am 6. August 1914 die Grenze zwischen Galizien und Kongreßpolen und kommt gleich ins Gefecht. Diese Kompanie ist die Keimzelle der späteren polnischen Legion. Im österreichischen Generalstab weiß man nicht recht, was man dazu sagen soll, dagegen bereiten die Staatsmänner in Wien schon einen weittragenden Aufruf vor mit dem Grundgedanken: „Polen als einheitliches Königreich unter mildestem österreichischem Protektorat.“ In Berlin und Budapest ist man von dieser Idee gar nicht entzückt, und der Aufruf muß unterbleiben.

Pilsudski ist froh, er braucht sich so mit dem ihm durchaus unerwünschten Protektoratsgedanken nicht auseinanderzusetzen und sich mit den österreichischen Militärbehörden noch nicht zu verfeinden. Seine Schützenorganisation wird auf Österreichs Kosten in die polnische Legion zusammengefaßt, die zunächst aus zwei, später aus drei Brigaden besteht. Die Legion rückt in polnischen Uniformen ins Feld, fühlt sich bald ungemein selbständig, schlägt sich vorzüglich, wird aber in den großen österreichischen Rückmarsch mit hineingerissen. Pilsudski führt die erste Brigade; aus seinen damaligen Mitkämpfern hat er später beim Neubau Polens seine vorzüglichsten Werkmeister genommen. Der Geist unbedingter Hingabe herrscht in dieser Brigade, die sich aus dem polnischen Hochadel, aus Bauern und Arbeitern wie aus Künstlern und Schriftstellern rekrutiert.

Die Legion kämpft gut, aber sie macht kein Hehl daraus, daß sie nur für Polen kämpfen will. Als Russisch-Polen zum größten Teil erobert ist, ist ihr Krieg gegen Rußland zu Ende, und Pilsudski gibt den Geheimbefehl, weitere Werbungen für die Legion zu unterlassen. Sein zäher Kampf gegen Österreich und Deutschland nimmt eine schärfere Wendung, als das Zarenreich im Frühjahr 1917 zerbricht und Kerensky dem polnischen Volk die Gestaltung der polnischen Zukunft anheimstellt. Nun sind auch die Westmächte von jeder Rücksicht auf Rußland entbunden und können die schönsten Versprechungen machen, natürlich auf Kosten von Deutschland und Österreich. Diese können das Vorhandensein eines polnischen Sonderheeres nun nicht mehr dulden. Am 9. Juli 1917 sollen die Legionäre auf deutsche Fahnen vereidigt werden. Sie wollen nicht. Also Entwaffnung und Verbringung in Konzentrationslager.

Es ist herb für einen Kriegssoldaten, die Waffe abzuliefern, die er drei Jahre lang mit Ehren geführt hat. Es gibt eine hochdramatische Szene auf dem Exerzierplatz von Zakroczym, der Kommandeur des ersten Regiments, Oberst Rydz-Smigly, spielt dabei eine hervorragende Rolle. Seine Ruhe und der Wille Pilsudskis haben damals unnötiges Blutvergießen verhin-

dert. In einem Brief an den deutschen Generalgouverneur bittet Pilsudski um die Ehre, „das Schicksal seiner Kameraden teilen zu dürfen". Er wird in die Festung Magdeburg gebracht.

Am 9. November 1918 sind sie frei, am 14. ist Pilsudski der Staatschef Polens. Das nächste, was er aus dem vorgefundenen Chaos formen muß, ist ein Heer. Im Frühjahr 1920 zählt es fast 600 000 Mann — eine organisatorische Riesenleistung. Das neue Polen hat die Grenzen vor der ersten Teilung im Jahre 1772 noch nicht erreicht, und Sowjet-Rußland wird die strittigen Gebiete nicht freiwillig hergeben. So kommt es im April 1920 zum Krieg, der mit einem leichten polnischen Vormarsch auf Kiew beginnt. Aber dann dringt die geballte Macht der Sowjet-Armee in der Richtung auf Warschau vor, Wilna fällt, russische Kavallerie streift schon bei Thorn und Graudenz, am 14. und 15. August schlagen die Geschosse der schweren Artillerie in den östlichen Vororten Warschaus ein. Es geht um das Dasein Polens, vielleicht auch um die Überflutung Mitteleuropas durch den Bolschewismus. In einsamer Größe hat Pilsudski den verzweifelten Entschluß eines Stoßes in die russische Südflanke gefaßt. Der Stoß gelingt über alles Erwarten, die Russen fluten in Unordnung zurück. Der Krieg ist gewonnen, der Frieden von Riga ist die Quittung des Erfolgs.

Von 1921 bis 1926 hat sich Pilsudski scheinbar von der Macht zurückgezogen. Er möchte Polen innerpolitisch seinen Weg selbst finden lassen. Zurückgezogen lebt der große Einsame mit seiner Familie in dem bescheidenen Landhaus Sulejowek bei Warschau. Durch die Armee hat er wohl noch die tatsächliche Macht in Händen, aber seine Gegner lassen ihm keine Ruhe. Mit seinen Ulanen reitet er gegen Warschau. Aber der Sieger lehnt Diktatur und Staatspräsidentenschaft ab und übernimmt das Kriegsministerium. Seinem Außenminister Oberst Beck gelingt die Verständigung mit Rußland und später mit Deutschland und in der polnischen Jugend reift das Verständnis für seinen umfassenden Staatsgedanken. Das Buch schließt mit den Worten: „Er wird eines Tages in Frieden die Augen schließen können, da es ihm vergönnt ist, zu sehen, wie eine neue Generation sein Werk in starken Händen bewahrt."

Das ist nun in Erfüllung gegangen . .



Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden: Der Marschall legte sich Patience

Sämtliche Abbildungen sind dem Werke Fr. W. v. Oertzen „Marschall Pilsudski" entnommen

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Friedrich Schnack / Kleines Wesensbild

Meine Heimat ist Unterfranken, mein Geburtsort ein Dorf in der südlichen Rhön. Meine Jugend verlebte ich in den Sinn-, Saale- und Maintälern, in der Landschaft der Wälder: Spessart, Steigerwald, Frankenwald, in den Wein-, Obst- und Korngegenden von Aschaffenburg, Würzburg und Bamberg. Bevor ich in das Schrifttum eintrat, war ich an die zehn Jahre in Wirtschaft und Industrie tätig. Der Krieg verschlug mich als Soldat in die Türkei, nach dem Krieg war ich Schriftleiter in mehreren Großstädten. Meine erste dichterische Bemühung galt dem Gedicht. Das Grunderlebnis für mein Schaffen ist Natur und Landschaft und der Mensch in dem Maße, wie er Natur und Landschaft erlebt oder nicht erlebt. Mit meinem „Sebastian im Wald" (1926) und den folgenden Büchern „Der Sternenbaum" (1930), „Die brennende Liebe" (1935), dem „Zauberauto" (1928) und dem Abenteuerroman „Goldgräber in Franken" (1930) bin ich auf diesem Wege weitergegangen.

Zu den genannten Büchern kommt noch der „Roman für das kleine und große Volk", „Klick aus dem Spielzeugladen" (1933), weiterhin der Roman „Das neue Land", in dem der Siedlungsgedanke behandelt wird (1932). Ferner schrieb ich die Bücher „Im Wunderreich der Falter" (1930) und „Das Leben der Schmetterlinge" (1932). Die Liebe zur Forschung und Natur führte mich vor einigen Jahren nach Afrika und auf die Insel Madagaskar. Dieses Erlebnis ist in dem Buch „Auf ferner Insel" (1931) aufgezeichnet. Vor kurzem erschienen meine gesammelten „Geschichten aus Heimat und Welt" im Insel-Verlag zu Leipzig, wo auch mein gesamtes Hauptwerk, Lyrik und Roman, veröffentlicht worden ist.



Wilhelm Schmidtbonn

wurde am 6. Februar 1876 als Sohn einer alten Handwerkerfamilie in Bonn geboren. Er versuchte sich in den verschiedensten Berufen, war Musiker, Buchhändler, Student, Soldat, Dramaturg. Unruhevoll durchstreifte er weite Länder und war im Lauf der Zeit in verschiedenen deutschen Landschaften ansässig. Während des Weltkrieges war Wilhelm Schmidtbonn als Kriegsschilderer im Großen Hauptquartier. Seit einigen Jahren lebt er krankheitshalber in Tessin.

Von seinen Lebenswanderungen berichtet sein schönes Buch: „An einem Strom geboren" (1935), über das, wie auch über seinen Roman: „Der dreieckige Marktplatz" (1935), in den „Weltstimmen" ausführlich berichtet wurde. Schöpferische Kraft der Phantasie und seelische Ursprünglichkeit sind die Merkmale seines Schaffens, das am besten durch seine eigenen Worte gekennzeichnet wird: „Liebe zur Welt auszusagen, wohl wissend, daß diese Welt nur ein Gleichnis ist; Aufforderung, das Leid der Welt umzugestalten, nicht in Klage, sondern in Kampf."

Von seinen Werken seien genannt: Die Dramen: „Mutter Landstraße" (1901), „Der Graf von Gleichen" (1908), „Der Zorn des Achilles" (1909), „Der verlorene Sohn" (1912), „Der Geschlagene" (1920), „Die Fahrt nach Orplid" (1922), „Maruf, der Lügner" (1924). Lobgesang des Lebens / Gedichte (1911). Erzählende Werke: „Uferleute" (1903), „Der Heilsbringer" (1906), „Der Wunderbaum" (1913), „Die unberührten Frauen" (1925), „Mein Freund Dei" (1928), „Der verzauberte Pelzhändler" (1923), „Der Garten der Erde", Märchen aller Völker (1923), „Geschichte meiner drei Hunde" (1936), „Hülü", Roman (1937). Endlich die Kriegsschilderungen: „Menschen und Städte im Kriege" (1915) und „Krieg in Serbien" (1916). oh.

Kurz und gut!

Weltweisheit und Lebenskunst

Maurice Maeterlinck schenkt uns noch einen Band Aphorismen: „Vor dem großen Schweigen[1]).

Noch einmal spiegelt sich hier die ganze reiche und eigenartige Persönlichkeit des großen Dichters: Grundsätzlich skeptisch gegen das Erkenntnisstreben der Menschen, sonderlich der späten abendländischen, doch offen und dankbar für jedes gesicherte neue Ergebnis exakter Forschung. Unerbittlich gegen vorschnelle Offenbarungen okkulter Schulen, desto ehrfürchtiger verlorener Weisheit ältester Kulturen nachspürend. Liebevoll und feinsinnig versenkt er sich in die Struktur eines Kunstwerkes wie „Coriolan", deutet er das Seelenleben der Tiere, hier des Hundes. Tröstungen der Religionen oder den Halt eines festen philosophischen Systems lehnt er ab und wendet sich allein dem großen Rätsel des Todes zu, in immer neuen Wendungen, Gedanken und Gefühlen tastend. Maeterlincks künstlerisches Mittel, die Konturen zu verschleiern, Leben und Tod, Geist und Materie, Heiligen und Sünder in übergreifenden Gedanken aufzuheben, wird auch jetzt wieder benutzt; und je kritischer er die einzelnen Dinge und Meinungen anderer betrachtete, desto grenzenloser, sehnsüchtiger, träumender schweift er nun in die Weite einer mehr empfundenen als durchdachten Weltanschauung.

Skeptisch äußert sich auch Paul Gurk über Tun und Wünschen der Menschen. In den sprachschönen „Sprüchen des Ku-Fiang"[2]) zieht er die Summe eines freudearmen, doch nicht fruchtlosen Lebens, und mancher Lieblingsgedanke, gerade auch der Gegenwart, muß sich ein herbes Urteil gefallen lassen.

Franz Carl Endres[3]) bescheidet sich nicht bei der bloßen Betrachtung des Lebens, er möchte Rat geben und dem Einzelnen wieder zum Genuß des Daseins, zu fruchtbarem Tun und beglückender Gemeinschaft verhelfen. Das Wissen allein macht nicht glücklich, es führt nicht einmal zur wahren Erkenntnis, „der Intellekt soll nicht gescholten werden, aber die letzte Grenze überschreitet nur das Erleben", und das „Unerkannte erlebbar" zu machen, gibt er manchen brauchbaren Wink. Die bürgerliche Welt des Kapitalismus ist ihm nur eine Welt von „Räubern und Händlern", der die Harmonie erst wieder kann gegeben werden, wenn sie sich in den Einzelnen gefunden hat. Der freundliche Optimismus des Büchleins, die ganz leicht vorgetragenen anregenden Gedanken mögen manchem Leser eine besinnliche Stunde im Drange des Alltags bereiten.

Um vieles reicher, bunter und zugleich handfester sind André Maurois' „Beiträge zur Lebenskunst"[4]). Der gewandte und belesene Franzose versteht genug von der menschlichen Seele, ihren Wünschen und Träumen, ihren Mängeln und Grenzen, versteht auch genug von sozialen Umständen und politischen Gesetzen, um viel und vielerlei beibringen zu können: Über die Ehe, über Eltern und Kinder, über die Freundschaft, über Beruf und Gemeinschaft, über das Glück. Ohne untief zu werden, weiß er anmutig zu plaudern. Auch sein Buch ist trotz aller Kenntnis menschlicher Beschränktheit optimistisch und möchte den gebildeten Bürger Westeuropas zu dem ihm allein zuträglichen und möglichen „Glück" führen. Deutschen Lesern wird es daher nicht immer genügen, es wird aber auch nie Verdruß erregen.

B. Loets

[1]) Maurice Maeterlinck: Vor dem großen Schweigen. S. Fischer, Berlin. RM 4.80
[2]) Die Sprüche des Ku-Fiang, von Paul Gurk. Holle & Co., Berlin. RM 1.20
[3]) Franz Carl Endres: Der Weg im Unbekannten. Ernst H. Moritz, Stuttgart. RM 3.20
[4]) Beiträge zur Lebenskunst, von André Maurois. R. Piper & Co., München. RM 4.80

Geschichte und Geistesleben

In die Ursprünge Preußens und zugleich in die Anfänge des Geisteslebens der Neuzeit führt das Buch Gerhard Schultze-Pfaelzers: „Schwarzer Adler"[1]), in dem er das Leben und Wirken des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach, des letzten Hochmeisters des Deutschen Ordens und des ersten Herrschers von Preußen darstellt. Auf Grund eingehender Quellenstudien hat der Verfasser das Leben dieses tatkräftigen Mannes erforscht und in einer Folge von packenden Bildern erzählt. Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Ansbach (1490 bis 1568) war Soldat, Staatsmann, Kolonisator und Reformator. Er war der Begründer der Universität Königsberg und führte als Erster die reformatorische Bewegung in Preußen ein. Er ließ aber auch siedeln und bauen und interessierte sich für die Wirtschaft ebenso wie für die Wissenschaft. Zu den Männern der Wissenschaft und des religiösen Lebens, wie Luther, Melanchthon, Osiander, Kopernikus und anderen unterhielt er lebhafte Beziehungen. So steht vor dem Hintergrund einer bewegten Zeit der kämpferische, aber innerlich erfüllte und in gewissem Sinne große Lebenslauf des ersten Preußen, der für die zukünftige Entfaltung seines Staates bereits die Richtung gewiesen hat.

Wolfgang Golther hat in derselben Reihe das Leben und Wirken Richard Wagners[2]) dargestellt. Und zwar in urkundlichen Zeugnissen, Briefen, Schriften, Berichten usw. Auf diese Weise ist

ein recht lebendiges Bild Richard Wagners, seines Lebens in der Zeit und seines Werkes entstanden, das uns seine Persönlichkeit näherzubringen vermag als manches der allzu zahlreichen Werke über ihn; wie denn das Bestreben des Verlages, die hervorragenden Gestalten der Geschichte durch Selbstzeugnisse in unser Bewußtsein zu rufen, nicht genug gerühmt werden kann.

Auch der verdiente Verlag Kröner legt uns wieder zwei Bände seiner bekannten Taschenbücher vor. Willi Koch hat aus dem Werke des Matthias Claudius eine Auswahl unter dem Titel „Gläubiges Herz"[3]) getroffen. Es ist nicht ganz einfach, eine solche Auswahl herauszugeben. Das wirklich Unsterbliche ist auf schmalem Raum zusammenzufassen und schon oft zusammengefaßt worden. Daneben gibt es aber noch einen ziemlichen Schatz von Schönem, für das wir dankbar sind. Willi Koch hat es hier in dieser gültigen Auswahl für unseren Lebensweg gesammelt. Besonders ist dabei zu begrüßen, daß er eine Briefauswahl beifügte und eine ziemlich große Zahl von Äußerungen bedeutender Zeitgenossen über Matthias Claudius zusammenstellte. Das Bändchen, das reizvoll gebunden ist, verdient unter den zahlreichen Claudius-Auswahlen der letzten Zeit eine Sonderstellung. Die kurze Einleitung des Herausgebers fordert durch ihre klare Gestaltung von Claudius' Wesen und Persönlichkeit besondere Beachtung.

In derselben Reihe erschien endlich David Friedrich Strauß' meisterhafte Lebensdarstellung Voltaires[4]), eine biographische Leistung, die bis heute kaum übertroffen wurde. Zu Strauß' Werk braucht kein Wort des Lobes mehr gesagt werden, dagegen soll auf die Einleitung des Herausgebers Rudolf Marx ausdrücklich aufmerksam gemacht werden. Sie führt den Titel „Strauß und Voltaire" und stellt das Verhältnis beider, die Bedeutung des Strauß'schen Werkes in der europäischen Voltaire-Forschung und endlich die Begegnung des deutschen Geistes mit dem Werke Voltaires dar.

O. Heuschele

[1]) Gerhard-Schultze-Pfaelzer: Schwarzer Adler. Der Lebensroman Herzog Albrechts, des ersten Preußen. 336 Seiten. RM 3.60. (Die Bücher der Rose, Wilhelm Langewiesche-Brandt, München.)

[2]) Richard Wagner, Leben und Werke in urkundlichen Zeugnissen. Herausgegeben von Prof. Dr. Wolfgang Golther. 284 Seiten. RM 3.60. (Ebenda.)

[3]) Matthias Claudius: Gläubiges Herz. Sein Werk für uns. Herausgegeben von Willi Koch. 350 Seiten. Leinen RM 3.25. (Alfred Kröner Verlag, Leipzig.)

[4]) Voltaire. Von David Friedrich Strauß. Mit einer Einleitung „Strauß und Voltaire" von Rudolf Marx. 395 Seiten mit 9 Abbildungen. Leinen RM 2.50. (Alfred Kröner Verlag, Leipzig.)

Erzählte Geschichte

Drei kleine Erzählungen, die aber von einer seltenen Beherrschung des Stils und der Form zeugen, legt Cornelis in seinem Bändchen „Der Brand der Kathedrale" (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. Gebunden RM 2.—) vor. Das große Erlebnis des Krieges bildet für alle drei Erzählungen den Hintergrund. In der Titelerzählung, die das Schicksal deutscher Verwundeter schildert, die 1914 bei dem Rückzug aus Reims in Gefangenschaft gerieten, gelingt es dem Dichter, den Leser oft das schreckliche Geschehen um die Menschen vergessen zu lassen vor dem gewaltigen Kampf, den das mächtige Bauwerk der Kathedrale gegen die berstenden Granaten und die lodernden Flammen führt. Die stärkste der drei Erzählungen scheint uns „Die Berufung"; hier gibt der Dichter in dem Schiffsuntergang und der Berufung des Helden zum Tode eine eindrucksvolle Schilderung.

In die eigenartigen Reize des baltischen Landes führt uns Herbert von Hoerner mit seiner ersten Erzählung „Die Kutscherin des Zaren" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. Pappb. RM 1.80, Leinen RM 2.40). Die Erzählung berichtet von einer Reise des Zaren Nikolaus I. von Rußland, der es liebt, plötzliche Entschlüsse zu fassen und für den eine Fahrt von Petersburg nach Berlin eine Angelegenheit ist, die innerhalb weniger Stunden vom Plan zur Wirklichkeit wird. So mag es vorkommen, daß auf den Poststationen, die das Gerücht vom Kommen des Zaren noch schneller erreicht als der dahinjagende Schlitten, Verwirrung und Bestürzung herrscht, weil die nötigen Pferde nicht zur Stelle sind. Aber der baltische Adel, dem Zaren treu ergeben, ist bereit, auszuhelfen. Und weil es nicht anders geht, weil die tollen vier Stuten von Gut Wieckeln von keinem anderen gelenkt werden können, kutschiert die sechzehnjährige Tochter Eva des Barons von Wieckeln den Zaren zur nächsten Station. Dem Dichter ist die Geschichte eigentlich nur Vorwand, um diese rasende nächtliche Schlittenfahrt zu schildern. So läßt er uns das oft ans Geisterhafte grenzende Dahingleiten des Schlittens erleben. Um diesen dramatischen Höhepunkt aber schlingt Hoerner einen anmutigen Kranz kleiner und kleinster Begebenheiten, die den geborenen Erzähler erkennen lassen.

Ebenfalls nach Rußland verlegt Fred Ottow seinen historischen Roman „Insel der Liebe" (Paul Neff Verlag, Berlin. Brosch. RM 3.50, geb. RM 4.50). König Gustav IV. von Schweden steht im Mittelpunkt des Geschehens, wenn auch nicht immer der Erzählung, denn diese zeigt eine mit großer Kunst der Menschendarstellung behandelte Vielfalt von Gestalten um die Zarin Katharina II. von Rußland. Auf ihr Betreiben nämlich soll der sechzehnjährige Schwedenkönig ihre Enkelin, die Großfürstin Alexandra heiraten. Gustav kommt zur Brautwerbung mit seinem Oheim, dem Regenten von Schweden nach Petersburg, und es wird ihm das für einen Monarchen seltene Glück: er verliebt sich leidenschaftlich in die ihm von der Staatsräson zugedachte Braut und wird von ihr wiedergeliebt. Aber um das glückliche Paar entspinnen sich die Ränke des russischen und des schwedischen Hofes. Freimaurerische Geheimbünde und ehrgeizige Politiker versuchen, das Schicksal der Völker in ihrem Sinne zu lenken, während das ahnungslose Paar sich auf einer Insel der Liebe mitten in all dieser ver-

logenen Welt bewegt. Katharina selbst, die trotz ihrer 67 Jahre der Welt noch nicht entsagt hat, versucht in überspannter Herrschsucht den Schweden möglichst tief zu demütigen. Sie rechnet nicht mit Gustavs unbestechlichem Charakter, der lieber auf das eigene Glück verzichtet, als sich zu beugen. Doch sein Opfer ist umsonst, nach zwölfjähriger Regierung, während deren er jedes ungerade Mittel der Politik verschmähte, verliert er seinen Thron und stirbt als Oberst Gustav Gustavson am 7. Februar 1837 als Verbannter in St. Gallen. Ottow schildert in seinem Roman fast nur die wenigen Petersburger Wochen. Er hält sich dabei streng an die trotz aller Verzweigungen doch immer vorwärts drängende Haupthandlung und gibt in seinen kurz gefaßten Schilderungen nur den unumgänglich notwendigen Rahmen für die menschlichen Schicksale. Klar und lebensvoll treten die einzelnen Gestalten vor das Auge des Lesers.

W. Bellon

Neue Frauendichtung

Wieder liegt ein Erzählungsband der niederdeutschen Dichterin Margarete Schiestl-Bentlage vor: „Der Liebe Leid und Luft" (Paul List Verlag, Leipzig, 268 S. Gebd. RM 5.20). Acht Erzählungen berichten von einfachen Menschenschicksalen, dem Leben abgelauscht, vielleicht sogar manchmal selbst miterlebt und von der Dichterin in einer edlen, wohlausgewogenen Sprache gestaltet. Wer die leuchtende Heide, die düsteren Wacholderbüsche, das heimtückische Moor kennt, wer die Bauern auf ihren schönen, alten Höfen besuchte, wird spüren, wie echt und lebendig die Menschen und die Landschaft geschildert sind. Immer steckt das pulsende Leben dahinter mit seinen Verstrickungen und seiner Macht, und man erkennt die tiefe Verbundenheit der Dichterin mit ihrer Heimat und der schwerblütigen, stolzen und zurückhaltenden Art ihrer Menschen.

Von der ostpreußischen Dichterin Johanna Wolff erschien ebenfalls ein neues Buch: „Das Wunderbare" (Gräfe & Unzer Verlag, Königsberg, Ostpr. 189 S. Gebd. RM 4.—). Der Roman führt in die ausssterbende Welt der Geigenmacher von der Jahrhundertwende bis zur Nachkriegszeit. Das Schicksal zweier Menschen, seltsam verstrickt, tritt vor uns hin und zeigt, wie leicht wir in Konflikte geraten, ohne es selbst zu wollen, vielleicht nur durch ein unbedachtes Wort. In solchen Fällen hilft dann nur eines: die Arbeit. Das findet auch jener junge Geigenmacher, der das „Wunderbare" in seine Instrumente hineinlegt und es zum Klingen bringt. Johanna Wolff, mit 79 Jahren auf der Höhe ihres Alters stehend, hat mit diesem Buch eine Dichtung geschaffen, die sich in ihrer Tiefe und Innigkeit ruhig neben den besten von Frauen geschriebenen Büchern sehen lassen kann.

Die kleine Erzählung von Dora Eleonore Behrend „Der Leutnant und die Wiesenschnarre" (S. Fischer Bücherei, Berlin. 128 S. Gebd. RM 1.50) spielt in Ostpreußen. Dieser Leutnant, der nach einem lockeren, durch den Krieg auch vom Ernst des Lebens beeindruckten Dasein auf seinen stolzen Adelstitel verzichtet, lebt auf einem kleinen Besitztum in größter Einsamkeit, bei seiner Arbeit nur unterstützt von einem einfachen Menschen, der ihm zum Kameraden geworden ist. Er empfindet es als seine Aufgabe, sein Stückchen Feld zu bewirtschaften, sein Vieh großzuziehen — und spielt nebenbei des Abends doch noch auf seinem Harmonium Bach und andere große Meister. Viele innere Beziehungen zwischen ihm und seinem Besitztum, der Landschaft, den Tieren erleichtern ihm sein freiwillig gewähltes Los. Auch als Liebe von zwei Seiten her in seine Tage eine neue Unruhe bringt und er am Ende doch einsam zurückbleibt, überkommt ihn keine Verzweiflung: der Sinn seines Lebens liegt in dem ihm gehörigen Grund und Boden.

Eine echte Chronik in Thema und Art der Schilderung ist die Erzählung von Veronika Lühe: „Die Chronik des Amtsschreibers von Thorshafen" (Albert Langen / Georg Müller Verlag, München. 102 S. Gebd. RM 2.40), deren Handlung auf einer felsigen, einsamen Insel spielt, die zu Dänemark gehört. Das Geschehen, reich an Leidenschaften, Taten und Leiden, liegt zwar in zeitlicher Ferne, mutet uns aber trotzdem sehr nahe an. „Liebe muß brennen wie ein fressend Feuer", läßt die Dichterin eine ihrer Frauengestalten sagen — und diese Worte ziehen als ein Motiv durch das ganze Büchlein. Liebe treibt zu selbstlosen Taten und in den Tod, Liebe verursacht Gewalttat und Aufruhr, Liebe verstrickt die Menschen, die ihrem Schicksal nicht aus dem Weg gehen können. Die Dichterin hat es verstanden, die Erzählung packend und erschütternd zu gestalten; sie besitzt eine große Menschenkenntnis und überraschende Kraft der Empfindung.

Ebenfalls in vergangenen Zeiten, in dem Jahrhundert der Gegenreformation, spielt der bekannte Roman der österreichischen Dichterin Enrica von Handel Mazzetti „Jesse und Maria" (Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München. 539 S. Gebd. RM 4.80), auf dessen Neuauflage hier hingewiesen werden soll. Im Mittelpunkt stehen der Edelmann Jesse, ein fanatischer, tollkühner Lutheraner, und Maria, die leidenschaftliche Katholikin. Erschütternd wirkt der Untergang Jesses, ebenso die Reue der jungen Försterstrau Maria, die ihn in sein Verhängnis getrieben hat.

Wie ein Mensch den Weg zu sich selbst findet, das schildert Hanna Kiel in ihrem Buch „Wir sind schon drei" (Paul Neff Verlag, Berlin. 287 S. Gebd. RM 4.80). Der Roman handelt von einem jungen Mann aus behäbigem Bürgerhause — Nikolaus —, der kein besonderer Mensch ist, aber immer wieder das verliert, von dem er meint, es gehöre ihm: die Kinderfrau, den Bruder, die Schwester, die Eltern, die erste Geliebte, seinen unehelichen Sohn, weitere Frauen — immer wieder muß er verzichten und wird in eine Einsamkeit zurückgestoßen, die im Grunde jeden Menschen umgibt. Aber wenn er ganz niedergeschlagen ist, findet er stets einen Menschen, dem es noch schlechter geht als ihm. Die-

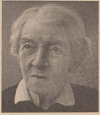
sen zu helfen — darin liegt für ihn der Sinn seines Lebens. Zuletzt sind es mit ihm drei Menschen, die gemeinsam gegen die große Einsamkeit nach besten Kräften zusammenhalten: der kleine Freund Paul, ein Schiffsjunge, Katrin, die Vagabundin, und Nikolaus, der nach einer letzten, lange währenden Flucht endlich die Gewißheit erlebt, daß er zu den beiden gehört.

Anschließend sei auch auf ein Büchlein hingewiesen, das ein Bekenntnis zu Deutschland, die Gestaltung eines mit Liebe gesehenen Bildes des Saargebietes und seiner Menschen bleibt: Mia Munier-Wroblewska: „Deutsch ist die Saar" (Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. 129 S. Gebd. RM 1.40). Die Dichterin erzählt die Geschichte einer Saarkumpelfamilie von der Zeit vor dem Krieg bis zu den Monaten kurz vor der Abstimmung über die künftige Zugehörigkeit des Saarlandes. Über den Druck der französischen Herrschaft, über Hetzreden und Drohungen, über alle Verirrung siegt die Treue zur Heimat.

Unter den Frauenbüchern unserer Zeit sind immer wieder gerade zwei Arten vertreten: die des Heimat- und Bauernromanes, und jene, bei der es in erster Linie um eine seelisch-geistige Auseinandersetzung geht, um das Wachsen und Werden von Menschen in ihrer Gebundenheit an das Zeitgeschehen.

Zu den Heimatromanen gehört das Buch von Anna Croissant-Rust „Die Nann" (Gebrüder Richters Verlagsanstalt, Erfurt. 287 S. Geb. RM 2.85), das erstmalig bereits vor dreißig Jahren erschien und aus unerklärlichen Gründen nicht den großen Leserkreis fand, der ihm zukommt. Im Vordergrund des Buches, dessen Handlung sich in den Tiroler Bergen abspielt, steht die Nann, ein kleines Häuslerdirndl, das sich kraft seiner tüchtigen Natur aus den armseligsten Verhältnissen den Weg zu einem freien und schöneren Leben erkämpft. Die Verfasserin besitzt eine große Vertrautheit mit Land und Leuten; sie weiß um die stillen Schönheiten und auch die Schauerlichkeiten der Bergwelt, hat ein liebevolles Verständnis vor allem für Kinder und Tiere und einen echten, gütigen Humor. „Die Nann" ist ein wirkliches Volksbuch: einfach, stark und farbig geschrieben, ein kleines Kunstwerk besonderer Art, das jedem zugänglich ist und auch einem anspruchsvollen Leser keine Enttäuschung bereitet.

Wesentlich anders ist der Bauernroman von Marie Amelie von Godin „Die Ortlbäuerin" (Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München. 209 S. Geb. RM 3.80). Hier geht es weniger um Menschen, als vielmehr um das Gedeihen des Ortls, eines kleinen Bauernhofes in Niederbayern. Mit unermüdlicher Arbeitskraft bringen Silvin Högg und seine Frau Corona den heruntergekommenen Hof in die Höhe, trotz Mißernten, Kampf mit den Kindern, die nicht ihr ganzes Leben lang nur für den Hof arbeiten wollen, und trotz des Krieges, der seine Opfer fordert. Die Erde aber, der Hof und seine Menschen bleiben unbesiegbar; über allem steht als Symbol die Gestalt der Ortlbäuerin Corona. Zwischen jeder Zeile steht unablässig die Liebe zur Heimat und eine Kenntnis des bäuerlichen Lebens und seiner Menschen, die nur aus eigenem Erleben stammen kann.



Anna Croissant-Rust

Die in der Folge aufgeführten Bücher gehören zu den an zweiter Stelle genannten Romanen. Als erstes sei hier auf ein Werk hingewiesen, das sich vornehmlich an einen Kreis von Menschen wendet, die im evangelischen Christentum verwurzelt sind: Elisabet van Randenborgh „Einbruch in ein Paradies" (Furche Verlag, Berlin. 455 Seiten. Geb. RM 5.40). Die großen Spannungen des Weltkrieges geben den Hintergrund für das seelische Ringen zweier Frauen um einen Mann: die Mutter kämpft um den Sohn Michael, Dörthe um den Geliebten Michael. In dem persönlichen Zusammenstoß der beiden Frauen treffen gleichzeitig zwei Lebensanschauungen aufeinander, nämlich die christliche der Mutter und die freie, durch nichts gebundene des Mädchens. Michael fällt an der Front, aber die Auseinandersetzungen gehen trotzdem weiter, bis beide zueinanderfinden, indem die Mutter einsieht, daß ihr Glauben ein starrer Buchstabenglauben war und keine rechte Verbindung mehr mit der lebendigen Wirklichkeit hatte, Dörthe, indem sie erkennt, daß ein Leben ohne die göttliche Macht undenkbar ist.

Das Problem einer Frau, die zwischen zwei Männern zu entscheiden hat, bildet den Inhalt des Buches von Juliane von Stockhausen „Paul und Nanna" (L. Staackmann Verlag, Leipzig. 241 Seiten. Geb. RM 4.80). Nanna, eine Wiener Studentin der Vorkriegszeit, ist mit dem Kunsthistoriker Paul befreundet, und diese Kameradschaft wandelt sich im Laufe der Zeit in Liebe. Paul, innerlich in erster Linie immer mit sich beschäftigt, sehr zurückhaltend und strebsam, möchte vermeiden, daß das junge Mädchen in seine Nöte und Kämpfe mit hineingezogen wird und schließt sie darum von diesen Dingen aus. Dadurch verliert er Nanna an einen Dichter, dessen Naturhaftigkeit und ursprüngliche Leidenschaft sie für ihre Enttäuschungen entschädigen. M. Weidenbach

Kreuz und quer in der Welt

Am Noroima

Der Noroima ist ein 2600 Meter hoher Bergstock von rötlichem Sandstein in der Dreiländerecke, wo Brasilien, Venezuela und Britisch-Guayana zusammenstoßen. Theodor Koch-Grünberg, der sich schon durch seine frühere Expedition an den oberen Rio Negro einen Namen unter den völkerkundlichen Forschern Südamerikas gemacht hatte, fuhr im Jahre 1911 den Amazonas, Rio Negro und Rio Branco hinauf bis São Marcos. Über diese Reise berichtet er in seinem Buch „Am Noroima. Bei meinen Freunden, den Indianern vom rosigen Fels" (F. A. Brockhaus, 159 S. Mit 24 Bildern und 1 Karte. RM 2.50). Über heiße Savannen erreichte er das prachtvoll gelegene Dörfchen Koimélemong am oberen Surumée, wo er sich häuslich niederließ. Das idyllische Leben mit der aus Makuschi- und Taulipángindianern gemischten Bevölkerung ist ganz reizend beschrieben. Es sind schöne und heitere Menschen von natürlichem Anstand. Ihr kluger Häuptling Pitá wird des weißen Forschers naher Freund. Mit seiner zauberhaften Photo- und Phonographen-„Macina" und seinem Deutsch-Unterricht hat der geehrte Gast den netten Leutchen auch allerhand zu bieten. Gewaltige Tanzfeste sorgen für Unterhaltung im großen Stil. In einem schneidig durchgeführten Vorstoß geht's an den Fuß des unbeschreiblich großartigen Noroima. In schwerem Anstieg wird der beherrschende Bergstock erobert.

Ein wehmütiger Nachruf auf die hier so liebevoll beschriebene, durch die Geldgier der Gold-, Diamanten- und Balatasucher bald darauf zerstörte Indianerkultur beschließt das Buch. Sein Verfasser wurde am 8. Oktober 1924 in Vista Alegre bei São Marcos vom Rio-Branco-Fieber weggerafft. Er starb im Dienste der völkerkundlichen Wissenschaft, die sein Andenken hochhält.

In Malaya

Der Forstmann E. Hummel benutzt die Zeit zwischen seinem gutbestandenen Staatsexamen und der endgültigen Anstellung, um sich weit draußen in der Welt umzusehen. Seine heimische Regierung gibt ihm langen Urlaub, und so wird aus dem bayrischen Forstassistenten der sehr selbständige oberste Forstbeamte eines der vier verbündeten Malaienstaaten — Pahang, mit dem Wohnsitz in Kuala Lipis. Von dieser Zeit erzählt er in seinem Buch „Malaya kreuz und quer" (Kösel-Pustet, 168 S. Mit 25 Bildern und Karten. RM 4.80). Es ist nicht so sehr lange vor dem Krieg, die deutsch-englische Spannung macht sich schon in leichteren Warnungszeichen fühlbar, aber der junge Fremdling wird in Malaya sehr gut aufgenommen und von seinem einzigen Vorgesetzten, dem englischen Forstdirektor in Kuala Lumpor freundschaftlich in seinen Wirkungskreis eingeführt. Es ist ein schönes Arbeiten, sowohl das großzügige Planen im Amtszimmer wie das praktische Einarbeiten draußen im freien Urwald, durch den man sich mit dem Parang, dem gewichtigen Buschmesser der Malaien, oft erst den Pfad schlagen muß. Das eigentlich Forsttechnische ist leicht verständlich und sehr unterhaltend dargestellt.

Hummel spendet den Malaien als Arbeitskameraden und vorzüglichen Naturbeobachtern hohes Lob. Das Beförderungsmittel für lange Reisen ist das Hausboot, mit dem er Hunderte von Kilometern durch den Urwald zurücklegt. Das Jagdliche tritt hinter dem Forstberuflichen weit zurück; aber es sind doch einige recht pikante Tigergeschichten in die Erzählung verflochten. Hummel kommt auch mit den Sakais zusammen, einem kleinen Volkssplitter von Jägern und Sammlern. Er schließt richtige Freundschaft mit den scheuen Leutchen und wird zum Erstaunen seines eleganten malaiischen Bürodieners in Kuala Lipis von einigen ziemlich nackten Sakai-Männern besucht, die ihm als Gastgeschenk einen jungen Bären mitbringen. — Nach dreijähriger angestrengter Arbeit tritt der Verfasser einen Heimaturlaub ins weihnachtlich tiefverschneite Allgäu an. Die Erzählung ist frisch, wahrhaftig und klug. Die Erinnerung an eine schöne Jugendzeit mischt sich angenehm mit der Lebenserfahrung des reifen Mannes.

Friedliche Welteroberung

Auch bei friedlichen „Welteroberungen" kann man seinen Ruf und sein Leben ganz einsetzen, und das hat Cyrus Field getan, dessen Leben Hans Heuer in einem spannend geschriebenen Buch schildert. (Cyrus Field erobert die Welt. Dom-Verlag, 272 S. 5 Bildtafeln. RM 4.50.) Schon mit dreißig Jahren durch seiner eigenen Hände Arbeit zu gesichertem Wohlstand gelangt, genügt ihm das träge Dasein des Nichtstuers in seinem von gewaltigen Willenskräften vorwärtsgetriebenen Heimatlande nicht. Der als halbtoll belächelte Fanatiker Gisborne zeigt ihm seine Lebensaufgabe. Gisborne will ein Telegraphenkabel legen von Neufundland nach Amerika. Wenn das möglich ist, warum nicht von Amerika nach Europa? Cyrus Field setzt seinen letzten Cent und seine ganze Kraft an die gewaltige Aufgabe. In einem wahren Heldenkampf überwindet er in zwölfjähriger unablässiger Arbeit die Hindernisse. Immer wieder reißt das Kabel, aber sein eiserner Wille reißt nicht. Er lernt die Wandelbarkeit der Volksgunst bitter kennen. Er verzichtet auf alles eigene Glück, bis er der Menschheit das gegeben hat, was er ihr geben will. Am 7. September 1866 ist die große Tat getan, und nun winkt ihm als schönster Lohn ein ruhiges Leben an der Seite einer lange geliebten, hochgemuten Frau und guten Lebenskameradin.

Das Buch ist packend geschrieben, die Stimmung der Jugendjahre unsrer technischen Entwicklung, in denen noch so vieles und längst Vertrautgewordenes in Frage stand, sehr überzeugend dargestellt.

Hans Härlin



Aufn. Illenberger

Das schöne Bühnenbild:

Atelierszene aus der Stuttgarter Uraufführung von Paul Klenaus Oper „Rembrandt". Hier zeigt sich stärkste Verwandtschaft zwischen der Malerei und dem Bühnenbild

Die Seite des Lesers

Wer und was ist ein Klassiker?

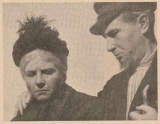
Die Frage auf der „Seite des Lesers" in Heft 1 „Ist Hamerling ein Klassiker oder nicht?", auf deren grundsätzliche Bedeutung wir schon damals hingewiesen haben, hat bei unseren Lesern eine lebhafte Erörterung ausgelöst. Aus den bisherigen Zuschriften, für die wir den Einsendern aufrichtig dankbar sind, möchten wir auch diesmal wieder die sehr sachgemäßen Ausführungen unseres Basler Lesers herausheben:

„Das ist eine sehr verständige Frage, besonders in ihrem zweiten Teile, und wäre wohl wert, daß sie in Ihrer Zeitschrift einmal grundsätzlich behandelt würde. Indessen eröffnet sie so weite historische Perspektiven, daß hier nur das Notdürftigste angeführt werden kann.

Rob. Hamerling gehört gewiß nicht zu den Klassikern im ursprünglichen und stengeren Sinn. Dazu fehlt ihm, bei reicher Bildung, großer Formsicherheit, leidenschaftlicher Phantasie und schwerer Gedankenfracht, die unmittelbare, zwingende Gestaltungskraft und unbefangene Natürlichkeit, die man an einem „klassischen" Werke unbedingt wahrnehmen will. Es ist viel Beabsichtigtes, Gespreiztes, Gewolltes, Gemachtes in seiner Poesie. Wenn ich auf meine Literaturstudien zurückblicke, so scheint es mir außerordentlich bezeichnend, daß ich als Primaner einst der heißen Glut und farbensatten Schilderung seiner Verse völlig erlag; ich habe damals über seinen „Ahasver in Rom" einen begeisterten Aufsatz geschrieben und nahm es meinem Lehrer gewaltig übel, daß er nur eine kühl-höfliche Ablehnung dafür hatte. Später freilich spürte ich das Dekadent-Schwulstige darin und in andern Werken, auch das Hohle, und die Makart-Pilotysche Farbenpracht ließ mich kühler. Den bleibenden Wert des „Aspasia"-Romans zu erfassen, war ich auch als Student nicht reif genug. Immerhin kam auch mir das Urteil meines späteren Lehrers Erich Schmidt mit seiner Verdammung der „gepeitschten Sinnlichkeit" u. a. m. zu hart vor. Am gerechtesten wird dem edel wollenden und gedankenschweren Dichter, soweit ich sehe, immer noch Adolf Bartels in seinen verschiedenen Darstellungen.

Klassiker hießen ursprünglich nur die großen Meister der Antike. Doch wird schon zu Lessings Zeit (und von ihm selber) der Begriff ausgedehnter verwendet. Die im 19. Jahrhundert gebräuchliche Weise ist bekannt: nach Inhalt und Form gleich vollendete Schriftsteller des deutschen Idealismus. Dann ausgedehnt auf repräsentative Geister folgender Literaturepochen. Zugleich sprachlich (mit starkem Bedeutungswandel) verwendet für alle einmaligen und hervorragenden Leistungen. In neuester Zeit scheint das Wort eine Auszeichnung von Verlegers Gnaden zu sein. Wie des Einsenders Zusammenstellung zeigt, figurieren heute schon viele „kleinere Propheten" unter den Klassikern. Doch, wie gesagt, hier sollte eine eigene Untersuchung einsetzen in einer Art, die den Ansprüchen breiter Leserkreise an Verständlichkeit entgegenkommt.

Ohne der weiteren Erörterung vorzugreifen, möchten wir selbst zu dieser Frage bemerken, daß uns der Begriff des Klassischen heute weniger wichtig und maßgebend erscheint als der des lebendigen Erbguts, das sich als bleibender allgemeiner und wesentlicher Besitz eines Volkes und der menschlichen Kulturgemeinschaft über allen Wandel der Zeit hinaus bewährt hat. Nicht alles, was ein Klassiker geschrieben hat, ist in diesem Sinne „klassisch“ — wenn es uns nichts mehr zu sagen hat. So bleibt der Nachweis die Pflicht und das Recht der ständigen Auslese, aber auch der Ergänzung, wenn der Begriff des Klassikers, vor dem schon Goethes Mutter, die prächtige Frau Aja, einen gelinden Abscheu verspürte, nicht immer wieder zu scheuer Ehrfurcht und schließlich zur museumshaften Erstarrung hinführen soll. Es geht uns immer nur um das wahrhaft Unsterbliche und ewig Lebendige, wie es auch unser Mitarbeiter Hansgeorg Maier im einleitenden Aufsatz dieses Heftes grundlegend gekennzeichnet hat.



„Mudder Mews“ (Käte Alving) und ihr Sohn Willem (Walther Bullerdieck) in einer Aufführung der Niederdeutschen Bühne Hamburg

Aufn. Rosemarie Clausen

Die 2. Frage aus Heft 1 nach dem Gedicht „Es ging ein Mann im Syrerland“ wird besonders gründlich in einer Zuschrift aus Dresden behandelt:

Das Gedicht „Es ging ein Mann im Syrerland“ stammt von Friedrich Rückert und ist eine von diesem selbständig bearbeitete Parabel aus der Legende von Barlaam und Josaphat (in der lateinischen Übersetzung) oder Joasaph (im griechischen Original), die die Bekehrung des indischen Königssohnes Joasaph durch den christlichen Einsiedler Barlaam zum Gegenstande hat. Die ältesten Handschriften des griechischen Originals reichen in das 11. Jahrhundert zurück. Die Grundlage des griechischen Textes war nach den bisher vorliegenden Forschungsergebnissen eine in Zentralasien entstandene, in Pehlevi verfaßte manichäische Umarbeitung einer nordbuddhistischen Legende. Die vorstehend erwähnte Legende selbst ist eine christliche Umarbeitung der Jugendgeschichte des Prinzen Siddhartâ, der dann später den Namen Buddha erhielt und der Gründer der nach ihm benannten Religion wurde. Die Legende ist vielfach bearbeitet worden. Sie enthält zahlreiche eingestreute Parabeln, deren eine die Rückertsche vom Mann im Syrerland ist. Die darin enthaltene Erzählung vom Menschen, der in den Brunnen stürzt und dort vom Tode, Drachen, Einhorn und nagenden Mäusen bedroht wird, wurde schon in einem althochdeutschen Gedicht bearbeitet, das sich in Laßberg, Liedersaal Bd. I, S. 252 befindet. In der bildenden Kunst fand die Parabel meines Wissens nur einmal Eingang, und zwar in einer Malerei im Kloster Lorch in Württemberg.

In den übrigen Zuschriften auf diese Frage, aus denen wir immer wieder die gleiche dankenswerte Anteilnahme und ein oft erstaunliches Verständnis für unsere Absichten erkennen dürfen, finden wir auch wiederholt den Hinweis auf die altbekannte Auswahl deutscher Gedichte von Theodor Echtermeyer, den „Alten Echtermayer“, wie ihn einer unserer Leser in dankbarer Erinnerung nennt. Es wird vielfach bedauert, daß in neueren Auswahlbänden zum Schulgebrauch manches wertvolle Stück unseres dichterischen Besitzes verlorengegangen ist, das in jener für ihre Zeit offenbar mustergültigen Sammlung noch getreulich bewahrt ist.

Zur 3. Frage nach dem Märchen vom Pulver gegen die Kinderarmut geben wir abermals unserem Leser aus Basel das Wort:

Frage 3 ist allerdings schwer zu bestimmen. Es scheint eine neuere Dichtung humoristischer Art zu sein, und zwar eine Kunstdichtung. Für die Suche ähnlicher Motive sei der Fragesteller verwiesen auf J. Bolte-Polivkas Werk mit seinen reichen Erläuterungen zu den Grimmschen Märchenmotiven.“



Lucie Höflich als Mutter Mews Aufn. J. Schmidt

Unsere neue Buchbeilage: Stavenhagens „Mutter Mews“

Die Bezieher unserer Theaterausgabe erhalten diesmal eine besondere Gabe mit der hochdeutschen Bearbeitung von Fritz Stavenhagens „Mudder Mews“. In dem niederdeutschen Bauernsohn Fritz Stavenhagen, der sich unter den schwersten Entbehrungen emporgekämpft hat und an der Schwelle des Erfolges 1906 im Alter von 30 Jahren starb, hat die deutsche Bühne eine große Hoffnung verloren. Geblieben ist uns neben anderen Volksstücken vor allem sein Hauptwerk „Mudder Mews“, das auf der Bühne immer wieder seine starke innere Kraft bewährt hat und dabei doch noch immer nicht genügend bekannt ist. Als nächstfolgende Buchbeilage können wir unsern Lesern schon jetzt ein bedeutungsvolles Schauspiel aus der deutschen Geschichte von einer heutigen Dichterin in Aussicht stellen.

Giovanni Papini

Dante

Von

Matthäus Gerster



Bildnis Dantes von Giotto

Giovanni Papini, geboren am 9. Januar 1881 in Florenz, gehört zu jener Generation italienischer Dichter, die um die Jahrhundertwende das geistige Antlitz Italiens bestimmten. Sein Vater war überzeugter Atheist. Die Mutter ließ den Neugeborenen heimlich taufen. Der Sohn trat jedoch bald in die geistigen Fußstapfen des Vaters und wurde ein stürmischer Gegner des Christentums. Schon früh machte er sich einen Namen als Lyriker, Erzähler und geistvoller Essayist, gründete verschiedene Zeitschriften („Leonardo" und „La Voce"), in denen er sich als Skeptiker und Verneiner zeigte und durch seinen heftigen, aber eigenwüchsigen Angriffston auffiel. Langsam vollzog sich dann in Papini eine innere Wandlung vom Skeptizismus zum Offenbarungsglauben hin. In den chaotischen Jahren der Nachkriegszeit Italiens sah er Rettung nur noch in der festen Ordnung der katholischen Kirche, zu der er anfangs der zwanziger Jahre wieder zurückkehrte. Als 1921 die „Storia di Christo" (1924 deutsch als „Leben Jesu") erschien, erregte dies Buch, das bald in alle Sprachen übersetzt wurde, ungeheures Aufsehen. Bezeugte es doch jenen völligen Umschwung in den Anschauungen Papinis, der 1912 in „Un uomo finito" („Ein fertiger Mensch" 1925) eine Selbstdarstellung seiner Jugendzeit mit rücksichtsloser Offenheit gegeben hatte.

Wer Papini kennt, weiß, daß es ihm in seinem neuen Dantebuch nicht darum zu tun war, die Dante-Biographien um eine weitere zu vermehren. Darauf weist schon der italienische Titel des Werkes hin „Dante vivo" „(Der lebendige Dante"). Und so beginnt Papini mit der Erklärung, daß dies Werk „das lebendige Buch eines lebendigen Menschen sein will — über einen Menschen, der nach seinem Tode niemals zu leben aufgehört hat. Es ist vor allen Dingen das Buch eines Künstlers über einen Künstler, eines Katholiken über einen Katholiken und eines Florentiners über einen Florentiner". Über Dantes Leben liegen nur wenige Angaben vor. Die meisten Biographien ergehen sich in Betrachtungen über seine Zeit und Vermutungen, wie er sich zu ihnen gestellt habe. Viel mehr wissen wir von seiner Seele, und zwar aus seinen Werken selber. Die Dantebiographen sind nach Papinis Meinung allzusehr Gelehrte, die seiner Vollblütigkeit blutleer gegenüberstehen: Ameisen auf dem Rücken eines Löwen. Wo Dante Feuer und Glut sei, bleiben sie lau und kalt; wo er Kraft und Leben ist, seien sie schwach und schlaff. Nur echte Dichter und echte Philosophen hätten den Schöpfer der „Göttlichen Komödie" verstanden. Gewiß, es

sei leichter, ihn zu bewundern und zu verherrlichen, als ihn zu lieben. Habe er doch schon bei Lebzeiten zu den Menschen gehört, mit denen es schwer war, sich anzufreunden. Dennoch sei das Bild, das ihn mit düsterer Miene unter den Menschen wandeln lasse, in Gedanken versunken höher als Türme und Wolken, einseitig. Niemand werde ihm, Papini, dem Italiener, Toskaner und Florentiner weismachen, daß Dantes Gesicht nur den „griesgrämigen Ausdruck feierlichen Nachsinnens" gekannt habe; denn „kein Mensch vermag immer, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht das zu sein, was er im tiefsten Grunde seiner Seele bloß in gewissen Stunden und Abschnitten seines Lebens ist". So sieht zwar auch Bernard Shaw die Großen dieser Erde; nur hat Papini eine tiefe Ehrfurcht vor dem Genie. Dante war Mensch, ein junger Mensch, der mit Freunden scherzte, lachte und liebte, nicht nur auf platonische und romantische Weise, wie die „Vita nova" erzählt, ein Mann, der als höflicher und heiterer Gast in den Häusern der Großen und Reichen verkehrte und nicht „mit der Miene einer schwermütigen alten Jungfer auf den Marktplätzen umherstand". Und so ist der Dante der Legende Papini fast lieber als der statuarische Dante der Gelehrten, der „wie ein Standbild Michelangelos stirnrunzelnd auf die Großen der Erde und selbst auf die Heiligen des Himmels sieht". Denn die Legende übertreibt und entstellt wohl, erfindet aber nur selten. In jeder Anekdote steckt ein Kern Wahrheit. Die Schwächen Dantes zeigen ihn uns als Bruder, als übermenschlich größeren Bruder zwar, aber doch aus demselben Stoff wie wir. Heilige verehrt man, Brüder umarmt man. Und Dante ist heute noch unser Bruder.

Dante ist eine Welt. Drei Volkstypen sind für Papini hier zur Einheit verschmolzen: ein alttestamentarischer Prophet, der warnt und droht, kommende Strafen und die Erlösung kündet, ein etruskischer Priester, der sich fast immer mit dem Jenseits und den kommenden Dingen beschäftigt, ein Römer des Kaiserreichs mit dem doppelten Drang zur Gerechtigkeit und politischen Einheit. Viele wollen in ihm den germanischen Geist sehen und ihn sogar nach Gesicht, Rasse und Genius für eine deutsche Erscheinung halten. Dantes geistige Erscheinung ist voller Gegensätze und Widersprüche. Er war Thomist und Ghibelline, aber er war es nicht ausschließlich. Er war Christ und liebte das alte Heidentum der Klassiker. Er will nicht, daß sich der Papst die Sendung des Kaisers anmaße, aber auch nicht, daß der Kaiser den Papst unterwerfe. Er sucht eine höhere Einheit. Drei große Widersprüche sieht Papini in Dantes Leben und Werk. Der arme politische Flüchtling ist von grenzenlosem Stolz erfüllt und will „Wegweiser für Kaiser, Richter über Päpste, Verkünder Ratschlüsse Gottes sein". Einer überaus zarten, fast weiblichen Empfindlichkeit setzt Dante eine fast unbegreifliche „Kühnheit der Gedanken, Verwegenheit der Vorsätze und Vermessenheit der Ziele und Worte" entgegen. Auf seine starke Sinnlichkeit aber antwortet er mit einer förmlichen Vergötterung der geliebten Frau: Beatrice. Der wahrhaft Große ist nicht der groß Geborene, sondern der allen Widerständen zum Trotz seine Größe erkämpft. Die Frage, ob Dante zeitgemäß sei, beantwortet Papini mit einem bedingten Ja. Vor allem sind es zwei Dinge, die den Dichter der „Göttlichen Komödie" ganz modern zeigen. Dante wandte sich stets mit Heftigkeit „gegen die Vorherrschaft der politischen Seite im Kirchenleben und gegen jede Verquickung wirtschaftlicher Tätigkeit mit priesterlicher Sendung", gegen den politisierenden wie den geschäftstüchtigen Priester. Der Priester soll es nur mit dem Göttlichen, nicht aber mit der Politik, dem irdischsten der irdischen Dinge zu tun haben. Dante sehnte auch eine Macht herbei, die imstande wäre, die damals überspannten weltlichen Ansprüche des Papsttums einzudämmen und in Europa Ordnung, Eintracht und Gerechtigkeit herzustellen.

Von Dantes Leben wissen wir wenig, allzu wenig. Geboren Ende Mai 1265, verlor Dante frühzeitig Vater und Mutter. Mit zwölf Jahren war er schon Waise. Am Namen des Vaters klebte ein unbekannter, ungesühnter Makel, vielleicht der des Wuchers oder der Ketzerei. Der Sohn gedenkt seiner nie. Dagegen sehnt er sich nach mütterlicher Zärtlichkeit und läßt sich in seiner großen Dichtung von allen „die er liebt, Sohn" nennen. Das erste große Ereignis seiner Jugend war die Begegnung mit Beatrice Portinari im Jahre 1274. Die Erscheinung des „engelgleichen Mädchens"

verwirrte den Neunjährigen. 1283 war Beatrice schon die Frau des Simone dei Bardi. Sie unterließ es, zum großen Leidwesen Dantes, ihn zu begrüßen. Offenbar hatte sie für den hageren Jüngling, der weder schön noch reich und dazu schüchtern war, nichts übrig. Sie starb sehr jung. Doch als sie tot war, wurde sie verherrlicht „wie keine andere Frau seit der Jungfrau Maria". Lehrer Dantes wurde der Kanzler und Schreiber der Republik Florenz, Brunetto Latini, ein tüchtiger Rechtsgelehrter und schlechter Versschmied. Obwohl der Schüler ihm vieles verdankte, versetzte er Latini doch in „die Hölle". Freundschaft verband ihn mit Guido Cavalcanti, der, wie er selber, später aus Florenz verbannt wurde und am Sumpffieber starb. Der Dichter läßt Guidos Vater in der Hölle langsam auf dem Feuer rösten und die zwei Freunde „an Höhe des Geistes" einander gleichwertig preisen. Dante hat als Bürger von Florenz 1289 an den Kämpfen gegen Arezzo teilgenommen. Nach seinen eigenen Worten war er „kein Neuling im Waffengebrauch, doch hatte ich große Angst und freute mich schließlich gar sehr über die Wechselfälle der Schlacht". Bald darauf war er auch politisch tätig, spielte aber von 1295—1300 keine besondere Rolle. Er war eben einer der vielen Bürger, die damals Mitglieder irgendeiner Körperschaft waren. Bedeutungsvoll wurde für ihn nur die Abstimmung vom 19. Juni 1301, wo er sich gegen die päpstliche Politik der Stadt auflehnte, was später einer der wichtigsten Gründe seiner Verbannung wurde. Das größte Ereignis für Dante



Hölle der Verdammten — Nach einem Wandgemälde von Luca Signorelli

wurde seine Sendung zu Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1301, der damals der Mächtigste auf Erden war, sich als Weltherrscher fühlte und schon zwei Jahre später Macht und Leben verlor. Der Dichter haßte den gewalttätigen Papst und versetzte ihn aus Rache in die tiefste Hölle. Sein Haß wuchs noch, als die päpstliche Partei der „Schwarzen" nach dem Einzug der Franzosen die Oberhand gewann und ihre Gegner, die „Weißen", zu denen auch Dante gehörte, aus der Stadt verbannte. Zwanzig Jahre lang führte er nun das Leben eines heimatlosen Wanderers, ein bitteres und demütiges Leben an Fürstenhöfen, unter oft unedlen Herren, ohne Hoffnung, die Heimat, die er trotz aller Bitterkeit liebte, wiedersehen zu können. Nur einmal ging ihm ein Stern der Hoffnung auf, als Kaiser Heinrich VII. im Oktober 1311 die Alpen

überstieg, um den Frieden zu bringen. Allein nur allzu rasch ging der Stern unter; am 24. August 1313 starb Heinrich am Sumpffieber.

Die Lieblingsidee Dantes von einem mächtigen Kaisertum war dem Untergang geweiht. Das reiche unabhängige bürgerliche Gemeinwesen, aus dem später der neuzeitliche Staat hervorgehen sollte, beherrschte die Zeit. Noch einmal, 1315, wurde Dante von der Vaterstadt geächtet. In Verona fand er in Can Grande della Scala, in Ravenna im kunstliebenden Herrn der Stadt Guido Novello da Polenta edle Gönner. Am 14. September 1321 hauchte er seine Seele aus.

„Das heilige Gedicht, das das Universum erschloß und die Seele aus dem dunklen Wald der Sünden zur leuchtenden Rose der Seligen und zum geheimnisvollen Kreis der Dreieinigkeit emporführte, war vollendet und konnte der Unsterblichkeit überantwortet werden. Dante, der seinetwegen zur Welt kam und lebte, konnte sterben."

Den meisten Biographen ist Dante ein Halbgott, dessen Schwächen und Fehler beschönigt oder gar zu Tugenden umgedeutet und zurechtgebogen werden. Papini ist anderer Meinung, und die Art, wie er Dantes Seele untersucht, zeitigt manchmal seltsame Ergebnisse. Daß Dante ein Sünder ist wie wir alle, überrascht nicht weiter, und so findet Papini eine ganze Reihe von Fehlern: Wollust, Zorn, Hochmut, Selbstlob, Ehrgeiz; doch sind das keine erniedrigenden Eigenschaften. Bedenklicher ist schon, wenn er aus der „Göttlichen Komödie" herauslesen will, daß der Dichter „ängstlicher und furchtsamer war, als er in der landläufigen Vorstellung eines felsenfesten, unerschütterlichen Dante erscheint". Doch macht ihn gerade diese seelische Weichheit menschlicher. Daß er ein großer Verächter seiner Zeit gewesen war, ist verständlicher. Nichts war ihm recht, nicht Menschen noch menschliche Einrichtungen. Gleich allen Dichtern litt er an Heimweh nach dem „ersten Weltalter, das schön war wie Gold", oder nach dem, was sein wird und noch nicht ist. Dennoch war er kein Pessimist. Vor allem liebte er sein Vaterland Italien, als das erste Land der Welt und Florenz als seine Vaterstadt. Das hinderte ihn nicht, mit harten Klagen aufzutreten. „Und hätte Gott Dantes Wünsche erhört, so wäre Pistoia von Flammen verzehrt, Pisa ersäuft, Genua entvölkert und Florenz dem Erdboden gleichgemacht worden. So wilder Art war die Liebe Alighieris." Auch die Menschen liebte er auf besondere Weise, mit der „Fernliebe eines heiklen Gehirnmenschen, der geistigen Liebe eines hochmütigen Gelehrten, der an Grausamkeit grenzenden Liebe eines Propheten, der schwankenden trüben Liebe eines Menschen, dem es bei allem Wunsch versagt blieb, ein wahrer Nachfolger Christi zu sein."

Das sind harte Worte über den Dichter, der vor allen andern als christlicher Dichter galt. Und nimmt man dazu, daß sich bei Dante eine seltsame Anlage zur Grausamkeit findet, daß er Kinder und alles Kindliche verachtete, seine große Dichtung benützte, um an persönlichen Feinden und Gegnern seiner Ansichten Rache zu nehmen, daß er ein Wesen wie Beatrice, die übrigens nicht als einzige Frau im Leben und in der Dichtung Dantes eine Rolle gespielt hat, in „vermessener Weise" vergötterte und Worte der Heiligen Schrift oft auf menschliche Dinge in einer Art anwandte, daß der strenggläubige Christ Papini dies „immerhin als eine gewisse Gotteslästerung empfindet", so kann man verstehen, daß er auch die Frage stellt: „War Dante ein heimlicher Ketzer oder vollkommen gläubig?" Und er beantwortet sie: „Dante war einer der Christen, die zu einer Höhe riefen, die sie selbst nicht erreicht haben." Aber wenn der Dichter an der kranken Kirche seiner Zeit, an schlechten unwürdigen Würdenträgern, ja am Papst selbst scharfe Kritik übte, so handelte er wie mancher Heilige seiner Zeit, als Arzt, der eiternde Wunden ausbrennt. „Einer dieser Ärzte, vielleicht der schonungsloseste und berühmteste von allen, war der Dichter Dante Alighieri."

Dantes Werk ist vor allem ein dichterisches Werk, die „Göttliche Komödie". Aber der Florentiner war ja auch Politiker und ist als solcher verbannt worden. Seine politischen Ideen sind in der „Monarchie" niedergelegt. Er war weder Welfe noch Ghibelline. Ein so hochstrebender Geist wie Dante ließ sich nicht in „die dunklen Fächer der Parteien" sperren. Er trennte „mit seiner lateinischen und toskanischen Vorliebe für klare und scharf abgegrenzte Begriffe die Erde vom Himmel. Er zieht den Trennungsstrich zwischen politischem und religiösem Leben, zwischen dem auf

Erden erforderlichen Streben nach Frieden und dem Streben nach Heil im Jenseits, zwischen dem Reich der Gerechtigkeit und dem Reich der Barmherzigkeit, zwischen dem Weg der Lebenden und dem Sieg der Unsterblichen. Diesen zwei Zielen, diesen zwei Wegen und zwei Idealen entsprechen nach ihm zwei höchste Herrscher: der Papst an der Spitze seiner Bischöfe, der sein heiliges Recht auf die Offenbarung und die Theologie gründet, und der Kaiser mit den ihm untergeordneten Königen, der sein menschliches Recht auf die Überlieferung gründet und auf die Philosophie. Ein großartiger Gedankenbau, der vielfach als Utopie bezeichnet wurde und wird, in Wirklichkeit aber den Bedürfnissen und Wünschen der Menschen entspricht. Diese zwei höchsten, voneinander unabhängigen, aber im wesentlichen einträchtigen Mächte, die dem Menschengeschlecht Frieden auf Erden und Seligkeit im Himmel verheißen, die eine durch Vernunft und Gerechtigkeit, die andere durch das Licht der Andacht und das Feuer der Christenliebe, sind beide gleichermaßen nötig für den, der sich nicht nur um seinen Wanst und sein Geschäft oder bestenfalls um Angelegenheiten seiner Stadt kümmert".

Damals erschien diese Theorie gefährlich, und Kardinal Del Pogetto ließ deshalb die drei Bücher der „Monarchie" nach Dantes Tod verbrennen.

Eigenartig berührt es, wenn Papini Dantes große Dichtung als Werk der „Rache und Vergeltung" betrachtet.

„Dem Stolz Dantes entsprach sein Stand im Leben nicht. Altehrwürdiger Familie entstammend, war er arm und mußte mit Ämtern zweiten Ranges vorlieb nehmen. Nach Führung und Herrschaft trachtend, mußte er sich mit einer untergeordneten Rolle begnügen, hing von fremder Gunst und Gnade ab. Er sehnte eine sittliche Erneuerung der Kirche herbei und wurde ein Opfer Bonifaz VIII. Er hoffte in seine Heimatstadt zurückzukehren, und Florenz verstieß ihn hartnäckig. Er glaubte einen Augenblick, in Heinrich VII. den erhofften Erlöser begrüßen zu dürfen, und sah dessen Unternehmen kläglich scheitern . . . Damals entstand in seiner Seele das übermächtige Bedürfnis einer siegreichen Vergeltung, einer Rache, die ihn für seine Niederlagen, seine Enttäuschungen entschädigen sollte . . . Er zerfleischte Florenz, das ihn verbannt hat; bringt Bonifaz in Verruf, der ihn hat verurteilen lassen; wirft seine Feinde, die Feinde der Wahrheit und des Kaisertums, in die düsteren Abgründe der Hölle. Und dank der Macht der Kunst nimmt seine Rache kein Ende. Die Welt, deren Licht der Dichter erblickt hat, ist heute Staub, hat uns nur einige Namen vererbt. Dante allein lebt noch, groß und Sieger über alle."



Hinrichtung Savonarolas auf dem Marktplatz von Florenz
Aus Roeder, Savonarola (s. S. 142 ff.)

Ralph Roeder

Savonarola

Von

Herbert Schittenhelm



„Eine Untersuchung über das Gewissen" nennt Ralph Roeder seine Biographie Savonarolas, des großen, kämpferischen Bußpredigers, dessen Wirken sich wie die Verkündigung eines Gottesgerichtes gewaltig und unheimlich über seiner Zeit erhob. Man kann sich für seine dunkel drohende Gestalt, für den seelenerschütternden, tief aufwühlenden Ruf seines Mundes, der alle Grauen des Jenseits und alle Drohungen des Diesseits beschwor, für diese wild flackernde, nach Nahrung begierige Flamme einer kompromißlosen, selbstzerstörenden Gläubigkeit keinen wirkungsvolleren, gegensätzlicheren Hintergrund denken, als ihn die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts bot, an deren Schwelle Girolamo Savonarola im Jahre 1452 in Ferrara geboren wurde.

Schon als Knabe war er von auffallender Klugheit. Sein Wesen wurde von einem tiefen sittlichen Ernst getragen, der ihn bald zum frommen Schwärmer und Idealisten und zu einem Sucher nach Wahrheit machte und ihn schon damals in einen schmerzlich empfundenen Gegensatz zu den lebensfrohen und allen schönen Künsten zugeneigten, aber auch äußerlichen Bestrebungen seiner Zeit drängte. Zudem benachteiligten ihn seine körperlichen Schwächen und seine glanzlose Erscheinung bei den gesellschaftlichen und sportlichen Veranstaltungen der Jugend, und zum bitteren Erlebnis wurde ihm schließlich eine aus Standesgründen unerwiderte Liebe zu einem hochgeborenen Mädchen. Überall war er fehl am Platze, mußte er abseits stehen. Alle diese Umstände verletzten den unmäßigen Ehrgeiz des jungen Menschen, so daß die Enttäuschungen über das Versagen seiner Idealvorstellungen und die Erbitterung über die eigenen Mißerfolge plötzlich in einen unergründlichen, fanatischen Haß und Abscheu gegen alle weltlichen Freuden und ihre Träger umschlugen. Er war mit dem Leben nicht fertig geworden und wollte sich dennoch bestätigt sehen. Darum kämpfte er von jetzt an gegen das Leben.

Wider den Willen seiner Eltern trat Savonarola 1475 in den Dominikanerorden in Bologna ein. Durch Jahre hindurch unterwarf er sich den strengsten Gesetzen seines Ordens und den härtesten selbstgewählten Kasteiungen und geriet dadurch bald in den Ruf eines Heiligen. Überraschend ist aber zu hören, daß ihm, der später mit seinen Reden die Massen entzündete, lange Zeit jeder rednerische Erfolg versagt blieb. Er wirkte matt und plump, und man riet ihm schon, das Predigen in der Öffentlichkeit aufzugeben.

Da überkamen ihn, offenbar als Frucht seiner Askese und seiner tiefen Gläubigkeit, wundersame Gesichte und Eingebungen.

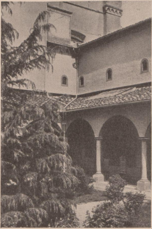
Einmal lag er in Verzückung erstarrt: der Himmel öffnete sich, und er vernahm eine Stimme, die ihm gebot, das Nahen der Gottesgeißel zu verkünden, die die Kirche züchtigen würde. Das Gesicht ging

vorüber; aber es rief in ihm das Gefühl einer übersinnlichen Kraft hervor; er war sich selbst entrückt; die Gabe, in Zungen zu reden, begeisterte ihn.

Und nun ergriff ihn eine Besessenheit des Wortes, die ihn bis zu seinem Ende nicht mehr verließ. Die mahnende, warnende Stimme seiner eigenen, lange angestauten Empörung war in ihm erwacht, die Ideen seiner Jugend wurden wieder lebendig. Mit einem Male war Savonarola der große Prediger, dem die Massen zuströmten. Eine unheimliche Gewalt des Ausdrucks erfüllte ihn; der sonst sanftmütige, weiche Mann geriet in einen Zustand tobender Ekstase und unerbittlichen Wütens, sobald er auf der Kanzel stand und die Menge unter sich sah. Es trieb ihn, sie mit seinem Geist zu erfüllen und zu bezwingen; eine dämonische Gier wuchs in ihm, die Massen zu peitschen, ihnen mit den grauenvollsten Prophezeiungen zu drohen, sie durch alle Höllen zu treiben und in dem Fegefeuer seiner Worte zu reinigen; er war nicht mehr er selbst, wenn er predigte, es wurde immer mehr zu seiner eigenen Überzeugung, daß Gott es war, der aus ihm sprach. Er wütete gegen die Sittenlosigkeit der Welt, gegen die Verderbtheit der Kirche und den Niedergang des Glaubens.

Im Jahre 1491 wurde Savonarola Prior von San Marco in Florenz, und von dort ging nun die Gewalt seines Wirkens aus. Es sind genügend Beispiele dafür vorhanden, daß der Mönch auf viele Menschen seiner Zeit eine tiefe und dauernde Wirkung ausgeübt hat, wir wissen auch, daß Künstler wie Michelangelo und Botticelli lange Zeit unter seinem Einfluß standen. Aber für das Volk von Florenz hatte er zunächst mehr den Wert einer Sensation, und es war sein Verhängnis, daß er gerade die Gewalt über die Massen nicht mehr entbehren konnte, nachdem er ihren Reiz gekostet hatte. Er war seiner eigenen Suggestivkraft verfallen, sein Ehrgeiz ließ nicht zu, daß er die einmal errungene Macht über die Seelen wieder aus der Hand gab. Seine immerwährende Kritik am Staat und an der Kirche verlangten dann aber nach eigenem Handeln, seine Drohungen verloren bald ihren Gehalt, und Savonarola spürte selbst, daß er ohne Taten nicht mehr auskam, wenn er nicht nach kurzem Glanz rasch und spurlos wieder untergehen wollte. So wurde er auf die gefährliche Bahn der Politik gedrängt.

Der Anfang war verheißungsvoll. Florenz stand damals unter dem mächtigen Einfluß des großen Bankherrn Lorenzo von Medici. Für Savonarola war es zunächst ein Leichtes, ihm den Kampf anzusagen, weil er wußte, daß er damit weite Kreise des Volkes und des Adels für sich gewinnen konnte, denn Lorenzo hatte sich durch diktatorische Eingriffe in die Verwaltung unbeliebt gemacht. Der Mönch griff ihn in seinen Reden rücksichtslos an, schleuderte Vorwürfe und Schmähungen gegen ihn und prophezeite dem allgewaltigen Manne als Strafe für seine Sünden den baldigen Tod. Und wirklich starb Lorenzo kurze Zeit danach. Dieselbe Folge von Prophezeiung und Sterben wiederholte sich bald darauf beim Papst. Nun war das Volk



Der Kreuzgang des Klosters San Marco in Florenz



Lorenzo il Magnifico
Nach dem Gemälde von Giorgio Vasari

von Florenz erschüttert. Savonarolas Einfluß stieg von da an ins Ungemessene, die göttliche Herkunft seiner Prophezeiungen war für seine Anhänger und für ihn selbst endgültig erwiesen. Er wurde zum entscheidenden politischen Faktor von Florenz, und bis zu seinem Tode war seine Geschichte auch die Geschichte seiner Stadt.

Unter seinem Einfluß wurde Florenz von der Herrschaft der Medici befreit; im Jahre 1495 erhielt sie eine neue Verfassung auf demokratischer Grundlage. Für die Signoria, den Rat der Ältesten, war er oft der Retter in der Not, und immer wieder mußte seine Redegewalt dem Volk die Richtung weisen. Er erreichte es auch, daß der französische König Karl VIII., der in Italien einen Eroberungs- und Straffeldzug unternahm, die Stadt Florenz mit seinen Plünderungen verschonte. Alle seine Absichten aber machte er dem einen Plane untertan, die Menschen zur Gläubigkeit zurückzuführen und eine Reform des Lebens und der Kirche einzuleiten. Dabei kam die Zeit seinen Bestrebungen entgegen. Not und Hunger waren in Florenz eingezogen, das Volk war durch Kriegführung und schlechte Ernten verarmt, Besatzungen hatten die Stadt ausgesogen, und das alles machte das Volk empfänglich für die Worte des Mönches.

Den Höhepunkt seiner Machtstellung erreichte Savonarola, als er es unternahm, unter der Begeisterung des Volkes Christus zum König von Florenz und zum Beschützer seiner Freiheit auszurufen, und als er den ausschweifenden Florentiner Karneval in ein Fest Gottes umwandelte. Vor allem hatte er es verstanden, die Jugend für sich zu gewinnen und aus ihr eine Art von moralischer Polizei zu schaffen, die mit heiligem Eifer daranging, Schriften, Bilder und andere Dinge, die nach ihrer Meinung im Gegensatz zur Lehre Christi standen, einzusammeln und öffentlich zu verbrennen.

Indessen blieb seine Stellung nicht unangefochten. Mit der Zunahme seines Einflusses hatte sich auch eine wachsende Feindschaft gebildet, teils von Mißgünstigen aus dem eigenen Lager, teils von Anhängern der Medici und anderen politischen Gegnern. Die stärkste Tätigkeit gegen ihn entwickelte die Partei der „Arrabiati". Ein noch gefährlicherer Gegner erwuchs ihm in Papst Alexander VI., dem weltfrohen Renaissancemenschen, dem der Mönch seinen unchristlichen und unmoralischen Lebenswandel vorwarf. Den tödlichsten Feind aber fand Savonarola in sich selbst. Denn seine Erfolge hoben ihn in den Zustand einer unwandelbaren Gläubigkeit an seine Mission und an die göttliche Herkunft seiner Worte und Gesichte, die ihm zur fixen Idee geworden waren. Er begann, instinktlos und unklug zu handeln. Aller besseren Vernunft zuwider wollte er auch das erzwingen, was gegen jede Möglichkeit war. Er versuchte mit rücksichtslosem Einsatz seiner Person seine Grundsätze durchzuführen, er entbot dem Papst Ungehorsam, er kannte keine Grenzen in der Beschimpfung seiner Gegner und drängte schließlich nur seiner eigenen Ziele wegen, die auf eine Eroberung Roms hinzielten, den Staat Florenz in eine unhaltbare Lage.

Der Papst, lange zögernd, mußte schließlich einschreiten. Aber selbst die Exkommunikation und das Redeverbot hinderten den hemmungslosen Eiferer nicht, seinen Kampf fortzuführen. Seine Bahn war nicht mehr zu unterbrechen, seine Energien, sein wahnwitziger Mut und die übersteigerte Kraft seines Wesens mußten sich zu

Ende rasen. In einer Predigt sprach er damals aus: „Zwei Dinge wollen wir tun: erstens kämpfen und nimmer damit aufhören bis zum Tod; zweitens siegen, denn die Sache Christi ist zum Sieg bestimmt." Er forderte alle Welt zum Kampfe heraus, sein Verhalten wurde immer unverständlicher, er übersah die Macht der Tatsachen, es war, als wenn er sich selbst zur Rolle des Märthyrers hindrängte.

Unter dem Druck der Verhältnisse trat in Florenz ein plötzlicher Umschwung ein. Die dem Frate feindlich gesinnten Parteien wurden zusehends mächtiger, die Begeisterung des Volkes verwehte, Savonarola wurde verspottet und beschimpft, und die Signoria hielt nur noch den Schein des Einverständnisses mit ihm aufrecht. Seine Pläne gipfelten nun in der Absicht, ein allgemeines Konzil einzuberufen und die Fürsten der ganzen christlichen Welt aufzufordern, über Alexander VI., dem er alle Schuld an dem Verfall des Glaubens gab, zu Gericht zu sitzen.

Die ersten Vorbereitungen zu diesem Unternehmen wurden durch eine plötzliche Aktion der Franziskanermönche unterbrochen, die Fra Domenico, einen Ordensbruder Savonarolas, aufforderten, für die Wahrheit der Lehre seines Meisters die Feuerprobe abzulegen. Fra Domenico sagte zu, und das grausige Schauspiel wurde unter Beteiligung des Volkes mit großem Pomp vorbereitet. Als es dann durch geschickte Taktik der Franziskaner in letzter Minute widerrufen wurde, offenbarte sich die Verhaßtheit Savonarolas in vollem Ausmaße. Ihm allein wurde die Schuld an der entgangenen Sensation zugewiesen, das Volk war endgültig enttäuscht, das Wunder, das allein den Glauben an den Mönch noch hätte retten können, war unmöglich gemacht. Der Pöbel geriet in Wut und rächte sich durch einen Sturm auf San Marco. Savonarola mußte es erleben, daß niemand sich zu ihm und seinen Brüdern stellte, daß die große Menge seiner früheren Anhänger uninteressiert abseits standen.

Er lieferte sich selbst dem Gericht aus, und damit hob der unsäglich tragische Schlußakt seines Lebens an, in dem alle menschliche Hilflosigkeit und Verlassenheit erbarmungslos entblößt wurde. In 40tägiger Untersuchung wurde Savonarola bis zur Aufgabe der letzten Widerstandskraft gefoltert. Seine Reinheit und die Lauterkeit seines Wollens waren unantastbar. Aber man wollte seine Überlegenheit auf die Probe stellen, man wollte sehen, ob die Kraft seines Glaubens durchhielt, ob wirklich die Stimme Gottes in ihm wohnte, man hätte ihm gern sein Geheimnis entrissen, um zu erproben, wie weit sein Übermenschentum reichte, das ihn so verhaßt gemacht hatte. Und nun mußte der große Prediger unter den Schmerzen seines gequälten Leibes bekennen: Nein, es war nicht Gottes Stimme, die aus mir sprach! Man zwang ihn, seine Gesichte zu widerrufen, ja, er bezichtigte sogar Unschuldige der Verschwörung gegen den Papst.

Am nächsten Tag nahm er mit Tränen in den Augen seine Beschuldigung zurück. Aber er war am Ende: der Sieg des Fleisches war vollkommen, der Geist war eine flüchtige Chimäre: er hatte seine Nichtigkeit ergründet.

Nach diesen Bekenntnissen fielen außer dem auch in Folterqualen unerschütterlichen Fra Domenico alle von ihm ab, alle, auch seine gläubigsten Anhänger. Seine eigene Seelenpein, die Zweifel an Gott und Christus, die ihn nach den erzwungenen Bekenntnissen befielen, waren doppeltes Marthyrium für ihn.

Seine Mönche verwarfen ihn, sie beschworen die Obrigkeit, wenn sie ihn freiließe, ihn nicht wieder nach San Marco zurückzuschicken, und sie schrieben an den Papst und baten, wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen zu werden. Niemand hielt inne, um zu bedenken, daß sein Werk und seine Prinzipien ja unversehrt geblieben waren; die Plötzlichkeit und Vollständigkeit der Enttäuschung enthüllten den flüchtigen, rein auf Gefühlswallung beruhenden Charakter seines Einflusses.

Das Ende des Eiferers war der Galgen über dem Scheiterhaufen. In seiner letzten Stunde war er gefaßt und hatte seinen zuversichtlichen Glauben wiedergefunden. „Gott allein kann einem Menschen in seiner letzten Stunde Trost spenden", sagte er auf seinem Todesgang.

Ein Geschlecht von Propheten kam auf, die seine Botschaft erneuerten und sein Los litten, ohne daß ihrer gedacht wurde; und zu Jahrmarktszeiten stolzierten Papperiesen durch die Straßen und trieben Spott mit seinem Namen. Dann verblaßten Spott und Marthyrium; seine Bahn wurde unsichtig; die Zeit tat die Arbeit seiner Feinde. Kommende Menschengenerationen überschwemmten seine letzten Spuren; und die Leidenschaft, die einst Girolamo Savonarola gewesen war, kam endlich auf den Bücherbrettern der Bibliotheken zur Ruhe.

Sämtliche Bilder aus Roeder, „Savonarola", das Bildnis Savonarolas auf S. 142 nach dem Gemälde von Fra Bartolommeo im Kloster San Marco



Mann und Dämon

Mathilde von Metzradt

Gismondo Malatesta

Von

Karl Rheinfurth

Meine Familie war im alten Königreich Sachsen ansässig, soll im 10. Jahrhundert aus dem Westen eingewandert sein, und nach einer unverbürgten Überlieferung sollen wir von der sagenhaften keltischen Insel Jona stammen. Sicher ist, daß mancher Vorfahre schottisches Blut führt. Vater, Großvater und Urgroßvater waren Offiziere, meine Mutter ist Österreicherin. Schon als Kind fühlte ich eine leidenschaftliche Liebe für die Historie. Noch ehe ich schreiben und lesen konnte, kannte ich das Leben und die Gebräuche und einen Teil der Geschichte des Mittelalters besser als mancher Erwachsene, dank den geduldigen Antworten auf meine Fragen, den unermüdlichen Erzählungen und dem Vorlesen meiner Mutter und meiner Erzieherinnen. In alten Häusern und Burgen fühlte ich mich zu Hause. Oft überfiel mich Traurigkeit nach solchen Besuchen oder Aufenthalten an historischen Stätten. Wenn ich nach dem Grunde befragt wurde, gab ich zur Antwort: „Ich möchte lieber ‚früher‘ leben, da war es schöner!“ Dieser historischen „Liebe“ bin ich mein Leben lang treu geblieben. Da konnte es nicht ausbleiben, daß ich mich mit meinen Gestalten auseinandersetzen mußte und zu schreiben begann. Viele Jahre arbeitete ich für mich, suchte die Stätten auf, die mich besonders fesselten, lebte sozusagen in meiner Arbeit ein zweites, beglückendes Leben. Seit vielen Jahren lebe ich an einem See in großer Zurückgezogenheit meiner Arbeit.

M. v. Metzradt

Die Gestalten und Ereignisse dieses Romans erheben sich aus dem kampfreichen Zeitalter der italienischen Renaissance. Sigismondo Malatesta (1417 bis 1468) ist der Sproß eines der stärksten Geschlechter jener Zeit leidenschaftlicher politischer Wirren und Kämpfe, denen eine ganze Reihe großartiger Erscheinungen entwuchs. Vor ihnen versagen alle moralischen Maßstäbe, die wir sonst an menschliche Handlungen zu legen gewohnt sind; wie elementare Gewalten brechen sie über die Zeit-



Sigismondo Malatesta



Isotta

genossen herein. Die Dichterin läßt uns den Sigismondo Malatesta als kosmische Urkraft erleben, indem sie sein Dasein und die Auswirkungen seiner Taten in den Gemütern anderer sich spiegeln läßt — wie in den Sturzfluten gewalttätigen Geschehens, in den ränkevollen Schachzügen der Diplomatie, in Taten und Untaten, die e r orkanartig erregt oder deren er sich mit der titanischen Kraft eines gefesselten Stromes erwehrt . . .

So läßt die Dichterin einmal den Maler Enzelino Servia von ihm sagen:

„Herr Gismondo ist schwer zu fassen. Sein Antlitz gleicht dem eines Gottes in grausamer Ferne. Es lockt in Schönheit, schreckt, verwirrt. Über Menschenmaß hinaus ist das Gesicht des Malatesta gebildet."

Und sein Leibarzt fragt:

„Was ist das für ein Mensch? Er ist kaum mehr menschlich, er ist wie das grünkalte Leuchten der Gletscherbäche . . . er ist eine Kraft, die alles in sich saugt."

Sigismondo Malatestas Wille und Gewalt schießt vor uns auf wie ein verzehrendes Feuer. Seine Mächtigkeit türmt sich in die Landschaft des Lebens wie ein Felsblock des Schicksals, an dem Frauen und Männer wie Glas zersplittern — alle, die nicht von seiner Art sind.

So ruht die Tragik todgeweihter Schönheit wie ein dunkler Glanz über den beiden Frauen Malatestas: Ginevra d'Este und Polisenna Sforza. Enzelino, der Maler, sagt einmal von Ginevra:

„Ginevra ist ein Kind des Mondes. Nie prägte ein Gestirn seine Züge so sichtbarlich auf ein Menschenantlitz. Sie trägt eine gläserne Maske, die seine Strahlen erhellen. Fern und kühl, bleibt sie ein Geheimnis, sich und anderen. Ginevra d'Este gleicht einer schlanken Espe, deren Blätter im leisesten Lufthauch erzittern."

Und Enzelino malt sie, über eine Wiese schreitend. Das Gras umspielte ihre Knie, und sie hinterläßt keine Spur. In der Hand trägt sie

eine zerflatterte Mohnblume, und ihr Blick verfolgt die tanzenden Blumenblätter. Dies Bild ist Symbol ihres Schicksals. In der Stunde ihres frühen Todes beichtet Ginevra dem fremden Pater Silvio Piccolomini, der später als Papst Pius II. zum Todfeind Malatestas wird und sich des Bekenntnisses dieser Sterbestunde erinnert:

„Gismondo steht so nah bei Tod und Gott . . . näher als ich, als du, er leuchtet klar wie Eis, er läßt mein Herz, unsere Herzen erstarren, des muß ich sterben."

Polisenna Sforza, die zweite Gemahlin Malatestas, wird von ihm im Kloster Santa Croce erwürgt, da er sie des Verrates für schuldig befand, mit Silvio Piccolomini und ihrem Vater, der inzwischen Malatestas politischer Gegner geworden war, in Verbindung zu stehen:

Das Sprechzimmer erhält sein Licht einzig durch ein schmales, stark vergittertes Fenster oberhalb der Eingangstüre. Die Tür steht halb offen und das Sonnenlicht flutet in einem breiten Streifen herein. In diesem Lichtband sehen die Frauen den Malatesta vor dem Eisengitter stehen und warten. Eckig ragen die Schulterschienen wie böse Zackenflügel. Sein Gesicht kann man nicht erkennen, das ruht im Schatten, nur die Augen brennen in der Unbeweglichkeit der Staubmaske.

Die Fürstäbtissin Donata bleibt unwillkürlich zurück, und als sie ein Blick des Malatesta streift, weicht sie hinter die Tür und lehnt willenlos an der getünchten Wand, möchte beten, aber ihre Gedanken sind wie eingefroren.

Polisenna ist sich ihrer Verlassenheit nicht gewahr geworden. Sie sieht nur Malatesta. Sein Schatten liegt zu ihren Füßen auf den Steinfliesen.

„Madonna Polisenna, wollet zu mir kommen und den Brief lesen, den ich Euch geschrieben habe."

Polisenna weiß, auch ohne daß sie den Brief gesehen hat, daß es ihr Schreiben an den Vater ist, in dem sie ihn bat, sie abholen zu lassen und ihr zu gestatten, sich zu ihrer Stiefmutter Bianca nach Ferrara zu begeben. Menschen, die sich durch lange Zeiten fürchten, werden mutig, wenn das Gefürchtete vor ihnen steht. Polisenna kommt, tritt dicht vor Malatesta, nur das Gitter trennt sie noch voneinander.

„Ich schrieb meinem Vater, ja, Herr Gismondo."

„Und steht Ihr noch jetzt für den Inhalt des Briefes ein?"

„Ja, Herr Gismondo."

Sie blickt ihm voll ins Gesicht. Malatesta bewegt sich zum ersten Male, seit er hier steht. Er zieht langsam die Reithandschuhe aus und legt sie auf die Lehne eines Stuhles. Dann faßt er die Eisenstäbe und legt seine Finger bedachtsam darum. Polisenna verfolgt seine Bewegungen mit wacher Aufmerksamkeit. Sie hat mit ihm nichts mehr zu tun, und das beruhigt sie. Aber, was will er? Gismondos Hände straffen sich und drücken nach außen. Die Adern an seinen Schläfen treten aus der Staubschicht, zerreißen sie. Polisenna erschrickt, die Maske wird lebendig. Plötzlich versteht sie, was er tut. Die Eisenstäbe weichen voneinander, blitzschnell zwängt sich der Körper des Mannes in den Spalt, hart knirschen die Schulterschienen an den Stäben, wirken wie Brecheisen. Die Stäbe weiten sich von neuem und Gismondo steht neben Polisenna. Sie sieht noch, wie er die Feldbinde herunterreißt, rot leuchtet Isottas Rose und rot kreisen Lichter vor Polisenna. Es schneidet in ihren Hals, alles ist nur mehr ein rotes Meer, und im Versinken sieht sie Waldreben im Winde schwanken, reitet zur Hochzeit und lächelt . . .

Er ist ein Unhold, ein Tier in den Bränden seiner Lust, er wird zum fressenden Schwert in der Schlacht auf Leben und Tod. Die Frauen jagt er wie Wild — ob sie in wahnsinniger Flucht ihm zu entgehen versuchen, ob sie in Furcht vor ihm erlöschen, ob sie ihm fluchen, er springt sie an, vergewaltigt, vernichtet sie — und doch ereignet sich das Seltsame: sie sterben mit seinem Namen auf den Lippen wie mit einem letzten Gebet zur Allmacht seiner Kraft, die ihr Schicksal wurde.

Die gleiche dämonische Furchtbarkeit strahlt Malatesta auch in der Feldschlacht aus:

„Gonzaga brüllt wie ein Stier, wirft sich in die Kampflinie hinein, versucht zu formieren, aber Roß und Mann stehen nicht mehr. Eine neue Eisenwelle rasselt heran — überlebensgroß tauchen die geharnischten Gäule aus dem Nebel. Brandig rot leuchtet ein Hengst in ihrer Mitte. Der Stirnstachel blitzt, er gleicht einem satanischen Einhorn, stampft im Lanzenwald, reißt alles mit sich.

Das silbrige Morgenlicht glimmt auf der Kettenhaube seines Reiters. Ein böses Gesicht, ein böses Haupt, das seinem Namen Sinn verleiht. Malatesta! Seine Klinge ist ein wirbelnder Strahl, seine Klinge ist ein lebendiges Ding, lacht, singt, säuft sich toll an Blut, wird eines mit der Hand, die sie führt, und Malatesta wird eines mit ihr. Uralte Triebe erwachen, das königliche Tier vergangener Tage wird frei! Ein Lanzenstoß, von Fabio halb abgefangen, bohrt sich dem Hengst in das Fleisch des Schenkels, der Schaft splittert und bricht. Fabio beugt sich aus dem Sattel und reißt ihn heraus. Der Hengst spürt es nicht, auch in ihm ist die Kampfraserei erwacht. Steppen tauchen vor ihm auf, Zähne drohen, der Hengst wiehert und schmettert und rennt einen Braunen über den Haufen, setzt einem Schimmel das Fell vom Halse. Fabio ist dicht an Malatesta, sein Blick und seine Klinge wacht, er deckt Herrn und Pferd . . ."



Ruine der Rocca Malatesta in Rimini

Nur ein Mensch, eine Frau erweist sich dem Dämon Malatestas gewachsen: es ist Isotta delgi Atti. Sie ist das Licht der Erlösung über dem dunklen, von Brand und Blut rauchenden Weg Malatestas. Sie ist demütige Magd und zugleich Trägerin einer Krone, deren Glanz sie nie blendet. Sie ruht als kristallener Spiegel aller Kraft und Größe vollkommen in dem eigenen Wert ihrer Liebeskraft.

Isotta degli Atti ist nicht eigentlich schön, ihre Züge sind zu männlich, die weiße Stirn zu stark gewölbt, die Nase zu scharf geschwungen, aber ihre Hände und Füße, ihr Körper sind vollendet schön, ihre Bewegungen höchste Harmonie. Man ist geneigt, diese Bewegungen mit dem Gleiten spielender Wellen zu vergleichen, niemand kann sich dem Zauber dieses Mädchen entziehen . . .

Ihr Leben aber kennt nur eine Pflicht und nur ein Glück: Malatesta groß zu sehen und in ihrer Liebe nicht kleiner zu sein als er. Isotta ist die einzige Frau, die Malatesta liebt.

So ziehen die Taten und Untaten eines dämonischen Menschen an uns vorüber. Mehr und mehr wachsen die Gestalten aus der Sphäre des Persönlichen in die ewigkeitumwitterten Weiten des Mythischen empor.

In Papst Pius II. entsteht dem Malatesta ein unversöhnlicher Feind. Das Haupt der Kirche erhebt sich zum Angriff gegen die satanische Willkür des Menschen. Malatesta wird angeklagt des Raubes, Mordes, Ehebruches, des Inzestes, des Verwandtenmordes, Verrats, Sakrilegs, der Brandstiftung, der Entführung, der Felonie und der Häresie — und das Urteil der heiligen Synode lautet: „Sigismondo Malatesta ist schuldig befunden worden, den Tod auf dem Scheiterhaufen zu büßen, aller Rechte und Ehren entkleidet zu werden." Man verbrennt eine Nachbildung von ihm — sein Dämon aber rast weiter durch die Zeit. Die Klugheit der Liebe Isottas gewinnt den künftigen Anwärter auf die Tiara, den Kardinal Rodrigo Borgia, für den Herrn Malatesta, er erhält die Absolution. Papst Paul II. verleiht ihm die „Goldene Rose" — er aber trägt nur die Rose Isottas.

Als Kommandant der Streitkräfte von Venedig unternimmt er einen Kreuzzug gegen die Türken mit gutem Erfolg — ihn selbst aber packt im Kastell Mantinäa ein Pestfieber, von dem er nie wieder ganz gesundet. Sein Ende ist groß wie sein ganzes Leben. Isotta aber folgt ihm in den Tod . . .

Abbildungen auf S. 146 unten, S. 147 und S. 149 aus Mehradt, „Malatesta"



Garibaldi nach seiner Verwundung bei Aspromonte 1862

Abenteurer und Nationalheros

Giuseppe Garibaldi, der Einiger Italiens

Von Winfried Gurlitt

Es gibt wohl kaum einen zweiten Volkshelden des vorigen Jahrhunderts, der einen so abenteuerlichen Lebenslauf gehabt hätte wie der große Einiger Italiens, Garibaldi. Zunächst mag seine Gestalt nicht viel Gewinnendes an sich haben, aber bei näherem Zusehen kommt einem auch dieses große Kind unter den Heerführern und Revolutionären immer näher, geht etwas aus von diesem Manne wie ein reinigender Meereswind, wie das stille Leuchten, das über der Wogenflut seiner Heimatgestade liegt. Denn Garibaldi stammt aus dem schönen Nizza, wo er 1807 geboren wurde. Aber nicht lange litt es ihn in der Enge der Klosterschule, dann brannte er mit einigen Kameraden durch, charterte sich ein altes Segelboot und fuhr als „Kapitän" der kleinen Besatzung aufs weite Meer hinaus. Dieser tolle Jungenstreich war mehr als eine augenblickliche Laune, in ihm kündete sich das Seefahrer- und Abenteurerblut an, und so hat er es denn auch an seinem 14. Geburtstag durchgesetzt, als Schiffsjunge an Bord eines Handelsschiffes in See zu stechen. Und mit 25 Jahren ist der Traum seiner Kindheit erfüllt, er hat das Kapitänspatent erhalten. Aber seine Gedanken schweifen zurück nach Rom und dem ganzen gequälten und zerrissenen Heimatland, das in ohnmächtige Kleinstaaten zerfallen unter der Fuchtel der Klerikalen und der Habsburger zu leiden hat.

„Wäre ich doch in Marseille", entringt es sich seiner Brust, „könnte ich doch mit Mazzini sprechen, könnte ich doch endlich für die Befreiung meines Vaterlandes wirken! Dann wehe euch, ihr Tyrannen, wehe euch, ihre fremden Bedrücker meines Volkes!"

Der Sehnsuchtsruf des jungen begeisterten Mannes verhallt nicht ungehört. Schon wenige

Monate später ist es ihm gelungen, einen Empfehlungsbrief an Covi, den vertrauten Freund des Jung-Italien-Führers Mazzini, zu erhalten. Und schon ist er auf dem Wege nach Marseille, wo auf französischem Boden sich die Angehörigen der „Carbonari", der vaterländischen Verschwörergesellschaft, treffen.

Rasch ist der Bund mit Mazzini geschlossen, der zwar nicht ohne schwere Spannungen und Belastungen bleiben wird, der aber doch für das Schicksal beider Männer und ihres Vaterlandes von unabsehbarer Bedeutung ist. Es ist nicht viel, was Mazzini zu versprechen hat:

„Seid Ihr Euch bewußt, daß unsere Organisation bei allen europäischen Regierungen verhaßt ist? Wißt Ihr, daß für jeden unserer Köpfe schmutziges Blutgeld bezahlt wird? Habt Ihr Euch überlegt, daß Ihr in dauernder Armut und ständiger Unsicherheit leben müßt? Daß meine Befehle blindlings befolgt werden müssen und daß jede Verfehlung ausnahmslos mit der Achtung, unter Umständen mit dem Tode bestraft wird?"

Bald ist auch die Stunde seiner Berufung gekommen. Er hat den Auftrag erhalten, die Stimmung der sardinischen Flotte festzustellen und sie den Rebellen zuzuführen. Er läßt sich in Genua anheuern. Niemand vermutet in dem Nizzarden mit dem ehrlichen Gesicht einen Anhänger der gefürchteten Garde Mazzinis. So kann Garibaldi schon nach 12 Tagen seinem Kurier berichten, daß die Mannschaft seiner Fregatte zu den Rebellen steht.

Bald gibt es ernstere Arbeit. Ein Putsch ist in Genua geplant. Waffen sollen an die Bevölkerung verteilt werden, und diese Aufgabe fällt Garibaldi zu. Schon wartet er in fieberhafter Spannung in seinem Unterschlupf auf die Stunde des Losschlagens. Da ertönt der Schreckensruf: „Flieht, alles verraten! Die Truppen durch die Gendarmerie entwaffnet! Polizei ist im Anmarsch! Flieht!" Und dann, was noch niederschmetternder ist: „Mazzini ist in die Schweiz geflüchtet!"

Die Patrioten sind endgültig geschlagen. Garibaldi bleibt nichts als in eisiger Kälte die Flucht nach der französischen Grenze. Unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen, die ihn zu einem Skelett abmagern lassen, erreicht er nach zehn qualvollen Nachtmärschen seine Vaterstadt Nizza. Doch auch dort gibt es für den desertierten Matrosen keine Ruhe. Weiter geht die Flucht in Richtung Marseille. Unterwegs schlägt



Anita Garibaldi

er zum ersten Male nach Wochen wieder eine Zeitung auf und — erblickt sein eigenes Todesurteil. Aber schon ist er aus der Reichweite der sardinischen Häscher.

Ein großer Abschnitt im Leben Garibaldis ist abgelaufen. Wenn der Vorhang sich wieder hebt, sehen wir ihn als Freibeuter in Rio de Janeiro auftauchen. Bald ist er in sein erstes Seegefecht verwickelt, wird schwer verwundet und liegt auf den Tod darnieder. Kaum ist er wiederhergestellt, beginnt er den Kaperkrieg von neuem. Er verrichtet mit seinen beiden Kähnen erstaunliche Heldenstücke, greift einen kaiserlichen Kriegsmaterialtransport an, vernichtet die fünf Eskortschiffe und schleppt die 60 Tonnen große Brigg als Beute heim. Bald aber ereilt ihn mit seiner Mannschaft im Sturm ein Unglück, bei dem er alle seine italienischen Begleiter verliert. Nun lernt er erst recht die Einsamkeit fühlen, die ihn hier in der Fremde umgibt — ohne Heim, ohne Frau, ohne Familie. Da tritt auf nahezu wunderbare Weise eine entscheidende Wendung in diesem Leben ein. Während er, in traurige Gedanken versunken, an Deck seines Schiffes auf und ab geht, sieht er an der nahen Küste eine weibliche Gestalt von edlem Wuchs stehen. Er schaut durch das Fern-

glas nach der Frau, die unbeweglich am Ufer steht und zu ihm ruhig herübersieht. Es ist wie eine Eingebung, die ihn überkommt: Er läßt sich ans Land rudern, aber wie er ans Ufer springt — ist das Weib verschwunden; da wirbelt in der Ferne eine Staubwolke empor, kommt näher, und ein Reiter wird sichtbar. Schon glaubt Garibaldi, ein Phantom habe ihn genarrt. Er erkennt in dem Reiter einen befreundeten Großgrundbesitzer, der ihn zu sich in sein Haus lädt. Während der Hausherr eine kurze Weile aus dem Zimmer geht, öffnet sich die Tür — und die Frau, jenes Mädchen, das er am Ufer gesehen hatte, tritt ein und ist da, als könnte es nicht anders sein — jung und schön! Sie blicken sich an und fühlen beide den Machtspruch des Schicksals. Garibaldi grüßt mit den Worten:

„Tu devi esser mia!" (Du mußt die Meine werden!)

Und als hätte das Schicksal sein Ja bereits gesprochen, nimmt die Frau den Gruß wie selbstverständlich auf. Damit ist ein unzerreißbares Band besiegelt: Garibaldi hat seine Anita gefunden.

Nun aber ist erst recht nicht an Ruhe im Leben Garibaldis zu denken. Es ist, als habe bisher die Schicksalsgefährtin an seiner Seite gefehlt, um alle Energien dieser glühenden Seele zu befreien. Die Sache der bedrohten Freiheit ruft erneut. Der Glücksstern der Republikaner von Rio Grande do Sul ist im Sinken. An der Spitze einer kleinen Truppe steht Garibaldi im Kampf gegen die Kaiserlichen. Die Truppen sind zum Aufbruch bereit, als plötzlich unter allgemeinem Jubel Anita in das Lager galoppiert und ihrem Giuseppe um den Hals fällt. Sie will bei ihm sein in der Stunde der Gefahr. Sie versorgt die Kämpfenden in der Feuerlinie mit Munition. Dabei gerät sie in die Hände des Feindes und wird unter Spottreden freigelassen, um ihren Gatten auf der Walstatt zu suchen. Denn es heißt, Garibaldi sei im Kampfe gefallen. So irrt sie stundenlang über die Felder hin und glaubt in jedem Toten den geliebten Mann zu erkennen. Aber Garibaldi ist nicht unter den Gefallenen. So findet sie nach langer Irrfahrt ins Lager zurück. Am 6. September 1840 schenkt sie einem Knaben das Leben, der den Namen Menotti erhält.

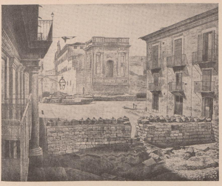
Vierzehn Jahre lang ist Garibaldi nun schon in der Fremde. Da meldet sich bei ihm die Sehnsucht nach der Heimat. Aber wie Odysseus nicht heimkehren darf, ehe das Maß der Leiden und Prüfungen voll ist, so hat auch Garibaldi noch manchen schweren Kampf zu bestehen, bis endlich die Stunde der Heimkehr schlägt. Anita und das Kind hat er bereits vorausgeschickt; noch ist das Todesurteil gegen ihn nicht aufgehoben, und es gilt vorsichtig zu sein. Mit ihm ist eine Schar von Legionären, die für die Freiheit der Heimat kämpfen wollen: Es ist die Legion der Rothemden, die unter seiner Führung unvergänglichen Ruhm erwerben wird. Noch ist Gibraltar kaum passiert, da eilt ihnen schon die Kunde entgegen: „In Mailand, Venedig, Palermo und vielen anderen Städten Italiens ist die Revolution ausgebrochen! Die Piemontesische Armee hat die Österreicher geschlagen und verfolgt sie nach Venetien. Ganz Italien hat zu den Waffen gegriffen und ist in den Heiligen Krieg gezogen!"

Die Legionäre jubeln, weinen und umarmen sich. Nun heißt es: „Alle Segel setzen!", nun darf Garibaldi mit den Seinen keine Stunde länger zögern.

Garibaldi taucht mitten hinein in die revolutionären Wogen des Jahres 48. Der lange, blutige, enttäuschungsreiche und verworrene Kampf um die Einigung Italiens beginnt, und Garibaldi steht immer im Brennpunkt des Kampfes und der Ereignisse.

König Karl Albert von Sardinien, der einzige italienische Herrscher, der eine schlagkräftige Armee besitzt, stellt sich auf die Seite der nationalen Rebellen, erläßt eine Proklamation an das Volk der Lombardei und Venetiens, in der er mit schönen Worten verkündet, daß er dem Brudervolk zu Hilfe kommen will, und überschreitet am 26. März die Grenze. Der österreichische Feldmarschall Radetzky muß sich zurückziehen — ein erbitterter Kampf um die beiden Provinzen beginnt. Garibaldi, der seine republikanische Gesinnung opfert, um für die Einigkeit des Vaterlandes zu kämpfen, ist als Führer der Freiwilligen überall dabei. Er kehrt ruhmbedeckt heim, aber die Sache der Freiheit unterliegt noch einmal.

Jetzt gilt es den Kampf von Rom aus, dem Herzen Italiens, von neuem zu beginnen. Die



Aus dem italienischen Bürgerkrieg: Barrikaden der Aufständischen in Palermo am 2. Juni 1860

Ewige Stadt ist in den Händen des Papstes, sie ist die Metropole des Kirchenstaates, der ganz Italien in zwei unselige Hälften zerreißt. Ihn gilt es vor allem zu beseitigen und von Rom aus das Banner der Freiheit zu erheben. Am 8. Februar 1849 nimmt Garibaldi als Volksbeauftragter an der feierlichen Proklamation der „Römischen Republik" teil, die das Papsttum der weltlichen Regierung entsetzt hat und der Grundstock des neuen einigen Italiens werden soll. In diesen aufgeregten Zeiten übernimmt Viktor Emanuel den Thron Sardiniens, und damit ergreift der Mann die Krone, mit dem und an dessen Seite — wenn auch oft in revolutionärem Trotz und halber Auflehnung — Garibaldi das Einigungswerk vollenden kann. Aber noch ist ein weiter, dornenreicher, blutiger Weg bis zu diesem Ziel.

Garibaldis großer Tag ist gekommen! Am 27. April trifft er mit seiner legendenumwobenen Truppe in Rom ein. An der Spitze des Triumvirats der „Römischen Republik" steht Mazzini, der glühende Idealist und einstige Führer der Carbonari. Vor den Toren liegt die Armee des französischen Marschalls Oudinot, der auf Befehl des Präsidenten Napoleon, des Papstfreundes, in die Stadt eindringen will. Es kommt zu schweren Kämpfen am Monte Gianicolo, auf dem heute das mächtige Garibaldi-Denkmal über die Stadt hinblickt. Überall, wo Gefahr droht, ist Garibaldi an vorderster Stelle, feuert an, gibt mit weithinschallender Stimme seine klaren, sicheren Kommandos und rettet oft noch die verzweifeltste Lage. Aber es ist auch diesmal noch zu früh für die Sache der Freiheit. Was Waffengewalt nicht vermag, vermag Verrat und Hinterlist. Rom muß zuletzt doch von den Revolutionären wieder preisgegeben werden.

Garibaldi mit den Resten seiner Schar tritt eine ständig von Feinden umlauerte Irrfahrt durch den unwegsamen Apennin an. Immer wieder gelingt es ihm, sich den Fallen des Feindes im letzten Augenblick zu entziehen. Auch auf dieser Flucht weicht die treue Anita nicht von seiner Seite — aber die fortgesetzten Strapazen haben ihre Kräfte erschöpft. Dazu kommt, daß sie ihr fünftes Kind erwartet. Von Fieber geschüttelt, kann sie sich auf den nächtlichen Gewaltritten kaum noch im Sattel halten. Schon scheint die Rettung gesichert, da stirbt sie in den Armen Garibaldis. Das schwerste Opfer für Volk und Vaterland ist gebracht. Neue Verbannung ist Garibaldi beschieden. Wieder beginnt



Cavour, der erste Staatsmann des geeinten Italiens

Ein neuer Mann ist inzwischen in dem großen Spiel um die Einigung Italiens in den Vordergrund getreten, ein Mann von entscheidender Wichtigkeit — Cavour, der einen Zusammenschluß unter dem König Viktor Emanuel von Sardinien erstrebt. Unter seiner politischen Leitung führt Sardinien mit Frankreich zusammen den Krieg gegen Österreich von 1859, der die Lombardei heimbringt und damit einen weiteren Schritt auf dem Wege der Befreiung von der Fremdherrschaft bedeutet. Auch in diesem Krieg ist Garibaldi wieder General der Freischaren. Seine Gestalt ist von jetzt an nicht mehr aus dem großen Werk wegzudenken, ja er wird neben Cavour, dem klug abwägenden Diplomaten, immer mehr die treibende Kraft, der Nationalheros, zu dem das Volk in gläubiger Erwartung aufblickt, daß er das Einigungswerk vollbringen werde. In einer hochwichtigen Audienz Garibaldis bei Viktor Emanuel wird das Freundschaftsband zwischen Monarch und Freiheitshelden geknüpft, das über alles Trennende der Anschauungen hinweg bestehen bleiben wird. Denn jeder fühlt, daß auch dem anderen Italiens Freiheit das Heiligste ist.

die ruhelose Irrfahrt, erst nach Gibraltar, dann zu einem Freunde nach Tanger, wo er einige Zeit Unterschlupf findet. Aber es leidet ihn nicht lange in der Weltabgeschiedenheit. Er schifft sich nach der Neuen Welt ein, wird Kerzengießer auf Staten-Island, bis ihn ein Reporter entdeckt und den berühmten Freiheitshelden zum Tagesgespräch der Neuyorker macht. Garibaldi flieht vor den Segnungen amerikanischer Berühmtheit, läßt sich als Kapitän anheuern und fährt sein Schiff nach Schanghai. Von da zurück nach Europa, nach London, wo er mit Mazzini, der dort im Exil lebt, zusammentrifft. Wenige Wochen später trifft er mit einem englischen Kohlenschiff unbehelligt in Genua ein und eilt nach Nizza, in den Kreis seiner Kinder.

Es ist so weit, daß Garibaldi zum wichtigsten Schlag ausholen kann: der Landungsexpedition seines Freikorps auf Sizilien und damit dem entscheidenden Angriff gegen das bourbonische Herrscherhaus in Neapel und das „Königreich beider Sizilien". Kaum ist Garibaldi gelandet, so erhebt sich das sizilianische Landvolk und jubelt dem Befreier zu. Immer neue Scharen stoßen zu seiner Truppe, und in einem waghalsigen Husarenritt gelingt ihm die Eroberung Palermos und damit die Besitzergreifung der ganzen Insel. Und nun ist auch kein Halten mehr. Der Über-

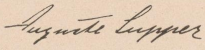
gang bei Messina auf das Festland wird erzwungen, und bald liegt der Weg nach Neapel vor dem siegreichen Freischarführer offen. Die reguläre sardinische Heeresmacht, die von Norden anrückt, muß sich beeilen; denn es geht aus staatspolitischen Gründen nicht, daß Neapel von Garibaldi und nicht von der Armee des Königs erobert wird. Damit beginnt die Reihe der großmütigen Verzichte und Entsagungen, die Garibaldi im Dienste der großen Idee auf sich nimmt und die ihn menschlich noch größer erscheinen lassen als im Schlachtengewühl und im Voranstürmen des Erfolges. So legt er seinem König Victor Emanuel das eroberte Sizilien zu Füßen, verzichtet auf den triumphalen Einmarsch in Neapel, verzichtet auf die hohe Staatsrente und den klingenden Titel und kehrt als einfacher Mann nach der Insel Caprera zurück, auf der er sich ein stilles Heim geschaffen hat. Aber noch ist sein letztes Ziel nicht erreicht. Erst 1871 wird Rom die Hauptstadt des geeinten Vaterlandes. Als alter Mann erlebt Garibaldi die Verwirklichung der Einheit Italiens, der er mit völliger Hingabe seines Lebens von früh an gedient hat. Sein mißglücktes Gastspiel im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 ist aus dem „Kampfgeist des ewigen Rebellen" zu erklären, den die Ausrufung der Republik in Frankreich entflammt. Sein unerloschener Freiheitssinn glaubt auch auf fremden Boden wieder Gelegenheit zu brüderlichem Eingreifen zu finden. Darum stellt er sich mit seinen Söhnen Menotti und Ricciotti dem Führer der französischen Revolutionäre, Gambetta, zur Verfügung. Nur ein Kummer bleibt nach der Heimkehr ins Vaterland in seiner Seele zurück, Nizza, die eigene Vaterstadt, gehört nicht zum neugeschaffenen, einigen Italien. Und wie es 1882 zum Sterben geht, sagt er mit letzter Kraft zu seinem Sohn Menotti: „Geh hin und sage es Crispi, daß ich im Sterben noch von dem Gedanken gepeinigt bin, daß Nizza noch in den Händen der Franzosen ist."

Vielleicht ist nichts kennzeichnender für die Geistesart Garibaldis als diese Worte auf dem Sterbebett: Ein Mann, der an sich zuletzt, zuerst aber immer an das Vaterland gedacht hat.



Garibaldis Wohnhaus auf Caprera

Sämtliche Abbildungen aus Gombos, Giuseppe Garibaldi (Freiheitsverlag, Berlin)





Aus halbvergessenen Tagen

Von

Otto Doderer

Am 22. Januar dieses Jahres beging Auguste Supper ihren 70. Geburtstag. Die volkstümliche Erzählerin hat sich mit ihren Büchern (darunter vor allem die Schwarzwälder Geschichten „Da hinten bei uns" und „Leut", die Romane „Der Herrensohn", „Die Mühle im kalten Grund" und „Das hölzerne Schifflein", die Novellenbände „Holunderduft", „Käuze" und „Muscheln") in die Herzen der vielen Tausende ihrer Leser hineingeschrieben. Als, wie sie sagt, „der ominöse Siebener" immer näher herankam, begann sie auf Anregung ihrer Freunde, ihre Lebenserinnerungen zu Papier zu bringen. Das Buch liegt nun vor uns, und so können wir nun die Siebzigjährige, die uns solange schon in der Verkleidung ihrer Gestalten entgegengetreten war, auch aus der Nähe, sozusagen privat kennenlernen. Freilich legt sie in ihrer einfachen, unsentimentalen, unpathetischen, aber stets verantwortungsbewußten Art die Gewichtsverteilung ihres Berichtes viel mehr auf das Allgemeine als auf das Private, auf den Ertrag ihres Lebens an Erfahrungen als auf seinen äußeren Hergang. Es ist auch durchaus kein abenteuerliches, sondern im Gegenteil ein wunderbar geordnetes Leben, von dem sie zu berichten hat, und es liegt ihr ganz und gar nicht, viel Aufhebens von sich zu machen. Ungewöhnlich aber wird dies Leben lediglich wie alles, was von Menschen handelt, durch den Charakter, der dahinter steht.

Sie gibt zunächst Rechenschaft über ihre Herkunft:

„Wenn man vom eigenen Leben erzählen will, muß man beim Leben anderer Leute anfangen; denn wir sind ja nur, weil andere vor uns waren, und unser eigenes Dasein steht auf dem Dagewesensein der früheren."

Ihr Vater mit dem echt rheinländischen Namen Schmitz war der Sohn eines Musikdirektors, der lange in Mainz wirkte und selber der Sohn eines Goldschmieds in Barmen war. Seine Mutter entstammte einer Heidelberger Kaufmannsfamilie, und durch die Stammbäume ist nachgewiesen, daß schwäbische Theologen den Hauptteil der mütterlichen Vorfahren von Auguste Suppers Vater ausmachen, und daß sie so — obwohl ihr Vater Rheinländer war — „mit dem halben Schwabenland verwandt oder verschwägert" ist. Dazu kam das Schwabentum der eigenen Mutter, die aus einer württembergischen Bauernfamilie kam. Eine bessere Mischung zu einer Dichterseele als aus geistig schöpferischem Künstlerblut und noch eng der Erde verbundene Bauernblut gibt es wohl nicht. Die Frage, von wem sie ihre schriftstellerische Begabung ererbt hat, läßt Auguste Supper offen. Ihr Vater war der Meinung: „Das hast du von meiner Mutter", sie selbst sagt gelegentlich: „Was ich an Echtem vom Bauern und seinem Innenleben weiß, das stammt — ich spüre es deutlich — aus dem Bauernblut, das ich von Mutterseite her in mir habe."

Die Erzschwäbin mit dem rheinischen Vater kam in Pforzheim, also in Baden, zur Welt. Als Sechsjährige kam sie nach Calw im Schwarzwald, wo ihre Eltern die Bahnhofswirtschaft übernommen hatten und bis zu ihrem Lebensende geblieben sind. Dort wuchs sie auf zusammen mit einer um zwei Jahre älteren und einer um ein Jahr jüngeren Schwester. Das

Gustele Schmitz muß ein eigenwilliges und empfindsames Geschöpf gewesen sein.

Acht Tage nach der Konfirmation aber mußte sie „ins Geschäft" wie ihre Schwestern und konnte nur noch an einigen Nachmittagen der Woche weiter Musik- und Sprachunterricht nehmen. Jetzt hieß es arbeiten von früh bis spät. Sie mußten kochen lernen und die Gäste bedienen. Es hat ihr nichts geschadet, weil sie dabei die Menschen studieren konnte. Jeden vierten Tag fing für sie die Arbeitszeit früh um 4 Uhr an, weil sie abwechselnd mit den Schwestern und der Köchin zu den Frühzügen Kaffee zu kochen hatte. „Als ich einmal, ungesehen von meinem Vater", berichtet sie, „diesen zu einer Bekannten, die sich nach mir erkundigt hatte, sagen hörte: ‚Auguste hat keine Freude am Geschäft, aber sie tut ihre Pflicht', da stieg mir das Blut ins Gesicht vor stolzer Freude; denn ein Lob meines Vaters war so selten wie Schnee im Sommer."

Bald regte sich immer lebhafter in ihr das Bedürfnis zu schriftstellerischer Arbeit. In jeder freien Minute schrieb sie an kleinen Erzählungen. „Oft saß ich glücklich und vertieft in irgendeiner Ecke, hatte meine Schreibmappe vor mir und vergaß, daß auch noch anderes auf der Welt vorhanden war. Wenn dann der Mahnruf meines Vaters ertönte: „Auguste, die Schreiberei wegräumen!", mußte ich mich besinnen, was man von mir wollte, und fiel aus allen Himmeln." Unter dem Mädchennamen ihrer Großmutter, „Auguste Wolff", schickte sie in ihrem 16. oder 17. Jahr die Geschichten an die Heilbronner und an eine Pforzheimer Zeitung. „Und ich erlebte das mich Erschütternde: sie wurden gedruckt. Leider besitze ich keine Belege und weiß nur noch die Titel und daß — wie in meinen frühesten Gedichten — schwerste und dunkelste Lebensprobleme behandelt waren." Ihre Gedichte dagegen hielt sie scheu verborgen. Sie bemerkt:

„daß der erste Sterbliche, dem ich auf sein dringliches Bitten mit großer Selbstüberwindung meine heimliche Gedichtsammlung zeigte, in meinem zwanzigsten Lebensjahr mein Bräutigam war. Er las und fing an zu schmunzeln. Er las — und lachte, lachte! Ich fragte nicht lang: Warum lachst du? Mit raschem Griff nahm ich mein geliebtes, behütetes Eigentum an mich, riß es mit zitternden Fingern in Fetzen und steckte alles in den brennenden Ofen. So!! Sein schreckensvoller Ausruf kam zu spät und zu spät seine angestrengten Bemühungen, etwas aus dem Feuer zu retten. Reumütig beteuerte er, er habe ja nur gelacht, weil fast alle meine Gedichte so leidvoll und düster und weltverschmerzlich gewesen seien, was er als einen sonderbaren Kontrast zu meiner frohen und glücklichen Jugend empfunden habe."

Das erste Honorar ihres Lebens erhielt sie erst als jungverheiratete Frau. Es waren zwei Mark und fünfzig Pfennig für ein Gedicht, das von einem Berliner Blatt abgedruckt wurde. Im übrigen erwähnt sie ihre Bücher nur beiläufig, wie sie auch gleichsam nur am Wegesrand ihrer Alltagspflichten entstanden sind. Weil sie aber so unmittelbar aus dem tätigen Leben herauswuchsen, sind sie so gesund, so volksverbunden und voller Natürlichkeit. Nirgends erörtert sie das Wie, immer nur das Was, das Stilistische ist für sie einfach der selbstverständliche Ausdruck der Gedanken. Darum sind die Bücher dieser Frau, die im Frühjahr 1918 durch den württembergischen König die „Große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft" erhielt und Ostern 1935 zur Ehrensenatorin der Reichsschrifttumskammer ernannt wurde, so erfrischend unverkünstelt. Übrigens wurde ihr auch 1924 der Wiener Ebner-Eschenbach-Preis zugeteilt — 100 000 Kronen, in deutsches Geld umgerechnet damals 6 Mark und 50 Pfennig!

An ihrem 21. Geburtstag hatte sie sich mit Otto Heinrich Supper, einem höheren Eisenbahnbeamten, der später Finanzrat wurde, verlobt, und im September darauf war Hochzeit. Sie lebten zunächst in Ulm, dann in Stuttgart, dann acht Jahre lang wieder in den heimatlichen Waldtälern von Calw, darauf wieder in Stuttgart. Als sie ihr eigenes Haus beziehen wollten, das sie sich in Korntal bei Stuttgart gebaut hatten, starb der Gatte, und Frau Supper wohnte nun allein darin mit ihrer Tochter und ihrem Sohn und — ihrem Hund, denn sie ist eine große Tierfreundin. In den Nachkriegsjahren, als beide Kinder verheiratet waren, gab sie das Haus auf. Jetzt hat sie ihren Alterssitz in Ludwigsburg.

Wie glücklich ihre Ehe gewesen sein muß, läßt sich nur aus gelegentlichen Andeutungen herauslesen. Ihre Diskretion in diesen Dingen ist außerordentlich. Den Tod ihres Mannes erwähnt sie z. B. sehr kurz: „Eine Woche darauf war er ins andere Land gegangen, Herzschlag!"

Aber was er ihr bedeutete, vernimmt man etwa aus dem Nachsatz zu jener vorhin zitierten Szene mit dem verbrannten Manuskript ihrer Jugendgedichte:

„Meinen Jugendgedichten habe ich nie nachgetrauert, um so mehr aber jenem Lachen, das sie damals auslösten, und das ich nie mehr auf dieser Erde hören werde";

oder aus dem folgenden Erlebnis:

„Einst saßen wir — wie so oft — schweigend nebeneinander im Wald und lauschten dem nie ruhenden, wie aus der Ewigkeit kommenden Strömen und Rauschen, das durch die hohen Wipfel ging. Da — war denn das möglich? —, dicht neben uns der Kuckucksruf! Ungläubig starrten wir uns an; denn diesen Märchenruf kennt man doch nur als das fast unwirkliche Signal des Frühlings aus fernen Wäldern. Scheu suchten unsere Augen und entdeckten auf weitausladendem Tannenast in nächster Nähe den fast sagenhaften Vogel. Wir hielten uns erregt an den Händen, als müsse eins das andere verhindern, aufzuspringen und den Spuk zu scheuchen. Immer wieder kam der mythische Laut aus der kleinen Kehle, und mir stiegen vor Ergriffenheit die Tränen auf. Als der Vogel endlich — nicht durch uns verscheucht — abstrich, sah ich, daß auch meines Gefährten Augen feucht waren."

Merkwürdig ist auch, daß Auguste Supper den Vater und die Großväter viel deutlicher zeichnet als die Mutter und die Großmütter. Vielleicht ist eine der stärksten Kraftquellen dieses Buches, still zwischen seinen Zeilen zu spüren, wie ein tapferer Mensch Herr zu werden vermag über das Leid und das Leben meistert.

Als geborene, ursprüngliche Erzählerin greift Auguste Supper gern gleich zu einem Beispiel, wenn sie eine Erkenntnis mitteilen will. So ist das Buch vollgespickt mit Episoden. Aber auch von manchen Begegnungen mit namhaften Leuten weiß sie zu plaudern. Interessantes erzählt sie von Scheffel, Hans Thoma, Hermann Hesse, Tony Schumacher, Therese Köstlin, Fritz Müller-Partenkirchen u. a. Charakteristisch für sie selbst sind wieder die Bemerkungen über einen Besuch beim Grafen Zeppelin:

Als er mir lächelnd und ehrlich sagte, daß er „zu seiner Schande" gestehen müsse, daß er wohl meinen Namen, nicht aber meine Bücher kenne, da habe ich ihm ebenso ehrlich in die strahlend hellen Augen geblickt und aus Herzensgrund gesagt: „Hoffentlich, Exzellenz! Es wäre ein Sünde, wenn Sie Ihre kostbare Zeit an so etwas hängen würden."

Nachher mußte ich daran denken, wie oft es mir schon begegnet war, daß man mir gesagt hatte: Ich kenne Ihre Bücher gut, besonders gern lese ich die Geschichte von dem Alten, der usw. usw. Dabei hatte ich dann — leider Gottes — ‚die Geschichte von dem Alten' gar nicht geschrieben und war einmal wieder, wie so oft, mit Anna Schieber oder Agnes Sapper verwechselt worden."

Das Buch ist das Selbstbildnis einer hervorragend gescheiten und herzhaften Frau und zugleich ein sehr streitbares Bekenntnisbuch. Ein früherer Lehrer hat ihr einmal bestätigt, daß sie immer schon „ein rechter Zornnickel" war, und ihre Mutter pflegte zu sagen: „Du siehst immer nur schwarz und weiß. Entweder liebst du oder haßt du, als ob es nichts dazwischen gäbe." Als Kind mußte sie ihre ältere Schwester auf dem Schulweg begleiten, um sie vor den Gänsen zu schützen, obwohl sie selbst eine heillose Angst vor ihnen hatte. „Aber ich hätte mich lieber von ihnen auffressen lassen, als diese Angst zuzugeben." Als ihr Tanzstundenabend auf Königs Geburtstag fiel, brachte sie das Königshoch aus im Zorn darüber, daß keiner der Herren es zu tun gedachte. Sie spricht selbst von „dem Militarismus in mir", und sie hat sich als mutiger Soldat bewährt. Nach der Novemberrevolution wurde das Eisenbahnfahren gefährlich für sie, weil sie vor den Mitreisenden den Mund nicht halten konnte. „Wiederholt erklärten mir meine Kinder, nicht mehr mit mir nach Stuttgart fahren zu wollen, weil sie fürchten müßten, ich könnte eines Tages verprügelt werden." Auch ihre Religiosität fügt sich ebenmäßig in ihre rechtschaffene, ausgeglichene Art, in ihren der Volksweisheit so nahen, gesunden und natürlichen Wirklichkeitssinn, der die Dinge unbefangen hinnimmt und mit sicherem Instinkt weiß, was ihr zuträglich ist, ohne intellektuelle Überspanntheiten und sentimentale Schwärmerei. Wenige Werke können eindringlicher als das Gebilde dieses Lebens die Wahrheit ihres eigenen Wortes erweisen, „wie die Dissonanzen sich lösen in der richtigen Zusammenschau, auf die alles ankommt". Und wenn die Lebenskraft, die aus dem Buch strömt, ohne weiteres ein Maßstab wäre, so ist sie für eine Siebzigjährige erstaunlich, sie ist so frisch und ohne jede Resignation, daß sie gut um einige Jahrzehnte jünger sein könnte.

Otto Wedemeyer

„Du und deine Kinder"

Von Gertrud von Hollander



Kinder sind Rätsel von Gott
und schwerer als alle zu lösen.
Aber der Liebe gelingt's,
wenn sie sich selber bezwingt. (Hebbel)

Es soll Eltern geben, die mit ihren Kindern alles richtig machen. Das sind die geborenen Erzieher, und sie brauchen selbstverständlich keine Bücher über Erziehung zu lesen. Aber sie scheinen doch nicht gerade sehr häufig zu sein, sonst befände sich die Menschheit wohl kaum in ihrem zweifellos noch immer recht erziehungsbedürftigen Zustand. Für die Mehrzahl der Eltern ist es jedenfalls von Vorteil, wenn ein mit erzieherischen Fähigkeiten begabter Mensch die an eigenen oder fremden Kindern gemachten Erfahrungen sammelt und die daraus gewonnenen Einsichten weitergibt.

Wir lesen es mit Genugtuung, daß das Buch von Otto Wedemeyer keine Rezeptsammlung sein will, in der wir schnell einmal nachschlagen, wenn wir wissen wollen, ob Hans Prügel verdient hat oder Grete nichts zum Nachtisch haben darf. Wir würden einer solchen „dickleibigen Gouvernante" gegenüber von vornherein mißtrauisch sein. Einen Kompaß, einen Richtungsweiser der Erziehung hingegen lassen wir uns schon eher gefallen, der die Grundhaltung des Erziehers beeinflussen will, aus der sich die richtigen Einzelmaßnahmen jeweils von selbst ergeben.



Die Grundhaltung des Erziehers wird auch das Ziel seiner Erziehung weitgehend bestimmen. Wozu, wohin sollen wir unsere Kinder „ziehen?" Sind es in erster Linie Fragen der Tüchtigkeit und der Gesittung, die uns bewegen, oder liegt uns mehr an der richtigen Gesinnung? Schwebt unserem Verfasser — Gott behüte — das Ideal eines Musterkindes vor, das für die Eltern und die Lehrer wunderbar bequem, aber für die weitere Mitwelt meistens keine reine Freude ist?

Unsere Kinder sind nicht dazu da, das Wohlgefallen genügsamer Menschen zu erwerben, denen das rechte Händchen wichtiger ist als die rechte Gesinnung.

Wertvolle Gefühle wecken, Einsichten vermitteln, das Gute der Erbanlage pflegen, dem Unwerten keine Gelegenheit zur Entfaltung geben, dahin zielt das Streben jedes wahren Erziehers.

Das Bestmögliche aus dem Kinde machen zu wollen — das heißt Erziehung!

Das Bestmögliche aus einem Kinde machen zu wollen, mit aller demütigen Ergebung in den Willen der Natur, die uns gerade dieses Kind, so wie es ist, als Aufgabe in die Wiege gelegt hat, ist ganz etwas anderes, als dem Kinde eine bestimmte Entwicklung aufzuzwingen und seine eigenen ehrgeizigen Pläne in ihm zu verwirklichen. Erziehen und gleichzeitig gewähren lassen, das ist die schwerste, aber auch die dankbarste Aufgabe, die sich ein wirklicher Erzieher vornimmt.

„Du hast keinen Willen!" — diese Redensart ist ebenso unrichtig wie bedenklich. Gewiß haben Kinder einen Willen, und hoffentlich einen recht starken,

der im späteren Kampf ums Dasein ausreicht. Die ewige Betonung des Gegenteiles trifft ihr Selbstgefühl. Wenn Hans nicht will oder nicht möchte, hat er — genau wie Große — seine Gründe dafür. Und die darf man sich — falls sich's um eine neue Angelegenheit handelt, nicht um alte, längst erledigte Dinge, ruhig einmal anhören. Der ruhige Erzieher, der hört, prüft, danach entscheidet — und dann dabei bleibt! genießt wahre Achtung. Seine Entscheidung wirkt auf Kinder nicht wie persönliche Willkür, wie eine Mißachtung ihrer Willensäußerung, sondern wie der Ausdruck wirklicher Überlegenheit.

Kinder haben ein sehr feines Gefühl für wirkliche Überlegenheit und sind eigentlich stets bereit, Wissen, Erfahrung, Sicherheit und Haltung anzuerkennen, während jede angemaßte Autorität ihren Widerspruch herausfordert. Ohne es zu ahnen, verlangt das Kind von Eltern und Erziehern ein Maß von Selbstzucht und Beispielgebung, das aufzubringen uns Großen gar nicht so leicht fällt. Daher ist Erziehung, richtig verstanden, in erheblichem Grade eine Sache der Gegenseitigkeit. Wer seinen Kindern immer ein gutes Stück voraus sein will, darf sich selbst nicht zur Ruhe setzen. Mutter braucht nicht unbedingt mehr Mathematik zu können als ihr Primaner; ihre Menschenkenntnis, ihre Zuverlässigkeit, ihr Verständnis, ihre Selbstbeherrschung sind ausschlaggebend für das Respektverhältnis.

Hand in Hand mit der Überlegenheit des wirklichen Erziehers muß die rechte Bescheidenheit gehen.

Bei allen Fehlern und Untugenden seines Zöglings suche der Erzieher den Grund zunächst in sich selbst!

Grete hat gelogen, und Mutter ist dementsprechend entsetzt. Sie hat ganz vergessen, daß Gretes Großmutter vor dreißig Jahren über eine handfeste Lüge ihrer Tochter genau so entgeistert war. Und hat sie nicht erst neulich über einen hartnäckigen Gast wenig schmeichelhafte Dinge geäußert, den sie doch kurz zuvor mit liebenswürdigen . . . Grete denkt „verlogenen" . . . Worten zur Türe begleitete? Vater tobt über die Vier in Hansens Zensurenheft und gibt seinem Sprößling deutlich zu verstehen, daß so etwas bei ihm niemals vorgekommen ist. Zufällig findet Hans kurz darauf beim Stöbern Vaters altes Zeugnisheft . . .! Nein, es ist gar nicht klug, wenn viele Eltern in den Augen ihrer Kinder durchaus als kleine Halbgötter dastehen wollen. Sie können diese Rolle ja doch nicht durchhalten. „Dieses und jenes habe ich in meiner Jugend gründlich falsch gemacht, und es ist mir herzlich schlecht bekommen. Ich wäre froh, wenn ich Dir diese Dummheit ersparen könnte!" Das glaubt Dein Kind, und dafür achtet es Dich!

Manche Eltern meinen von vornherein einen verbrieften Anspruch auf die Achtung und das Vertrauen ihrer Kinder zu haben, während beides in Wirklichkeit immer wieder verdient werden muß. Woher soll Hans den Mut nehmen, eine Vier in der Mathematikarbeit zu Hause zu berichten, wenn Vater sofort wütend wird, oder Mutter traurig? Wie gerne würde Grete Mutter von ihrem ersten Schwarm berichten, wenn Mutter nicht neulich bei einer schüchternen Andeutung so überlegen gelächelt hätte! Also vermeidet man Äußerungen des elterlichen Unverständnisses, und läßt es lieber auf eine gelegentliche Generalabrechnung ankommen.

Der Gang zur Schule erfolgt am besten rechtzeitig, und nicht erst, wenn die Drohung „Versetzung zweifelhaft!" erscheint. Der Tag der Zeugniserteilung sollte überhaupt nie ein Tag der Überraschung oder der Zornanfälle im elterlichen Hause werden. Weiß man denn vorher so gar nicht, wie der Junge in der Schule steht? Hat man sich nie um die Bewertung seiner schriftlichen Arbeiten gekümmert und nie etwas von mangelhaften und unordentlichen Hausarbeiten gesehen?

Ob wir es im großen und ganzen mit unseren Kindern richtig gemacht haben, das merken wir in den Krisenzeiten, durch die jedes Kind hindurch muß. Der Übergang von der ausschließlichen Betreuung durch das Elternhaus in die härtere Welt von Kindergarten und Schule ist eine solche Probe auf unsere Erziehung. Die Leib und Seele verwirrenden Vorgänge in der Entwicklungszeit werden um so besser überstanden, je klarer der Erzieher sie übersieht und je einsichtiger er das Kind auf sie vorbereitet hat.

Wenn Rezepte schon auf anderen Erziehungsgebieten nicht zweckmäßig erscheinen, so sind sie hier ganz unmöglich, denn das Gelingen der sexuellen Aufklärung steht und fällt mit der Persönlichkeit dessen, der sie versucht. Eltern, die schon innerlich erröten, wenn sie ihrem kleinen Kinde gegenüber den Klapperstorch vertreten wollen, sollten kein weiteres Wort in dieser Richtung wagen. Die Umgehung des Storches ist ein Kinderspiel gegenüber der weitergehenden Aufklärung von größeren Jungen und Mädchen. Wer da nicht seiner völligen Unbefangenheit sicher ist, rühre nicht daran. Denn was sind das für Seelsorger, die sich ihrer Worte schämen?

Man möchte nach der Lektüre des Wedemeyerschen Buches den guten alten Busch am liebsten umdichten und sagen: Eltern werden ist nicht schwer, Eltern sein dagegen sehr. Und wir sind . . . Gott sei's geklagt, im allgemeinen weder für das eine, noch für das andere genügend vorbereitet. Unsere jungen Mädchen lernen zur Not ein wenig Säuglingspflege; über Kindererziehung liest man meist erst nach, wenn man schon mitten in den Schwierigkeiten angekommen ist . . ., also wenn es eigentlich schon reichlich spät ist. Es erscheint bei uns ein gutes Kochbuch nach dem anderen. Es gibt zahllose Schriften über Kakteenpflege und die Aufzucht junger Hunde. Und es gibt endlich auch ein vorzügliches Buch über die erziehliche Pflege kleiner Menschen.



Die Zeichnungen sind aus Wedemeyer »Du und deine Kinder« entnommen

Drei Bücher aus der Welt der Kinder

Zu den Büchern, in denen die Welt des Kindes dargestellt wird, gehört **Fritz Knöllers „Männle"** (Holle & Co. Verlag, Berlin. 139 S. Gbd. RM 3,50). Diese Geschichte von dem kleinen Männle, dem Eigenbrötler Polters, den die Kinder den „Menschenfresser" nennen, dem Pudel Scharwenzel und den vielen anderen Kindern, Erwachsenen und Tieren ist im altvertrauten Märchenton geschrieben, obwohl die Art, die Dinge und Ereignisse zu sehen und die sprachliche Gestaltung von heute sind. Es ist ein liebenswertes Buch für Große und Kleine, an dem alle ihre Freude haben werden: die Kinder über den Spaß, den sie miterleben und die lustige Handlung, die Erwachsenen über die Art, wie Männle die Welt sieht und über den tiefen Sinn, der diesem „Roman von Kindern, Greisen und Tieren" zugrunde liegt.

Auch **„Peik"**, die Geschichte eines kleinen Jungen, von der norwegischen Schriftstellerin Barbra **Ring** (Albert Langen / Georg Müller, München, 148 S. Gebd. RM 3.80) ist sowohl für „Große" und „Kleine" geschrieben. Voller Anteilnahme erleben wir, wie der kleine Peik nach dem Tode seiner Eltern zu seinem Onkel, einem Professor in Ruhestand, kommt. Dieser Onkel Pawel, ein gutmütiger, etwas pedantischer alter Herr, weiß zunächst nicht, was er mit dem lebhaften Jungen anfangen soll, aber er lernt schließlich doch noch, mit Peik und seinen rasch gefundenen Kinderfreunden und -freundinnen umzugehen und sich auf ihre Welt umzustellen. Endlich gewinnt er Peik sogar so lieb, daß er angstvoll der Begegnung mit Tante Ada entgegensieht, die schriftlich den Wunsch äußert, Peik zu adoptieren, und die beiden nach Berlin einlädt. Tante Ada — würdig, gesetzt und sehr viel auf ein korrektes Benehmen haltend — wirkt auf Peik leicht komisch und alles andere als achtunggebietend. So kommt es, daß Peik, als er sich entscheiden soll, bei wem er in Zukunft leben will, zu seinem Onkel hält. Glücklich, die Koffer voll von den unmöglichsten Geschenken für die verschiedenen Kinder und Onkel Pawels Haushälterin, kehren die zwei wieder nach Norwegen zurück, wissend, daß ihre Blutsbrüderschaft, die sie einmal geschlossen haben, durch nichts aufzuheben ist. Diese Geschichte, voll Humor, Frische und liebenswürdiger Menschenkenntnis, begleiten 34 Federzeichnungen von Eduard Pfennig, die wesentlich zur Freude an dem Buch beitragen.

Ganz anders und weit weniger vom Kinde her betrachtet ist das Buch der noch jungen österreichischen Autorin **Edith Zellweker „Und seine Tochter ist der Peter"** (Ralph A. Höger Verlag, Wien-Leipzig. 260 S. Gebd. RM 3.75). Mit viel Geschick, beinahe anmutig und graziös, schildert die Verfasserin das Leben Peters — der in Wirklichkeit ein kleines Mädchen namens Elisabeth ist —, der treuen Magd Kathi, des „kleinen" Felix und des Vaters Max, der eigentlich auch noch ein rechtes Kind ist und durch seine Jungenhaftigkeit schnell die Zuneigung des Lesers gewinnen wird. Zwischendurch ereignet sich plötzlich wie ein unvorhergesehenes Gewitter Peters Entführung durch Nora, die mondäne, von Max geschiedene Frau und somit die Mutter des kleinen Peters — und es taucht Kinga auf, das Mädchen, welches Max liebt und das einmal seine Frau werden soll. Über alle Nöte und Komplikationen hinweg hilft immer wieder Peter, dieses natürliche und liebenswerte Kind, das das Glück hat, in größter Freiheit aufwachsen zu können und einen wirklichen Kameraden zum Vater zu haben.

M. Weidenbach

Ilse Molzahn: „Der schwarze Storch"

Von Marianne Weidenbach

Wenn Erinnerung ihr Schweigen bricht und aus der Tiefe des Vergessens längst Erlebtes in dichterischer Form lebendig wird, kann ein Kindheitsroman denselben Zauber auf uns ausüben wie ein Märchen, das mit den vertrauten Worten „Es war einmal . . ." anhebt. In einer solchen Art ist das Buch von Ilse Molzahn geschrieben, das mit den einfachen und darum schönen Worten beginnt: „Deutlich erinnere ich mich des Tages, als der schwarze Storch bei uns auftauchte. Eben war der Winter zu Ende. Die Luft war rauh."

Ein ereignisreiches Jahr ist es, das an uns vorüberzieht, ein Kindheitsjahr aus dem Leben der kleinen Katharina, die auf dem weltentlegenen Gut Olanowo an der deutsch-slawischen Grenze aufwächst. Der Vater, ein ehemaliger Gardehauptmann und militärisch streng, kämpft mit aller Kraft, aber erfolglos, um die Behauptung seiner Scholle; die Mutter ist eine fromme, in ihr Schicksal ergebene Frau, der die „Sandbüchse" nie zur Heimat wird.

In diesem Frühjahrsanfang wartet Katharina voller Sehnsucht auf die Störche — und den kleinen Bruder, den sie ihr bringen sollen. Bevor aber die glückbringenden weißen Störche kommen, sieht sie eines Tages einen schwarzen, fremden Vogel auf den Pappeln sitzen. Abergläubisch, wie Knechte und Mägde sind, wird er als Unglücksvogel betrachtet und ist doch ein seltenes Tier: ein schwarzer Storch. Der Vater, der die Jagd liebt, schießt ihn ab, und der Storch wird allem Gerede zum Trotz ausgestopft und über den Eßzimmertisch gehängt, wo er sich nun bei jedem Luftzug gespenstisch dreht. Endlich sind aber auch die weißen Störche da, und wenig später kräht eine Kinderstimme durchs Haus. Zwar ist es kein Bruder, wie Katharina gehofft hat, aber auch die kleine Schwester entzückt sie so, daß sie wegläuft, um der Mutter Blumen zu holen, und erst nach Stunden zurückkommt, was ihr eine tüchtige Tracht Prügel vom Vater einträgt.

Trotz der Geburt des Kindes hören die Konflikte zwischen den Eltern nicht auf, dringen bis zu Katharina, die hin und wieder einiges aus den Gesprächen der Köchin Kascha mit dem übrigen Gesinde aufschnappt, Dinge, die sie nur halb versteht, die sie aber über ihre Jahre hinaus hellhörig machen und die sie beunruhigen. Ja, einsam und verloren lebt das kleine Mädchen auf dem Gut, besonders seit die ihr etwas unverständliche Geschichte mit Helene, dem Mädchen, passiert ist. Warum wurde Helene plötzlich fortgeschickt? Und was munkeln die Leute von ihr in Verbindung mit dem Vater? Niemand gibt Katharine Auskunft; Helene ist zu ihrem Vater, dem grausamen Vogt des Gutes, zurückgekehrt. Warum aber liegt sie dann eines Tages blutüberströmt in der Scheune und muß schnell ins Krankenhaus gebracht werden? Voller Rätsel ist die Welt — und Katharina findet keine Lösung, auch dann nicht, als Helene stirbt.

> Wenn jemand gestorben ist, weinen die Leute. Ich aber kann nicht weinen, ich glaube, Helene ist gar nicht tot. Sie hat mir doch eine Karte geschrieben. Man kann doch keine Karte mehr schreiben, wenn man tot ist . . .
>
> Ich weiß, daß die Erwachsenen lügen. Sie lügen viel mehr als die Kinder. Kinder lügen manchmal, aber nur zum Spaß. Aber die Erwachsenen lügen im vollen Ernst. Sie wissen ganz genau, weshalb sie es tun. Aber dieses Mal war es keine Lüge.
>
> Helene ist tot . . .

Im Sommer kommt Besuch, den Katharina zum erstenmal sieht: die Großeltern und Tante Ella. Die Verwandten sind von allem, was sie sehen, entsetzt, bemitleiden die Mutter, nennen den Hausherrn „barbarisch" und finden das kleine Mädchen unerzogen und verwildert. Aber das ist noch nicht das schlimmste. Schlimmer ist, daß das Gut immer weniger Ertrag abwirft, daß ein Unwetter die ganze Ernte des Jahres vernichtet und keine Versicherung den Schaden wieder gutmachen kann, da die Police nicht bezahlt werden konnte. Trotz allem flackert noch einmal so etwas wie Fröhlichkeit und Sorglosigkeit auf: ein Picknick wird veranstaltet, an dem auch die benachbarten Gutsherren mit ihren Frauen teilnehmen. Es wird ein großes Fest, auch für Katharina. Zwei Männer bleiben für

immer in ihrem Gedächtnis: der Doktor (eine der seltsamsten Gestalten dieses Buches), der an seiner ärztlichen Kunst zweifelt und sich in tollen Fahrten und nächtlichen Saufgelagen zu betäuben sucht, und Onkel Mak, dem bald ihre uneingeschränkte Liebe gehört. —

In diesem Jahr wächst Katharina so schnell, daß die Mutter mit ihr zum Arzt fährt, der sie jedoch beruhigt. Dagegen scheint der Vater krank zu sein, denn er ist nicht mehr der laute, lebenskräftige Mann wie ehemals. Tagelang läuft er schweigend herum, ist ein „fremder Mann" und wird von allen gemieden. Nein, auch die weißen Störche haben Olanowo kein Glück gebracht, und Katharina erlebt das Schicksal der Eltern, die weder mit ihrem Leben noch miteinander fertig werden, in seiner ganzen Unerbittlichkeit mit, ohne sich je aussprechen zu können.

Furchtbare Geheimnisse haben die Menschen untereinander. Sie geben sich die Hände, lächeln sich an und wollen einander doch nur Böses tun. Aber sie verbergen es gut. Es kommt nichts heraus, wenn sie es nicht wollen. Nur manchmal verraten sie sich, und dann ist es wie ein Gift, das über ihre Lippen kommt, und es tut anderen weh.

Was ist mit meinem Vater und mit meiner Mutter?

So oft sehen sie aneinander vorbei und schweigen, und ich habe doch beide lieb. Weshalb nennt man es „Krankfein", wenn Vater unsichtbar bleibt und nur dann, wenn alle schlafen, heimlich aufsteht, mit jemandem spricht, der nicht da ist, die Flinten aus dem Gewehrschrank holt, mitten in der Nacht? Will er jemandem, der heimlich durch den Garten schleicht, eins auf das Fell brennen? Ist es das Böse, das umherschleicht, das mein Vater manchmal sieht und dem er auflauert, um es niederzuknallen?

Mitten in der Erntezeit kommt Onkel Mak zu Besuch. Katharina ist selig. Doch nach dieser kurzen Freude wird es um so schwerer für sie. Immer bedrückter und stiller wird das Leben auf Olanowo, man kann bald nicht mehr draußen herumstreifen, der Herbst beginnt, und im Winter kommt Fräulein Elze, die Katharina endlich eine bessere Erziehung beibringen soll. Keinen Schritt darf sie von nun an allein gehen, sie muß Gedichte lernen und Flechtarbeiten machen, und nur, wenn das Fräulein einen ihrer zahlreichen Briefe liest oder schreibt, fühlt sie sich unbeobachtet. Zwar hat die Mutter gesagt, daß Katharina an Fräulein Elze eine gute Freundin haben würde, aber Helene war doch viel netter. Immer bleibt das Fräulein für sie ein fremder Mensch, dessen einzige Aufgabe es ist, sie zu beaufsichtigen und ihr Dinge beizubringen, für die sie nicht das geringste Interesse hat. Und da auch Fräulein Elze sich nicht einleben kann und mit dem Kind nicht zurechtkommt, bittet sie um ihre Entlassung und fährt wenige Tage später unter Schluchzen ab.

Katharina trauert ihr nicht nach, besonders darum nicht, weil etwas viel Wichtigeres sie beschäftigt: Onkel Mak will heiraten, „ihr" Onkel Mak, den sie liebt und den sie so gern hat heiraten wollen! Enttäuscht und sich verraten fühlend, sucht sie Trost bei Diana, der Hündin:

Diana! Wie ich im Dunkeln nach ihrem Kopf greife, springt sie freudig bellend an mir hoch. Ich setze mich auf die unterste Stufe der Treppe. Diana legt sich zu meinen Füßen nieder. Ich weiß nun, was Kummer heißt. Aber ich weine nicht, auch wenn alles verwirrt ist. Diana fegt mit wedelndem Schweif den Boden. Zutraulich wühlt sie ihren Kopf in meinen Schoß. Ich lege mein Gesicht in ihr Fell. Da sind ihre Ohren. „Diana", flüstere ich ganz leise, „damit du es auch weißt, Onkel Mak heiratet eine fremde Frau! . . ."

Langsam wird es totenstill auf dem Gut. Die Leute ziehen fort, die Tiere werden verkauft, das Notwendigste gepackt. Der ausgestopfte schwarze Storch aber ist eines Morgens verschwunden, und soviel Katharina auch sucht und die Mutter, Kascha und das Gesinde nach ihm fragt: niemand hat ihn gesehen. An diesem Tag verläßt die Familie ihre Heimat.

Dann ruft mich meine Mutter. Der Wagen ist vorgefahren. Aber da bin ich schon ganz weit fort. Bin gar nicht mehr in Olanowo. Ich gebe allen die Hand, aber ich erkenne niemanden mehr. Sie weinen, ich aber lache sie an. Der neue Hut thront stolz auf meinem Kopf.

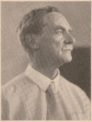
Der Wagen gleitet durch das Tor. Die Pferde fliegen dahin. Ihre langen Schweife wehen. Meine Mutter weint, und meine kleine Schwester schläft. Man hat eine Decke ganz um sie herumgeschlagen.

Mein Vater sitzt so steif da wie einer von den Rittern am Büfett, denen Helene immer die Bärte pinselte und die wir nun zurücklassen mußten.

Müde erreichen sie den Bahnhof, und es ist schon dunkel, als sie in der Stadt ankommen. Zwischen den vielen hohen Häusern sucht Katharina vergeblich nach einem Stück Himmel; der Lärm ängstigt sie, und sie schämt sich fast —: weil alle Menschen, auch die Kinder, Hüte tragen und sie den ihren auf der Fahrt zum Bahnhof verloren hat!

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Aufn. Langhammer

Rudolf G. Binding

Geboren am 13. August 1867 in Basel als Sohn des berühmten Strafrechtslehrers Professor Dr. Karl Binding, trat Rudolf G. Binding erst in männlichen Jahren als Dichter hervor. Reisen, Fahrten, Abenteuer erfüllten seine ersten Mannesjahre, die Natur lockte ihn und die Pferde. Er wurde Reiter. Als Rennreiter war er bekannt, ehe er als Dichter hervortrat. Von seinem Leben erzählt er in seinem Buch „Erlebtes Leben" (1928). Mit eigenen dichterischen Werken trat Rudolf G. Binding zuerst 1909 hervor, und zwar mit den „Legenden der Zeit". Ihnen folgten 1911 die vier rasch berühmt gewordenen Novellen: „Die Geige", 1913 „Gedichte", 1919 „Die Keuschheitslegende", 1920 die Novelle „Unsterblichkeit", 1922 die Gedichte „Stolz und Trauer", 1923 die neuen Gedichte: „Tage"; 1925 „Aus dem Kriege, Briefe und Tagebücher"; 1926 „Reitvorschrift für eine Geliebte"; 1927 „Gesammeltes Werk", 4 Bände; 1928 „Rufe und Reden"; 1932 „Moselfahrt aus Liebeskummer"; 1933 „Größe der Natur" und „Spiegelgespräche"; „Das Heiligtum der Pferde" 1935.

Rudolf G. Bindings Dichtertum erwachte, wie er selbst schön erzählt, im Erlebnis des südlichen Lichtes, „vor dem Hermes des Praxiteles im klaren Lichte Griechenlands. „Unter dem Eindruck dieses klaren Lichtes, dieser schönen Helligkeit, ist sein gesamtes Werk gereift. In seinem gesamten Werk offenbart sich ein Dichter, der fähig der tiefsten Erlebnisse und Erschütterungen ist, und diese in einer klar geprägten, im besten Sinne klassischen Form zu gestalten vermag. Sein Buch „Aus dem Kriege" war eines der ersten großen dichterischen Kriegsbücher und ist es bis heute geblieben. Die in dem Band „Rufe und Reden" vereinten Ansprachen und Aufsätze zeigen den Dichter als Deuter und Erzieher.

Alle Werke Rudolf G. Bindings erschienen im Verlag Rütten und Loening in Potsdam. oh.



Hans Grimm

ist am 22. März 1875 in Wiesbaden geboren. Sein Vater gehörte zu den Gründern des deutschen Kolonialvereins; er fördert von früh auf die Neigung des Sohnes zum deutschen Kolonialgedanken. So treibt es den jungen Hans Grimm bald von den Büchern weg ins ferne Afrika, von dort später wieder zurück zu den Büchern und ins deutsche Vaterland. Inzwischen aber ist er durchs Leben hindurchgegangen, als Kaufmann, als Farmer, als Presseberichterstatter im Diamantengebiet. Nach seiner Heimkehr beginnt er als 35jähriger im Jahre 1910 Staatswissenschaften zu studieren, ohne jedoch beim Studium die rechte Befriedigung zu finden, hat dann lange mit Krankheit zu kämpfen, beginnt seine ersten Erzählungen zu schreiben, wird durch die „Südafrikanischen Novellen" (1913) bekannt. Während des Kriegs erscheint als zweiter Novellenband „Der Gang durch den Sand" (1916); darauf folgen zwei größere Erzählungen, „Die Olewagen Saga" und „Die Ölsucher von Duala". Nach dem Kriege schreibt er in jahrelanger Arbeit die große Erzählung „Volk ohne Raum" (erschien 1926), die seinen Namen auch in weiteren Kreisen berühmt macht. Dann schreibt er wieder von Afrika aus die „Dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwestafrika", darauf die Erzählungen „Lüderitzland" (1934). Jetzt lebt er in der Heimat seines Geschlechts an der Weser, abseits der Welt und doch mitten im Leben seiner Zeit und seines Volkes, dem er eine neue Romantik der Wirklichkeit, ein neues Verhältnis von Heimat und Ferne geschaffen hat. Die „Weltstimmen" haben über ihn und sein Werk schon in früheren Jahren eingehend berichtet (vergl. Jg. 1927 S. 117 f. und Jg. 1933 S. 305 f.). Seine Werke sind sämtlich im Albert Langen / Georg Müller-Verlag, München, erschienen. 1936 erschien in der „Deutschen Rundschau" ein großes Roman-Fragment „Kaffernland — Eine deutsche Sage", aus dem Jahre 1911. kbl.

Gedichte von Erich Otto Funk



Ich wurde am 29. September 1909 in Gera in Thüringen geboren. Meine Eltern und Vorfahren stammten aus dem sudetendeutschen Grenzgebiet, waren, viele Generationen zurück, Weber und Zeugmacher gewesen, der Industrialisierung zum Opfer gefallen und liegen geblieben. Als ich mit 16 Jahren in die Weberei kam, sollte ich mir durch meine Arbeit als Weber ein paar Jahre lang Geld sparen und eine Fachschule besuchen. Aber die Beschäftigung mit den Maschinen allein war mir zu wenig. Näher als sie stand mir der Mensch. Und je länger ich an sie gebunden war, desto stärker erkannte ich, daß wir den entseelenden Dämon der Technik nur dann überwinden, wenn wir an Seele wachsen, wenn Gott uns in unsern Alltag begleitet, und der einzelne Handgriff, den der Arbeiter tut, sinnvoll und fromm wird. Dabei zu helfen, ist Sinn meiner Dichtung, die in Zeitschriften und Sammlungen verstreut an die Öffentlichkeit gelangte. Nach vielerlei Umwegen kam ich 1933 zum Abitur. Jetzt studiere ich in Hamburg Medizin.

E. O. Funk

Die Stadt am Strome

Sonne, Mond und Sterne steigen
himmelhoch wie unsere Dome,
und die Schlote tanzen Reigen
und die Schiffe auf dem Strome.

Und sie singen! Die Maschinen
donnern, brausen und im Kreisen
wollen sie dem Schöpfer dienen
und des Volkes Größe preisen.

Und sie trommeln! Herzen schlagen,
hämmern dröhnende Befehle,
und die Rhythmen, die sie jagen,
stammen auch aus unsrer Seele.

Stammen auch aus unsrer Seele,
Fahne, die uns weiterreißt,
atmen Leben, Blut und Seele,
Gottes Ewigkeit und Geist.

Auf einer Hafenbrücke

Tief unter dir ein zeitlos Hasten
und ein Gewirr von Damm und Gleis
und Eisenbahnen, Dampfer, Masten
und eine Strömung schwarzen Bleis.

Und dort der Kran — er knarrt und brummt
und stößt die Greiferhand hinab
und plötzlich — die Sirene summt:
Die Kohlenschlepper stampfen ab.

Und du blickst nach. Die breiten Spuren
ziehn flußhinauf den Blick ins Land.
Die Zeiger kreisen auf den Uhren
und du hebst grüßend deine Hand.

Wer du auch bist . . .

Wer du auch bist, ob Knecht, ob Kaiser,
du bist von vielem Werk umhegt,
das dich wie starker Stamm die Reiser
geduldig durch die Tage trägt.

Denn wenn du früh die Augen weitest,
wenn du zu Mittag lobst das Licht
und abendlich dich müd entkleidest,
du lebst durch die erfüllte Pflicht

der Brüder, die im Dunkeln dienen
mit ihrer Hände schwerem Schlag,
dem Gang der rasenden Maschinen
auf hoher See und unter Tag.

Und läßt sie dienen . . .

Gelobt, mein Amboß, sei gelobt!
Du auch, mein Hammer, sei gepriesen!
Wenn aus der Glut die Funken schießen
und rings um uns die Halle tobt
und dröhnt im Kanon der Maschinen —

Wir drei sind eins, wir drei sind groß!
Von uns wird Werk und Welt getrieben.
Die Fäuste, die die Arbeit lieben,
spricht Gott von aller Knechtschaft los
und läßt sie dienen.

Und läßt sie dienen und befiehlt,
was ihre Herzen eben ahnen:
Die Arbeit ist des Menschen Ziel! —
Und über uns wehn Gottes Fahnen.

E. P. Close: Dominium

Von Kurt Müno

Aus schlesischen Landen kommt ein junger Dichter zu uns, Erwin Peter Close; als Neunzehnjähriger hat er sich die Not seiner Heimat und seines Blutes von der Seele geschrieben in einem jugendlich stürmenden Roman, der in der Form schon Reife ahnen läßt und den kommenden Erzähler ankündet. Close ist der schlesischen Muttererde eng verbunden. Sein Vater ist Verwalter auf einem großen Gut, seine Vorfahren saßen noch auf eigenem Grund und Boden. Hier ruhen die Wurzeln des Dichters Close, des jetzt Vierundzwanzigjährigen, der sich vergeblich bemüht hat, in der Stadt für sich einen Beruf zu finden, auf der Universität, an einer Zeitung, in der Fabrik. Immer wieder trieb es ihn dorthin zurück, wo die Väter den Boden bebaut haben, und dort wohnt er auch jetzt, unter Bauern und Hofknechten.

In den weiten Ebenen des östlichen Deutschlands, in Schlesien, liegt das Dominium, der Grundbesitz des Herrn von Gützkow. „Die Äcker dehnen sich unübersehbar bis an den Horizont; kein Rain teilt sie zum frohen Mosaik kleinbäuerlicher Schläge, in dem die bunten Felder lebendig liegen wie unterschiedliche Kinder eines großen Vaters." Vor vielen Jahrhunderten sind die Deutschen in dieses Land gekommen, sie waren damals freie Bauern, die auf eigener Scholle saßen, keinem hörig, und die Frucht ihres Fleißes füllte die eigenen Scheuern. Die Entwicklung hat sie zu Knechten gemacht, die auf dem Großgut dienen und die enge Verbindung zum eigenen Boden verloren haben. Neidvoll schauen sie auf ihren Herrn, aber geht es ihm eigentlich besser? Schlägt nicht auch bei ihm manchmal das Blut seiner bäuerlichen Vorfahren durch und läßt es ihn bitter empfinden, daß der Gutsbetrieb eigentlich mehr einen Kaufmann als einen Bauern aus ihm gemacht hat und daß der geschäftliche Berater aus der Stadt mehr zu sagen hat als er selbst, der Herr?

Graf Gützkow, ist es denn Wunsch nicht, Bauer zu sein und hundert Morgen Land zu besitzen statt vieler tausend Morgen, und einen fäenden Arm zu schwingen und einen erntenden Arm zu regen statt einer erhobenen Herrenhand?

An der bäuerlichen Herkunft leiden sie alle, die Leute des Dominiums, der Herr ebensogut wie der Verwalter, dessen Großvater noch auf einem eigenen kleinen Hof gesessen hat, oder jeder der Knechte, weil sie einem Boden dienen, der ihnen nicht mehr gehört, und Früchte ernten, die nicht in die eigenen Scheuern eingefahren werden.

Der Vater war schon Knecht, aber der Großvater, heißt es, hat noch ein kleines Gut gehabt. Ja, sie schuldeten damals dem Dominium Dienste, heißt es, sechs Tage Spanndienste in der Woche, und die eigenen Felder verkamen. Und dann fiel das Gut ans Dominium, das Land war weg, man ist Knecht geworden. Die Pferde sein weg, das Haus is weg, die Ställe sein weg . . .

Der uneingestandene Zwiespalt zwischen Herkunft und Dasein haben aus Herrn von Gützkow einen harten Herrn gemacht; aber er weiß, daß er hart sein muß, wenn er das Steuer seines Schiffes fest in der Hand halten will; er tut es ja nicht nur für sich allein und seine Familie, sondern auch für die Hunderte von Knechten und Mägden, die auf dem Dominium ihr tägliches Brot, ihren kargen Lohn finden. Die Sorgen machen vor der eigenen Familie nicht halt. Sein Sohn, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hat, hat keine Lust und Liebe zum landwirtschaftlichen Beruf; er fühlt sich nicht wohl in der harten Luft des Dominiums. „Es bindet ihn nichts an das väterliche Gut, er ist den Knechten unbekannt, er steht als Fremdling in der Feier der Ernte." Die Tochter hat ihr Herz einem Jugendgespielen geschenkt, dem Sohn des Verwalters, den sie den „Schwärmer" nennen, weil er meint, daß dieses Land eine andere Aufgabe zu erfüllen hat, als in ungeteiltem Besitz einer einzigen Familie zu gehören, weil er im Geist Hunderte von Bauernstellen sieht, die Platz auf diesem Boden finden und mit zufriedenen Kleinbauern besiedelt sind. Er macht kein Hehl aus dieser Anschauung, und es liegt auf der Hand, daß dies vom Grafen als aufrührerisch empfunden werden muß; denn er rüttelt damit an den Grundfesten des Dominiums. Und als er ihn des öfteren mit Knechten im vertrauten Gespräch über diese Frage antrifft, da weist er ihn kurzerhand vom Gut. Doppelt schmerzt es

ihn, daß sich die Tochter an diesen Menschen verloren hat, zumal er ganz andere Pläne mit ihr im Sinne hat. Auch den Gutsangestellten ist offenbar, daß die finanzielle Lage des Gutes nicht die beste ist. Ein verdächtiger Mann aus der Stadt läßt sich immer öfter sehen, auf sein Geheiß werden die besten Stücke Vieh aus dem Stall verkauft, und der Graf hört seine Anordnungen mit verbissenem Gesicht an. Wenn die Tochter den Sohn vom Nachbargut heiraten würde, dann könnte er dieser Schwierigkeiten leicht Herr werden. Aber wird er bei ihr Gehorsam finden, wird sie die Verbindung mit dem „Schwärmer" lösen, wie er ihr befohlen hat?

Das Leben auf dem großen Gutshof spielt sich nach genau festgelegten Regeln ab. Die Jahreszeiten bedingen die Arbeiten, der Höhepunkt des Jahres ist das Erntefest. Die Knechte leben in stumpfer Ergebung in ihr Schicksal, geben sich den kleinen Freuden des Daseins hin, freuen sich an einem selbstgezimmerten Taubenschlag, ein wenig am eigenen Gärtchen, das ihnen der Herr überlassen hat, oder sie ertränken ihr Leid am Abend im Alkohol.

Denn ein Knecht im allgemeinen ist ein schläfriges Tier, es sind zweifellos erschreckende Kräfte vorhanden, aber sie sind gelähmt. Der Knecht ist matt und schwerfällig, zuweilen mürrisch oder widersetzlich; keine Stunde aber ist er glücklich im Überschwang, keine Stunde ist er traurig zum Weinen. Es kann dem Knecht ja nichts gelingen; er hat keine Pläne, er hat kein Ziel, er kennt keine göttlichen Aufgaben; ... Der Knecht wird nimmermehr unendlich leiden wie der Bauer, wenn ein Frost seine verfrühte Saat zerstört, er wird nimmermehr berauscht sein wie der Bauer, wenn seine Saat als junger Teppich im Frühjahr die Felder durchbricht ...

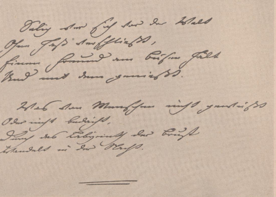
Auch die Bewohner des Dorfes beugen sich unter die ungeschriebenen Gesetze des Dominiums, von dem sie leben, auch sie sind letzten Endes Angestellte des großen Gutshofes geworden, der Oberförster, der die polizeiliche Gewalt ausübt, der Gastwirt, der Krämer. Manchmal springt einer der Knechte in seinen Träumereien über den eigenen engen Bezirk. Dann sinnt er, wie es wohl sei, wenn er selbst Herr von ein paar Äckern wäre.

Aber das Träumen macht lebensuntüchtig, wehe, wenn es Gewalt über einen von ihnen gewinnt. Der alte Tagelöhner Keil muß es an sich erfahren. Da hat er sein Lebtag seinen Mann gestanden, nun er alt geworden ist, greift das Unglück nach ihm. Wegen einiger kleiner Nachlässigkeiten wird ihm die Aufsicht über die Pferde genommen, die er mit dem letzten Rest seiner bäuerlichen Seele liebt, nur ein einziges Pferd darf er noch betreuen. Und als er das Unglück hat, daß dieses eingeht, da wird er aus den Ställen verwiesen und soll sich sein Gnadenbrot mit dem Spaten im Garten verdienen. Da bedarf es nur noch eines geringen Anstoßes, um sein Lebensschiff zum Stranden zu bringen. Daß sich seine älteste Tochter mit dem jungen Grafen einläßt, von ihm ein Kind bekommt und in die Stadt durchbrennt, gibt ihm den Rest. Er gerät mit dem Gehilfen des Verwalters, der sich eine abfällige Bemerkung über die Tochter erlaubt, in eine Schlägerei und trifft ihn dabei so unglücklich, daß er Krüppel wird. Der Graf entläßt ihn aus seinen Diensten, und der alte Keil steht mit seiner Familie vor dem Nichts. Was hilft es, daß sich seine entschlossene Frau mit aller Gewalt gegen das herannahende Elend stemmt? Das Schicksal hat gesprochen, die Kinder werden bald hungern. Da entschließt sie sich zum letzten Verzweiflungsschritt: sie bricht im Gutshof ein, wird dabei festgenommen und soll in die Stadt zum Gericht gebracht werden. Auf der Fahrt gelingt es ihr zu entkommen, sie kehrt nach Hause zurück und legt in ihrer abgrundtiefen Verzweiflung Feuer an die große Scheuer des Gutes.

Diese Feuersbrunst, deren die Dorfbewohner nur durch heldenmütigen Einsatz aller Kräfte Herr werden können, bedeutet im inneren Leben des Dominiums eine Wende. Es scheint, als ob die Wurzeln seines Daseinsgrundes plötzlich bloßgelegt sind.

Der Graf spricht für sich: Ich habe die Verwüstung angerichtet, durch meine Hand fiel das Weib; durch ihre Hand, von meiner Hand geleitet, ersteht die furchtbare Verheerung. Was die Knechtshand schafft, ist das nicht Gebot der Herrenhand? Denn der Knecht ist ohne Willen und ohne Entscheidung und ohne Freiheit; der Knecht ist gehorsam. Länger vermag ich nicht den Herrn darzustellen, wo ich immer spüre, Untertan der Sklaven zu sein ...

Und er reicht dem „Schwärmer" die Hand. Der Wille zur Neuordnung ist geboren.



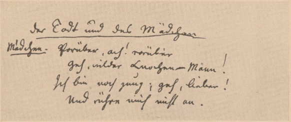
Goethe: „An den Mond", Schlußverse

Deutsche Gedichte und deutsche Dichter in der Handschrift

Es war ein schöner Gedanke des Insel-Verlages in Leipzig, eine Auswahl der bekanntesten deutschen Gedichte in der Handschrift wiederzugeben. Vierundvierzig deutsche Dichter von Martin Luther bis Rainer Maria Rilke sind mit ihren schönsten Gedichten vertreten. Dieses Buch vermittelt die schönsten seelisch-geistigen Erlebnisse. Es ist, als gewännen die Verse, die wir schon unzählige Male gelesen und gehört haben, nun, da sie in der Handschrift ihrer Dichter vor uns liegen, ein ganz neues Leben. Es ist, als erlebten wir ihr Entstehen nochmals mit, als klinge die Musik der Handschrift an unser Ohr, um uns teilhaben zu lassen an der Lust und Qual des Schaffens. Welch vielfältige Gefühle wecken diese so verschiedenen Handschriften in unsrem Gemüte! Wie viel Freude und Glück, wieviel Demut und Stolz, wieviel unaussprechliches Schicksal, wieviel Seelengeheimnis atmen diese Blätter, durch die uns die vertrauten Verse noch näher ans Herz wachsen und auf eine wundersam eindringliche Weise um die Liebe des deutschen Menschen zu seinen unsterblichen Gedichten und ihren Dichtern werben. („Deutsche Gedichte in Handschriften". Insel-Verlag, Leipzig. 104 S. RM 8.50)

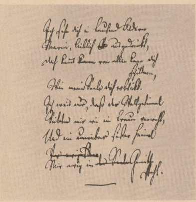
Ein anderes Buch: „Dichter in der Handschrift", Graphologische Deutungen zeitgenössischer Dichterwerke von Dr. Paul Caspar und Gertrud von Kügelgen (Adolf Sponholz Verlag, Hannover. 188 S. RM 7.50) bringt die Handschrift von 60 meist noch lebenden deutschen Dichtern der Gegenwart zusammen mit ihren Bildern. Dem Buch liegt eine Ausstellung von Dichterhandschriften im japanischen Palais in Dresden zugrunde, über die seinerzeit schon in den „Weltstimmen" berichtet wurde (Jahrg. 1935, S. 483). Auch dieses Buch vermittelt eine Fülle von Einsichten in das Wesen der Dichter. Kurzen Lebensdaten wird eine Deutung der Handschrift auf Wesen und Charakter des Schreibenden beigefügt. Wer weiß, wie schwierig solche Deutungen sind, wird es verstehen, daß man über diese oder jene Deutung geteilter Meinung sein kann. Es ist zu begrüßen, daß die Schriften in Originalgröße wiedergegeben sind, denn nur so vermögen sie in ihrer ursprünglichen Eigenart zu wirken; auch die Tatsache, daß die ausgewählten Handschriften den Schaffensprozeß durch alle Stadien der Korrektur und Überarbeitung sichtbar machen, verdient besonders angemerkt zu werden.

O. Heuschele

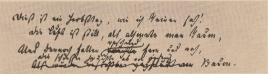


Der Todt und das Mädchen

Mädchen. Vorüber, ach! vorüber
geh, wilder Knochen-Mann!
Ich bin noch jung; geh, Lieber!
Und rühre mich nicht an.



Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich
schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Weltgetümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.



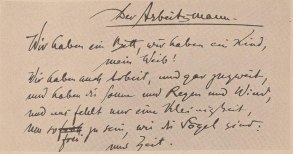
Dieß ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als athmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

Oben:
Matthias Claudius:
„Der Tod und das Mädchen"

Links:
Novalis:
Hymne

Unten:
Hebbel:
Herbstbild

Rechte Seite:
Richard Dehmel:
„Der Arbeitsmann"


Der Arbeitsmann.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit.

Sämtliche Handschriftproben aus „Deutsche Gedichte in Handschriften"
(Inselverlag, Leipzig)

Deutsche Olympiabücher

Unter den Werken, die das bleibende Ergebnis der letztjährigen Olympischen Spiele festhalten sollen, seien an dieser Stelle wenigstens vier Olympiabücher genannt, deren jedes andere Vorzüge besitzt.

Dem Starter der letzten drei Olympischen Spiele in Amsterdam, Los Angeles und Berlin, Franz Miller, verdanken wir das mit der größten Sachkenntnis geschriebene Werk „So kämpfte und siegte die Jugend der Welt" (Knorr & Hirth, München. 154 S. RM 4.80). Der Olympiastarter selbst stellt die Leichtathletik in den Mittelpunkt, wie es auch in Wirklichkeit ist. Für die übrigen Sportarten hat er sich andere Fachleute geholt. Unnötig zu betonen, daß Miller überzeugend und hinreißend von dem Kern der Spiele, den Kämpfen, erzählt.

Dr. Paul Wolff ist einer unserer besten Photographen überhaupt, und sein Werk „Was ich bei den Olympischen Spielen 1936 sah" besonders besticht durch die einheitliche Auffassung. Vor allem führt er uns mit seiner Kamera ganz nah an unsere Gäste heran. Unübertrefflich sind seine exotischen Typen, seine Zuschauerstudien und viele Detailaufnahmen. Für das Vorwort wurde der ausgezeichnete Sportschriftsteller Burghard von Reznicek gewonnen. Die Bilder sind ohne Unterschriften und sollen zuerst durch eigene Kraft wirken. Ein kurzer erläuternder Text findet sich vorn. Leider sind in der Siegerliste am Schluß keine Leistungen verzeichnet. (K. Specht Verlag, Berlin. Bilder 105 S., Text 30 S. RM 7.50)

Ein hervorragendes Bildwerk ist entstanden durch die Auswahl der besten Bilder aller Sportphotographen und Firmen. Wilhelm Limpert hat das in seinem Verlag herausgekommene Werk selbst gestaltet, Dr. Gerhard Krause, der Leiter der Presseabteilung im Organisationskomitee für die XI. Olympiade schrieb den Text. „Olympische Spiele Berlin 1936" werden in großen Zügen noch einmal lebendig. Kleinigkeiten bei den Angaben über einzelne Namen und Daten können noch verbessert werden. Der Laie wird sie freilich kaum bemerken. (W. Limpert, Berlin. 144 S. RM 5.—)

In dem Werke „Olympia 1936" von Willi Fr. Könitzer (Reichssportverlag Berlin. 174 S. RM 6.—) wird vor allem auf die völkerverbindende Kraft der Spiele hingewiesen. Der Empfang der Österreicher in Berlin und die Beschreibung der Eröffnungsfeier, bei der die Franzosen mit unbeschreiblichem Beifall überschüttet wurden, sind gut gewählte Beispiele dieser politischen Haltung. Könitzer gelingen auch sonst überraschend glückliche Formulierungen. Das Feierliche, das Allgemeingültige der Spiele, will er immer wieder unterstreichen und es gelingt ihm, dafür ehrliches und echtes Pathos zu finden. Die Auswahl der Bilder ist hervorragend und die Ausstattung des Reichssportverlages würdig.

D. Bartens

Goethes Ahnen

Wer wäre nicht erstaunt, unter den Ahnen Goethes die heilige Elisabeth und Karl den Großen zu finden? Und doch ist diese Abstammung durchaus gesichert.

Wie aber kam das Blut Karls oder das der heiligen Landgräfin von Thüringen, in den Stamm des einfachen Bürgergeschlechtes, das doch erst mit Johann Wolfgang selbst geadelt wurde?

Es kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß unter den nächsten Vorfahren Goethes die beiden Geschlechter seiner Großeltern mütterlicherseits, die Textor und die Lindheimer, die bedeutendsten gewesen sind.



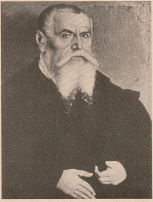
Karl der Große
(Aufn. Löhrich)

Durch die Lindheimer im besonderen stammte Goethe von dem kursächsischen Kanzler Brück ab, der seit dem Wormser Reichstag an fast allen wichtigen Entscheidungen der evangelischen Sache wesentlich beteiligt war und der einer der Mitbegründer der Jenaer Universität wurde, für die Goethe dann in hervorragender Weise tätig war; desgleichen von Lucas Cranach, dem Maler Luthers und seines Kreises, der sein Leben in Weimar beschloß.

Über die Lindheimer stammte Goethe aber auch von dem marburgischen Rentmeister Ludwig Orth ab, der gegen 1500 eine natürliche Tochter des hessischen Landgrafen Heinrich III. heiratete.

So kommt es, daß der Dichter eine lange Reihe von Fürstlichkeiten zu seinen Ahnen zählt und darunter solche von geschichtlichem Rang wie den ersten Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Streitbaren, oder Kaiser Ludwig den Bayern, den Wittelsbacher, der als letzter deutscher Kaiser einen großen Kampf gegen die Päpste seiner Zeit führte.

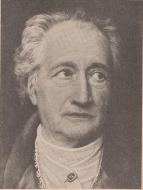
Obenan aber stehen die allen Deutschen verehrungswürdige Landgräfin Elisabeth von Thüringen, deren Burg hoch über der Stadt Eisenach den jungen Goethe so manchesmal beherbergte, und Kaiser Karl, dessen Lieblingspfalz Ingelheim nicht weit von Frankfurt gestanden hat. So lebte und webte der große Dichter im Bannkreis seiner hohen Ahnen. Und es ist für uns recht lehrreich, auch im Bilde einmal Vergleiche zu ziehen, bei denen sich zum Teil überraschend verwandte Züge enthüllen. H. R.



Selbstbildnis von Lucas Cranach
(Aufn. Löhrich)

Geheimrat Goethe und die bunten Eier

Von S. Droste-Hülshoff



Ausschnitt aus Stielers Goethebildnis von 1828

Als der junge Herzog Karl August seinen Freund Goethe nach Weimar berief und ihn hier mit allen erdenklichen Gunstbeweisen überhäufte, schüttelten die alten Mucker und Spießer in der schönen Ilmstadt gar bedenklich die Köpfe. Ein unbekümmert lustiges, ja oft recht tolles Treiben herrschte seit dem Einzug des berühmten Frankfurters am herzoglichen Hofe. Ein Fest folgte dem andern. Man raunte in Weimars Gassen und Häusern mißbilligend von allerlei Streichen, von wilden Schlitten- und Wagenfahrten nach Tiefurt und Ettersburg, von der heimlich zugemauerten Zimmertüre des buckligen Hoffräuleins von Göchhausen und noch manchen anderen, weniger harmlosen Ulkereien und fand, daß der fremde Dichter gerade keinen guten Einfluß auf den Landesherrn ausübte. Einige Minister drohten sogar mit ihrem Rücktritt, als Karl August seinem Freunde staatliche Ämter übertragen wollte. Trotzdem blieb Goethe Karl Augusts Zuneigung. Er wurde nach kaum halbjähriger Anwesenheit in Weimar Geheimer Legationsrat, und allmählich gewöhnten sich die Kleinstädter an den berühmten Dichter, seine Eigenart und manches Neue, das durch ihn in Weimar Eingang fand.

Schließlich hatte der Geheime Legationsrat auch seine augenfälligen guten Seiten. Vor allem war er kinderlieb, und die Kinder seiner Freunde und Bekannten hingen mit Begeisterung an ihm. Zumal im zeitigen Frühjahr, wenn die Osterwoche nahte, bemächtigte sich der Jugend in den Häusern der Stein, der Herder und all der anderen guten Weimarer Freunde Goethes stets eine freudige, erwartungsvolle Aufregung, pflegte doch der Geheime Rat in seinem Garten immer eine Kindergesellschaft zu veranstalten, deren Höhepunkt ein vergnügtes Eiersuchen bildete.

Goethe mag sich selbst in seinen Jugendtagen im Hause am Großen Hirschgraben zu Frankfurt an lustig bunten, von der Frau Rätin Goethe eigenhändig gefärbten und verborgenen Eiern erfreut haben. Sicherlich kannte man auch in Weimar lange vor Goethes Zeit schon die farbigen Eier als Attribut des Osterfestes. Jedenfalls aber scheint der große Dichter den Brauch des Eierversteckens und -suchens in der Ilmstadt neu eingeführt und zuerst als besondere Kinderfreude gestaltet zu haben. Aus Aufzeichnungen des Dichters Matthison, von Friedrich Wilhelm Riemer, dem Hauslehrer von Goethes Sohn August und anderer erfahren wir ziemlich ausführlich, wie sich das Ostereiersuchen damals in Alt-Weimar abspielte. Es fand offenbar meistens am Karsamstag und, wenn es das Wetter irgend



Kurfürst Friedrich I. von Sachsen
(Aufn. Löhrich)

zuließ, in Goethes Garten jenseits der Ilm statt. Da standen nahe beim Parkeingang auf einem weiten, freien Platz ein paar mächtige Linden und unweit davon allerlei Büsche und schön geschnittene Hecken, die verschiedene gewundene Gänge und lauschige Winkel bildeten. Hier waren die in allen Regenbogenfarben leuchtenden Ostereier gut versteckt und warteten darauf, von den strahlenden Kindern aufgestöbert zu werden. Die größeren der eingeladenen Kinder mußten unter viel Lachen und fröhlichem Geschrei wohl auch ein wenig auf die Bäume klettern, wo in den Astgabeln zwischen dem sprossenden jungen Frühlingsgrün da und dort rote, blaue und gelbe Eier schimmerten. Die Hecken waren stellenweise zu Pyramiden verschnitten. Hier hingen Würstchen, Backwerk und Zuckerzeug, was alles die kleinen Gäste nur mit gewandten Sprüngen erlangen und herunterzupfen konnten. In irgendeinem Winkel steckte auch stets ein Nest mit einem süßen Zuckerosterhasen. Dieses zu finden war der größte Wunsch aller Kinder, und die Jungen oder Mädel, die es glücklich entdeckten, strahlten vor Freude und Stolz und wurden von den andern gründlich beneidet. Nach dem Eiersuchen erfreuten sich die Kinder auf der Wiese an Eierspielen, Haschen und sonstigen Belustigungen. Sie durften sich nach Herzenslust austoben, tun und lassen, was sie wollten, und dies mag in jenen Tagen, wo man die Jugend höchst gesittet, streng und in ihrer persönlichen Freiheit sehr beschränkt erzog, an sich schon für die kleinen Gäste eine herrliche Osterfreude gewesen sein.

Die Kinder wurden noch mit Backwerk und süßen Getränken bewirtet. Für die Eltern der Kleinen, die ebenfalls zum Feste geladen waren, gab es in Goethes Gartenhause oder an einem hübschen Plätzchen im Freien einladend gedeckte Tafeln, wo man sich in Gesellschaft des Gastgebers vorzüglich unterhielt. Goethe sorgte auch dafür, daß die Hauslehrer und Hofmeister, die damals die Kinder aus vornehmen Häusern betreuten und ihre Schützlinge begleiteten, an besonderen Tischen tafelten und das fröhliche Treiben der Jugend nicht störten. So war das Ostereiersuchen in Goethes Garten immer ein äußerst vergnügtes Ereignis für die Jugend aus dem gesamten Bekanntenkreis. Goethe scheint das Eiersuchen schon wenige Jahre nach seinem Eintreffen in Weimar erstmals veranstaltet zu haben. Damals gab er das kleine Fest den Kindern seiner Freunde, später dann für seinen kleinen August und dessen Spielgefährten. Aber auch der alte Geheimrat Goethe vergaß nicht Osterhasen und farbige Eier! Noch im März des Jahres 1825 berichtet uns ein Brief Riemers vom Eiersuchen „bei Goethe im Garten". Und auch in den folgenden Frühlingen, die der Olympier noch auf dieser Erde verlebte, wird er wohl seinen Enkelkindern und ihren kleinen Freunden die Osterfreude des Eiersuchens nicht vorenthalten haben.

Almanache deutscher Verlage

Die Almanache der großen Verlage sind die alljährlichen geistigen Rechenschaftsberichte über ihre Arbeit, sie bilden einen mehr oder minder gültigen Querschnitt durch die Verlagsarbeit. Im weiteren Sinne aber sind sie auch Wegweiser durch das Schrifttum der Gegenwart und zeigen die geistigen Bemühungen auf, die der Erhaltung des ewigen Gutes der Vergangenheit dienen.

Der Insel-Verlag hat in seinem „Almanach auf das Jahr 1937" wieder eine reiche Fülle wertvoller Beiträge vereinigt. Neben Erzählungen von Reinhold Schneider, Josef Mühlberger, Edzard Schaper, K. H. Waggerl, Friedrich Schnack und H. F. Blunck stehen Gedichte von Hans Carossa, Max Mell, Theodor Däubler und Robert Faesi. Zwei schöne Briefe Rilkes verdienen mit Ernst Bertrams Worten „Von Wesen und Zukunft unseres Gedichts" besonders erwähnt zu werden. Durch schöne Bildbeigaben und seltene Proben aus dem klassischen deutschen Schrifttum wird der Almanach zu einem Buch, in dem sich Zeit und Ewigkeit, aber auch die Geister der Völker berühren.

Der Almanach „Austritt 1936/37" des Verlages Albert Langen/Georg Müller, München, dient vor allem dem zeitgenössischen deutschen und nordischen Schrifttum. Namen wie Josef Weinheber, Hans Grimm, Ernst Wiechert, Heinrich Zillich, Wilhelm Schäfer, Paul Alverdes, Franz Tumler und andere bezeichnen hier den Inhalt, während von den nordischen Autoren Knut Hamsun, Trygve Gulbranssen, Gunnar Gunnarsson und der schottische Dichter Neil Gunn vertreten sind. Besonders erwähnt mögen die zahlreichen Proben lyrischer Dichtung werden. Schöne Bilder von Weinheber, Grimm, Zillich, Perkonig, Claudius und Gunn schmücken den Almanach.

Im 50. Jahre des Verlagsbestehens erscheint der Almanach des Verlages S. Fischer, Berlin, der aus älteren, neueren und neuesten Werken der Verlagsautoren Proben veröffentlicht. Namen wie H. Hesse, O. Flake, R. Billinger, M. Hausmann und O. Loerke bezeichnen den Umkreis dieses Almanachs, dem keine Bilder beigefügt sind.

Zum 40. Jahre seines Bestehens legt der Verlag Eugen Diederichs in Jena einen an wertvollen Beiträgen reichen Almanach vor: „Das werdende Reich". Dichterische, kulturgeschichtliche und geschichtliche Beiträge wechseln in bunter Fülle ab. Neben den älteren Autoren, deren Namen bereits heute gültigen Klang im Schrifttum haben, wie Benz, Dwinger, Gmelin, Reichardt, Blunck und Bröger stehen die jüngeren wie L. Fr. Barthel, Josefa Behrens-Totenohl, Anton Dörfler und Ernst Wilhelm Eschmann. Eine Zeittafel zeigt in großen Zügen die Entwicklung des Verlages während der vierzig Jahre seines Bestehens. Das Ganze ist ein schönes Dokument des deutschen Geistes der Gegenwart. Die Texte werden auch hier durch wertvolle Bilder ergänzt.

O. Heuschele

Literarischer Osterspaziergang

Wiedergeburt der Klassik

Wir haben an dieser Stelle erst kürzlich die Frage nach dem Wert und Charakter der Begriffe „Klassiker“ und „Klassiker-Ausgaben“ für unsere Zeit aufgeworfen. In diesem Zusammenhange erscheinen uns die neuen Klassiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts in Leipzig besonders begrüßenswert. Sie haben mit den früheren Ausgaben von Meyers „Klassikern“, aus denen sie hervorgegangen sind, noch immer die wissenschaftliche Haltung und die saubere Ausstattung gemeinsam; darüber hinaus aber ist hier ein Weg gefunden worden, um diese Ausgaben nach innen und außen neu zu beleben, sie in Anordnung und Zusammenstellung erst wahrhaft volkstümlich zu gestalten — nicht nur im Preise und in der einfach-geschmackvollen Ausstattung der Bände, sondern auch im Zusammenwirken heutiger Dichter und Künstler mit den wissenschaftlichen Herausgebern.

Den Beginn dieser neuen Reihe machen die Werke zweier niederdeutschen Dichter: Fritz Reuter und Theodor Storm. Reuters Werke in 12 schmiegsamen Leinenbänden (RM 22.80) sind von W. Seelmann und Heinrich Broemse herausgegeben worden, mit einer Einführung des mecklenburgischen Dichters Friedrich Griese und mit liebenswürdigen Federzeichnungen von Fritz Koch, Gotha, die dem Leser die unvergeßliche Welt von Reuters Gestalten mit ihrem ganzen behaglichen Humor auch im Bilde vor Augen führen. Die Neubearbeitung von Storms Werken (in 9 Bänden, RM 17.10) hat Fritz Böhme übernommen. Die Einführung stammt von Hans Friedrich Blunck, die Zeichnungen von Karl Wernicke atmen den zarten lyrischen Reiz, der Storms gesamtes dichterisch-erzählerisches Werk durchweht. Von Karl Wernicke stammen auch die Federzeichnungen zu der seither erschienenen Neuausgabe von Schillers Werken (in 12 Bänden, RM 22.80), die nach der Bellermannschen Ausgabe von Benno von Wiese herausgegeben worden ist, in der gleichen Ausstattung (bei der jeweils nur die Farbe der Leinenbände wechselt). Von dieser Ausgabe sind bisher 11 Bände erschienen, der Schlußband mit einer Biographie und wissenschaftlichen Anmerkungen wird voraussichtlich im Frühsommer erscheinen. Die Neuausgabe von Kleists Werken, für die wieder der Kleistforscher Minde-Pouet zeichnet, wird durch die Biographie und die Briefe des Dichters in zwei Bänden ergänzt, die mit zeitgenössischen Porträts und Faksimiles geschmückt sind. Die Ausgabe wird nach ihrem bevorstehenden Abschluß insgesamt 8 Bände umfassen und neben den zeitgenössischen ebenfalls moderne Abbildungen enthalten (RM 15.20). Hier kündigt sich eine sehr glückliche Überwindung der feierlichen Klassiker-Ausgaben von ehedem an, bei denen der wissenschaftliche Apparat oft noch zu viel Raum einnahm oder der Bildschmuck sich allzu sehr vordrängte oder auch in der einförmigen Art der Ausstattung der Geist der erhabenen Langeweile umging.

Lebendiges Erbe

Zurück in die Urtiefen des Volkstums führt uns die Sammlung von Dr. Georg Graber „Sagen und Märchen aus Kärnten“ (Leykam-Verlag, Graz, 442 S., RM 4.—), mehr als 500 Sagen, die in der überwiegenden Mehrzahl unmittelbar aus mündlicher Überlieferung geschöpft sind. Dabei ist die einfache Urform, die in ihrer Kunstlosigkeit besonders eindringlich wirkt, systematisch erhalten geblieben, in ihrer ganzen naiven Kraft, als Abbild des Volksglaubens an die geheimen Mächte des Lebens, an die ewige Dämonie der Natur, die gerade inmitten der geheimnisvollen Größe der Bergwelt noch in den Herzen der Menschen in voller Stärke lebt und wirkt. „Sage ist eigentlich bäuerliche Geschichtsschreibung“, bekennt der Verfasser, dem außer seinem umsichtigen Fleiß auch die echte Ehrfurcht gegen die rätselhaften Gebilde einer ursprünglichen Phantasie besonders nachzurühmen ist.

Das „Deutsche Anekdotenbuch“, herausgegeben von Paul Alverdes und Hermann Rinn mit 43 Holzschnitten von Alfred Zacharias (Georg D. W. Callwey, München, 317 S., RM 3.80) ist bereits in zweiter Auflage erschienen, eine ausgezeichnete Sammlung kennzeichnender Kurzgeschichten aus alten deutschen Schwanksammlungen und anderen Quellen volkstümlicher Überlieferung bis zu Goethe und Kleist, zu Johann Peter Hebel und Jeremias Gotthelf, zu Gottfried Keller und Gustav Freytag. Es ist bezeichnend, wie hier unter der sammelnden und sichtenden Hand der Herausgeber, die selbst nur einen Teil der älteren Werke vorsichtig überarbeitet haben, aus so verschiedenen Quellen ein organisches Ganzes erwachsen ist, eine launige Kulturgeschichte, aus der der Volksgeist lebendig zu uns spricht, ein farbenfrohes und nahezu unerschöpfliches Gewimmel wechselnder Gestalten, Geschichten von Liebe und Tod, von Krieg und Frieden, von Narren und Weisen, von Räubern und Rittern, von Bauern und Pfaffen, von guten und bösen Weibern, von echten und falschen Geistern und anderem fröhlichen Spuk.

Ein „Lese- und Singbuch“ für den Hausgebrauch haben Cosmus Flam und Otto Heinrich Fleischer zusammengestellt unter dem Titel „Die Winterpostille“ (Bergstadt-Verlag, Breslau, 366 S., RM 7.50): Lieder und Gedichte vom Winter, Erzählungen und Naturbilder, die den Jahresablauf vom Herbst bis zum beginnenden Frühling schildern. In der Hauptsache handelt es sich um Lesefrüchte von der Bibel an über mittelalterliche Legenden und fromme Gesänge bis zu Goethe und der Romantik. Über Stifter, Storm und Conrad Ferdinand Meyer führt der Weg dann noch weiter bis zu Wilhelm von

Scholz, Josef Winkler und Josef Ponten und über unsere Grenzen hinaus zu Andersen, Tolstoi und Selma Lagerlöf. Im allgemeinen sind die abgeschlossenen Stücke und Fragmente klug gewählt, auch volkstümlich gehalten, offenbar mit besonderer Berücksichtigung einer katholischen Leserschaft, und so ist eine Art fromm-weltliches Brevier entstanden, dessen Wert vor allen Dingen in der unmittelbaren Anregung zum Vortrag und Nachlesen im Familienkreise liegt, auch wenn die Auswahl selbst etwas subjektiv begrenzt erscheint.

Einen ähnlichen Versuch mit anderen Mitteln unternimmt der österreichische Dichter Max Mell in seinem „Haus- und Volksbuch deutscher Erzählungen" (L. Staackmann Verlag, Leipzig, 375 S., RM 4.80). Auch hier weist der Wille des heutigen Dichters, der als Sammler von Erbgut auftritt, zurück zu den geistigen Ursprüngen des Volkstums. Die Sammlung steigt von den reinen Quellen des Märchens aus zum Bilde von Menschen und Dingen, zu kleinen und großen Geschehnissen auf. Als Autoren treten uns wieder die vertrautesten Namen entgegen: Goethe und Kleist, Arnim und E. Th. H. Hoffmann, J. P. Hebel und J. Gotthelf, Gottfried Keller, Stifter, Storm, Klaus Groth und Detlev von Liliencron, Peter Rosegger, M. von Ebner-Eschenbach, Max Dauthendey, Hermann Stehr, Emil Strauß, Hans Grimm und Hans Friedrich Blunck.

Eine ganz allerliebste Gabe ist „Goethes Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein", 36 Handzeichnungen Goethes, ausgewählt von Hans Wahl (Insel-Verlag, Leipzig, RM 4.—) — eine Anzahl von größtenteils farbigen Zeichnungen, Landschaften, Phantasie- und Erinnerungsbilder, wilde Gebirge und sanfte Täler, antike Bauwerke, mittelalterliche Kastelle auf felsiger Höhe, Meere und Ströme — spielerischer Ausfluß einer großen Empfindung, die das Bild der Welt in beschaulichen Stunden noch einmal im farbigen Abbild zurückwirft, in einer Mischung von romantischer Traumwelt mit Zügen erlebter und erahnter Wirklichkeit.

Die meisterhafte Erzählung von Jeremias Gotthelf „Die schwarze Spinne", die die Inselbücherei schon vor einer Reihe von Jahren aus dem Werk des Dichters herausgehoben hat, ist jetzt in einer sehr schönen, typographisch hervorragenden Ausgabe der Hausen Verlagsanstalt, Saarbrücken, erschienen (144 S., RM 2.—), mit einem klugen Nachwort des saarländischen Dichters Johannes Kirschweng. Auch hier ein Stück echten Volkslebens, nah und lebendig gesehen, dichterisch gestaltet und mit visionärer Kraft vor den Hintergrund des Dämonischen gestellt, der die drängende Sprache und den ganzen atemlosen Fluß der Handlung mit der inneren Glut seiner Atmosphäre erfüllt. Das ist alles mit frommer, starker Hand gestaltet, voll gläubiger Zuversicht.

Die Bauerngeschichten von Ludwig Thoma sind in dem Sammelband „Meine Bauern" (Langen/Müller Verlag München, 263 S., RM 4.—) vereinigt worden — eine schöne Jubiläumsgabe für alle Freunde dieser gesunden, kraftvollen und humorgetränkten Volkskunst, die uns heute noch so lebendig anspricht wie zur Zeit ihrer Entstehung.

Wilhelm Schäfers „Anekdoten" sind jetzt in einer billigen Volksausgabe erschienen (ebd., 348 S., RM 4.80). Auch das ist eine hochwillkommene Gabe, die diese kleinen Meisterwerke heutiger deutscher Erzählungskunst auch breiteren Kreisen zum erreichbaren Besitz werden läßt; eine Fülle von bekannten und unbekannten Schicksalen wird hier dichterisch erschlossen und gebändigt, im einzelnen Bild zusammengefaßt, vorbildlich in Form und Haltung, abwechslungsreich und doch harmonisch abgestimmt im Inhalt — ein Teil deutscher Prosa, der heute schon zu unserem allgemeinen Erbgut gehört.

Dazu gesellen sich noch ein paar Einzelausgaben von Erzählungen Wilhelm Schäfers: „Die unterbrochene Rheinfahrt" (ebd., 11. bis 15. Tsd., 122 S., in Leder geb. RM 2.50) und das neuere Werk „Anckemanns Tristan" (ebd., 127 S., in Leder geb. RM 2.50). Beide Werke führen auf den gleichen Schauplatz, und sie handeln beide von jungen Menschen in seltsamer Schicksalsverwirrung. Neben die beziehungsreiche Abenteuerfahrt des jugendlichen Ausreißers in der „Unterbrochenen Rheinfahrt", der sich in den Strudel fremder Geschicke und ungeahnter Ereignisse überraschend hineingezogen sieht, tritt in dem zweiten Werke eine seltsam versponnene Liebesgeschichte, die auf die gleiche Grundlage zurückgeht wie Kleists Anekdote vom „neuen glücklichen Werther", dem sein mißglückter Selbstmordversuch erst den Weg zur Geliebten frei macht. Das ist mit Anteil und Überlegenheit zugleich erzählt, über die bloße Anekdote hinaus ins Erzählerische emporgehoben, aus seiner Umwelt heraus entfaltet und aus seinen menschlichen Zusammenhängen bis in alle Tiefen der Verwicklung hinein klargelegt.

Auch von Emil Strauß sind zwei Einzelausgaben zu erwähnen: die Volksausgabe des historischen Romans „Der nackte Mann" (Langen/Müller, München, 19.—30. Tausend, 269 S., RM 3.60), ein lebendiges Bild vergangenen Daseins, voll von farbigen und hintergründigen Begebenheiten, kunstvolle Wirrnis von Schicksalen und Charakteren, die von beherrschender Hand sicher zum Ausgang geleitet werden, gelöstes Kräftespiel, über dem doch allenthalben das strenge Gesetz der adligen Form sich erhebt. Ferner die schöne Novellensammlung „Der Schleier" (ebenda, 11.—15. Tausend, 310 S., RM 4.80), die in des Dichters Gesamtwerk eine besondere Stellung einnimmt, durch die köstliche Reife der kleinen Erzählungen, die in sprachlicher Vollendung und geschlossenem Aufbau aus aller Fülle der Erscheinungen in rätselhafte Tiefen des seelischen Daseins führen. Neben der Titelerzählung von der tapferen Frau, die durch ihre leise Güte den verlorenen Gatten zu sich zurückholt,

ist vor allem die Geschichte vom „Gartenaere" zu nennen, worin die Gestalt eines Einsamen der ganz in den Raum von Welt und Menschheit hineingestellt wird, sich durch Leid und Verzicht zu aufopfernder Liebe emporsteigert.

Genius in Fesseln

Das Leben des unglücklichen Christian Schubart, des Gefangenen vom Hohen-Asperg, hat Eduard Thorn nachgestaltet: „Genius in Fesseln" (Wilhelm Gottlob Korn Verlag, Breslau, 264 S., RM 4.80), in einer Darstellung, die zwischen Roman und Tatsachenbericht schwankt, aber immer lebendig und gegenwärtig bleibt, in der Gestaltung des Einzeldaseins zugleich ein ganz versunkenes Zeitalter heraufbeschwört, die eigenartige Verstrickung von Schuld und Schicksal im Leben Schubarts glaubhaft macht und nahebringt.

Der Einzelgänger

In einem einzigen Band zusammengefaßt erscheint das Werk des geistreichen deutschen Satirikers Lichtenberg, herausgegeben von Rudolf K. Goldschmitt (Walter Hädecke Verlag, Stuttgart, 434 S., RM 4.50), in einer Auswahl, die außer der Selbstbiographie und den Aphorismen eine Anzahl der wichtigsten Aufsätze, Biographien und Satiren und eine Reihe von Briefen umfaßt und auf diese Art ein scharf umrissenes Bild von Lichtenbergs Wesen und Denkart vermittelt. Auch hier ist die chronologische Folge im Gegensatz zu den sonstigen neueren Ausgaben wiederhergestellt worden. So ist ein kleiner kosmischer Spaziergang durch Leben und Werk des großen Aphoristikers entstanden; in dieser Welt eines freien und klaren Geistes leuchtet ein unsichtbares Licht bis in letzte Dunkelheit hinein. Mit Recht bekennt hier ein Mann von sich selbst: „Mit der Feder in der Hand habe ich mit gutem Erfolge Schanzen erstiegen, von denen andere mit Schwert und Bannstrahl bewaffnet, zurückgeschlagen worden sind."

Musik der Lyrik

Eine mustergültige Sammlung dichterischen Volksguts bilden die 36 Bändchen der „Deutschen Gedichte", herausgegeben von der Deutschen Akademie München (R. Oldenbourg, München-Berlin, Einzelbändchen je RM —.45, Gesamtausgabe in zwei Leinenbänden je RM 6.—). Diese leichten grauen Bändchen sind als Taschenausgaben gedacht. Sie enthalten auf gedrängtem Raum fast alles Wesentliche und Bleibende deutscher Lyrik vom Minnesang bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Dem Bildnis des Dichters folgt jeweils ein kurzer Lebenslauf in wenigen Zeilen und eine knappe Einführung vom Umfang einer Seite. Im übrigen müssen die Gedichte selbst zum Leser sprechen. Das tun sie auch, denn bei der Auswahl hat nicht das rein literarisch-historische Interesse für die einzelne Dichterpersönlichkeit in ihrer Zeitgebundenheit den Ausschlag gegeben, sondern die überzeitliche Bedeutung, die der einzelne und sein Werk innerhalb der Gesamtentwicklung beanspruchen darf und durch die es auch vor der Nachwelt weiterbestehen kann. Dieses strenge Prinzip der Auslese läßt das, was dabei übrigbleibt, um so freier und gelöster von aller zeitlichen Bindung zum heutigen Leser sprechen. Neben Volkslied und Minnesang treten alsbald das Barock und die Dichtung des 18. Jahrhunderts in Sammelbänden, die jeweils bereits einen Teil der besten Namen ihrer Zeit umfassen. Bei den Einzelbänden begegnen wir all den teuren Gestalten, die uns die Kette der Geister in der Geschichte der Dichtung unseres Volkes bedeuten, Paul Gerhardt, Angelus Silesius und Andreas Gryphius für das 17. Jahrhundert, dann Klopstock und Claudius, Goethe und Schiller, Hölderlin, Novalis und Eichendorff, Platen und Lenau, Uhland und Mörike, Hebbel und Storm, C. F. Meyer, Fontane, Nietzsche, Liliencron und Dehmel. Es ist beinahe zu bedauern, daß die schöne Reihe, die schon so viel wertvolles dichterisches Erbgut enthält, bereits zum Abschluß gelangt sein soll, und es ist aufrichtig zu wünschen, daß ihr nicht nur ein voller Erfolg, sondern auch noch weitere Ergänzungen beschieden sein mögen. Die Bändchen haben vor den meisten lyrischen „Anthologien" das eine voraus, daß sie trotz ihres Festhaltens an der Gesamteingliederung doch auch gerade den einzelnen Dichter im geschlossenen Bilde in Erscheinung treten lassen; und vor älteren Einzelausgaben dieser Art, wie etwa den Bänden der Kürschnerschen Nationalliteratur, haben sie wieder die noch größere Gedrängtheit und Handlichkeit voraus. Außerdem ist die Ausstattung trotz der einfachen Broschur mustergültig, und die Gedichte werden in einer wirklich würdigen Form dargeboten.

Es gibt viele, sehr viele, recht gute und gründliche Sammlungen deutscher Barocklyrik, denn das Zeitalter des deutschen Barocks, von der Hochblüte deutscher Dichtung im folgenden Jahrhundert allzu sehr überdeckt und überstrahlt, und mit Ausnahme der geistlichen Lyrik und des Volksliedes in den älteren Literaturgeschichten immer etwas abfällig behandelt, steht der heutigen Menschheit wieder seltsam nahe durch die Art, in der es aus aller Zerrissenheit und aller seelischen Zerstörung einer endlosen Kriegszeit, durch einen unermeßlichen Abgrund von Verzweiflung und allen Taumel hemmungsloser Genußsucht wieder zur Überwindung und zu den einfachen und ewigen Dingen des Lebens hinfindet. Von allen diesen zum großen Teil sehr brauchbaren Sammlungen ist dies die liebenswürdigste: „Dichter des deutschen Barocks" — weltliche und geistliche Lieder des 17. Jahrhunderts mit 43 Bildern nach Kupferstichen der Zeit ausgewählt und herausgegeben von Ernst L. Hauswedell (Dr. E. Hauswedell & Co., Hamburg, 112 S., RM 3.—). Die ganze deutsche Barocklyrik vor Christian Günther ist hier vertreten, von Weckherlin und Opitz an, über die späteren Schlesier, vor allem den schwermütigen Andreas Gryphius, zu dem sanften Simon Dach, dem idyllischen Johann Rist, dem herrlich jugendlich-männlichen Paul Fleming, an dem eine große Hoffnung der deutschen Dichtung nur allzu

früh zugrunde gegangen ist. Die kleine Sammlung ist musterhaft in Auswahl und Abstimmung der Gedichte, und die mit feinstem Verständnis ausgewählten Vignetten nach alten Kupfern tun das Ihre dazu, um den vollen Grundton dieser Gedichte aus ihrer Zeit heraus aufklingen zu lassen.

In der gleichen zierlichen Art (wie übrigens auch die in derselben Sammlung erschienenen „Alte Seemannslieder und Shanties", die schon früher an dieser Stelle gewürdigt wurden) ist auch eine Sammlung polnischer Volkslieder ausgestattet: „Dudelsack, Schalmei und Geige" (ebd., 95 S., RM 3.—). In der deutschen Nachdichtung von Robert Walter ist der ganze Reiz des Originals aufgefangen, die eigenartige Mischung von Munterkeit und Schwermut, die uns im slawischen Volkslied immer wieder neu entzückt: Liebessehnsucht und Liebesleid, Lebensfreude und Todesbangen, Reiter- und Jagdlieder, Tanz- und Hochzeitslieder, zu denen wieder die reizenden Vignetten nach Federzeichnungen von Edward von Manteuffel ihren Teil beitragen, um auch dieses Bändchen zu einem wahren Schmuckstück zu gestalten.

Eine neue Auswahl aus den Gedichten von Christian Morgenstern „Meine Liebe ist groß wie die weite Welt" hat Margarete Morgenstern herausgegeben (Piper & Co., München, 222 S., RM 4.80). Hier ist auf gedrängtem Raum der ganze Morgenstern erfaßt, in seiner Tiefe, in seinem Ernst, wie in der fast überirdischen Leichtigkeit seines Humors, der bei allen burlesken Seitensprüngen doch zugleich immer etwas Kosmisches enthält. Dabei sind aber die Palmström- und Galgenlieder, durch die Morgenstern etwas zu sehr von der einen Seite seines Schaffens her bekannt geworden ist, grundsätzlich beiseite gelassen worden. Ein ungeheurer Reichtum der geistigen Empfindung und der lyrischen Gestaltung entfaltet sich hier. Von aller Urgewalt des Elementaren bis zum zartesten Volksliedston wird das ganze Gebiet der Lyrik durchmessen, die weltanschauliche Betrachtung und das reine Gefühl — welche Fülle, welche Glut und welche Demut vor der ungreifbaren Größe des Alls! Alle Seligkeit Himmels und der Erden wird hier von einem liebevollen, gläubigen und dankbaren Herzen ausgeschüttet, das in aller Harmonie der Schöpfung mitschwingt.

Daneben wirkt die Gedichtsammlung von Dr. Owlglaß „Kleine Nachtmusik" (R. Piper & Co., München, 127 S., RM 3.80) im ganzen doch ein bißchen matt und verspielt, so amüsant die kleinen Stückchen auch im einzelnen erscheinen mögen, launige Beobachtungen in Vergleich und Gegenüberstellung von Mensch und Umwelt, voll echter Naturfreude und gelinder Wehmut über die Fragwürdigkeit des ganzen Schauspiels und die Vergänglichkeit des Betrachters. So wird hier die Zwiesprache mit der kleinen und großen Welt immer wieder zum Selbstgespräch eines klugen und besinnlichen Skeptikers, der doch zugleich noch im Reich des Idyllischen zu Hause ist.

Dr. K. Blanck

„Volksdeutsche Dichtung der Zeit"

Sonderbericht für die Weltstimmen

Die schon zur Tradition gewordene Einrichtung, jeweils im Frühjahr und Herbst in großen einheitlichen Veranstaltungsreihen Dichter vor der Berliner Öffentlichkeit aus ihren Werken lesen zu lassen, fand in der Zeit vom 1.—6. März d. J. ihre erfolgreiche Fortsetzung mit der 7. von der Amtsleitung der NS-Kulturgemeinde und der Reichshauptstadt gemeinsam durchgeführten Dichterwoche „Volksdeutsche Dichtung der Zeit". Wie schon im vergangenen Herbst die Woche zeitgenössischer Kriegsdichtung fand auch diese neue Veranstaltung wieder überfüllte Säle und stürmische Begeisterung. Sechs grenz- und auslanddeutsche Dichter lasen aus ihren Büchern: Heinrich Zillich zuerst, der mit einem Kapitel aus seinem Siebenbürgen-Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten" die Probleme aus dem Nebeneinanderleben von Rumänen, Deutschen und Ungarn in Siebenbürgen aufwies. Sein Landsmann Erwin Wittstock gab eine für sein Schaffen bezeichnende Novelle „Die Verfolgung". Am 3. Abend kam Robert Hohlbaum mit Proben seiner Kunst, gegenwartsgültige Bilder aus der österreichischen Geschichte zu gestalten („Zweikampf um Deutschland", „Getrennt marschieren") und mit einer feinsinnigen Johann Strauß-Novelle „Der Kronprinz" zu Worte. Ein besonders eindrucksvoller Abend in Tegel machte mit dem Südtiroler Anton Graf Bossi Fedrigotti, dem Autor des „Standschützen Bruggler" und des Nachkriegsromans „Das Vermächtnis der letzten Tage" bekannt. Bruno Brehm las dann am 5. März aus „Apis und Este" das dramatische Vorspiel der österreichischen Tragödie in Serajewo und ein Bekenntnis zur „Heimat in Böhmen". Den Ausklang der Woche gab eine Lesung Karl Heinrich Waggerls, in dessen Werk der bäuerliche Mensch als ewige Grundform deutschen Lebens offenbar wird. Weitere gleichzeitige Lesungen der Dichter in den Schulen, vor dem Arbeitsdienst und der HJ. verstärkten noch die Breitenwirkung dieser Woche, die die kulturelle Verbundenheit des Reichs mit den deutschen Volksgruppen jenseits der Grenzen aufs schönste ergab.

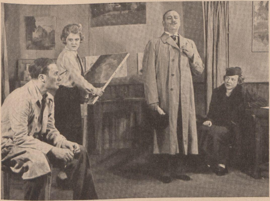
Dr. Werner Wien

Unsere Bühnenbilder auf der nächsten Seite

entstammen zwei Lustspiel-Aufführungen des Württembergischen Staatstheaters in Stuttgart. Das obere gibt aus Ludwig Thomas Bauernschwank „Brautschau" eine erregte Auseinandersetzung zwischen zwei rivalisierten Heiratsvermittlern wieder. Das untere Bild ist aus dem reizenden Lustspiel von Charlotte Rißmann „Versprich mir nichts" entnommen, in dem die Gattin eines begabten, aber infolge seiner schroffen Umgangsformen erfolglosen Künstlers notgedrungen die Führung übernimmt und sogar für die Bilder ihres Gatten zeichnet, bis der ganze harmlose und gutgemeinte Schwindel sich enthüllt.

Aufn. Illenberger







Dante und sein Gedicht. Nach einem Gemälde von Domenico di Francesco
Aus Schneider, Dante (Verlag Hermann Böhlau, Weimar)

Friedrich Schneider: Dante — eine Einführung in sein Leben und Werk

Weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus wuchs früh schon der Wirkungskreis des größten italienischen Dichters, Dante Alighieri. Dante wurde dem ganzen Abendland Lehrer und Prophet, der Menschheit ein geistiger Führer, und um das Verständnis seiner geheimnisträchtigen und zeitlosen Inspirationen ringen bis zur Stunde die erlauchtesten Denker aller Völker der Erde. Uns Deutsche aber zog es durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder mit einer heiligen Unruhe zu diesem gewaltigen Genius hin; wir ahnten in ihm den unserem innersten Wesen verwandten Gottsucher, und tiefer noch als sein unsterbliches Werk mit seinem Ewigkeitsgehalt erschütterte uns immer neu der große Mensch Dante, dessen Geistesstärke und Seelenadel auch unter den härtesten Schlägen eines grausamen und ungerechten Schicksals nicht zerbrachen. Die dem nordischen Menschen innewohnende Ehrfurcht vor der heroischen Einsamkeit und schöpferischen Tragik des Genies machten uns den Dichter der „Göttlichen Komödie" vollends zum Gegenstand höchster Verehrung.

Gerade als Weltdichtung aber muß Dantes formgewaltiges Epos uns Menschen der Gegenwart besonders ansprechen und erregen. Dante hat in seinem Werke den ganzen Anschauungskreis und das Weltbild des Mittelalters verdichtet; in ihm haben nach Carlyles Worten „zehn schweigende christliche Jahrhunderte eine Stimme gefunden". Sein Leben vollzog sich aber in der Wende der Zeiten, und so wurde Dante, der Dichter des Mittelalters, durch die Weltgröße seiner Schaukraft auch unvermeidlich Träger und Schöpfer der Ideen einer neuen Epoche: Vollendung und Beginn zugleich. Zwei Welten begegnen sich in ihm.

Jenem gewaltigen und tiefgreifenden Wandel der sozialen und kulturellen Anschauungen beim Übergang vom Spätmittelalter zur Renaissance vergleichbar aber will sich auch in unserer Zeit ein Umbruch vollziehen, in dem wir selbst unmittelbar stehen und dessen letzte Auswirkungen wir nur zu ahnen vermögen. Dankbar begrüßen wir deshalb gerade jetzt das Erscheinen eines Buches, das uns in wohltuender Einfachheit zu Dante hinführt, uns mit seinem Wesen und seiner Welt vertraut macht und durch eine sorgfältige Darstellung des Werdens und Wirkens dieser großen Gestalt ermutigt, auch an Dantes eigene Werke heranzutreten.

Ph. Leibrecht

Josef Maria Frank: Paradies mit Vorbehalt

Der erläuternde Untertitel dieses ungemein reichhaltigen Buches lautet: „Bilanz einer Westindien-Reise". Frank sieht mit dem geschulten Auge des Kulturhistorikers und Weltwirtschaftlers, aber seine menschlichen Eigenschaften und seine dichterische Begabung bewahren ihn vor wissenschaftlicher Trockenheit und befähigen ihn zum Griff ins volle Menschenleben.

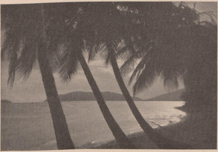
Sein Reiseweg geht von Hamburg nach Trinidad, über einige venezolanische und kolumbische Häfen ins Innere von Kolumbien, auf dem Rückweg über Curaçao nach Haiti, Martinique und nochmals nach Trinidad. Es ist nicht das oberflächliche Dahinhasten eines Weltbummlers, Frank dringt sachlich und räumlich tief ein, er verweilt, wo es ihm gefällt und wo er Besonderes ergründen will. Am eingehendsten ist die Insel Haiti behandelt. Sie ist so groß wie Bayern. Ihre blutige Geschichte seit der Entdeckung durch Kolumbus ist ein Spiegelbild der Geschichte Westindiens.

Ein seltsames Völkergemisch bewohnt diese Zwischenwelt ums Karibische Meer — Indianer, Neger, Inder, Chinesen, Kreolen, neueingewanderte Europäer und hauptsächlich die Mischlinge aller dieser Rassen. An den Hafenplätzen und in den meernahen Hauptstädte herrscht neuzeitlicher Geschäftsbetrieb mit Wolkenkratzern und Verladekränen, auch mit Ramschläden und dem sonstigen Kitsch Amerikas und Europas. Im Innern, das die Leute vom Uferrand nicht kennen, hausen Jäger, Sammler und Kleinsiedler in beneidenswerter Ursprünglichkeit, und aus dem unzugänglichen Urwald dröhnt in schwülen Nächten das Tom-tom der Gebets- und Tanztrommeln zum sagenhaften Wodu-Kult der Neger. Die fleckenlos weißgekleideten Ansässigen aus Europa und Amerika sind peinlich berührt und sprechen nicht gerne von diesen Dingen, von denen sie übrigens selbst nur wenig Zuverlässiges wissen.

Ein Paradies? Gewiß, denn es ist eine unfaßbar herrliche Symphonie von Sonnentagen und Zaubernächten, von schön gegliederten Küsten, tropischem Urwald und einem Früchtereichtum ohnegleichen. Der Vorbehalt besteht in den bekannten Tropengefahren für die Gesundheit, aber mehr noch darin, daß der Weltkrieg die Weltkrise auch in dieses Paradies geschleppt hat. Was nützen Kakao, Bananen, Kaffee und andere Kostbarkeiten, wenn sie niemand kaufen will? Moskau wühlt inmitten der vielfarbigen, unter der Weltkrise leidenden Arbeiterschaft. Europa und sein Völkerbund sind auch unter den westindischen Weißen unbeliebt. Ihr Wunschtraum spielt um „Panamerika".

Deutschland genießt eine gewisse Vorzugsstellung unter den europäischen Völkern. Man bewundert den geschlossenen Willen, der es wieder hochgebracht hat, und hat die Leistungen seiner Kaufleute und Ingenieure stets vor Augen. Eine der glänzendsten ist die „Scadta"-Fluggesellschaft, die mit deutschen Piloten und deutscher Geschäftsleitung aus Kolumbien eines der flugfreudigsten Länder der Erde gemacht hat. Universitas Deutsche Verlags-A.-G., Berlin. 294 S. mit 157 Bildern und einer Karte. RM 7.80.)

Die ewige Traumbucht



Aufn. Jos. Maria Frank, aus „Paradies mit Vorbehalt" Universitas Deutsche Verlags-AG.)

Hans Reiser: Einer ging in die Wildnis

Der Dichter und Maler Hans Reiser hat häusliches Unglück gehabt, und das Deutschland ums Jahr 1930 ist ihm auch sonst verleidet. Er ist zivilisationsmüde und flieht in eine Gegend, die ihm von einer früheren Reise schon bekannt ist. Es ist eines der Enden der Welt, dort wo die Wildbäche der Kordillere in das unermeßliche Waldland der Amazonas-Ebene einmünden.

Bis Manaos, das immer noch von entschwundener Gummi-Herrlichkeit träumt, ist es eine „Seefahrt zu Lande" auf demselben Siebentausend-Tonner, der sie übers Meer gebracht hat; dann sind es Flußdampfer, die immer kleiner werden, bis endlich am Rio Palcáz, einem der Nebenflüsse des Ucayali, alle Mechanik ein Ende hat und die urtümlich gepaddelte und gestakte Canoa in ihr altes Recht tritt. Aber alles das geht nicht so schnell. In Iquitos sitzt der Verfasser eine gute Weile richtig fest, weil ihm ein Schuldner sein Versprechen nicht hält. Der unfreiwillige Aufenthalt und die ungeheure Langeweile des öden Nestes geben Reiser Gelegenheit, seinem vollen Herzen in ebenso verknurrten wie richtigen Bemerkungen über Europa, Südamerika und sonst allerlei Luft zu machen. Über die mischblütigen Flußanwohner äußert er sich mit nicht zu überbietender Schärfe. Sie sind keine Weißen und keine Indianer, durch kein Gesetz gebunden, faul und raffgierig.

Endlich geht es weiter flußaufwärts, und bald ist der Europaflüchtling mitten drin im weglosen, treulosen Tropenwald. Mit den dort ansässigen oder nomadenhaft schweifenden Amoishes und Campanas, die noch ihre Stammestradition haben, kann man sich schon vertragen. Die Verständigung mit ihnen ist natürlich sehr schwer — ein Mißverständnis bringt leicht Gefahr. Reiser wird Grundbesitzer und plagt sich zwei Jahre lang ehrlich mit seiner Pflanzung; aber mancher Tag gehört ihm ganz zum freien, unbeschwerten Leben, zum Baden, Träumen und Malen. Das Tierleben im Wasser, auf dem Land und in der Luft und das unbändige Wachstum der heißen, üppigen Erde sind vorzüglich beschrieben.

In der Regenzeit, in der ihn die reißenden Wasser von allem Verkehr absperren, beginnt er über sein einsames Dasein hinauszudenken, und dann spielt ihm der Zufall eine Zeitung in die Hand. Sie ist zwar ein Jahr alt, aber es wird ihm doch daraus klar, daß sich in Deutschland etwas Ungewöhnliches begeben haben muß. Es ruckt ihm am Herzbändel, und bald trägt ihn die Canoa flußabwärts, dem länderverbindenden Meere zu. (Paul List Verlag, Leipzig. 328 S. RM 4.50.)

Norbert Jacques: Afrikanisches Tagebuch

Kein anderer Erdteil wandelt sich gegenwärtig so rasch wie der „dunkle", und wer heute über Afrika schreibt, muß sich darüber klar sein, nur einen Augenblickszustand in der großen Veränderung erhaschen zu können. Das Buch eines Weltwanderers wie Jacques ist darum von Nutzen, weil er das Entschwindende zu werten, das Gegenwärtige mit geschultem Auge zu erkennen und das Kommende mit einiger Wahrscheinlichkeit vorherzusagen vermag.

Jacques dringt auf dem Nilweg ins Innere vor. Es ist eine lange, aber nicht langweilige Stromfahrt durch den Sudan und das unendliche Schilfmeer des „Sudd". Die nette Schiffsgesellschaft, das Völkertreiben an den Landestellen und das reiche Tierleben im und am Fluß sorgen für Abwechslung. In Juba, „der jüngsten Stadt der Erde" ist die Schiffahrt zu Ende. Von dort ans Nordufer des Viktoriasees geht es natürlich mit dem Auto. Eine „herrliche Panne" mit anschließender Fahrt im Zeitlupentempo vermittelt einen tiefen Einblick ins nächtliche Tierleben. Unglaublich, was da alles über diese Urwaldschneise wechselt! Die Tierrudel kümmern sich nicht weiter um das langsam hinschaukelnde Ungetüm mit den Strahlaugen. Aber sobald es hält, geht ein wildes Flüchten los.

In Kampala, der Residenz des Königs Daudi Chwa II., ist es noch ganz nett afrikanisch, aber in Nairobi, der Großstadt von 36 000 Einwohnern, hat sich die Europäisierung Afrikas schon weitgehend und fürchterlich vollzogen. Das Hotel ist brandteuer, das Essen schlecht, soll aber im „evening dress" eingenommen werden. Was will man mehr? Jacques flüchtet sich in die Märchenwelt des Kilimandscharo. Er lernt viele deutsche Pflanzer kennen, denen es leidlich geht. Eine viertägige Seefahrt an der Ostküste entlang bringt ihn nach Beira. In dem von dort mit der Bahn erreichbaren Salisbury in Rhodesia will er eine Luxemburgerin besuchen, die er seit 1902 nicht mehr gesehen hat. Damals war sie ein Kind, jetzt ist sie schon lang verheiratet mit Harry, der ein Prachtskerl ist. Schwer malariakrank kehrt Jacques bei den beiden ein, und sie bringen ihn durch. Die Schilderung der Fiebernächte ist fast so grandios wie die vorhergehende der Zambesifälle. Das Leben im Freundeshaus geht dem Genesenden süß ein, und der Abschied wird allen schwer. Durch Maschona-, Matabele- und Betschuanaland schnaubt der Zug unserm unvergeßlichen Deutsch-Südwest zu. Der alte Walser, ein Schweizer, der schon seit 1876 im Lande ist und seine 80 Jahre hinter mehreren Flaschen feurigem Drakensberger in großer Heiterkeit genießt, ist selig, daß er wieder mal ordentlich aus sich herausgehen kann. Ein Abgeordneter von der extremen Burenpartei will im Speisewagen gegen die Deutschen hetzen; aber er wird bald zum Schweigen gebracht. Seine eigenen Landsleute wollen sein Zeug nicht hören, man verweist ihn auf das Parlament in Windhuk. Endlich fährt der Zug dort ein.

Ein Aufenthalt bei Herrn Rhasch auf der Riesenfarm Okosongomingo bildet den schönen Abschluß des Buches. Jacques lernt die Wirtschaft in einem Lande kennen, wo ein Stück Großvieh auf zehn Hektar schon als ein recht gutes Ergebnis gilt.

Mit seinen außerordentlich geschickten Zusammenstellungen ist das Buch schon etwas mehr als ein Tagebuch. Die Darstellung ist klar, flüssig und farbig. (S. Fischer Verlag, Berlin. 303 S. RM 6.80.)

Ruppert Recking: Ein Journalist erzählt

Eine überquellende Fülle von Erinnerungen breitet Recking im ersten Band seines Werkes vor uns aus. Das Buch beginnt mit einer Charakterzeichnung des Gordon Benett jun., Eigentümers des New York Herald und vieler anderer Erdengüter. Bei ihm geht Recking als Zeitungsreporter großen Stils in eine harte Schule; sie steigert die journalistische Leistungsfähigkeit des Lehrlings aufs höchste und tötet sein Gefühl für Moral und Schicklichkeit in allem, was den Vorteil der Zeitung anlangt. Nachrichten — so klar und schnell wie möglich. Wie man zu ihnen gelangt und wer durch sie geschädigt wird, kommt nicht in Frage. In Bennetts Auftrag wird Recking um den Erdball gehetzt. Er lernt scharf sehen und rasch urteilen. In Madagaskar wird ein Aufstand unterdrückt, der nie stattgefunden hat. Recking ist der Vertraute des Oberkommandierenden Gallieni — gleich darauf nötigt ihn eine Pechsträhne zum Steineklopfen. Dann reißt ihn das Glück ganz hoch in die Sphäre der afrikanischen Staatsmänner und der Hochfinanz. Er lernt Sir Alfred Milner, Cecil Rhodes, Paul Krüger, Benje Barnato, Dr. Leyds kennen. Die südafrikanische Frage wird von allen Seiten beleuchtet. Recking spekuliert mit strahlendem Erfolg; dann haut ihm eine schwere Baisse wieder sein Glück in Scherben. Er meldet sich bei der Mashonaland Mounted Ploice, einer berittenen englischen Elitetruppe, in der es ihm sehr gut geht. Ein Steckschuß im Gefecht gegen Bantuneger setzt seiner militärisch-polizeilichen Laufbahn ein rasches Ende. Aber eben dieser Steckschuß im Dienste des „Empire" begründet sein Glück bei den Leitern der englischen Politik, bei Kitchener auf seinem Rachezug nach Omdurman, bei allen maßgebenden Männern englischer Zunge. Es ist ein ständiges Wühlen und Jagen in dieses Mannes Leben, und er versteht es, auch den Leser zu sich in den Strudel der Ereignisse hereinzureißen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin. 466 S. RM 7.50.)

Peter Fleming: Mit mir allein
Eine Reise nach China

Der junge englische Schriftsteller Peter Fleming begibt sich im Juni 1933 auf die Fahrt nach China. Sein ebenso witziges wie stimmungsvolles „Brasilianisches Abenteuer" (s. Weltstimmen Januar 1936) befindet sich zwar schon in den Händen des Druckers, aber weder sein Verfasser noch sein Verleger haben eine Ahnung davon, daß der bescheiden aussehende Jüngling, den der Trans-Sibirien-Expreß langsam und feierlich ostwärts schaukelt, eine werdende Berühmtheit ist. Wieder steht der Herausgeber der „Times" in seiner unverbesserlichen Gutmütigkeit im wirtschaftlichen Hintergrund des Abenteuers. Auch der „Spectator" ist mit fünfzig Pfund Vorschuß beteiligt, und Flemings Buchverleger kommt für den Rest auf. Dieser junge Zeitungsschreiber muß schon ein verflixt scharmanter Kerl sein, daß er so viel erfahrene Geschäftsmänner derartig zum Leichtsinn anstachelt.



Landschaft des Ostens: Primitive Brücke über einen Fluß in China. Aus Fleming, „Mit mir allein" (Verlag Rowohlt)

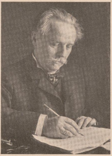
Ihr Schützling hat den ausgesprochenen Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen und nach Möglichkeit gerecht zu urteilen. Dennoch ist nicht gerade anzunehmen, daß die Sowjet-Gewaltigen eine große Freude an seinem Buch haben werden. Die Gutmütigkeit, mit der Fleming urteilt, macht das Gesagte um so glaubwürdiger. Traurig ist der Gesamteindruck des mit so viel Tam-tam in die Welt gestoßenen Neuen. Daß man bis jetzt den Kreml noch nicht niedergerissen hat, ist vielleicht das einzige noch wirklich Erfreuliche an Moskau. Die Fahrt durch Sibirien war auch früher schon trostlos und wird durch Schlamperei und schlechte Küche nicht angenehmer gemacht. Eine kleine Zugsentgleisung leitet den Übergang zum fernen Osten wirkungsvoll ein. Es folgen Schilderungen aus Mandschukuo, Charbin, Mukden, etwas Jagd auf Räuber, Jehol, Peking, Nanking, Schanghai gleiten an uns vorüber. Eine höchst ungewöhnliche Reise an die Grenze der chinesischen Sowjetrepublik Kiangsi und eine Überlandfahrt nach Kanton, schließen sich an. Fleming sieht viel auf einmal und hat die besondere Gabe, ebenso unterhaltend wie eindringlich zu schildern. Man muß diesen jungen Abenteurer gern haben — das ist wohl das Entscheidende für die Wirkung seiner Bücher. (Verlag Rowohlt, Berlin. 322 S. RM 7.50)

Hans Härlin

Karl May und wir

Zum 25. Todestag »Old Shatterhands«

Eine kleine Betrachtung von
Hans Rudolf Wehrhahn



Vor einem Menschenalter, als Karl May am 30. März 1912 starb, war der Pressekampf um ihn und sein Werk noch so etwas wie die Seeschlange der Sauregurkenzeit. Immer wieder zogen die Gegner mit scharfen Federn bewaffnet auf den Kriegspfad, um den heldenhaften Old Shatterhand als Schwindler zu entlarven. Doch die Jugend hielt zu ihm. Weder der Geschichtsunterricht mit seinen endlosen Zahlentabellen noch die unregelmäßigen Verben noch die zu paukenden mathematischen Lehrsätze konnten ihr das geben, wonach sie verlangte: die Welt so zu sehen, wie sie selbst es sich wünschte, voll von Heldentaten und Abenteuern, von Gefahren und Geheimnissen. Durch diesen Zeitungskampf wurde nur die Romantik der Prärien Amerikas und der Wüsten des Orients abgeschwächt und durch eine weit bedenklichere Detektiv- und Verbrecher-Romantik abgelöst. Jetzt ist das Kriegsbeil wohl endgültig begraben. Die „Weltstimmen" sind schon längst für eine gerechte Behandlung Karl Mays eingetreten (Jahrg. 1931, S. 43 ff.), und die Jugend selbst hat sich immer wieder für den edlen Winnetou und seinen großen weißen Bruder Old Shatterhand erklärt. Vor kurzem erschien auch „Das Leben Old Shatterhands" von K. H. Dworczak (Karl-May-Verlag, Radebeul), das die Lücken in Mays Selbstbiographie „Ich" ergänzt und uns dem Problem dieses Lebens und dieser Persönlichkeit näherbringt. Karl May selbst war ein Romantiker von reinstem Wasser, der sein durch Blindheit in der Jugend besonders entwickeltes Innenleben mit der von ihm nie so recht verstandenen Außenwelt in Verbindung zu bringen suchte. Daraus sind sowohl seine jugendlichen Vergehen gegen die herrschende Ordnung zu erklären, wie manches andere in seinem Leben und in seiner Ideenwelt, die uns heute fremd geworden ist, so lebendig sein Werk auch sonst noch immer erscheint.



Aus dem Karl May-Museum in Radebeul: „Heimkehr der Sioux"



Aufn. W. Knoll

Kampill bei Bozen
Aus Amonns Dolomitenland-Jahrweiser

Friedrich Schnack:

Die wundersame Straße

Von Otto Heuschele

Silvester, ein frischer Bursche, hat auf dem oberbayrischen Gute Hohenroth mit vielen anderen Siedlern ein Leben der Arbeit begonnen. Er ist von allen gern gesehen, aber keiner von denen, die mit ihm pflügen oder säen, Holz hacken oder ernten, weiß um die Unruhe in seinem Herzen, die Unrast in seinem Blut, die ihn trotz der schweren Arbeit nachts nicht schlafen läßt. Es treibt ihn aus seiner dumpfen Dachkammer hinaus vor das große Tor des Gutshofes, von wo er das weiße Band der Straße verheißungsvoll in die weite Welt führen sieht. Es ist Hochsommer, und die Ernte ist in vollem Gange, aber wenn erst der Roggen geschnitten sein wird — das weiß er jetzt — wird er eines Nachts dem Ruf der Straße folgen. Das Blut seiner Väter wird übermächtig in ihm, denn auch sie zogen auf vielen Straßen von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, von Messe zu Messe, Wanderer aus Lebenstrieb und Lebenslust. Er wird seine Ziehharmonika und seine Klarinette mitnehmen und wird den Leuten aufspielen, wo immer sie ihn hören wollen, aber er wird nirgends lange verweilen, er wird immer wieder weiterziehen in die unbekannte lockende Welt hinein.

An dem Tage aber, da er schon heimlich seinen Koffer gepackt hat, sieht er ein Mädchen, das bei einem der Siedler zu Besuch ist. Sie heißt Linda und ist so fein und zart, so lieblich und voll heimlicher Musik, daß er sie vom ersten Augenblick an lieben muß. Er trifft sie in den Feldern.

„Guten Morgen, Fräulein Linda", sagt er. „Sie haben so früh schon einen Weg gemacht?"

„Ich war am Bahnhof, wo ich mich nach einer Zugverbindung erkundigte."

„Sie reisen ab?" rief er erschrocken.

„Noch nicht, doch in den nächsten Tagen."

Auf ihrem Gesicht erscheint ein feines, kluges Lächeln, und nun herrschte mit einemmal ein holder Frieden auf Erden, tiefe, innige Landruhe. In diesem köstlichen Augenblick ahnte Silvester, wie der Himmel mit einem Liebesblick die Erde anlächelte und die Erde den Blick dem Himmel zurückgab.

Wenn sie abreise, sagte Linda, fahre sie heim zu ihren Eltern an den Bodensee.

„Zu Ihren Eltern!" wiederholte er und dachte, wie wunderschön sie sei, heute noch schöner als gestern abend. Zugleich fühlte er einen Schmerz in seinem Herzen: er wird nie eine so liebe, feine Frau gewinnen können, wie sie ist! Das Gras und die Hecken schienen diesen Kummer mit zu erleiden: Grillen und Vögel schwiegen plötzlich im Gras und Laub.

„Nach Meersburg", sagte sie. „Meine Eltern betreiben dort eine Kolonialwarenhandlung."

„Meersburg?" meinte Silvester. „Kenne es nicht, auch nicht den Bodensee. Man sieht so wenig von der Welt."

„Sie müßten einmal hinkommen."

„Würde es Sie freuen?" fragte er schnell.

„Ich würde Ihnen die Burg zeigen", meinte sie ausweichend schalkhaft. „Und die Weinberge."

„Dann werde ich kommen!" rief er unternehmungslustig. „Aber wie lange bleiben Sie daheim? erkundigte er sich sogleich.

„Für immer. Ich gehe nicht mehr in Stellung."

„Ich komme", beteuerte er. „Ganz gewiß, ich komme!"

Unter dem Ahornbaum finden sie sich am Abend wieder, und nur der alte Baum und der Mond wissen um die Seligkeit zweier junger Herzen. Aber Linda muß abreisen, und bald danach beginnt er seine Wanderschaft, die ja jetzt ein wundersames Ziel hat. Meersburg, Bodensee, Linda — das scheint ihm jeder Wind und jede Wolke, jede Wegbiegung und jeder Baum zu singen. Doch ganz so leicht und schnell, wie er gemeint hat, kommt er nicht vorwärts. Ein schweres Spätsommergewitter, vor dem er sich in eine kleine Heiligenkapelle flüchten muß, hält ihn auf. Dann geht's in der frischen, gereinigten Luft weiter. Doch die Nacht überfällt ihn, er meint das nächste Dorf schon gesehen zu haben, will den Weg abkürzen und gerät ins mörderisch-tiefe Moor, das ihn mit seinen Geisterhänden umkrallen und hinabziehen will. Wallende Nebelschwaden umgaukeln ihn, und kaum meint er ein Licht in der Ferne gesehen zu haben, so ist es schon wieder verschwunden. So tappt er hilflos immer tiefer in die formlose Schwärze, er verliert den letzten festen Grund unter den Füßen und sinkt langsam, aber un-

barmherzig ein. In der größten Not fällt ihm seine Ziehharmonika ein. Sie soll ihn retten.

Mit aller Kraft zerrte er den Balg auseinander, griff die stärksten und höchsten Töne, seine Akkorde schollerten durch den Wind, der nun wieder mit Wimmerchor und Klagelied anfing, den Moorgeistern ein Ständchen zu bringen. Harmonika und Wind — ein Zwiegesang. Der Wind heulte gleich einem mondsüchtigen Hund, und die Harmonika suchte ihn mit Kraft zu übertönen, siegend zu überschreien. Einen Angstmarsch schickte sie in die Nacht, einen Ritt der Verzweiflung, Totentanzmusik, zu der sich das Moor wiegte, das Gesümpf lüstern schmatzte. Der Spieler fühlte, daß er bis zu den Hüften im Morast saß. Er mußte das Instrument hochheben, dem Himmel entgegen, damit es nicht naß werde... Er versuchte, ob die Bässe lauter riefen als die Diskante. Schrie dazu. Ja, sein verzweifeltes Musizieren hatte auch einen Text, den brüllte er in die Finsternis, daß er das graue, gespenstische Nebelvolk durchdringe.

„Hilfe! Zu Hilfe!"

Wahrhaftig! Aus dem Dunkel kommt eine Stimme, ein Stock tastet nach ihm, und ein kräftiger Mann zieht ihn heraus und bringt ihn ins Trockene einer nahen Scheune. — Klas Grund, der Lebensretter, wird zum Wandergefährten und läßt mit seinen tausend Einfällen, Streichen und Zauberkünsten Silvester bald die Schrecken der Nacht vergessen. So ziehen sie nun miteinander von Dorf zu Dorf, erfreuen die Menschen mit ihrem Spiel und werden überall gern aufgenommen und bewirtet. Klas' Element ist ja im Grunde das Wasser, er hat den Gang und die Kehle eines Schiffers, muß aber irgendwann auf geheimnisvolle Art Schiffbruch erlitten haben. So ist er trotz aller guter Kameradschaft eines Morgens verschwunden — und mit ihm die Ziehharmonika! Das trifft Silvester hart, und seine trüben Augen werden erst wieder blank, als er am Bodensee steht. Nun kann er es nicht mehr erwarten, mit dem nächsten Schiff fährt er nach Meersburg und geht taumelnd vor Vorfreude durch die Straßen der alten Stadt. Doch hier erwartet ihn der größte Schmerz seines Lebens. Statt des geliebten Mädchens findet er nur noch ihren Grabhügel, ein Herzschlag hat ihrem jungen Leben beim Baden ein Ende gemacht.

Silvesters Schmerz ist abgründig, und er flieht aus der Stadt, in der er so Schweres erleben mußte. Er läuft planlos weiter, sieht in seiner Betäubung nichts mehr von der Welt, bis ihm auf der Höhe des Schwarzwaldes die erhabene Natur an einem Spätherbstmorgen ans Herz zu greifen vermag und wieder dem Leben zurückgibt. Mit dem treuen Wock, einem struppigen Hunde, der ihm noch vor Meersburg



Hof an der Straße

Aufn. Bühner

zugelaufen ist, kommt er nach Freiburg und mitten in das Getümmel eines großen Zirkus hinein. Für die Kapelle wird gerade ein Klarinettist gesucht, und es ist ihm recht, daß er sich auf diese Weise in dem bunten Durcheinander vergessen kann. Seltsame Leute sind diese Zirkusmenschen, mit denen er nun durchs Land reist; bald aber sieht er hinter der lächelnden und glitzernden Fassade die bittere Arbeit und den herben Schweiß, der vergessen werden muß. Das allabendliche Lachen und Klatschen des Publikums ekelt ihn an. So ist es ihm fast willkommen, als sich in Würzburg sein Vorgänger in der Kapelle wieder einstellt, so daß er selbst wieder entbehrlich ist.

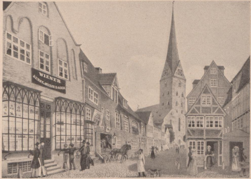
Plötzlich wieder allein mit seinem Hunde, zieht er dem Norden und dem Winter entgegen, im letzten Grunde immer noch ziellos. Seltsame Begegnungen auf der Landstraße verstärken seinen Hang zum Grübeln, und ein paar Tage Rast in der friedlichen Stille eines Försterhauses tun ihm gut. Dann aber bricht er auf nach Berlin, die Großstadt soll ihm über den Winter hinweghelfen. Doch sie enttäuscht ihn, den Menschen der Landstraße und der Natur, bitter und bringt ihn bis an den Rand des Elends. Am Weihnachtsabend stürzt er auf der Straße, im glitschigen Schnee ausrutschend, und verletzt sich am Fuß. Hilflos und verlassen wie noch nie im Leben liegt er da, während die Menschen an ihm vorüberjagen und -hasten. Die Stimme eines Kindes, eines kleinen blonden Knaben, erreicht ihn als erstes wieder, das Bürschchen führt den fremden Mann zur Mutter in die kleine Küche eines dunklen Hinterhauses.

Die junge Witwe Ursula Magd, die als Büglerin den Lebensunterhalt für sich und ihr Kind verdient, nimmt den Fremden mit freundlicher Selbstverständlichkeit auf, und Silvester fühlt sich unter ihren guten Augen von den Schrecken der Großstadt genesen. Sie pflegt seinen Fuß und zeigt ihm, nachdem er dem Kinde ein paar Kleinigkeiten beschert hat, die sich in seinem Rucksack fanden, ein einfaches Gasthaus in der Nähe. Als er aber andern Tags wieder durch die Straßen humpelt, findet er Frau Ursulas Wohnung nicht wieder. Wie verhext starren ihn all die vielen Eingänge und Torbogen an, keiner ist der rechte, und zu allem Unglück verschwindet auch noch Wock im Getümmel der Straße, als Silvester gerade meint, Mutter und Kind vor einem Spielzeugschaufenster entdeckt zu haben.

Ganz verzweifelt und zerschlagen läuft er weiter und geradewegs in die Arme von Klas Grund, der in einer Wirtschaft sitzt und ihn dröhnend empfängt. Er läßt den verwirrten Silvester gar nicht zu Worte kommen; denn er, Klas Grund, hat sein Glück gemacht, er hat geheiratet, eine kluge und prächtige Frau, mit einem Hotel im Thüringischen, das jetzt vergrößert wird. Sie sind eben in Berlin, um Einkäufe zu machen. Natürlich müsse nun Silvester mit ihnen gehen, es sei auch noch ein kleines Landgut da zum Bewirtschaften, und die Sache mit der Ziehharmonika müsse auch endlich ins reine gebracht werden. Frau Grund erweist sich wirklich als so glückbringend und energisch, wie ihr Mann sie schildert, sie macht Frau Magds Wohnung ausfindig und fühlt bei ihr selbst gleich ein wenig vor, ob sie nicht auch Lust hätte, aufs Land zu gehen, für das Kind sei es doch das beste, und bügeln könne sie dort auch, in einem Hotel gäbe es viel Bügelwäsche . . . Endlich sitzt Silvester wieder in Frau Ursulas Wohnküche, und der Hund Wock liegt zwischen ihnen beiden; denn er hatte den Weg schon längst gefunden — das Kind spielt leise singend nebenan.

Ihr ruhiges und gesammeltes Gesicht war ihm wieder vertrauend zugewandt. Wußte sie alles? Vor diesem Frauenantlitz glättete sich ihm alle Verwirrung, festigte sich Unsicherheit, klärten sich die Wünsche. Die Sorgenschatten waren aus ihren Zügen gewichen. Bedürftigkeit des Tages, Betrübnis und Armut waren darin ausgelöscht. In den Glanz einer neuen Lebensstunde schien es eingetaucht. Verwandelt war es und erfüllt von ergreifender Schönheit: ihr mütterliches Wesen war von innigster Weiblichkeit überglüht. Frau Magd, die Mutter, die Büglerin, die Arbeiterin, war verschwunden — gerufen war Ursula, die Liebende.

Wie im Märchen holt sie beide und das Kind ein paar Wochen später der Hotelbesitzer Klas Grund im Schlitten an der Bahn ab und fährt sie durch den Winterwald in ihr kleines neues Heim, das ihnen Heimat werden soll. Auf dem Tisch liegt Silvesters Ziehharmonika; doch nun sollen ihn ihre Töne nicht mehr in die Weite locken, sondern hier verwurzeln lassen, bei Wiesen und Feldern, bei der Frau und dem Kind.



Hamburg 1837: Gasse hinter St. Peter Steinzeichnung von Peter Suhr

Carl Schellenberg

Das alte Hamburg

Von Hansgeorg Maier

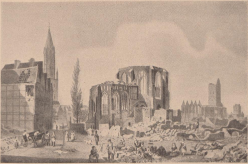
Wer in der Altstadt eine ähnliche Fülle altehrwürdiger weltlicher Bauten und Kirchen vermutet, wie sie in Lübeck, Wismar oder Lüneburg angetroffen wird, dürfte von Hamburg sehr bald enttäuscht sein. Vielleicht mag der erste flüchtige Eindruck dem noch nicht Unterrichteten einiges vorspiegeln von dem, was in Wahrheit nicht mehr vorhanden ist; denn auch gegenwärtig bieten sich Kirchen und andere Gebäude in Erscheinungsformen dar, die den Hauch langer Vergangenheit zu bewahren scheinen. Allein es ist doch eine eigene Sache, erfährt der Besucher der mehr als tausendjährigen Stadt dann nur allzu rasch, daß unter den patinierten Hauben der Gotteshäuser die älteste von 1657/58 herrührt, während wiederum der Turm der eigentlich ältesten Kirche eine stilistisch fragwürdige Dreingabe des vorigen Jahrhunderts ist. Vollends der berühmte, die aufkommenden und ausreisenden Schiffe grüßende „Michel", die Große Michaeliskirche mit ihrem von schlanken Säulen getragenen Turmhelm, stellt nicht mehr und nicht weniger als eine (übrigens mit strenger Originaltreue ausgeführte) Kopie dar: nach dem Brand von 1906 nämlich wurde diese Kirche in der (von Sonnin und Prey stammenden) barocken Gestalt neuerlich aufgeführt, die ihr das achtzehnte Jahrhundert schenkte, als ein Blitzschlag den ursprünglichen Bau vernichtet hatte. Was weiter die einem gotischen Münster nachgebildete Nikolaikirche betrifft, so ist sie — wenngleich das schwärzliche, in der feuchten Seehafen-Luft verwitterte Baugestein ein beträchtliches Alter vortäuscht — erst nach der Feuersbrunst von 1842 errichtet worden. Und fragt man nach Hamburgs Dom, dessen Gedächtnis hauptsächlich in der Bezeichnung des früher in seinen Hallen stattgehabten und heute auf dem Heiligengeistfeld beheimateten Weihnachtsmarktes fortlebt, so

wird geantwortet, er sei zur Zeit Napoleons der Spitzhacke zum Opfer gefallen.

Was von den Kirchen des Stadtkernes gilt, ist auch für die Stadttore, für Patrizierbauten und Klöster nachzuweisen. Die Anlässe, die Hamburg gegenüber dem reichen architektonischen Erbe anderer niederdeutscher Siedlungen verarmen ließen, waren freilich von recht verschiedener Art. Der Dom zum Beispiel stand auf einem Territorium, in dessen ungeschmälerten Besitz die Hansestadt erst durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 gelangte; und so hat wohl bei der Niederlegung des erneuerungsbedürftigen Bauwerkes, das schließlich keiner kirchlichen Gemeinde mehr diente, auch der Wunsch mitgespielt, die politische Verpflichtung, an welche es als geistliche Enklave mahnte, zum Verschwinden zu bringen. Nach dem Domabbruch wurden andere kirchliche Bauten niedergelegt. Die Vorstädte ließ im Dezember 1813 der französische Marschall Davoust aus strategischen Rücksichten in Asche legen. Unersetzliches vernichtete der Hamburger Brand von 1842, der weder Rathaus noch Börse verschonte und binnen drei Tagen unzählige Straßenzüge zerstörte. Der Bau des Freihafens wiederum nötigte vier Jahrzehnte danach zum Abbruch wertvoller Bürgerbauten in der Nähe des Stromes. Und die Choleraepidemie der neunziger Jahre veranlaßte zur großzügigen Sanierung eines zwischen Alster und Hafen belegenen Viertels. Auch sonst ist manches geopfert worden, was der Entwicklung des Gemeinwesens im Weg stand. Abgesehen von wenigen Zeugen der Vergangenheit in anderen Winkeln findet sich darum Alt-Hamburg im wesentlichen einzig in einigen, vom großen Brand verschonten Straßenzügen in enger Nachbarschaft der Katharinenkirche: auf einem vom Denkmalsschutzamt betreuten Gebiet zwischen dem neuen Rathaus und dem Freihafen.

Einen außerordentlich vollständigen Überblick über das Entschwundene gibt ein 154 Bildtafeln nach Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen umfassender Band unter dem Titel „Das alte Hamburg". Herausgeber ist Carl Schellenberg, Kustos am Museum für Hamburgische Geschichte und ein gründlicher Kenner. Schellenberg führt die städtebauliche Geschichte Hamburgs vor Augen, wobei er insbesondere mit sicherer Hand zum Erleben jenes Zeitpunktes hinleitet, an dem Hamburg „wie jede moderne Stadt, die organisch gewachsen ist", in seiner Geschichte den „Augenblick vollkommener Ausbildung erreicht, bevor die Flut der wachsenden Bevölkerung nach allen Seiten über die Ränder floß". Nicht nutzlose Trauer über die Wunden der Vergangenheit jedoch hat Schellenberg zu seiner Unternehmung getrieben. Vielmehr geht es ihm wesentlich darum, „das hinter dem sichtbaren verborgene unsichtbare Hamburg" heraufzubeschwören: das ewige Hamburg, wenn man will, dessen überaus liebenswerte und trauliche Züge im neuzeitlichen Antlitz der Freien und Hansestadt nur zu entdecken vermag, wer sich gründlich mit dem von Schellenberg in beispielhafter Auswahl und Gliederung veröffentlichten Bildervorrat befaßt. Wer etwa weiß, wie die Kirchen von Hamburgs Innenstadt sich früher darboten, wird von ihrer gegenwärtigen Gestalt nur um so tiefer ergriffen; und wer mit dem vormaligen und dem heutigen Bild der Alster — dieses dreifachen, im dreizehnten Jahrhundert angelegten Staubeckens des gleichnamigen, unter der Hohen Brücke in die Elbe einmündenden Flusses — wirklich vertraut ist, wird damit auch die dauernde Verbundenheit mit der Altstadt gewonnen haben.

Vergangenheit und Gegenwart einer Stadt von so deutlich ausgeprägtem Wesen, wie es das hamburgische ist, gehören auch für den, der sein Augenmerk tätig auf das Heute und in die Zukunft richten will, aufs mannigfaltigste zusammen. Insofern der von Carl Schellenberg aus alten Stadtplänen, Kirchenabrissen und Straßenbildern, Stadtveduten und Landschaftsausschnitten geschaffene Band dies sinnfällig dartut, darf dies Buch als Beitrag zur Geschichte der deutschen Stadt überhaupt, im besonderen der niederdeutschen Hansestadt, gelten. Wie sein Gegenstück „Das alte Bremen" ist „Das alte Hamburg" eine kostbare Bereicherung unseres Bücherschatzes. Es bedarf nur eines wachen Blickes, und ein wenig auch der schöpferischen Phantasie, um aus dem Umgang mit diesem abwechslungsreichen Band ein wirklich fruchtbares Vergnügen zu machen. Das Studium einer stadtgeschichtlichen Entwicklung, wie derjenigen Hamburgs, ist keine müßige Beschäftigung, sondern eine schöne Gelegenheit, die Welt unserer Väter neu zu entdecken und nachzuerleben.



Nach dem Brand 1842: Ruine der St.-Gertruden-Kapelle
Im Hintergrund die Trümmer von St. Peter und St. Nikolai
Aus Schellenberg, Das alte Hamburg (Inselverlag, Leipzig); ebenso Bild S. 189

Colin Roß, Unser Amerika / Von Kurt Müno

Seit Kriegsende hat Colin Roß alle Erdteile bereist, sich mit offenen Augen umgeschaut und in seinen Büchern das aufgezeichnet, was ihm für uns Deutsche von den Dingen draußen in der Welt wissenswert erschien. Es liegt in der Linie seiner Entwicklung als Weltreisender und Schriftsteller, daß er uns eines Tages von dem deutschen Anteil an der Welt berichten mußte. Während seines Aufenthaltes in Amerika fand er, daß der deutsche Beitrag zum Bau und zur inneren Gestaltung dieses Staatswesens weitaus größer ist, als es einem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag. In seinem neuesten Buch „Unser Amerika" legt er uns darüber Rechenschaft ab.

Die nichtbritischen, vor allem die deutschen Volksteile, die scheinbar im angelsächsischen Meer untergegangen sind, haben viel tiefere Spuren eingegraben, als man an der Oberfläche gewahr wird. Die alles überspülende Welle der englischen Sprache trügt. Die Sprache ist nicht alles. Ich habe Amerikaner deutscher Herkunft getroffen, die kein Wort Deutsch mehr sprechen, und die trotzdem „Deusch-Amerikaner" sind und bleiben, um diese landläufige, wenig glückliche Bezeichnung zu gebrauchen.

Wie war vor dem Krieg die offizielle Stellungnahme gegenüber den Deutschen, die über „das große Wasser" gingen? Die Heimat hat nichts getan, ihnen das Gefühl blutsmäßiger Verbundenheit und kultureller Zugehörigkeit zur großen deutschen Völkerfamilie mit auf den Weg zu geben. Im Gegenteil, man sah sie als verlorene Söhne an. Bekannt ist der Ausspruch Wilhelms II.: „Ich kenne Deutsche, ich kenne Amerikaner, aber ich kenne keine Deutsch-Amerikaner!"

Der deutsche Anteil an der Entdeckung und Erschließung Amerikas ist nicht so sehr viel kleiner als der englische. Doch gerade, als es gegolten hätte, alle Kraft daranzusetzen, einen Besitzteil an der Neuen Welt zu sichern, da war die deutsche Nation durch inneren Streit um religiöse Fragen zu sehr mit sich beschäftigt. Deutsche jener Zeit mußten unter fremden Fahnen hinausziehen, um zu kolonisieren. Der Deutsche Minnewit gründete für die Holländer an der Hudsonmündung eine Kolonie, und legte den ersten Grundstein zur Stadt Neuyork —

Dieser Peter Minnewit aus Wesel ist einer der bedeutendsten deutschen Kolonialpioniere. Er zeigt, daß es unter den Deutschen jener Tage koloniale Führernaturen gab. Wären nun zu diesem Führer die Auswanderer gestoßen, die später in Scharen über den Atlantik zogen, und wäre in Deutschland nur ein Fürst, nur eine Reichsstadt gewesen, die die Wichtigkeit erkannt hätten, rechtzeitig für Deutsche ein Stück der Neuen Welt zu sichern, es hätten nicht so viele Millionen deutscher Volksgenossen Kulturdünger für andere Völker sein müssen.

Und derselbe Minnewit war es, der elf Jahre später — diesmal in schwedischem Auftrag — an der Mündung des Delaware das Fort Christina baute und eine Handelskolonie gründete. So fand die deutsche Auswanderung nach Amerika, die etwa ein Jahrhundert später einsetzte, kein deutsches Land dort vor, sondern mußte sich unter fremden Schutz stellen.

Die Geschichte unserer Auswanderung ist eine Geschichte der deutschen Tragik. Sie ist mit Blut und Tränen geschrieben, und der Traum vom „Land der unbegrenzten Möglichkeiten", den wohl jeder Auswanderer einmal geträumt hat, war in den meisten Fällen ausgeträumt, sobald einmal amerikanischer Boden betreten war. Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts fließt ein ununterbrochener Strom deutscher Menschen über den Atlantik, manchmal stärker, manchmal schwächer, er hat seinen Ursprung in religiösen, politischen oder wirtschaftlichen Gründen. Es gibt Höhepunkte dieser sich immer wieder erneuernden Auswanderflut: 1709—17 erfolgt die erste große Einwanderung der Pfälzer auf der Flucht vor den Raubzügen der Franzosen und vor ihren eigenen Fürsten; im Laufe des gleichen Jahrhunderts betreten Zehntausende deutscher Landsleute, von ihren Fürsten als Soldaten verkauft, den Boden der Neuen Welt; nach 1848 retteten viele um ihre politische Hoffnung Betrogene ihren Traum von einem einigen Deutschen Reich nach Amerika.

Deutsche waren es, die ihr Blut auf allen Kriegsschauplätzen der Neuen Welt für eine fremde Sache dahingaben. Oft kam es vor, daß Deutsche gegen Deutsche kämpften, so etwa beim Sturm auf die Festung Yorktown, dem letzten entscheidenden Ringen um die Unabhängigkeit der Staaten.

Deutsch waren die Kommandos, unter denen angetreten, deutsch die Rufe, unter denen gestürmt wurde. Aber auch aus dem angegriffenen Werke ertönten deutsche Kommandos, deutsche Rufe. Hier standen neben den Engländern Hessen, und während die Briten sich davonmachten, hielten die Hessen bis zum letzten Mann aus. Deutsche gegen Deutsche, die einen unter französischer, die anderen unter englischer Flagge. Und sie schossen und stachen sich gegenseitig tot, um die Unabhängigkeit Amerikas.

Steuben, der General Friedrichs des Großen, wurde Reorganisator des amerikanischen Heeres, ein Deutscher hißte die erste amerikanische Flagge am Stillen Ozean, der erste Flußdampfer auf dem Mississippi wurde von einem Deutschen erbaut, von einem Deutschen gelenkt. Deutsche erhoben den ersten Protest gegen die Sklaverei in Amerika. 216 000 in Deutschland geborene, 534 000 von Deutschen abstammende Amerikaner kämpften in den Sezessionskriegen für die Aufrechterhaltung der Union. Nicht fortzudenken ist der deutsche Anteil an der amerikanischen Geistesgeschichte. Auch die bitteren Tage des Weltkrieges, die jeden Schein deutschen Einflusses, deutschen Wesens in den Staaten auslöschen wollten, konnten hieran nichts ändern. Der Eintritt Amerikas in den Weltkrieg scheint eine bittere Wiederholung volksdeutscher Tragik vergangener Jahrhunderte zu sein: die amerikanischen Regimenter, die in das Ringen an der Westfront eingriffen, zählten in ihren Reihen viele deutschblütige, ja sogar in Deutschland geborene Soldaten.

Während mancher Gefechte ertönten deutsche Rufe auf beiden Seiten. In den Kämpfen um den Wald von Belleau im Juni 1918 kam das deutsche Infanterieregiment Nr. 40 durch deutsche Zurufe seiner Gegner in Verwirrung. Das gleiche gilt von den Kämpfen um den Chatillonwald. In diesem Kampf, der besonders furchtbar dadurch wurde, daß die Amerikaner kein Pardon gaben, wurde auf beiden Seiten mit erbitterter Tapferkeit gefochten. So wiederholte sich die Tragödie von Yorktown aus dem Unabhängigkeitskrieg: Deutsche gegen Deutsche!

Unter den deutschblütigen Bürgern der Vereinigten Staaten wächst das Bewußtsein, daß sie um Amerikas willen Volkstum und Muttersprache nicht aufgeben dürfen. Dieser Gedanke kann uns mit dem schmerzlichen Gefühl aussöhnen, daß wir Millionen unseres besten Volkstums an die Fremde verloren.

Fahrende Ritter des englischen Journalismus

Von Elsbeth Wentz

Wie auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens, ist England auch im Zeitungswesen schon sehr früh vorangegangen. So sind Vorläufer der Kriegskorrespondenten in England schon zur Zeit der Rosenkriege zu finden. Ein Mann namens Fenn unterhielt damals einen umfangreichen Nachrichtendienst. Dort, wohin er selbst nicht vordringen konnte, war er durch ein Mitglied seines Stabes vertreten. So gelangten handgeschriebene Schilderungen von fast jedem Schlachtfeld oder allen wichtigen Ereignissen an seine Abonnenten. Andere Nachrichtensammler folgten ihm. Doch kam ihr Verantwortungsbewußtsein offenbar nicht dem seinen gleich; zur Zeit Elisabeths fand Shirley Anlaß, in seinen „Love Tricks" die Nachrichtensammler zu verspotten, die jederzeit eine Schlacht in einem beliebigen Teil Europas beschreiben konnten, ohne auch nur ihren Fuß aus dem Wirtshaus zu setzen.

Von diesen Leuten unterschied sich Henry Crabb Robinson, der oft als der erste Kriegskorrespondent bezeichnet wird, zwar durch die Genauigkeit seiner Berichte, aber selbst erlebt hat wohl auch er die Gefechte nicht, über die er schrieb. Er wurde 1807 von der „Times" nach Altona geschickt und sammelte dort die Nachrichten und Meinungen der am Kriegsschauplatz erscheinenden Zeitungen. Diese übermittelte er seinem Blatt. Genau so wirkte er 1808/09 in Spanien, ebenfalls im Dienste der „Times".

C. L. Gruneisen jedoch, der 1837 für die „Morning Post" die englischen und karlistischen Truppen in Spanien begleitete, konnte nach eigenem Augenschein über Gefechte berichten. Bald aber wurde er — wie auch ein Korrespondent der „Times" — von dem feindlichen General gefangengenommen und nur auf sein Wort hin freigelassen, Spanien während des Krieges nicht wieder zu betreten.

Erst in John Howard Russell gewann der Beruf des Kriegskorrespondenten seine große Bedeutung. Das Aufsehen der Mitwelt erregte er im Krimkrieg, in dem er nicht nur der gewissenhafte Chronist der Geschehnisse war und nicht nur den Ruhm des tapferen englischen Soldaten kündete, sondern auch mit größter Schärfe die vielen Mißstände in der Versorgung der englischen Armee geißelte. In dem Wirbel der allgemeinen Erregung, die darüber entstand, ward auch sein Ruhm wie das Ansehen des Kriegskorrespondenten überhaupt geschaffen. Es fehlte im Krimkrieg dem englischen Heere anfänglich an allem, an ordentlicher Kleidung, an der Verpflegung, an Hilfsmitteln für die Kranken und Verwundeten. Die militärische Führung beging große Ungeschicklichkeiten. Durch Russells Briefe wurde das alles dem englischen Volke erst bekannt, und Hilfsversuche einzelner wie große, von der Allgemeinheit getragene Hilfsaktionen antworteten auf Russells Ruf. Die „Times" selbst sammelte einen ergiebigen Fonds. Russells Briefen ist es zu verdanken, daß Florence Nightingale ihre segensreiche Tätigkeit beginnen konnte. Daß die Regierung Aberdeen wegen ihres Versagens im Krimkrieg gestürzt wurde, war auch eine Folge der Briefe des großen Kritikers in der Krim.

Diese Erfolge Russells wurden unter mancherlei Schwierigkeiten errungen. Wie alle Kriegskorrespondenten, und mehr noch als die meisten von ihnen, hatte er unter dem Mißtrauen maßgebender Heerführer zu leiden, die zu begleiten und deren Handeln zu schildern die Aufgabe des Kriegsberichterstatters ist. Schon der Herzog von Wellington hatte sich darüber beklagt, daß die Nachrichten aus dem Felde in den englischen Zeitungen zu derselben Zeit wie in die seinen auch in die Hände des Feindes gelangen müßten und diesem alle möglichen Hinweise zutrügen. Lord Wolseley nannte die späteren Kriegsberichterstatter den Fluch der modernen Armeen, und General Sherman hätte sie am liebsten alle gehängt.

In Russells Fall nun war es besonders ein Brief, der eine heftige Auseinandersetzung her-

vorrief. Russell brachte darin außer andern Einzelheiten über die Armee vor Sebastopol die Beschreibung einer Steinwindmühle, in der ein englisches Pulvermagazin sei. Dieser Brief empörte Lord Raglan, da er den Geschossen des Feindes den Weg weisen konnte. Russell sah seinen Fehler ein, entschuldigte sich jedoch damit, er habe wie jedermann und wie Lord Raglan selbst angenommen, daß zu der Zeit, in der dieser Brief in London eintreffen mußte, Sebastopol schon lange in den Händen der verbündeten Engländer und Franzosen sein würde. Er erbot sich sogar, seine Briefe an die „Times" einer Zensur durch das Hauptquartier zu unterstellen, und es ist höchst erstaunlich, daß dieses Angebot abgelehnt wurde.

Außer einzelnen Feststellungen konnte natürlich die stete Kritik Russells an der Mißwirtschaft in der Armee als gefährlich gelten, da sie dem Russen die Schwäche seines Gegners offenbarte und ihn dadurch möglicherweise zum Aushalten ermunterte. So sollen auch die Friedensverhandlungen in Wien aufgehalten worden sein. War aber Reden in diesem Punkte gefährlich, so war es doch Schweigen nicht minder, denn ohne Russells Kritik wäre die englische Armee in der Krim durch innere Mißstände allein schon zugrunde gerichtet worden. Daß Russell die richtige Entscheidung traf, bestätigte der Erfolg.

Es ist selbstverständlich, daß ihm diese Kritik im englischen Hauptquartier viele Feinde machte. So hatte er schwere Wochen und Monate zu überstehen. Man nahm ihm oft jede Möglichkeit, selbst zu beobachten. Ja, sogar am Lebensnotwendigsten, an der Nahrung, ließ man ihn darben. Sein Quartier war meist elend genug, und auch daraus wurde er noch oft vertrieben. Einmal war seine Behausung ein Schweinestall, dann wieder ein Zelt, das aber auf Geheiß englischer Stabsoffiziere wiederholt aus dem Lager entfernt wurde — denn was zum Teufel hatte der Korrespondent im Lager zu suchen? In Balaclava fand er ein Haus, das ihm an Bequemlichkeiten den Boden als Lager und die Wände zum Aufhängen seiner Habseligkeiten bot. Auch hier war seines Bleibens nicht lange. Ein Kommissariatsoffizier beanspruchte das Haus für die Armee, und Russell zog hinaus in den Winter der Krim. In Zelten von Freunden oder an Bord eines Schiffes fand er für eine Weile Zuflucht. Es war nicht das letztemal, daß er so vertrieben wurde. Aber er dachte viel zu vornehm, um für sich selbst die Hilfe der englischen Öffentlichkeit in Anspruch zu nehmen.

Von Schlachtfeld zu Schlachtfeld führte nun sein Weg. 1857 zog er nach Indien, wo eine Meuterei einheimischer Truppen ausgebrochen war. Jetzt war sein Weg geebnet: der Führer der englischen Streitkräfte selbst informierte ihn über alles, und er nahm eine hochgeachtete Stellung im Lager ein. Es folgten der amerikanische Bürgerkrieg, in dem allerdings seine Tätigkeit auf kurze Zeit beschränkt wurde, und der preußisch-österreichische Krieg von 1866. Zwischendurch widmete sich Russell hauptsächlich der Arbeit an seiner „Army and Navy Gazette" und der Reportertätigkeit bei der „Times".

Als der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 ausbrach, war Russell noch der bekannteste und beste Kriegskorrespondent. Sein Name war Empfehlung genug, um ihm — zuerst als einzigem Korrespondenten — die Zulassung beim deutschen Hauptquartier zu verschaffen. Nun saß er zwar beim Stabe des preußischen Kronprinzen an der Quelle der besten Informationen, doch war er noch zu schwerfällig im Gebrauche des Telegraphen, um seine Möglichkeiten recht auszunützen. Dies wurde zu seinem Verhängnis, um so mehr, als jetzt ein Mann auftauchte, der, jünger und beweglicher als Russell, Tatkraft in der Auffindung und Übermittlung der Nachrichten mit einem überaus anziehenden Stil verband.

Archibald Forbes zog in den Krieg als Korrespondent des „Morning Advertiser". Während Russell noch in Berlin verzweifelt auf seine Zulassungspapiere wartete, reiste Forbes schon durch die deutschen Gaue, fand dabei genug Interessantes zu beschreiben, beschaffte sich seine Legitimationspapiere in Frankfurt a. M. und fuhr und wanderte nach Saarbrücken. Schnell fand er Anschluß an deutsche Truppen und begleitete schon am 28. Juli eine kleine Abteilung auf einem Erkundungszug. Am 1. August machte sich Russell von Berlin aus erst auf die Reise. Dies ist nur e i n Beispiel für den Unterschied in der Beweglichkeit der beiden Korrespondenten. Forbes streifte frei von Gruppe zu Gruppe. Überall lebte er mit der Truppe, nicht

mit den Oberkommandierenden, und das ist wohl ein Grund dafür, daß seine Schilderungen des Lebens im Felde so unmittelbar und lebendig erscheinen. Es ist bezeichnend, wie er das Versailles des Winters 1870 sieht: ein stagnierender Krieg; Prinzen, Korrespondenten, Militärkapellen, Halbwelt, Glücksritter aus halb Europa — und dafür keine Gefechte, keine wirklichen Neuigkeiten.

In diesem Versailles lebte Russell. Er machte wohl große Anstrengungen, vom Kriege so viel wie möglich zu erleben und die Berichte so schnell wie möglich an seine Zeitung zu senden. Nach der Schlacht von Sedan machte er eine Parforcetour nach England, um dort seine Berichte sofort in Druck zu geben. Doch er sieht es selbst: was er erreicht hatte, war durch den Telegraphen schon weitgehend entwertet. Sein Bericht war nur der erste ausführliche — ein schwacher Trost! Auch der Zufall erklärte sich gegen ihn. Der besondere Kurier, der auch seine Notizen vom Schlachtfeld von Sedan mitgenommen hatte, wurde bei einem Ausfall aus Verdun abgefangen, und die Notizen waren verloren. Es kam jetzt öfters vor, daß die „Times" wichtige Nachrichten nach anderen Zeitungen empfing und daß ihre Leiter deshalb Klage bei Russell erhoben. Doch nichts wollte helfen, das Glück blieb auf seiten seines neuen Günstlings Forbes.

Bei aller überragenden Bedeutung des 70er Krieges für die Weltgeschichte bleibt es gleichwohl auffallend, wie stark das Interesse der Engländer daran war, nicht nur am Ausgang der Schlachten und an den Ergebnissen der Verhandlungen, sondern am täglichen Leben der Soldaten in den Schützengräben. Für die deutschen und die französischen Verwundeten sandten sie Hilfe in reichem Maße. Dazu hatten die Berichte der Korrespondenten auf beiden Seiten sicherlich weitgehend angeregt.

Der neuerliche Aufschwung des englischen Kriegskorrespondententums im 70er Kriege mußte sich auf Kriege, an denen England beteiligt war, besonders auswirken. Hatte Russell auch mit Männern der führenden Gesellschaftsschicht verkehrt, so war es doch etwas Neues, als in der Person Winston Churchills ein Angehöriger eben jener Schicht als Kriegskorrespondent wirkte.

Churchill war Offizier der englischen Landarmee. Schon den Griechisch-Türkischen Krieg wollte er gerne als Kriegsberichterstatter miterleben, versäumte ihn aber. Dann erreichte er es, als Mitarbeiter des „Pioneer" und des „Daily Telegraph" Sir Bindon Blood auf einem Feldzug an der indischen Grenze begleiten zu dürfen. Von seiner Truppe wurde er so lange beurlaubt. Aber er blieb innerlich Soldat, und so war es kein Wunder, daß er seine Stellung als Kriegskorrespondent und damit als Nichtkämpfer gelegentlich vergaß und zur Waffe griff, ja, sich sogar nach einem sehr verlustreichen Gefecht einem Regiment zuteilen ließ. Seinen Verpflichtungen gegenüber den beiden Zeitungen kam er dabei stets nach.

Am Feldzug in den Sudan nahm er als aktiver Offizier und Korrespondent der „Morning Post" teil. Diese vertrat er auch im Burenkrieg. Aus der Armee war er damals schon ausgetreten. Doch wieder konnte er es schon zu Anfang des Krieges nicht unterlassen, tätig — wenn auch nicht mit der Waffe — an einer Kampfhandlung teilzunehmen. Er geriet dabei in Gefangenschaft, gewann durch eine romantische Flucht die Freiheit wieder und war der Held des Tages.

Als der Krieg sich in die Länge zog, suchte Churchill um Wiederaufnahme ins Heer nach. Doch seine Verbindung mit einer Zeitung erwies sich jetzt als Erschwerungsgrund. Es war, und zwar gerade im Hinblick auf Churchill, immer mehr Kritik an der Verbindung von Offizier und Zeitungskorrespondent in einem Manne laut geworden. Dem hatte das Kriegsministerium nach der Nilexpedition dadurch ein Ende gemacht, daß es die umstrittene Verbindung unterfagt hatte. Doch welche Gründe nun mitsprachen — Sir Redvers Buller macht bei Churchill eine Ausnahme unter der Bedingung, daß er für seine Tätigkeit beim Heer keine Bezahlung erhalten werde.

Es ist bemerkenswert, daß sogar bei dem Manne, der beide Berufe in sich verband, die Reibungen mit dem rein militärischen Element nicht ausblieben. Der Kriegskorrespondent Churchill hatte mancherlei Kritik geübt, die ihm bei der Armee sehr verübelt wurde. Er blieb nun einer milden Zensur unterworfen.

Die Zensur war nichts Neues mehr bei Feldzügen der englischen Armee. Mit ihr vollzog sich

allmählich eine große Veränderung des Kriegskorrespondententums. Sie beschränkte die Tätigkeit des einzelnen und gleich dadurch die Leistungen der verschiedenen Korrespondenten gegeneinander aus. In den Jahren 1877 — mit einem Ritt von dem durch die Russen erstürmten Schipkapaß nach Bukarest — und 1879 — mit dem gefährlicheren und berühmten Ritt von Ulundi nach Durban mit der Nachricht vom Sieg über die Zulus — hatte Archibald Forbes noch ganz im Stil der alten „war correspondents" der „Daily News" große Erfolge errungen. Aber solcher „scoops" wurden es weniger und weniger. So ergab sich der Typ des Weltkriegskorrespondenten, den in seiner endlichen Form der englische Zeitungsmann schuf, wie er den Kriegskorrespondenten überhaupt geschaffen hatte.

Zu Anfang des Weltkrieges verbot das englische Kriegsministerium allen Kriegskorrespondenten, ihrem Beruf an der Front nachzugehen. Trotzdem rückten Unternehmungslustige aus, um keine Möglichkeit unversucht zu lassen. Wirrnis ergab sich daraus. Falsche Berichte, vor allem durch Nichtangehörige des Berufes, erreichten England. Die dringende Notwendigkeit und der Druck der großen englischen Zeitungsbesitzer brachten gegen Mitte 1915 die Regelung durch das Kriegsministerium: fünf Korrespondenten, von denen vier je einige Zeitungen vertraten und einer für Reuter arbeitete, wurden zugelassen. Sie wurden uniformiert und erhielten mit ihren Zensoren zusammen ein Standquartier zugewiesen. Noch schenkte man ihnen kein rechtes Vertrauen. Ein geheimer Auftrag, den die Zensoren erhielten, war „to waste the time of the correspondents". Ein weiteres halbes Jahr des Kampfes der Zeitungsmagnaten, besonders Northcliffes, mit den maßgebenden Stellen verging, ehe das rechte Verhältnis zwischen dem Militär und den Korrespondenten zustande kam. Ausschlaggebend dafür war aber wohl, daß die Korrespondenten an der Front zeigten, daß sie Vertrauen verdienten. Sie hatten in voller Übereinstimmung miteinander das Bemühen aufgegeben, durch sensationelle Nachrichten, die möglicherweise hätten Unheil stiften können, einander zu übertreffen.

Die Zensoren wurden mehr Berater und Freunde der Korrespondenten als ihre Aufseher. Sie zogen mit ihren Schützlingen zur Besichtigung des Schlachtfeldes aus und gaben, soweit nicht Stabsoffiziere selbst den Korrespondenten die Schlachtpläne vorher bekanntgaben und erläuterten, die ihnen durch die Stäbe vermittelten Informationen weiter. Hatten einzelne Korrespondenten den Wunsch, diesen oder jenen Teil des Schlachtfeldes zu besuchen, so wurden sie wiederum von einem Zensor begleitet. Nach der Rückkehr von ihren verschiedenen Beobachtungsposten tauschten sie ihre Erfahrungen aus und schrieben danach ihre Berichte nieder.

Es mag scheinen, als hätten diese unter Aufsicht gesammelten und weitergegebenen Beobachtungen keinen Platz neben den Tagesberichten des Generalstabes. Und doch waren diese Berichte so begehrt und so wichtig wie die früheren Kriegskorrespondenzen. Vor allem, weil der Engländer eben nur dem nichtoffiziellen Augenzeugen, dem Zivilisten, der ihm selbst gleicht Glauben schenken will. Außerdem waren diese Kriegsberichte in einer den Mann auf der Straße mehr packenden Art abgefaßt als die Heeresberichte. Die Gespräche mit dem Tommy im Schützengraben, mit Gefangenen und mit der Bevölkerung der Kriegsgebiete verliehen ihren Berichten etwas vom Geist und Leben der Front. Freilich war auch nichts so geeignet, Tatsachen zu verzerren und Haß zu säen, wie die Gespräche mit der Bevölkerung in den Kriegsgebieten.

Im letzten großen Kriege nahmen die „war correspondents" eine Stellung ein, die so wichtig und so hoch geachtet war wie die ihrer Vorgänger; nach Kriegsende wurden sie alle mit dem Adelsprädikat ausgezeichnet. Sicherlich wird es auch in künftigen Kriegsfällen wieder den Kriegskorrespondenten geben, den Mittler zwischen Front und Heimat, zwischen Militär und Zivilbevölkerung, der die Skizzen der offiziellen Berichte mit Farbe füllt, den Heldensänger der neuen Zeit.

E. F. Benson

SIR FRANCIS DRAKE



Von Hans Härlin

Mit vier Bildern aus Benson, Sir Francis Drake mit Erlaubnis des Wilhelm Goldmann Verlags, Leipzig

Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung des großen englischen Seehelden entstammt einer literarisch außerordentlich begabten Familie. Edward Frederick Benson ist im Jahre 1867 als Sohn des berühmten geistlichen Dichters und Erzbischofs von Canterbury, Edward White Benson, geboren, der in der kirchlichen Entwicklung des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine führende Rolle spielte. Zwei Brüder Edwards Fredericks sind wie er selbst durch vielgelesene lyrische und epische Schöpfungen in England bekannt geworden.

Francis Drake, den der biedere Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter durch sein berühmtes „Kartoffellied" unverdientermaßen zum Vater dieser nützlichen Knollenfrucht gemacht hat, war verdientermaßen der volkstümlichste englische Seeheld, ein Mann, dem in Merry old England alle Herzen zufliegen mußten. Als Sohn des Kleinbauern Edmund Drake ist Francis auf der Farm Crowndale in der Gegend von Plymouth wahrscheinlich im Jahre 1541 zur Welt gekommen. Sein wackerer Vater hatte außer ihm noch elf Söhne und scheint seine große Familie leidlich durchgebracht zu haben, bis sie im Jahre 1549 durch einen Aufstand der Katholiken aus der Heimat vertrieben wurden.

Dieses Ereignis prägte unverwischbare Spuren in die Erinnerung des kleinen Francis ein. Die Familie floh nach Plymouth und fand dann eine behelfsmäßige Unterkunft auf einem abgetakelten Segelschiff, das auf der Reede am Medway im Mündungsgebiet der Themse lag — keine üble Heimat für einen werdenden Seehelden. Edmund Drake, ein eifriger Protestant und guter Prediger, wurde in diesen Jugendjahren des englischen Protestantismus Pfarrer von Upchurch, und der junge Francis machte auf einer Bark eine harte Lehrzeit durch, während welcher er die englischen und französischen Küstengewässer des Kanals sehr genau kennenlernte. Sein Lehrherr war streng, scheint aber doch gemerkt zu haben, daß er da einen ungewöhnlich tüchtigen Schiffsjungen unter die Fuchtel bekommen hatte. Er war Junggeselle und vermachte ihm die Bark. So wurde Drake selbständig und fuhr eine Zeitlang als Frachtschiffer zwischen den Kanalhäfen hin und her.

Bald bot sich ihm Gelegenheit, sein Glück in der Ferne zu suchen. Im Jahre 1565 unternahm ein Kapitän Lowell eine Handelsfahrt nach Westindien. Drake verkaufte seine Bark und beteiligte sich an dem Unternehmen, das bei dem geltenden Handelsmonopol Spaniens ein ziemliches Risiko bedeutete. Im Hafen Rio de la Hacha am Karibischen Meer im heutigen Kolumbien wurde die Ladung beschlagnahmt. Diese Unfreundlichkeit sollte die Spanier im Laufe der nächsten Jahrzehnte außerordentlich teuer zu stehen kommen. Drake haßte von nun an den Koloß Spanien mit der ganzen Glut seines ungewöhnlich feurigen Temperaments. Hinter Spanien stand die Macht der Päpste. Durch ihre Bullen und Breven war die ganze bereits entdeckte Neue Welt säuberlich zwischen Spanien und Portugal geteilt worden, mit Ausschluß aller anderen Seefahrt betreibenden Nationen. England war noch nicht stark genug, um gegen diese einseitigen Machtsprüche Protest einlegen zu können. Es begnügte sich inzwischen mit der Unterstützung des privaten Schmuggels. Es war eine tolle Zeit. England und Spanien standen staatsrechtlich in tiefstem Frieden, aber

wo sich draußen Engländer und Spanier in die Quere kamen, fielen sie in mörderischer Wut übereinander her. Die englischen Gefangenen wanderten ohne Erbarmen in die Kerker und Folterkammern der Inquisition. Ihre Kameraden wußten das und liebten die Spanier dementsprechend. Königin Elisabeth, die amtlich „Blütenreine", hatte ihre Finger in vielen dieser Kaper- und Schmuggelfahrten, die reichen Gewinn brachten, wenn sie gelangen.

Im Jahre 1567 erfuhr der spanische Gesandte in London, daß sich im Hafen Chatam eine kleine Flotte von Kriegs- und Handelsschiffen zur Ausfahrt bereitmachte. Er bat um eine aufklärende Audienz und wurde von Ihrer Majestät mit dem hübschen Märchen einer Forschungsfahrt nach dem äußersten Süden Afrikas abgespeist. An diesem gemeinnützigen Unternehmen war die bekannte Reedereifirma Hawkins stark beteiligt. Francis Drake war mit der Familie Hawkins verwandt und wurde Kapitän des Schiffchens „Judith" von 50 Tonnen. Nach anfänglichen Handelserfolgen und einem schneidigen Handstreich Drakes auf Rio de la Hacha wurde fast die ganze Flotte das Opfer spanischer Heimtücke. Im Hafen San Juan de Ulloa fiel eine überlegene spanische Kriegsflotte trotz ausdrücklich angelobter Friedfertigkeit über die Engländer her. Nur die „Minion" unter John Hawkins und die „Judith" unter Drake entkamen und kehrten getrennt nach böser Fahrt nach England zurück. Dort hatte sich die politische Lage in der Zwischenzeit sehr zugespitzt. Der Streit ging ursprünglich um spanische Goldbarren im Wert von 100 000 £, die für den Herzog von Alba in den Niederlanden bestimmt waren und sich vor französischen Kapern in den Hafen von Plymouth gerettet hatten. Elisabeth trennte sich nicht leicht von Gold, auch wenn es ihr nicht eigentlich gehörte. Sie verweigerte die Rückgabe unter allerlei Ausflüchten. Alba beschlagnahmte nun allen englischen Besitz in den Niederlanden, Elisabeth den spanischen Besitz in England. In diese hochgespannte Lage platzten Hawkins und Drake mit ihrem Bericht von dem Überfall herein. Nun hatte Elisabeth Oberwasser, die Goldbarren blieben im Tower, und die Spanier wurden durch langatmige Schreiben getröstet. Daß es zwischen England und Spanien zu einem Entscheidungskampf kommen mußte, war jedem Einsichtigen klar. Aber Philipp II. fühlte sich noch nicht hinreichend gerüstet, und Elisabeth besaß keine genügende Flotte. Aber sie baute nun eifrig Kriegsschiffe mit Philipps Geld.

Ob Drake schon damals im Jahre 1569 vor das Auge seiner Königin trat, ist nicht sicher; aber sie wußte von ihm und war ihm wohlgewogen. Er wurde Kapitän der Königlichen Marine und fuhr mit den Barken „Drache" und „Schwan" auf Abenteuer. Im Golf von Darien entdeckte er einen wundervoll verschwiegenen Naturhafen mit einer engen, dschungelverwachsenen Einfahrt. Ein herrliches Versteck für einen unternehmenden Mann, der sich für die spanischen Goldsendungen interessierte, die zu Schiff von Peru nach Panama kamen und von dort der Hafenstadt Nombre de Dios am Karibischen Meer auf dem Landweg zustrebten. Drake freundete sich mit dem ortsansässigen Indianerstamm der Cimaroonen an, der die Spanier grimmig haßte. Mit ihrer Hilfe erbeutete er nach allerlei Mißerfolgen und langem Warten einen Schatzzug von 188 Maultieren. Die biederen Langohren trugen soviel Gold, daß man das Silber vergraben mußte. Am 4. August 1573 war die Beute in Plymouth. Elisabeth war entzückt, und Drake war von nun an ein reicher Mann und der Liebling des Volkes. Er gab das rasch Gewonnene mit leichter Hand aus.

Der Zauber des Piraten paarte sich mit der Bewunderung für den großmütigen Mann, der durch seine frische Menschlichkeit und seinen fesselnden persönlichen Scharm Zuneigung erzwang. Seine Fehler — Jähzorn, Selbstherrlichkeit, Eitelkeit, Fluchen und Wettern — entfremdeten ihn nicht. Wer möchte einen milden und zimperlichen Helden haben? Was er getan hatte und was er war, ließ die Herzen der Menschen tanzen und machte sie wieder zu Knaben. Von Elisabeth auf ihrem Thron bis zu den Gassenbuben des Armenviertels begrüßte ganz England ihn als den Mann, der für das Land paßte.

Ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber, Stow, beschreibt ihn in diesen Zeiten seines Ruhmes und blühenden Mannesalters: „Eine untersetzte Gestalt, starkgliedrig, mit starker Brust, rundem Kopf, braunem Haar, bärtig, mit runden, aber großen und klaren Augen, dazu ein gutgeschnittenes Gesicht und eine fröhliche Miene." Diese Beschreibung deckt sich vollständig mit seinem lebensgroßen Ölbild, das in Buckland Abbey bei Plymouth hängt. Die Familie Drake besitzt dieses Landgut und das Porträt ihres großen Ahnherrn noch heute.



Der Familiensitz der Drakes: Buckland Abbey bei Plymouth

Der erfolgreiche Beutezug Drakes verursachte einen bedauerlichen Ausfall im spanischen Haushalt, und Philipp war diesmal kaum noch zu besänftigen. Drake mußte eine Zeitlang aus dem Gesichtskreis des spanischen Gesandten verschwinden, bis die englischen Diplomaten die Angelegenheit wieder einigermaßen eingerenkt hatten. Am 15. November 1577 stach er als Admiral eines Geschwaders von fünf Kriegsschiffen von 100 bis 15 Tonnen in See. Es sollte das größte Abenteuer seines Lebens werden, die erste Fahrt um die Erde, die einem Engländer glückte. Zuerst ließ sich die Reise übel an. Ein Hauptmann Doughty, den Drake für seinen Freund hielt, wiegelte Offiziere und Mannschaften gegen den Führer auf. Als dieser dahinterkam, griff er fest durch. An der argentinischen Küste bei dem heutigen Puerto San Julian fiel Doughtys Haupt nach ordentlichem Spruch des Kriegsgerichts. Im August 1578 durchsegelte Drake mit drei Schiffen die gefährliche Magalhães-Straße. Im Pazifischen Ozean trennte ein furchtbarer Sturm das Geschwader. Kapitän John Winter nahm kurzerhand an, Drakes Flaggschiff, die „Goldene Hindin", sei mit ihm untergegangen, und kehrte nach England zurück. Drake war weit nach Süden verschlagen worden und machte durch diesen Zufall die große geographische Entdeckung, daß sich südlich der Magalhães-Straße kein gewaltiges Festland bis ins Polareis erstreckt, sondern ein grenzenloses offenes Meer. Nach langem Warten und Suchen setzte die „Goldene Hindin" allein die Reise fort. Drake segelte die Küste von Südamerika hinauf und heimste reiche Beute ein, da in diesen Gewässern niemand an ein englisches Kaperschiff dachte. Die fetteste Prise war die „Nuestra Señora de la Concepción" mit einem riesigen Schatz an Bord. Gegen seine spanischen Gefangenen war Drake von ausgesuchter Höflichkeit, so daß die stark Erleichterten persönlich das beste Andenken von ihm mitnahmen. In der Gegend von San Francisco nahm er feierlich Besitz von Kalifornien, das er Neu-Albion nannte. Da sich jedoch Alt-Albion in



Francis Drakes Landung in Kalifornien (Neu-Albion)
Nach einem zeitgenössischen Stich

den nächsten hundert Jahren nicht um diesen Gebietszuwachs kümmerte, verfiel der fragliche Rechtsanspruch, Kalifornien wurde spanisch und erst 1848 amerikanisch.

Den kühnen Gedanken, Nordamerika nördlich zu umsegeln, gab Drake „wegen schlechten Wetters" bald auf. Er nahm Kurs nach Südwest, durchsegelte den ganzen Pazifik und sah erst zwei Monate später wieder Land. Es waren die Palau-Inseln, deren Bewohner sein Handelsangebot mit einem Steinhagel beantworteten. Besser ging es ihm vierzehn Tage später auf den Philippinen und sehr gut auf den Molukken oder Gewürzinseln, deren Sultan Baber ihn mit Auszeichnung empfing. Aber Drake dachte an das Gold und Silber in seinem Kielraum und hielt sich nirgends unnötig lange auf. Bei Celebes segelten sie auf ein verborgenes Riff und saßen eine ganze Nacht lang fest. Sie warfen drei Tonnen Gewürznelken, acht Kanonen und viel Proviant über Bord, und endlich schob ein günstiger Wind das glückhafte Schiff wieder ins tiefe Wasser.

Die weitere Fahrt über Java und das Kap der Guten Hoffnung verlief ohne Zwischenfall. Am 26. September 1580 fiel der Anker im Hafen von Plymouth. Philipp II. hatte sich einstweilen bitterlich über Drakes Seeräuberei beschwert, aber da er Gold und Silber im Wert von über drei Millionen Pfund heimbrachte, wurde ihm gnädig verziehen. Um so gnädiger, als Elisabeth selbst über eine Million einstrich. Die übrigen Teilhaber erhielten 4700 Prozent ihrer Einlagen. Diese geographische Forschungsfahrt hatte sich großartig gelohnt. Daß die Königin den Mann, den die Spanier den „Meisterdieb" nannten, am 4. April 1581 zum Ritter schlug, war eine scharfe Herausforderung der Iberischen Großmacht.

Als politischer Ratgeber der Königin befürwortete Drake eine dauernde Schwächung Spaniens durch organisierten Seeraub und die Anlage eines Stützpunktes auf den Azoren. Er war sehr enttäuscht, als dieser Plan von den Diplomaten vereitelt wurde. Mit Frobisher,

Raleigh, den Hawkins und anderen tüchtigen Kapitänen war er der Mitbegründer der englischen Seemacht. Als Philipp einer englischen Kauffahrteiflotte das versprochene sichere Geleit brach und die Besatzungen ins Gefängnis warf, durfte Drake als Rächer mit 23 Schiffen in See stechen. Er segelte kühn in die Bucht von Cadiz hinein und vernichtete eine große spanische Proviantflotte und mehrere Kriegsschiffe. Nun war endlich Krieg zwischen Spanien und England. Dort wartete man mit Bangen auf die „Armada", und die Seelords entwarfen einen höchst komplizierten Kriegsplan, der sicher zum Untergang geführt hätte. In einem Brief an Elisabeth schlug Drake den strategischen Unsinn in Scherben. Er legte dar, daß die Rettung nur im entschlossenen Angriff liege. Lord Howard blieb Oberbefehlshaber, Drake wurde Vizeadmiral. Am 19. Juli 1588 wurde die „Armada" bei Kap Lizard gesichtet. Drakes Energie brachte die weit schwächere englische Flotte eben noch rechtzeitig aus der Bucht von Plymouth hinaus. Sie hängte sich an die spanische Nachhut und tat mit ihren flinken Angriffen den schwer beweglichen Galeonen allen möglichen Abbruch. Fünf Tage lang wurde ohne Entscheidung gekämpft. Der spanische Admiral, Herzog Medina Sidonia, der auf die Mitwirkung des spanischen Statthalters der Niederlande rechnete, ging bei Calais vor Anker. Drake ließ bei Nacht acht Brander gegen die geballte Flotte los. In panischer Angst kappten die Spanier die Ankertaue und segelten in Verwirrung in die Nordsee hinaus. Da Howard am nächsten Tage versagte, leitete Drake den erfolgreichen Angriff. Bös zerzaust flohen die Spanier nach Norden. Was die englischen Seebären begonnen hatten, vollendeten die Elemente. Unter Entbehrungen aller Art fuhren die Reste der Armada um die Orkney-Inseln herum und retteten sich nach schweren Verlusten durch Stürme und Klippen in elendem Zustand in die spanischen Häfen. Die Engländer hatten nicht ein Schiff verloren.



Das Ende der „unbesieglichen Armada": Sieg der Engländer unter Lord Howard und Sir Francis Drake im Ärmelkanal 1588. Nach einem zeitgenössischen Stich

Stolz auf den Sieg über den Erbfeind, zu dem er soviel beigetragen hatte, lebte Drake wie ein Fürst in London. Bald trieb ihn seine Abenteuerlust wieder hinaus. Aber er hatte den Scheitelpunkt seiner Lebensbahn überschritten; das Glück, das ihn so lange verwöhnt hatte, kehrte dem Alternden den Rücken. Sein Angriff auf das damals spanische Lissabon mißlang, und Drake fiel in Ungnade bei seiner wankelmütigen Königin. Er war nicht zum Schmollen geboren und lebte drei Jahre heiter und in wohlverdienter Ruhe auf seinem schönen Landsitz Buckland Abbey. Der nahen Stadt Plymouth schenkte er während dieser Zeit eine Wasserleitung, die heute noch läuft, wenn auch in anderer Fassung. Elisabeths Ungnade wandelte sich allmählich in Huld, und Drakes Flagge ging im August 1595 wiederum am Mastbaum eines Admiralschiffes hoch. Wieder ging es in den Winkel zwischen Süd- und Mittelamerika. Aber sein Anschlag auf Panama mißlang. Während er bei der Insel Escudo de Veragua die Schiffe überholte, fiel das Fieber über ihn her. Noch einmal ließ er sich den Panzer umlegen, dann brach er zusammen.

Auf der Reede von Porto Bello donnerten alle Geschütze der Flotte den Abschiedssalut, während die Leiche des Admirals in ihrem Bleisarg langsam vorwärtsglitt: „Die Stille der Tiefe nahm Englands größten Seemann auf, der ihm die Meere gewonnen hatte und sie ihm als seine Erbschaft hinterließ."

Ein Leben auf dem Papier / Von Oskar Jancke

Unsere Leser werden sich gewiß noch mit einigem Vergnügen der »Stilproben« aus Oskar Janckes Büchlein »Und bitten wir Sie . . .« im Märzheft der »Weltstimmen« erinnern. Und stellt DERSELBE uns auf unser diesbezügliches Ansuchen nunmehr gütigst den nachfolgenden Originalbeitrag aus seiner geschätzten Feder zur Verfügung.

Die ehrwürdige Wortgestalt, die die Güte hatte, mir eine Unterredung zu gewähren, hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Ist ein Leben auf dem Papier denn wirklich so übel? Man lebt auf einer sauberen großen weißen Fläche in der angenehmen Gesellschaft von vielen großen und kleinen Wörtern. Man stößt und wird gestoßen. Die Fettflecke sind sehr unangenehm. Aber in eurem sogenannten wirklichen Leben gibt es auch Licht und Schatten."

Ich will Ihnen verraten, wer diese seltsamen Worte sprach. Derselbe ist auf dem Papier zur Welt gekommen und hat sich auf demselben in beneidenswerter geistiger und körperlicher Frische erhalten. Derselbe entstammt dem alten Geschlechte Höchstderoselben. Als die Bedeutung desselben in unserer Wirklichkeit langsam dahinschwand, zog sich die Familie auf das Papier zurück, woselbst dieselbe sich auch heute noch größten Ansehens erfreut und zahlreiche Aufsichtsratsposten einnimmt. Ich hatte die Ehre, vom greisen Oberhaupt der Familie empfangen zu werden. Dasselbe ließ sich weiter vernehmen:

„Auf der großen weißen Fläche also, die ihr Papier nennt, hausen dieselben als ehrengeachtete Großgrundbesitzer. Stolz auf ihr papierenes Leben begegnen dieselben überall eurem suchenden Auge. Vergebens habt ihr uns Kampf angesagt. Ihr unterschätzt die Macht derselben, die nicht untergeht."

„Aber das hängt doch wohl von uns ab", wagte ich einzuwenden, „was wollt ihr tun, wenn wir euch vom Papier entfernen?"

„Es wäre erstaunlich, wenn ihr das fertig brächtet", erwiderte der muntere Greis. „Groß ist der Zauber derselben auf die harmlosen Gemüter unter euch. Sie scheuen sich, uns in den Mund zu nehmen. Desto mehr werden wir geschrieben und gedruckt, wie wir es zur Erhaltung unseres Geschlechts bedürfen. Wortzauber, von uns geübt, wirkt Zauber des Worts, dem der Mensch unterliegt. Alle Wörter, die ihr verehrt, liegen eines Tages abgebraucht in eurem Kehricht, weil sie euch gedient und an eurer Wirklichkeit teilgenommen haben. Dieselben aber, die ihr verächtlich papieren nennt, werden niemals von ihrer Herrlichkeit etwas einbüßen."

„Man wird demnächst alle Wörter verbieten, die uns nicht dienen und nur auf dem Papier leben."

„Was man gegen uns tut, tut man für uns", sagte der Alte heiter. „Ihr habt wenig Macht über alles, was nur papierenes Wort ist. Ihr schont nur und erhaltet uns. Wir werden allenfalls etwas seltener und kostbarer. Da wir auffallen, wo man uns antrifft, nehmen die vielen unter euch, die das Auffällige lieben, unaufgefordert unsere Rechte wahr."

„Wir werden unsere Jugend vor euch warnen."

„Verbotene Früchte werden gern genossen. Und laßt sie nur erst von der Schule sein, dann werden sie uns zu finden wissen."

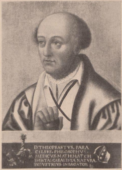
Ich konnte gegen die Hartnäckigkeit des rüstigen Greises nichts ausrichten. Derselbe behielt immer wieder das letzte Wort. Schließlich ging ich so weit, ihm eine fette Pfründe in der Wirklichkeit anzubieten, um ihn auf diese Weise in einen Museumskeller abzuschieben. „Ich mache Ihnen einen Gegenvorschlag", äußerte er. „Sie verdienen es, der Unsrige zu werden. Kommen Sie aufs Papier (er wies auf die riesigen weißen Flächen noch unbedruckter Gebiete). Ein Leben auf dem Papier, das heißt Unsterblichkeit." Wir reichten uns die Hände und schieden in Frieden voneinander.

Der große Roman

E. G. Kolbenheyer

Paracelsus

Von Paul Wittko



Paracelsus, nach einem zeitgenössischen Gemälde

Die Kindheit des Paracelsus

Wotan und Christus begegnen einander am Kindbette der Mutter Martin Luthers. Sie sprechen vom deutschen Volke, das nicht satt werden kann und sich selber kreuzigt, das keine Götter hat und doch ewig verlangt, den Gott zu schauen.

Dieser mythisch-legendäre Auftakt der dreisätzigen epischen Paracelsus-Fuge, der den Titel „Einaug und Bettler" trägt, läßt ahnen, daß hinter den Vorgängen des Romans sich auch der Riesenschatten des deutschen Reformators erheben wird, in dem sich noch gewaltiger als in dem Helden dieser Dichtung urdeutsches und urchristliches Wesen neu und überzeitlich verbinden.

Angesichts der tragischen Heimkehr eines verlorenen Sohnes, des Rudi Ochsner, der gleich nach dem Eintritt ins Elternhaus von der Hand des eigenen Vaters den Tod findet, erblickt Theophrast Bombast von Hohenheim das Licht der wilden Welt. Das geschieht im Hause seines Großvaters Ochsner im schweizerischen Wallfahrtsörtchen Maria-Einsiedeln, dessen oberen Stock sein Vater, der Arzt Wilhelm von Hohenheim, bewohnt. „Das Ochsnerhaus kauert treu geduckt am Rande der Sihlschlucht, wie ein Vogel in der Nacht über seinen Jungen kauert und Federn und Flügel sträubt."

Der Kleine hat von der Natur einen beträchtlichen Schädel mit auf die Welt bekommen. Nach Überwindung der Kriechwelt lernt er laufen und entdeckt in einer Bretterwand vor der elterlichen Behausung zwei Astlöcher und einen Spalt, durch die der kleine Mann die Welt der drei Reiche seiner Sehnsucht schauen kann: die laute Straße durch das eine, die stille Wiese durch das andere, das Menschen verschlingende Ungeheuer der Teufelsbrücke über der Schlucht durch den dritten Spalt. Nicht ohne gründlich geschunden zu werden von der Tücke vieler Gegenstände im Hause, denen er wißbegierig naht, wächst er heran. Wenn er bei Strafen weinte, dann geschah das mehr über die Verständnislosigkeit der Großen für seinen Forschertrieb als über die Strafe. Aber er merkt auch: „Die Mutter ist immer gut, auch wenn sie böse ist."

Er schaut die Scharen von Pilgern, die aus aller Welt zur Gnadenkapelle im Orte herbeiströmen, „starrend vor Schweiß und Schmutz, übel verlaust, auf wunden Sohlen". Aber auch den feierlichen Einzug eines päpstlichen Legaten mitsamt seinem großen und prunkenden, ausgedonnerten und selbstgefälligen Gefolge erschaut er und zu Bußgängen verurteilte liederliche und wollüstige Sünder und Sünderinnen wider die Sittlichkeit, Nachtschattengewächse aus den Zwielichtkreisen des Lebens. So erhält er staunenswerte Eindrücke, denen er nur voll dunkler Ahnungen gegenübersteht als vor einer wüst verworrenen Welt, die sich ihm aber unverwischbar einprägen. Beim Zuschauen der Vorführungen von Gauklern wird ihm von einem kleinen

Seiltänzermädel das feine seidene Tüchlein entrissen, in das seine Mutter ihm seinen kleinen Geldschatz gebunden hat, und obendrein kriegt er eine tüchtige Tracht Prügel von bösen Buben. Und dann spannt ihm noch, als er völlig verwalkt und aus der Traufe, von der er sich von der Besudlung seiner Kleidung reinigen wollte, pudelnaß heimkehrt, die eigene Mutter die Hosen.

Der gütige Vater gibt der überarbeiteten Mutter eine Magd zur Seite. Doch sie beneidet das junge, schöne Ding um das Tagwerk, unter dem sie beinahe zusammengebrochen war, und sie beginnt alle Bitternis einer vermeintlich grenzenlos Verlassenen zu fühlen. Mehr und mehr verspinnt sie sich in Wahnvorstellungen und verfällt schließlich in völlige Geistesnacht. Nun hält sie sich für die Mutter Gottes. Alles liebevolle ärztliche Mühen des Gatten um sie ist umsonst. Auch dessen Lebensmut droht zu brechen, zumal außer dem Unglück mit seiner geliebten Els noch die Leute ringsum ihn als Arzt meiden, weil er ein gebürtiger Schwabe ist und der mit seinen ganzen Greueln in die Handlung hineinspielende Schwabenkrieg viel Eidgenossenblut gefordert hat. Doch der kleine Theophrast lernt, sich selbst beherrschend, tränenlos den Vater trösten und fühlt, daß er, wie vordem der Mutter, auch dem Vater eine wehvertreibende Zuflucht ist.

Eines Tages fragt der Vater sein Bübchen, ob es schreiben lernen wolle. Freudig bejaht es. Als es nicht gleich gut geht, zerbricht der Ungeduldige die Feder. Ohne Zorn führt ihn der Vater hinaus auf den Laubengang, zeigt ihm die Berge rings und fragt ihn, ob er auf einen von ihnen wolle.

Der Kleine nickte.

„Du willst also. Nu mach's wie vordem mit dem Schreiben. Sag laut: Ich will uf der Klausen sin!"

Verwunderte Blicke.

„Mach's, Frästeli!"

Und das Frästeli sagte gehorsam und zögernd: „Ich will uf der Klausen sin."

„Bist du nun uf der Klausen?"

„Das bin ich nit", kam es schnell zurück.

„Warum nit? Du hast doch im Herzen gewollt und laut gesprochen?"

„Ich bin nit gangen. Ich müssend ehender gahn."

„So ist gut geredt und weise. Du mußt erst deine Füß satzend Schritt vor Schritt. Und ist ein langer Weg bis uf die Klausen vor so kleine Bein. — Kumm, jetzt wöllend wir schreiben."

Nun erhält der Vater, der auch ein tüchtiger Chemiker ist, einen ehrenvollen Ruf an die Fuggersche Hüttenschule in Villach, wo ihm obendrein eine gute ärztliche Praxis verheißen wird. Doch wegen der häuslichen und der allgemeinen deutschen Nöte vermag er dem Rufe nicht sogleich zu folgen. Da tritt der Tod zu seiner zarten und lieblichen Frau Els, und nun hält es ihn nicht mehr in Einsiedeln. Vater und Sohn ziehen in die Ferne, gen Villach in Kärnten.

So ist das Ochsnerhaus verwaist. Denn ein Haus verwaist nicht, wenn die Alten aussterben, sondern wenn die Jugend es verläßt.

Das Gestirn des Paracelsus

In der Klosterschule zu St. Andrä im Lavanttale schafft Theophrast als auserwählter Helfer des der Alchimie sich widmenden Bischofs Erhard. In dem Jüngling ist ein Wille, hinter die Form zu kommen. Der Bischof geht zu sterben. Niemanden anders als den jungen Theophrast ruft er an sein Sterbebett und erteilt ihm weise Lehren:

Sie greifen alle nach der bunten Schale und verschütten den Wein: in der Kirche, auf den hohen Schulen. Nur wenige schlürfen den Wein und werfen die Schale von sich. Um dieser wenigen willen reifen die Reben, fließen die Kelter . . . Lern dein Gestirn erfassen, dein Firmament erschließen und du wirst dich selbst erkennen. — Sei hart gegen dich, wie Gott in seinem Zorn, da er die Teufel aus dem Chor der Reinheit warf. So wirst du den rechten Hochmut und die rechte Demut finden . . . und deinen Gott. Er wird keine matte Beruhigung sein."

„Eine Feuertaufe, wallte es ihn von dem Sterbenden an und erschütterte sein Wesen." Und er sah die Sterne über sich von einem bedeutenderen Wirken erfüllt, das ihn im Innersten treffen und auch gegen Wunsch und Furcht verborgenen Zielen zuführen sollte.

Nun kehrt er zum Vater nach Villach heim. Er beginnt seine Arbeit in der väterlichen Hüttenschule und macht da seine ersten Erfindungen. Bei einem Besuche des Magisters der freien Künste Joachim v. Watt, des Leiters der Lateinschule zu Villach, bei Vater Hohenheim führt Theophrast den Gelehrten durch die ganze Fuggersche Offizin und hält ihm eine Rede, die den beredten Magister noch mehr erstaunt als das wundervolle Leben in den Feueröfen.

„Das Element", so sagt er, „erfasset dich und mich mit seiner Ewigkeit. Alles muß versinken und wir versinkend dabei, verderblich, schlackenhaftig

seind wir und alls umb uns . . . Bis daß wir den ersten Blick tuend in den Urgrund aus Gott. Dann müssen wir verstummen mit unsern Menschenzungen. Das Element, so durch die Ofen wehet, ist in seiner Natur gewaltiger als wie ich und ziehet mich aus der Enge. Mich sollend die Meister auf den hohen Schulen weisen, dann ich will das End sehen des Anbeginnens, dem ich bin unterworfen."

Watt sieht sich daraufhin zu größerer Erschließung seines Inneren dem Jüngling gegenüber gedrungen, als ihm hinterher lieb ist. Er fühlt, wie dieser junge Mensch in sich gebunden ist und auch die anderen zu binden trachtet.

Zwischen Vater und Sohn besteht das innigste und engste Verhältnis. Der Sohn ahnt die erzieherische Weisheit des Vaters, von dessen Mund und Hand er fast alles nahm, was er an geistigem Weggut besitzt. Das Lebensgefühl von Vater und Sohn flutet weit über das ihrer rauhen Umwelt hinaus.

Theophrast bezieht die Universität Tübingen. Er will Medizin studieren wie sein Vater. Offenbarungshungrig rafft er in sich, was er erlangen kann. Dabei wird er immer tiefer in das eigene Wesen getrieben, das ihn zuweilen selbst befremdet. Von seinen Kommilitonen wird sein heimliches Leben bei Büchern und in der Ergründung der Natur mißverstanden und verlacht. Eifrig studiert er das Leben der größten Ärzte, eines Hippokrates und Galen. Gegen Galen, der noch immer, nach mehr als tausend Jahren, als die größte medizinische Autorität gilt, lehnt er sich heftig auf und verwirft seine Lehre von den vier Kardinalsäften. Nun gilt er in seinem Kreise als Erzketzer; doch er findet in Wolfgang Thalhauser einen Freund. Mit ihm kehrt er der naturabgewandten Hochburg der Galen-Strohdrescherei den Rücken, um in der Seigermeisterschule seines Vaters aus aller Gelehrsamkeit zum Lebendigen zurückzufinden.

Einheit sucht er mit dem Lichte der Natur, und in der Tiefe eines Bleiberges zerstreut sich ihm vollends das Lehrgewölk von den vier Lebenssäften. Es eröffnet sich ihm ein neuer Weg der Heilung:

Im Feuer erglühte alles Wesen zu Wärme und Brand, es entwallte als Rauch und Dampf, es sank zu Asche und Salz. Alles Wesen mußte auf diesen dreien beruhen, auf dem, das brannte, das verflüchtete und auf dem Salze.

Das Salz erkennt er als stützende Ursubstanz. Indem er neue chemische Verbindungen entdeckt, erspürt er die Heilwirkung metallischer Mittel. So wird er der Begründer der pharmazeutischen und medizinischen Chemie. Aber der Vater erschrickt vor der Kühnheit des Sohnes, der eine Revolution der Wissenschaft heraufbeschwört. Er warnt: „Das ist der Kampf, Theophrast, alle Welt wird widerbellen, sei heimlich und leis!"

Ohne sich von seinem Vater durch Zeit, Raum und Geschick getrennt zu fühlen, zieht Theophrast mit Thalhauser zum weiteren Studium nach Ferrara. Dort sprudeln sprunghaft wie aus dem Wirrsal eines Urgemenges je und je andere unerwartete Ideen aus ihm. Er beschreibt den Kräftefluß im Körper, Nahrung und Atmung, und erkennt als Ursachen des Todes Verschlammung des Körpers, Selbstvergiftung; unerhörte Theorien für seine Zeit und seine Umwelt. Die Elemente, die Ursubstanzen, die geheimnisvolle Liebe und der Haß der Stoffe führen ihn auf unbetretene Gedankenwege, die lockend weiterweisen. Immer sieghafter wird sein Kampf gegen die Überlieferung, immer stärker sein Zweifel an der bestimmenden Macht der Sterne über das Menschenleben. Er fragt sich:

Warum suchte der Mensch sein Schicksal und Wesen dort in der ungemessenen Ferne? War er nicht selbst im Innersten ungemessen und grenzenlos, so daß ein jedes noch so gewaltige Schicksal in der eigenen Lebenstiefe sein Bett finden konnte und nicht einer Sternenwelt entströmen müßte?

Und er spricht das große Wort: „Ich will den Himmel satzen uf die Erden in den Menschen."

Das Glück des Menschen, so erkennt er, beruht auf des eigenen Leibes Geist und Geschicklichkeit. Das Kind bedarf keines anderen Gestirns und Planeten als der Mutter; sie ist ihm Planet und Stern. Im Samen des Menschen liegt seine Kraft und all sein Glück verborgen. Aller Menschheit Form, Farbe, Gestalt und Sitte sind nur Spiel und Lauf des ersten Samens und Gebärens. Das Glück des Menschen ruht im Menschen, nicht im Stern.

„Sehet", so spricht er zu seinen Freunden, „in eures Leibs Tiefe hin durch das Licht der Natur, da werdend die ohnsichtbaren Stern sichtbar. Da schauet den Urmeister am Werk mit Kraft und Gestaltung, subtiler dann alle Astronomei."

Wie ihm einer seiner Kameraden, der wackere Klauser, bestürzt zuruft: „Er wird noch den lebendigen Gott us deme Himmel ziehn und satzen in des

Menschen Brust!", da antwortet er leise: „Daß Gott mir dazu hülf in seiner Gnad!"

Im kriegsbedrängten Ferrara bricht die Pest aus. Theophrast und Klauser nehmen sich aufopfernd der Kranken an. Theophrast sieht ein, daß dem Gift durch Gegengift begegnet werden müsse. Er entschließt sich zu Schwefel und Vitriol. Danach gelingen ihm unerwartete Heilungen. Aber die Freunde müssen es erleben, daß eine schöne und keusche junge Tänzerin, ein Geschöpf von bestrickender Anmut, deren Reizen sie alle erlagen, vom abergläubischen Volke als die Urheberin der Pest bezichtigt wird und den Feuertod als Hexe erleidet. Klauser, der dem Mädchen am nächsten steht, vollzieht das Strafgericht an dem Angeber. Nach der Niederzwingung der Seuche werden Theophrast, Klauser und weitere vier freiwillige junge Pestbekämpfer zu Doktoren promoviert.

Theophrast, der sich jetzt Paracelsus nennt, ist Regimentsarzt im Heere des Dänenkönigs Christiern II. in dessen siegreichem Kriege gegen Schweden. Er vollzieht eine schwierige Kur an dem König und öffnet den Feldscheren und Badern die Augen für die natürliche Heilweise. Keiner von ihnen hat je erlebt, daß so vielen schwer Verwundeten geholfen worden ist.

Weiter zieht er durch fremde Lande, durch Niederdeutschland, Polen und die Karpathen, Siebenbürgen und Ungarn auf mühseligen Reisen, um aller Welt sein neues Heilverfahren zu künden, als einer jener schöpferischen Menschen, die berufen sind zu schenken und nicht zu nehmen.

Derweilen geht Luthers Lehre von Ort zu Ort, und er sieht, wie alle Welt das Feuer verkennt, das unter der Schlacke lebendig aufgeht. In Salzburg, wo er sich endlich niederzulassen gedenkt, zeigt sich ihm ein Bürgermädchen entgegenkommend, auch deren Eltern bemühen sich um ihn. Er aber entzieht sich der Versuchung. Rast hat er gefunden, doch keinen Frieden, Ruhe, doch nicht Entladenheit. Aber seine Kranken glauben an ihn.

Hätte er ihnen gesagt, daß er ihnen das Licht des Mondes zu Pillen drehe, sie hätten die Achseln gezuckt und die Pillen geschluckt und wären genesen.

Ein Maler, Lienhard mit Namen, tritt ihm näher. Je rührender dieser an ihm hängt, desto mehr aber erkennt er, daß die Veranlagung dieses Mannes zum Miterleben seiner eigensten Wahrheit nicht genügt. Eine tiefe Lebenslehre gibt er ihm:

„Ihr wöllend Trost und Frieden, Meister Lienhard? Freuet euch, daß ihr kein Trost nit habet und den Frieden nicht. So seid ihr lebendig."

Schließlich vertreibt die Aufdringlichkeit jenes Mädchens ihn aus Salzburg, das er liebgewann. In Wildbad werden seine raschen Kuren und Diätvorschriften verdächtigt, ebenso seine schlichten Mittel aus dem Haushalt der Natur. In Straßburg geht es ihm nicht anders. Scheelsucht und Mißgunst der Ärzte verfolgen ihn auf allen seinen Wegen.

Da wird er nach Basel gebeten zu einem Druckherrn, Froben mit Namen. Es gelingt ihm, dessen krankes Bein, das die dortigen Ärzte amputieren wollen, zu retten. Im ersten deutschen lutherischen Gottesdienst wird er seines Bekenntnisses zur Muttersprache, inmitten des Gelehrtenlateins rings um ihn, freudig bewußt.

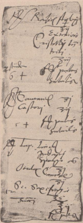
In allen erblühte es, als müßte nun das deutschgeigene Wesen dem Heilande gleich auferstehen aus seinem Steingrabe, das von der fremden Kirche mit dem Fels fremder Dogmen bedeckt worden war . . . Nicht der evangelische Mut dieses Glaubensdienstes wirkte in Paracelsus fort, der Glaubensstreit befremdete ihn. Was ihn erfaßte . . war das ergreifende Bekenntnis zur Eigenart, zum deutscheigenen Wesen. Nur wer zu seiner Art fand, konnte zur Wahrheit und zu Gott finden, denn beide, Wahrheit und Gott, können nicht aus anderer Art empfangen werden, sie müssen entwachsen und erfahren sein in der lebendigen Tiefe.

Nach Straßburg zurückgekehrt, wo er sich nun seßhaft machen will, erhält er den unerwarteten Besuch zweier Basler Ratsherren. Sie tragen ihm die Stelle eines Stadtarztes und eine ordentliche Professur an der Ärztefakultät der Basler hohen Schule an mit einem höheren Solde, als er allen anderen Professoren dort zuteil wird. Dankbar gegen Gott und die Menschen nimmt er den Ruf an. Tags und nachts bereit zum Menschendienste, ein immer unermüdlicher Wanderer von Krankenlager zu Krankenlager, der sich selbst nur geringe Rast gönnt. Höher und höher wächst der Neid und Groll der anderen Basler Ärzte wider ihn. Er ist undiplomatisch genug, keine Fühlung zu suchen in Zunft und Gemeinwesen; rücksichtslos und unbekümmert kämpft und verletzt er dort, wo er hätte nachbarliche Hände suchen sollen. Lauter und lauter werden die Schimpf- und Spottreden auf ihn. Selbst seine Schüler werden unsicher.

Was ist eine neue Lehre vor ehrfurchtslosen Herzen!
Ein Raub des Windes, der dürres Laub wirbelt!

Indem er dem Zorn gegen seine Widersacher beim Wein Luft schafft, vermehrt er seine Feinde und macht selbst seine Freunde stutzig. Endlich, da die Flut der Schandbriefe und Schmähgedichte überhandnimmt, kocht seine Wut über, und da er sich vom Rat, der ihn berief, nicht genügend geschützt sieht, beleidigt er durch einen Anschlag am Rathause die ihm immer noch wohlwollende vorgesetzte Behörde. Mitten in der Nacht muß er Basel verlassen, um der Verhaftung und schimpflicher Verbannung zu entgehen.

Obwohl müde und bange nach Frieden, wußte er nicht Mauer noch Dach, nicht Herd und Bett, wonach er ohne Bitterkeit zurückdenken konnte, und darum wußte er von keiner Heimat. Kein Menschenglaube, der auf ihn hoffte, keines Menschen Herz, das ihn erwartete. Nur wenn Leibesnot und Schmerzen an sie herankamen, dann riefen sie ihn, den Fremden. Beutegut war er allen, der Heimatlose.



Rezept von Paracelsus' Hand

Das dritte Reich des Paracelsus

Luzia Tetzelin, die Tochter eines reichen Nürnberger Ratsherrn, war nach dem Übertritt ihrer Eltern zu Luthers Lehre aus dem Kloster für die Welt zurückgewonnen worden. Trotz ihrem anfänglichen Sträuben hatte sie sich allmählich in das Gottesgefühl der neuen Lehre hineingefunden. Kaum aber war sie in die sie liebevoll empfangende Menschenheimat zurückgekehrt, da wurde sie von einer bösen Krankheit befallen. Da keiner der ansässigen Ärzte ihr zu helfen vermochte, wird schließlich der reisende Arzt Paracelsus zu ihr gerufen. Er weiß ihre Leiden zu lindern. Und es entspinnt sich ein zartes Verhältnis zwischen dem tief in sein einsames Herz schauenden, ein reiches Gemütsleben führenden Mädchen und dem Arzte, den sie als ihren Retter schrankenlos verehrt. Hingebungsvoll liest sie seine Schriften. Und sie beginnt seine kühne Lehre zu erfassen: daß in jeglichem Erdenwesen Gut und Böse enthalten sind, Gott und Teufel, die Anlage zu Erkrankungen, doch auch die Heilkraft der Natur. Der Arzt muß sich bemühen, Gut und Böse in der menschlichen Natur voneinander zu scheiden durch Ermittlung der rechten Heilstoffe. Das Böse also wirkt das Gute in Gott. Der Teufel, der ausgestoßen ist aus Gott, findet wider Willen sein Ende darin, wo sein Anfang war. Gott ist durch das Böse hindurch der eigenen Güte voll. So ist Gut und Böse einig und göttlich. So ist auch das Gift das Böseste und das Beste zugleich. Arsenik ist das sichere Mittel gegen die Bergsucht, die chronische Vergiftung der Bergleute mit Arsen, Blei und Kupfer. Findet das Gift sein richtiges Feuer der Läuterung, wird aus ihm eine Arznei, die der Krankheit den Tod bringt.

Das ist der Füermantel, der uns alle decket, darunter wir schauderen: teilhaftig werden aus unserer Beschlossenheit, eins werden in unserer Teilhaftigkeit — und überfließen aus unserer Stund in das, was längest ist gewest, und gehen über aus unserer Stund in das, was sein wird, wenn unser Corpus nützt meh ist dann ein Handvoll Aschen.

In solchen Gesprächen mit dem lieben Mädchen findet er seinen Frieden. Doch er weiß, daß er sie nicht mehr heilen kann. Der Brand ihrer Wunde hatte schon zu weit um sich gegriffen, da er zum ersten Male zu ihr gerufen ward.

Ihrem Tode vermag er keinen Einhalt zu gebieten.

Da sie von hinnen gegangen ist, zwingt es ihn in die Sebalduskirche vor das Standbild der Himmelsjungfrau. In dem Bildnis der Maria sieht er das der Jungfrau Tetzelin. Und er nimmt wahr ein letztes, weibliches, heimliches Eingeschlossensein in das Geheimnis der Natur, alles Wissen demütigend. Das war verweht an ihr, die nicht mehr lebte, und blühte doch aus dem toten Holze für alle Zeit . . .

Mit dem gleich ihm vielfach verfolgten Sebastian Franck, dem anfangs katholischen, dann protestantischen Geistlichen, dem Verfasser der ersten Weltgeschichte in deutscher Sprache, einem nun auch mit dem Luthertum zerfallenen Eigenbrötler, führt Paracelsus jetzt tiefe Gespräche. In ihnen beiden entfaltet sich auf ihre besondere Weise Gott zu wahrem, höchstem Menschentum. Er erkennt: der tiefste Grund der Arznei ist die Liebe. Luthers wahre Größe aber sieht er darin,

daß er den abgestümmleten deutschen Baum hat ausgraben aus der frembten Erd und gsatzt in sein Grund, daß er kunnt treiben und sein Frucht bringen.

Nicht nur den Leibern, auch den Seelen zu helfen, fühlt er sich berufen. Seinen vielen ärztlichen Schriften läßt er darum theologisch-philosophische folgen, in denen er die Goethesche „Vollendung" mit der ewigen Menschheitsmahnung des „Stirb und werde" vorwegnimmt. Auch die verderbte Kirche muß den alten Adam aus- und einen neuen anziehen, will sie gesund werden. Der Adam des Paradieses hätte nie Elend und Armut erfahren. Darum mußte er hinaus in die Welt, um Herzeleid und Jammer zu ertragen. Die aber sind die Schöpfer der Frommheit. Dem Menschen wie der Kirche tut das Übel not zur eigenen Läuterung. So fließen Himmelsmensch und Erdenmensch zur Einheit zusammen in wahrer Gotteskindschaft. In solchen Gedanken fühlt sich Theophrast (zu deutsch: der „Gotterklärer") als allverbindende Kraft. Und es entsteht sein Werk „Paramirum", das ist: jenseits von Glaube und Wunder, das ist: die Natur in ihrer Gottestiefe. Als schöpferischer Mensch sieht er in sich nur ein Werkzeug höchsten Willens.

Der Rat von Nürnberg verbietet ihm den Mund: er untersagt jeden weiteren Druck seiner Schriften. Doch Paracelsus überwindet auch diesen Schlag. Nur sein äußerer, nicht sein innerer Mensch ist in Fesseln geschlagen.

In St. Gallen begegnet er der Sekte der Täufer, die sich um eine von verzückten Seelenräuschen heimgesuchte vermeintliche junge Prophetin scharen, die im Veitstanz krampfhafter Entrücktheit sich für die Mutter des Heilands hält, damit die ganze Stadt in Aufruhr bringt und ansteckend auf gottestrunkene Gemüter wirkt, bis sie an die Narrenkette gelegt wird.

Die Tausende von Pilgern, die er als Kind am Ochsner-Hause vorüberwandern sah, erkennt er als die Ursache seiner wild in ihm glutenden Unstetheit. Fast schmerzlich empfindet er, wie der Feueratem seines Wesens von Stirn, Brust und Armen ausströmt und das Gefühl der anderen, die unwillkürlich in seinen Bann geraten, umspannt, das wieder zu ihm wie eine warme Welle zurückflutet. Doch nur selten einmal findet er verständnisvolle Anhänger seiner Lehre, daß das Reich Gottes auf Erden und nicht im Himmel anfängt. War er bisher nur von dem Haß seiner Berufsgenossen, deren Dünkelhaftigkeit und Scharlatanerie er schonungslos bloßgestellt hatte, angegriffen worden, so begegnet er nun auch dem Haß der Priester. Denn nun ist er nicht mehr nur medizinischer, sondern selbst eine Art religiöser Reformator, gefährlich gleich Luther und gleich jenem unfaßbar in seiner mit Theosophie verschmolzenen Naturphilosophie, die darauf hinausgeht, daß jeder denkende Mensch alleinsteht und daß es für ihn kein Wort und keine Form gibt, die ihn mit der Masse zu binden vermag; nur leeres Wort und leere Form können allen taugen; auch das Laster sei aus Gott und gut zur Erkenntnis des Guten; die jedem Gotteskinde notwendige Auferstehung des Menschen geschehe durch Heraustreiben der verborgenen Schätze in seinem Wesen.

Verarmt und abgerissen, ist er doch innerlich reich durch sein zehnfaches Leben unter Einlebigen. Allmählich sieht er auch seinen Namen weit und fruchtbar überm deutschen Lande werden. Und, obwohl der Heimatlose früh gealtert ist, betrifft ihn hier und da noch einmal das Glück, unangefochten von Neid und Gier der andern, aus reichem Herzen und frohem Geiste schenken zu können. So kommt die Stunde, da er gewahr wird, daß, wer so voll ist seines

Eigenwesens wie er, so voll des Wissens von sich und den Menschen, nicht mehr die Ferne und die Weite und den Weg und das Elend braucht; denn das alles hat er in sich.

Am Grabe seines Vaters zu Villach fühlt er sich eins mit ihm, fühlt er in sich das fortgesetzte und erhöhte Leben seines Vaters, als Ende und Ziel seines ganzen Stammes. Und es kehrt in ihn, der bisher seinen Frieden in der Unruhe hatte, ein neuer, namenloser Friede ein, der Friede dessen, der seines Lebens Sinn und Zweck in sich selber fand, der niemandes Knecht war, weil er für sich selbst alleinzubleiben vermochte.

Stein- und leberleidend, kommt er wieder einmal nach Salzburg, ein Greis, trotz seiner 45 Jahre, weit über die Menschen hinausgewachsen, mit denen er nichts mehr gemein hat. Wieder wird ihm der Maler Lienhard zum Freund und Gefährten, dem er seine letzte Weisheit mitteilt: Das größte Leid ist die Entzweiung im eigenen Wesen, der Tod aber ist das Einswerden des Irdischen mit dem Himmlischen, darin Gott und Welt in unerhörter Einheit sich zusammenschließen.

Mit dieser reifsten Erkenntnis, nach Einsetzung Armer, Dürftiger und Elender zu Erben seines in den letzten Jahren wieder erworbenen ansehnlichen Vermögens, scheidet er, erst 48-jährig, aus diesem Leben. Und die katholische Kirche begräbt feierlich ihren berühmten Sohn — ein „Ingenium Teutonicum".

Alt-Nürnberg, Blick vom Burgzöller — Archiv-Bild





Deutsches Volkstum in Siebenbürgen: Mädchen beim Kirchgang

Sämtliche Abbildungen dieses Beitrags stammen aus A. Spamer, Die deutsche Volkskunde, Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig

Die Deutsche Volkskunde

herausgegeben von Prof. Dr. Adolf Spamer

von

Otto Matschoß

Deutsche Volkskunde — Wissenschaft vom deutschen Volk: das ist eine hohe und weite Aufgabe. Ihr Wesen wird uns vielleicht am besten verständlich, wenn wir die Namen derer nennen, die die Volkskunde als ihre Begründer und Vorkämpfer sieht: Justus Möser etwa, Herder, den Freiherrn vom Stein, Arndt, Jahn, die Brüder Grimm — und schließlich den Mann, der zuerst von der „Volkskunde als Wissenschaft" sprach, Wilhelm Heinrich Riehl. Es ist freilich nicht so, daß man vorher nie einen Blick auf Sein und Leistung der Einheit „Volk" geworfen habe. Aber wo immer man Gedanken über Volkssitten, Volksrecht, Volkskunst begegnet aus dieser Zeit vorher, da standen sie im Rahmen anderer Wissenschaften, der Staatskunde etwa, der Geschichtswissenschaft, der Rechtslehre oder sie waren verstreut in Reisebeschreibungen, in Akten, in den Werken der Dichter und Schriftsteller. Die Erkenntnis, daß es gelte, „das Volk allmählich naturgeschichtlich zu begreifen und darzustellen als ein geschlossenes Kunstwerk, als den Kosmos der Politik" — wie es Riehl einmal ausdrückte —, diese Erkenntnis konnte erst erwachen, als in den Jahren um 1813 das deutsche Volk sich selbst als lebendige Einheit zu ahnen begann. Damals erst begann man, dem Leben des Volkes in all seinen Regungen forschende Beachtung zu schenken, begann man, wie die Brüder Grimm, seinen Märchen und Sagen, seiner Sprache liebevoll nachzugehen, begann man, wie Arnim und Brentano, Volkslied und Volkskunst zu sammeln und zu ordnen.

Auch damals noch konnte freilich von einer Volkskunde als umfassender Wissenschaft nicht die Rede sein. Wohl war das Volk Mittelpunkt der Beachtung für diese Sammler und Forscher geworden, noch aber galten nur einige Seiten des Volkslebens als erforschenswert, und das Volk, das man meinte, war mehr ein Idealbild goldener Vergangenheit als das bewegte und vielspältige Leben der Gegenwart. Und als man kaum soweit vorgedrungen war, die Einheit Volk in ihrer ganzen Breite und Gegenwärtigkeit zu umfassen, da wischte das Zeitalter des wirtschaftlichen „Fortschritts", des liberalen Weltbürgertums und das Chaos, das nachher kam, das junge Erkennen aus dem Gedächtnis der Zeit. Und erst heute, da das Volk — und nun nicht von der betrachtenden Wissenschaft, sondern von der gestaltenden Politik aus — zum Grund und Maß alles Denkens und Handelns erhoben ist, erst heute konnten sich Forschung und Wissenschaft wieder auf jene Leistungen besinnen und als einen Anfang neuer Arbeit die „Deutsche Volkskunde" herausbringen, von der hier berichtet werden soll.

Der Stoff ist so mannigfaltig, daß er von einem allein nicht überblickt und geordnet werden kann. Darum hat sich hier eine größere Zahl von Sachkennern zu fruchtbarer Arbeitsgemeinschaft zusammengefunden.

Freilich ist heute auch die Eingliederung der Volkskunde in das Gesamtgebäude der Forschung, die „Universitas Literarum", durchaus noch nicht abschließend klar. Und noch ist nötig, dem Forschungsgegenstand, also dem „Volk" als Begriff die eindeutige Prägung zu sichern, ohne die das Ergebnis einer von vielen Punkten aus betriebenen Arbeit von vornherein fraglich sein müßte.

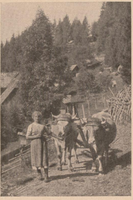
Die deutsche Sprache drückt in dem einen Wort „Volk" zwei verschiedene Begriffe aus: populus und vulgus, und beide vereinigen sich im System der Volkskunde zu einer natürlichen Einheit. Populus ist der äußere Untersuchungsrahmen, ist die Menschengemeinschaft, die als nächstliegendes, jedem erkennbares Zeichen die gemeinsame Sprache zusammenhält, von den Völkern anderer Sprachen scheidet. In diesem Populus lebt eine geistig-seelisch mehr oder minder aufeinander abgestimmte Menschengemeinschaft, aufgegliedert in berufliche und mentale Gruppen und Schichten, in Stadt- und Landmenschen, in Führende und Geführte . . . Aber aus jenem Populus erwachsen auch die Einzelnen und Einsamen . . .

Eine Geschichte der deutschen Kultur wird nach beidem greifen . . ., volkskundliche Betrachtung bleibt Tiefenschau zu den Quellkräften des Mutterbodens . . . So geht der Forschungsweg der Volkskunde nicht zu den Wundern begnadeter Einzelschöpfung, sondern zu der Kernsubstanz des geistig-seelischen Menschenlebens im Populusraum. Hier setzt also der zweite Volksbegriff ein, das Vulgus. Freilich nicht, wie man früher gelegentlich glaubte, im Sinn einer sozialen Tiefenschicht oder gar einer geistigen Kümmerform, sondern als Ausdruck einer primären (nicht etwa nur primitiven) Menschenbindung, einer Geistes- und Gefühlsgemeinschaft, die in allen Gliedern des Populus waltet . . .

Das Buch ist aber mehr als ein neuer Anfang. Es zeigt zugleich, wieviel schon getan wurde. Wesen, Aufgabe und Entwicklung der Volkskunde werden zunächst umrissen; in weiteren Abschnitten wird die Abgrenzung versucht gegen die anliegenden Wissenschaften, und schließlich tun wir einen Blick in die ganze Vielfalt des Forschungsgegenstandes: Glaube und Brauch, Volksmedizin und Sprache, Sage, Märchen, Rätsel und Lied, handwerkliche Kunst und Tracht werden uns dargestellt, die Be-



Erhaltende Kraft des Volkstums: Bei der Jahresfeier der Junggesellenschaft von Waldshut wird ein Bock als Festopfer mitgeführt — zur Erinnerung an eine Belagerung der Stadt im Jahre 1468, dem Gründungsjahr der Junggesellenschaft. Damals soll die Stadt dadurch gerettet worden sein, daß die Bürger den Belagerern einen fetten Bock von der Mauer herabwarfen, um Überfluß an Lebensmitteln vorzutäuschen



Steirisches Bauernmädchen in heimischer Tracht

ziehungen der Volkskunde zum Recht, zur Erziehung, zur Religion sind umrissen. Der praktischen Arbeit dient der Abschnitt über die volkskundlichen Organisationen am Schluß des ersten Bandes.

Wer als Neuling in das Arbeitsgebiet der Volkskunde sich einfühlen will, den wird am schnellsten der Bilderband anleiten. Volkstum im Jahres- und Lebenslauf, Gegenstände der Volkskunst, Trachtenbilder, der Volkslesestoff, Vergangenheit und unmittelbarste Gegenwart finden wir mit sachgemäßen Erläuterungen dargestellt. Selbstverständlich will die Volkskunde in ihrer letzten Zielsetzung nicht historisierend, rückgewandt, bloße „Musealwissenschaft" sein:

Immer schon empfanden wir Volkskundler es als Freude und Vorzug, daß wir mit unserer Wissenschaft unmittelbar aus dem Volksleben schöpfen durften und die Wirkung unseres Forschens wieder unmittelbar auf das Volk überströmte. Doch der Staat als solcher kümmerte sich wenig um uns. Heute aber, wo unsere Arbeit zugleich eine Staatsaufgabe ist, tritt nun das ein, was Riehl vor langer Zeit als Forderung stellte: Die Staatsführung ist angewandte Volkskunde.

Aus dem europäischen Geisteserbe

von Otto Heuschele

In keinem anderen Lande hat Graf Arthur Gobineau so starken Widerhall gefunden wie bei uns in Deutschland, selbst in Frankreich, seiner Heimat, nicht. Vielleicht haben die Beziehungen des Grafen zu Richard Wagner und seinem Kreise mit zu der besonderen Verbreitung seiner Gedanken und seines Werkes bei uns beigetragen. Jedenfalls aber müssen wir uns daran erinnern, daß sein Werk überhaupt erst nach seinem Tode Beachtung fand. Berühmt wurden bei uns seine historischen Szenen „Die Renaissance". Minder bekannt aber blieb das große, in vielem Sinne grundlegende Werk: „Die Ungleichheit der Menschenrassen", von dem eine billige Volksausgabe erschienen ist. In den Jahren 1853 bis 1855 geschrieben, war es das erste Werk, das die Bedeutung der Rasse für das Leben und die Geschichte der Völker behandelte, das erste, das die Probleme, die uns heute schon fast selbstverständlich geworden sind, aufgreift und wissenschaftlich bearbeitet. Vieles ist falsch gesehen, vieles selbstverständlich überholt, anderes sehen wir klarer und schärfer. Allein das ändert an dem grundsätzlichen Wert des Werkes kaum etwas, dessen Lektüre ebensosehr belehrt wie unterhält. (Kurt Wolff Verlag, Berlin. 756 S. RM 4.80.)

Ein anderer Geist von europäischem Rang, gewaltiger an Umfang, weitere Geisteswelten berührend und bewegend, war Thomas Carlyle. Wir wissen, welch starken Eindruck sein Werk und seine Persönlichkeit auf den alten Goethe machte. Seit einem Vierteljahrhundert ist er nun wieder in das lebendige Bewußtsein der europäischen Völker zurückgetreten. Seine vulkanische, erratische Persönlichkeit, die sich nirgends eingliedern läßt, hat fast alle großen Geister des letzten und dieses Jahrhunderts beschäftigt. Seine Gedanken haben die Staatslehren befruchtet, und nie hat sein soziales Ethos eine so reine praktische Verwirklichung gefunden wie nun. Kurz, dieser Sohn eines Zimmermanns, der der Verkünder einer schöpferischen Aristokratie und eines sittlichen Heldentums war, ist noch nie so lebendig, um nicht zu sagen „modern" gewesen, wie heute. Darum ist es doppelt zu begrüßen, daß der verdienstvolle Verlag Kröner in seiner schönen und innerlich so gewichtigen Reihe eine Auswahl aus den Schriften Thomas Carlyles herausgegeben hat. Sie wird viele Leser finden, denn Michael Freund, ein vertrauter Kenner der Carlyleschen Werke, hat diese schwierige Aufgabe so gut als irgend möglich gelöst. (Kröners Taschenausgabe Band 123. Alfred Kröner Verlag, Leipzig. 367 S. RM 3.75.)

Jakob Schaffner

Die Glücksfischer

Von Ines-Angelika Mosig

Zu dreien stehen sie auf einer grünbewachsenen Erhebung und sehen auf die schöne Stadt Basel herab. Die Brüder Jakob und Fritz Kuhny und das Mädchen des Fritz, das schon in wenigen Wochen glückliche Mutter von einem Jungen oder Mädchen sein wird. Sie wünscht sich eben nichts Bestimmtes und hat die Bändchen und Schleifchen der Wiege ganz neutral in Lila gehalten. Einmal war sie das Mädchen vom Jakob; aber das hat sich schnell geändert, als Fritz, der flinkere, fortschrittlichere der beiden, auftauchte.

Ja, sie stehen über der Stadt, über dem Rhein und bereden ihr einfaches Leben. Jähnchen, das Mädchen, ist streitlustig, Jakob dämpft die heftigen Reden, und Fritz ist schlechtweg unzufrieden mit dem ererbten Beruf, mit der Aussicht auf Vaterfreuden und dem geruhsamen Bürgerleben, das ihn erwartet, im allgemeinen und besonderen. Die Welt ist ihm noch alles schuldig, was sie einem jungen, kräftigen Schweizer Burschen schuldig sein kann, und Fritz beschließt, den Ruf, die Lockung in die weite Welt, auf keinen Fall zu überhören . . .

Die große Lockung ist schon nach Basel gekommen und wohnt in den „Drei Königen". Sie ist eine hübsche Frau in den mittleren Jahren und hat etwas Pech mit ihrem vertrauteten Herrn Geheimrat, dem sie vor zehn Jahren angetraut wurde und der sich nun in manchem nicht so benimmt, wie es eine ansehnliche Frau wohl erwarten kann. Einstmals hatte sie die Wahl zwischen dem „stärkeren" und „freieren" Mann. Sie wählte den stärkeren, weil der freiere davongelaufen war. Aber in allen Jahren konnte sie den anderen, der irgendwo in der Schweiz schlecht und recht als Maler lebt, nicht vergessen. Und nun hat sie im zehnten Jahr Urlaub von dem eisernen Herrn Geheimrat genommen und bummelt durch die schöne Stadt Basel . . .

So trifft sie auf den Fischer Fritz, der mißmutig in seinem Weidling hockt. Und weil alles so schön zusammenpaßt, der prächtige Tag, die liebe, leckre Stadt und der blanke Rhein, redet die hübsche Frau Ise den mürrischen Burschen freundlich an und fragt ihn um eine Fahrt mit dem Weidling. Fritz spürt wohl, daß die große Stunde seines Lebens gekommen ist, und möchte duckmäuserisch, wie er in großen Augenblicken zu sein pflegt, nach rechts und links ausweichen und davonlaufen. Aber er besteht mit seinem schwankenden Herzen nicht allzu lange vor der Fremden, die aus Deutschland kommt und ein vernünftiges, ernstes Gesicht hat. Und Frau Ise wieder freut sich, an diesem schönen Tag eine Seele gefunden zu haben, die sie von ihren Gedanken etwas ablenkt, und so fragt sie dies und das und mehr, als eine Dame sonst zu tun pflegt. Weil sie nun nicht nur ernsthaft und vernünftig ist, sondern einen guten, handfesten Humor ihr eigen nennt, beginnt sie dem blonden Burschen Fragen vorzulegen, von denen sie wohl weiß, daß sie ihn verwirren werden.

„Du bist wohl nicht treu?" Darüber ließ er sich nicht aus. „Wenn jetzt eine schöne Frau käme und sagte: Fritz Kuhny, draußen ist viel Freiheit. Ich möchte mal mit dir durchgehen! Laß das da. Was würdest du tun? Sie würde natürlich tüchtig Geld haben, würde dir — sagen wir mal — eine Brieftasche mit zwanzig Tausendfrankennoten zur Verfügung stellen. Das ist schon was, nicht? Sei mal ganz ehrlich: gingest du da mit?"

Fritz brach auf einmal der Schweiß aus.

„Ich muß nämlich jetzt ein bißchen aufpassen", sagte er beiläufig. „Es hat hier Felsen unter dem Wasser!" Sonst sagte er nichts. Sie sah ihn wieder geradezu an.

„Na, Fritz Kuhny, daß du ein Duckmäuser bist bei deinem kühnen, blauen Blick, das hätt' ich aber nicht gedacht. Ich glaube fast, du lebst wie ein Chinese hinter Mauern und wagst bloß schnell hinüberzuspitzen, wenn es keiner sieht. Verhält sich denn ein Revolutionär so?"

Fritz hat nun nicht gesagt, daß er ein Revolutionär ist, aber einen Tag weiter hat er sich überlegt, daß er doch im Grunde einer ist. Da ist er nun heimgekommen mit seinem Sack voller Neuigkeiten, hat den Jakob bitter angeklagt, daß er ihn mit der fremden Dame allein herumfahren ließ, hat heftig mit dem Schicksal ge-

hadert, das ihn in acht Wochen Vater werden läßt . . . Und plötzlich ist der Entschluß da. Die Worte vom Durchgehen nehmen Gestalt an, das Bild der schönen Dame nimmt in seinem Herzen gewaltigen Raum ein und verdrängt alles, was bisher darinnen war. Sie braucht einen Chauffeur und Diener, hat sie gesagt, und da sie nie und nimmer glauben könne, daß er, der Fritz, seinen Rücken krumm machen kann, möge er doch den anstelligen Jakob schicken oder sonst einen flinken, guten Burschen.

Er wird ausgerechnet den Jakob schicken, diese wandelnde Schlafmütze!

Die Nacht der Entscheidung ist lang, schwer und voller Kummer für Jakob, denn ihm hat die Mutter den grünen, dummen Fritz vor ihrem Tode auf die Seele gebunden. Und als der Morgen heraufdämmert und der Kleine den Segeltuchkoffer herunterholt und seine Habseligkeiten darin verstaut, entschließt sich Jakob schweren Herzens und schlechten Gewissens — wegen Zähnchen, — auch den seinen zu packen und mit Fritz in die weite, unheimliche Welt zu ziehen.

Gleich zu Beginn stellen sich den beiden Weltenbummlern Schwierigkeiten in den Weg; denn die Fremde hat Basel verlassen und ist mit dem Zöfchen Mathilde nach Bern weitergereist. Fritz wird also nach Bern fahren, und Jakob bleibt als treuer Schatten bei ihm, so sehr der Jüngere sich auch dreht und wendet. Ja, Fritz bekommt vor lauter Eifer, allein dieses aufregende Abenteuer mit der schönen Dame zu bestehen, einen bösen, hinterhältigen Charakter und tut seinem einzigen Bruder Jakob, der Vater- und Mutterstelle an ihm vertreten hat, viel Häßliches an, bis es ihm gelingt, ihn wirklich loszuwerden. Bar jeder guten Regung, nimmt er ihm fast alles Geld ab und läßt Jakob, den schwerfälligen, unbeholfenen Burschen, ohne Mittel in der fremden Stadt Interlaken sitzen.

Für Fritz ist die Vergangenheit mitsamt Zähnchen in dem Augenblick versunken, als er Frau Ise wieder gegenübertritt. Der Revolutionär, der freie Schweizer, der selbständige Fischer, ist gestorben. Ein neuer Fritz, der nun Johann heißt und ein Dienstmädchen in Hosen vorstellt, ist auferstanden. Und Frau Ise, die etwas Langeweile hat und auch etwas Sorge vor der Begegnung mit dem „freien" Mann, macht es Freude, den Schweizer Wachtmeister Fritz einzudrillen.

Abends gab es unerbittliches Exerzitium, und wenn es bloß eine halbe Stunde war. Er hatte jetzt weiße Handschuhe bekommen, und die höheren Stufen beganen. Noch nie in seinem Leben hatte er an seinen Händen etwas anderes als Naturdreck gehabt, und die ledernen Futterale waren ihm sehr unbequem. Er bekam geradezu Atemnot und einen roten Kopf. Gleich beim ersten Versuch zerschlug er zwei Teller und ließ fünfmal ein Stück Besteck fallen. Noch bei nichts hatte er sich so dumm angestellt. „Jetzt noch einmal, Johann, und du kriegst etwas an den Kopf", sagte sie schließlich. „Wenn die Mathilde auch dasitzt und kichert — übrigens laß das, Kind — und heute beinah nichts anhat, so ist das für dich kein Grund, Geschirr zu demolieren. Ein richtiger Johann hat überhaupt keine Gefühle, und Weiblichkeit existiert für ihn nicht, verstanden. Ein Spazierstock, ein Staubsauger oder ein Diener — da darf man nicht den geringsten Unterschied merken."

Aber Johann-Fritz kann es nicht ändern, daß sein freies Schweizerherz dennoch vor lauter Gefühlen für die schöne Frau Geheimrat überläuft, und er ist regelrecht eifersüchtig, als die Wanderung zu dem Jugendfreund nun wirklich steigt. Nun, zu seiner Erleichterung muß er erleben, daß Menschen, die sich zehn Jahre nicht gesehen haben, doch bei weitem nicht mehr die Stärke an Gefühlen und den gewissen Grad von Blindheit für des anderen Schwächen haben, und so verläuft für den Diener Johann der Besuch äußerst zufriedenstellend, für die Dame Ise aber recht enttäuschend, zumal der „freie" Mann und Maler so wenig höflich ist, daß er der Jugendfreundin und einstmals sehr Geliebten das zu dieser schönen, fernen Zeit gemalte Bildchen um keinen Preis schenken will. Da sieht Fritz seine große Stunde gekommen. Er stiehlt das Bild und schleppt es heimlich in seinem Rucksack talwärts.

Nicht jede gutgemeinte Tat findet gleich ihre sichtbare Belohnung! Und so muß Fritz schon nach kurzer Zeit den bitteren Schmerz erfahren, daß die gnädige Frau dem Diener Johann das selbständige Handeln sehr übel nimmt und ihn kurz und bündig vor drei Entscheidungen stellt. Erstens das Bild schleunigst zu dem Maler zurückzutragen, oder sich zweitens einsperren zu lassen, und schließlich drittens seine Siebensachen zu packen und bei Nacht und Nebel den Dienst zu verlassen.

Fritz-Johann hat schwere Stunden. Gegen Morgen schleicht er sich vor Frau Ises Tür, holt die schon lange zärtlich geliebten Lackschuhe der

Dame und verschwindet mit ihnen wieder in seiner Kammer, wo er mit blutendem Herzen seine Habseligkeiten zusammenpackt und zu verschwinden gedenkt. In seinem begreiflichen Jammer erwischt ihn das Mathildchen und trifft mit ihm eine Abendverabredung.

Und nach und nach heben sich in ihm auch die Schleier von der Vergangenheit wieder. Zähnchen taucht vor ihm auf und Jakob, der so schmählich verlassene Bruder. Aber der Weltflug, die Ferne, das lockt und gleißt und will auch nicht um ein bürgerliches Vaterwerden aufgegeben werden ...

Wie mag es den beiden nun wirklich ergangen sein? Jakob ist damals, als er sich von Fritz so schnöde verlassen sah, durch die Straßen Interlakens gezogen, Verzweiflung und Kummer im Herzen und ein hungriges Loch im Magen. Er hat hier und dort versucht, Arbeit zu bekommen. Ein paar Franken haben! Nur daß es bis Basel reicht! Und beinah wäre aus dem kreuzbraven Jakob ein Dieb geworden, wenn nicht das stille, freundliche Gesicht der Mutter wie ein sanftes Licht durch die finstere Nacht geleuchtet hätte. Schließlich ist der heimatlose Bursche von einem Landarzt aufgelesen worden, der gleich feststellte, daß der schmerzende Finger, den Jakob schon seit Tagen vorsichtig vor sich her trug, von einer höchst bedenklichen Blutvergiftung zeugt. So landete Jakob nach böser Irrfahrt in einem sauberen Bett, umhegt von einer freundlichen Doktorsfrau.

Viel trauriger erging es dem armen Zähnchen. Als man in der freien Stadt Basel herausbekommen hatte, daß die beiden Brüder Hals über Kopf ihr Haus verlassen hatten, fehlte es nicht an bösen Zungen, die über das arme Mädchen häßliche Dinge redeten, so daß auch das tapfere Mädchen manche verzweiflungsvolle Stunde hatte und Fritz und Jakob gleichermaßen verdammte. Da kam in all die Trübsal ein Brief von der freundlichen Doktorin, die den Jakob pflegte, und Zähnchen packte Hals über Kopf und fuhr zu ihm ...

Und zum Schluß tun die Glücksfischer wohl alle einen guten Zug ... Frau Ise ist mit mancherlei Erkenntnissen aus dem Haus des Jugendfreundes in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Ein Telegramm — und schon ist der Herr Geheimrat wieder bei seiner hübschen Frau Ise ...

„Nun, wenn du mir nur gut bist", erwidert er so sonderbar vor sich hin. Sein Gesichtsausdruck war beinah schwermütig, aber in seinen Augen blitzte etwas, das eher jung und spannkräftig aussah, und unwillkürlich richtete er sich straffer auf: „Wenn man so etwas sicher weiß, so kann es auch ein wenig drunter und drüber gehen. Wer mit dem großen Gespann kutschiert, der hat ja auch die Gäule nicht immer ganz in der Hand, manchmal haben sie ihn. Aber b i s t du mir denn gut?"

Auf diese Frage hatte sie eine ganz einfache und klare Antwort: „Ja, Heinrich, das habe ich dir droben mit ein wenig anderen Worten schon gesagt. Aber ich wußte nicht mehr sicher, ob dir auch noch viel daran liegt. Du gibst manchmal ein bißchen wenig von dir, Mann."

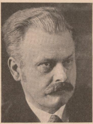
So hat der Fischzug der Frau Ise zu einem guten Ende geführt. Auch in Zähnchen ist eine Wandlung vorgegangen. Sie ist glückliche Mutter eines kleinen Mädchens geworden; aber daß Fritz in diesen schweren Stunden nicht bei ihr gewesen ist, wird sie ihm nie verzeihen. Nein, sie wendet sich wieder Jakob, dem treuen, zuverlässigen Mann zu, bei dem sie keinerlei erschütternde Überraschungen erleben wird. Still und friedlich sitzen sie nun beieinander. Und wenn ihre Gespräche noch immer das Entscheidende meiden, so liegt es daran, daß Jakob, der gute Kerl, auch hier dem Fritz Treue bewahrt und seinen Entschlüssen nicht vorgreifen will, so brennend gern er wiederum das Mädchen hat.

Und eines Tages ist auch Fritz, der verunglückte Glücksfischer, wieder da. Aber er ist nicht gekommen, um sich festzusetzen und nun wieder das väterliche Gewerbe zu betreiben. Er möchte nur sein Davonlaufen erklären und sich einen besseren Abgang schaffen. Denn wenn auch sein Netz von dem ersten Fischfang in der fremden Welt leergeblieben ist, bis auf den kleinen, zappligen Fisch, der Zofe Mathildchen heißt, so sind die himmelstürmenden Gedanken unter dem nunmehr wohlpomadisierten Scheitel noch längst nicht zum Ausruhen und Verzichten gekommen. Und was bisher ein blindes Indentagrennen war, hat nun greifbare Formen angenommen. Fritz wird eine Ingenieurschule in Deutschland besuchen.

So hat Fritz also seinen ehrlichen Namen wiederbekommen, und Bruder Jakob darf das geliebte Zähnchen heiraten, das es nach den ausgestandenen Schrecken und Kümmernissen gut bei ihm haben wird.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Aufn. Poerschke



Aufn. Langhammer

Erwin Guido Kolbenheyer

Der am 30. Dezember 1878 in Budapest geborene Dichter gehört einer in Karlsbad alteingesessenen deutschen Familie an.

Seine Studien, Philosophie, Psychologie, Zoologie, führte Kolbenheyer in Wien durch. Früh schon hatte sich Kolbenheyer neben den exakt-wissenschaftlichen Studien auch dichterischen Arbeiten und der Malerei gewidmet. Bald aber verschrieb er sich fast ausschließlich seinem dichterischen Schaffen. Nach seinen beiden historischen Romanen „Amor Dei" (1908) und „Meister Joachim Pausewang" (1910) entstanden noch die Werke „Montsalvasch" (Roman, 1912), „Ahalibama" (Erzählungen, 1913). 1917 erschien der erste Band der Paracelsus-Trilogie „Die Kindheit des Paracelsus". 1919 zog Kolbenheyer von Wien nach Tübingen, um 1932 in Solln bei München eine neue Heimat zu finden.

In den schweren Jahren arbeitete der Dichter an dem großen Werke, das sein gewaltigstes werden sollte, weiter. Dem ersten Bande folgte „Das Gestirn des Paracelsus" (1921) und „Das Dritte Reich des Paracelsus" (1925). Dann erschienen die beiden Romane „Das Lächeln der Penaten", „Reps, die Persönlichkeit" und zahlreiche kleinere erzählerische Arbeiten in Sammel- und Einzelbändchen.

Die Dramen „Heroische Leidenschaften", „Die Brücke", „Jagt ihn, ein Mensch!", „Das Gesetz in dir" und „Gregor und Heinrich" sind das Ergebnis seines dramatischen Schaffens. Seine Gedichte sind in dem Bande „Lyrisches Brevier" vereinigt. Immer wieder hat der Dichter auch zu den großen Fragen des Lebens Stellung genommen, so in dem Werk „Die Bauhütte", in den Sammelbänden „Stimme" und „Neuland", sowie in einer Reihe von Einzeldrucken. Alle Werke Kolbenheyers erschienen im Verlag Langen / Müller, München. oh.

Paul Alverdes

Der heute in München lebende Dichter wurde am 6. Mai 1897 als Sohn eines Soldaten in Straßburg geboren, wo er auch seine Jugend verlebte. Als Kriegsfreiwilliger zog Alverdes an die Front; schwerverwundet kehrte er heim, machte seinen Doktor und widmete sich sodann seinen dichterischen, schriftstellerischen und kulturpolitischen Arbeiten.

Zwei große Erlebnisse sind es, die Paul Alverdes' Schaffen kennzeichnen: das Erlebnis der Kameradschaft in der deutschen Jugendbewegung und das Fronterlebnis des Krieges. Um diese beiden Pole kreist ein großer Teil seiner dichterischen Arbeiten von dem ersten Band, dem Gedichtbuch: „Die Nördlichen" (1922) bis zu dem letzten großen Roman, von dem bis heute nur zahlreiche einzelne Bruchstücke bekannt geworden sind. Alverdes hat als Lyriker begonnen, hat aber, wie es scheint, seit vielen Jahren keine neue Lyrik mehr hervorgebracht. Eigenartige starke Erzählungen und Novellen von strenger, klassischer Formgebung und straffer männlicher Haltung haben die Lyrik abgelöst. In den Bänden „Kilian" (1922); „Die Flucht" (1921/22 bzw. Neuauflage 1934); „Die Pfeiferstube" (1929) und „Reinhold oder die Verwandelten" (1932) sind die Erzählungen vereinigt. Zwei Dramen „Die ewige Weihnacht" (1922) und „Die feindlichen Brüder" (1923) sowie die Szenenfolge „Die Freiwilligen" (1935) ergänzen die dichterischen Arbeiten. Neben diesen Dichtungen hat Alverdes eine große Zahl von sprachlich musterhaften und geistig wie kulturpolitisch richtungweisenden Prosaschriften — Aufsätze, Reden und Gespräche — veröffentlicht.

Ein schönes Reisebuch: „Kleine Reise" (1933) darf nicht unerwähnt bleiben. Seit 1933 gibt Alverdes zusammen mit Karl Benno von Mechow die Zeitschrift „Das Innere Reich" heraus. oh.

„Lieder sind wir …“

Zum 150. Geburtstag Ludwig Uhlands am 26. April

Von Karl Blanck

Da steht irgendwo zwischen unsern Büchern ein Band oder auch mehrere von Ludwig Uhlands Werken, und es kann wohl sein, daß wir jahrelang nicht mehr hineingesehen haben — wie es oft geht, wenn wir uns heimlich ein wenig davor fürchten, daß uns ein einstmals bewunderter und hochverehrter Freund und Gefährte unserer Jugend jetzt in der Reife unseres Lebens vielleicht nichts mehr zu sagen hat. Und dann kommt der Tag, wo wir doch einmal die Seiten wieder aufschlagen, in denen wir früher so gern geblättert haben — und mit Staunen sehen wir, daß alles das, was wir längst verstaubt und halb vermodert glaubten, noch so frisch, so jung und so lebendig ist wie am ersten Tag.

Wohl sind da ein paar historische Dramen, die uns mehr mit scheuem Respekt als mit ehrlicher Wärme erfüllen, und bis zu den Fragmenten und den wissenschaftlichen Schriften zur „Geschichte der altdeutschen Poesie“ und den Sagenforschungen werden wohl nicht allzu viele Literaturfreunde durchgedrungen sein (obgleich gerade hier noch manches Gute und Wertvolle zu finden ist) — aber seine Lieder, seine Balladen und Romanzen breiten sich noch immer in unerhörter Fülle vor uns aus — ein kostbarer Schatz lebendigen Volksguts — ja, es ist alles echte reine Volkspoesie, so echt, daß wir von diesen Liedern, die schon selbst wieder zu Volksliedern geworden sind, zum Teil kaum noch gewußt haben, wer ihr Dichter gewesen ist. Und doch singt sie immer und immer wieder jede Jugend, die über Deutschlands Berge und an Deutschlands Strömen entlang wandert. Die Lieder leben, wie helle Fahnen weht ihr Gesang unter der Dorflinde, am flackernden Lagerfeuer, unterm Sternenhimmel oder im fröhlichen Kreise beim Wein, und auch die Herzen der Alten schlagen höher, wenn sie die vertrauten Worte, die vertrauten Melodien aus jungen Kehlen hören.



Ludwig Uhland
Nach einem Gemälde von G. W. Morff

Man kann sie gar nicht alle auf einmal aufzählen, diese Lieder, die jeder kennt und liebt: „Droben stehet die Kapelle“ oder „Schäfers Sonntagslied“: „Das ist der Tag des Herrn“ und „Ich bin vom Berg der Hirtenknab'“, das „Lebewohl“ aus den Wanderliedern und „Bei einem Wirte wundermild“. Die Studentenlieder: „Wir sind nicht mehr beim ersten Glas“ und „Was singet und klinget die Straße herauf?“, dann „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“ und das launige Gegenstück „Es zogen drei Jäger wohl auf die Pirsch“ und vor allen andern das wunderbare Soldatenlied „Ich hatt' einen Kameraden“. Und die endlose Reihe der Balladen, die jedem Deutschen von Kindheit auf in Fleisch und Blut übergegangen sind: „Der blinde König“ und „Das Schloß am Meer“, „Der Junker Rechberger“ und „Graf Eberstein“, „Die schwäbische Kunde“ („Als Kaiser Rotbart lobesam . . .“), „Die Rache“, „Der kühne Held Harald“, „Siegfrieds Schwert“ und „Der kleine Roland“, „König Karls Meerfahrt“, Bertrand de Born“ und „Taillefer“, „Das Glück von Edenhall“, „Graf Eberhard der Rauschebart“, „Der Schenk von Limburg“, „Des Sängers Fluch“ und „Ver sacrum“ oder die anmutigen Übersetzungen aus dem Altfranzösischen: „Graf Richard von der Normandie“ und „In der Abtei von St. Ouen“.

Wie kommt der Tübinger Advokatensohn, der spätere Advokat und parlamentarische Abgeordnete, der Universitätsprofessor Ludwig Uhland, der schüchterne, fast menschenscheue Stubenhocker, zu solch ursprünglichem Reichtum? Besser: woher kommt er wirklich, dieser Sohn aus bürgerlichem Hause — wo sind die Ahnen seines Blutes und seines Geistes zu finden? Der Name Uhland (Uodal = Land) deutet auf Abkunft aus dem Bauerntum. Der Weg seines Geschlechts führt über den Handwerker- und Kaufmannsstand in gelehrte Berufe. Das Familienwappen, das eine Faust mit dem Säbel zeigt, weist auf jenen Kriegsmann hin, dessen Schwabenstreich im Türkenkrieg vor Belgerad der Enkel im Liede verherrlicht hat. Der Knabe wächst in Tübingen heran, auf historischem Boden, inmitten der sanften und sonnenwarmen Schönheit schwäbischer Landschaft. Um eines Stipendiums willen, nicht aus innerem Beruf, wendet er sich der Juristerei zu. Aber seine Neigung gehört schon immer der Dichtung. Mit dem Freunde Justinus Kerner, dessen Studentenbude mit dem sagenhaften Bücherfaß das heimliche Hauptquartier der jungen schwäbischen Romantik ist, dringt er, auf den Pfaden Herders und Goethes, des „Wunderhorns" und der Gebrüder Grimm in die Zauberwelt der Vorzeit ein, geht den Sagen und Liedern des Volkes und der Dichtung des Mittelalters nach. Was jenes Bücherfaß und zugleich die Herzen und Köpfe der beiden jungen Schwärmer erfüllte, hat uns Justinus Kerner in den „Reiseschatten" scherzhaft berichtet: die Werke Hans Sachsens und das „Nibelungenlied", das Heldenbuch und „Des Knaben Wunderhorn", die frommen Legenden der Vorzeit und die dunklen Schriften des Jakob Böhme, wie die überirdisch aufstrahlenden Hymnen des Novalis.

Bei einem Buchhändler und Nachdrucker in der alten Reichsstadt Reutlingen entdecken sie jene löschpapierenen Ausgaben der deutschen Volksbücher, die schon den jungen Goethe in Frankfurt begeistert und auch in ihm den ersten Keim zu allem Künftigen geweckt haben. Uhland selbst erzählt von jener schicksalsvollen Entdeckungsfahrt ins Reich der Vergangenheit mit begeisterten Worten: „Es war an einem Sonntag, und man läutete gerade in die Kirche, als wir über die Wendeltreppe in der alten Kammer anlangten. Durch die buntgefärbten Scheiben brach ein seltsames Licht, wie Mondschein, herein. Als ich nun unter dem fortwährenden Geläut aller Glocken die mächtigen Kirchturflügel einiger dieser Folianten aufgeschlagen — in welch herrliche Tempelhalle sah ich da! Ritter, Damen, Mönche, Heiligenbilder, Legendengemälde, Glasmalereien an allen Fenstern — und als nun drüben im Münster das Orgelspiel und dann der Chor begann, da war mir, als stiegen diese Klänge aus meinen Büchern hervor, und ich zerfloß in Andacht und Entzücken . . ."

So sind ihm aus dem Erlebnis heimischer Landschaft, aus lebendiger Berührung mit dem heimischen Volkstum und aus dem Geheimnis der Vergangenheit die ersten eigenen Lieder erwachsen, die einen wahrhaft volkstümlichen Charakter tragen. Er selbst hat diese Zusammenhänge einmal sehr hübsch und zwanglos in der Erinnerung an die Entstehungszeit seines Liedes von der „Kapelle" dargelegt: „Als ich in jungen Jahren von der Wurmlinger Kapelle herabkam, hörten wir auf einem Hügel unter dem Kreuz einige Hirtenknaben volkstümliche Lieder singen. Wir gingen hinauf, ihnen die Lieder abzufragen, aber die Knaben wollten keinen Laut geben. Kaum waren wir wieder unten, so sangen sie uns zum Hohne von neuem mit heller Stimme. Noch im späten Alter bin ich diesen Liedern nachgegangen und habe deren viele eingehascht . . ."

So hat ein Mensch zu sich selbst gefunden und sein Volk reich gemacht, indem er auf den Spuren der Vergangenheit zur schöpferischen Erneuerung aus den Wurzeln des Volkstums hinfand — jenem Hirtenknaben der Sage gleich, vor dem der Fels sich zauberhaft öffnet und der nun ins Innere eines geheimnisvollen Reiches eindringt, überwältigt von der Fülle der Schätze, die sich in den verborgenen Sälen und unterirdischen Felsendomen dem geblendeten Auge in magischem Schimmer offenbaren. Eigentlich war das der wahre Beruf jener Jugend, Fackelträger zu sein ins Unerforschte, Schatzgräber des Verborgenen, Wiederentdecker der reinen Quellen, die allzu lange verschüttet waren.

Und darum lebt er fort mit seinen Liedern im Herzen des Volkes über allem Wandel der Zeit.

Von neuer deutscher Lyrik

Seinen Betrachtungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart: „Dichtung der jungen Mannschaft" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 102 S. RM 2.—) legt Hellmuth Langenbucher den Begriff der politischen Dichtung als einer über alle bloße Ichbezogenheit hinausgreifenden Dichtung zugrunde. Als Umgrenzer des neuen Stoffgebiets läßt Langenbucher Dietrich Eckart und Georg Stammler gelten; im Anschluß an sie nennt er Heinrich Anacker als Wegbereiter einer neuen politischen Dichtung unserer Zeit. Für eine Reihe junger, zum Teil preisgekrönter Dichter findet er auszeichnende, ihr Werk umschreibende Worte; er selbst steht ihnen gegenüber als Deuter von neuen, in der Zeit entstandenen Inhalten, die er in den Gesamtzusammenhang der politischen und weltanschaulichen Entwicklung einordnet.

Ein ganzes Kapitel in diesem Buch gilt dem Werk Gerhard Schumanns, des jungen schwäbischen Dichters und Trägers des Nationalen Buchpreises 1935/36. Diese Auszeichnung erhielt er für den Gedichtband „Wir aber sind das Korn" (Albert Langen/Georg Müller, München, 76 Seiten. RM 3.50), in dem sich die heiße Glut kämpferischer Leidenschaft mit der Zucht der dichterischen Sprache und der Geradheit weltanschaulicher Haltung verbindet. Die hier gesammelten Verse sind in den Jahren 1930—1935 entstanden. Im Vergleich mit früheren Bänden enthält dieses Buch weniger ausgesprochen politische Lyrik, als vielmehr im Erleben der Liebe, der Landschaft, der Arbeit, der Pflicht wurzelnde volkhafte Dichtung. Es ist schön zu sehen, wie Schumann den Umkreis der lyrisch möglichen Stoffe erweitert und in die Region der Stille eindringt. Diese Verse sind erfüllt von persönlichem, männlich starkem Bekenntnis.

Der junge nationalsozialistische Dichter Herybert Menzel hat den wesentlichen Teil seiner Lyrik in der bis jetzt einzigen Sammlung „Gedichte der Kameradschaft" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 57 S. RM 1.50) zusammengestellt. Der Marschrhythmus, der herb-zarte Ton der Kameradschaft, die Melodie des unbedingten Glaubens und der unbedingten Treue zum Führer, der Unterton der verschworenen Gemeinschaft — das alles strömt in seinen Liedern, auch dort, wo von diesen Dingen nicht ausdrücklich die Rede ist. Der schwer wuchtende balladenhafte Ton liegt Menzel am besten, doch gelingen ihm auch schlichte, knappe Verse, die auch ihre Eignung zur Vertonung bereits erwiesen haben.

Max Reuschle, zwei Jahrzehnte älter als sein schwäbischer Landsmann Gerhard Schumann, bezeichnet seine neuen Gedichte „Volk, Land und Gott" (Albert Langen/Georg Müller, München, 74 S. RM 2.80) als „deutsche Gesänge" — sie sind es auch durch ihren Hymnenstil und das Lob, das der Dichter auf das deutsche Volk, seine altewigen Götter, das fruchtbare herrliche Land singt; dabei wird er auch der Sehnsucht des Nordmenschen nach dem milden, klaren, unverwelklichen Süden ein glaubhafter, frommer Künder. Wärme der Empfindung ist seinen Versen nicht fremd; doch glaubt man zu spüren, daß diese Wärme nicht immer die Form bis ins letzte erfüllt. Im gleichen Verlag erschienen „Gedichte" von Paul Appel (76 S. RM 3.50), denen in ungleichem Maße Anschaulichkeit und Melodie zu eigen sind. Durch die freien Rhythmen, in die Appel die Beschreibung der Natur und des Lebens füllt, ist leider nicht der lebendige Strom der Musik geflossen; ihnen fehlt fühlbar der Klang, der Aufschwung, das Liedhafte — Eigenschaften, ohne die ein Gedicht nicht bestehen kann. Gedanklich oft beträchtlich belastet, stehen diese Verse der dichterischen Prosa näher als der rein lyrischen Sprache. Appel hat jedoch die Anlage dazu, vom Sturm des Schicksals einmal stark durchrüttelt zu werden. Und diese Gabe bedeutet viel für einen Lyriker.

Das schmale Bändchen Gedichte und Lieder „Nachtwache" (S. Fischer, Berlin. 39 Seiten. RM 1.25), das Richard Billinger vorlegt, enthält im wesentlichen Erinnerungen und Bekenntnisse, jetzt weniger herbe und irdische als früher. Manche Gedichte haben die Eigenschaften des geistlichen Liedes und werden von bedeutenden musikalischen Elementen getragen; dazwischen kehren aber auch die bekannten kräftigen Verse von einst wieder. Eine veränderte und erweiterte Neuauflage der „Neuen Balladen" sind die Balladen „Der Flammenbaum" (Langen/Müller, München, 50 S. RM —.80) von Hans Friedrich Blunck, die am liebsten sagenhafte und geschichtliche Gestalten festhalten. Die Form dieser niederdeutschen Balladen ist knapp, ihr inneres Bild bewegt, die Sprache kraftvoll, der Klang dunkel, ihr Grundwesen mythisch. Paul Ernsts hinterlassene „Gedichte und Sprüche" (ebenda, 52 S. RM —.80) sind von anderer Art: in den Versen schafft sich der Denker Paul Ernst eingängige lyrische Formen. Daß die Sprüche — in der Regel Vierzeiler — noch dazu genommen wurden, ist sinnvoll, da sie als Ansätze zu ganzen Gedichten zu gelten haben oder in der der Gestalt gereimter Aphorismen auftreten. Das Bekenntnis des Dichters in einem davon — „Ein Widerscheinen Gottes ist mein Dichten" — umreißt die innere Haltung seiner Dichtung. Der Nachhall vom Werke Max Dauthendeys ist kräftiger und weniger aufs Geistig-Geistliche gerichtet. Er betrachtet das ganze Leben im Grunde als ein mächtiges Fest. Dies kommt deutlich in der Auswahl aus seinem noch immer viel zu wenig bekannten Werk: „Die festliche Weltreise des Dichters Dauthendey" (ebenda, 59 S. RM —.80) zum Ausdruck. Sie feiert das innere und äußere Leben in Prosa und Gedichten, deren Auswahl Kurt Mathies getroffen hat. Sein Nachwort ist im Vergleich zu den Dichtungen weniger gewichtig.

Das reine Gedicht pflegt der Verlag der „Blätter für die Dichtung", Hamburg, der wieder einige neue Bändchen Lyrik aufgelegt hat. Die Gedichte „Flußfahrt" weisen Eberhard Meckel in die Reihe der stillen Söhne Deutschlands, denn der trauliche, behagliche, zuweilen stark gedanklich bestimmte Gesang seiner Verse gilt dem Preise der Landschaft und der Liebe; wo Meckel eine einfache Empfindung ausspricht, bekennt man sich gerne zu ihm. (61 S., RM 2.90.) In dem „Requiem auf eine Frühvollendete" von Johannes Baptist Waas werden in der Hauptsache metaphysische Fragen in gedanklich stark über die Wirklichkeit hinausgehobenen Versen behandelt. Hinter ihnen erhebt sich das Idealbild einer Geliebten, das bereits wesentlich entrückte Züge annimmt. In allen seinen Gedichten aber hat Waas bewiesen, daß er den Tod eines geliebten Menschen mit Fassung ertragen hat. (60 Seiten, RM 3.—.) Friedrich Schult steigert in dem Band „Gestirn ist weit" die Wirklichkeit noch mehr ins ungewöhnlich Symbolische. Seine geistige Wildheit wird Gestalt in vielen sprachlichen Neubildungen, die an expressionistische Vorgänger gemahnen und die nicht selten den Eindruck des Geschraubten, Gewollten und Verzerrten erwecken. Manche Verse enthalten glücklich geformte Aphorismen. Mitunter gelingen Schult auch erstaunlich flott gesagte Zeilen. (74 Seiten, RM 3.20.) Fritz Diettrich, der als Lyriker schon einen gewissen Namen hat, schließt sich in seinen neuen Gedichten „Mythische Landschaft" (42 Seiten, RM 2.20) gedanklich eng an die Antike an. Gestalten und Sagen der griechischen Geschichte werden in den Mittelpunkt von schön ausgeformten Hymnen gestellt, die von hellenischem Geist erfüllt sind. Diettrich bekundet sich in ihnen als geistig und formal gepflegtes Talent, bei dem aber der Zwiespalt zwischen wahrhaftem Erlebnis und seinem poetischen Aufguß, seiner sprachlichen Zubereitung immer nachteiliger in Erscheinung tritt. Eine erfreuliche lyrische Begabung und eine mit viel dichterischer Substanz ist zweifellos Gottfried Fischer-Gravelius. Seine Gedichte „Jahr der Erde" lassen erkennen, daß er vom Wesen des Gedichts eine richtige Vorstellung hat. Das Gedicht ist eine Aussprache der Seele, ein Geständnis von Jubel und Freude, Aussage eines wesentlich empfindenden Herzens, ist formgewordenes Erlebnis aus Raum und Zeit. In seinen Versen treten selten gesuchte Bilder auf; seine Gedichte sind anschaulich, des Klanges voll. Was schadet es, daß er manche Farbe in einem und demselben Gedicht oft wiederkehren läßt? (36 Seiten, RM 2.—.)

Als Abschluß dieser Überschau seien noch zwei Werke von Dichterinnen erwähnt: Die Urenkelin Moritz von Schwinds, Greta Bauer-Schwind, gibt ihren Gedichten den Titel „Licht und Erde" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin. 107 S. RM 2.50). Dem Göttlichen im Menschen und seiner Kindschaft zur Erde setzt sie ein Denkmal in diesen von guter Sprachbegabung und hoher Musikalität zeugenden Versen. Emma Krell beweist mit ihren „Gedichten" (Rudolf Geering Verlag, Basel. 70 Seiten. RM 2.40), daß ihr Gesichtskreis enger, der Inhalt ihrer Verse verschwommener, im Wesen unklarer und schwärmerischer ist als bei der Schwind. Das erfreulichste in dem lyrischen Bestand sind die kurzen Gedichte: sie besitzen Fülle und Rundung.

Karl Hans Bühner

Nacht der Kindheit

von Gottfried Fischer-Gravelius

Holunder duftet süß und lind.
Ich liege lauschend wie als Kind.
Durchs Fenster kommt der warme Wind.

Am Berg hängt schmal des Mondes Horn.
In sanften Wogen geht das Korn.
Und unerschöpflich quillt der Born.

Und Sterne ziehen ohne Zahl.
Am Bett die Mutter, kühl und schmal,
Spricht klar und schlicht den Nachtchoral.

Im Krug welkt still der Blumenstrauß.
Die Wälder stehen schwarz ums Haus,
Und Straßen ziehn ins Land hinaus.

Der Baum am Fenster ging zur Ruh.
Im Dorf brüllt fernher eine Kuh.
Mir fallen müd die Augen zu.

Aus Fischer-Gravelius, Jahr der Erde (Verlag der Blätter für die Dichtung, Hamburg)

Kurz und gut!

Die goldenen Spiele

Der junge Dichter Ludwig Friedrich Barthel, dem wir einige schöne Versbücher und eine Sammlung zarter, aber in ihrer Zartheit starker Erzählungen danken, legt seinen ersten Roman vor. Eine eigenartige, eindringliche, durchaus dichterische Arbeit von ernstem menschlichen Gehalt und künstlerischer Reife: „Die goldenen Spiele", Ein Roman in Briefen (Eugen Diederichs Verlag, Jena. 171 S. RM 4.20).

Christof und Ulrike, die beiden Schreiber dieser Briefe, haben, nachdem ihre Liebe sich nicht in der Ehe erfüllen durfte, jedes einen Lebensgefährten gefunden, Christof in Morgot und Ulrike in Thomas. Dennoch ruft Christof Ulrike zu den „goldenen Spielen", das sind die großen Geschenke des Lebens, auf. Wunderbar ist es dem Dichter gelungen, das zarte Schweben zwischen Neigung und Bindung, zwischen Treue zur Gegenwart und Erinnerung an Gewesenes, zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit, zwischen Traum und Pflicht zu gestalten. Ergreifend hat er das Seelenleben zweier Menschen dieser Zeit geschildert, mit behutsamer Kraft führt er die Liebenden von Stufe zu Stufe aus der engen Welt an die Grenze, wo liebende Herzen des Göttlichen teilhaftig werden und wo die erschütterte Seele das Letzte erlebt. Aber dieses bis ins Zarteste und Feinste gestaltete Seelenleben schwebt nicht in einem romantisch-luftleeren Raum, es ist vielmehr gebunden an ein recht greifbares Leben in dieser Welt und dieser Zeit, das nicht minder eindringlich und erlebnisnahe geschildert wird wie das Leben der Seele. Was aber in den „goldenen Spielen" Traum und Sehnsucht war, zerbricht die Leidenschaft des Blutes. Die Liebenden aber bekennen sich mutig und stark zu den Notwendigkeiten des Lebens, zu den Forderungen der Pflicht und den Grenzen der menschlichen Form. Das Buch ist eines von den seltenen Werken, in denen ewig-menschliches Schicksal eine neue dichterische Gestalt erhielt.

O. Heuschele

Stationen der Liebe

Arnold Ulitz reiht in dem Bande „Stationen der Liebe" (Wolfgang Krüger, Berlin), ohne überzeugenden Zusammenhang die verschiedenen Liebeserlebnisse eines noch verhältnismäßig Unerfahrenen von der Art des „Grünen Heinrich", die Stationen seiner Freuden und noch mehr seiner Enttäuschungen und Schmerzen auf bis zu einem übereilt hereinbrechenden Schluß. Er gibt in diesem Buch vorwiegend Psychologie der Zustände, die den Menschen zwar seelisch entkleiden, ihn aber in aller Nacktheit seiner Empfindungen doch noch immer rätselhaft erscheinen lassen. (160 S. RM 3.50)

W. Zurlinden

Neue Romane

Arnold Krieger legt unter dem Titel „Ein Menschenherz — was weiter?" (Universitas, Berlin) einen neuen Roman vor. Er stellt einen Architekten zwischen eine aufopfernde Geliebte und seine angetraute Frau, die ihn just im Augenblick erster Bedrängnis verlassen hat; sie ist geradezu ein Schreckbild weiblicher Verworrenheit und innerer Haltlosigkeit. Dann jedoch läßt Krieger unbegreiflicherweise jene Geliebte sich wieder davonstehlen, sobald nur die ersten Anzeichen für eine baldige abermalige Vereinigung der beiden Gatten auftauchen, wobei nun der Leser den Eindruck gewinnt, für den Architekten müsse ein erneutes Zusammenleben mit jener haltlosen Frau, die ihm überdies sein Töchterchen verzieht und innerlich abspenstig macht, unter allen Umständen verhängnisvoll verlaufen (317 S., RM 5.80).

Um vieles geradliniger und schlichter geht Walter Siegmund in seinem Roman „Der Fähnrich" (Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin) zu Werk. Hier wird die innere Entwicklung eines jungen Soldaten geschildert, der in der Garnison und auf der Kriegsschule der Vorkriegszeit mancherlei Proben charakterlicher Bewährung zu leisten hat, ehe ihn der Tod auf dem Schlachtfeld dahinnimmt. Das Buch hat seinen besonderen Wert in der trefflichen Schilderung militärischer Lebensformen und -umstände der Vorkriegszeit. Da es obendrein nach kritischer Prüfung und Vertiefung soldatischen Wesens strebt, hat es auch der Gegenwart manches zu sagen, wenngleich eine gewisse Rührsamkeit nicht ganz unserm heutigen Empfinden entspricht (223 S., RM 4.80).

Ähnliches mag hinsichtlich des Romans „Die jungen Leute" (Hans Köhler Verlag in Hamburg) von Fritz Nölle gelten; doch erscheint darin auch ein Humor, der den Empfindungen und Gefühlen beizeiten und ohne Derbheit zu begegnen weiß. Auch in diesem Roman wird die Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges geschildert, doch nicht so sehr die militärische als vielmehr die kleinstädtische Welt und ihrer Bewohnerschaft (348 S., RM 4.80).

Nach Paris und in die französische Landschaft entführt der trefflich hingeplauderte, vielfach aber sehr ernsthaft aufzufassende Roman des Ungarn Sándor Márai, den Mirza von Schüching unter dem Titel „... doch blieb er ein Fremder" (Holle u. Co. Verlag, Berlin) in ein flüssiges Deutsch übertragen hat. Es geht darin um die unbesiegbare Fremdheit, um die innere Sehnsucht nach einer nicht nur äußerlich geographischen Heimat. Der junge Mensch, dessen mannigfache Erlebnisse mitgeteilt werden, gerät immer wieder an Leute ohne festen Halt; er schlägt zwar allerlei Brücken zu dem Leben der anderen, doch stürzen sie bald wieder ein (450 S., RM 6.80).

Hg. Maier

Novellen und Erzählungen

Es ist zu begrüßen, daß einige deutsche Verleger in letzter Zeit ihre Aufmerksamkeit wieder in stärkerem Maße der Pflege der Novellen und Erzählungen zuwenden, deren starke dichterische und künstlerische Möglichkeiten lange fast ganz vergessen zu sein schienen.

„Im Widerschein" (J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart, RM 4.80) heißt ein umfangreicher Band, in dem der Basler Dichter Emanuel Stickelberger neun größere Novellen vorlegt. Es sind starke dichterische Gestalten, deren Stoffe meist der Geschichte entnommen sind. Stickelberger ist seinem Wesen nach Conrad Ferdinand Meyer verwandt. Seine Haltung ist gläubig und wird von einem hohen sittlichen Ziel bestimmt. Hier spricht ein wirklicher Dichter, ein Erzähler von männlicher Bildnerkraft, der die Menschen und die Zeiten kennt und mit den das Leben lenkenden Mächten vertraut ist. Ernst Adolf Dreyer hat ein Nachwort für das Buch geschrieben, in dem er auch das bisherige Werk Stickelbergers würdigt.

Eine andere Art geschichtlicher Erzählung wird durch Martin Luserkes Dichtung „Die Ausfahrt gegen den Tod" (Propyläen Verlag Berlin, RM 2.40) gültig vertreten. Es gibt im neueren deutschen Schrifttum wenig Erzählungen, die dieser Arbeit an die Seite gestellt werden könnten. Mit einer männlich verhaltenen Kraft berichtet Luserke von der letzten Ausfahrt des Geusenadmirals Brederode und seinem Kampf mit dem Tod. Dieses Buch führt in die letzten Lebensabgründe hinab. Es redet nicht von der dunklen Rätselhaftigkeit alles Daseins, aber diese Rätsel stehen um den Leser auf. Die Liebe und der Tod, das Mannestum in seiner stummen Heldenhaftigkeit und das reine Wunder des Frauentums, alles das ist da, groß und stark, zart und keusch, aber eben in dieser Zartheit von kaum faßbarer Gewalt und Wirksamkeit.

Ein privates Liebesschicksal, das aber doch, wenigstens am Horizont der Handlung, ins Leben der Zeit greift, stellt Gottfried Kölwel in seiner Erzählung „Das Glück auf Erden" (Propyläen Verlag Berlin, RM 2.40) dar. Er erzählt die schicksalhafte Begegnung einer Klosterschülerin mit einem Maler. Durch diese Begegnung wird das Mädchen dem ihr fremden Klosterleben und der Maler einem wert- und sinnlosen Scheinleben in der Großstadt entzogen.

Nach Überwindung von zahllosen Widerständen findet das Paar zu neuem Leben draußen in der Natur zwischen Wäldern und Bergen hin. Dieses Leben gibt dem Künstler neue Schaffenskraft und eine neue Haltung. Eine sauber erzählte Künstler- und Liebesgeschichte, erfüllt von reichem seelischem Geschehen und umweht von dem Erd- und Waldduft einer unberührten Natur.

O. Heuschele

Heinrich Hauser: Männer an Bord

Ein neues Buch von dem Verfasser des „Donners überm Meer" und der „Letzten Segelschiffe" wird immer freudig begrüßt werden, weil nicht viele Dichter der Gegenwart ihr „Element" so gründlich beherrschen wie Hauser. Das Meer mit seiner eigenen Dämonie und das abenteuerliche Leben auf seinen Wogen erfüllt sein Schauen und Hören, den Klang und den Rhythmus seiner Rede. Wenn alle wahre Erzählkunst auf Vor- und Urformen wie das Märchen oder die Sage hinweist, so erwächst Hausers Epik aus kräftigem und deftigem Seemannsgarn, das ja der ernsten Töne und der tieferen Wahrheit durchaus nicht entbehren muß. Das gilt schon von Hausers großen Werken, tritt aber noch viel deutlicher in den fast durchweg prächtig gelungenen kleinen Geschichten hervor, die er uns heute vorlegt.

Auch da fehlt es nicht an dick gesponnenem Garn; wir fühlen unser Zwerchfell erschüttert, wenn mitten in einem furchtbaren Zyklon der Kapitän von einem sonderbaren Klopfen an seine Tür geweckt wird und er „Herein" ruft: „Als er aber die Bettvorhänge beiseitezog, sah er, daß nicht etwa der Steward in der Tür stand, sondern der Bug eines Rettungsbootes. Eines der aus den Klampen geworfenen Boote hatte die Tür zum Schlafzimmer des Kapitäns eingerammt." Ähnlich ergeht es uns bei dem Urwaldmenschen auf Sumatra, der aus des Waldes Dickicht hervortritt, fürchterlich wie ein Gespenst anzuschauen, und der auf einmal auf gut sächsisch um einen Platz in der Koje bittet; oder wenn 16 eben angeheuerte Matrosen auf ihrem neuen Schiff vergeblich ihr „Logis" suchen, das die Herren von der Werft einzubauen vergessen haben. Was aber diese Erzählungen weit über allen bloßen „Schnack" ins Künstlerische erhebt, das ist die Atmosphäre, in der alles lebt und webt; das ist das Seemannswesen, das alles mit anstecht und vom normalen Wege ab in eine gewisse Besessenheit drängt, wie die Männer an Bord sie brauchen für ihren Beruf. Das gilt nicht bloß von der armen „Mudel" aus dem Binnenlande, der feschen Reiterin, die dann doch in St. Pauli hängenbleibt und verkommt; es gilt ebenso von der alten Seemannswitwe, die alles aufhebt, was die Wogen an den Strand spülen, die in dem wertlosesten Zeug ihre „Schätze" sieht und darauf phantastische Luftschlösser baut. Und dieses große Träumen, das jeder rechte Seemann kennt, packt endlich den armen Kerl im Binnenlande, der aus lauter Sehnsucht nach Hamburg fährt, und der in dem Salzhauch, dem Teergeruch, dem Duft nach Übersee, der ihn umstreicht, alles genießt, was zu sehen er sich in der Jugend gewünscht hatte: die ganze Welt der Wogen und der fernen Tropen. Und diese Sehnsucht erweckt der Dichter in allen seinen Lesern. Darum üben seine Bücher einen unwiderstehlichen Zauber aus. (Eugen Diederichs, Jena. 109 S., RM 2.80.)

Robert Petsch

Vom Stegreif bis zum Schüttelreim

Unterhaltsame Bücher

Der Band „Stegreifgeschichten“ von Wilhelm Dieß (Ernst Heimeran Verlag, München, geh. RM 2.50, Leinen RM 3.80) versucht, die Unmittelbarkeit der mündlichen Erzählung festzuhalten. So, wie sie im häuslichen Kreise erzählt wurden, sind diese kleinen Geschichten gedruckt worden. Nicht alle halten sich freilich auf derselben Höhe. So heiteren und wohlabgerundeten Begebnissen wie etwa dem Brand bei der Weberin und den ersten Versuchen mit dem Motorrad stehen auch solche gegenüber, bei denen man oft vergeblich auf die „Pointe“ wartet, oder bei denen diese doch nicht so offen auf der Hand liegt, daß man sie aus der Schlußwendung sofort verstehen könnte. Eine leichte Überarbeitung, die der Unmittelbarkeit nicht geschadet hätte, wäre da nicht unangebracht gewesen. Trotzdem wird man an diesen 26 Geschichten seine Freude haben und vor allem im Kreise der Familie oder der Freunde manch frohe und anregende Stunde damit verleben.

Daß leichte Unterhaltung nicht immer heiter sein muß und doch ansprechend bleiben kann, zeigt die junge ostpreußische Dichterin Ruth Kristekat in ihrer kleinen Erzählung „Ende eines Sommers“ (Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig, 90 S., RM 2.—). Das schmale Bändchen schildert die Geschichte einer Liebe, die über zwei junge Menschen als der Rausch einer kurzen Ferienwoche auf einer einsamen Insel kommt. Aber der zarte Traum dieser Liebe hält den Dingen des Lebens nicht stand, die sich nach ihrer Rückkehr in die Stadt wieder an sie herandrängen. Das Unerbittliche vollzieht sich, als zu der inneren Trennung die äußere hinzukommt. Aber trotzdem, und das ist das Befriedigende an dieser Erzählung, behält das Mädchen den Kopf hoch und versucht tapfer weiterzuleben, weiter zu kämpfen. Ruth Kristekat hat dieses Erlebnis mit echt weiblicher Feinheit und innerer Zartheit geschildert. Besonders angenehm berührt die unkomplizierte Sprache dieses Büchleins, die bei aller Knappheit im Ausdruck doch von einem überraschenden Reichtum ist.

In Kurt Kluge lieben wir einen unserer echten deutschen Humoristen, die mehr sind als bloße Spaßmacher, und die es immer wieder zu den Käuzen, den kleinen Narren zieht, die doch in Wahrheit oft die einzigen Weisen sind. Auch in den drei Erzählungen des schmalen Bändchens „Der Nonnenstein“ (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, Pappband RM 1.80, Leinen RM 2.40) lebt wieder der Klugesche Humor in seiner ganzen wärmenden Fülle. Die Geschichte der feindlichen Brüder in der Titelerzählung spielt wieder in Thüringen und läßt noch einmal die Welt des Herrn Kortüm aus der „Silbernen Windfahne“ in verwandelter Form vor dem Leser erstehen. Ein kleines Meisterwerk der heiteren Erzählungskunst ist die zweite Novelle von den drei Gelehrten, die ein altes Pergament des Heiligen Antonius vom Koma gefunden haben und mit der Eifersucht des Wissenschafters sich in tiefgründigen Auslegungen zuvorzukommen suchen, bis der Finder die Handschrift mitsamt seiner eigenen Abhandlung wieder einmauern läßt, damit der Heilige seine Ruhe habe und die Lebenden sich befleißigen, seine Lehre nachlebend zu finden, statt sie zu zerreden. Man glaubt in dieser kurzen Erzählung etwas zu spüren von der warmen Luft Meersburgs, man schmeckt den köstlichen Wein auf der Zunge und erlabt mit dem Dichter den Gaumen am zarten Fleisch der Bodenseefelchen. So wärmt den Leser auch die sonnige Heiterkeit dieser Geschichte und ihre Freude am Spiel mit dem Wort. Ganz anderer Art ist die letzte der Novellen, „Der Gobelin“. Auch in ihr lächelt noch der gute Humor des Dichters, aber sie lebt aus einem tieferen Wesen, diese Geschichte vom Maler Niklas, der einen kostbaren Gobelin entdeckte. Lange hütete er ihn als seinen Schatz. Aber erst als er ihn um stinkendes Geld hingeben mußte, wird er ihm lebendig. In einem leeren Segeltuch erhält er ihn zurück und belebt dies Tuch mit seiner eigenen Welt. So schafft er friedlich und glücklich, in seiner Kunst das Höchste erreichend.

Ganz der heiteren Muse verschrieben sind zwei Bände Schüttelreime „Aus dem Ärmel geschüttelt!“ und „Reimchen, Reimchen schüttle dich!“ Gesammelt und herausgegeben von Wendelin Überzwerch. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart. Preis je Band kart. RM 2.—, Leinen RM 3.50). Man geht zunächst mit einem verständlichen Mißtrauen an diese beiden rund tausend Reime enthaltenden Bücher. Aber man wird angenehm überrascht. Ist es auch ein Spiel mit Worten, so ist es doch zumeist ein munteres Spiel, bei dem man manch seltsame Entdeckung macht. Denn es stellen sich bei diesen Schüttelreimen zuweilen recht merkwürdige Verbindungen ein:

„Ein wahrer Dichter adelt selbst den schlechten Reim —
Der Literat verzapft nur rechten Schleim.“

Leider aber möchte man auch manchem Schüttelreimer zurufen:

„Des Dichters Geist, auch wenn er noch so munter ist,
Er produziert halt doch mitunter Mist.“

19 verschiedene Quellenangaben enthält der erste Band, im zweiten sind es bereits 57, und wir sind sicher, daß diese Schüttelreime noch immer mehr begeisterte Anhänger finden, die ihre Zahl ins Endlose vermehren, so daß bald das dritte Tausend voll sein wird. Aber dann wäre auch eine etwas sorgfältigere Auslese erwünscht, besonders bei den langatmigen Schüttelgedichten, wo mancher Reim doch zu erzwungen und gewollt wirkt. Aber wenn man zu suchen weiß, und die richtige Spürnase hat, dann können die beiden Bände manch heitere Stunde in frohem Kreise verschaffen. Oder macht es vielleicht keinen Spaß, wenn man plötzlich auf zwei Zeilen stößt, wie diese:

„Es nimmt der Mann meist mit dem Degen Rache,
Die Frau hingegen mit dem Regendache.“

W. Bellon.



Die Laborantin

Kleiner Rundgang

Allerlei Neuerscheinungen

Das große Aufsehen, das die zu den Olympischen Spielen 1936 veranstaltete Bildnisse-Ausstellung „Große Deutsche" der Staatlichen Museen und der Nationalgalerie erregte, hat dazu geführt, daß der Propyläen-Verlag in Berlin einen stattlichen Band (RM 10.—) mit 450 Abbildungen unter dem Titel „Die großen Deutschen im Bild", herausgegeben von Alfred Hentzen und Niels von Holst, brachte. Dieses schöne und interessante Werk ist als Ergänzung der deutschen Biographie „Die großen Deutschen" gedacht und stellt mit seinem hervorragenden Abbildungsmaterial in anschaulichster Weise ein Jahrtausend deutscher Geschichte dar. — Auch äußerst lehrreich und interessant sind die „Fünfhundert Selbstporträts von der Antike bis zur Gegenwart", erschienen im Phaidon-Verlag Wien (geb. RM 6.—). Die vorzüglichen ganzseitigen Kupfertiefdrucktafeln machen auch aus diesem Werk wieder eine wertvolle Bereicherung der Kunst-Anschauungsbücher. — In die gleiche Art schlägt auch die schöne Ausgabe der „Musiker-Handschriften von J. S. Bach bis Schumann", deren Text von Georg Schünemann besorgt wurde, und die in 96 Faksimiles Wesen und Charakter unserer großen Musiker beleuchten sollen. Es ist in der Tat ein Werk von zwingendem Reiz (Atlantis Verlag. Gebunden RM 12.—). — Dr. Günther Haupt und Dr. Werner Rust haben sich darangemacht, den Zitatenschatz des deutschen Volkes, Büchmanns „Geflügelte Worte" neu zu bearbeiten, und mit dem Geist unserer neuen Zeit zu erfüllen (Haude & Spenersche Buchhandlung Max Paschke, Berlin. 28. Aufl. RM 14.50). — Es ist ein Verdienst des W. G. Korn Verlages in Breslau, ein Novellenbuch unter dem Namen „Ungarn" herauszugeben (346 S. brosch. RM 4.—, geb. RM 5.50), das eine ganze Anzahl der besten neuen Erzählungen enthält, übersetzt von der Arbeitsgemeinschaft des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin, unter Leitung des Lektors Dr. v. Kereszturh. Wir finden in dieser Sammlung zahlreiche bekannte Namen, und es ist sehr zu begrüßen, daß der deutsche Leser Gelegenheit hat, mit dem Schrifttum des sympathischen Ostvolkes bekannt zu werden. — Die neue Erzählung Julien Greens, „Mitternacht" (Hermann Fischer, Wien) schildert in ebenso phantastischer wie erschütternder Weise das Schicksal eines jungen Mädchens. Als Waise erlebt dieses Kind von 11 Jahren die Verlassenheit, die es bis zu der äußersten Grenze auskosten muß. Vorübergehend erwarten sie dann einige ruhige Jahre, bis sie von neuem in Not und Elend gerät und früh zugrunde geht. (368 S. RM 6.—.)

W. Keller



Frühstückspause auf dem Dachgarten

An den Arbeitsstätten der deutschen Frau

Rund 11½ Millionen Frauen sind in Deutschland berufstätig. In Stadt und Land, in Fabriken und Geschäftshäusern, in Werkstätten, Laboratorien und Krankenhäusern arbeiten sie als vollwertige und unentbehrliche Arbeitskräfte, nachdem es sich erwiesen hat, daß Frauen für bestimmte Berufe eine besondere Eignung besitzen. Mitten an die Arbeitsstätten der Frau führt der Bildband „Tagewerk und Feierabend der schaffenden deutschen Frau" (herausgegeben im Auftrag der Reichsfrauenführerin, bearbeitet im Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront. Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin. 100 Aufn. RM 3.—). Mit Staunen erfährt der Leser, wo überall Frauen tätig sind. Das Buch zeigt aber auch Freizeit, Wochenende und Urlaub der schaffenden deutschen Frau. Die Bildproben auf dieser Seite, die wir mit Erlaubnis des Verlags dem Werk entnehmen, geben einen Eindruck von dessen Vielfalt und Reichhaltigkeit.

W. Widmann



Bildnis Franz' I. von Tizian — Aus Hackett, „Franz I."

Francis Hackett

Franz der Erste

Von Hans Härlin

Der Verfasser dieser ebenso gründlichen wie genial angelegten Arbeit über Franz I. von Frankreich ist im Jahre 1883 in Kilkenny in Irland als Sohn eines Arztes geboren. Da der Vater einen erbitterten Zweifrontenkampf gegen England und gegen die irische Priesterschaft führte, war der Lebensweg seiner neun Kinder nicht mit Rosen bestreut. Mit achtzehn Jahren nahm Francis Hackett den Lebenskampf selbst auf. In Amerika, dem Irland jenseits des großen Wassers, schlug er sich in den verschiedensten Stellungen durch, bis er den Weg zur Presse fand und sich durch Aufsätze über die amerikanische Literatur und den irischen Freiheitskampf Ansehen erwarb. Der anglo-irische Vertrag von 1922 tat ihm die Heimat als Arbeitsfeld auf. Er entdeckte nun auch, daß er zum Geschichtsschreiber geboren war. Sein erstes aufsehenerregendes Werk befaßte sich mit Heinrich VIII. von England (siehe Weltstimmen Juni 1932). Für das vorliegende Buch über Franz I. hat Hackett drei Jahre lang in den Archiven von Paris, in den Schlössern von Versailles und an der Loire, an der baskischen Küste und in der Provence Werkstoff und Anregung gesammelt. Zur Zeit arbeitet er an einem Werk über Karl V.

Die drei von Hackett herausgearbeiteten Herrschergestalten haben der großen Zeitenwende in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt. Heinrich VIII. ist 1491 geboren, Franz I. 1494, Karl V. 1500. Sie waren sich reihum Freund und Feind, bis sich aus dem häufigen Wechsel der politischen Lage der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem deutschen Kaiser und dem Franzosenkönig als dauernde Tatsache ergab. Der Jüngste von den Dreien trug schon an der Schwelle des Mannesalters den sorgenvollen Kopf des weitvorschauenden Politikers auf den Schultern, während sich seine beiden älteren gekrönten Amtsbrüder noch mit den Phantasiegebilden ihrer Eitelkeit und den

heftigen Begierden ihrer gewaltigen Leiber herumschlugen.

Franz I. ist keineswegs als Anwärter auf den französischen Thron geboren. Sein Vater Karl von Angoulême entstammte einer wenig begüterten Seitenlinie der Orléans, die in der kleinen Stadt Cognac ihr bescheidenes Höfchen hielt. Der unerbittliche Wunsch Ludwigs XI. zwang Karl, die völlig unbemittelte, aber politisch hochwichtige Luise von Savoyen zu heiraten, die ihm zwei Kinder, Margarete und Franz, gebar. Margarete war zwei Jahre älter als ihr Bruder und zeigte schon von Kind an den lichten Verstand und die freundliche Gemütsart, die sie später zu einer der berühmten Frauen des sechzehnten Jahrhunderts machen sollten. Es war ein ziemlich verworrenes Familienleben im Schlosse zu Cognac; denn außer den rechtmäßigen Kindern und ihrer Mutter hausten dort noch drei wilde Sprossen aus verschiedenen Verbindungen des lebenslustigen Karl, alle unter der freundlichen Obhut seiner Geliebten Johanna von Polignac. Obgleich man damals an solche Unregelmäßigkeiten der Bevorrechteten sehr gewöhnt war, wurde das familiäre Mehreck doch viel beredet und belächelt. Mit dem königlichen Hof Karls VIII. in Amboise war wenig Verbindung; dort herrschte die Schwester des Königs, Anna von Frankreich, die den politischen Verstand ihres Vaters, Ludwigs XI., geerbt hatte.

Plötzlich war es aus mit dem lustigen Leben in Cognac. Karl von Angoulême holte sich auf der winterlichen Reise zur Beerdigung des Dauphins eine Lungenentzündung und starb mit 36 Jahren. Von nun an war Franz die Hoffnung und der Lebensinhalt seiner Mutter und Schwester. Die erst zwanzigjährige Witwe war nicht ungewöhnlich begabt, aber sie hatte einen ungewöhnlich starken Willen. Sie behütete die Jugend ihres blühenden Knaben mit unablässiger Wachsamkeit. Nach dem frühen Tod Karls VIII. bestieg Ludwig XII. den Thron. Er war erst 36 Jahre alt, aber schon krank und verbraucht, dazu ein scharfer Zecher und ohne männlichen Nachwuchs. Franz war nun der nächste am Thron.

Mit 14 Jahren wurde er an den königlichen Hof befohlen, der sich damals gerade in Chinon aufhielt. Dort und auf anderen Schlössern erhielt er seine Erziehung zum ritterlichen König. Der große, langbeinige Junge wurde bald ein vortrefflicher Reiter, der auf der Parforce-Jagd wie in jeder Waffenübung seinen Mann stellte. Franz und seine Kameraden aus dem Hochadel waren eine wilde, lebensgierige Bande. Waffenruhm und Frauenliebe waren die Leitsterne im Leben dieser Herrensöhne. Bei seiner ersten Liebe machte Franz eine Erfahrung, die sich später kaum mehr wiederholen sollte. Diese Franziska, ein feines Bürgerkind aus Blois, gab seiner stürmischen Werbung nicht nach. Sie sagte ihm klug und klar: „Wollt Ihr Frauen zur Zerstreuung, so gibt es weit Hübschere in der Stadt, die Euch nicht so lange bitten lassen. Ich liebe Euch mehr als mein Leben, aber ich will nicht, daß dies Euer Gewissen beschwere oder meins." Er trug ihr die Abweisung nicht nach und tröstete sich bald anderwärts. Einer jahrelang harrenden, verbohrten Leidenschaft, wie sie Heinrich VIII. für Anna Boleyn empfand, wäre Franz nicht fähig gewesen. Aus diesem Grunde spielten auch seine vielen Liebschaften kaum eine politische Rolle. Seine Mutter und seine Schwester dagegen waren die sichersten Stützen seines staatsmännischen Willens.

König Ludwig hatte den Thronanwärter Franz schon mit zwölf Jahren seiner siebenjährigen Tochter Claudia angetraut. Diese fürstlichen Verlöbnisse und Kinderehen waren viel mehr Staatsverträge als persönliche Bindungen. Wenn sich die politische Lage änderte und der wirkliche Vollzug der Ehe später untunlich erschien, war immer ein päpstlicher Dispens zu erhandeln. Der Haß der Habsburger gegen das französische Königshaus wurde jedoch wesentlich dadurch geschürt, daß dieses dreimal hintereinander derartige Verlöbnisse schnöde brach. Der spätere Karl V. war mit derselben Claudia verlobt gewesen, sein regierender Großvater, der Kaiser Maximilian, kam in eine maßlose Wut, als er von dem kränkenden Treubruch erfuhr.

Zur gegebenen Zeit wurde die Ehe zwischen Franz und Claudia wirklich vollzogen.

„Er sah sie als das, was sie war, ein hinkendes Mädchen mit einem leicht schielenden linken Auge, weiß von Gesicht und ungewöhnlich dick. So wenig reizvoll wie ein Stück altbackenes Brot. — Der Alkoven, der Claudia erwartete, sollte sie zur Königin machen. Sie sollte Franz Kinder schenken, den Hof leiten, Europa bewirten, eine Krone tragen."

Für den lebenshungrigen Kronprinzen besaß diese reizlose Frau einen wesentlichen Vorzug, sie war von Mutterseite her Herzogin von Bretagne und ungeheuer reich. Endlich konnte der Sohn des armen Grafen von Angoulême im Gelde wühlen, sich teure Pferde und Hunde, Schmuck und schöne Kleider kaufen und die Spießgesellen seiner Vergnügungen beschenken. Die heißblütige und etwas hysterische Schwester Margarete liebte seinen Freund Bonnivet und heiratete den Herzog von Alençon. Es gab eine frostige Ehe.

Kurz vor seinem Tod hatte der kranke König Ludwig noch die schöne Maria Tudor, die Schwester Heinrichs VIII. geheiratet, und Franz hatte sich prompt in sie verliebt. Auch ihr gefiel der große, blendende Junge, und so bestand für ihn die Gefahr, sich durch zu viel Glück in der Liebe selbst zu entthronen. Aber Marias treuer Freund, der Herzog von Suffolk, kam noch zur rechten Zeit zu einem großen Turnier an den französischen Hof, und Franz schnitt nicht gut gegen ihn ab. Der Tod Ludwigs XII. am 1. Januar 1515 machte diesen Verwicklungen ein Ende. Franz wurde König, und die schöne Königin-Witwe kam der Sitte gemäß sechs Wochen lang als „reine blanche" in strenge Klausur, damit die Erbansprüche eines etwa vom früheren König empfangenen Kindes geklärt werden konnten. Es war nichts zu befürchten, Franz war somit unbestrittener König. Er bot ihr die Verstoßung Claudias und seine Hand an, aber sie bat ihn, „nie mehr von dieser Sache zu reden" und gestand ihm ihre unwandelbare Liebe zu Suffolk, den sie bald darauf heiratete. Daß sie sich den berühmten Krondiamanten „Spiegel von Neapel" widerrechtlich aneignete und damit den wegen ihrer nicht recht standesgemäßen Heirat aufgebrachten königlichen Bruder besänftigte, wirkte erkältend auf die Gefühle des französischen Königs, der damals noch ein echter Kavalier war. Er fand das „schmutzig".

Ein halbes Jahr später zog er gewaltig zu Felde, um Maximilian Sforza das Herzogtum Mailand abzunehmen, auf das schon Ludwig XII. Erbansprüche erhoben hatte. Die 40 000 Söldner, die Franz in Lyon sammelte und dann durch die Dauphiné und auf Gemsenpfaden über die Alpen in die Ebene von Piemont führte, waren eine glänzende Armee. Die größte Einheit waren 22 000 Landsknechte, die geschworenen Feinde der Schweizer, die im Solde Sforzas standen. Die französische Artillerie unter Galliot von Genouillac war ganz vorzüglich, wie die Gegner bald zu ihrem Leidwesen erfahren sollten. Aber man schlug damals keine Schlacht, wenn es irgend zu vermeiden war, und so bot Franz den Schweizern zunächst eine runde Summe für die Räumung Mailands. Die unteren Kantone waren für die Einigung, die oberen dagegen. Ihr Führer, der Kardinal Mathias Schinner, entflammte alle durch eine gewaltige Rede. Die Schweizer zogen in die Schlacht. Franz wartete noch auf den Erfolg der 150 000 Kronen, mit denen er Lautrec zur Verhandlung nach Gallarate geschickt hatte, und war sehr überrascht, als ihm das Heranziehen des Feindes gemeldet wurde. Nun glühte er von kriegerischem Eifer. Er galoppierte zur Vorhut, die sich unter Karl von Bourbon und La Palice bei Marignano in Schlachtordnung aufstellte.

Zuerst drangen die Schweizer vor, der Stachelwall ihrer fest ineinandergreifenden, langen Lanzen drückte die französische Stellung ein, aber ein Reiterangriff unter des Königs persönlicher Führung schaffte wieder Luft, und Bourbon drang von der anderen Seite vor. Die Schlacht wogte unentschieden hin und her; von nachmittags drei Uhr bis abends elf Uhr zählte Franz dreißig Angriffe, dann trat ein Waffenstillstand beiderseitiger Übermüdung ein. Die Schlachthaufen lagerten auf dem Felde zwischen Toten und Sterbenden, keiner wußte, ob er Sieger oder Besiegter war. Der französische König war am Rande seiner Kräfte, zwei starke Hiebe hatten ihn betäubt, viele Schläge und Stöße hatte sein trefflicher Harnisch abgewehrt.

Während der Nacht fanden sich die Waffengenossen zusammen, und im Morgengrauen erneuerten die Schweizer den Angriff. Aber nun sprach die weit überlegene französische Artillerie ein Machtwort. Reihenweise wurden die kühn Anstürmenden niedergemäht. Die französischen Schlachtreihen rückten vor und drängten die gelichteten Scharen der Feinde Schritt um Schritt gegen Mailand zurück. An ihrer trotzigen Abwehr prallte die Verfolgung ab. Am Nachmittag wurden 16 000 Tote in große Gruben ge-

schaufelt, doppelt so viele Schweizer als Franzosen.

König Franz wurde vom Taumel des Sieges erfaßt. Achtundzwanzig Stunden war er nicht aus Helm und Harnisch gekommen. Er hatte das schöne Gefühl, als Heerführer und „preux chevalier“ gefochten zu haben. Beim Ritt über das leere Schlachtfeld trat er seinen Freund Bayard und ließ sich von diesem Muster aller Rittertugenden feierlich zum Ritter schlagen. Die Erinnerung an diesen Sieg von Marignano besonnte sein ganzes späteres Leben.

Italien lag dem Sieger zu Füßen, er genoß es mit den durstigen Sinnen des feurigen Jünglings und begeisterten Kunstfreundes. Damals schon keimte in ihm der Wunsch, solche Kunstwerke wie die Kartause von Pavia in Frankreich erstehen zu lassen. Er berief den alternden Leonardo da Vinci an seinen Hof und war ihm ein gnädiger Herr. Die Fortführung des militärischen Abenteuers überließ er bald seinen Generälen. In Bologna traf er den Papst Leo X. und machte mit ihm ein Konkordat, bei dem der Sieger von Marignano nicht schlecht abschnitt; dann kehrte er nach Frankreich zurück.

In der hohen Politik beherrschte ihn bald der Gedanke, wer deutscher Kaiser werden würde, wenn Maximilian die Augen schloß. Er verschwendete große Summen für Bestechungen und bedachte nicht, daß die Wahl eines französischen Königs zum deutschen Kaiser eine Unmöglichkeit war, ganz besonders in jener Zeit, da Luther und Hutten mit ihrem „Los von Rom“ dem deutschen Gedanken breite Bahn schufen. Als dann Karl V. am 28. Juni 1519 einstimmig zum Kaiser gewählt wurde, war Franz wütend auf die deutschen Kurfürsten, die sein Geld genommen und seinen Feind auf den Thron gesetzt hatten. Die Geldklemme, in der sich der verschwenderische König sein Leben lang befinden sollte, machte ihn übellaunig, und das große ritterliche „Fest des Goldbrokats“, das er mit Heinrich VIII. bei Calais aufführte, trug ihm keine greifbaren Früchte. Einem mit allen Wassern gewaschenen Politiker wie dem englischen Kanzler Wolsey waren Franz und seine Ratgeber nicht gewachsen.

In der großen religiösen Zeitfrage, die nun auch nach Frankreich übergriff und in der seine Schwester Margarete deutlich der protestantischen Seite zuneigte, dachte Franz tolerant, soweit es die Religion betraf; dagegen kämpfte er mit nie wankender Entschlossenheit für sein absolutes Königtum, mit dem die Hugenotten bald in Konflikt kamen. Die innere Politik Frankreichs wurde dann durch den Streit um das Erbe der im Jahre 1522 gestorbenen Susanne Bourbon, der Frau des Connétable Karl von Bourbon, getrübt. Franz und seine habsüchtige Mutter erhoben höchst anfechtbare Erbansprüche auf das reiche Bourbonnais; der Prozeß schleppte sich vor dem Parlament hin und entfremdete dem König den ersten Mann im Staat, seinen besten Heerführer. Endlich kam es zum Bruch, Karl von Bourbon floh zum Kaiser und kämpfte nun auf dessen Seite für sein Erbrecht und gegen Frankreich.

Der Krieg gegen den Kaiser, der seit 1521 an den Pyrenäen, in Flandern und in der Lombardei wütete, hatte durch Lautrecs Niederlage bei Bicocca für Frankreich eine üble Wendung genommen. Durch verzweifelte Geldgeschäfte und allerlei Erpressungen gelang es Franz, wieder ein Heer für den Krieg in der Lombardei zusammenzubringen. Im Spätjahr 1524 drängte er die Kaiserlichen in die feste Stadt Pavia hinein, die er umsonst im Sturm zu nehmen versuchte. Ein kaiserliches Heer unter Lannoy, Pescara und Frundsberg rückte zum Entsatz heran. Am 24. Februar kam es zur Schlacht. Durch einen unbedachten Reiterangriff behinderte Franz seine vorher erfolgreiche Artillerie. Sein Angriff zerschellte im Feuer der spanischen Arkebusiere. Die 12 000 Landsknechte unter Frundsberg nahmen die Franzosen und die Schweizer in die Zange, die nächste Umgebung des Königs wurde zusammengehauen und dieser selbst nach tapferer Gegenwehr gefangen.

Der Brief, den er gleich nach der Schlacht aus der Festung Pizzighettone an seine Mutter schrieb, beginnt mit den Worten: „Madame, um Euch den Grad meines Unglücks wissen zu lassen: mir bleibt nichts als meine Ehre und mein Leben, das gesichert ist.“

Die Schlacht bei Pavia bedeutet einen scharfen Einschnitt in der Laufbahn dieses vordem vom Glück verhätschelten Fürsten. Die Gefangenschaft in Spanien, die etwa ein Jahr dauerte und während welcher ihn ein Abszeß an die Schwelle des Todes brachte, stimmte

Franz I. tief herunter, und der schmähliche Bruch seines Ritterwortes, mit dem er endlich die Freiheit erkauft, dürfte in seinem Gemüt doch eine Spur hinterlassen haben. Sein Feind Karl von Bourbon fiel im Jahr 1527 beim Sturm auf Rom, das dann von den Spaniern und Landsknechten sechs Monate lang ausgeplündert wurde. Aber in diesem endlosen Krieg um Italien siegten weder der Kaiser noch die Franzosen, sondern die Pest. Das kaiserliche Heer ging in Rom, ein französisches vor Neapel zugrunde. Frankreich verlor dadurch seine Besitzungen in Italien für immer. Da Franz I. und Karl V. persönlich zu schwer verfeindet waren, um miteinander verhandeln zu können, nahmen des Kaisers Tante Margarete von Österreich und die Königin-Mutter Luise die hohe Politik in die Hand. Im August 1529 schlossen sie den sehr vernünftigen „Damenfrieden von Cambrai".



Anne de Heilly de Pisseleu, die Geliebte des Königs
Aus Hackett, „Franz I."

Im Jahre 1531 starb Luise, und mit ihr starb ein Gutteil des politischen Willens ihres Sohnes. Schöne Bauten, Bilder und Frauen wurden sein Lebensinhalt. Daß um ihn ein neues Europa erwachte, dessen geistige Herren Luther, Erasmus und Calvin, Loyola und Machiavelli und Rabelais hießen, dürfte er kaum gemerkt haben. Als ihm die wütende Streitschrift eines hugenottischen Eiferers an seine königliche Kammertüre geklebt wurde, brach seine Wut gegen diese Majestätsbeleidiger los. Calvin floh aus Frankreich, von seinen Anhängern, die nicht fliehen konnten, wurden viele gefoltert und verbrannt. Des Königs Schwester Margarete, die nach Alençons Tod den König von Navarra geheiratet hatte, bot manchem Verfolgten ein Asyl. Ihr großer Enkel Heinrich IV. erbte ihren Geist, ihre Grazie und ihre milde Gesinnung.

Im persönlichen Leben des Königs spielte in den beiden letzten Jahrzehnten seine gebildete, taktvolle und höchst reizende Geliebte Anne de Heilly die größte Rolle. Mit seinen Kindern hatte er viel Unglück, fünf von ihnen starben vor ihm, der blühende Dauphin ganz plötzlich an einem kühlen Trunk nach hitzigem Ballspiel. Man dachte an Gift. Sein Hofmeister Montecuculli wurde gefoltert und gevierteilt. Den jüngeren Sohn, der nun an den Thron heranrückte, liebte der König nicht. Um diesen Dauphin Heinrich, seine Gemahlin Katharina aus dem Hause Medici und seine Geliebte Diane de Poitiers bildete sich nun die übliche Kronprinzenpartei. In seiner äußeren Politik hatte der vorzeitig alternde König wenig Glück. Das Endergebnis all der Kriege und Friedensschlüsse mit Karl V. war negativ.

Seine letzten Jahre waren durch einen rätselhaften chronischen Abszeß „à bas de ventre" getrübt, ohne daß diese Krankheit eine bessernde Wirkung auf die Moral des von ihr Geplagten gehabt hätte. Ruhelos fuhr er mit seinem Hofstaat von Tausenden von einem Schloß zum andern. Die Nachricht vom Tode seines alten Freundes Heinrichs VIII. von England im Januar 1547 nahm er als böses Ohmen auf. Ein Vierteljahr später lag er selbst auf dem Totenbett. Als es zu Ende ging, rief der mächtige Günstling Herzog Franz von Guise denen, die im Vorzimmer warteten, zu: „Le vieux galant s'en va!" Es war eine witzige Zeit.

Auf dem
Wege zur Bartholomäusnacht

Francis Watson: Katharina von Medici

Von Karl Blanck

Im Frühjahr 1518 wird auf Schloß Amboise, der Lieblingsresidenz des jungen Franz I., mit allem Glanz und Prunk jener Zeit die Hochzeit zwischen Lorenzo Medici, dem entarteten Enkel des Lorenzo il Magnifico und der Prinzessin Madeleine aus dem Hause Bourbon gefeiert. Aber es liegt kein Glück über dieser fürstlichen Ehe, und die kleine Katharina, die ein Jahr später, am 13. April 1519, in Florenz geboren wird, wächst als Doppelwaise im verödeten Palast der Medici heran. Eine freudlose Kindheit. Von Gefahren umlauert, als Spielball der Parteien um die Macht in Florenz und schließlich als Opfer der Hauspolitik des Mediceerpapstes Clemens VII., wird die Vierzehnjährige im Herbst 1533 mit dem jugendlichen Herzog Heinrich von Orleans, dem zweiten Sohn Franz I., vermählt, über dessen Herz damals schon die 15 Jahre ältere Diana von Poitiers gebietet. Wieder gibt es ein glänzendes Hochzeitsfest:

Der Trauung folgte das Festmahl und dann ein Ball. Es war alles ganz ähnlich wie fünfzehn Jahre früher in Amboise. Unter den Klängen der Fanfaren wurden die Speisen in seidenen Zelten aufgetragen; kostbare Wandbehänge mit ihren unwirklichen Vorstellungen heidnischer Feste und Allegorien füllten jeden Raum. Trinksprüche und Lieder wechselten mit witzigen, pedantischen und unzüchtigen Reden; es gab juwelengeschmückte Dolche, parfümierte Bärte und federgeschmückte Hüte. Silberne Konfektdosen wurden mit zeremonieller Höflichkeit herumgereicht, damit auch der Atem lieblich sei. Der üppige Reichtum geistlicher Gewänder und die einladenden Formen weiblicher Körperschönheit unter den leuchtenden Gewändern aus Samt und Atlas beherrschten das ganze Bild wie das üppige Schauspiel einer glänzenden und lebensfrohen Epoche, die doch schon ihrem Untergang entgegentrieb.



Katharina als Braut

Hoffnungsloser Verzicht — das scheint das vorbestimmte Schicksal der ungeliebten jungen Frau. Aber sie ist eine Medici, ehrgeizig und verschlagen, und es dauert nicht lange, bis sie sich im Wirrwar der höfischen Intrigen zurechtfindet. Sie weiß sich die Gunst ihres königlichen Schwiegervaters zu sichern, der an der jugendlichen Anmut und geistigen Gewandtheit seines „Töchterchens“ mehr Gefallen findet als der eigene Gatte. Als der Dauphin 3 Jahre später plötzlich stirbt, da hat es die künftige Königin von Frankreich eigentlich doch nur ihrer Rivalin Diana zu danken, wenn sie ihre Stellung am Hofe behaupten kann. Schon droht der Kinderlosen die Scheidung — da mahnt die Geliebte selbst den Thronfolger an seine Pflichten gegenüber der vernachlässigten Gattin. Doch schon drei Tage nach der Geburt des künftigen Thronfolgers eilt Heinrich nach Schloß Anet zurück, das er für sich und Diana als Liebesnest erbaut hat.

Als dann Franz I. stirbt, ist Katharina bereits die Mutter von künftigen Königen und fest gewillt, von ihrer Macht auch vollen Gebrauch zu machen. Schon wirft der begin-

nende Bürgerkrieg um des religiösen Bekenntnisses willen seine Schatten über Frankreich. Die Anhänger des neuen Glaubens, die Hugenotten, heben mächtig ihr Haupt unter der Führung des Prinzen Condé und des Admirals Coligny; auch der König Anton von Navarra zählt zu ihren Führern. Der neue König Heinrich aber ist gezwungen, mit aller Strenge gegen die Anhänger des neuen Glaubens vorzugehen, wenn er sich nicht selbst dem Verdacht der Ketzerei aussetzen will. Noch immer hält sich Katharina zurück. Sie hat warten, die strenge Tugend der Geduld üben gelernt: die Zeit muß ihr helfen. Noch immer regiert Diana in ewiger Jugend über das Herz des Königs, der ihr auf Lebenszeit verfallen bleibt und aus der Ehe mit der ungeliebten Mediceerin, aus Kampf und Bürgerkrieg stets von neuem in das sanfte und zärtliche Idyll von Anet flüchtet, wo die Liebe auf ihn wartet, von wo aus ihm leidenschaftliche Verse nachklingen, wenn er wieder ins Feldlager zurückkehren muß:

Fahr wohl, du meines Herzens ew'ge Freude,
Mein Herr und Ritter, trautester Genoß.
Fahr wohl, du edlen Blutes reinster Sproß!

Fahrt wohl, ihr wahrhaft königlichen Feste,
Da ich bewirtet ward aufs allerbeste
Mit allen Speisen, die der Liebe munden!

Fahrt wohl, ihr wunderbaren Stunden,
Da unsre Lippen innig sich verbunden
In holdem Kuß, voll reinster Zärtlichkeit. —

Fahr wohl, vertrautes Spiel und süßer Liebesstreit,
In dem ich nimmer mochte weichen —
Fahrt wohl, fahrt wohl, ihr Wonnen ohnegleichen!

Schon im Knabenalter wird der Dauphin, Katharinas ältester Sohn, mit der jugendlichen Maria Stuart vermählt, dem schönen und glücklichen Kinde aus dem schottischen Bergland, dessen künftiges Schicksal noch keiner ahnt. Sie bezaubert nicht nur den jugendlichen Gatten, sondern alle Zeitgenossen, die ihr nähertreten. Schon wächst auf diese Art der Mediceerin eine neue und scheinbar glücklichere Rivalin im Kampf um die Macht heran. Noch immer trägt der König die schwarz-weißen Farben Dianas, als er im Turnier durch einen unglücklichen Lanzenstich tödlich verwundet wird.

Am 10. Juli 1559 ist Katharina Witwe und Königin-Mutter. Der junge König ist 19 Jahre alt, die junge Königin steht den Guises nahe, den Anführern der katholischen Partei und den geschworenen Feinden Katharinas, die es im Kräftespiel der feindlichen Parteien als echte Tochter des Hauses Medici gewiß nicht aus Neigung, sondern nur aus Staatsklugheit bisher mit den Hugenottenführern gehalten hat.

Der erste Strahl ihrer Rache trifft Diana, mit der sie bisher immer noch ein leidliches Einvernehmen vorgetäuscht hat. Den unglücklichen Turniergegener, der ohne eigenes Verschulden des Königs Tod verursacht hat, läßt sie zunächst noch laufen, um ihn 15 Jahre später als Kriegsgefangenen zum Tod zu verurteilen und in ihrer Gegenwart köpfen und vierteilen zu lassen: „Sie hatte gelernt, den Tag ihrer Rache abzuwarten."



Heinrich VIII.



Diana von Poitiers

Der 16jährige Franz II. ist dem Gesetz nach volljährig; doch in den königlichen Erlassen und Staatsurkunden heißt es regelmäßig: „Also hat Meine Frau Mutter gnädigst geruht, deren Meinung Ich allerwegs teile." Aber die Familie der Guise steht hinter der jungen Maria, die ihnen durch ihre Mutter blutsverwandt ist, und es bleibt Katharina nichts anderes übrig, als sich mit den gehaßten Gegnern zu verbinden, deren maßloser Übermut das Land immer stärker bedrückt und entzweit. Vielleicht wartet die Mediceerin nur darauf, daß sie sich auf diese Weise selbst den Hals brechen werden:

Das gibt auch ihrer Haltung gegenüber den Hugenotten, die sich gegen die unerträgliche Bedrückung, gegen den fortgesetzten Bruch von feierlichen Versprechungen und Verträgen mit den Waffen in der Hand zur Wehr setzen, das doppelte Gesicht: Sie fördert das Vernichtungswerk der Guises, aber sie verhandelt zugleich mit Coligny über die Gleichberechtigung des protestantischen und katholischen Glaubens und versteht sich auch zeitweise zu einigen Milderungen. Sie freundet sich mit dem König von Navarra an, während die Guises das Todesurteil über seinen Bruder, den tapfern jungen Condé, vorbereiten, dessen Ausführung nur der Tod des früh erschöpften jungen Königs im Dezember 1560 verhindert. Die Hugenotten sehen sich jetzt noch einmal gerettet, und auch Katharina selbst empfindet den Tod ihres ältesten Sohnes als einen Glücksfall, weil er sich nicht mehr von ihr lenken lassen wollte. Sein Bruder, der jetzt als Karl IX. auf den Thron kommt, ist noch viel zu jung und von ihr abhängig, als daß sie von ihm ernsthaften Widerstand befürchten müßte. Aber die Verwirrung ist schon nicht mehr zu überblicken oder gar noch zu bändigen:

Katharina war in einer schwierigen Lage. Die fremden Mächte behielten sie argwöhnisch im Auge, und sie war von spanischen Spionen umgeben, die ihr an List und Schlauheit gewachsen waren. Elisabeth von England wartete nur auf eine Gelegenheit, um die Hand auf Calais zu legen, der Papst auf ein entschiedenes Bekenntnis über die zukünftige Politik in religiösen Fragen, um seine Haltung danach einzurichten. Im Lande selbst wurde sie von ihren Untertanen gehaßt oder mindestens mit Mißtrauen beobachtet. Auf Vorschlag ihres protestantischen Kanzlers l'Hôspital, dessen Ansprachen Muster von Toleranz und vornehmer Zurückhaltung waren, versuchte sie die Franzosen zu überzeugen, daß sie beabsichtigte, unparteiisch zu regieren. Amnestieerlasse und der Zusammentritt der Stände wurden in Aussicht gestellt, um sie aus ihrem abwartenden Mißtrauen herauszulocken. Doch die Hauptstadt blieb, obwohl sie einen protestantischen Gouverneur hatte, starr katholisch, und nicht nur katholisch, sondern kampflustig dazu, wie Paris es immer gewesen ist. Die Stadt, die später die Fronde, die Große Revolution und die Barrikaden sehen sollte, diese Metropole der Straßenkämpfe ließ sich nicht mit freundlichen Worten beruhigen. Beschimpfungen und Schläge wurden in den Straßen von hochgeborenen Anhängern der feindlichen Parteien ausgetauscht, hugenottische Leichenbegängnisse wurden vom erregten Pöbel angefallen, und bei jeder neuen Gewalttat schrien die Hugenotten zu dem Gott der Schlachten um Rache an ihren Feinden. In den Provinzen, der Normandie und der Touraine, in Anjou und im Poitou, wo die Reformierten in der Mehrzahl waren, hatten wieder die Katholiken Gewalttätigkeiten zu erdulden. Nur eine entschlossene

Persönlichkeit auf dem Throne hätte das Land vor dem Bruderkrieg retten können, wenn sie entschieden Partei ergriffen hätte und für die erwählte Sache mit aller Macht ihrer Autorität eingetreten wäre. Katharina, l'Hôspital und Coligny versuchten den milderen Weg zu wählen, aber sie eröffneten damit nur das Tor der Vernichtung.

Der König von Navarra und Condé werden durch weibliche Verführungskünste umgarnt, ihr häusliches Glück wird untergraben, um sie auf diese Weise gefügig zu machen, und Katharina selbst leiht ihre Hand zu dem abscheulichen Spiel. Als sie dann jedoch die Guises wieder einmal heimlich belauscht und dabei erfährt, daß sie selbst gewaltsam aus dem Wege geräumt werden soll, da wendet sie sich von neuem an Condé mit der Bitte um Beistand. Sobald aber der Religionskrieg in voller Schärfe entbrennt, versucht sie immer wieder zu vermitteln und treibt dabei mit beiden Parteien das gleiche falsche Spiel. Einmal verrät sie den Hugenotten einen geplanten Überfall, ein andermal den Katholiken einen leicht einzunehmenden Stützpunkt der Gegenpartei. Der wetterwendische Anton von Navarra wird bei der Belagerung des protestantischen Rouen verwundet und stirbt. Sie aber verhandelt weiter mit Condé, der bereits Paris bedroht; in Wirklichkeit will sie ihn nur hinhalten, bis die spanischen Hilfstruppen für die katholische Partei eingetroffen sind. In der Entscheidungsschlacht wird Condé gefangen, der Herzog von Guise kehrt nach Paris als Sieger zurück, und Katharina bemüht sich schon deshalb um einen Friedensschluß, weil sie keine der beiden Parteien zu stark wissen möchte.

Wieder entflammt der Bürgerkrieg. Bei der Belagerung von Orleans wird Herzog Franz von Guise durch einen hugenottischen Spion ermordet. Katharinas Haltung bleibt zweideutig. Wahrscheinlich war sie froh, einen so gefährlichen Gegner und zwangsläufigen Bundesgenossen los zu sein. Der Glaubenskrieg aber wird jetzt zu einer Art Blutrache. Coligny wird der Anstiftung zu der Tat beschuldigt; trotz seiner persönlichen Unschuld erscheint nun auch sein Schicksal besiegelt. Die Schüsse von Orleans sind das erste Signal zur Bartholomäusnacht. Schon betritt auch der schwarze Ritter jenes Zeitalters die Szene, die düstere Gestalt des Herzogs Alba, der im Auftrage König Philipps von Spanien die Königin-Mutter von Frankreich an ihre Pflichten gegen die alleinseligmachende Kirche erinnert und die Ausrottung der Ketzerei in dem Nachbarlande fordert — das heißt vor allem das Haupt der Ketzerei — Coligny.



Katharina als Witwe

Vergebens versuchen die Hugenotten durch einen mißglückten Handstreich, den jungen König in ihre Gewalt zu bekommen. Condé wird bei seiner Gefangennahme auf dem Schlachtfelde erschossen — wieder einer weniger im Spiel um die Macht. Dafür wächst schon eine neue Generation nach, der junge Heinrich von Navarra und Condés Sohn; und Coligny schlägt jetzt ebenfalls unerbittlich zu, wie ein Verzweifelter, der sein Leben möglichst teuer verkaufen will.

Noch einmal scheint eine bessere Wendung in Aussicht, durch den Frieden von St. Germain. Aber es ist wieder nur ein Waffenstillstand, ein Atemholen und Kräftesammeln vor der blutigen Entscheidung, eine unechte Versöhnung. Wohl bewundert der nervenschwache König Karl den großen Soldaten Coligny. Katharina aber weicht aus, als der alte Held sie in seiner geraden Art fragt, ob sie für seine persönliche Sicherheit einstehen könne:

„Ihr wißt gut genug, daß Ihr uns nicht mehr trauen dürft als wir Euch. Habt Ihr nicht meinen

Sohn, den König, beleidigt und die Waffen gegen ihn erhoben? Schön, wir werden darüber hinwegsehen, und ich verspreche Euch, daß, wenn Ihr ihm fortan als getreuer und guter Untertan dient, ich Euch mit jeder Art von Gunst erkenntlich sein werde."

Inzwischen nützt Coligny seinen Einfluß auf den schwachen König zum Besten Frankreichs für eine wahrhaft nationale Politik des geeinten Landes gegen die Nachbarn, für den Kolonialgedanken und für die allgemeine Bekenntnisfreiheit.

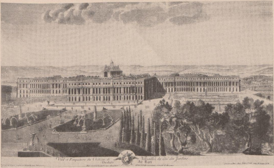
Katharina jedoch geht unbeirrt ihren Weg weiter: sie lockt Johanna von Navarra, die standfeste Witwe Antons, herbei, um den jungen Heinrich von Navarra mit ihrer Tochter Margarete zusammenzubringen und auf diese Weise die beiden Königshäuser zu vereinigen — ein kluger und weitschauender Plan. Kaum aber ist der Ehevertrag unterzeichnet, da stirbt Johanna ganz plötzlich — wahrscheinlich wurde sie vergiftet.

Das ist sozusagen der letzte Satz in dem ausgedehnten Vorspiel zur Bartholomäusnacht, zu den Ereignissen der Pariser Bluthochzeit zwischen Johannas Sohn, dem späteren Heinrich IV. und Katharinas Tochter. Immer und überall ist Katharina die treibende Kraft. Am Tage nach Beendigung der Feierlichkeiten wird der Admiral Coligny durch einen Meuchelmörder, der unentdeckt bleibt, verwundet; er findet aber doch Gelegenheit, von seinem Krankenlager aus den König vor Katharinas dunklen Plänen gegen die Hugenotten zu warnen. Als das Katharina erfährt, da weiß sie: es ist höchste Zeit, den entscheidenden Schlag zu führen; sie nützt ihren ganzen Einfluß auf den nervenschwachen König aus, um Coligny vor ihm als Verräter hinzustellen, und treibt ihn vom hysterischen Niederbruch bis zum entfesselten Blutrausch.

Am nächsten Morgen, dem Bartholomäustag des Jahres 1574, beginnt die Niedermetzelung der Hugenotten, die als Hochzeitsgäste in Paris versammelt sind. Der Admiral wird auf seinem Lager ermordet, seine Leiche aus dem Fenster dem jungen Herzog Heinrich von Guise vor die Füße geworfen, der dem toten Gegner noch einen Fußtritt versetzt. Dann wird der Körper zerstückelt, in die Seine geworfen und wieder aufgefischt, bis schließlich die Überreste am Galgen aufgehängt werden. So endet das Leben des hochverdienten Mannes, der über allem Streit der Parteien sein Land stets wirklich geliebt hat. Mehrere tausend Hugenotten, Männer, Frauen und Kinder werden in ihren Wohnungen oder auf der Straße, am Tisch oder im Bett barbarisch abgeschlachtet, auf der Flucht von den Dächern herabgeschossen, vor den entweihten Altären der Kirchen erschlagen. Heinrich von Navarra und Condé werden eingeschüchtert und bedroht, aber sie selbst bleiben verschont; ihr Gefolge wird niedergemetzelt. Am Abend hält Katharina mit ihren Damen im Louvre unter zynischen Späßen eine fröhliche Totenschau, als handle es sich um erlegtes Wild, das zur Strecke gebracht ist.

So geht ihr Leben und die Geschichte ihres Landes weiter: Zwietracht, Brudermord, Untreue und Verrat, weibliche Verführungskünste, weibliche Arglist, Rachsucht und Grausamkeit — ein Spiel und Widerspiel feindlicher Kräfte, das letzten Endes sinnlos und ergebnislos bleibt, ja alle natürliche und gedeihliche Entwicklung hemmt und zerstört. Nach Karl IX. frühem Tode wird der hochmütige Heinrich Guise, der eine Zeitlang der wahre König von Paris ist, im Vorzimmer des neuen Königs Heinrich III., Katharinas jüngsten Sohnes und zugleich des letzten Valois auf dem französischen Thron, von der Leibwache in Stücke gehauen. Neues Unheil droht, Katharina sieht die Folgen klar voraus; aber ihr eigenes Leben ist nun zu Ende, und es gibt für sie selbst nichts mehr zu bessern oder zu überbieten. Am 9. Januar 1589 stirbt sie, einsam und nur von wenigen Dienstboten umgeben. Vergänglich waren ihre Macht und ihr Triumph, und schon dämmert ein neuer Tag über Frankreich herauf, der über sie und ihr entartetes Geschlecht hinausführt und nach so vielen Leiden der Nation unter dem Zepter von Heinrich IV., dem Sohne der Johanna von Navarra, dem ersten Bourbon, eine bessere Zukunft verheißt.

Sämtliche Bilder aus Watson, »Katharina von Medici« mit Erlaubnis des Verlags Strecker & Schröder, Stuttgart



Versailles vom Park aus gesehen

Abgott und Verderber

Karl Bartz: Der Sonnenkönig

Von Otto Heuschele

Die Erinnerung an eine der glänzendsten, aber auch düstersten Gestalten der europäischen Geschichte verbinden wir mit dem Namen Ludwigs XIV. Glänzend, wenn wir damit die Blüte jener Kultur verbinden, deren Glanz von Versailles aus auf ganz Europa fiel und über ein Jahrhundert lang die europäische Kultur in Bann zu halten vermochte. Glänzend auch, wenn wir uns der Machtfülle erinnern, die Frankreich unter seiner Regierung durch ein halbes Jahrhundert über Europa gewann. Düster, wenn wir uns das namenlose Unheil ins Gedächtnis rufen, das dieser Fürst über deutsches Land und deutsche Menschen brachte. Noch heute sehen wir die Spuren seiner Einfälle in friedliches deutsches Land. Über die Jahrhunderte hin sprechen die Ruinen von Heidelberg zu uns; und die Schändung der Kaisergräber in Worms und Speyer wird unser Volk nie vergessen können. Verdunkelt aber wird dieses Herrschers Gestalt auch, wenn wir uns erinnern, wieviel Not und Elend, wieviel Jammer und Verzweiflung er über sein eigenes Volk brachte; wenn wir neben den Namen Versailles den Namen der Bastille stellen. Vieldeutig ist die Gestalt dieses Herrschers, vieldeutig auch sein Leben. Und welch ein Leben war ihm vom Schicksal zu leben bestimmt!

Als er geboren wurde — es war am 5. September 1638 — war sein Vater, Ludwig XIII., obgleich er erst 39 Jahre zählte, bereits ein alternder Mann. Seine Mutter war die Königin Anna, eine spanische Infantin und Schwester Philipps IV. In Frankreich regierte einer der mächtigsten und genialsten Staatsmänner aller Zeiten, der Kardinal Richelieu. Vier Jahre nach Ludwigs Geburt starb er; von seinem König Abschied nehmend, durfte er mit allem Recht die stolzen Worte sprechen:

„Sire, die Stunde meines letzten Abschiedes ist gekommen. Ich nehme Urlaub von Eurer Majestät. Ich habe den Trost, Ihr Königreich auf dem Gipfel des Ruhmes und des Ansehens, wie es ihn noch nie erreicht hat, zurückzulassen. Alle Ihre Feinde sind geschlagen und gedemütigt. Ernennen Sie den Kardi-

nal Mazarin zu meinem Nachfolger, denn niemand ist meiner Nachfolge würdiger."

Ludwig XIII. erfüllte den letzten Wunsch seines Staatsmannes. Allein Mazarin sollte ihm nicht mehr lange dienen, denn der König starb bald darauf am 14. Mai 1643. Mit allen Mitteln hatte er versucht, die Königin Anna von der Macht über Frankreich fernzuhalten. Sie sollte wohl der Form nach regieren, aber ein Regentschaftsrat sollte die wirkliche Herrschaft ausüben, so lautete des Königs Testament: Anna verstand es indessen, mit Mazarins Hilfe die Werkzeuge zu finden, denen es gelang, des Königs letzten Willen zu durchkreuzen. Sie wurde Regentin Frankreichs und übte mit Mazarin die Herrschergewalt aus. Den Kardinal liebte sie mehr als ihren Sohn, den sie, wenn nicht vernachlässigte, so doch zurücksetzte. Ludwigs Jugend war armselig und einsam; sie stand bald unter dem harten und schreckensvollen Eindruck revolutionärer Kriege und gewaltsamer Umstürze.

Wohl war am 24. Oktober 1648 durch den westfälischen Frieden der Dreißigjährige Krieg beendet worden; allein Spanien kämpfte noch um seine Macht. Der Krieg zwischen ihm und Frankreich ging weiter, und Frankreich war schon damals, durch Richelieus Staatskunst emporgerissen, eine starke Macht in Europa. Da brach im Innern ein Aufstand gegen das Königtum aus. Das unter härtestem Steuerdruck schwer leidende Volk, unzufriedene Fürsten und Adelige erhoben sich gemeinsam gegen die Krone; die Schrecken des Fronde-Krieges tobten. Der Coadjutor von Paris, Paul von Gondi, der spätere Kardinal von Retz, war der Führer der Fronde. In der Nacht vom 5. zum 6. Januar 1649 mußte die Königin mit dem Kronprinzen aus Paris fliehen. Mazarin, gegen den sich des Volkes Wut am schärfsten gewendet hatte, ging 1651 nach Köln in die Verbannung, von wo er erst 1653 zurückkehren konnte, als Prinz Louis von Condé, sein gefährlichster Gegner, gegen den großen Feldherrn des jungen Königs: Turenne, Paris nicht halten konnte. Mazarin triumphierte.

Der König ritt Mazarin entgegen, und dieser regierte von nun ab, wie es bisher noch kein französischer König getan hatte. Frankreich, das ausgeblutete und müde, kannte keinen Widerspruch mehr, und es ergab sich dem verhaßten Fremden (Mazarin).

In diesen dunklen Jahren war der zukünftige Herrscher Frankreichs herangereift. Am 7. Oktober 1654 war das Fest seiner Volljährigkeit glanzvoll gefeiert worden. In Reims hatte die feierliche Krönung nach altem Brauche stattgefunden.

Im Jahre 1659 schloß Mazarin mit Spanien endlich Frieden, in dem die Heirat Ludwigs XIV. mit der spanischen Infantin Maria Theresia vereinbart wurde. Am 9. März 1661 gab Mazarin sterbend dem jungen König diesen Rat:

„Majestät, nehmen Sie niemals einen Ersten Minister! Ein König, der nicht aus sich selbst regieren kann, ist nicht würdig, König zu sein." Ludwig hat diese Lehre befolgt. Die Zeit der großen französischen Premiers war abgelaufen. „Ich kann Ihnen, Sire, mit gutem Gewissen Colbert, Le Tellier und Lionne als Männer empfehlen, die Ihnen treu dienen werden. Ich bitte Sie weiter, Majestät, mein ganzes Vermögen anzunehmen." Ludwig aber lehnte ab, und Mazarin ließ ein Testament machen.

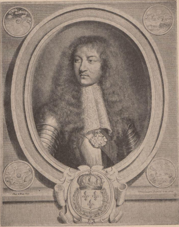
Mit dem Tode des Kardinals beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte Europas: das Zeitalter der unumschränkten Monarchien. Jetzt beginnt Ludwigs XIV. eigenes Leben und Herrschen, jetzt hebt jene große Epoche in Frankreichs Geschichte an, die auf immer mit seinem Namen verbunden sein wird.

Was wollte er?

Frankreich sollte umgestaltet werden, es sollte die erste Macht der Welt werden. Der Staat mußte reformiert werden, das Land mußte alle seine Kräfte hergeben, alle Bodenschätze, alle Kräfte des Volkes sollten genützt werden, Frankreich sollte in der Welt so unabhängig wie möglich werden. Straßen und Kanäle sollten gebaut, die Städte erneuert werden. Vor allem Paris mußte ein Zentrum der Welt werden. Die finsteren, engen und übelriechenden Stadtteile sollten niedergelegt werden, neue sollten an ihrer Stelle entstehen. Alle Künste und Wissenschaften sollten gerufen werden, daß sie seinen Hof schmückten und den Glanz seines und Frankreichs Namen erhöhten. Nichts war ausgelassen, nichts war übersehen worden, um das Land zur ersten Macht der Welt zu erheben, von der Neuschaffung des Heeres und der Flotte, von dem Bau unzähliger Festungen gar nicht zu reden. Eines Königs Traum und Wille sollte rücksichtslos verwirklicht werden.

Das Volk aber sah in der damaligen Zeit in einem Könige etwas Heiliges. War er nicht mit sakralen

Gewändern bekleidet, mit dem Öl Gottes gesalbt worden? War er nicht eine Inkarnation Frankreichs? Er stand über den Menschen, und er stand Gott näher als andere Sterbliche. So sahen die damals tiefgläubigen Franzosen ihren König, und sie waren trotz aller Not unermeßlich stolz auf ihn. Auch Ludwig glaubte sich Gott nahe und zugleich als der einzige Franzose, der alle Wesenszüge seines Staates in sich vereinigte. War er nicht dem französischen Boden vermählt? Feierlich hatte ihm der Fürstbischof von Laon den sagenhaften Ring angesteckt, der die Vermählung des Königs mit dem ganzen weiten Lande bedeutete. Sein Leben ist Frankreich und Frankreich ist er; nur er allein!



Ludwig XIV.

Colbert, der Verwalter des gewaltigen Mazarinschen Vermögens, war zum Finanzminister berufen worden. An seiner Seite wirkten Louvois als Kriegsminister und Vauban als Festungsbaumeister. Diese drei Männer waren es vor allem, die Frankreich unter des Königs Führung zu jener Machtfülle emporhoben, mit der es nun jahrelang Europa beherrschen durfte. Gewaltige Reformen wurden durchgeführt. Mit drakonischer Strenge wurde gegen die Steuerpächter vorgegangen, die den Staat betrogen. Mit gleicher Härte wandte sich Colbert gegen den Ämterhandel, gleichzeitig aber half er dem Bauerntum, indem er harte Grundsteuern herabsetzte, Weg- und Brückenzölle ermäßigte.

Aber ungeheure Geldsummen waren nötig, um des Königs Pläne und Träume zu verwirklichen. Es wurde nicht nur Versailles gebaut, sondern daneben entstanden Parke und Schlösser, Trianon, Clagny und Marly. Der Baumeister Mansard und der Gartenkünstler Le Nôtre verlangten Hunderte von Millionen, um die Werke zu schaffen, die der König von ihnen forderte. Am Hofe von Versailles wurden Feste gefeiert, wie sie Europa bis dahin nicht gesehen hatte. Die Künstler erhielten Jahres- und Ehrengaben des Königs. Das widerfuhr nicht nur den französischen, vielmehr gab es in ganz Europa zahllose Dichter, Künstler und Gelehrte, die eines Tages von Ludwig XIV. einen Brief empfingen, indem er ihnen seine Anerkennung über ihre Leistungen aussprach. Dem Briefe aber folgten Geld- und regelmäßige Jahresgaben. Der Weltherrschaft durch die Waffen ging die stumme Eroberung des Geistes und der Geister voran. Unendliche Summen forderte das Heer, forderte Vauban für seine Forts und seine Zitadellen, mit denen er Frankreich schirmte. Millionen und immer neue Millionen mußte der oft der Verzweiflung nahe Colbert beschaffen, bis er endlich am 6. September 1683 buchstäblich an seinem Defizit starb. Je mehr er einnahm, um so mehr gab er aus. Kein Mittel, die Millionenbeträge zu beschaffen, kein Weg, die letzten Franken aus dem armen Volke zu pressen, schien zu verwerflich oder zu hart.

Ins Ungeheure aber wuchs der Stolz des Fürsten. Hinter dem Glanz, den die Welt sah,



Die Marquise de Maintenon

den Hunderte von kleinen Fürsten zur Verzweiflung ihrer Untertanen geistlos nachahmten, war viel Finsternis und Dunkelheit, viel Schuld und Verbrechen. Neben dem Schloß und Park von Versailles, dem Sinnbild von Ludwigs Weltherrschaftsträumen, stand in Paris das Sinnbild der Willkür und der grenzenlosen, oft ans Verbrecherische reichenden Herrschergewalt, die Bastille, in der die Männer stumm verschwanden, die der Gnade des Königs entfallen waren, die er beseitigen ließ, weil sie ihm gefährlich sein konnten oder die seinen Freundinnen, der Duchesse de La Vallière, der Marquise de Montespan oder der Maintenon mißfallen hatten. Groß war die Gewalt des Königs, aber er war nicht frei von der Gewalt der Frauen, die er liebte.

Jahr um Jahr aber wuchs unter seiner Herrschaft Frankreichs Macht, und es darf nicht verschwiegen werden, daß der König selbst ein großer und strenger Arbeiter war. Sein Tag war peinlich genau eingeteilt, und selbst die Freude und der Genuß hatten ihre festgesetzten Stunden. Die Schlösser, die Feste, die Blüte der Kunst und der Wissenschaft, das Heer, die Flotte und die Festungen sprachen von Frankreichs Macht, und das war eine drohende Sprache für Europa — denn es war bekannt, daß Ludwig XIV. den Traum von Karls des Großen Reich nicht nur träumte, sondern verwirklichen wollte.

Als im Jahre 1665 Philipp IV. von Spanien, sein Schwiegervater, gestorben war, erhob Ludwig, wider früher gemachte Zusagen, Ansprüche auf Namur, Brabant und andere niederländische Provinzen. Im Devolutionskrieg von 1667/68 nahm Ludwig XIV. große Teile der spanischen Niederlande in Besitz. Damit begannen jene zahllosen Kriege, durch die Europa hinfort verheert wurde und die Frankreich auf die Höhe seiner Macht, aber auch an den Rand des Abgrundes führten. Es wurde wohl immer wieder einmal Friede geschlossen, doch immer wieder wurde Ludwig XIV. in neue Kriege verwickelt, oder aber er brach mitten im Frieden in die Nachbarländer ein, um Frankreichs Macht zu sichern und zu zeigen. So nahm er 1681 Straßburg weg, so fiel er 1689 in die deutsche Pfalz ein und zerstörte unzählige Städte und blühendes deutsches Land.

Arme Ruinen waren das Ende, niedrige, zerborstene Mauern mit Andeutungen von Kreuzgewölben, zerschlagene Türme. Wenn die großen Erinnerungen an eine stolze deutsche Zeit in ihrer schönen Vollendung es nicht vermochten, die Deutschen zu ihrer Bestimmung zu erwecken, so ging doch von diesen leidvollen Ruinen aus eine so mächtige Welle über ganz Deutschland, daß sie zum Symbol des Deutschtums wurden, und sie trugen in viele Herzen eine neue Sehnsucht hinein, endlich das Volk zu werden, würdig der Geschändeten in den verlassenen Schutthaufen zu Worms und zu Speyer. Die Zerstörungen aber erfüllten noch nicht einmal einen strategischen Zweck. Ihr politischer Sinn schlug in das Gegenteil um, er erschreckte nicht mehr, aber er lehrte das Hassen, und Ludwigs Schicksal rollte nach unten.

Sein Schicksal hatte unsichtbar schon früher abwärts zu rollen begonnen. Als im Jahre 1685 das Edikt von Nantes aufgehoben wurde und die blutigen Verfolgungen der Hugenotten einsetzten, als mit ihnen zwei Millionen der besten Franzosen erschlagen oder aus dem Lande vertrieben wurden, da hatte sich Ludwig selbst der Menschen beraubt, die ihm in einer Stunde der Not fehlen sollten. Wohl wandten sich die Mächte Europas gegen Ludwig. Aber die Fürsten waren uneinig oder unfähig, und so gelang es Ludwig noch lange, auf der Höhe zu verharren.

Langsam nur geht sein Weg hinab ins Dunkel, langsam nur setzt sich sein großer Gegenspieler durch: Prinz Eugen von Savoyen, dem er einmal begegnet war, als dieser noch ein Kind gewesen. Langsam nur marschieren die Kräfte auf, die fähig sind, den Herrscher der Welt in seine Schranken zurückzuweisen. Erst am 13. August 1704 wird Frankreichs Heer zum ersten Male bei Höchstädt entscheidend geschlagen. Malbourough und Prinz Eugen sind die Sieger. Ludwig kann diesen Schlag nie verwinden, bald verliert er Belgien, bald Italien. Frankreich beginnt, sich zu verbluten. Die Waffen der Feinde sind unerbittlich und ihnen gesellen sich die Waffen des Schicksals, die Rache des Himmels; der Winter 1708 auf 1709 ist von einer maßlosen Härte und Strenge. Das bitter arm gewordene französische Volk leidet unter Hunger und Kälte, ungezählte Hunderte und Tausende verhungern und erfrieren.

Finster, immer finsterer wird es um den König, der in diesen Jahren selbst furchtbar leidet. Die Feste sind verrauscht, die Schlösser stehen stumm, Armut, Not, Jammer sind bis zu ihm vorgedrungen, der seinen Gästen nur noch karge Mahlzeiten reichen lassen kann. Zu all diesem Unglück geht der Tod um im Hause Bourbon. Am 14. April 1711 stirbt Frankreichs Thronfolger. Soll der Herzog von Burgund Thronfolger werden? Er ist ein frommer, aber schwacher Mann. Aber auch ihn nimmt der Tod am 19. Februar 1712 mit sich. Ein Kind bleibt zurück, das einst den Thron Frankreichs einnehmen soll.

Als das fünfjährige Kind feierlich von seiner Gouvernante als Kronprinz begrüßt wurde, schrie das kleine Wesen voll unheimlicher Ahnung: „Madame, geben Sie mir diesen Namen nicht, er ist allzu traurig." Anfang März fiel der kleine Körper in die Hände der Ärzte, und ihrer neun töteten ihn im Laufe einiger Tage. Das Haus Bourbon wankte. In elf Monaten verlor es drei Kronprinzen. Noch nie hatte die Geschichte über einen ähnlichen Fall berichtet.

Um den König wurde es immer dunkler. Den man einst nach seinem Wappenbild den Sonnenkönig genannt hatte, von dessen Gestalt ein Leuchten über ganz Europa gestrahlt war, der war müde und alt geworden. Noch immer brannten die Flammen des Krieges weiter. Aber wie tief war Ludwig gesunken, als er Österreich das Elsaß anbot und Straßburg. Jetzt wäre Frankreich zurückgefallen auf den Stand, auf dem es vor Richelieu gewesen war. Aber Habsburg hing an kleinen Dingen und verscherzte die Stunde. Ein Wunder geschah, die weltpolitische Lage veränderte sich. Der König, er ist jetzt 74 Jahre alt, rafft sich noch einmal auf, er reißt noch einmal Frankreich empor, und Karl VI. muß im März 1714 den Frieden von Rastatt schließen, der Frankreichs Grenzen kaum verändert. Am 1. September 1715 stirbt Ludwig XIV., 78 Jahre alt, nachdem er 73 Jahre lang den Titel eines Königs getragen und 55 Jahre wirklich regiert hat.

Ein Leben ging zu Ende, reich an Glanz und Macht, an Arbeit und Mühe, an Genuß und Frevel, Schuld und Sünde, reich an Unglück und Heimsuchung. Ein Leben, das nicht wie das des großen Preußenkönigs dem Staate diente, das vielmehr in sich den Staat sah und den Staat auf sich bezog. Ein Leben, das viel betrachtet, viel durchforscht, von vielen gerühmt, von jenen geschmäht wurde, das aber nur der ganz fassen und verstehen kann, der es aus den großen europäischen Zeitzusammenhängen heraus begreift. Ludwig XIV. hat den Staat auf die Höhe seiner Macht geführt; durch sein Leben und die Form seiner Herrschaft aber wurden bereits alle jene Kräfte erweckt, die acht Jahrzehnte später den Untergang der Monarchie und den Triumph der Revolution herbeiführten. Wie Ludwig XIV. nicht ohne seine Zeit verstanden werden kann, so kann die französische Revolution nicht verstehen, wer Ludwigs Leben und Herrschaft nicht kennt.

Sämtliche Bilder aus Bartz, Der Sonnenkönig (Paul Neff Verlag, Berlin)

R. McNair Wilson: Madame Thermidor

Von Gertrud von Hollander

Während die unglückliche Marie Antoinette ihre Schönheit und Verschwendungssucht auf dem Schafott büßen mußte, trugen die Schreckensmänner der französischen Revolution kein Bedenken, die nicht minder schöne und verschwenderische Madame Tallien jahrelang als ungekrönte Königin von Paris zu feiern. Ihre Feste, ihr Schmuck und ihre Toiletten wurden zum Tagesgespräch der noch immer hungernden Pariser Bevölkerung, und der Pöbel jubelte ihr zu, sooft sie sich in der Öffentlichkeit zeigte: „Vive Notre Dame de Thermidor!"

Freilich stammte das Geld, das sie mit beiden Händen ausstreute, nicht aus den Taschen des ausgeplünderten französischen Volkes, sondern wurde ihr von ihrem Vater, dem reichen spanischen Bankier Cabarrus, freigebig zur Verfügung gestellt. Schon als sie mit fünfzehn Jahren zum ersten Male nach Paris gekommen war, hatte ihr das Gold ihres Vaters den Zugang zu der besten Pariser Gesellschaft eröffnet. Ein junger, etwas leichtsinniger Edelmann, der Marquis de Fontenay, hatte ihr seine Hand angetragen und mit ihrer Mitgift sein mitgenommenes Wappen aufgefrischt. Die Pariser aber waren um einen glänzenden Salon reicher, in dem ebenso geflirtet wie politisiert wurde.



Tallien

Unter den wenigen Aristokraten, die bei Ausbruch der Französischen Revolution den jakobinischen Henkern entgingen, befand sich auch die blutjunge und bildschöne Marquise de Fontenay. Gleich ihrer geistreichen Freundin, Madame de Staël, der berühmten Tochter des großen Finanzmanns Necker, hatte sie rechtzeitig die Tür ihres Salons auch den neuen Männern geöffnet, die insgeheim die Revolution vorbereiteten. Die Abgeordneten Fouché, Danton und Tallien gehörten zu den eifrigen Bewunderern der beiden klugen Bankierstöchter, deren Väter auf die denkbar unauffälligste und zuverlässigste Weise über die Vorgänge in der französischen Kammer unterrichtet waren.

Seit freilich Robespierre immer mehr die Alleinherrschaft an sich riß und täglich Hunderte von Aristokraten auf die Guillotine schickte — Robespierre, der unbestechliche, für weibliche Schönheit und Schmeichelei



»Madame Thermidor«

kaum widerstehen. Und sie hatte sich wirklich nicht verrechnet; wenige Wochen nach Talliens Ankunft wurde ihre Freilassung angeordnet.

Freilich war Tallien nicht der Mann, der etwas umsonst tat. Die geschiedene Marquise de Fontenay war zwanzig Jahre alt, als sie den Jakobiner und Agenten Robespierres heiratete. Sie tröstete sich über diese reichlich plebejische und zudem etwas anrüchige Verbindung mit dem Entschluß, als Talliens guter Engel zu einer Verteidigerin der Unschuld zu werden und der Guillotine möglichst viele Opfer vor der Nase wegzuschnappen. Talliens Geldgier und Verliebtheit machten ihr diese Aufgabe leicht.

Wenn Therese eifrig dafür sorgte, der Guillotine Köpfe zu entreißen, sorgte Tallien nicht weniger eifrig dafür, den Entrissenen Lösegeld abzunehmen. Sie hütete die Herde, er schor sie.

gleich unempfängliche Diktator — fühlte sich die Marquise trotz ihrer einflußreichen Beschützer in Paris nicht mehr sicher und bereitete heimlich ihre Flucht vor. Es gelang ihr tatsächlich, zu ihren Verwandten nach Bordeaux zu entkommen.

Aber obwohl sie sich möglichst zurückhielt und ihren unverdächtigen Mädchennamen wieder angenommen hatte, wurde sie trotzdem eines Tages von den Agenten Robespierres aufgestöbert und ins Gefängnis eingeliefert, vor dessen Toren die Guillotine bereits ihr blutiges Werk begonnen hatte.

Aber Therese hatte wieder einmal Glück. Der Beauftragte Robespierres, der Bordeaux von schädlichen Elementen säubern sollte, war kein anderer als ihr alter Freund und Bewunderer Tallien, der in Paris so oft ihre Gastfreundschaft genossen hatte. Sie atmete auf. Ihrer zwanzigjährigen Schönheit und dem Golde ihres Vaters konnte ein Mann wie Tallien

Leider machte Robespierre diesem menschenfreundlichen Zwischenspiel bald ein Ende. Die plötzliche Milde Talliens war ihm ebensowenig entgangen wie sein schnell anwachsendes Bankguthaben. Ein Befehl aus Paris rief den verliebten Revolutionär zurück. Therese, die ihren Gatten begleitete, wurde sofort verhaftet und zum zweiten Male ins Gefängnis geworfen.

Dieses Mal schien ihre Lage verzweifelt. Ihre alten Freunde Fouché und Barras, die der gemäßigteren Richtung angehörten, waren in Ungnade gefallen; Tallien selbst mußte sich täglich auf sein Todesurteil gefaßt machen. Ihre einzige Hoffnung bestand in der beispiellosen Unbeliebtheit des Mannes, der ihr Schicksal in der Hand hatte. Wurde Robespierre gestürzt, dann war ihr und Talliens Leben gerettet. Mit dem Mute der Verzweiflung schrieb sie ihrem Gatten das historisch gewordene Billet, das Tallien zum Handeln auffordern sollte:

„Bald werde ich vor das Revolutionstribunal gestellt werden. Ich sterbe mit der Verzweiflung im Herzen, einem Feigling, wie Sie sind, angehört zu haben."

Auch Fouché und seine Freunde, die allen Grund hatten, vor Robespierre zu zittern, hatten Tallien die Rolle des Befreiers zugedacht und trieben zur Tat. Dank ihrer eifrigen und geschickten Propaganda erfuhr ganz Paris, wie schmählich der Tyrann einen verdienten Patrioten behandelte, der es gewagt hatte, seiner unersättlichen Blutgier entgegenzutreten. Zumal die Frauen ergriffen leidenschaftlich für den jungen Märtyrer Partei, dessen Geliebte unschuldig im Kerker schmachtete. Thereses Botschaft aus dem Gefängnis war in aller Munde, und als am 10. Thermidor Robespierre wirklich von Talliens Leuten gefangengenommen wurde, um schon einen Tag später das Schicksal seiner zahllosen Opfer zu teilen, hatte ihre zarte Hand den vernichtenden Streich geführt. Am 12. Thermidor, Thereses einundzwanzigsten Geburtstag, befreite Tallien die geliebte Frau unter der jubelnden Anteilnahme der Pariser aus dem Gefängnis und führte sie im Triumph durch die Straßen der Stadt. „Vive notre Dame de Thermidor!"

Es tat Thereses Beliebtheit auch keinerlei Abbruch, daß sie bald darauf Talliens überdrüssig wurde und ihre Gunst seinem Freunde Barras zuwandte, den sie mit Recht für den kommenden großen Mann hielt. Freilich beging sie bei aller Klugheit einen Fehler, den sie späterhin bitterlich bereut haben mag: sie übersah bei diesem Wechsel vollständig einen kleinen, schäbig gekleideten Artilleriegeneral, Napoleon Bonaparte, der ebenfalls hin und wieder zu ihren Gästen gehörte. Es machte ihr auch nichts aus, daß sie Barras ihrer neuesten Herzensfreundin Rose-Josephine, der Witwe des Generals Beauharnais, ausspannte, und sie begrüßte es als eine außerordentlich glückliche Lösung, daß der kleine korsische General ihrer geliebten Josephine den Hof machte. Napoleon galt immerhin als ein Mann mit einer militärischen Zukunft. Seine Verbindung mit der ihr treu ergebenen Josephine konnte ihr und Barras nur von Nutzen sein.

Rose begann zu schwanken. Therese drängte sie aufs neue, denn die erlauchte Wohltäterin wünschte nichts so sehr, als die Niederlage wieder gutmachen zu können. Nachdem sie lange ihr Herz erforscht und gebetet hatte, der Kelch, den Korsen zu heiraten, möge an ihr vorübergehen, willigte Rose-Josephine ein.

Thereses oft bewährte Klugheit und Menschenkenntnis hatte sie dieses Mal offensichtlich im Stich gelassen. Der kleine General, den sie bisher immer etwas mitleidig begönnert hatte, stürmte siegreich von einem Kriegsschauplatz zum anderen und wurde bald zum vergötterten Idol des Volkes. Schon zweifelte kein Mensch mehr daran, daß die Tage der Direktorialregierung gezählt waren und daß Frankreich bald wieder auf das Kommando eines Mannes hören würde, der die französische Fahne von Sieg zu Sieg trug. Freilich, zum Kriegführen gehörte Geld, und man konnte den eroberungssüchtigen General vielleicht in die Hand bekommen, wenn man ihm die nötigen Mittel sperrte. Herr Ouvrard, der Nachfolger Neckers, Thereses neuester Freund und Verehrer, war galant und verliebt genug, erst das Ministerium Barras, und nur zögernd den ehrgeizigen Feldherrn mit Geld und Kredit zu unterstützen. Soviel Ergebenheit mußte belohnt werden, und, während Napoleon sich in das neue Abenteuer des ägyptischen Feldzuges stürzte, zog Therese, die geschiedene Marquise de Fontenay, die verehelichte Tallien und Exfreundin Barras', in das prächtige Palais, das ihr der reiche Bankier gebaut hatte. Sie hatte gerade Ouvrard das erste Kind geboren, als Napoleon aus Ägypten zurückkehrte, das Direktorium hinwegfegte und sich zum Ersten Konsul und Alleinherrscher in Frankreich machte.

Die arme Therese mußte eine bittere Enttäuschung nach der anderen erleben. Der neue Diktator, der sich nicht gescheut hatte, eine Frau mit einer Vergangenheit zu heiraten, machte keinen Hehl daraus, daß ihm die leichtfertigen Sitten der Pariser Gesellschaft verhaßt waren, und er ließ keine Gelegenheit ungenutzt, um der Freundin des Bankiers Ouvrard, sowie Madame de Staël seine hochmütige Verachtung zu beweisen. Jeder Versuch, über Josephine mit ihm in Verbindung zu treten, führte nur zu neuen Demütigungen. Die straffe Finanzkontrolle vollends, die den einträglichen Nebengeschäften der großen Bankiers ein jähes Ende bereitete, ließ Therese ihre voreilige Verbindung mit Ouvrard heftig bereuen.

Als sie gar erleben mußte, daß Josephine an Napoleons Seite zur Kaiserin gekrönt wurde, mußte sie die Hoffnung endgültig aufgeben, in Paris jemals wieder eine Rolle zu spielen. Aber sie war noch immer schön genug, ihren Rückzug zu einem Triumph zu gestalten. Ein junger Edelmann, der ihr schon lange heftig den Hof gemacht hatte, legte ihr sein Fürstentum zu Füßen, und so wurde aus der vielgefeierten und vielgeschmähten Madame Thermidor die Fürstin von Chimay. Sie hatte ihre Beziehungen zu Ouvrard gerade noch rechtzeitig gelöst; wenige Tage nach ihrer Heirat wanderte der Bankier auf Befehl Napoleons ins Gefängnis.

Den Rest ihres Lebens verbrachte Therese fern vom Ränkespiel der Politik. Sie schenkte ihrem sie unentwegt anbetenden Fürsten ein Kind nach dem anderen und begleitete ihn nicht ungern nach Brüssel. Aber selbst dorthin verfolgten sie die Schatten der Vergangenheit, und sie mußte es sich gefallen lassen, daß ihr der König der Niederlande den Zutritt zu seinem Hof versagte, an dem ihr Mann als Gesandter lebte. Zu ihrem Kummer beschäftigte sich die zeitgenössische Geschichtsschreibung mit ihr in nicht immer schmeichelhafter Weise und nötigte sie zu temperamentvollen Erwiderungen.

Der Sturz und die Verbannung ihres großen Gegenspielers mögen sie mit Genugtuung erfüllt haben. Aber sie hatte kein Interesse mehr daran, sich noch einmal in die große Politik einzumischen. Die Zeit der Umwälzungen, in der sie ihr Geld und ihre Schönheit oft genug in den Dienst einer sehr persönlichen Politik gestellt hatte, war vorbei. Als sie mit 61 Jahren ihr reich bewegtes Leben beendete, wurde sie mit fürstlichen Ehren zu Grabe getragen. Für die große Welt aber, die ihr, der schönen Madame Thermidor, einst zu Füßen gelegen hatte, war die alte Fürstin von Chimay längst vergessen.



Barras

Sämtliche Abbildungen aus Wilson »Madame Thermidor«
(J. Kiepenheuer Verlag, Berlin)

Die Tragödie der hundert Tage

Ernst Lewalter, Waterloo

Von Winfried Gurlitt

Die Verbannung

Echte Tragik muß doch immer mit menschlicher Größe verbunden sein, mit einem heroischen Willen, der — schuldig oder unschuldig — am „stumpfen Widerstand der Welt" scheitert. So gesehen, bekommt Napoleons heroisch-verzweifelter Versuch, von Elba aus mit einer Handvoll Getreuen noch einmal das Schicksal für sich umzustimmen und die Geschicke Frankreichs und des Kaisertums in seiner Hand zu vereinen, einen über alles Politische hinaus menschlich packenden, ergreifenden Charakter.

Aber was wissen wir denn von der intimen Vorgeschichte, von den inneren und äußeren Beweggründen, die Napoleon aus der Verbannung hervorbrechen ließen und ihn über den Kaiserthron hin zum Schlachtfeld von Waterloo führten, wo sich sein Geschick endgültig besiegelte?

Als Napoleon am 5. Mai 1814 als „Souverän" von Elba den Boden seiner neuen Heimat betrat, tat er es in dem Gefühl, seine ganze Kraft in Zukunft dem Glück und Wohlstand seiner Landeskinder zu widmen. Er hatte sich mit seinem Schicksal abgefunden, aber nicht in müder Resignation, sondern indem er seinen gewaltigen Willen dieser neuen Aufgabe zuwendete, die freilich lächerlich klein erschien für den „Kaiser des Okzidents".

Mit „Vive l'Empereur!" in aller Munde wird der Einzug in Port Ferrajo, dem Haupthafen Elbas, gefeiert. Schon der erste Tag bringt neben dem feierlichen „Te deum" Besichtigungen und Empfänge. Wo der Kaiser ist, gibt es keine Ruhe, keinen Stillstand.

In dieser Zeit führt der Kaiser viele Gespräche mit dem Oberst Campbell, der ihm von der englischen Regierung als „Begleiter" mitgegeben worden ist. (Und das meiste, was wir aus dieser Zeit wissen, stammt aus den Aufzeichnungen des Obersten.) Die Gespräche drehen sich naturgemäß immer wieder um die Vergangenheit, um das Verhältnis zu England, das in der Politik des Kaisers eine so entscheidende und unglückliche Rolle gespielt hat. Aus Napoleons Munde sind dann immer wieder die Worte zu hören: „Der Kaiser ist tot, ich bin ein Nichts geworden!" Aber sie passen schlecht zu der rastlosen, weitschauenden Tätigkeit, die er auf Elba entfaltet. So herrscht von Anfang an eine Stimmung des Mißtrauens, der gegenseitigen Beargwöhnung.

In dieser ersten Zeit erhält Napoleon auch ein geheimes Schreiben, dessen Verfasser einige junge Patrioten der italienischen Halbinsel sind. Es beginnt mit den Worten:

> „Sire! Eine kleine Zahl von Italienern, die ersten, die in Ihnen den Befreier des Vaterlandes begrüßten und die auch die ersten und beständigsten Bewunderer Ihres Ruhmes waren — sie haben beschlossen, eine letzte Anstrengung zu machen, um die niedergebeugte Stirn der Apenninischen Halbinsel aus ihrer langen Schande sich wieder aufrichten zu lassen. Sie kommen, Sire, im Namen des Vaterlandes, um Ihren Namen und Ihr Schwert zu erbitten und Ihnen im Tausch dafür die Krone des wiedererstandenen Römischen Reiches anzubieten."

Aber freilich, Napoleon denkt zu klar und nüchtern, um diesem überschwenglich-phantastischen Angebot mehr Bedeutung zu geben als eben einem sehr deutlichen Stimmungszeichen.

Dann kommt die Zeit, wo Anschläge auf das Leben des Kaisers gemacht werden, „um ihm den Gnadenstoß zu geben". Es zieht sich ein Gewitter zusammen über der „Insel der Unruhe".

„Man will mich deportieren!" Im Munde Napoleons ist das mehr als eitle Gespensterfurcht.

Und schließlich mehren sich die Nachrichten aus Frankreich mit dem immer gleichen Refrain eines Gassenliedes „Cela ne durera pas!" — Das kann nicht dauern — So kann es nicht länger weitergehen!

Dies sind die Worte, die wie der zündende Funke ins Pulverfaß schlagen, unter diesem Refrain reift langsam in Napoleon der große Entschluß heran. —

An Bord der „Inconstant" tritt der Kaiser unter seine Leute von der Garde und fragt den ersten besten: „Nun, bist du zufrieden, daß du wieder nach Frankreich kommst?", und einer für alle gibt die Antwort: „Sire, es gibt nur ein Frankreich!" — „Und nur einen Kaiser der Franzosen!" fällt ein anderer ein.

Und schon im Anblick der Küste Frankreichs sagt der Kaiser, als wolle er in diesem entscheidenden Augenblick ein Bekenntnis über die Beweggründe seiner Rückkehr ablegen: „Das Schlimmste, was meine Feinde mir angetan haben, ist, daß sie die Welt glauben machen wollten, ich mache einen Unterschied zwischen meinen Interessen und denen Frankreichs . . . Selbst wenn ich noch einfacher General wäre, schuldete ich Frankreich großen Dank — um wieviel mehr aber schulde ich ihm, seit es mich auf den ersten Thron der Welt hat steigen lassen!"

Die letzten elf Monate, seit er die Unterschrift unter die Abdankungsurkunde in Fontainebleau gesetzt hat, scheinen wie weggeblasen zu sein, und doch wird in den Manifesten, die der Kaiser noch an Bord entwirft, eine tiefgehende Wandlung seiner Haltung immer deutlicher: Nicht als Eroberer, nicht als Despot will er sein Land aus eigener Machtvollkommenheit wieder betreten, sondern als ein Werkzeug der Revolution, als die Verkörperung des nationalen Willens. So spricht der Kaiser beim Wiederbetreten französischen Bodens die feierlichen Worte: „Möge meine Rückkehr Frieden, Glück und Gelkigkeit für mein Vaterland bringen", und dann verkündet er seinen Entschluß, der die Feuerprobe auf seine Legitimität sein soll: „Ich will meinen Thron wiedererlangen, ohne einen einzigen Tropfen Blut zu vergießen!"

Unter dieser Parole beginnt der abenteuerliche Marsch mit etwa tausend Getreuen von der Mittelmeerküste über steile Alpenpässe bis ins Herz von Frankreich hinein, nach Paris. Vergebens stellen ihm die Bourbonen bei Lyon eine Armee entgegen. Längst ist der Ruf von der Rückkehr des Kaisers seinem Zuge vorangeeilt, und wo anfangs sich noch mißtrauische oder gar feindliche Stimmung zeigte, ist sie schnell von dem Jubel der Landbevölkerung hinweggespült worden, und immer weitere Truppenverbände haben sich seinem Zuge freiwillig angeschlossen. Der Zauber seines Namens tut noch einmal die alte Wirkung. Und als es vor Grenoble kritisch zu werden droht, reitet der Kaiser allein bis auf Pistolenschußweite an die zögernden Truppen heran:

„Leute vom fünften Regiment!" schallt seine Stimme über das Feld, „Erkennt ihr mich? Wenn einer unter euch ist, der seinen Kaiser töten will — er möge es tun! Ich bin gekommen, mich euren Schüssen als Ziel zu bieten!"

Aber an Stelle tödlicher Schüsse braust ihm da ein einziger, unwiderstehlicher Ruf: „Vive l'Empereur!" über das Feld entgegen. Und so bricht auch der Widerstand bei Lyon in nichts zusammen und damit das letzte Bollwerk, das den Weg nach Paris noch versperrt. Die Straße zur Hauptstadt liegt frei, und noch ist kein Tropfen Blut geflossen. Vielleicht ist dieser unblutige Feldzug einer der erstaunlichste von den Zügen Napoleons gewesen.

Die letzte Hoffnung König Ludwigs ist der Marschall Ney; er soll den „Hochverräter Bonaparte" vernichten. Noch ist Ney unschlüssig, seine Lage ist nicht beneidenswert. Er erhält ein Billet von der Hand Napoleons: „Ich werde Sie empfangen wie am Morgen nach der Schlacht an der Moskwa!" Er sieht, die Sache des Kaisers hat bereits gesiegt. Hat es da noch Sinn, Bruderblut zu vergießen? Ney tritt mit seinem Tagesbefehl unter die Truppen: „Nur dem Kaiser Napoleon, unserem erhabenen Souverän, kommt es zu, unser schönes Land zu regieren . . .", und jeder weitere Satz droht im Jubel der Soldaten unterzugehen.

Nun wird es Zeit, daß Ludwig XVIII. die Tuilerien verläßt, wenn er dort nicht mit dem heimkehrenden Kaiser zusammentreffen will. Während man in Paris zum Empfang rüstet, ziehen sich aber um Frankreich, das Frankreich des Napoleonischen Kaisertums, schon bedrohliche Wolken zusammen: Talleyrand führt die europäische Politik und ist dabei, die Mächte des Wiener Kongresses zum Gegenschlag gegen den „Rebellen" zu einen.

Als Napoleon am nächsten Morgen den Auszug Ludwigs erfährt, ändert er den Tagesbefehl: „Ich werde heute abend in den Tuilerien sein . . ."

Der Kaiserthron

Es wird Abend. Nebel breitet sich über Paris. Ungeduld und Sorge befallen die Menschen in den festlich illuminierten Tuilerien — wie, wenn dem Kaiser in den letzten Stunden vor dem Siege ein Unglück zugestoßen wäre?

Doch endlich, gegen neun Uhr, hört man an den Fenstern Pferdegetrappel und Rufe von den Seinekais her. Die Geräusche kommen näher, wachsen an, werden zum Lärm, zum betäubenden Tumult!

In schnellem Trabe fährt eine Postkutsche durch das Portal, wohl tausend Reiter vor, neben und hinter ihr, ohne jegliche Ordnung, die Säbel schwingend und aus heiser gewordener Kehle „Vive l'empereur!" schreiend. Die Halbsoldoffiziere auf dem Vorplatz, die Generäle auf der Rampe drängen vor, der Postkutsche entgegen. Die Reiter weichen zurück — der Postillon bringt die Pferde zum Stehen. Die Offiziere drängen sich um die Kutsche, die vordersten schlagen den Vorhang vor dem Fenster zurück, reißen den Wagenschlag auf, heben den Kaiser heraus, nehmen ihn auf den Arm und reichen ihn weiter. Tausend Arme sind in die Höhe gereckt — Napoleon, unfähig sich zu rühren, wird durch die Luft gehoben, bis in das Vestibül, bis an den Fuß der großen Treppe. — Napoleon aber hält die Augen geschlossen. Bleichen Antlitzes, als wandle er im Schlaf, so geht er, ein maskenhaftes Lächeln auf den Lippen, hinauf in die Gemächer seines Schlosses.

Aber kaum ist der Thron wieder bestiegen, gilt es, alle Kraft daran zu setzen, ihn zu erhalten, ihn zu festigen. Es bleibt keine Zeit zu festlichen Empfängen — Frankreich ist ohne Regierung, es muß sofort zur Kabinettsbildung geschritten werden. Die gewaltige Arbeitskraft des Kaisers hat nun wieder ein ebenso gewaltiges Betätigungsfeld. In der Vendée droht ein royalistischer Aufstand auszubrechen, droht der Bürgerkrieg mit seinen Schrecken — und nur der Geschicklichkeit des Polizeiministers Fouché gelingt es, die Gefahr rechtzeitig zu bannen. Fouché, das wird nun überhaupt der Mann, dessen sich Napoleon — widerwillig und voll berechtigten Mißtrauens — bedienen muß, um seine Pläne nach innen und außen zu verwirklichen. Er läßt ihn überwachen, ist seinen Verrätereien auf der Spur — und kann ihn doch nicht entbehren. Und nicht viel besser denkt Fouché über seinen Herrn. Er nennt ihn einen „rasenden Narren", der despotischer von Elba zurückgekommen sei, als er je gewesen wäre und am liebsten mittels des Terrors regieren würde. Und doch müssen beide zusammen den Schicksalsweg der nächsten Wochen gehen.

Und der Druck von außen wächst: Abbruch der diplomatischen Beziehung seitens der Kongreßmächte, Legung der Sperrkette um Frankreich, Verhängung des Kriegszustandes über Europa . . . Bald kann es die kaiserliche Regierung dem französischen Volk nicht mehr verbergen, daß ihre Hoffnungen auf Frieden schwächer und schwächer werden.

In diese ungewisse Stimmung hinein fällt die große Feier auf dem Maifeld, in der die „Zusatzakte" zur Verfassung verkündet werden soll und die zugleich den feierlichen Regierungsbeginn Napoleons bedeutet. Napoleon erscheint in einem phantasievollen Prunkgewand, das zum Ausdruck bringen soll, daß er als echtbürtiger Nachfolger Karls des Großen sein Volk zum Maifeld geladen hat — ein römischer Kaiser und ein germanischer Volkskönig zugleich.

Die Entscheidung

Noch ist der Jubel des Maifeldes kaum verrauscht, da bricht auch schon der Ernst der Entscheidungsstunde in ganzer Schwere herein. Der Feind steht an den Grenzen des Landes, die Frage ist: Defensive oder Offensive? Napoleon bleibt sich treu, er holt zum Schlage aus. Niemand hat es für nötig befunden, Frankreich den Krieg zu erklären. Das ganze Land ist in die Acht getan, weil es Napoleon folgt, der durch seine Rückkehr das „Verbrechen des Weltfriedensbruches" begangen hat. In den Morgenstunden des 15. Juni, bevor die Truppen aus dem Biwak rücken, läßt Napoleon den letzten seiner großen Tagesbefehle verlesen: „Soldaten! Heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland! Beide Male wurde über das Schicksal Europas entschieden. Aber beide Male waren wir, wie nach Austerlitz, wie nach Wagram, zu großmütig! Heute haben sich die Fürsten, die wir auf ihrem Thron beließen, gegen uns zusammengetan und vergreifen sich an der Unabhängigkeit Frankreichs und seinen heiligsten Rechten. Was sie begonnen haben, ist der ungerechteste aller Angriffe! Ziehen wir ihnen entgegen! Sie und wir — sind wir nicht noch dieselben, die wir waren?" —

Zwischen Charleroi und Brüssel zieht sich das Schlachtengewitter zusammen. Dort steht Wellington mit seinen Engländern, dorthin ist Blücher auf dem Anmarsch mit seinen Preußen.

Der Feldzugsplan, zwischen Blücher und Wellington einen Keil zu schieben, um ihre Vereinigung zu verhindern und sie getrennt zu schlagen, nimmt jetzt immer klarere Gestalt an. Aber von Anfang an waltet ein Unstern über den Bewegungen der Franzosen. Schon am ersten Tage werden die befohlenen Stellungen nicht erreicht, und so geht Napoleon mit ungewissen Vorzeichen in diese Entscheidungsschlacht hinein. Lange wogt der Kampf erbittert und unentschieden hin und her.

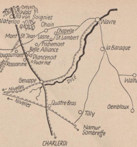
Am 18. Juni soll die Entscheidung gegen Wellington fallen. Um neun Uhr früh ist der Angriff angesetzt, aber erst um ein Uhr mittags sind die schweren Geschütze in Stellung gebracht — ein Dauerregen hat während der Nacht alle Wege grundlos gemacht. Endlich ist alles aufmarschiert und wartet auf den Befehl zum Angriff. In der Ferne scheint Blücher mit 30 000 Mann heranzurücken, aber er kann vor dem Abend nicht in die Schlacht eingreifen, und so bleibt es bei dem Angriff auf Wellingtons Zentrum.

Das Korps d'Erlon greift an. Es bricht vor den englischen Stellungen zusammen, es ist verloren. Die Reiterei greift an! Der aufgeweichte Boden erlaubt keinen Galopp. Feindliche Dragoner und Husaren fallen den Franzosen in den Rücken, sie müssen das Angriffsfeld wieder räumen.

„Der Angriff ist viel zu früh gekommen", ruft Napoleon seinen Generälen zu. „Das kann schlimme Folgen für uns haben!"

Um sieben Uhr abends greift die Alte Garde an — sie muß den Sieg an Frankreichs Fahnen bringen. Neue Zuversicht ergreift die Soldaten — die Verwundeten auf dem Felde richten sich auf und rufen der vorbeiziehenden Garde anfeuernde Rufe zu.

Auf zweihundert Meter Entfernung feuert die englische Artillerie in die fünf Bataillone, die nun gegen eine ganze Armee marschieren. Da



Das Schlachtfeld von Waterloo
Aus Lewalter, Waterloo (Keil Verlag, Berlin)

plötzlich ertönt der Schreckensruf: „Die Garde weicht!" Niemand kann es fassen. „Man hat uns verraten!" kommt es unwillkürlich von den Lippen, denn anders scheint dies nicht zu erklären.

Da brechen die Zietenhusaren in die Flanke der erschütterten Franzosen ein. Nun gibt es kein Halten mehr . . . „Rette sich wer kann!" gellen die Rufe über das Schlachtfeld. —

Und wo ist der Kaiser in diesem Tumult geblieben? Noch hofft er wenigstens auf geordneten Rückzug, auf Sammlung in rückwärtiger Stellung. Aber auch diese Hoffnung zerrinnt. Mit der geschlagenen Garde ist auch das Vertrauen in seine Führung bei den Truppen zusammengebrochen. Der Traum des erneuerten Kaisertums ist zu Ende.

In derselben Nacht trifft der Oberstleutnant Baudus eine Gruppe von Generälen um ein Lagerfeuer auf freiem Feld. In ihrer Mitte steht regungslos der Kaiser . . .

„Sire, ich bitte Sie dringend, begeben Sie sich weiter zurück! Es ist niemand mehr da, Sie zu bedecken . . ."

Der Kaiser bleibt unbeweglich stehen. Über sein wachsbleiches Gesicht laufen Tränen.



Aufn. Kardas

Jean Giono

Von Hanns Arens

Jean Giono, der junge französisch schreibende Dichter der Provence, wurde am 30. März 1895 in Manosque, einem kleinen Städtchen von kaum 5000 Einwohnern im südlichen Alpenvorland geboren. Der Vater Gionos war Schuhmacher; seine Mutter unterhielt ein Plättgeschäft, um ihren Mann zu unterstützen. Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern machten einen baldigen Mitverdienst des einzigen Sohnes notwendig. So mußte er das städtische Gymnasium, das er bis zur Sekunda besuchte, bald verlassen, um in ein Bankgeschäft einzutreten. Bis zum Ausbruch des Krieges war er hier beschäftigt. Zurückgekehrt fand er nicht mehr den Weg zum Büro; Unruhe und schöpferische Neigungen, die durch den Krieg zum Durchbruch gelangten, führten ihn zur Schriftstellerei. Den Krieg erlebte er zum größten Teil an der Westfront vor Verdun.

Verhältnismäßig schnell vermochte sich Giono in Frankreich als Schriftsteller und Dichter durchzusetzen. Er begann mit Gedichten und kleinen Erzählungen, um sich bald dem Roman zuzuwenden. Heute hat er drei wichtige französische Literaturpreise erhalten; nicht nur in Frankreich, vor allem auch in Deutschland ist Giono bekannt und beliebt. Heute noch wohnt er in seiner Heimatstadt. Dort besitzt er ein kleines Haus und verkehrt am liebsten mit den einfachen Menschen seiner ländlichen Umwelt. Kurz

nach dem Kriege heiratete Giono; mit seiner Frau, seinem Kind und seiner alten Mutter lebt er in Einsamkeit und völliger Zurückgezogenheit. Selten nur kommt er nach Paris; dafür aber wird er von Freunden, Verehrern und Autogrammjägern sehr in Anspruch genommen.

Das erste Buch Gionos, gleich nach dem Kriege geschrieben, heißt: „Die Geburt der Odyssee." Was wir zu diesem Buch sagen möchten, wollen wir mit den eigenen Worten des Dichters ausdrücken. In einem kleinen Vorwort sagt er:

„Schwer verwundet kehrte ich 1920 aus dem Kriege heim; ich besaß nur eine Bibel und die Odyssee. In dieser Odyssee las ich, wenn ich über die Hügel ging, um Frieden zu finden. Immer, wenn ich langsam die Wege entlang ging, das geöffnete Buch in der Hand, wurde ich ruhig und ausgeglichen . . . Dieses Buch ist also ein Versuch. Ich habe zum ersten Male die Feder in die Hand genommen, um zu schreiben. Ich wollte es versuchen. Vieles ist linkisch und ungeschickt, sowohl im Stil wie im Aufbau. Es ist das erste, was aus mir hervorgegangen ist. Es ist wie ein Kind mit gelähmten Beinen; da liegt es krumm und schief in seinem Bettchen, im Schatten des Laubenganges. — Warum nicht den Gast zu ihm hinführen und sagen: Es gehört auch zur Familie."

Nun, so „krumm und schief" will uns dieses Kind seiner Muse nicht erscheinen, wenn es auch da und dort, im Hinblick auf den reifen Giono, noch erhebliche Mängel aufweist. Aber sie sind nicht so bedeutungsvoll, als daß wir nicht auch an diesem urwüchsigen und heiteren Buch unsere Freude hätten.

Das eigentliche dichterische Hauptwerk Gionos bilden die drei großen Romane „Der Hügel", „Der Berg der Stummen" und „Ernte". Es ist die Pan-Trilogie. Alle drei Bücher stehen unter dem vorherrschenden Motiv vom „Segen der Erde". Als Ergänzung dazu möge das unter dem Titel „Lebendige Wasser" erschienene Novellenbuch dienen. In zweien dieser Erzählungen versucht Giono noch einmal von dem zu sprechen, was er mit seiner Pan-Trilogie zu gestalten versuchte.

Von der Pan-Trilogie steht uns Deutschen die „Ernte" wohl besonders nahe. Dieses Buch ist so zart und blumenhaft und zauberisch, so voll von Liebe zur Erde, zur Blume, zu Pflanze und Tier vom ersten bis zum letzten Wort, als sei dies alles hier zum erstenmal in Worte gefaßt. Diese schöne und liebenswerte Dichtung berichtet von Pantürl, dem Bauern, der aus seiner großen Kraft und verwurzelten Liebe zu Boden und Feld aus einem einsamen und verlassenen Stück Erde neue Frucht zieht, und von Ursula, seiner Frau, die spät und auf seltsame Weise zu ihm kommt, von vieler Arbeit, stillem Glück und klingender Freude. In jedem Sinn ist die „Ernte" ein Kunstwerk, sprachlich, kompositorisch und formal voll ausgereift. Aus dem großartigen Schluß dieses Buches seien hier einige Sätze angeführt:

„Jetzt ist Pantürl allein. Er ist überströmt von Glück. Er kommt an sein Ackerland. Er bückt sich und nimmt eine Handvoll Erde. Schwere, fruchtbare Erde, und all dies Willige mit seinen Händen. Vor seinen Augen erscheint das Land, wie es früher war; die rauhe, runzelige, mit Stechginster und scharfen Gräsern bestandene Heide. Und dann entschleiert sich seinem Blick die wüste Stätte, die er selber war, er, der Pantürl: dem tollen Winde preisgegeben und allem, was man nicht bekämpfen kann ohne die Hilfe des Schicksals. Aufrecht steht er auf seinem Gefild. Er hat seine gerippten braunen Samthosen an und es ist, als sei es ein Stück des eigenen gefurchten Ackers, das ihn umschwelle und bekleide. Die Arme hängen herunter, er rührt sich nicht, er hat gewonnen, der Kampf ist zu Ende. Eingewurzelt und säulenfest ragt er aus brauner Scholle."

Neben der „Ernte" bleibt „Der Berg der Stummen", diese große und wahrhaft ergreifende Liebesgeschichte, eine der stärksten dichterischen Bücher Gionos. Es ist dem Umfang nach nur ein kleines Buch. Aber welche Kraft des Wortes und welche Fülle der Gesichte? Und dabei erzählt Giono nur, durch den Mund des Bauernknechtes Amédée, wie sein junger Freund Albin das Mädchen findet, das er früher einmal gesehen hat und seitdem nicht vergessen kann. Wieder ist auch diese Erzählung zugleich ein Lobgesang auf Heimat und Erde:

„Ich hab' dir gesagt, daß meine Heimat die Geschichte sei, die ganze Geschichte; ich hab's gesagt, weil es die Wahrheit ist . . . Ich habe ganz Baumugnes in mir, und das ist schwer, denn es besteht aus einer Masse Erde, die bis an den Himmel reicht, und aus Bäumen von aufrechtem Wuchs; aber gut ist es und schön, und weit und klar; aus blankem Himmel besteht es und aus schönem fettem Heu und einer Luft, die geschärft ist wie ein Säbel."

Baumugnes! Nicht durch Wort und Rede machen sich die Menschen verständlich, nein, ihr Innerstes verraten sie durch eine aus ferner Zeit stammende Gewohnheit, durch ihr Spiel

auf der Harmonika. Es ist schwer, diese Geschichte zu erzählen; es wäre auch wenig gesagt, denn das Reizvolle und Einmalige an dieser Dichtung sind auch hier Farbe und Ton der Sprache Gionos.

Aber über den Inhalt der Erzählung hinaus ist bei Giono auch die Form, der Klang und Rhythmus das Wesentliche. Besonders empfinden wir dies bei dem dritten Teil seines Pan, beim „Hügel". Unerklärliches, ja Mythisches spukt in diesem Buch; Angst und Schrecken kommen über die Menschen durch das Versiegen der Wasserquelle. Magische Kräfte scheinen im alten Janet wirksam zu sein. Geheimnis überall. Dieses Buch Gionos steht am Anfang seines Schaffens und zeigt uns den Dichter vielleicht in seiner ureigensten Form.

Hatte uns bisher die volle und reine Naturverbundenheit in allen seinen Büchern ergriffen, so treffen wir sie auch in einem andern Buch, in seinem Kriegsroman, wenn man so will, „Die große Herde". Hier geschieht in ihm alles, was wir aus den vielen schon erschienenen Kriegsbüchern kennen: der Krieg mit allen seinen seelischen und körperlichen Anfechtungen; großes und stilles Heldentum; das Leid des einzelnen wie der Masse; Kameradschaft in Not und Gefahr. Aber im Gegensatz zu vielen guten Kriegsbüchern, in denen das Hauptgewicht auf die großartige äußere Szenerie verwendet wurde, verlegt Giono den Schwerpunkt auf das Schicksal des einzelnen Menschen; er selbst steht nicht eigentlich im Mittelpunkt des Geschehens, eher an der Peripherie. Um so grausamer aber vernehmen wir von Vernichtung und Zerstörung, erleben wir heldenhaftes Ringen; um so stärker ahnen wir, was es heißt: Krieg. Seine realistischen Berichte unterbaut er zuweilen mit starken lyrischen Partien, ohne deshalb jemals auch nur andeutungsweise sentimental zu werden. Seine Liebe zu den Menschen ist so groß, so voller Güte und Gutsein, daß wir das Klopfen seines Blutes zu hören vermeinen, seinen eigenen Puls- und Herzschlag, wenn er erleben muß, wie unerbittlich das Schicksal junges, blühendes Leben auslöscht.

Hier schrieb einer die Geschichte des Krieges, der selber die kostbarsten Jahre seines Lebens in ihm ließ. Vorbildlich ist auch die persönliche Haltung des Dichters zu Deutschland, sein Gerechtigkeits- und Wahrheitswille, die übergeordnete menschliche Grundeinstellung, die in keinem Wort zu tendenziösen oder entstellenden Mitteln der Darstellung greift.

Neben dieser reinen Kriegsgeschichte läuft in den dazwischengeschalteten Kapiteln, die dichterisch zu den schönsten des Buches rechnen, Leben und Treiben der Zurückgebliebenen im Heimatdorf, in den französischen Hochalpen.

Für den Dichter und Menschen Giono dürfte sein autobiographischer Roman „Der Träumer" am aufschlußreichsten sein. Nicht nur, daß der Dichter seine Kindheit und Entwicklung schildert; es kam ihm offenbar auch sehr darauf an, sich auf seine Art mit weltanschaulichen Fragen und Problemen auseinanderzusetzen. Am eindringlichsten bleiben wohl die Kindheitserinnerungen. Im Tiefsten ist es — wie alle Bücher Gionos — ein lebensbejahendes und durch seine erdnahe Haltung durchaus tröstliches Buch, an manchen Stellen heiter — ja, in der Geschichte der Bäckersfrau Aurelie, die ihrem Mann davonläuft und zurückgeholt wird, zeigt Giono, daß er auch Anlagen zu jenem wahren Humor besitzt, der schalkhaft und hintergründig ist.

Sein letzter umfangreicher Roman „Das Lied der Welt", ist vielleicht zugleich sein reichstes Buch. Mit der ganzen Kraft seiner dichterischen Empfindung läßt er uns teilnehmen an den Wundern der Erde und der Natur in ihren Jahreszeiten. Natur — das ist Jean Giono der Urgrund alles Lebens, die Mutter; ohne sie ist der Mensch wurzel- und heimatlos. Tief mit ihr sind seine Menschen verknüpft, diese einfachen, bäuerlichen Menschen, Greise, Männer, Frauen und das junge Volk. Wieder bewundern wir die Farbigkeit, mit der Giono alles erzählt, mit welcher Inbrunst der Leidenschaft und mit welcher Einfachheit der sprachlichen Mittel er Situationen und Bewegungen zu gestalten vermag. Alles in diesem Buch ist ein großes und reines Tönen und Rauschen und Brodeln.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Ludwig Friedrich Barthel

wurde am 12. Juni 1898 in Marktbreit in Mainfranken geboren. Von seinem Vater sagt er selbst, daß er „bis zur Strenge ernst" war, während er seine Mutter „eine empfindsame, irdisch-fromme Natur" nennt. Beider Erbe glauben wir im Werke des Dichters wiederzuerkennen, der noch zur Kriegsgeneration gehört und seit 1930 als Staatsarchivrat in München lebt. 1926 erschien als erstes Werk seine Übertragung der „Antigone" des Sophokles, ihr folgten im Jahre 1931 die „Gedichte der Landschaft", in denen sich bereits die besondere Eigenart des Lyrikers offenbarte: eine Verbindung von hymnischer Sprachkunst mit einer ausgesprochenen Dinglichkeit in der Gestaltung der Erlebnisse. Diesem ersten Band schlossen sich rasch die weiteren Bände an: „Gedichte der Versöhnung" (1932), „Dem inneren Vaterlande" (1933), „Tannenberg / Ruf und Requiem" (1934), „Strand-Gedichte" (1936) und „Komme, o Tag" (1937). Alle dieser Bände haben dem Dichter eine rasch wachsende Gemeinde verschafft. Das Werk „Der Knabe Reim" vereinigt drei ergreifende Kriegserzählungen. „Das Leben ruft" ist der symbolische Titel eines anderen Bandes Erzählungen, der im Jahre 1935 erschienen ist. Barthels erster Roman „Die goldenen Spiele, Ein Roman in Briefen" erschien im Herbst 1936 und zeigt den Dichter in einer neuen Gestalt als Schöpfer einer starken lyrisch erfüllten Prosa.

Neben seinem lyrischen und erzählerischen Werke hat Barthel in Zeitschriften und Zeitungen wertvolle essayistische Arbeiten veröffentlicht, vor allem Aufsätze über einzelne Persönlichkeiten des Schrifttums und über kulturpolitische Fragen der Zeit.

Die Werke Ludwig Friedrich Barthels erschienen im Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen, und bei Eugen Diederichs, Jena. oh.



Margarete Schiestl-Bentlage

Am 24. März 1891 wurde sie auf Hof Bentlage, im Kreise Menslage, geboren. Ihre Eltern bezeichnet sie selbst als „Dichter", denn beide übermittelten ihr überlieferte Geschichten, Balladen und Gesänge, und erzählten ihr von der Landschaft und den Menschen. Kein Wunder, daß das dichterische Erbteil auch in ihr lebendig wurde, wenn sie auch vorerst noch keine Zeile „herausbrachte". Jahre vergingen, in denen jede künstlerische Betätigung in den Hintergrund gedrängt wurde, bis sie im Herbst 1915 nach Nürnberg ging und die Kunstschule besuchte. In ihrem Lehrer, dem verstorbenen Maler Rudolf Schiestl, fand sie den Lebenskameraden und Führer ihres künstlerischen Wollens. Schon ihr erstes Buch „Unter den Eichen", aus dem Leben eines deutschen Stammes (1933), zeigt ebenso klar wie „Das blaue Moor, Gesang einer Landschaft" (1934) ihre ganz eigene und kraftvolle, tief in der Heimat verwurzelte Gestaltungskunst, die nicht zuletzt auf einem sicheren Instinkt für das Echte und Bodenständige beruht. Am reifsten ist das zuletzt erschienene Buch „Der Liebe Leid und Lust" (1936), das einzelne Erzählungen enthält, in denen die Dichterin die schicksalhafte Gewalt der Liebe im Guten und Bösen lebendig werden läßt. Einfachheit, Echtheit und Größe der Empfindung und des dichterischen Ausdrucks sind die wesentlichen Merkmale ihrer Persönlichkeit und ihres Schaffens, von dem sie einmal gesagt hat: „Weshalb sollen die Leute nicht wissen, in welcher Einfältigkeit ich schaffe und wie wenig Sprüche ich machen kann. Ich trug das Bild meiner Heimat ganz einfach in mir, wo es ruhig wuchs, bis es den Raum meiner Seele endlich sprengte und heraustrat, ins Licht, unter aller Augen." Die Bücher von Margarete Schiestl-Bentlage sind alle im Verlag Paul List, Leipzig, erschienen. mw.

Die unsterbliche Landschaft



Hartmannsweilerkopf
Aus „Die unsterbliche Landschaft. Vogesenkrieg"

In dem erschütternden Buch „Kriegsbriefe gefallener Studenten" berührt uns immer wieder ein Zug ganz besonders stark: das ungeheuer lebendige und eindringliche Landschaftserlebnis, das aus fast all diesen Briefen, die zwischen Not und Tod, Kampf und Untergang geschrieben wurden, spricht. Das ist deutsches Erleben, das spricht für die deutsche Seele. Und so ist es nur ein besonderer Ausdruck dieses großen deutschen Landschaftserlebnisses, wenn Erich Otto Volkmann eine Folge von schlechthin wunderbaren und ergreifenden Bildtafeln jenes grenzenlosen Schauplatzes herausgab und diesem Werk den Gesamttitel: „Die unsterbliche Landschaft" gab. In diesen Heften werden die Landschaften wiedergegeben, in denen deutsche Soldaten gekämpft haben. Von Flandern bis zu den Vogesen, von Helsingfors über Tannenberg bis in den Orient wandern wir mit den Kämpfenden. Wir finden sie wieder auf dem Balkan, in Rumänien, Serbien, Mazedonien, wir treffen sie in Oberitalien, in unseren ehemaligen Kolonien; wir begleiten die Schiffe und U-Boote auf die weiten Meere.

Es ist wahrhaft eine heroische, eine „unsterbliche Landschaft" geworden, die Landschaft des gewaltigsten aller Kriege. Mit Recht sagt der Herausgeber in seinem Vorwort: „Für ihr ganzes Leben begleitet die aus den Wasserlöchern Flanderns, den endlosen Weiten Rußlands, der verkarsteten Hochgebirgswelt des Balkan Heimgekehrten das Gefühl tiefer innerer Verbundenheit mit dem Boden, den sie eroberten, für dessen Verteidigung sie bluteten, auf dem ihre Freunde und Kameraden starben. Noch nach vielen Jahren eines ganz anders gearteten friedlichen Lebens kann der Geruch feuchten Erdreichs, der Schrei eines Vogels in schneestiller Wintereinsamkeit, ein mühevoller Gang auf holperiger Geröllhalde oder der Anblick einer blauschwarz bewaldeten Horizontlinie vor leuchtendem Abendhimmel plötzlich und mit zwingender Gewalt Bilder der Vergangenheit in ihnen aufrühren, die schon ganz versunken waren. Es steht dann in jähem Erinnern ‚ihre' Landschaft aus dem Kriege wieder vor ihnen, die ihnen zum Erlebnis, vielleicht zum Schicksal wurde."

Wie viele von denen, die als deutsche Soldaten an allen Fronten kämpften und die zuvor niemals ihr Dorf oder ihre kleine Stadt verlassen haben, wie viele von ihnen haben während dieser Kampfjahre unzählige Landschaften und Völkerstämme kennengelernt. Aber „der Soldat erlebte den Wechsel der Landschaft nicht, wie man ihn auf einer Reise erlebt. Dafür lastete der schwere Ernst des Krieges zu sehr auf Tag und Stunde". Von diesem Ernst sprechen auch diese Bildhefte. Sie zeigen meist die betreffenden Landschaften, wie sie vor dem Kampfe waren, dann erst führen sie uns in die Landschaft des Kampfes und Sterbens. Aber jedes Heft entläßt uns mit einem oder mehreren Bildern des neuen Friedens, seien es nun wieder aufgebaute Städte und Dörfer oder der große Friede der Heldengräber. So unterscheiden sich denn diese Hefte sehr wesentlich von den allzu bekannten Sammlungen von Kampfszenen. Sie sind gestaltet und geschaffen aus einem menschlichen Erlebnis, nicht aus einem kriegerischen. Nicht das Kampfbild war das Ursprüngliche und Entscheidende, was zur Aufnahme und zur Sammlung führte, sondern die Landschaft, in der der Kampf stattfand.

Kurze, meist von Erich Otto Volkmann in einer lebendigen, schöpferisch-bewegten und dichterisch-beseelten Sprache geschriebene Einführungen zeichnen in knappen, aber unvergeßlichen Strichen den Charakter der jeweiligen Landschaft und die Schicksale, die im Weltkrieg dort entschieden wurden.

Es ist „der Sinn dieses Bilderwerkes, dem Soldaten, der ‚draußen' war, das Besondere und Einzigartige jeder Landschaft wieder in die Erinnerung zurückzurufen". Aber auch alle anderen, die nicht am Kampfe teilgenommen haben, werden durch diese Bilderhefte ein Erlebnis erfahren, das noch so vollendet geschriebene Texte nicht auszudrücken fähig sind: das Erlebnis der Landschaft, in der um die Entscheidung gerungen wurde. Wer diese Hefte gelesen und betrachtet hat, der hat eine Reise besonderer Art zurückgelegt, die Reise durch eine Landschaft, die so nur einmal besteht, die in all ihrer Vielgestaltigkeit zusammengeschlossen wird zu einer neuen Einheit, durch das Schicksal, das sie erlitt: zur unsterblichen Landschaft.

Otto Heuschele

„Die unsterbliche Landschaft." / Die Fronten des Weltkrieges. Ein Bilderwerk, herausgegeben von Erich Otto Volkmann. Bibliographisches Institut Leipzig. Jedes Heft bringt 15—20 Seiten Text, 80—90 Abbildungen u. 1—3 mehrfarbige Karten und kostet RM 3.60 Es sind erschienen: Flandern; Von Tannenberg bis Helsingfors; Italienfront; Vogesenkrieg; Die serbisch-mazedonische Front; Der Orient; Von den Karpathen zum Kaukasus; Polen; Rumänien; Der Kampfraum Verdun; Die Aisne-Champagne-Front; Arras-Somme-St. Quentin; Der Krieg in den Kolonien; Der Seekrieg.



Bildnis Robespierres

Kurz und gut!

Zweimal Robespierre

Von Friedrich Weissinger

Friedrich Sieburg: Robespierre. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 399 S. RM 6.80.

Peter Richard Rohden: Robespierre. Die Tragödie des politischen Ideologen. Verlag Holle & Co., Berlin. 519 S. RM 9.—.

Als das Frankreich der Dritten Republik dem Anschluß an die Ideen von 1789 sinnfälligen Ausdruck verleihen wollte, begnügte es sich nicht mit der Erneuerung äußerer Wahrzeichen (wie des Nationalfeiertages und der Marseillaise), sondern schuf sich — darüber hinaus — in der Gestalt Dantons den revolutionären Helden und Schutzheiligen, der den Forderungen des republikanischen Weltbildes am ehesten zu entsprechen schien. Daß man aus der Fülle der Persönlichkeiten gerade ihn erkor, ist mehr als nur eine willkürliche Gunstbezeugung für das Eindrucksvoll-Mitreißende des großen Tribunen; hier fand ein Meinungsstreit seinen vorläufigen Abschluß, der seit dem Zeitalter der Restauration Politiker und Geschichtsschreiber in Atem hielt, und der — weil er sich um eine endgültige Deutung der Revolution als einer eigentümlichen Leistung des französischen Volkes bemühte — in jedem Betracht aufschlußreich zu nennen ist.

Wenn nun — in den fast gleichzeitig erschienenen, durch überlegene Stoffbeherrschung ausgezeichneten Werken von Peter Richard Rohden und Friedrich Sieburg — auch deutscherseits der Versuch gemacht wird, in diese Auseinandersetzung einzugreifen, so geschieht es — und das ist wesentlich — ungetrübt von Vorurteilen und ohne jene Parteinahme, die die Revolutionsgeschichtsschreibung zu einem so verräterischen Spiegel der französischen Politik gemacht hat. Daß die beiden Verfasser ihre Aufgabe von der Schreckensära, d. h. von Robespierre aus in Angriff nehmen, bedeutet kein Bekenntnis zum Jakobinertum, wie es von Achille Roche über Louis Blanc, Buonarroti und die Memoirenliteratur der Julimonarchie bis auf Ernest Hamel und Albert Mathiez jede liberalistische Auslegung des Revolutionsgeschehens aufs schärfste bekämpfte. Was hier erstrebt wird, ist alles andere als eine einseitige und unsachliche Vergötterung des „Unbestechlichen", dessen Schwächen — trotz ihrer Steigerung ins Furchtbar-Großartige — gerecht, aber schonungslos zur Darstellung kommen. Während Sieburg (in seinem auch kulturhistorisch ungemein fesselnden Buch) das menschlich Zwiespältige des großen Umstürzlers in den Vordergrund rückt, bleibt Rohden — als Wissenschaftler und Forscher — immer innerhalb der realpolitischen Gegebenheiten; für ihn ist Robespierre weniger der Prophet eines Zukunftsreiches als der starrsinnige Ideologe, der an seiner staatsmännischen Unzulänglichkeit, ja Unfähigkeit scheitert. Ein Durchschnittsmensch, der von dem Strudel der Ereignisse nach oben geschleudert wird, ohne der Größe dieses Schicksals, seiner Führerrolle gewachsen zu sein, begreiflich nur „aus der Revolutionsatmosphäre, die ihn erst zu dem macht, was er ist: zu einem Mittelding zwischen Typus und Fetisch".

Man muß Rohden zubilligen, daß er — gegenüber der idealisierenden Erhöhung Sieburgs — die eigentlich politische Tragik im Leben des „Unbestechlichen" klarer, wenn auch unbarmherziger herausgearbeitet hat. Was Robespierre, der ein Volksmann, dazu ein Mann des französischen Volkes sein wollte, durch eine unüberbrückbare Kluft von diesem Volk trennte, war in erster Linie der durchaus unfranzösische Glaube an die Deckbarkeit von Idee und Tat, das überspannte Schwärmertum, das über der unbedingten (alles umschließenden) politischen Forderung die Farbigkeit und Fülle des persönlichen Lebens vergaß. Sein Verhängnis lag also weniger in den Ideen an sich — Beweis: die robespierristische Sozialethik, deren kleinbürgerlicher (auf den Kleineigentümer ausgerichteter) Zuschnitt sich bis heute als wirtschaftliche Richtschnur behauptet hat —, als vielmehr in der mangelnden Witterung dafür, wieviel man dem Durchschnittsfranzosen zumuten konnte, und wogegen er sich — wesensgesetzlich und aus seiner volkhaften Eigenart heraus — verschloß. Robespierre war (ganz im Gegensatz zu dem kraftvollen und bäuerlichen Danton) der Schulfall eines Intellektuellen, dem es auf das Grundsätzliche, die klar umrissene Zielsetzung, und nicht auf das politisch Mögliche ankam, und der aus diesem Grunde — ein sturer Pedant und Besserwisser — das Volk in einen unerträglichen und gefährlichen Spannungszustand hineintrieb. Als dieser „Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei",

der während der außenpolitischen Bedrohung der Republik dem Notzustand einer belagerten Festung glich, durch die militärischen Erfolge des Volksheeres jede sittliche Berechtigung verlor, wurde es immer deutlicher, daß die (rein politisch zu verstehende) „Tugend"lehre des „Unbestechlichen" — mit ihrer unerbittlichen Scheidung in „gute" und „schlechte" Bürger — zu einem lebensfeindlichen Dogmatismus erstarrte, in dessen Bannkreis alle schöpferischen Antriebe als „gegenrevolutionär" verfehmt waren.

Das französische Volk, das — bei aller Vorliebe für das Übersichtliche und Geordnete — im Grund seines Wesens individualistisch empfindet, hat dem Gleichheitswahn Robespierres — unmittelbar und im Urteil seiner Geschichtsschreiber — eine klare Absage erteilt. Nicht weil es die parlamentarische Regierungsform, die in ihren Grundzügen in der Verfassung von 1793 festgelegt war, für unersetzlich hielt — es hat ja später Bonaparte und die Restauration ohne Widerspruch hingenommen —, sondern einzig und allein deshalb, weil der Jakobinismus — als religiös begründetes politisches System — mit seiner Forderung einer lückenlosen Unterwerfung die heiligsten Rechte des Menschlichen außer Kraft setzte. Die Verwirklichung des Rousseauschen Idealstaates, die hier von einer entschlossenen und stoßkräftigen Minderheit begonnen wurde, stieß zwangsläufig auf Widerstände, weil sie den Hauptfaktor, das lebendige Volk, unberücksichtigt ließ, und weil die Drohung der unersättlichen Guillotine das denkbar ungeeignetste Mittel war, eine wirkliche Gemeinschaft zu begründen.

Es ist nicht nur ein psychologischer, sondern vor allem ein künstlerischer Genuß, nach der federnden, angespannten Geistigkeit Rohdens zu der farbigen Darstellung Sieburgs zu greifen, die den kargen, nicht eben liebenswerten Gegenstand zu einem prachtvollen Zeitgemälde erweitert. Die Kraft der Veranschaulichung, der eine nicht minder bannende Sprachgewalt zur Seite steht, ist so suggestiv, daß das Paris dieser Jahre leibhaft zu leben beginnt: aus tausend — mit erstaunlichem Spürsinn zusammengetragenen — Einzelzügen ersteht das Gesicht der Revolution — mit all seiner Furchtbarkeit, Tragik und grauenvollen Zerstörung, aber auch mit all den menschlich Rührenden und Liebenswürdigen, in das die Verzweiflung dieses glückshungrigen und genußfrohen Volkes sich flüchtete. Neben dem Kulturhistoriker Sieburg steht — beherrschend und richtunggebend — der „Seelenerrater" (Nietzsche), dessen Psychologeninstinkt die letzten Abgründe und Schlupfwinkel des Herzens ertastet und damit über das rein Tatsachenmäßige zu den geistigen Grundlagen des politischen Geschehens vordingt. Daß mit einem solchen Verfahren Schwierigkeiten, ja Irrtümer verbunden sind, liegt auf der Hand. Sieburg ist zu sehr Dichter, um nicht bisweilen den Verführungen des Stofflichen zu erliegen und (wie in der Schilderung Robespierres oder dem großartigen Porträt St. Justs) die Grenzen des historisch Vertretbaren zu überschreiten. Hier übertrifft ihn Rohden durch nüchterne Strenge und eine Selbstbeschränkung, die — als erzieherische Werte — nicht unterschätzt werden dürfen. Trotzdem wäre es falsch, das eine Werk gegen das andere auszuspielen: beide ergänzen sich zu einer höheren Einheit, so daß das abschließende Urteil über den wahren Robespierre dem Nacherleben des Lesers und seiner schöpferischen Mitarbeit überlassen bleibt.

Napoleon und seine Umwelt

Die Vorliebe weitester Kreise der Bücherkäufer und -leser für geschichtliche Stoffe, die eine immer noch im Anwachsen begriffene Hochflut an — erfreulicherweise meist wertvollen — Neuerscheinungen auf diesem Gebiet hervorgerufen hat, erstreckt sich auch auf die überragende Persönlichkeit Napoleons, für dessen Beurteilung wir heute, mehr als ein Jahrhundert nach seinem Tode, den erforderlichen Abstand gewonnen haben.

Obwohl über dieses „wundersamste aller Heldenleben" (Goethe) bereits mehr als hunderttausend Bücher geschrieben und gedruckt worden sind, ist der schier unerschöpfliche Stoff nicht restlos verarbeitet, solange immer noch neue, bisher unbekannte oder unerreichbar gewesene Quellen erschlossen werden. In deutscher Übertragung von Georg Goyert liegen jetzt die 318 Briefe Napoleons an Marie Louise[1]) vor, die Charles de la Roncière nach den von der Pariser Nationalbibliothek auf einer Versteigerung in London erworbenen Urschriften erstmalig herausgegeben und erläutert hat. In diesen Briefen des Vierzigjährigen an seine kaum halb so alte Gattin, die in den Jahren 1810 bis 1814 geschrieben wurden, also von der Verlobung mit der Tochter des Kaisers Franz von Österreich bis zu deren Rückkehr ins Elternhaus nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, lernen wir den Herrn Europas als zärtlich verliebten Gatten und treubesorgten Vater kennen, der kaum einen Tag verstreichen läßt, ohne auch im Schlachtengetümmel und im nervenaufreibenden Kampf um den bereits wankenden Thron der fernen Gattin und des geliebten Sohnes zu gedenken. Sind diese Briefe auch nicht durchpulst von der lodernden Sinnenglut und dämonischen Leidenschaft wie jene Feldpostbriefe, die der damals siebenundzwanzigjährige General am Lagerfeuer in Italien zwischen zwei Siegen an die um sechs Jahre ältere Josephine richtete, so sind sie doch ein höchst wertvoller Beitrag für das Verständnis des Seelenlebens und der Gefühlswelt des großen Eroberers.

Durch diese Briefe ist auch ihre Empfängerin aus dem Halbdunkel geschichtlicher Vergangenheit wieder in hellere Bühnenbeleuchtung gerückt worden. Gertrude Aretz, bekannt durch ihr oft aufgelegtes Buch „Frauen um Napoleon", hat ein Lebensbild der Kaiserin Marie Louise[2]) geschrieben, das auf gewissenhafter Verwertung des sehr reichhaltigen Quellenmaterials aufgebaut, in

fesselnder und gefälliger Form die Schicksale dieser Habsburgerin erzählt, die leider kein Charakter, sondern nur ein willensschwaches Weibchen gewesen ist, unfähig, die bedeutsame geschichtliche Rolle zu begreifen, die sie an der Seite des größten Mannes ihrer Zeit zu spielen berufen gewesen wäre. Als Opfer der Politik ist sie dem ursprünglich von ihr als Todfeind ihres Hauses gründlich gehaßten Sieger angetraut worden, der sie im wahrsten Sinne des Wortes auf seinen Händen getragen hat. Obwohl sie sich an seiner Seite glücklich fühlte, hat sie ihn nach dem Zusammenbruch seiner Macht doch ohne jedes innere Empfinden kalt und gleichgültig seinem Schicksal überlassen, um als unscheinbare Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla ihren Kammerherrn, den einäugigen, aus württembergischem Adelsgeschlecht stammenden Grafen Adam Neipperg und nach dessen Tod seinen Nachfolger, den Emigranten Graf de Bombelles, zu heiraten. Gertrud Aretz schildert eingehend und anschaulich das Verhältnis der Kaisertochter zu ihren drei Gatten und macht uns besonders mit den späteren Lebensschicksalen Marie Louises vertraut (sie starb erst 1847), über die bisher nur einige französische und italienische Veröffentlichungen meist sehr einseitiger Natur vorlagen.

Napoleons und Marie Louises Sohn, dem als Erbe die vom Vater in hundert Schlachten eroberte halbe Welt zufallen sollte, und der doch bereits zehn Jahre nach Napoleons Tod als unbekannter, kleiner Herzog von Reichstadt der Schwindsucht erlegen ist, hat einen neuen Biographen gefunden: Octave Aubry, Der König von Rom[3]. Es ist das mit großer Sachkenntnis und feinem, künstlerischem Empfinden entworfene Lebensbild dieses von Tragik und Romantik verklärten Epigonen, dessen wir früher schon ausführlich gedacht haben (Weltstimmen 1932, Seite 283). Aubrys umfangreiches Buch, dessen vorzügliche Ausstattung alles Lob verdient, läßt noch einmal, scharfumrissen und von allen Seiten beleuchtet, das Schattenbild dieses unglücklichen Jünglings erstehen, dem das widerspruchsvolle Bluterbe der Eltern zum Verhängnis geworden ist. Aubry ist nicht nur ein gewissenhafter Historiker, sondern er besitzt auch die Gabe des Künstlers und Schriftstellers, die Ergebnisse sachlicher Forschung in eine ansprechende und stets fesselnde Form zu kleiden, so daß sich sein Buch wie ein selbsterlebter Tatsachenbericht oder wie ein Roman — im guten Sinne — liest. So ist ein erschütterndes menschliches Dokument entstanden.

Die gleichen Vorzüge weist desselben Verfassers Werk Sankt Helena, Die Gefangenschaft Napoleons[4]) auf, das jetzt ebenfalls in flüssiger deutscher Übertragung erscheint. Der bisher vorliegende Band, dem noch ein zweiter folgen wird, umfaßt die Zeit vom Zusammenbruch der napoleonischen Herrlichkeit auf dem Schlachtfeld von Waterloo bis zu dem Augenblick, wo der entthronte Welteroberer sich endlich mit seinem Schicksal abgefunden hat und mit zielbewußter Berechnung die Märtyrerrolle zu spielen beginnt, die dem toten Cäsar noch einmal die Welt erobert und seinem



Napoleons Totenmaske

Nach einem Stich von Luigi Calamatta

Neffen den Weg zum Thron gebahnt hat. Aubry ist der erste Historiker, der eine umfassende, zuverlässige, ruhig und sachlich abwägende Geschichte der Gefangenschaft Napoleons geschrieben hat. Er hat nicht nur die bereits gedruckten zahlreichen Quellenwerke kritisch verarbeitet, sondern auch bisher unbekanntes Material aus dem Nachlaß des berühmten Napoleon-Historikers Frederic Masson und den Pariser und Londoner Archiven der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Marie Luise hat trotz ihrer Jugend und Anmut bei Zeitgenossen und Nachwelt niemals die gleichen Sympathien besessen, deren sich in um so größerem Maße ihre Vorgängerin bis auf den heutigen Tag erfreut. Der romantische Zauber, der über dem Leben der heiteren, sorglosen Kreolin liegt, deren Schicksalswege in filmartig buntem Auf und Ab von den fernen Antillen um Haaresbreite an der Guillotine vorüberführten, bis sie als Witwe eines royalistischen Generals die Gattin des ruhmgekrönten Siegers von Italien und in noch steilerem Aufstieg Kaiserin der Franzosen wurde, zieht eben immer wieder aufs neue den Leser in seinen Bann. Masson und neuerdings Jean Hanoteau, der verdienstvolle Herausgeber der Memoiren der Königin Hortense und des Großstallmeisters Caulaincourt (vgl. „Weltstimmen" 1934, Seite 12) — auf dessen aufschlußreiches und interessantes Buch **Le ménage Beauharnais**.— **Joséphine avant Napoléon** (Paris, Plon, 1936) sei hier besonders aufmerksam

gemacht — haben dem Historiker wichtiges Quellenmaterial über Josephines Leben erschlossen. Sind die Werke dieser Verfasser vorwiegend für den engen Kreis der Fachgelehrten bestimmt, so wendet sich Paul Reboux in seiner „Josephine — Leben und Liebe einer Kaiserin"[5]) an die breiten Schichten aller geschichtlich interessierten Leser. Der erfolgreiche französische Autor schildert — von Alfons von Czibulka flüssig und geschmeidig verdeutscht — im bunten Wechsel filmhaft-plastisch geschauter Bilder den abenteuerreichen Lebensroman der Pflanzertochter Marie-Rose-Josephine Tascher de la Pagerie bis zum tragischen Ausklang in Malmaison. Reboux bringt keine unveröffentlichten Dokumente; er formt aus dem in zahllosen Memoiren, Briefen und Biographien aufgespeicherten Material einen packenden Tatsachenbericht, der die Mitte zwischen Roman und Geschichte hält. Manche Abschnitte aus Josephines Leben sind etwas oberflächlich und nicht immer richtig geschildert, auch vermißt man eine kritische Charakteristik, aber das prickelnde Tempo der Erzählung reißt den Leser mit, und das Buch erfüllt entschieden seinen Zweck, indem es einen starken Eindruck hinterläßt.

In „Désirée — Der Roman einer weltgeschichtlichen Liebe", erzählt Alice Fliegel[6]) die Schicksale der Marseiller Seidenhändlerstochter Eugenie Désirée Clary, die der Sturm der Weltgeschichte auf den schwedischen Königsthron gewirbelt hat, nachdem sie fast die Frau des Mannes geworden wäre, dessen Bruder Joseph ihre ältere Schwester Julie heiratete und zu dessen schließlichem Untergang ihr eigener Gatte selbst beigetragen hat. Désirée konnte sich — wenn auch nur für kurze Zeit — als die Verlobte des jungen Generals Bonaparte betrachten, bis die Witwe Beauharnais seine Wege kreuzte und den kindlichen Backfisch aus dem Herzen des im Umgang mit Frauen unerfahrenen und unbeholfenen Korsen verdrängte. Einige Jahre später führte die Verschmähte der General Bernadotte heim, der Gegenspieler und Feind Napoleons, den dieser gleichwohl um Désirées willen zum Marschall und Fürsten erhob und mit Auszeichnungen und Reichtum überschüttete, bis die Schweden ihn zum Nachfolger ihres kinderlosen Königs wählten und der Südfranzose mit dem baskisch-maurischen Bluteinschlag schließlich der Nachfolger Gustav Adolfs und Karls XII. wurde. Alice Fliegel gibt eine Analyse des Seelenlebens Désirées, die beständig zwischen ihrem Gatten und Napoleon vermitteln mußte. Abgesehen von verschiedenen geschichtlichen Fehlern und Unrichtigkeiten, die der Verfasserin unterlaufen sind, ist der Roman fesselnd und gut geschrieben und vermittelt uns ein farbenreiches Kulturbild der französischen Gesellschaft unter dem Direktorium, Konsulat und Kaiserreich, auf das der Schlagschatten des Gewaltigen fällt.

Über Désirées Gatten Jean Baptiste Bernadotte sind in kurzem Abstand gleich zwei Biographen in deutscher Sprache erschienen, die hier ebenfalls Berücksichtigung finden müssen. Der Verfasser dieser Zeilen selbst hat versucht, den märchenhaften Aufstieg dieses „Glückskindes der Revolution" — „Soldat Marschall — König"[7]) — an Hand des gesamten Quellenmaterials aus Zeit und Umwelt lebendig und wahrheitsgetreu, ohne romanhafte Retuschen zu schildern. Bernadottes Schicksal war es, der Gegenspieler Napoleons zu sein, dessen Widersacher er durch seine Wahl zum schwedischen Kronprinzen mehr oder minder zwangsläufig werden mußte. Die eigenartige und oft recht unübersichtliche Rolle, die Bernadotte im Rahmen seiner Zeit spielt, machen es dem Biographen oft nicht leicht, Persönlichkeit und Charakter dieses Gascogners richtig und unvoreingenommen zu beurteilen. Ich bin diesen Klippen, an denen die meisten meiner Vorgänger gescheitert sind, nicht ausgewichen, sondern habe mich vielmehr bemüht, durch eine vorurteilslose Gesamtschau das Problem Bernadotte zu lösen. Inwieweit mir dies, gestützt auf zwanzigjähriges Studium der Geschichte Napoleons und seiner Zeit, gelungen ist, muß ich der Entscheidung des Lesers anheimstellen.

Während mein Buch ins Englische übersetzt wird, erscheint in Deutschland eine Übertragung der Bernadottebiographie des Engländers P. D. Barton[8]), der bereits vor zehn Jahren eine ausführliche Geschichte seines Helden in drei Bänden veröffentlicht hat, die weitaus höher einzuschätzen ist, als dieser Auszug in einem Band, der zahlreiche Mängel und Flüchtigkeitsfehler aufweist, deren Berichtigung eigentlich Aufgabe eines sachkundigen Übersetzers gewesen wäre. Die Übertragung ursprünglich französischer Zitate und Memoirenauszüge auf dem Umweg über die englische Übersetzung — also aus zweiter Hand — ist immer bedenklich, da sie unweigerlich zu einer starken Verwässerung des Originalwortlautes führen muß. Bernadottes Teilnahme an den Befreiungskriegen — er führte den Oberbefehl über die Nordarmee, der die Aufgabe zufiel, Napoleons geplanten Stoß auf Berlin abzufangen und den Franzosen in die Flanke zu fallen — wird von der deutschen Geschichtsforschung wesentlich anders und sachlich richtiger dargestellt, als es der Engländer Barton tut. So kann von einer „Belagerung" Berlins durch Ney und Oudinot (Herbst 1813) schon aus dem einfachen Grunde nicht die Rede sein, da Berlin niemals eine Festung, sondern eine offene Stadt war, zu deren Einschließung durch die Franzosen es außerdem überhaupt nicht gekommen ist, da diese bereits zwischen Jüterbog und Dennewitz, also weit vor der südlichen Peripherie der damaligen Stadt Berlin, von Bülow vernichtend geschlagen wurden. Solche Übertreibungen ergeben ein schiefes Bild von geschichtlichen Begebenheiten, deren wirklicher Verlauf längst einwandfrei festgestellt ist. Bartons Schilderung ist reichlich nüchtern und trocken; er hat eine Menge Zitate, Briefe und Dokumente zusammengetragen, ohne diese Stoffülle organisch zu verarbeiten, so daß die Lektüre etwas enttäuscht, da man die innere Wärme vermißt.

Ungleich besser ist dies Bartons Landsmann A. G. Macdonell in seinem ebenfalls ins Deutsche

übertragenen Buch „Napoleon und seine Marschälle“[9]) gelungen. Bieten an sich schon die manchmal geradezu märchenhaft anmutenden Lebensläufe der sechsundzwanzig aus allen Ständen und Berufsschichten der französischen Nation hervorgegangenen Marschälle Napoleons — der jüngste zählte bei seiner Ernennung 35, der älteste 69 Lebensjahre — eine Fülle hochinteressanter Einzelheiten, so gewinnt das Bild noch an Spannung und Anschaulichkeit, wenn wir diese nach Alter, Herkunft, Temperament, Charakter und militärischer Begabung grundverschiedenen Feldherren unter der Führung und im Schatten ihres großen Meisters die Schlachten schlagen sehen, deren Namen sie als Herzogs- und Fürstentitel auf ihre Nachkommen vererbten. Von dieser Warte aus gesehen, wird die Geschichte der Marschälle zu einem Gesamtbild der napoleonischen Heldensage, das immer wieder durch eine Fülle neuer Einzelheiten beleuchtet und belebt wird. Wenn man bedenkt, daß über jeden dieser Heerführer meist mehrere umfangreiche Biographien und eine Menge fachwissenschaftlicher Abhandlungen vorliegen, so muß man die Leistung Macdonells, diesen erdrückenden Stoff in seinem wesentlichsten Kern auf beschränkten Raum geschmackvoll zusammengedrängt zu haben, doppelt hoch einschätzen. Das Buch ist nicht nur eine Kriegsgeschichte, sondern zugleich ein Kulturgemälde des Empire, in dem sich Zeit und Menschen spiegeln, überschattet von der Riesengestalt Napoleons, der diese Welt geschaffen hatte und mit dessen Sturz sie auch unterging.

Fr. Wencker-Wildberg

1) Die Briefe Napoleons I. an Marie-Louise. Mit Kommentar von Charles de la Roncière. Berlin, S. Fischer Verlag. 310 Seiten. Leinen RM 7.—.

2) Gertrude Aretz: Marie Louise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla. Mit 21 Abbildungen. Wien-Leipzig, R. A. Höger Verlag. Geheftet RM 6.—, Leinen RM 7.50.

3) Octave Aubry: Der König von Rom. Mit 32 Bildtafeln. Erlenbach-Zürich u. Leipzig, Eugen Rentsch Verlag. 466 Seiten. Leinen RM 9.—.

4) Octave Aubry: Sankt Helena. Die Gefangenschaft Napoleons. Mit 16 Bildtafeln. Erlenbach-Zürich u. Leipzig, Eugen Rentsch Verlag. 376 Seiten. Leinen RM 7.50.

5) Paul Reboux: Josephine. Liebe und Leben einer Kaiserin. Mit 8 Bildtafeln. München, Verlag H. Hugendubel, 1935. 388 Seiten. Kart. RM 4.50, Leinen RM 5.80.

6) Alice Fliegel: Désirée / Roman einer weltgeschichtlichen Liebe. Mit 16 Abbildungen. Leipzig, A. H. Payne. 252 Seiten. Leinen RM 6.—.

7) Friedrich Wencker-Wildberg: Bernadotte / Soldat — Marschall — König. Der Lebensroman eines Glückskindes der Revolution. Mit 10 Bildtafeln. 334 Seiten. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1935. Kart. RM 4.50, Leinen RM 5.80.

8) P. D. Barton: Bernadotte. 332 Seiten. Leipzig, Wilhelm Goldmann Verlag, 1936. Kart. RM 6.—, Leinen RM 7.50.

9) A. G. Macdonell: Napoleon und seine Marschälle. Übertragen von Herberth E. Herlitschka. Mit 28 Bildern. Wien-Leipzig, E. P. Tal u. Co., 1936. 306 Seiten. RM 6.80.

Von Balzac zu Jules Romains
Menschen und Zeiten im Roman

„La comédie humaine“ hat Balzac die Reihe seiner Romane genannt, von denen in der preiswerten Neuausgabe des Rowohlt-Verlags, Berlin (Gesamtausstattung von Emil Pretorius, Einzelband RM 2.—, Doppelband RM 3.50) wieder eine größere Anzahl erschienen ist: nach den „Pariser Novellen“ der „Vater Goriot“, „Vetter Pons“, „Zwei Frauen“, „Eugenie Grandet“, „Tante Lisbeth“, „Die tödlichen Wünsche“ und „Die Frau von dreißig Jahren“. Über allen wunderlichen Abseitigkeiten und mystischen Abirrungen dieser Lebensläufe ergibt sich doch mit der Zeit ein außerordentlich vielseitiges Zeitgemälde einer bestimmten Kulturepoche. Die ganze mathematische Struktur des französischen Geistes offenbart sich trotz allem gigantischen Überschwang in der großartigen Systematik, die diesen Plan in seiner Grundanlage beherrscht. Darüber hinaus eröffnen sich menschliche Tiefen, Schicksale und Verirrungen, die dämonisch erschüttern.

Immer wieder seit Balzac und Stendhals Zeiten begegnen wir in der französischen Epik dem Bemühen, das Wesen einer ganzen Epoche, der eigenen Zeit des Erzählers, im umfassenden Gesellschaftsbild zu umschließen. So ist auch das Romanwerk von Jules Romains: „Die guten Willens sind“ (Rowohlt Verlag, Berlin) zu verstehen — als Bild eines ganzen Zeitalters in einzelnen Ausschnitten, einer Welt von kleinen und großen Menschlichkeiten in ihrem gleichzeitigen Bestand und ihrer fortgesetzten Verwandlung. Bisher sind folgende Bände erschienen: „Am 6. Oktober“, „Quinettes Verbrechen“, „Junge Liebe“, „Eros von Paris“ und „Die Hochmütigen“. Wir durchschreiten zauberhaft die große Stadt Paris nach der Jahrhundertwende, in ihrer Arbeit und ihrem Müßiggang, und dringen dabei bis in die geheimsten Winkel der Häuser, der Hirne und der Herzen ihrer Menschen ein. Wir erleben das Erwachen früher Liebe und die angstvolle Schwermut und Lebensgier des Abstiegs, den dunklen Anfang tödlicher Verwirrung in einer kranken und einsamen Seele — ein wahres Labyrinth ungleichartiger menschlicher Schicksale, das einem unbekannten Ziel entgegenstrebt, wie es der Autor in seiner Vorrede verkündet: „Gewiß ist die Welt, jeden Augenblick ihrer Dauer, alles, was man will. Aber aus diesem richtungslosen Gewimmel, diesem Zickzack der Kräfte, diesem Büschel Unordnung ringt sich schließlich das Ideal einer Epoche. Myriaden menschlicher Taten werden nach allen Richtungen von den gleichgültigen Kräften der Nutzsucht, der Leidenschaft, sogar des Verbrechens und des Wahnsinns geschleudert, zerschmettern sich beim Zusammenstoß, verlieren sich im Leeren, so scheint es. Aber einige von ihnen sind mit ein wenig Beharrlichkeit von reinen Herzen gewollt aus Gründen, die wohl den ursprünglichen Absichten des Weltgeistes entsprechen. Ich vermute, die ‚guten Willens‘ sind zahlreicher, als man glaubt, und als sie selber glauben . . .“ (jeder Bd. RM 4.80). T. Brauer

Zwei Romane der Verständigung

Der saarländische Dichter Johannes Kirschweng, dem wir vor allem den Saarroman „Das Wachsende Reich" verdanken, war unter den jungen deutschen Dichtern am besten dazu befähigt, einen Roman mit dem Thema der deutsch-französischen Verständigung zu schreiben, da Kirschweng all die Jahre nach dem Diktat von Versailles unter der geistigen und materiellen Einwirkung der fremden Besatzung lebte. Sein Roman „Feldwache der Liebe" (Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H., Saarlautern. 264 Seiten, RM 4.50) zeigt sogleich, daß Verständigung zuerst und fast ausschließlich durch Sprache und Aussprache erreicht wird. Denn in dem Buch geschieht weiter nicht viel mehr als die Reise eines jungen Deutschen nach Frankreich, zu den Denkmälern der großen Kriegsschlachten und den Massengräbern der unbekannten Soldaten. Diese Pilgerschaft und Wallfahrt mit noch einigen Kameraden an die Stätten des Kampfes führt schließlich zu einer Freundschaft mit einem Franzosen, einem Adeligen, der Deutschland ebensosehr achtet, wie er sein Vaterland liebt. Mit dieser Freundschaft wird eine Atmosphäre des Vertrauens geschaffen, vorerst zwar noch des Vertrauens zwischen einzelnen. Aber sie enthält den weiterwirkenden, ansteckenden Glauben an die Versöhnung, an die höhere Gerechtigkeit unter Menschen, zu der auch die Liebe gehört: denn ihre Sprache ist überall auf Erden die gleiche, die Sprache des unbegreiflichen Herzens, die auch Georg und Oranne verzaubert. Kirschwengs Buch erhält seinen Reiz vor allem durch die leidenschaftlich geführten, klugen Gespräche über das Verstehen der Wesensgesetze der beiden Nationen. Daß diese Gespräche an das Zustandekommen einer ehrlichen Verständigung glauben lassen — das ist die schönste Wirkung, die man von einem solchen Buch erhoffen konnte.

K. H. Bühner.

Dem gleichen Gedanken dient der Roman von Carl Rothe „Die Zinnsoldaten" (Verlag Hans von Hugo und Schlotheim, Berlin; 249 S., RM 5.—).

Ein deutscher Junge aus der Tuchmacherstadt Montschau im Venn, die im ständigen Geschäftsverkehr mit dem Ausland steht, besucht auf Vaters Wunsch eine französische Schule. Seine geliebten Zinnsoldaten hat er heimlich mit hinübergeschmuggelt; sie werden von seinen französischen Kameraden entdeckt, erwecken auch bei ihnen die größte Begeisterung und werden bald der Mittelpunkt friedlicher Kriegsspiele, die durch den großen Krieg der Völker jäh zerrissen werden. Durch den Frieden von Versailles wird auch Stephans eigene Heimat auseinandergerissen, und durch die lange Besetzung werden Glück und Wohlstand des Vaterhauses zerstört. Stephan selbst aber kehrt noch einmal nach Frankreich zurück, als deutscher Lehrer in der alten Stadt Amiens, deren Bürger die Leiden des Kriegs noch nicht überwunden haben. Trotzdem spinnen sich wieder neue freundschaftliche Beziehungen an, vor allem mit der Jugend, wie auch mit einem seltsamen alten Einspänner, der den Fremden ins Herz geschlossen hat und ihm die abenteuerliche Geschichte seines Lebens erzählt. Schließlich finden sich auch höchst unvermutet die Zinnsoldaten wieder, die Stephan einst seinem Kameraden Armand zurückgelassen und die dieser seinem jüngeren Bruder vererbt hat. Und in der Schwester des Freundes findet Stephan auch die rechte Wandergefährtin, mit der er die landschaftliche Schönheit und die großartigen historischen Denkmäler seines Gastlandes kennenlernt. Freundschaft, Kameradschaft, vielleicht auch ein wenig Liebe, und immer wieder einmal etwas Fremdheit, über alle Fremdheit hinweg aber auch vieles nachbarlich Verwandte, die Erkenntnis, daß beide Teile noch manches voneinander zu lernen haben, und daß sie sich vor allem achten müssen, um sich ganz zu verstehen — das steht am Ende dieses klugen, ehrlichen und feinen Buches, bei dem man nur das eine bedauert — daß es mit einem an sich sehr ernsthaften und bedeutungsvollen Männergespräch etwas zu plötzlich zu Ende geht.

K. Blanck.

Zwischen Liebe und Haß

Neue französische Romane

In François Mauriacs „Natterngezücht" (Verlag Herder & Co., Freiburg i. B., deutsche Übersetzung von Franz Schmal. RM 4.20) schreibt ein Vereinsamter sein Testament: Rückblick und Beichte eines Lebens, das sich in selbstsüchtigem Vorbehalt von allem ausschloß, was es mit Glück und Liebe hätte füllen können. Ein alter, in seinen Kreisen hochgeachteter Jurist, reich an Gütern, angesehen im Beruf, verkehrt alles, was ihm das Geschick bescherte, in krankhafter Selbstquälerei in sein Gegenteil; pessimistisches Mißtrauen zerstört alle guten Kräfte. Jedes Abenteuer wird seiner Romantik, jede Liebe ihres Schmelzes entkleidet. Selbst die große, hingebende Liebe der Braut und Gattin wird nach der ersten Periode der seelischen Befreiung von ihm, von seinem zersetzenden Mißtrauen entwertet, jedes Vertrauen deutet er in Lüge um. Die Kinder wachsen auf und werden zu Anlässen ehelicher Zwistigkeiten, später zu beargwöhnten Räubern eines eigensüchtig bewachten Besitzes. Die Freude an seinen beruflichen Erfolgen verwandelt sich in rachsüchtige Genugtuung, die auch die Freunde vertreibt und die Familie ängstlich von ihm abschließt. Die Sorgen der Familie, die er weder teilte noch verstand, führen zu Plänen und Maßnahmen, die er gegen sich gerichtet fühlt, und auf dem Umweg über einen unehelichen Sohn enterbt er schließlich die Seinen. Alle, die er lieben und denen er helfen sollte, sind für ihn ein Schlangenknäuel, ein gegen ihn züngelndes Natterngezücht.

Ein Leben lang vergaß er, daß Haß nur Haß und Tyrannei nur Auflehnung erzeugen kann. Er hat immer nur die Brille der tiefsten Dunkelheit getra-

gen, in allem immer nur das allzu Irdische gesehen, Armseligkeit des streitbedingten Lebens ohne den Glanz des großen Daseins über allen Dingen. Und an der Grenze seines Lebens hält er nichts anderes in der stets verschlossenen Hand als leere Blätter eines Buches, die er mit der Schrift des Hasses und des schrankenlosen Vorwurfs füllt. Aber aus diesen Blättern wächst ihm das Mysterium, aus diesem Rückblick steigt der Einblick in sich selbst. Wie Blätter, die man einzeln ablöst, erst den Kern der Frucht enthüllen, enträtselt sich die eigene Schuld vor ihm. Der unerwartete Tod der Frau, der er sein Buch als trostlose Hinterlassenschaft einmal vererben wollte, ist der letzte äußere Anstoß zu innerer Umkehr. Die Brille der Finsternis fällt von ihm ab, am Rande alles Wissens erkennt er: nicht der Haß und nicht die Eigensucht, die Liebe ist die Führerin des Lebens, jene Liebe, „die meinem kranken Herzen so ungeheuer zusetzt, als müsse es brechen, jene Liebe, deren anbetungswürdigen Namen ich endlich kennen gelernt". Und diese Liebe, mit dem Glaubenslicht aus höheren Sphären, verklärt das Ende und gestaltet seine letzte Stunde zu einem Erdenrest voll Güte und Versöhnlichkeit.

François Mauriac hat dieses Bekenntnis eines Egoisten mit aller Feinheit der Sprache und großem psychologischen Verständnis für geheimste Regungen und Abwege der menschlichen Seele behandelt, mit tiefem Sinn für die innere Tragik und mit der künstlerisch reifen Sicht, die aus der Verdammnis noch die Gewähr der befreienden Erlösung zieht.

In seinem Roman „Segen der Liebe" (Paul Zsolnay Verlag, deutsche Übersetzung von Fritz Lehner. RM 5.20) zeichnet Edouard Estaunié den Herrn Justin Baslèvre, Beamten im Handelsministerium. Er lebt in Paris, in einem kleinen billigen Junggesellenzimmer mit den Möbeln vergangener Armut, aber mit dem Blick auf einen Park, in dem Marie Antoinette und Victor Hugo die Bäume blühen sahen. Er hat Einfluß und ein gutes Gehalt, er kommt in das Alter, in dem einem die Gewohnheiten lieber werden als der Ruf der Amsel, er ist geachtet und gesichert — und mit dem Leben weiß er gar nichts anzufangen. Er hat Kollegen und Untergebene, einen Arzt, der ihn alljährlich ins Bad schickt, eine Zimmerwirtin, die aufräumt, eine Nachbarin, die ihn nicht anzusprechen wagt — aber einen Freund hat er nicht. Auch Gustave Gros, der einstige Nachbar und plötzlich aufgetauchte Bittsteller, dem er helfen soll, den gefährdeten Posten zu behalten, ist kein Freund. Aber Gustave Gros hat eine Frau. Eine ihn sorgenvoll liebende und um ihn leidende Frau. Sie ist weder schön noch bedeutend, nichts ist an ihr, das bezaubern könnte. Aber sie wird die Frau, die das Leben Baslèvres verzaubert: seine große, ihn selbst zugleich in Staunen versetzende Liebe, sein einziger Frühling; ein Frühling in Pastell. Denn Claire ist keine Vagantin der Leidenschaft. Ihre frauliche Not gehört dem Manne, der sie betrügt und verläßt. Ihr Herz wagt keinem Blicke Worte zu verleihen. Es ist ein Herz hinter Siegeln, das Herz eines Mädchens und einer Heiligen zugleich. Aber Baslèvre ist ein Mann. Er sucht das Natürliche und Erlösende in der Liebe: die Erfüllung. Sein Gewissen, das Gewissen eines aus allen Fugen gerissenen ordentlichen Mannes, bleibt dabei skrupelfrei: Gustave hintergeht seine Frau, er ist ein Spieler, der mit der Zimmernachbarin des Herrn Baslèvre ein Verhältnis hat und mit dem Geld, das jene für ihn zusammenleiht, seine Spielschulden bezahlt. Aber Claire, die Frau, bleibt sich selbst getreu. Baslèvre gesteht ihr, sie so zu lieben, daß er an dieser Liebe zugrunde gehen könnte. Claire kennt keine Zukunft, die nicht mit Pflicht und Gewissen zu vereinen wäre, sie sieht die „große, stumm gebliebene Liebe" als „schönste Blüte an, die je die Seele eines Menschen geschmückt hat". Die Lauterkeit und stille Kraft ihres Verzichts wandeln auch ihn vom liebend Begehrenden zum dienend Liebenden. Er lernt von ihr, daß wahre Liebe nicht glücklich sein, sondern glücklich machen will, und sein Leben bekommt in unsagbar zärtlicher Wandlung nur noch den einen Zweck: ihr zu dienen und um ihres Friedens willen tausend Opfer zu erweisen. In dieser Liebe wandelt sich sein Charakter, erlebt sein Herz sich selbst. Claires plötzlicher Tod ist „die nicht gegebene Antwort auf die einzige Frage": hat auch sie ihn wirklich geliebt? War ihr Verzicht auf ihn ein Opfer, das sie der Pflicht brachte, oder ein Ausdruck ihrer Gleichgültigkeit? Ein hinterlassener Brief der Toten nahm ihm jeden Zweifel: Claire hat ihn geliebt, überirdisch schon im Leben und über sich selbst hinaus, ihr Körper mußte sich ihm versagen, ihre Seele gehörte ihm — gehört ihm über Zeit und Grab hinaus.

Herr Baslèvre bleibt, was er war: ein Mann auf höherem Posten, ein pflichtbewußter, sachlicher Beamter. Er ist geworden, was keiner von ihm weiß: ein Mann, der die wenigen Feiertage seines Daseins in einer kleinen Wohnung verbringt, die einmal Gustave Gros gehört hat. Hier, wo kein Stück, das ihre Hand berührte, den Platz verändert hat, jeder Hauch des Zimmers ihr einstiges Leben atmet, lebt der Mann Baslèvre, mit Claire verbunden, das Leben einer reinen schlackenlosen Liebe, der keine irdische Erfüllung den unberührten Zauber ihrer Allmacht nahm.

Ein einziges Mal empfängt er hier Besuch: die Zimmernachbarin, die mittlerweile von Gustav verlassen worden ist. Die beiden Verlassenen sprechen über ihre Liebe; der Mann, der verzichten mußte, fühlt „sein Herz befreit", das alternde Mädchen fühlt das ihre nur klopfen, „um seine Not vergrößert zu finden". Beide sprechen nicht dieselbe Sprache, weil „unsere Wege nicht durch dieselbe Landschaft gegangen sind". Die Liebe des Mädchens baute sich auf einer Lüge auf und setzt sich in Verzweiflung fort. Dem Mann aber hat die Liebe „eine Seele gegeben". Und größere Tat vermag die Liebe nicht.

„**Ein starkes Herz**" — so heißt der deutsche Titel des von Günther Schwab übersetzten Romans der französischen Schriftstellerin Dominika **Dunois** (Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig. 294 S. RM 3.75). Der jungen Bäuerin Georgette Garou in einem kleinen Dorf der Touraine, verwachsen mit der Erde, aus der sie kam, verwurzelt auf dem Hof der Ahnen — bleibt in der Ehe mit ihrem einstigen Knecht Didier das Kind versagt, die Erfüllung ihrer Muttersehnsucht, der Erbe des Hofes, der den alten Besitz (von Georgettes Großmutter eigensinnig und launisch behütet) erst in Wahrheit sichern und erhalten soll. Dieses ersehnte Kind ist notwendig; notwendig für das Herz, das von ihm träumt; notwendig für das Blut, das nach ihm verlangt; notwendig für die Heimaterde, darauf die Füße stehen und bleiben wollen. Die Qual des immer wieder enttäuschten Wartens bringt Streit in die Familie, Gefahren für die Zukunft. Denn auch Didier, der Mann, wünscht einen Erben, nur daß bei ihm nicht bluthaftes Empfinden, sondern Berechnung und Angst um den angeheirateten Besitz die entscheidende Rolle spielen. Aber das Kind muß kommen! Und die Bäuerin Georgette geht in triebhafter Einfalt den einzigen ihr noch bleibenden Weg. Sie geht ihn nicht, um zu sündigen, sondern um eine Pflicht zu erfüllen, die sie der Scholle, ihrem eigenen Man, den sie liebt, und sich selbst schuldig zu sein glaubt. Die Person des Vaters, den sie für ihr Kind aussucht, ist gleichgültig, es kann der ärmste und mißachtetste Mann des Dorfes, ein arbeitsscheuer Taglöhner sein; aber dieser Taglöhner hat vierzehn Kinder; also opfert sie Stolz und Widerwillen und läßt sich von ihm zur Mutter machen. Der Knabe wird geboren. Die Sehnsucht ist gestillt, das Erbe gesichert, die Pflicht der Frau getan. Aber Georgettes Herz war reiner als das Geschwätz der Dörfler und der Sinn des eigenen Mannes. Georgettes opferwillige Liebe stirbt, als sie erkennen muß, daß der eigene Mann ihr Opfer in vollem Wissen und aus bloßer schamloser Habgier annahm. Aber sie muß auch erleben, daß ihr der eigene, so schwer erkämpfte Sohn entfremdet wird, daß er jede kindliche Zuneigung verliert und sich ganz dem Manne angleicht, der nicht einmal sein Vater ist. Vereinsamt, von jeder Liebe gemieden, von jeder Achtung ausgeschlossen, lebt Georgette ein Leben freudloser Pflicht. Bis in die Enttäuschung dieses zerbrochenen Daseins noch einmal der Sturm kommt: ein einziges Mal wird sie, die unerwidert Liebende, geliebt. Dieses Mal ohne Vorbehalt und ohne eigensüchtiges Verlangen, nur um ihrer selbst willen. Der junge Arbeiter Vanlaert will weder Hof noch Kind von ihr, er will nur sie. Um sie und sich vor dem Gerede zu schützen, zieht er fort und überredet sie, mit ihm zu gehen. Noch einmal wird ihr Herz in den Kampf gezogen. Noch einmal tut das scheinbar längst Abgestorbene weh und reißt an ihrem Herzen: das Kind, der Mann, die Heimat. Noch einmal will das innerliche Pflichtgefühl das Blut besiegen. Umsonst. Sie lebt bei dem Manne ihrer Liebe. Niemand weiß, ob sie glücklich ist. Sie kommt nie wieder, und man vergißt sie schnell, sie „die einmal am Arme ihres Knechtes dahinzog, stolz wie eine Königin", — „das Bild einer Heiligen über dem beklagenswerten Schicksal einer Frau", wie die Autorin ihr nachruft. — Dominika Dunois handhabt den schwierigen, unserem Empfinden nicht immer eingängigen Stoff mit den ausgeglichenen Mitteln einer beachtlichen Künstlerschaft. Beseelt von tiefer, verständnisvoller Liebe zu Mensch und Landschaft, beschwingt vom herben Klang einer einfach-schönen Sprache, weiß dieses Buch, trotz aller Einwände, doch zu fesseln.

Von anderer Art ist der mit dem „Prix Femina" ausgezeichnete Roman von **Claude Silve**: „**Schloß Dampard**", der von Helene Chaudoir mit bewunderungswürdiger Einfühlung aus dem Französischen übersetzt ist. (F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung, Berlin. 252 Seiten. RM 5.50.) Dieses Buch steigt nicht aus Erde und Acker, aus Einfalt und Urkraft auf, es webt in schattenzarter Wehmut und Süßigkeit den Atem verschollenen Zaubers über ein altes Schloß und die letzten Schicksale, die es beleben. Es verschleiert die Dinge mehr, als daß es sie enthüllt, es spielt entrückt und märchendunkel um uralte Geheimnisse. „Eine Ankunft, eine Abreise . . . eine junge Italienerin wohnt mit ihrer Laute ein paar Tage in einem französischen Schloß, dann fließen Tränen und die Zeit geht hin . . ." Was mehr? Nichts mehr. Aber „was hätte ich darüber erzählen können, wenn ich nicht das Schloß selber beschrieben hätte?" läßt die Autorin die alte Erzieherin im Schloß Dampard sagen, „ich habe viel von den Mauern und den Dingen gesprochen, viel weniger von den Personen!" Und darin liegt die Eigenart, der fast blütenzarte Schmelz dieses leisen und sonderbar zärtlichen Buches. Die Menschen wachsen gleichsam aus den Dingen, und alle Dinge sind beseelt: es wird von unbewohnten, erinnerungsüberwölkten Zimmern gesprochen, vom Geheimnis verstaubter Bilder, von Vasen, Blumenblättern, blutgefärbten Ringen, von Parkbäumen, in denen Wind und Vogelnester ruhen. Blaßfarbene letzte Kinder eines hochgezüchteten Geschlechts verspielen den Anfang eines kurzen Erdenrestes im Schatten gewölbter Zimmer und träumender Vergangenheit. Ein junger Graf kommt heim und bringt aus China die geliebte Frau mit . . . aber die Liebe kennt keine Gegenwart unter dem strengen Hauch verstorbener Geister. Aus dem zeitlos gewordenen Blick der letzten Herrin von Dampard, der alten Marquise, spricht das erstarrte Urteil von Generationen. Vor diesen Augen hat kein Leben Platz. Das Lied verklingt, noch ehe es begonnen. Die Liebe geht, noch ehe sie lieben durfte. Die Handlung spielt wie hinter Wand und Schleiern. Sie wird nur angedeutet, mehr gelitten denn geführt, alles „war für mich nur ein Raunen im Schloß, ein Sturm ohne Worte". Aber auch das nur Gefühlte wird leise und eindringlich zum ergreifenden Erlebnis.

Käthe Saile-Lambert.

Giacomo Leopardi

Zum 100. Todestag des Dichters am 14. Juni

Von Marlene Schürr



In der Weltliteratur ist Giacomo Leopardi der italienische Vertreter jener pessimistischen Lebenseinstellung, für die Jean Paul den Ausdruck „Weltschmerz" prägte. Geistig verwandt sind ihm Dichter wie Byron in England, Lenau in Deutschland, Vigny in Frankreich oder Lermontow in Rußland.

Der Philosoph des Pessimismus, Schopenhauer, ein Zeitgenosse Leopardis, bewundert ihn. „Keiner hat das Elend der Welt so erschöpfend behandelt wie Leopardi in unseren Tagen." Das Positive und Bleibende in der Welt ist für Leopardi der Schmerz. Lustgefühle gibt allein die aus der „noia", dem Lebensüberdruß und -schmerz geborene Sehnsucht.

Diese gewiß angeborene trostlose Lebensanschauung wird durch ein schmerzliches Schicksal bekräftigt. Geboren am 29. Juni 1798 zu Recanati in Mittelitalien als ältester Sohn eines verarmten Grafen, gerät Leopardi mit dem konservativen, kirchlich engdenkenden Vater früh in Widerspruch. Denn der äußerst wissensdurstige, aber körperlich zarte Knabe beginnt schon mit 10 Jahren ein eingehendes philosophisches und klassisches Studium, das seinen scharfen Verstand früh selbständig macht und von Vorurteilen befreit. Diese körperliche und geistige Überlastung aber trägt ihm die Übel ein, an denen er zeitlebens krankt: eine starke Überreizung der Nerven, das Schwinden der Sehkraft und die mit 17 Jahren beginnende Rückgratverkrümmung. Diese immer schlimmer werdenden Leiden machen dem stolzen und empfindsamen Dichter nicht nur die wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Vater unmöglich, sondern stellen ihn auch abseits von allen sinnlichen Glücksgütern. Zwar flieht er einige Male aus dem Elternhaus, kehrt aber immer aus Rom, Mailand oder Neapel in das elterliche Schloß zurück. Er ist der Welt so sehr entfremdet, daß er sogar auf eine ihm angebotene Professur in Italien und in Deutschland verzichtet. Für die letzten Jahre seines Lebens begibt er sich in den Schutz seines Freundes Ranieri nach Neapel, wo er, wie viele seiner Geistesverwandten, jung stirbt. Es war nur 39 Jahre alt geworden.

Echte Freundschaft fand Leopardi oft, auch wurde ihm früher Ruhm zuteil. Frauenliebe aber, nach der er sich sehnte, blieb ihm versagt. Darüber und über die wachsenden körperlichen Leiden klagt er in ergreifenden Tönen.

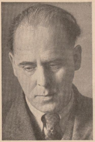
Leopardi begann als Philosoph; er stand durchaus im Banne der französischen Aufklärung. Die „Pensieri", die „Gedanken", waren der Niederschlag seiner philosophischen Anschauungen. Aber nicht als Philosoph gelang es ihm, sein Weltbild zu gestalten, sondern als Dichter, als Lyriker.

Die ihm gemäße Form ist das Idyll, das nach Schopenhauer „das echte, bleibende Glück und die Schönheit der Natur" schildert, und „das reine, willensfreie Erkennen, das einzige Glück, dem weder Reue, Leiden, Leere und Überdruß folgt."

Sein erstes vollkommenes Idyll, das in knappster Form die innere Welt des Dichters zum Ausdruck bringt, ist „L'Infinito" (Das Unendliche). Er schreibt es mit 21 Jahren. Die beiden früher (1818) erschienenen Gedichte „An Italien" und „Als man Dante ein Denkmal setzen wollte", sind keine reine Lyrik, sondern mehr rhetorische Klagen über das Unglück des Vaterlandes, dem der Dichter selbst mit der Waffe Rettung bringen möchte. Die nationalgesinnten Kreise Italiens sahen damals Leopardi als geistigen Führer, aber es zeigte sich, daß der Dichter nur in seiner eigenen lyrischen Welt unwidersprochen Abgeschiedenheit, wie in dem Gedicht „Das Unendliche", die ihm wesenhaften Töne fand. Ein anderes Gedicht „An den Mond" versetzt zum erstenmal in die vom Dichter so geliebte Mondlandschaft, in der alle Dinge unwirklicher und verschwommener sind als in der harten, grenzensetzenden Helle des Tages. In diesen Gedichten erscheinen bereits alle Motive des Dichters, denen er mit immer wechselnden und reizvollen Bildern aus der Natur und dem ländlichen Leben neue Gestalt zu geben versucht. In den meisten klingt außerdem die wehe Klage über die ihm vom Schicksal versagte Frauenliebe.

So wird der Tod „zum Glück, das befreit vom Schmerz"; aber auch der Geist befreit, denn über allem steht die Wahrheit. Die romantische Ironie, die sich im leichten Spiel über alles Schwere des Geistes erhebt, erscheint bei ihm in seiner Neigung zur Satire. Schon als Knabe verfaßte er Satiren und blieb ihnen sein Leben lang treu.

Leopardis Lebensgefühl ist in seiner Liebe zur Unendlichkeit und zur Entgrenzung, in seinem tiefen Weltschmerz, in seiner Selbstzergliederung und seinem reinen Idealismus durchaus romantisch. Er ist ein plastisch sehender Südländer mit eingeborener Formbegabung. So vermittelt seine Lyrik romantischen Stoff in klassischer Formgebung.



Friedrich Bethge Aufn. Holdt

Friedrich Bethge

Es erfüllt uns mit besonderer Freude, darauf hinweisen zu dürfen, daß der Staatspreisträger von 1937, Friedrich Bethge, den Lesern der „Weltstimmen" schon dadurch vertraut ist, daß wir sein preisgekröntes Bühnenwerk, den „Marsch der Veteranen" bereits im Weihnachtsheft unseres Jahrgangs 1935 als Buchausgabe für unsere Theatergemeinde ankündigen konnten. Wir gaben damals schon der Genugtuung Ausdruck, daß es uns gelungen sei, ein Werk herauszugreifen, „das in seiner Zeitlosigkeit trotz des historischen Gewandes doch ungewöhnlich zeitnah ist und Vorgänge aus der jüngsten Vergangenheit auf eine neue geistige Ebene emporhebt".

Bethge ist am 24. Mai 1891 in Berlin als Sohn des Germanisten Richard Bethge geboren. Im Kriege wurde er fünfmal verwundet. In seinem Werke zittert noch immer das Kriegserlebnis aufs stärkste nach, zuerst in dem Kriegsdrama „Reims", das im Jahre 1930 uraufgeführt wurde. Auch ein neuer Prosaband „Das triumphierende Herz" (Hesse & Becker Verlag, Leipzig) enthält einige Erzählungen aus der Welt des Krieges, die der Dichter jetzt neu bearbeitet hat.

Österreichische Geschichte von 1866 auf der heutigen Bühne



Aufn. Mutherr, Bochum

Auf der Bochumer Theaterwoche „Dramatiker der HJ." erregte die Tragödie von Friedrich Wilhelm Hymmen „Der Vasall", von der wir hier die erste Szene in Schönbrunn zwischen dem Erzherzog Albrecht und dem Kaiserlichen Generaladjutanten Graf Crenneville abbilden, besonderes Aufsehen. Das Werk des jungen Dichters schildert den heldenhaften Untergang des Feldzeugmeisters Benedek, des Besiegten von Königgrätz, der in Wirklichkeit ein Opfer höfischer Intrigen wurde.

Theaterausgaben

Hanna Rademacher



Bildnis Hanna Rademachers von Fr. Reusing

Mit diesem Heft erhalten die Bezieher unserer Theaterausgabe das geschichtliche Schauspiel aus der deutschen Vergangenheit, „Kaiser und König" von Hanna Rademacher. Auf diese Weise machen wir unsere Leser mit einer deutschen Dramatikerin großen Stils bekannt. Über ihre Vorfahren, ihr Leben und ihre Werke schreibt uns Frau Rademacher selbst:

Ich bin am 15. Dezember 1881 in Nürnberg geboren als sechstes Kind des Verlagsbuchhändlers Wilhelm Leuchs und seiner Gattin Lina, geb. Meiser. Mein Vater war Protestant, meine Mutter Altkatholikin. Der Urgroßvater Leuchs hatte eine eigene Bücherei von über 20 000 Bänden aus allen Wissenschaften gesammelt. Er gründete eine Handelsakademie und eine Handelszeitung, die erste ausschließlich dem Handel gewidmete Zeitung, die in Europa erschienen ist. 1871 begründete er den Nürnberger Generalanzeiger, die spätere Nürnberger Stadtzeitung. Seine Söhne führten seine Unternehmungen fort. Ich besuchte die Universität München. Mit dem Literaturprofessor Dr. Franz Munker und seiner Gattin machte ich größere Reisen nach Dänemark, Schweden, Norwegen, Italien und Sizilien. 1903 verheiratete ich mich mit dem Ingenieur Ernst Rademacher. Wir lebten zuerst in Berlin, dann in Leipzig, seit 1914 in Düsseldorf.

Bisher sind von mir folgende Bühnenwerke erschienen: „Johanna von Neapel" (Uraufführung: Stadttheater Leipzig); „Golo und Genovefa" (Uraufführung: Stadtthater Saarbrücken); „Utopia", ein heiteres Spiel (Uraufführung: Neues Schauspielhaus Königsberg); „Willibald Pirckheimer" (Uraufführung: Vereinigte Stadttheater Bochum-Duisburg); „Rosamunde"; „Haus der Freunde", Komödie; „Cagliostro", ein Spiel in drei Aufzügen (Uraufführung: Benrather Schloßspiele); „Heinrich Toppler"; „Kaiser und König"; „Jacobe von Baden".

Wer und was ist ein Klassiker?

Wir haben — zuletzt auf der »Seite des Lesers« im Märzheft der »Weltstimmen« — die Frage nach Sinn und Bedeutung des Begriffs »Klassiker« zur Erörterung gestellt. Dazu erhalten wir jetzt auf unsere Anregung hin einige Äußerungen der maßgebenden deutschen Klassikerverlage, von denen wir zunächst die der beiden Verlage Hesse & Becker und Philipp Reclam jun. veröffentlichen:

In einem längeren Aphorismus seines Werkes „Der Wanderer und sein Schatten" erörtert Nietzsche die Frage „Gibt es deutsche Klassiker?" „Scheint es doch fast", sagt er, „als ob man eben nur dreißig Jahre lang tot zu sein und als erlaubte Beute öffentlich dazuliegen brauche, um unversehens plötzlich als Klassiker die Trompete der Auferstehung zu hören!" So einfach liegt die Sache denn doch nicht. Wir haben Hamerling z. B. schon in unserer Klassiker-Bibliothek gebracht, als er noch geschützt war; ebenso Eduard v. Bauernfeld, Johannes Scherr und Ferdinand v. Saar. Andererseits ist es notorisch, daß die besten Ausgaben großer Schriftsteller erst nach dem Erlöschen der Schutzfrist erschienen sind. — Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen prägt Nietzsche den Satz: „Klassiker sind nicht Anpflanzer von intellektuellen und literarischen Tugenden, sondern Vollender und höchste Lichtspitzen derselben, welche über den Völkern stehen bleiben, wenn diese selber zugrunde gehen." Faßt man den Begriff „Klassiker" in diesem höchsten Sinne, so gehören eigentlich nur Homer, Dante, Shakespeare, Cervantes und Goethe, in zweiter Linie vielleicht Sophokles, Schiller und Nietzsche zu dieser Kategorie. Doch sind solche Rangbestimmungen und Einschachtelungen im Grunde ver-

altet und überwunden. Wir halten es für pedantisch, die Frage zu erörtern, ob Fontane zu den Klassikern zu zählen sei. Er ist ein großer Erzähler, und das genügt. — Wir haben zu keiner Zeit geglaubt, Robert Hamerling, Heinrich Laube und Karl Gutzkow — um nur diese herauszugreifen — seien Klassiker im strengen Sinne des Wortes. Allein wir haben sie trotzdem in unsere Klassiker-Bibliothek aufgenommen. Warum? Weil sie irgendwie bedeutsam in das geistige Leben eingegriffen haben, und weil sie nach dem bekannten Ausspruch Vergils den Großen und Größten „nach langem Zwischenraum, doch als die Nächsten" folgen.

Hesse & Becker Verlag, Leipzig.

Der Aufforderung der Schriftleitung, als Verleger zu der Auseinandersetzung über Klassiker und Klassiker-Ausgaben Stellung zu nehmen, komme ich gerne nach.

In einer der Zuschriften wurde gesagt, daß in neuerer Zeit das Wort „Klassiker" eine „Auszeichnung von Verlegers Gnaden" zu sein scheine. Hiermit wird m. E. die Willkür des Verlegers erheblich überschätzt. Es mag wohl vorkommen, daß ein Verleger einen ihm genehmen Dichter unter der Flagge des „Klassikers" zu stärkerer Wirkung zu bringen sucht, ohne daß er es verdiente — einen Dauererfolg haben solche Bestrebungen nicht. Über das, was „klassisch" ist, entscheidet nicht der Verleger, sondern das Leben und die Zeit — das Urteil der Jahrzehnte und Jahrhunderte. Was sich in einem solchen längeren Zeitraum als bleibend-gültig, erstrangig, meisterhaft erweist und über die Moden und Literaturströmungen hinaus seine Ewigkeitskraft bewährt, ist „klassisch" — das Wort hier im weiteren, eigentlichen Sinne genommen. Man darf diesen Sinn des Klassischen, der noch aus dem Altertum stammt, natürlich nicht verwechseln mit irgendwelchen „klassisch" genannten Literaturepochen oder -schulen (z. B. der klassischen Antike, der französischen Klassik des 17., oder der deutschen Klassik des 18. Jahrhunderts). In dem ursprünglichen und eigentlichen Sinne sind z. B. M. Claudius, Eichendorff, Mörike, G. Keller, die Droste nicht weniger klassisch als Schiller oder Goethe — sie sind in ihrer Art vollendet und haben nichts von ihrem lebendigen Zauber für uns Heutige eingebüßt. Hierauf kommt es an! Klassiker-Ausgaben sollen nicht eine klassische Literaturepoche herausstellen, sondern das für die Volksgesamtheit Bleibende und Gültige, das ewige dichterische Gut. Daß hierbei Rang- und Wertunterschiede auftreten, ist selbstverständlich, nicht minder auch, daß in einzelnen Fällen die privaten Meinungen auseinandergehen mögen, wie im Falle Hamerling. Im ganzen aber gibt das Volk und die Geschichte ihr Urteil ab — die Aufgabe des Verlegers ist es, diesem Urteil verantwortungsbewußt zu folgen. Ich darf auf meine Sammlung der „Helios-Klassiker" verweisen, in der auf Grund langjähriger Erfahrung eine solche Auswahl des für uns „Klassischen" unserer Dichtung herauszustellen versucht wurde, ob mit Glück — darüber hat der Erfolg entschieden, d. h. in diesem Falle der lebendige Widerhall breiter Volkskreise. Freilich ist auch diese Auswahl dem Wandlungen der Literaturerkenntnis, den Strömungen des Lebensgefühls unterworfen und spiegelt damit ihrerseits ein Stück innerer seelischer Volksgeschichte: noch vor 30 Jahren war z. B. Hölderlin in den wenigsten Klassiker-Ausgaben zu finden, während er heute mit Goethe, Schiller und Kleist gewiß an erster Stelle steht.

Zu dem Begriff des „Klassischen" lese man noch die wahrhaft erleuchtenden Ausführungen H. St. Chamberlains nach (in „Richard Wagner der Deutsche", Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7196/97, Seite 34):

„Seiner Etymologie nach bezeichnet das Wort dasjenige, was zu der ersten Klasse gehört, jedes Werk also, welches von überragender Bedeutung ist, und jeden Dichter — es gibt ihrer nicht viele —, der solche Werke hervorbringt. Die Anmaßung verschiedener Schulen, das Wort für sich allein in Anspruch zu nehmen, muß energisch zurückgewiesen werden; dieser immer wieder erneuerte Versuch führt zu einer bedauerlichen Verwirrung der Begriffe und dazu, daß Künstler minderen Wertes wahrhaft großen Männern vorangestellt werden. Unzweifelhaft geniale Werke sind auf alle Fälle solche, die zu der ersten ‚Klasse' gehören, und darum ‚klassisch' zu nennen; dagegen kann keinerlei technische Formvollendung ohne ganz persönlichen, gewaltigen, neuen Inhalt diese Bezeichnung verdienen. Das Wort klassisch — darüber muß man sich klarwerden — deutet nicht auf bestimmte Regeln, sondern auf einen Grad. Hält man dies fest, so entdeckt man, daß der Begriff ein recht klarer ist."

Verlag Philipp Reclam jr., Leipzig.



Erntezeit — Aufn. Lohmann. Aus dem Kosmoskalender

Franz Móra

Lied von den Weizenfeldern

Von Dr. H. W. Keim

An einem Brunnen nimmt dieses große Epos vom ungarischen Bauern seinen Anfang — an einem jener Brunnen, deren Schwengel man gegen den hohen Himmel aufgereckt dastehen sieht, wenn man durch die weite ungarische Ebene mit ihren niedrigen, zerzausten Dörfern und ihren gelben Weizenfeldern fährt. Es ist Krieg, und der alte Mátyás hat seine schwere Mühe, mit seiner Frau Roza und Etel, der Schwiegertochter, die Arbeit zu tun, die der Boden von ihnen verlangt. Rókus aber, der Sohn, soll gefangen sein und bei einer tatarischen Wirtin nicht schlecht leben, andere freilich sagen, er sei auf der Flucht erschossen, und das Amt weiß nur zu melden, er sei verschollen. Vielen Frauen im Dorf geht es nicht besser als Etel; aber nicht viele halten sich so einwandfrei wie sie.

Wie die meisten, so hat auch Piros, des Nachbarn Ferenc Weib, sich einen Kriegsgefangenen zuweisen lassen und lebt mit ihm. Und dieser Spirituto, wie sie ihn nennen, ist wirklich ein braver Kerl, der die Frau herzlich liebt und mit Mátyás manch verständiges Wort wechselt. Denn er ist Bauer wie dieser, und Bauern verstehen sich, wo und wie immer sie sich begegnen.

Eine doppelte Erschütterung bringt in den selbst durch den Krieg nur vorübergehend gestörten Lauf des dörflichen Lebens das gewaltsame Ende des Krieges. Die Revolution ist ausgebrochen, und die Rückkehr der Soldaten steht bevor. Die „Komenisten" freilich haben die Bauern sich schnell vom Halse geschafft; aber mancher Heimkehrer wird Frau und Familie nicht mehr in demselben Stand finden, wie er sie verließ. Piros kostet der Versuch, Geschehenes ungeschehen zu machen, das Leben; und Spirituto übernimmt von ihr in rührender Weise die Sorge um des Ferenc Sohn und die ganze Arbeit in Haus und Feld. Der schlaue Mátyás aber, der sein Leben lang gerechnet hat, bewegt schon den Plan in seinem Kopf, daß Ferenc nun

Etel heiraten werde und aus den drei Grundbesitzen am Ende sich ein ganz nettes Gütchen aufbauen lasse.

Eines Tages ist Ferenc wirklich daheim. Er weiß, was es mit Piros und dem Russen auf sich hatte; aber er hat auf seiner abenteuerlichen Flucht aus Sibirien über Japan und Amerika genug Menschliches kennengelernt, um es auch dann zu verstehen, wenn es ihn selbst angeht. Mit wahrhafter Trauer im Herzen hilft er dem Gefangenen, das Grabkreuz für Piros fertigzustellen, sie setzen es, als schon der Winter schwer auf dem Lande liegt, der Frau auf den Hügel, und dann ist Ferenc allein. Mit neckischen Andeutungen und listig geschaffenen Gelegenheiten, ja sogar mit erprobten Zaubermitteln suchen die beiden Alten Etel zur Heirat mit dem Nachbarn zu bewegen, zumal der als sicher mitgebracht hat, daß Rókus tot ist. Aber Ferenc scheint am Krieg krank geworden zu sein; sein Sinn geht nicht auf Hochzeit; und hätten nicht eines Nachts Notgardisten Etels Hütte überfallen und sie hilfeflehend in des Ferenc Haus getrieben, die beiden wären noch lange nebeneinander hergegangen.

Allein auch jetzt können sie nicht heiraten; denn Rókus ist nicht tot erklärt. Inzwischen verbessert der Mann, unterstützt von der Inflation und der Lebensmittelknappheit in der Stadt, seinen Betrieb; es gelingt seiner Tatkraft sogar, in jener Zeit der Gesetzlosigkeit die Gefahr der Überschwemmung, mit der ein dem Dorf vorgelagerter See jedes Jahr die Arbeit und den Besitz der Bauern bedroht, durch eine Dammdurchstechung zu bannen und dadurch die Führung der Bauern zu gewinnen. Endlich kommt die lang erwartete Todeserklärung an, und die Hochzeit findet statt. Etel liebt ihren zweiten Mann herzlich, und er ist voll Rücksicht gegen seine Frau, deren Haar blond ist wie Weizenähren in der Sonne. Aber es bleibt etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen, dessen trennende Wirkung Etel schmerzlich empfindet.

Bis zu diesem Punkte steigt die Handlung wie eine langsam sich stauende Flut auf, die auf breiter Sohle steht und deren unheimliche Kräfte von dem sperrenden Damm sicher gehalten werden. Im zweiten Teil des Romanes aber durchbricht sie den Widerstand, und jenem See gleich, der als das Schicksal über dem Dorf des alten Mátyás waltet, zerstört sie, was ihre reißende Strömung anfällt.

Als Ferenc und Etel einmal in der Stadt sind, ertrinkt des Mannes Söhnchen beim Spiel mit des Rókus kleiner Tochter in dem tückischen See. Was aber Ferenc bis zum Grauen erschüttert, ist nicht der Tod des Kindes, sondern der Umstand, daß es in seiner kleinen Faust ein Stückchen Brot hielt, als man es barg. Denn Brot, das heilige Brot zu sehen oder zu kosten, ist dem Manne fast unerträglich. Es scheint, als liege dahinter das Geheimnis seines Lebens verborgen.

Da kommt ein Brief von einem Manne namens Rókus, in dem dieser bittet, ihn mit einer hohen Summe Geldes von seiner tatarischen Wirtin auszulösen; sonst werde sie ihn als Knecht oder als Gatten, wie es ihr beliebe, behalten. Aber Rókus ist doch tot! Ferenc hat ihn doch, als er auf der Flucht eines Morgens mit steifen Gliedern und gebrochenen Augen am Boden lag, mit seinen Händen eingescharrt! Den Brief kann nur ein Betrüger geschrieben haben! — Inzwischen ist es Herbst geworden, und Ferenc wird vor heimlicher Sorge und dumpfer Angst immer magerer und versinkt ganz in seine Grübeleien. Da kommt, während er gerade in der Stadt weilt, wieder ein Brief des Rókus an. Er gelangt in Etels Hände, und sie steht nun ungeahnt der furchtbaren Erkenntnis gegenüber, daß der Mann, den sie liebt und dem das Gesetz sie in aller Ordnung verbunden hat, ihr genommen werden kann. Ferenc aber ist noch immer nicht überzeugt, daß der tote Rókus, den er begraben hat, wieder unter den Lebenden weilen soll. Vielmehr erzählt er aus dem gespannten Zustand seines Gefühles heraus nunmehr seiner Frau die genaueren Umstände jener Nacht, in der Rókus neben ihm starb. Er hat, als er mit diesem von der Murmanküste floh, dem Kameraden das letzte Brot verweigert, weil der schon dem Tode verfallen war, als er ihn darum bat, Ferenc selbst aber noch Kraft genug in sich spürte, sich zur nächsten Ansiedlung weiterzuschleppen. Er ist also der Mörder des Kameraden geworden!

Warum erschien in seinen Träumen immer nur der Kamerad aus der Gefangenschaft, sein Begleiter auf dem Irrweg durch die Wildnis, der mit aufgesperrtem Mund um den letzten Bissen flehte? Warum fiel ihm das immer ein, wenn er Brot sah, warum konnte er am Körper seines Söhnchens das Muttermal nicht sehen, das ihm ein Bissen Brot schien? Und Peterchen, sein kleiner Sohn, mit dem letzten Bissen

Brot in der Hand, den er Rókus' kleiner Tochter mit Gewalt entrissen hatte? Sein Sterben für das Brot, für das Brot, das dem Kind des Rókus gehörte, war das nicht eine offenbare Strafe Gottes?

Das ist zuviel für die Frau, die in ihrem zweiten Mann immer nur das Vorbild von Güte und Rechtlichkeit erblickt hat. Haß, Schmerz, Liebe, Entsetzen, wer kann sagen, was in ihrem Gemüte vorging? Das eine muß Ferenc bald als sicher erfahren: seine Frau ist wahnsinnig. Sie hat Visionen der Gottesmutter, und als sie ihr eines Nachts winkt, ihr in die paradiesischen Gärten zu folgen, verläßt sie das Haus, und mit dem frühesten Morgenrot, in dem die lichte Gestalt sich aufzulösen scheint, versinkt sie im See, der das Geheimnis ihres Todes still hütet.

Bald danach trifft ein neuer Brief des Rókus ein, der des Ferenc Zweifel endgültig zerstört. Er ist nicht zum Mörder an seinem Kameraden geworden! Diese Erkenntnis macht sein lange beschattetes Gemüt endlich für andere Regungen frei. Seine Etel, die liebende, immer freundliche, schöne Frau, die er zu ihren Lebzeiten kaum beachtet hat, erfüllt nun sein Herz mit sehnsüchtiger, zärtlicher Liebe. Sie erscheint ihm im Traum, und solcher Art wird sein Dasein verwandelt, daß ihm die Stunden des Tages wie unwirklich und die der Nacht als der eigentliche Inhalt seines Daseins erscheinen. Als sie ihm daher einmal bedeutet, ihr zu folgen, macht er, den der Krieg und alles, was in dessen Gefolge ging, innerlich zerbrochen hat, seinem Leben auf eine schreckliche Weise ein Ende.

„Es dämmert schon; sein Auge gewöhnt sich an das Halbdunkel; er sieht den blühenden Birnbaum weiß glänzen. Wer schwankt darunter? Ein Rock flattert — Marika kann das nicht sein, die hört man auf dem Kanapee atmen; er taumelt, preßt den Kopf an die angenehm kühle Fensterscheibe. Wieder flattert der Rock, man sieht die roten Tupfen, Gott im Himmel, Etel, Etel!

Die Erscheinung verschwand nicht, als er hinauslief. Sie wartete, bis er in die Nähe kam, dann erst begann sie sich zu erheben, als zöge sie etwas nach oben, zu den mit weißen Blüten beschneiten Zweigen immer höher, immer höher, jetzt stand sie schon auf dem Baumwipfel, ihr Kopf ragte aus den weißen Sternen. Lächelnd winkte sie zu Ferenc hinab: „Herzlieber Mann . . ."

So wird das Problem, das schon Balzac im „Oberst Chabert" angeschlagen hat und das nach jedem großen Krieg sein unheimliches Leben wiedergewinnt, hier abgewandelt. Aber damit ist der Roman nicht beendigt. Der alte Bauer Mátyás — soll er um eines Gefühles willen, unter dem der Sohn leiden mag, veräußern, was Generationen nach ihm noch zugehören muß? Nein! Mátyás versenkt im See, der schon so viele Opfer zu sich gezogen hat, die Adresse des Sohnes Rókus und behält nur sein Bild, das ihn breit und stark neben seiner tatarischen Wirtin zeigt. Und sein Gewissen ist ganz beruhigt, nachdem er mit dem alten Feldhüter Gyurka, der mancherlei Kunde besitzt, über das Tatarenland gesprochen hat.

Man erörtert den Lauf der Welt, und Mátyás fragt Gyurka, was er vom Tatarenland wisse.

Viel nicht, nur daß es sehr hoch oben liege und daß Gyurka dort nicht Feldhüter sein möchte. Warum? Weil dort der Feldhüter auf Leitern klettern muß, sonst kann er nicht aus dem Weizen schauen.

„Sind die Felder dort so gut?"

„Ja, aber das ist alles, was ich darüber weiß."

Mátyás ist auch damit zufrieden. Wo gute Erde ist, braucht man um die Menschen nicht besorgt zu sein.

Es ist der Gesang von der mütterlichen Erde und dem ewigen Bauern, den Franz Móra in dem „Lied von den Weizenfeldern" angestimmt hat. Die Ungarn rühmen sein Werk als ein nationales Epos. Und ein Epos ist es im wahren Sinne des Wortes. Denn es malt in ganz breiter Anlage und mit unverwirrtem Blick für alles Dasein ein mächtiges Lebensbild des ungarischen Landvolkes, im einzelnen immer zugleich den Typus und im Sonderbaren noch das Gesetz aufzeigend. Die Landschaft und der Mensch sind mit sicherer Kunst in die Atmosphäre dieses kleinen Weltpanoramas gestellt; der Bauer und die Natur, Arbeit und Heimat, der Landmann und die dörfliche Gemeinschaft, das Dorf, die Stadt und das ganze Land, alle diese vielfältigen Beziehungen und Abhängigkeiten erscheinen wie in einem großen Gewebe lebendig verknüpft und von Grund auf wahrhaftig. Denn Móra hängt noch instinktmäßig mit dem Dasein des Bauern und dem Leben des Dorfes zusammen, und darum hat sein Buch eine europäische Bedeutung. Es klingt aus ihm die mahnende Stimme der Natur stark und rein in unsere Zeit, uns zurückzuführen zu den Urgründen und in die beglückende Gesetzlichkeit des natürlichen Daseins, von dessen Segen Hamsun und Scott, Giono und Mary Webb, Reymont und Streuvels, Timmermans und Coolen, Griese und Mechow, Waggerl und Wiechert in ihren Büchern zu erzählen wissen.

Abenteuer einer Staatsgründung

Erkki Räikkönen
Svinhufvud baut Finnland

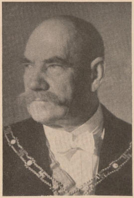
Von Otto Heuschele

Zu den wirklich großen und wahrhaft verehrungswürdigen Gestalten der neuesten europäischen Geschichte gehört ohne Zweifel Pehr Svinhufvud, der Gründer des neuen finnischen Staates.

Pehr Evind Svinhufvud af Qualstad ist am 15. Dezember 1861 geboren und entstammt einem uralten schwedischen Adelsgeschlecht, dessen Wappen, ein Eberkopf in blauem Schilde, im Jahre 1574 bestätigt wurde. Einer der Vorväter, der Karoliner Leutnant Pehr Gustaf Svinhufvud, siedelte nach Finnland über und starb hier im Jahre 1732. Die meisten späteren Svinhufvuds waren Soldaten, nur der Vater des Präsidenten, Pehr Gustaf, wurde Seemann. Im Jahre 1878 begann Pehr Evind Svinhufvud mit dem Studium der Rechte, nach beendigtem Studium trat er in den Staatsdienst ein und war u. a. mehrere Jahre lang eines der hervorragendsten Mitglieder der Staatskommission für Ausarbeitung neuer Gesetzentwürfe. Im Jahre 1901 wurde er in das Hofgericht in Turku berufen, das etwa einem deutschen Oberverwaltungsgericht entspricht.

Vom ersten Augenblick an, als die Russifizierungsmaßnahmen im Jahre 1899 in Finnland einsetzten, trat Svinhufvud als einer ihrer entschiedensten Gegner auf, und schon bald nach seiner Ernennung zum Hofgerichtsassessor wurde er nebst seinem Kollegen ein Opfer Bobrikows. Das Hofgericht weigerte sich, einen Prozeß gegen den verfassungswidrigen russischen Gouverneur der Provinz Uusimaa (Nyland) niederzuschlagen, und daraufhin wurden seine sämtlichen Mitglieder fristlos und ohne Pension abgesetzt.

Nun siedelte Svinhufvud nach Helsinki über, wo er sich als Rechtsanwalt niederließ. Aber seine Arbeit für das Wohl des Vaterlandes gab er nicht auf. Nachdem er schon 1894 und 1899 bis 1906 an den Verhandlungen des Landtags als Haupt seines Geschlechtes teilgenommen hatte, wurde er 1907 zum Präsidenten des Landtags gewählt und behielt dieses Amt bis



P. E. Svinhufvud

zum Jahre 1913, in dem er dem Opportunismus der Sozialdemokraten weichen mußte.

Aufrecht und furchtlos hat Svinhufvud in diesen Jahren für das Leben des finnischen Volkes gekämpft, dem die Russen durch immer neue Rechts-, Verwaltungs- und Verfassungsbrüche allmählich alle ihm zustehenden Rechte zu rauben suchten. Die Lage spitzte sich immer mehr zu, so daß Svinhufvud im Landtag von 1914 folgende, sehr ernste Worte aussprechen mußte:

„Die russische Regierung hat die Bajonette, wir das Recht. Wenn die Regierung ihre Staatsstreichpolitik fortsetzt, müssen wir den Kriegszustand zwischen Regierung und Volk aufrechterhalten und vertiefen. Unsere tapferen Männer in den russischen Gefängnissen sind Zeugen dafür, daß die Zwangsmaßnahmen der Regierung uns weder erschrecken noch bezwingen. Wir sind des Glaubens, daß die Bajonettherrschaft der Regierung, wenn sie auch für einige Zeit siegen mag, doch nicht von Dauer sein wird. Und wenn auch unsere Rechtsordnung in diesem Kampfe untergehen sollte — unser Volk kann keine Zwangsherrschaft vernichten. Die Lebenskraft eines Volkes hängt von seiner eigenen Tüchtigkeit ab, von seiner sittlichen Kraft, das sind Werte, die über den Bajonetten stehen, Werte, an die die Gewaltherrschaft nicht reicht. Über sie entscheidet das Volk selbst."

Dann kam der Krieg und mit ihm auch ein neuer Abschnitt in der Geschichte Finnlands. Noch sollte es geraume Zeit währen, bis für Finnland die Stunde der Selbständigkeit schlagen konnte, und Svinhufvud mußte ebenso wie das finnische Volk noch schwere Opfer für die Freiheit des Landes bringen. Am 28. November 1914 wurde er vor den Polizeimeister gefürht, der ihm eröffnete, daß er nach Tomsk in Sibirien verbannt sei. Binnen drei Tagen war die Reise anzutreten. Als Svinhufvud beim Abschied von Verwandten gefragt wurde, ob er ernstlich daran glaube, daß er je wieder aus der Verbannung zurückkehren werde, erwiderte Svinhufvud ruhig und gelassen: „Ja, mit Gottes und mit Hindenburgs Hilfe!" Als man ihm in Tomsk die Möglichkeit zur Flucht gab, machte er davon keinen Gebrauch.

Gleichzeitig mit Svinhufvud waren die besten Männer Finnlands, vor allem die Führer des Volkes, verhaftet und verbannt worden, und so war das finnische Volk in dem Augenblick, da die Stunde seiner Befreiung von der russischen Herrschaft gekommen schien, nicht nur führerlos, sondern auch seelisch völlig niedergeschlagen. Aber wo die große Idee der Freiheit die Herzen eines Volkes wahrhaft ergriffen hat, da erstirbt diese Idee nicht mehr, und die Flamme brennt unaufhaltsam weiter. So gingen denn viele junge Finnen aller Stände und aller Klassen nach Deutschland, um dort als Freiwillige einzutreten und gegen Rußland zu streiten, im geheimen aber wohl schon die Stunde erwartend, da sie für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfen würden. Im preußischen Jägerbataillon waren bald zweitausend Finnen vereint. Die Geschichte dieser Truppe „ist ein Stück Geschichte für sich, spannend und aufregend, voller Leiden und nicht ohne täuschung, aber immer von jugendlicher Liebe und Begeisterung durchglüht".



Finnische Jäger im Freiheitskampf (Beide Bilder aus Raikkönen „Svinhufvud")

Im März 1917 brach die große russische Revolution aus. Dieser Umsturz, der seit langem mit Ungeduld erwartet wurde, kam für die Finnen völlig überraschend. Für den Augenblick waren selbst die Aktivisten völlig ratlos.

Aber nun brach die Stunde Svinhufvuds an. Am 29. März 1917 kehrte er in die Heimat zurück, nachdem er zuvor schon von den bürgerlichen Parteien des Landtags zum Prokurator des Staates gewählt worden war. Jetzt begann der entscheidende Kampf um Finnlands Freiheit. Zwar hatten die roten Machthaber in Petersburg und Moskau die Unabhängigkeit Finnlands zugesagt; in Wahrheit aber rissen die roten Garden alle Gewalt an sich, und in kurzer Zeit war das Land in ein Chaos gestürzt, ein unerbittlicher Kampf zwischen den Verteidigern der finnischen Freiheit, den Bauern und den weißen Freiwilligen einerseits und der russischen roten Garde andererseits brauste über das Land hin. Die finnischen Jäger kehrten aus Deutschland heim, um in den Kampf einzugreifen, aber sie waren nur ein kleines Häuflein gegenüber der gewaltigen Übermacht der Bolschewisten. Schließlich sagte die deutsche Regierung, vor allem Hindenburg, den Finnen militärische Hilfe und Waffen zu.

Pehr Svinhufvud ist von dem Tag seiner Rückkehr in die Heimat ab Herz und Seele dieses größten nordischen Freiheitslandes der neueren Geschichte geworden. Mit unerschütterlicher Gläubigkeit und unerbittlicher Zähigkeit, mit einem Mut und einer Kühnheit ohnegleichen

führt er den Kampf gegen die Gewalt des Bolschewismus. Mehr als einmal geht er hart am Tode vorbei; mehr als einmal dankt er sein Leben und seine Rettung aus größter Gefahr nächst seiner eigenen Kühnheit und Unerschrockenheit nur einem Wunder. Ergreifend aber bleibt die Liebe und Treue, die Opferfreudigkeit und Hingabebereitschaft derer, die ihm nahestehen, die ihm unter eigener Lebensgefahr Unterkunft gewähren oder bei der Flucht aus einem Versteck ins andere helfen.

Die Geschichte dieser Staatsgründung ist ein großes Abenteuer, freilich ein ernstes, blutiges, an Greuel und Gewalttaten reiches Abenteuer. Immer aber bleibt die Gestalt Svinhufvuds im Mittelpunkt der Erzählung; wo er nicht selbst auftritt fällt der Schatten seiner großen Gestalt weithin über die Szene.

Wir sehen ihn in allen nur denkbaren Lebensaugenblicken, wie er in Petersburg mit Lenin, Trotzki und Stalin verhandelt, wie er verfolgt und gejagt von Versteck zu Versteck eilt und an den seltsamsten Orten um Haaresbreite an den Verfolgern vorbeigeht. Wir nehmen teil an seinen Irrfahrten durch das rote Finnland und zittern für ihn, als er in ein Flugzeug steigt, dessen Sitz zusammenbricht, nachdem sich sein wuchtiger Körper darauf niedergelassen hat, und das tatsächlich umkehren muß, weil die roten Matrosen den Spiritus, der dem Kühlwasser zum Schutz gegen das Einfrieren beigefügt werden sollte, getrunken haben. Wir sehen in einem anderen Augenblick Svinhufvud inmitten der roten Matrosen, ohne daß er von ihnen erkannt wird.

Das kühnste Abenteuer aber bleibt doch wohl dies, wie sich Svinhufvud auf dem roten Eisbrecher „Tarmo" einschifft. Unterwegs wird dieser Eisbrecher, der die Verbindung zwischen Helsinki und Reval offenhalten sollte, von den eingeschmuggelten finnischen Schutzkorpsleuten gekapert, die Besatzung überwältigt und gefangengesetzt. Mit diesem Schiff, auf dem stolz die neue finnische Flagge gehißt wird, fährt Svinhufvud zu den Deutschen. Aber als der Eisbrecher in Reval anlegt, will keiner der deutschen Offiziere an dieses Abenteuer glauben, und sie sind nahe daran, Svinhufvud zu verhaften.

Nicht ohne Abenteuer und humorvolle Zwischenfälle gestaltet sich die Fahrt von Reval nach Berlin. Hier aber erregt die Gestalt des riesenhaften, bäuerlich-ursprünglichen Staatsmannes bald lebhaftes Aufsehen. Wieder ereignen sich die heitersten Zwischenfälle, z. B. ist es für den Riesen Svinhufvud schwer, im arm gewordenen Berlin eine geeignete Kleidung zu finden. Wie prachtvoll aber tritt die Gestalt dieses ursprünglichen, gerechten und ritterlichen Mannes in der Begegnung mit Ballin und Stinnes hervor, die nichts anderes als Geschäfte machen wollen und nun schon, ehe die Befreiung Finnlands überhaupt Wirklichkeit geworden ist, große Handelsverträge abschließen möchten. Wie anders dagegen gestaltet sich die Begegnung zwischen Svinhufvud und Hindenburg, es ist, als träfen sich zwei alte Freunde, zwei längst Vertraute, so unmittelbar und rasch findet hier der Mensch zum Menschen.

Von Berlin fährt Svinhufvud nach Stockholm, um die Anerkennung Finnlands als eines freien Staates auch durch die nordischen Länder zu erreichen. Dann treffen die deutschen Hilfstruppen unter General von der Goltz ein, um mit den finnischen Schutzkorpsleuten unter General Mannerheim Seite an Seite Sieg um Sieg über die russischen Bolschewisten und ihre finnischen Helfer zu erringen.

Finnland ist damit befreit. Zwei Monate, nachdem Svinhufvud den Eisbrecher „Tarmo" bestiegen und die rote Hauptstadt verlassen hatte, waren vergangen, bis die Waasa-Regierung, d. h. die erste Regierung Finnlands, die sich während der roten Gewaltherrschaft nach Waasa geflüchtet hatte, im Senatsgebäude in Helsinki zusammentreten konnte.

Damit war Finnland ein freies Land geworden. Ungeheure Opfer an Gut und Blut waren gebracht worden, über Städte und Dörfer war ein furchtbarer Bürgerkrieg gebraust und hatte dem Volke tiefe Wunden geschlagen. Aber die Tatkraft und die Opferbereitschaft der Finnen, die weitblickende Sorge der Regierung heilten diese Wunden rascher, als zu hoffen war. Svinhufvud wurde vom Landtag zum Reichsverweser gewählt „und mit der Macht und den Befugnissen betraut, die einst dem Monarchen zugekommen waren". Bis vor kurzer Frist hatte er zum Segen Finnlands diese Stellung inne.

Gert Buchheit

Bismarck, Führer und Mensch

Von O. H. Waibling

Immer wieder lockt die Gestalt dieses Mannes zur Nachbildung mit allen Mitteln der Kunst, der Dichtung und der Geschichtsschreibung. Immer wieder wird aber auch das Werk des Staatsmannes nach neuer Deutung verlangen. Beides, die menschliche Persönlichkeit und das Werk des Politikers, scheinen unerschöpflich und werden, wie alles ganz Große, in den wechselnden Zeiten wechselnd beurteilt und gesehen werden. Gert Buchheit hat in dem vorliegenden, lebendig und farbig geschriebenen Buch den Führer und den Menschen, das Werk und die Persönlichkeit neu und neuartig zu schildern unternommen. Er hat dabei, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, bisher ungedruckte Briefe aus Friedrichsruh einsehen und seinem Text zum Teil einflechten können.

Das Werk hebt an mit der Schilderung von Bismarcks Jugend, einer Epoche mancher Irrungen und Wirrungen. Unverständlich für die Nächsten; die Nachbarn, die Freunde, aber auch von sich selbst noch kaum erkannt, verbringt er seine Tage und Nächte zwischen widersprechenden Beschäftigungen. Froher Lebensgenuß, Jagden und Trinkgelage wechseln mit ernster Arbeit und Einkehr, in der der zukünftige Kanzler vor allem die Dichter liest: Lenau neben E. Th. Hoffmann, Platen neben Shakespeare, Goethe neben Byron. Aber über allem steht schon in diesen frühen Jahren der vertraute Umgang mit der Natur. Das Ringen um den Glauben, das zu allen Zeiten junge Menschen erfüllte, offenbart sich bei ihm als ein Ringen um selbstgewonnenen Pantheismus und ererbten Pietismus. Eine erste Ruhe, vielmehr einen ersten festen Punkt bringt Johanna von Puttkamer in sein Leben. Er lernt sie bei der Hochzeit seines Freundes Moritz von Blanckenburg kennen und empfindet bald eine ernste und leidenschaftliche Liebe für sie.

Wie sehr er innerlich um Johanna gekämpft hat und wie ernst er es mit den großen Fragen des Lebens nahm, wie bedeutsam der Einfluß der Braut auf den künftigen Staatsmann und Schöpfer des Reiches war, das beweisen die schönen Briefe aus Schönhausen, in denen nicht zuletzt sein Ringen um die Fragen des Glaubens, aber auch der Kampf mit sich selbst und um seine Bestimmung, ergreifende Gestalt erhielten.

Rascher als er wohl selbst ahnte, wird er seinem eigentlichen Lebensberuf zugeführt. Er, der immer gedacht und gewünscht hatte, ein geruhiges Leben als Landjunker führen zu können, wird vom Schicksal Stufe um Stufe ins politische Leben hineingerissen. Zunächst als Abgeordneter im Preußischen Landtag, in dem er bereits durch seine erste große Rede Aufsehen erregt. Dann sind es vor allem die Ereignisse des Jahres 1848, die ihn zutiefst bewegen und ihn zwingen, unmittelbar zu seinem König zu eilen, um ihm seinen Rat und seine Hilfe anzubieten. Aber man will beides nicht; noch ist seine Zeit nicht gekommen. Bismarck ist tief verwundet, aber die alte Helferin und Trösterin: die Natur, macht ihn stark für neue Taten

Man wird ihn brauchen, und er kann warten, bis man ihn ruft.

Im Juni 1849 wird Bismarck zum König geladen. Er geht ungern, in Groll und Wallung, und erst als ein Leibjäger ihn in seinem Gasthof abholt. Während des Essens würgt er die Speisen in sich hinein, als müsse er den Beweis dafür erbringen, daß der Bauernstand in Not und Elend verkomme. Erst draußen auf der Terrasse, die das helle Sommerlicht freundlich umspielt, wird er ruhiger. Der König erklärt ihm einige Gewächse, in den Bosketts und Wasserkünsten zittert die Sonne.

„Wie geht es Ihnen?" fragt Friedrich Wilhelm freundlich; Bismarck erwidert kühl und kurz: „Schlecht, Majestät!"

„Ich denke, die Stimmung ist besser geworden."

„Die Stimmung war sehr gut, aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter

königlichem Stempel eingeimpft wurde, ist sie schlecht geworden. Das Vertrauen zum Beistand des Königs fehlt!"

In diesem Augenblick rauscht es hinter dem Gebüsch. Die Königin, die dem Gespräch zugehört, funkelt den Kühnen an: „Wie können Sie so zum König sprechen?"

„Laß nur, Elise, ich werde schon mit ihm fertig werden", wehrt Friedrich Wilhelm gutmütig ab und nimmt Bismarck beim Arm. „Was werfen Sie mir eigentlich vor?"

„Die Räumung Berlins, Majestät", lautet die frostige Antwort.

„Die habe ich nicht gewollt!" — Worauf die Königin, die in Hörweite geblieben ist, eifrig sekundiert: „Er ist ganz unschuldig daran, er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen."

„Ein König muß schlafen können!" — Hart, unerbittlich, aufsteigenden Groll im Ton fallen die Worte. Einen Augenblick lang sieht Friedrich Wilhelm tief verletzt zu Boden. Dann preßt er die Lippen zusammen und entgegnet mit langsam stärker werdender Stimme: „Man ist immer klüger, wenn man aus dem Rathaus kommt. Vorwürfe sind nicht die Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten. Dazu bedarf es des Beistandes und tätiger Hingebung, nicht der Kritik!"

Der Hieb sitzt. Bismarck fühlt sich plötzlich entwaffnet und gewonnen. Als ein Bekehrter, der seinem Herrn den Schwur der Treue bis in den Tod erneuert, kehrt er nach Schönhausen zurück.

Von nun ab wird Bismarcks Hand im Spiele sein, wo es um die großen Entscheidungen, zunächst in Preußen, dann im Reich und endlich in Europa geht. Noch oft wird versucht werden, ihn beiseitezuschieben oder ihn kaltzustellen; denn bequem wird dieser Mitarbeiter, Ratgeber und Führer nie sein. Er kennt sein Ziel und wird es zu erreichen wissen, er wird halbe Lösungen ablehnen und hart bleiben in seinen Mitteln. Als preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main wird er Erfahrungen und Erkenntnisse sammeln, die ihm ein Leben lang dienlich sein werden, sowohl bei seiner politischen Arbeit im Reich als auch in seiner europäischen Politik. Hier erweitert er, was ihm schon immer gegeben war, die souveräne Kunst der Menschenbehandlung und der Menschenkenntnis. Durch sie hat er schon immer seine Erfolge errungen und wird sie erst recht in der Zukunft erringen. Aber so notwendig es bei der oft sehr schwierigen politischen Lage wäre, daß man seine aufbauende Kraft in den Dienst des Staates dort stellte, wo er sich wirklich ganz auswirken könnte, so sehr ist man noch immer bemüht, ohne ihn auszukommen. Zwar ahnt der neue König Wilhelm I., welche Kräfte in diesem Manne schlummern, er weiß und spürt aber auch, wie verschieden sie beide ihrem innersten Wesen nach sind. Doch die Stunde wird kommen, wo das Schicksal sie beide zu dem großen Werke der Reichsgründung zusammenführen wird.

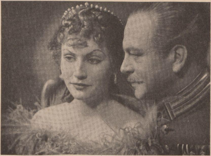
Zuvor aber wird Bismarck als preußischer Gesandter an den russischen Hof geschickt. Das ist eine Kaltstellung; sie kann Bismarck wohl kränken, aber nicht brechen. Er nützt diese Jahre in seinem Sinne und zu seinem Zwecke. Von hier aus verfolgt er den Gang der europäischen Politik mit dem scharfen Auge und dem sicheren Instinkt dessen, der ein geborener Meister der politischen Kunst ist. Je länger er zuschaut, um so rascher sieht er seine Stunde kommen und erkennt, wie all sein bisheriges Schaffen und Gestalten, Fordern und Formen sich bestätigt.

Am 22. September 1862 ruft man ihn. Er wird Ministerpräsident. Aber das bedeutet noch nicht, daß sein Ziel erreicht sei, sondern schafft nur die Voraussetzung für die Lösung seiner Aufgabe: die Schaffung des Reiches. Es wird ein Kampf sein mit dem eigenen Herrn und König, mit den Fürsten und dem Parlament, es wird ein Kampf sein mit den Mächten Europas, die dem Aufstieg Preußens und dem Werden des Reiches feindselig entgegenstehen. Er weiß, daß dieser Kampf, oft überkühn und wagemutig, ein stetiges Spiel um seinen eigenen Kopf ist. Aber nur der Kühne wird Sieger bleiben in allen Lagen des Lebens, nur dem Mutigen gehört die Welt. So wird ein Jahrzehnt lang das Leben und Wirken Bismarcks einem großen Epos, aber auch einem Drama gleichen, und die großen Augenblicke werden durch die Namen der Schlachten Düppel und Königgrätz, Mars la Tour und Sedan bezeichnet werden, die Gert Buchheit mit großer farbiger Kraft darstellt. Aber nicht nur die Schlachten, auch die Friedensschlüsse, die Kongresse, die Verhandlungen mit dem Parlament, mit dem Bundesrat und den Bundesfürsten, sind große Augenblicke in dieser Gesamthandlung, Augenblicke voll dramatischer Kraft und Spannung, voll sich entladender menschlicher Kraft und voll sich bewährender politischer Kunst, die ihre Krönung in der Reichsgründung feiert.



Bismarck auf der heutigen Bühne
Szenenbild aus Wolfgang Goetz' „Der Ministerpräsident" im Staatstheater Berlin mit Maria Uppenhöfer und Emil Jannings

Aber damit ist nur ein Ziel erreicht, keine Lebensaufgabe abgeschlossen. Dieses Reich gilt es, zu erhalten, zu schützen und zu schirmen. Ein so stolzer Bau, wie es der ist, den Bismarck hier in Europas Mitte errichtet hat, wird noch lange den Neid der Völker ringsum erregen, und es wird noch lange währen, bis sie sich daran gewöhnt haben, hier im Herzen des alten Erdteils plötzlich statt vieler kleiner, ohnmächtiger Staaten ein einziges, geschlossenes und machtvolles Reich zu sehen. So wird eine großgefaßte Bündnispolitik, eine echte Friedenspolitik der Macht und nicht der Furcht und Schwäche das Reich vor Angriffen schützen müssen. Wieder sind es kühne und große Gedanken, die er mit zäher Kraft gegen mannigfaltige Widerstände verwirklicht. Sie werden dem Reich den Frieden sichern, solange sie sinnvoll und weise erhalten werden. Aber der große Meister wird es noch erleben, daß kleine Geister über sein Werk kommen, sie werden während kurzer Stunden in Gefahr bringen, was er in jahrelanger, unermüdlicher Arbeit aufgebaut hat. Nicht nur von draußen, von jenseits der Grenze droht Gefahr, auch im eigenen Reiche wachsen von den verschiedensten Seiten Feinde auf. Die einen lehnen seine Arbeit ab, die anderen aber bedrohen den Bestand des Reiches. Auch er muß wie jeder große Staatsmann den Machtstreit ausfechten, der so alt ist wie die Menschheit, den Streit zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt. „Kulturkampf" wurde der Kampf genannt, den Bismarck mit der römi-



Hilde Weißner und Paul Hartmann (als Herbert Bismarck) in „Der Ministerpräsident"

schen Kirche zu führen hatte. Härter als dieser war der Kampf, den er gegen die Gewalt auszutragen hatte, die langsam, aber stetig heraufwuchs: die Sozialdemokratie. Dabei mußte er als das Schwerste erleben, was einem großen Manne widerfahren kann; er mußte sehen, wie er Jahr um Jahr einsamer wurde. Die Zahl derer, die ihn verstand und ihm folgte, wurde Jahr um Jahr geringer, selbst seine nächsten Freunde wurden an ihm irre und verließen ihn. So groß war sein Werk geworden, so sehr war es in jene letzten Höhen hineingewachsen, in die ihm nur wenige zu folgen vermochten. Ihn beirrte diese Einsamkeit nicht. Er tat seine Pflicht und diente seinem Werke nach den Gesetzen, die dieses Werk selbst vorschrieb. Sein Fürst und Kaiser war gestorben, Kaiser Friedrich III. war dem Vater auf den Thron, aber auch rasch in den Tod nachgefolgt. Der Enkel Wilhelm II. bestieg den Thron, und mit ihm kam eine neue Jugend, die am Werke des Kanzlers nicht mehr weiterzubauen die Kraft hatte. Sehr rasch wuchsen die Widerstände gegen Bismarck ins Ungeheure.

So kam der dunkle Tag seiner Entlassung. Ihm folgten Jahre großer Einsamkeit und Verbitterung, Jahre, in denen sich alle Welt von ihm abwandte, in denen man ihn wie einen Staatsfeind beobachtete. Aber noch Schlimmeres mußte er erleben: in diesen Jahren mußte er sehen, wie das Fundament, auf dem er sein Reich errichtet hatte, stetig untergraben wurde. Er weiß, es wird ein Tag kommen, da wird das Reich wieder zusammenstürzen, weil von seinen Nachfolgern alles geschieht, um das Fundament unsicher zu machen. Mit dieser düsteren Vision geht der große Mann, der wieder zur Natur und zu seinen Wäldern, seinen großen Tröstern, zurückgekehrt ist, aus der Welt fort.

Gert Buchheit hat diesen heldischen Lebenslauf in seiner gewaltigen, oft übermenschlichen Größe in zahlreichen Einzelkapiteln nachgestaltet, ohne ihn seiner Menschlichkeit zu entkleiden, im Gegenteil, mit dem Willen, ihn uns menschlich nahezubringen.

Eine Frau ohne Furcht

M. J. Krück von Poturzyn / Lady Hester Stanhope

Von Gertrud von Hollander

Nur ganz selten einmal bringt die Natur eine Frau hervor wie Lady Hester Stanhope, die Nichte des großen Lordkanzlers Pitt. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht klingt die Lebensgeschichte dieser Engländerin, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Salons der Londoner Aristokratie eine vielbeneidete Rolle spielte, um vierzig Jahre später, nach einem Leben voll unerhörter Abenteuer, auf einem einsamen Felsenschloß im Libanon zu enden.

Pitt, der große Gegenspieler Napoleons, dem die Politik keine Zeit zu einem Privatleben läßt und dem man keine einzige Liebschaft nachsagen konnte, duldet Hester Stanhope in seiner Nähe, weil sie seinem Geist verwandt ist. Sie besitzt denselben durchdringenden Verstand wie er und den gleichen unbestechlichen Blick für Menschen und politische Zusammenhänge. Er kann mit ihr sprechen wie mit keinem Mann in seiner Umgebung.

Daß sie außerdem auch eine wunderschöne Frau ist, die ihn liebt und für ihn sorgt, weiß er kaum, oder er will es nicht wissen. Sein Herz gehört England, seine Leidenschaft der großen Politik. Als er frühzeitig stirbt, im Dienst seines Landes verbraucht, hinterläßt er seiner Nichte eine politische Erfahrung, wie sie einer Frau nicht oft zuteil wird; außerdem die Anwartschaft auf eine ansehnliche jährliche Summe, die ihm der König persönlich als Pension für seine Nichte zugesichert hat.

In den nächsten vier Jahren lebt Lady Stanhope ganz der Erinnerung an den geliebten Toten. Sie wohnt in Pitts Haus, empfängt seine Freunde und umgibt sich mit seinen Bildern. London beginnt, sie zu vergessen.

Zweiunddreißig Jahre ist sie und schön wie je, als sie die Unnatürlichkeit dieses schattenhaften Daseins empfindet und sich dem Leben wieder zuwendet.

Eine bohrende Sehnsucht nach Freiheit trieb sie hinaus in die Welt, nach Süden, nach Osten, irgendwohin. Allzu groß konnte das Gefolge nicht sein mit ihren 1200 Pfund Pension im Jahr. Ein junger Arzt, Dr. Meryon, frisch von den Studien gekommen, Miß Williams, die treue Zofe aus den Tagen mit Pitt, ein paar Bediente noch, das mußte genügen.

Es war ein stürmischer Vorfrühlingstag, Februar 1810, als Englands Küste in den grünen Wellen versank. Sollte sie trauern? Das Vaterland hatte ihr Pitt genommen, und Pitt war England gewesen für sie.

In Gibraltar machte sie zum erstenmal Station ... nicht ganz freiwillig, denn im Mittelmeer herrscht Krieg, und Schiffe für Reisende sind nicht zu haben. Die Offiziere der britischen Besatzung, die eine galante Unterbrechung ihres langweiligen Dienstes erhofften, sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht: Mylady ist unnahbar. Der Gouverneur gibt der Nichte des berühmten Staatsmannes große Feste; sie aber wartet ungeduldig auf den Zufall, der ihr weiter helfen soll, dem geheimnisvoll lockenden Osten entgegen, der immer mehr Macht über ihre Phantasie gewinnt. Eines Tages landen in Gibraltar zwei junge Engländer auf ihrer Jacht. Der eine von ihnen, Michael Bruce — jung, schön und reich — ist vom Schicksal dazu bestimmt, Lady Stanhope über Malta und Griechenland nach dem Orient zu führen.

Der um zehn Jahre jüngere Bruce ist dieser Frau auf den ersten Blick verfallen. Er umwirbt sie mit der stürmischen Unbekümmertheit eines verwöhnten Jungen ... und wird erhört. Zum erstenmal in ihrem Leben erfährt Hester Stanhope die Erfüllung von Liebe und Leidenschaft.

Der englische Gesandte in Konstantinopel weiß nicht recht, wie er sich zu dieser reichlich exzentrischen Landsmännin verhalten soll, die mit einem jungen Manne reist, der offensichtlich ihr Geliebter ist.

Pitts Nichte scheint auch hier nicht geneigt, im Verborgenen zu leben. An einem Freitag erscheint der Beherrscher aller Türken öffentlich auf seinem Gang zur Moschee. Lady Stanhope reitet mit ihrem Freunde Bruce an der Seite, unverschleiert, im Herrensitz! Wie ... das ist noch nicht geschehen? So wird es zum ersten Male sein.

Der Botschafter Englands regt sich über sie auf? Nun, sie wird einen Brief nach England schreiben und sich über ihn beschweren. Sie schreibt überhaupt sehr häufig nach London, und nicht einmal Bruce erfährt, was in diesen Briefen steht. Ihr nächstes Reiseziel aber heißt: Ägypten!

Als sie von Konstantinopel aufbricht, hinterläßt sie eine Menge türkischer Freunde, die ihr treu ergeben sind und weiter mit ihr in Verbindung bleiben.

Unterwegs im Mittelmeer überfällt der Sturm ihr Schiff. In letzter Minute erreichen sie ein Felsenriff. Hester hat nur ein kleines Bild von Pitt und zwanzig Guineas retten können, aber sie lebt und ist ihrem Ziel ein gutes Stück näher gekommen. Eine englische Fregatte bringt sie nach Ägypten — das große Spiel kann beginnen. Um was es eigentlich geht ... sie weiß es selber nicht; sie spürt nur, daß etwas sie unaufhaltsam weiter zieht, einer bisher noch unbekannten Bestimmung entgegen. Mit der größten Selbstverständlichkeit kleidet sie sich und ihr kleines Gefolge in türkische Gewänder ... selbst Miß Williams muß widerstrebend in ein paar scharlachfarbene Hosen steigen! Der englische Generalkonsul tobt, aber den Osten hat sie durch diese Geste gewonnen.

Der türkische Statthalter von Ägypten, Mehemet Ali, sandte fünf silbergeschmückte Pferde, Mylady zum Palast zu laden, und erlaubte ihr, bis zum inneren Gitter zu reiten. Noch nie hatte er eine europäische Frau empfangen! Kopf an Kopf stand Kairos Bevölkerung auf den Straßen, solches Ereignis mußte gesehen werden, ehe es Glauben fand.

Hester Stanhope muß einen Talisman besitzen, der ihr die Wege ebnet. Wie wäre es sonst zu erklären, daß man ihr, der Ungläubigen, Erde vom Grabe des Propheten bringt? Und eines Tages flüstert es ihr zu: „Unter uns geht die Sage, daß ein Weib aus dem Westen kommen und uns zu Macht und Glück führen wird." Seit diesem Tage geht sie mit einer nachtwandlerischen Sicherheit ihren Weg. Aber noch ist sie nicht am Ziel; immer weiter treibt sie der lockende Ruf, nach Palästina, nach den Dörfern des Libanon, wo bärtige Scheichs sie mit königlichen Ehren willkommen heißen. Bruce und Dr. Meryon haben längst genug und drängen zur Umkehr, aber Hester empfängt Drusenprinzen und besucht die Opferstätten geheimer Kulte, deren Betreten jeder andere Europäer mit dem Tode büßen würde.

Das nächste Reiseziel ist Damaskus. Aber in Damaskus herrscht Revolution, kein Europäer ist dort seines Lebens sicher. Hester Stan-



hope lächelt nur, als man sie warnt; ist sie denn noch eine Europäerin?

Unverschleiert, schön wie je reitet sie durch die dichtgefüllten Straßen der Stadt . . . keiner krümmt ihr ein Haar. Und wieder tönt es ihr aus der Menge entgegen, erst schüchtern, dann immer stärker: „Lang lebe die Königin!" Allein, ohne Schutz und ohne Waffen reitet sie zum Pascha von Damaskus, der sie zu sich befohlen hat. Sie weiß, worum sie ihn bitten will: sie möchte die Wüste und Palmyra kennenlernen. Palmyra! Dieser Name hat es ihr angetan.

Hat nicht Palmyra eine Herrscherin gehabt, Zenobia, deren Residenz arabischen Stolz mit griechischer Bildung vereinte, die im Helm, mit Speer und bloßen Armen ihr Volk gegen den alten Feind Ägypten geführt?

Königin des Ostens . . . Königin von Palmyra! Ist sie ihrem Ziel so nahe?

Mahannah, der Herrscher der Wüste, schickt seinen eigenen Sohn nach Damaskus, die weiße Frau zu geleiten. Dr. Meryon ringt die Hände; Bruce ist in Aleppo zurückgeblieben . . . es ist Wahnsinn, was Hester vorhat. Aber sie ist bereits unterwegs, reitet mutterseelenallein durch die Wüste, den Beduinen entgegen. Sie wird erwartet, und auch bei diesen wilden Söhnen Arabiens wirkt der Zauber dieser Frau, deren Furchtlosigkeit ans Unbegreifliche grenzt. Ein Schreiben von ihrer Hand findet den Weg nach Malta:

„Mein lieber General!

Morgen steige ich aufs Pferd mit siebzig Arabern und gehe endlich nach Palmyra . . . Ich bin in solcher Eile, daß ich nicht alles schreiben kann, was ich wünsche . . . Gott segne Sie, mein lieber General; ich hoffe, daß ich bei meiner Rückkehr vom Sitz meines Kaiserreiches Briefe aus England vorfinde . . ."

Palmyra, das alte Tadmor, ist nur mehr ein Dorf von fünfzehnhundert Arabern. Aber keiner der Männer fehlt, als man eine fremde Frau, die über Land und Meer gekommen ist, um die Araber zu neuer Herrlichkeit zu führen und ihre Schätze aus der Wüste zu graben, zur Königin erklärt.

Zugleich mit dem Frühling hat Hester ihre Herrschaft angetreten; noch ehe die heißen

Sommerwinde nahen, ist sie bereits zu Ende. Feindliche Beduinenstämme bedrohen die Stadt, Mylady muß aus Rücksicht auf ihre Gastfreunde fliehen. Sie wendet sich nach Syrien, neue politische Pläne im Kopf, die der Nichte eines Pitt würdig sind. Ist Napoleon, der Gegner ihres großen Onkels, nicht noch immer die Geißel Europas? Vielleicht ist er bereits auf dem Wege nach Indien, um Englands Lebensnerv zu treffen. Aber sie, Hester Stanhope, wird ihm zuvorkommen. Wieder fliegen ihre Briefe in alle Welt. Der Traum von Palmyra ist ausgeträumt, und Bruce befindet sich auf dem Weg nach England. Nur Dr. Meryon und ihre Zofe sind übriggeblieben.

Zwei Ereignisse machen ihren indischen Plänen ein Ende. Aus Europa kommt die Nachricht von Napoleons Niederlage bei Leipzig, und in Syrien herrscht die Pest. Nicht einmal Hester, die Unbesiegliche, bleibt von ihr verschont. Sie überwindet sie, wie sie bisher mit allem fertig geworden ist, was sich ihr in den Weg stellte, aber nach ihrer Genesung erwägt sie zum ersten Male, sich für längere Zeit im Libanon anzusiedeln. Ein altes griechisches Kloster wird ihre neue Residenz, denn wo sie sich niederläßt, wimmelt es bald von Boten und Gesandten umliegender Herrscher, die Geschenke bringen und den Nat der „Sitt", wie sie allgemein genannt wird, einholen. Hat sie nicht versprochen, nach Schätzen zu graben, ihre Freunde, die Araber, reich zu machen? Sie gibt ein Vermögen aus, um Arbeiter zu bezahlen, Werkzeuge und Zelte zu beschaffen. England wird sie gewiß königlich entschädigen, wenn sie erst ganze Schiffe voller Kunstwerke nach Hause schickt. Ihre Pläne werden immer phantastischer, und in den Zeitungen Londons erscheinen bereits Berichte über die Närrin im Libanon. Der englische Konsul in Antiochia gäbe viel darum, wenn er Mylady zur Abreise bewegen könnte; denn sie wird immer eigenmächtiger und unternimmt sogar Strafgerichte gegen Bergbewohner, die einen ihrer Freunde ermordet haben. Selbst Meryon, der Vielgetreue, hat von diesem aufregenden Leben endgültig genug und überreicht ihr sein Abschiedsgesuch, das ohne weiteres bewilligt wird.

Inzwischen ist man in Europa längst auf die Frau neugierig geworden, die unter Wilden lebt und von den Arabern wie eine Königin geehrt wird. Große Zeitungen schicken ihre Berichterstatter nach Syrien, und was sie nach Hause schreiben, ist phantastisch genug. Lady Stanhope führt in ihren Bergen die Kartoffel ein, speist zu Hunderten Flüchtlinge und Vertriebene; sie hat das große Erdbeben von Aleppo auf den Tag und die Stunde vorausgesagt und vergräbt sich in alte Geheimdokumente, umgibt sich mit Astrologen und Zauberkünstlern. Und Mylady hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf. Die englische Regierung hält ihre Pension zurück, um ihre Schulden zu bezahlen . . . man spricht von vierzehntausend Pfund! Ihre Gläubiger drängen, aber arme Bauern bringen ihre letzten Ersparnisse, und Dr. Meryon, der es vor Sehnsucht nach der Herrin in England nicht ausgehalten hat, stellt ihr seine gesamte Barschaft zur Verfügung.

Jahr um Jahr vergeht, und es wird immer einsamer um die alternde Frau. Die Herbstnebel hängen um ihr einsames Felsenschloß, und Hungersnot herrscht in den Bergen. Gelassen raucht die Sitt ihre Pfeife, nur als auf ihren Befehl die Pferde erschossen werden, die ihre Freunde ihr geschenkt haben, füllen sich ihre Augen mit Tränen. Eines Morgens, als Meryon sie besuchen will, findet er Arbeiter damit beschäftigt, die Tore der Burg zu vermauern. Sie hat einmal erklärt, sie würde sich einmauern lassen, wenn die Nachrichten aus England ausblieben . . . sie hält auch dieses Mal Wort! Furchtlos, wie sie gelebt hat, erwartet sie den Tod, nachdem sie den Freund nach England zurückgeschickt hat. Im Jahre 1839 bettet der Vertreter Englands den Leib der „Sitt" im Garten ihres Felsenschlosses zur Ruhe und bedeckt ihn mit der Flagge Großbritanniens.

Das Felsenschloß zerfiel, wuchernde Blumen versteckten ein namenloses Grab, das Märchen war zu Ende. Doch nach langen Jahrzehnten, wenn ein Berg erbebte und der Sturm über dem Libanon heulte, flüsterte es in den Dörfern, die Sitt gehe um; und ein arabischer Stamm, dem Hester Stanhope Königin geheißen, verehrte immer noch als Heiligtum jene Münzen, die sie in Palmyra unter „ihr Volk" geworfen.

Bildnis auf Seite 276 nach dem Umschlagbild von Poturzyn »Stanhope«



Wüstenlandschaft aus Niedermayer „Im Weltkrieg vor Indiens Toren"

Odysseus in der Wüste

Oskar Ritter von Niedermayer

Im Weltkrieg vor Indiens Toren

Von Tim Brauer

Im Spätherbst 1914 wird Oskar von Niedermayer, Offizier in bayrischen Diensten und alter Orientreisender, überraschend von der deutschen Westfront weggeholt, um an einer Expedition nach Afghanistan teilzunehmen, die den Emir aufwiegeln und die Engländer in Indien beschäftigen soll. Der Plan stammt von Enver Pascha und erscheint auch Niedermayer durchaus brauchbar. Aber die Ausführung hält er aus besserer Sachkenntnis für schwieriger als die allzu behenden und leicht begeisterten Herren vom Auswärtigen Amt und vom Generalstab, mit denen er zunächst zu tun hat und nach deren Ansicht es sich offenbar nur um einen ausgedehnten Spaziergang handelt.

Es gibt dann, im fiebernden Wirrwarr der türkischen Kriegsvorbereitung, zunächst noch eine peinliche Wartezeit in Konstantinopel und gleich zu Beginn einige erhebliche Enttäuschungen: Das gesamte Ausrüstungszeug der Expedition, als „Wanderzirkus" deklariert, aber so nachlässig verpackt, daß die angeblichen Zeltstangen als Antennen kenntlich sind, wird prompt von den Rumänen beschlagnahmt, denen die Maschinengewehre und eine Million Infanteriepatronen für die Vorbereitung ihres eigenen geplanten Zirkusunternehmens herzlich willkommen sind. Beim zweiten Male geht es mit Hilfe einiger kleiner Bestechungsmanöver besser ab. Aber viel Glück hat die Expedition mit ihren Hilfsmitteln auch diesmal nicht, denn die „befreundeten" Türken, deren weiteres Verhalten dem Unternehmen gegenüber überhaupt etwas schwankend ist, nehmen die neuen Maschinengewehre schon in Bagdad trotz aller Proteste zum eigenen Gebrauche an sich. Schließlich besteht die ganze Expedition überhaupt nur noch aus 25 deutschen Offizieren, denen sich einige landeskundige Persönlichkeiten, darunter der deutsche Konsul Seiler in Bagdad, anschließen.

Das nächste Reiseziel ist Persien, das infolge seiner geographischen Lage nicht nur Durchgangsland, sondern auch Operationsbasis für die Tätigkeit der kleinen Gruppe bilden soll — zum erheblichen Mißvergnügen der Engländer, die zwar ebenso wie ihre russischen Ver-

bündeten die persische Neutralität selbst nicht allzu streng nehmen, aber den Deutschen natürlich nicht die gleichen Rechte zugestehen wollen, die sie sich für ihr Teil ohne weiteres angemaßt haben.

Dann zieht die Karawane los — und nun beginnt der mühseligste und großartigste Teil der Expedition, die in ein unerforschtes Land zieht, unbekannten Gefahren entgegen, durch Gebiete, in denen Räuber lauern, durch nackte Wüsten, in denen allnächtlich von einer Wasserstelle zur anderen lange Märsche von durchschnittlich fünfzig bis siebzig Kilometern zurückgelegt werden müssen. Die einheimischen Begleitmannschaften und die Kameltreiber meutern gegen die Anordnungen des Führers, der unerbittlich vorwärtstreibt, weil er weiß, daß nur ein rasches, gleichmäßiges, planvolles Vordringen helfen kann. Die Tiere sinken tief in den Sand ein, stolpern in Löchern und Rinnen, gleiten auf Steilhängen aus, die im Dunkeln nicht zu erkennen sind. Einmal geraten sie auf solch einem unheimlichen Nachtmarsch in ein regelrechtes Schlangennest und verlieren eines ihrer besten Reitpferde. Sie kommen in sandverwehte Steppen und verfallene Karawansereien, die von den Bewohnern verlassen sind; keine Lebensmittel, kein Futter für die Tiere, nicht einmal immer Trinkwasser finden sie an den verödeten Rastorten.

Weiter und immer weiter geht der Marsch über Berge und durch Schluchten hin, durch die Salzsümpfe der grauenhaften Kewir, wo die Kamele auf dem schlüpferigen Boden auszugleiten, im Sumpf zu versinken drohen, sobald ein Regenschauer den Boden aufweicht. So ist diese furchtbarste Strecke der Wüste überhaupt nur in der heißen Jahreszeit zu bereisen. Je mehr aber der Salzsumpf austrocknet, desto mehr splittert und bricht auch der Boden in große, steinharte Schollen, die sich steil wie Eisblöcke aufrichten und den Lasttieren schwere Mühsal bereiten. Die Temperatur beträgt vielfach schon in den Vormittagsstunden 45°, einmal sogar 52° im Schatten. Kein Tier, keine Pflanze kann hier gedeihen. Auch das Wasser ist durch seinen Salzgehalt zumeist ungenießbar. Die ersten persischen Begleiter bleiben vor Durst und Müdigkeit unterwegs liegen und können noch gerade rechtzeitig von der nächsten Haltestelle aus durch einen Hilfetrupp vor qualvollem Tode bewahrt werden.

Die ersten größeren Ortschaften am Wüstenrande sind nahe; aber mit ihnen steigert sich auch die Gefahr des Verrats. Längst hat sich die Expedition geteilt, um der größeren Beweglichkeit willen, und um verschiedene Aufgaben in den einzelnen Landesteilen zu lösen. Jetzt werden Boten mit fingierten Briefen und Scheinkarawanen mit leeren Kisten losgelassen, um die Feinde irrezuführen, die die Randgebirge an der Ostgrenze Persiens besetzt haben und sich von Norden und Süden her,



Salzschollen in der Kewir

aus Turkestan und Indien, zusammenziehen, um den Ring zu schließen und den verwegenen Gegner noch vor dem Eintritt in afghanisches Gebiet rechtzeitig abzufangen. Das Verhältnis zu der ohnehin mißtrauischen, durch die ewigen Räubereien und Überfälle gegen alle Fremdlinge argwöhnisch gestimmte Bevölkerung wird immer unerfreulicher. Feindliche Agenten verraten den Russen alle Bewegungen der Kolonne. Die Vorhut wird angegriffen. Die Krankheitsfälle infolge der Strapazen und Entbehrungen häufen sich. Nachts darf kein Lagerfeuer unterhalten werden, um die lauernden Feinde nicht aufmerksam zu machen. Während einer Rast sieht Niedermayer von seinem Beobachtungsposten auf Hügelhöhe von fern die Russen heranziehen. Er steigt gleichmütig herab und gibt den Befehl zum Aufbruch, ohne ein Wort über die Nähe der Gefahr zu verlieren, um eine Panik bei dem zusammengewürfelten Haufen seiner Begleitmannschaft zu verhindern. Der Zug verschwindet also glücklich wieder in der Wüste, ein „freundlicher" Sandsturm verwischt die Spuren. Die schützende Nacht nimmt die Flüchtigen auf.

Aber der Führer weiß nun wenigstens, woran er ist und wo er den Feind zu suchen hat. Also marschiert er südöstlich geradenwegs auf die von Süden heranziehenden Engländer zu, so nahe heran wie möglich, um dann im letzten Augenblick durch die einzige noch freie Lücke auszuweichen. Eine Anzahl Perser brennt jetzt endgültig durch. Überall, wohin sie gelangen, sind schon englische Patrouillen durchgekommen. Die Ortschaften, die sie berühren, wimmeln von Spionen. Ganze Karawanen müssen aufgehalten und Geiseln aus der Bevölkerung ausgehoben werden. Aber der Durchbruch gelingt. Unter furchtbaren Leiden, bis zur völligen Erschöpfung von Mann und Tier werden in einem einzigen Gewaltmarsch noch 90 Kilometer zurückgelegt, durch die Wüste, über ein steiles Gebirge hin und jenseits wieder in die Wüste hinein. Wer nicht weiter kann, bleibt liegen im Wüstenbrand. Es gilt nur ein Gebot: Weiter! Wieder streift ein Teil der Kolonne, der die russische Gefangenschaft dem unsicheren Wagnis eines Einmarsches in ein unbekanntes Land vorzieht, denn noch immer gilt Afghanistan als unzugänglich, der Eintritt für die Fremden, nicht zuletzt für die Europäer, Gefahr bringend.

Zu Tode erschöpft, schleppt sich der Rest der Truppe, die von hundertvierzig Mann und zweihundertsechsunddreißig Tieren auf siebenunddreißig Mann und neunundsiebzig Tiere zurückgegangen ist, mit letzter Anstrengung bis zu der afghanischen Grenzstadt Herat, wo sie über Erwarten freundlich aufgenommen und von dem gastfreien Gouverneur sogar neu eingekleidet werden, da sie statt der Kleider nur noch Lumpen am Leibe tragen.

Auch der Weitermarsch fordert noch neue Todesopfer. Bei der Ankunft in der Nähe der Hauptstadt Kabul werden sie auf einem Lustschlosse des Emirs in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft festgehalten. Sie fühlen sich auch später nur freundlich geduldet, mit echt orientalischer Diplomatie hingehalten, und sehen bald ein, daß ein weiteres Verbleiben fruchtlos ist, nachdem alle Versuche, den Emir aus seiner vorsichtigen Zurückhaltung herauszulocken, erschöpft sind.

So geht es also diesmal über den im Schnee begrabenen Chawak-Paß in einer Höhe von viertausend Metern, durch das Hindukusch-Gebirge nicht allzuweit von der indischen Grenze, inmitten einer grandiosen Hochgebirgswelt, dann wieder westwärts durch eine herrliche Vorgebirgslandschaft an dem alten Baktra, der „Mutter der Städte", vorbei, auf den Spuren Alexanders und Dschingis Khans, und wieder in die Wüste mit wenigen Begleitern in turkmenischer Verkleidung durch russisches Gebiet. Niedermayers früherer Begleiter, Vogt, wird mit einigen indischen Rebellenführern von den Engländern abgefangen, trotz seiner Verkleidung als deutscher Offizier erkannt und trotz Krankheit und Schwäche in schweren Ketten abtransportiert. Ein anderer Gruppenführer wird von den Persern an die Russen verraten und gerät gleichfalls in Gefangenschaft.

Bei einer so sorgfältigen Absperrung kann nur der Einzelne noch hoffen, sich durchzuschlagen. Das hat Niedermayer erkannt. So beginnt nun ein phantastisches Märchen aus Tausend und einer Nacht. Erst als Turkmene, später als einfacher Perser verkleidet, ist er hundertmal in Gefahr, erkannt zu werden. Trotz genauer Beachtung aller Landessitten immer wieder durch die geringste Kleinigkeit verdächtig, zieht er nur mit einem persischen Diener seines Weges. Ein-

mal wird er von einem zufälligen Weggenossen für einen Parsen gehalten, merkwürdigerweise, weil er frühmorgens hartgekochte Eier gegessen hat, und muß nun ein peinliches religiöses Verhör bestehen. Ein anderes Mal hat er die Fingernägel nicht kurz genug geschnitten, um für einen rechtgläubigen Muselmann zu gelten. In Meshed sitzen die Russen. Er reitet an ihnen vorbei zum Tor hinein, und als ihm seine früheren Freunde den guten Rat geben, sich schleunigst aus dem Staub zu machen, sprengt er hoch zu Roß über die Torsperre weg, ohne sich um die Wache zu kümmern. Ein andermal wird er von Dorfbewohnern gestellt und beschossen und rettet sich nur dadurch, daß er sich für einen Regierungsboten ausgibt und die Belästiger grob anbrüllt. Kurz vor Teheran muß er sich in der Postkutsche wohl oder übel einem allzu lästigen Schwätzer bekanntgeben, der das interessante Geheimnis sofort auf alle Gassen trägt. In der



Niedermayer als Hadschi Mirza Hussein



Niedermayer in Kabul

Hauptstadt selbst erfährt er von dem einzigen zurückgebliebenen Konsulatsbeamten, daß jetzt, im Juli 1916, die deutsche Stellung in Persien aufgegeben worden ist, und daß seine zurückgelassenen Leute verloren sind.

Der Unerschütterliche bricht gesundheitlich zusammen. Wie einer der ärmsten Landesbewohner hat er gelebt, „aus jeder Pfütze getrunken, mit jedem Gesindel und in jedem Schmutz geschlafen", von Ungeziefer bedeckt, einmal in einem verlassenen Stall sogar von den berüchtigten Giftzecken überfallen. Fieberkrank muß er vor den feindlichen Nachstellungen ins Gebirge flüchten, auch dort in ewiger Unsicherheit. Wenn die Körpertemperatur allzu hoch steigt, läßt er sich, in ein Laken gehüllt, in einen Gebirgsbach legen, bis Schüttelfrost kommt. Wer soviel zu erdulden vermag, hat gewiß auch ein Recht, von anderen das Äußerste zu verlangen.

Aber noch hat er nicht das Schwerste überstanden. Die Türken rücken auf Teheran vor. Trotz aller Gerüchte von umherziehenden Banden drängt er ihnen entgegen, gerät gleichsam im letzten Augenblick mit einer Karawane, der er sich angeschlossen hat, in Räuberhände und

bekommt einen Kolbenschlag auf den Kopf, der ihn betäubt. Die Reisenden werden in die Wüste geschleppt, dort untersucht und schonungslos ausgeraubt. Nur seinen Geldbeutel hat er noch rechtzeitig vergraben. Ohne Schuhe und in Fetzen gehüllt, mit wundem Haupt und wunden Füßen, schleppt er sich weiter, hat vor russischen Offizieren ein peinliches Verhör zu bestehen, bei dem die Inquisitoren sich schließlich über den dummen Perser totlachen wollen, der nicht einmal eine Landkarte lesen kann und sich beim Abschied noch eine Zigarette erbettelt.

Weiter geht die Wanderung des frommen Hadschi Mirza Hussein. Als sie wieder von Räubern überfallen werden, erklärt er ihnen lachend, die verehrten Exzellenzen kämen leider zu spät, denn die Konkurrenz sei ihnen bereits zuvorgekommen. Trotzdem werden sie in der folgenden Nacht doch noch einmal ausgeplündert. Den Mitgliedern der Karawane ist der sonderbare Heilige schon lange nicht ganz unverdächtig. Als es sich aber darum handelt, die russische Front zu durchbrechen, nimmt er ohne viel Federlesen die Führung der Karawane in die Hand, und so gelangen sie glücklich bis an die türkische Stellung, wo er zur Begrüßung noch einmal einen Schlag mit dem Gewehrkolben bekommt. Im Hauptquartier aber wundert sich der deutsche Verbindungsoffizier nicht schlecht, als der zerlumpte persische Bettelmann ihn in der Muttersprache (vermutlich noch mit gut bayerischer Klangfarbe) kordial begrüßt.

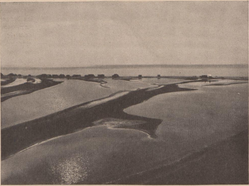
Das also ist die abenteuerliche Geschichte der deutschen Afghanistanexpedition, von der wir im allgemeinen bisher weit weniger gehört haben als etwa von den Taten des Engländers Lawrence, der es in allem und jedem immerhin wesentlich leichter gehabt hat als diese paar deutschen Männer auf ihrem verlorenen Posten inmitten feindlicher Welt. Dies bleibt eine großartige Odyssee der Wüste, ein wahrhaftes Heldenlied unserer Zeit von homerischem Ausmaß, ein schlichtes und in seiner Echtheit und Einfachheit erhabenes Denkmal heldenhafter Größe, in dem alle alten Tugenden der Menschheit neu erstehen: der unbeugsame Mannesmut, die überlegene Besonnenheit, auch die tragische Vergeblichkeit alles Heldentums in einer Welt unüberwindlicher Gefahren, inmitten öder Wüsten und himmelhoher Gebirge, von Feinden umstellt, in Schnee und Morast, in glühendem Sande, in Sturm und Sonnenbrand.

Heldenhaft ist auch das Schicksal seiner Gefährten, jenes versprengten Offiziers, der noch bis zum Jahre 1918 mit einigen Bergstämmen durch unausgesetzte Beunruhigung am Persischen Golf Tausende von britischen Soldaten festhält, die England in Europa bitter benötigt, oder die Abenteurerfahrten des Konsuls Seiler, der sich mitten im feindlichen Lande aller Angriffe zu erwehren versteht, immer wieder auf die überlegenen Feinde hervorbricht und nur durch List und Verrat waffenlos überrumpelt und gefangen wird, aber mit einigen Gefährten auf verwegene Art entkommt und unter dem Geleit einer regelrechten Räuberbande glücklich bis zur deutsch-türkischen Front gelangt, wo er wieder mit Niedermayer zusammentrifft.

Unverständlich bleibt es, daß die Engländer die gefangenen Mitglieder der Expedition wie gemeine Verbrecher in Ketten abtransportierten. Erst lange nach dem Kriege haben höhere englische Militärs der Tollkühnheit ihrer Gegner die verdiente Anerkennung gespendet. In Deutschland aber wird man nie mehr an den Namen Niedermayers, Wasmuths, Seilers und ihrer Begleiter vorübergehen können, wenn man der Helden des Weltkrieges gedenkt.

„Wenn man die Leistungen der Expedition beurteilt, muß man immer bedenken, daß wir weit entfernt von unserer heimatlichen oder militärischen Basis in einem Lande zu arbeiten hatten, in dem wir uns alle Wege erst bahnen mußten, während unsere Gegner es seit vielen Jahrzehnten genau kannten und in ihm ein ausgezeichnetes Nachrichtensystem unterhielten, sowie eine nahe Ausgangsbasis im Persischen Golf, im Kaspischen Meer oder den turkestanischen Bahnen besaßen. Daß wir trotzdem viele Monate lang Mittelpersien fast ganz beherrschten, feindlichen Einfluß dort ausschalteten und lange Zeit große Teile der einheimischen Bevölkerung auf unserer Seite hielten, was alles zusammen eine erhebliche Rückwirkung auf den mesopotamischen Kriegsschauplatz hatte, kann man wohl ohne Überhebung als beachtenswerte Leistung ansehen. Wenn auch heute die sichtbaren Spuren der deutschen Expedition fast verwischt sind, und die zerstreuten Grabhügel auf Wegen, die so leicht nicht wieder eines Europäers Fuß betreten wird, durch Sonne, Wind und Regen dem Erdboden gleich geworden sind, wissen wir doch, daß unsere Mühen und Opfer nich umsonst gewesen sind."

Sämtliche Abbild. aus Niedermayer »Im Weltkrieg vor Indiens Toren« (Hanseat. Verlagsanst., Hamburg)



Am Donaudelta | Photo-Presse, Bukarest

Oscar Walter Cisek

„Der Strom ohne Ende"

Von Charlotte Reinke

An der Mündung der Donau in das Schwarze Meer, im heutigen Rumänien, liegt in Schlamm und Wasser eingebettet die große Fischersiedlung Valcov. Weithin über das Schwemmland sind die Gehöfte verstreut. Kanäle durchziehen die Ebene, von geteerten Bretterstegen eingefaßt. Laut dröhnen die schweren Schritte der starken, plumpen Männer darauf. Sie gehen dem Störfang nach in mühsamer Arbeit. Nicht immer bringen sie den ersehnten Kaviar heim, oft müssen sie sich mit geringerer Beute begnügen. Bedürfnislos und einfach sind die Menschen dort — verloren in der ungeheuren Weite der weltabgeschiedenen Sümpfe. In den langen Wintermonaten ruht der Fang, es bleibt den Fischern wenig mehr als die Wahl, sich zu Tagedieben oder Trinkern auszubilden. Die Schwächeren verfallen leicht dem Trunk. Ihr Handeln unterliegt kaum einer Überlegung, sie folgen ihren Trieben und Leidenschaften, abhängig von den eigenartigen Lebensbedingungen ihrer Heimat und eingebettet in den natürlichen Ablauf des Jahres. Engbegrenzt ist das Leben hier, aber stark bewegt in sich selbst, und wie die Donau, der Strom ohne Ende, sich hier auflöst in Hunderte von Kanälen, so verströmt und verzweigt sich auch das Leben ohne Ende durch die Generationen der Fischerfamilien. Ein einziges, stürmisch bewegtes Jahr in der Störfischersiedlung ersteht in der Wiedergabe des Dichters vor unseren Augen.

Es ist das Jahr, in dem den großen, rotblonden Firs „alle Stege, selbst die noch so schwachen, über Sümpfe und Tiefen zu Dunja getragen haben, in dem er lernte, daß er niemals mehr allein sein würde, niemals mehr Ruf ohne Antwort". Im späten Winter dieses Jahres freut man sich in der Hütte des alten Kaviarmeisters Kalistrat, weil Akim, der

Sohn, Zwillingsbruder von Osawel, nach zehnjähriger Abwesenheit heimgekehrt ist. Osawel besitzt ein gemeinsames Boot zum Fischfang mit Firs. Kalistrat hat außer den Zwillingssöhnen noch eine Tochter, die neunzehnjährige Dunja, biegsam wie ein junger Sterlett, selbstsicher und zurückhaltend blickt sie unter ihren schwarzen Locken in die Welt. „Dunja ist wie ein junger Baum, nicht anders, sie wächst nach innen. Dunja ist ein Tautropfen, der läßt sich nicht halten in Pratzen wie den unsern", sagt Firs. Zwischen ihr und Firs ist eine Liebe im Wachsen, inniger und tiefer, als es bei den flüchtigen Liebesbeziehungen der Männer in Valcov wohl sonst der Fall ist. Jetzt steht aber der heimgekehrte, fremdgewordene Bruder Akim seltsam störend und hemmend zwischen den beiden. Er sucht Dunja von Firs fernzuhalten, aber der Arbeitsgemeinschaft von Osawel und Firs ist er doch beigetreten.

Das Dorf beherbergt jedoch noch sehr andersgeartete Frauen als die stolze Dunja. Etwa Gascha, Pimens lustige, dicke Frau. Pimen, ein schwächlicher, fauler Gesell läßt sich am liebsten in der Schenke freihalten und ist blind, wenn seine Frau sich Liebhaber sucht. Daran mangelt es ihr nicht. Zwar Firs verließ sie und wandte sich Dunja zu. Doch Osawel, der keck und unbekümmert durchs Leben huscht, als pfiffe ein Vogel sein sorgloses Lied, tröstet Gascha gern, leider, um Undank zu ernten. Im Frühjahr sucht eine Überschwemmung den Ort heim. Sie stürmt nicht — eine verhaltene, dauernd wachsende Gewalt, so schleicht sie heran, ohne allzu großen Schaden anzurichten. Nur der rumänische Gendarm Tudose, ein junger, von den Fischern belächelter Phantast, ertrinkt bei dem Versuch, eine Heldenrolle zu spielen. Seinen schweigsamen Nachfolger Florea mag kein Mensch im Dorfe leiden außer Gascha, die ihren Herrn in ihm findet. Der lustige Osawel lernt die Qualen der Eifersucht kennen. Er entrinnt in die nächste Stadt, kehrt aber bald nach recht unrühmlichen Abenteuern heim, gerade noch rechtzeitig vor dem großen Heringsfang, der die Siedlung in einen Rausch der Arbeit, des Erwerbs und des flüchtigen Reichtums hüllt.

Im Mai, wenn der Wasserstand in den Überschwemmungsgebieten der Donau sinkt, flitzen die Heringe in ungeheuren Scharen in die Kanäle, um von dort in das Schwarze Meer zu gelangen. Dabei werden sie von den Deltabewohnern abgefangen, zu Hunderttausenden nach Valcov gebracht, dort aufgekauft und eingesalzen. Alle haben teil an dem silberschimmernden Segen, sogar die alte Mara fährt in einer alten Waschbütte zum Heringsfang. Mara, die Tartarin, ist eine Hellseherin. In ihrem halbirren Gestammel liegt die Wahrheit verborgen. Sie weiß, daß Akim die Schwester liebt, sie weiß, daß Firs auf Dunja wartet. Sie warnt das Dorf wieder und wieder vor dem zerlumpten, ausgestoßenen Mönch Pachom, der einfältig lachend herumbettelt und freundlich ist zu allen, besonders zu den kleinen Mädchen! Hat er doch während der Überschwemmung die Kinder betreut. Muß man ihm nicht dankbar sein? Man wird erst stutzig, als plötzlich die kleine Sonja verschwindet. Noch trauern die Eltern, da wird das zweite Mädchen vermißt. Plötzlich erinnern sich die Suchenden an Maras unverständliche Wutausbrüche gegenüber dem Alten; der Schrei: „Pachom ist der Mörder!" gellt durch die Siedlung, und die Angst treibt den Schuldbewußten in den bodenlosen Sumpf.



Fischerhütte am Schwarzen Meer — Photo-Presse, Bukarest

Mara wäre der gute Geist der Dörfler, wollte man nur auf sie hören. Nur Firs, der, zärtlich von ihr betreut, bei ihr wohnt, erkennt ihre Weisheit gutmütig an. Er bereitet jetzt mit den Zwillingsbrüdern den alljährlichen großen Störfischfang am Meer vor. Akim hilft mit finsterem Eifer, Dunja geht ihnen mit freudiger Gelassenheit zur Hand; sie versteht sich schweigend mit Firs, und hat es aufgegeben, dem unverständlichen Bruder Akim, der sie abwechselnd reich beschenkt und mit harten Worten verletzt, näher zu kommen. Osawel wird noch immer umhergetrieben von seiner unerwiderten Leidenschaft zu Gascha, die dem finsteren Florea unerwartet treu ist. Nicht Osawel allein mißgönnt dem Fremden dieses Liebesglück. Gascha hat auch in dem Apotheker, dem Intellektuellen des Ortes, ein unsauberes Flämmchen entzündet, seine Hilfsbereitschaft ausgenutzt und ihn dann schnöde enttäuscht. Nachsucht verwirrt die Gemüter. Der kümmerliche Ehemann Pimen wird betrunken gemacht, aufgehetzt, angetrieben, man überrascht die Sünder und drückt das Beil in die Hand des Trunkenen. Da schreit Firs dazwischen: „Feuer, Feuer, das Dorf brennt", alles stürzt auseinander, Florea kann entfliehen, und das Dorf bleibt vor dem Verbrechen bewahrt. Wieder war es Mara, die alles ahnte und Firs hinjagte.

Der beschämte Osawel ist plötzlich von seiner Torheit geheilt und, ein Glückskind, trägt er sogar einen kleinen Gewinn aus der üblen Sache davon. Sein Spießgeselle, der Apotheker, hatte ihm versprochen, ihm bei der Einrichtung einer Werft behilflich zu sein. Denn Osawel versteht sich auf das Bootbauen, von weither sucht man seine Hilfe dabei. Hätte er eine richtige Werft, dann brauchte er nicht mehr zu fischen, was ihm eigentlich zuwider ist, sondern könnte im Dorfe bei Anißja bleiben. Anißja, eine junge Witwe, war eine Zeitlang die Geliebte Akims, der bei ihr Dunja zu vergessen hoffte. Es gelang ihrer stillen Zärtlichkeit aber nicht, Akims Trübsinn zu bannen. Bald mied er sie wieder — und umlauert weiter die Schwester. Wie ein Bann liegt sein unerklärliches Gehaben auf Dunja und Firs. Osawel aber wird eines Tages aufmerksam auf Anißja und beginnt für sie zu sorgen. Die beiden Enttäuschten finden ein bescheidenes Glück beieinander. Osawel beichtet seiner Schwester:



Photo-Presse, Bukarest

Segelboot im Donaudelta

„Anißja ist eine zuverlässige Frau. Merke es dir. Sie tischt dir weder Übertreibungen noch Unwahrheiten auf. Da weiß sie wohl wirklich, was unsereiner wert ist." — Er reckte sich stolz, er setzte gleich noch hinzu, wie gern er Hofzäune und Boote ausbessere, und wie schlecht ihm eigentlich Iwans Fusel schmecke. Er trinke ihn auch nur, wenn er todtraurig und allein herumlaufe, allein wie gestern. Anißja sei die Milde und die Jugend selber. Und keine Frau wisse so richtig wie sie mit einem törichten Mann umzugehen.

In aller Stille vollendet sich derweil ein anderes Schicksal. Vater Kalistrat, der alte, geachtete Kaviarmeister, verschwindet eines Tages mit einem kurzen schriftlichen Lebewohl für seine Kinder, ohne weitere Erklärung. Er beschäftigte kurze Zeit einen halbwüchsigen, bettelnden, sehr anstelligen Knaben, bis er eines Tages entdeckt, daß dieser schwer aussätzig ist. Der Kranke flüchtet in die Steppe, Vater Kalistrat folgt ihm, als er sicher ist, daß die Krankheit auch ihn ergriffen hat. Ohne Zorn auf den Unglücklichen, schon ganz losgelöst von allen Irdischen, verliert er sich in der Weite, um den Knaben zu suchen, zu pflegen und mit ihm zu sterben.

Über alledem ist die Zeit des großen Fischfangs herangekommen. Firs ist mit den Zwillingsbrüdern an die Meeresküste gefahren. Sie schlagen ein Zelt auf und leben dort, einsam, von Herbststürmen umbraust, in harter Arbeit.

Osawel sorgt für das Essen, Akim und Firs fahren zum Fang. An einem besonders stürmischen, grauverhängten Morgen stürzt sich Akim plötzlich mit dem hölzernen Hammer, der zum Betäuben der Störe dient, auf den verhaßten Gefährten. Im Kampf mit dem Überfallenen fällt er ins Meer und ertrinkt. Nun ist der Weg zu Dunja frei und Akim erlöst von der Pein seiner unseligen Leidenschaft. Für eine kurze Spanne erwacht Mißtrauen in Dunjas Seele: war nicht doch Firs der Schuldige? „Akim hat mich angegriffen, wollte mich aus dem Boote schleudern", beteuert Firs. „Nicht so laut", herrscht sie ihn an, „bellst schon, als wäre der Tote nicht dort drinnen. Und geh endlich und zeig dich niemals wieder. Das ganze Leben ist mir verleidet. Und du am meisten. Wer denn könnte nicht mit Lügen daherkommen? Akim widerspricht nun keinem Menschen mehr. Aus meinen Augen!" Firs, aufs tiefste erschüttert, irrt im Schwemmland umher, er ißt Fische und Wassernüsse . . .

„Wenn es regnete, schlief er in dem hohlen Stamm einer alten Kropfweide, über den zuweilen die Iltisse und Ratten hüpften. Sie störten ihn nicht, und die Schildkröten verkrochen sich kaum mehr in ihre Panzer, nahte er ihnen und sagte ein paar langmütige Silben, die sie von ihrem Unverstand überzeugen sollten. Eine begriff wohl am Ende seine dunklen Laute; sie wurde zutraulich und fraß ihm Blätter aus der Hand. Es gab da für den Menschen weder Pfad noch Fahrzeug. Vergessen alles und zurückgelassen in einer Welt, wo die Menschen einander verkannten."

Doch schon beginnt Dunja ihren Irrtum einzusehen. Osawel verbürgt sich, verwundert über ihren Zorn, für Firs Unschuld. Da kommt wieder die schürende Unruhe über die Hellseherin Mara. Niemand ruft ihn zurück, murmelt sie, die Zeit vergeht, man braucht Schilf für den Winter. Er ist auch nicht mit den andern beim Störfang, nein, nur Käfer sind um ihn, und Ameisen. Und Dunja, sie rührt sich nicht. Sie will ihn doch nicht suchen. Dunja kriecht, sie tanzt nicht mehr, Dunja ist eitel und arm. So geht eben Mara und holt ihn, ihre Ahnung zeigt ihr den Weg, und sie kann ihm zurufen: Dunja erwartet dich. Gegen Abend nähert er sich der Siedlung.

„Aber nicht auf ihn zu, nein, viel weiter links verließ eine Frauengestalt die Siedlung und stürzte mit flatterndem Rock über einen Seitenpfad, auf dem man ins Innere Bessarabiens gelangte. Sie sah nicht, daß er ihr mit beiden Armen Zeichen machte, sie lief wie blind ins offene Land. Da galt kein Zweifel mehr bei ihm, daß es Dunja sei, und er rief ihren Namen hinüber, bis sie ihn vernahm, bis sie stehenblieb und dann von ihrem Weg wie er von dem seinen abwich und so, als ließe sie sich befreiten und von lauter Glück getragenen Atems in einen Abgrund fallen, ihm entgegenstrebte. Sie strauchelte nicht vor Firs' ausgebreiteten Armen, sie fand ihren Platz zwischen ihnen. Es gab kaum etwas zu sprechen, etwas zu erklären, und dann erfaßte sie seine Hand und zog ihn hinter sich her, über die Kanalstege und bis in Vater Kalistrats Hof. Von dort waren es nur noch zwei Schritte nach der Schwelle, und die gingen sie nebeneinander, erfüllt von der Wärme und Gnade einer immer schon in ihnen wachgewesen Frömmigkeit."

Endlich hat auch Osawel, erschüttert durch den Tod des Bruders, ernst gemacht mit seinen Werftplänen. Firs findet ihn, einen Namen auf einen Bordwandstreifen malend:

„Kaum hatte ihn Firs mit dem ungeschicktesten aller Grüße angeredet, als Osawel auch bereits, den Pinsel in der vorgestreckten Hand, seiner Gewohnheit gemäß so tat, als wäre ihm der Ankömmling das letztemal am Vortage begegnet, und fragte: Was sagst du zu meiner Werft? — Was sollte Firs in diesen Augenblicken des Staunens von sich geben? Er begnügte sich, jede einzelnen Sache zu loben, obgleich sich plötzlich auch eine unbezwingbare Wehmut in ihn hereinschlicht. — Da fährst du wohl nicht mehr mit mir auf die Störjagd hinaus? klang es stockend aus seinem Zaudern. — Bin ich denn ein Narr? erwiderte Osawel. Ich verdiene mir mein gutes Brot mit dieser Kunst und muß nicht noch meine Haut aufs Spiel setzen. Ich habe genug von dem unmenschlichen Treiben. Mögen andere ersaufen, damit die Leute in den Städten Kaviar essen. — So werde ich also allein oder mit einem andern Gefährten hinaus müssen, meinte Firs versonnen, und schaute sich hierbei die Bretter des näheren an. Doch konnte er es nicht dabei bewenden lassen; er sollte immerhin noch mit dem Wichtigsten herausrücken. Er spreizte noch einmal die Beine und brachte dann denkbar trocken hervor: Und wann fährst du mit Anißja nach Chilia? — Osawel stellte nun den Farbtiegel weg und entgegnete: „Wie, du weißt es? — Ja, gab der Verwirrte zu, Dunja hat es mir gesagt. — Wir fahren wahrscheinlich übermorgen, wenn das Boot da erst auf dem Wasser liegt, lächelte der Freund. Firs strich sich mit der Hand über ein Lid, das ihn juckte, und sagte: Wir fahren mit euch. Dunja meint, wir zwei brauchten auch einen Segen. — Da schielte Osawel nur noch auf die nassen Buchstaben seines Meisterwerkes, die es ihm angetan hatten, und legte den Arm um Firs' Hals und drückte ihn. — Gib acht, daß du dich nicht an dem Pinsel beschmierst, ließ er dann sachlich hören."

Sämtliche Bilder dieses Beitrags aus der S. Fischer-Korrespondenz Frühjahr 1937



„Kaiser Rotbart" aus: „Die Stauferkaiser und ihr Reich" von Herbert Kranz (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart)

Kampf um das Reich

Karl Hans Strobl / Kaiser Rotbart

Von E. G. Erich Lorenz

An Verwirrungen fehlte es nicht in Europa, als Roger, der Normanne, sich anschickte, Apulien an sich zu reißen. Zwei Päpste stritten miteinander, Innozenz II. und Anaklet II., und der Deutsche Kaiser Lothar, der Rom und Apulien zu Hilfe kommen wollte, wurde von den eigenen Truppen zur Umkehr gezwungen, noch ehe er die Alpenpässe erreicht hatte. So war es kein Wunder, daß der Normannenkönig, der nicht nur ein wackerer Recke, sondern auch ein ebenso geschickter Diplomat war, schließlich auch den römischen Papst zwang, sich in die Dinge zu fügen, die sein Schwert nach seinem Willen geordnet hatte. Anaklet und Lothar waren indessen aus dem Leben geschieden. Es schien für lange Sicht Frieden auf der langgestreckten Halbinsel walten zu können.

Kaiser Konrads Interessen lagen fernab dem Streite Rogers und Innozenz'. Er hatte mit dem Griechenkaiser Emanuel einen friedlichen Pakt geschlossen, wonach ihm der Enkel reisiger Hellenenfürsten seine Schiffe lieh, damit der Deutsche seine Kreuzzugfahrer glücklich über die wildschäumende Donau brächte. Dies geschah anno 1147 an einem Tage, an dem Wetter und Sturm, Wassergewalt und Griechentücke sich verschworen zu haben schienen.

Doch hinter den Wolkenwänden, die dies ge-

fahrvolle Stück Stromland sperrten, brandete vielleicht ein viel schlimmeres Unheil heran. Fern, in Deutschland, werden, so sorgt sich Friedrich, der Rotbärtige, Konrads Neffe, die Feinde des Reichs des Kaisers Abwesenheit nützen, mühsam Aufgebautes aus sinnloser Eigensucht wieder zu zerstören.

Was aber gilt an diesem Tage mehr? Deutschland? Oder der Zug gegen die Sarazenen, der Kampf um Christi Grab? Friedrich, des Schwabenherzogs Sohn, denkt nur: Deutschland!

Seit zwei Monaten liegt sein Vater in der Gruft. Seit zwei Monaten klirren die Waffen der Welfen und Staufer gegeneinander. Da eilt er nach Hause und schlägt den Gegner zwischen Nördlingen und Bopfingen. Das war sein erster Streich für Deutschland, dessen Krone sein Vater einem anderen, Konrad, abgetreten hatte. Ein paar Jahre später ist Konrad tot; in Frankfurt bestimmen sie Friedrich zum Kaiser, und in Aachen wird man einen Mann krönen, der sich nicht mehr dem Papste fügen will, der ein anderes Vorbild hat als Rom: den „großen Karl".

Am Vorabend der Krönung verrät er dies dem Freunde: „Vom makedonischen Alexander heißt es, er habe sich Homers Achill zum Muster genommen. Seit ich denken kann, ist das meine der Mann, der das Kaisertum neu gegründet hat. Würd' ich doch wie er! Ich will es versuchen, den deutschen Namen wieder über alle anderen Völker und Reiche zu erhöhen. Der Gedanke ist sein! Er war schwach und sich geworden, aber ich will ihn erneuern. In Eintracht mit dem Papst. Was war Deutschland? Ein wildes Handgemenge, ein Haufen, in dem einer wüst auf den andern losschlug. Ich will die Eintracht mit den Fürsten!"

Das große Werk begann. Den Raufhändeln der dänischen Fürsten macht er ein Ende, indem er den ihm wertvollsten, Oven, mit der Krone belieh. Dem Papste Eugen, der ihn gegen Roger zu Hilfe rief und ihm zugleich Vorwürfe wegen eigenmächtiger Besetzung kirchlicher Bischofsstühle machen ließ, zeigte er die Zähne. In Deutschland sprach man jetzt mit anderen Zungen als denen, die man in Rom seit Kaiser Lothars Zeiten gewöhnt war.

Doch ehe man sich recht besann, war der Kaiser schon wieder in Magdeburg, Händel zwischen dem Sachsenherzog und dem Brandenburger zu schlichten. Dann kam Mailand an die Reihe, das zu trotzen wagte. Friedrichs Heerbann rückte früher nach Süden, als man erwartet hatte. Viele Städte unterwarfen sich. Auf den ronkalischen Feldern hielt Friedrich großes Lager. Doch Mailand und Tortona weigerten sich, Gesandte zu schicken. Nach langer Belagerung und furchtbarem Sturm fiel Tortona. Monate vergingen, Papst Eugen starb; Hadrian, der einst ein Betteljunge gewesen, saß auf dem Stuhle Petri. Auf der großen Römerstraße im Lande der Etrusker begegnen sich der deutsche Kaiser und der neue Papst. Keiner will sich dem andern fügen. Grollend scheiden sie. Doch Friedrich ruft ihn zurück. Demut ist groß, wenn sie aus Stärke aufwächst.

In Rom wird der Deutsche Kaiser zum zweiten Male gekrönt. Den römischen Aufstand wirft Friedrich zwar nieder, aber dann hat er genug von Italien. Was kümmert ihn Roger? Deutschland! Die Heimat! Dort gilt es zu bauen am einigen Reich. Der Papst ist enttäuscht über die deutschen Dickköpfe. Er wiegelt die italienischen Fürsten auf. An der Etsch droht dem deutschen Heere Vernichtung. Doch Friedrich siegt. Hinter sich läßt er einen furchtbaren Feind.

Nun war man in Deutschland und zog gegen die Raufbolde am Rhein. Ihre Burgen wurden zu Schutt geschossen. Rauchfahnen kündeten die Macht des Kaisers, der Streit zu schlichten verstand auf seine Weise: Fügt euch in den einigenden Ring — oder ich werde euch dazu zwingen!

Wladislaus von Böhmen, der bislang getrotzt hatte, fügte sich, als die rheinischen Bergfesten zerfielen und Friedrich nach Burgund eilte, sich Beatrix zu vermählen.

Während die Gesandtschaft mit der künftigen Kaiserin von Burgund aufbrach und in kleinen Tagesritten heimzog, berief der Kaiser die beiden Heinriche, den von Sachsen und den von Österreich nach Regensburg. Heinrich Jasomirgott von Österreich hatte sich bis jetzt standhaft geweigert, Bayern herauszugeben und hatte, gestützt durch die Meinung mancher deutscher Fürsten, die Vereinigung zweier so großer Herzogtümer in einer Hand sei von Übel, die Ladungen Friedrichs bisher unbeachtet gelassen. Nun aber war das Gebot nach Regensburg so streng und ernst, daß er sich nicht länger weigern konnte, zu folgen. Sieben Banner übergab Heinrich von Österreich dem Kaiser, die sieben Banner, die das Herzogtum Bayern darstellten. Fünf davon reichte Friedrich dem Sachsenherzog, zwei gab er dem Österreicher zurück. Sie bedeuteten ein neues Her-

zogtum, das Herzogtum Österreich, ein von Bayern unabhängiges Herzogtum, vererblich auch auf weibliche Seitenverwandte und bei Aussterben des Bambergischen Stammes durch Testament an wen immer übertragbar. Sie bedeuteten freie Gerichtsbarkeit und beschränkte Heeresfolge nur in die Nachbarländer. Etwas bisher Unerhörtes war damit ins Gefüge des Deutschen Reiches und Rechtes gesetzt.

In Würzburg fand die Trauung statt. Es war die zweite, und der Kaiser erhoffte von der Burgunderin einen Erben auf Deutschlands Thron.

Unruhig, wie die Fahrt seines Lebens bisher verlaufen, ging sie weiter; zunächst nach Besançon, wo die Großen Burgunds ihm huldigten. Aus England kamen Gesandte, die Heinrichs II. Treue versicherten; Verona schickte den Bischof Tebaldo und zwei Ritter, Abbitte zu leisten, und selbst der Papst ließ Grüße überbringen.

Sie sind aber alles andere als die guten Wünsche eines getreuen Freundes. Sie sprechen von einem Lehen aus des Papstes Hand. Und Friedrich erschrickt. Friedrich begehrt auf: „Es muß eine Krone über allen sein, ein Kopf, meinetwegen auch eine Faust, die sie zwingt, weil sonst alle übereinander herfallen und sich zerfleischen. Zieht der eine dahin, der andere dorthin, da muß einer sein, der sie anweist, wohin sie beide zu ziehen haben. Dazu ist der Kaiser von Gott berufen!"

Der Kaiser schrieb einen Brief, in dem er klagte, daß von Rom der Same eines Unheils, das Gift einer verderblichen Seuche auszugehen scheine. Er scheute sich nicht, starke Worte zu gebrauchen, vom Mammon der Bosheit, von der Größe des Stolzes, von der Schnödigkeit der Anmaßung, von der verabscheuungswürdigen Hoffart des von Hochmut geschwollenen Herzens. Anstatt demütig Christi Kreuz zu tragen, wolle der Papst gar gern Kronen verteilen und selber den Kaiser spielen. Aber vor dem päpstlichen Hofe, der nur von den dummen, zum Gehorsam bestimmten Deutschen rede, werde sich keiner aus diesem herrlichen und unwiderstehlichen Volke demütigen.

„Ich wollte", sagte der Kaiser, „jetzt eine Stimme haben, die über ganz Deutschland reicht, in jeder Burg müßte man sie hören, in jedem Bürgerhaus, in jeder Kemenate, in der entlegensten Bauernhütte . . . hören müssen sie mich, alle zugleich. Ich will nicht, daß meine geistlichen Fürsten künftighin nach Rom reisen, wie es ihnen einfällt. Ich will wissen, wer zum Papst geht und was er dort zu suchen hat. Man soll die Grenzen scharf bewachen. In Hinkunft soll keiner Deutschland verlassen, ohne mein Wissen und meine Genehmigung."

Und abermals bliesen die Hörner Sturm und Aufgebot gegen Italien.

Über Mailand ward die kaiserliche Acht verhängt. Die Stadt wurde belagert und im Sturm genommen. Aber der Papst starb, ehe ihn der Kaiser ächten konnte. Nun schritt man zu neuer Wahl. Das Ränkespiel der Parteien hebt an, die Fürsten Frankreichs und Englands mischen sich ein, in Deutschland beginnt es in Friedrichs Abwesenheit zu gären. Der neue Papst heißt Alexander.

Da ist er selbst plötzlich und unerwartet wieder aus Italien zurück und macht reinen Tisch. Indessen stürmten seine Heere Rom, und als er wieder bei seinen Soldaten war, tauchte die Stadt der Römer und des Papstes an allen Enden. Alexander selbst war entflohen.

Da traf den Sieger ein furchtbares Unheil. Die Pest brach in seinem Lager aus. Das Heer flutete rückwärts. Mit wenigen Getreuen kam der Kaiser in den Engpaß, der bei Pontremoli über den Apennin führt, Lombarden hatten ihn besetzt. Friedrich mußte sich in verborgenen Schluchten und über Bergpfade durch die feindliche Stellung schleichen. Versuchte der Gegner in plötzlichen Überfällen jeden Weitermarsch unmöglich zu machen, dann hieben die Herren wie Berserker um sich, und Otto von Wittelsbach und Christian von Buch hoben ihre Schilde über die Kaiserin Beatrix, so daß sie wie unter einem Dach im Pfeilregen weiterreiten konnte.

In Pavia erfuhr der Kaiser den Abfall der lombardischen Städte und belegte die Abtrünnigen mit der Acht. Die Lombarden aber lachten des Mannes, der mit den Trümmern seines Heeres über Susa ihnen zu entgehen suchte. In der Stadt rotteten sich die Bürger zusammen, weil er einen Edlen, den er als Geisel mit sich geführt, hatte henken lassen; und nur der Treue seines Kämmerers Hermann von Siebeneichen verdankte Friedrich sein Leben. Mit den letzten fünf Getreuen vermochte er durch tiefen Neuschnee über den Paß zu entweichen. So kam er nach Deutschland.

Auch andere fanden heim; unter ihnen Bischof Gerold von Aldenburg, den Heinrich der Löwe auf einen Bischofstuhl gesetzt hatte. Bettelarm sind nun beide, Herzog und Bischof,

wieder an der alten Tafel angekommen. Knurrend hadern sie über das Geschick.

Gerold hieb plötzlich mit dem Rosenkranz aus Elfenbeinkugeln, den er beständig zwischen den Fingern spielen ließ, so heftig über den Tisch, daß die Schnur riß und die Kugeln davonrollten. „Und muß das sein? Muß sich Deutschland an diesem Italien verbluten? Mit seinem Gut, seinem Geld, seinen besten Männern? . . . Hier im Osten liegt die deutsche Sendung! Wenn der Kaiser sich hierher mit seiner ganzen Macht werfen würde . . ."

Doch Jahre vergingen, ehe der entscheidende Schwertstreich im Osten fiel, und nicht der Kaiser, sondern Heinrich der Löwe schlug bei Demmin die Slawen und die Türe gen Ostland auf. Indes bereitete Friedrich den fünften Zug nach Italien vor. Im Frühjahr 1174 zog er mit einem kleinen Heerhaufen über die Alpen. Die Fürsten mit ihren Aufgeboten sollten erst später folgen. Ein großes lombardisches Heer stellte sich den wenigen Deutschen entgegen. Wenn es nicht zu entscheidenden Kämpfen kam, so nur deshalb, weil der Kaiser auf die Fürsten wartete, und die Lombarden nicht den Endkampf herbeizuführen wagten. Sie gedachten all der Kämpfe, in denen ein weit schwächeres deutsches Aufgebot des Kaisers über sie gesiegt hatte. Doch schon die geringsten Plänkeleien, in denen die Lombarden überlegen waren, konnten Friedrichs Lage, das Ansehen seiner kaiserlichen Macht vollkommen erschüttern. Eilboten ritten nach Deutschland, die Fürsten anzutreiben. Heinrich hatte für eine Fahrt nach Rom keine Zeit. Schließlich kam er doch, aber nur mit wenigen Mannen, und nicht um zu kämpfen, sondern um Stirn gegen Stirn dem Kaiser zu sagen, daß es ein Irrtum sei, für Deutschland in Italien anstatt im Osten zu streiten: „Hier rennst du gegen eine Mauer! Dort hat Deutschland die unendliche Weite vor sich! . . . Nach Osten müssen wir Deutschland dehnen, dort ist Land zu gewinnen, in dem unser Überschuß an Volk und Kraft Raum finden kann!"

Umsonst, der Hohenstaufe will nicht verstehen; Adler und Löwe trennen sich. Auf dem Felde von Legnano wird der Kaiser geschlagen. Er selbst entrinnt kaum der Walstatt und muß zu Venedig mit Lombarden und Papst Frieden schließen.

Erst nach vierjährigem Fernsein von Deutschland dröhnte sein Schritt wieder durch die Heimat, in der sich fürstlicher Eigennutz breitgemacht hatte. „Wo sein Blick hinfiel, flüchteten die Nutznießer seiner Abwesenheit, die Kellerasseln suchten die Dunkelheit, die Spinnen zogen sich aus ihren räuberischen Netzen zurück." Mit harter Hand griff der Kaiser durch. Er vergaß ihnen nicht, daß sie ihn in höchster Not im Stich gelassen hatten. Fast alle fügten sich rasch. Nur der Löwe, der um Deutschlands willen sich ihm einst widersetzte, dem er setzt die besten Stücke aus seinem Lehen riß: Heinrich kreuzte die Klinge mit ihm. Deutschlands Städte standen in Rauch und Flammen, seine Äcker wurden zertreten, seine Söhne fielen sich gegenseitig an, bis das Schicksal sich auf des Kaisers Seite stellte. In Erfurt lag der stolze Löwe vor des Siegers Füßen, wie einst Friedrich in Chiavenna vor Heinrich gekniet hatte. Mit Weib und Kindern zog im nächsten Frühjahr der Löwe geächtet nach England.

Deutschland! Der eine suchte es noch immer jenseits seiner Grenzen; der andere, der seinen Bauern Land hatte gewinnen wollen im Osten, konnte seine Stimme nicht mehr erheben.

Friedrich schlug sich an der Mosel mit Fürsten und Bischöfen, als ihn die Kunde vom Falle Jerusalems erreichte. War Christi Glaube nicht auch ein Stück Deutschland? Sofort war er bereit, das Heilige Grab den Heiden wieder zu entreißen.

Zu Georgi 1189 hielt der Kaiser in Regensburg Musterung über das deutsche Kreuzheer. Es zählte zwanzigtausend Ritter, ungerechnet die Knappen, Krieger zu Fuß, die Geistlichen, Bürger und Troßknechte. Keiner durfte mitziehen, der sich nicht durch die Mittel für wenigstens zwei Jahre ausweisen konnte. Es war nicht das größte, wohl aber das glänzendste und streitbarste Heer, das je nach dem Morgenlande aufgebrochen war.

Verhandlungen, Kämpfe und bitterste Not zeichnen diese Heerstraße bis zur Ebene Seleukia, die sich plötzlich hinter engen, himmelhohen Schluchten öffnet. Jauchzend warfen sich die Kreuzfahrer in die grüne Weite, und den Kaiser gelüstete es, im wildrauschenden Bergstrom zu baden. Vergebens war jede Warnung. Friedrich taucht in die Schaumkronen und verschwindet. Am Abend erst finden sie ihren toten Kaiser. Dies geschah am 10. Juni des Jahres 1190. Erst viel später kam die Kunde nach Deutschland.

Gedichte von Kurt Lütgen



Ich bin 1911 auf einem Gut in Pommern geboren. Das Leben hat mich nach einer ländlichen Kindheit, deren stille Bilder mich heute noch unverblaßt begleiten, in die großen Städte Mitteldeutschlands geführt. Dort besuchte ich ohne rechten Erfolg ein Gymnasium und später für einige Semester die Universität, um Philosophie zu studieren. Seit einiger Zeit lebe ich im Ruhrgebiet. Mein Beruf als Buchhändler nimmt mich so stark in Anspruch, daß ich meinem dichterischen Schaffen nur wenig Zeit widmen kann. Meine Gedichte sind aus der beständigen Bemühung entstanden, Einsicht und Erleben zu einem fortwirkenden Ganzen zu vereinen und die zerflatternden Bilder des Tages in einem klaren Bilde zu sammeln. Kurt Lütgen.

Die Pflanze

Dunklem Ursprung zu entstreben
einem lichten Gott zudanke,
reift die Rebe, grünt die Ranke,
wächst der Bäume stilles Leben.

Himmel nährt mit Wind und Regen
Frucht und Wurzeldasein satt.
Und der Erde Kräfte regen
sichtbar sich in Halm und Blatt.

Die Bäume

Dies war die Nahrung allen meinen Träumen
und so gewiß wie Elternhand und Haus:
von jenen hohen Bäumen
am Horizont geh'n alle Nächte rauschend aus.

In ihren Kronen sammelt sich der Frühe Licht.
Wie Fackeln stehen sie im Eingang neuer Tage.
Stark tragen sie des Mittags glühendes Gewicht
und auch den Wolkenhimmel langer Regentage.

Wegweiser jedem Pfad, der aus den Gründen
der Täler seine Spur ins Weite zieht.
Der Vogelflug im Herbst weiß sie zu finden,
den großen Fernen wandernd zugeglüht.

Wer aber heimkehrt zu den hohen Bäumen,
den grenzen sie wie Elternhand und Haus
in eine Kinderwelt von atemwarmen Träumen.
Nie geht ihm diese Nahrung aus.

Media in vita

Seit sich Gott nicht mehr wie in den Kinderzeiten
nah mit seinem Glanze um mich schließt,
seine Grenzen mir ins Weite gleiten
und mein Dasein wie aus seinen Träumen fließt,

haben alle Horizonte meinen Wegen
ihre schweren Tore rauschend aufgetan.
Und mit jedem Schritt geh' ich mir selbst entgegen.
Neue Sterne seh' ich über jeder Stufe nah'n.

Aber einmal wird mich Gott in seine Stunde
dunkel reißen wie ein großer Wind.
Und ich schwinde in dem Hauch aus seinem
Munde,
wie mein Glüh'n in seine Flamme rinnt.

Nachtwache

Regen verlöscht die Spur der Gefährten,
und die Stimmen, die tröstlich dich nährten,
nachthin trägt sie der Wind und die Zeit.
Rufe sie nicht mehr! Dir wird nicht Bescheid.

Wache, lebendigem Sterne zu trauen
und in die Herzen der Frühe zu schauen,
deren Klarheit dem Träumer nicht taugt.

Mag er glühen im Spiel seiner Träume,
innig Dämonen des Blutes vermählt —
du aber wache, daß dich nicht versäume
der erste Strahl des Sterns, der dich wählt.

Deute aus ihm den Ursprung der Tage.
Und was dir zukommt — Hoffnung und Frage —
sei dir von seinem Lichtkeim beseelt.

Grenze des Daseins

Ehe wir in unsere letzte Heimat kommen,
wird der bunte Traum von uns genommen,
unseres Lebens inniger Ertrag.
Leer und hilflos stehen wir im kalten Tag.

Ehe wir die Grenze überschreiten,
die der Jahre stille Frucht bewahrt
und der Freunde Stimmen um uns schart,
werden uns die Schatten schon geleiten,
fremd und stumm, doch brüderlich gesinnt.

Ihre Kühle fällt in unsre Augen,
daß den Blicken nur noch Sterne taugen
und den Herzen nur der neuen Frühe Wind.

Grabschrift

Nun bin ich Ernte abgemäht.
Will's Gott, bin ich nicht windverweht
und nur von neuem ausgesät
und lieg' hier als ein Samenkorn
zum Keimen still, nicht zum Verdorr'n.

Werner Beumelburg
Mont royal

Von Friedrich Stichtenoth

Es war ein heißer Vorsommertag im Jahre „1683, und die Kompanie des Herrn de Sierge geriet im Rheinwinkel bei Boppard gar mächtig ins Schwitzen. Der Kapitän ritt an der Spitze und gab sich seinen Gedanken hin. Die Mannschaften gingen in aufgelöster Ordnung, viele zogen ihre mächtigen Röcke aus und banden sie an die Musketenläufe. Die schwere Montur machte allen Kummer, und mancher Füsilier verfluchte die sechsunddreißig gebündelten Patronen und das Kraut, die in den Ledertaschen drückten.

Unweit Boppard gab es einen Zwischenfall. Der Furierkarren, von einigen Leuten begleitet, war ein wenig zurückgeblieben, weil seine Achse bei der Hitze sich ins Holz zu fressen begann. Die Begleitleute machten sich an die Kirschbäume am Wege und fraßen das unreife Zeug mit vollen Händen und Mäulern. In diesem Augenblick erhob sich ein Geschrei. Man sah einen zerlumpten und ganz abgerissenen Kerl wie ein Raubtier auf den Karren losstürzen, ein Brot hervorzerren und mit gefletschten Zähnen davonrennen.

Der Furier holte den Räuber mit zehn langen Sätzen ein und schlug den offensichtlich ganz entkräfteten Burschen mit einem Hieb seiner Pranke in den Staub, noch ehe er einen Bissen hatte tun können. Nun liefen auch die andern herzu und besahen sich die Bestie."

So kam der vierzehnjährige Jörg, den der Jähzorn des Vaters von der Heimat auf den Moselhöhen davongetrieben hatte, unter die Musketiere und marschierte mit ihnen auf Regensburg zu. Dort, glaubt er, sei das Deutsche Reich. Er fand es nicht, aber er hatte ein Gesicht. Er sah den Fluß unten im Tal unter den Nebenhängen. Er sah den Berg drüben, den Trabener Berg mit der eigentümlichen Inselgestalt und dem dunkeln See aus Tannen auf seiner Krone. Er sah, erschreckend und mit jäh sich krampfender Bewegung, wie die Tannen dort drüben umknickten und niederbrachen, eine nach der andern und ganze Reihen zugleich, von einer Seite der Hochfläche bis zur andern, als fahre ein Sturmwind über sie hin. Und der Berg stand auf einmal kahl und nackt, und es war ein Gewimmel darauf wie von Ameisen. Wenn man aber genau zusah, dann waren es Menschen, tausend Menschen und mehr, und sie bewegten sich nach unsichtbaren Winken und trugen Werkzeug aller Art, Spaten, Hacken, Sägen und Beile. Es gingen etliche um diese Menschen herum und schrien sie an in einer fremden Sprache und trieben sie zur Arbeit, wie man das Vieh antreibt, das nicht mehr ziehen mag. Und siehe! Nach einem Willen formten sich die Haufen der Menschen zu Linien und Winkeln, und es erstarrte ihre wimmelnde Menge zu festen Gebilden, und es wurde ein Netz daraus, wie von Spinnen gezogen, kreuz und quer, auf und ab . . und wurde immer sichtbarer und wölbte sich . . . und es wuchs über den ganzen Berg eine neue Krone, die war deutlich erkennbar aus Zacken und Spitzen, aus Bögen und Wällen, aus Türmen und Schanzen, aus Werken und Fronten. Es wuchs aber dies alles aus den Leibern der Menschen, und die Aufseher, die sie trieben, schwangen Peitschen und schrien dazu. Aber dann wurde ihr Geschrei zerfressen und verschlungen vom Donner, der auf und nieder rollte . . . es feuerte aus den Bastionen das schwere Geschütz mit mörderischem Getöse vom Berg herab in die Täler . . . und nicht lange, so leckte die rote Zunge über die Dächer . . . der Qualm zischte empor, und ein Wehgeschrei erhob sich überall. Frauen und Kinder liefen durch die Gassen und hielten die Hände flehentlich über dem Kopf, denn das große Unheil war über sie gekommen. Und es raste die Furie des Krieges stromauf und stromab, rings im Kreise um den verwandelten Berg. Eine furchtbare Stimme aber kam aus der Höhe, die sprach

laut und vornehmlich durch Donner, Qualm, Blitz und Geschrei: „Dies ist der Berg des Königs, von nun an und für immer, und er soll heißen Mont royal. Und er soll sein ein glühender Stachel im Fleisch des Landes . . . und an ihm soll sich brechen, was mir zuwider ist. Meinen Fuß will ich setzen auf diesen Berg, und wehe, wer ihn berühren mag. Vive le roi! Vive le Mont royal!"

Da versank die furchtbare Stimme im Lärm ringsum, und überall aus den Dörfern brannten die wilden Fackeln, und es war, als reite ein donnerndes Heer über den Berg dahin . . .

Dies alles sah und vernahm Jörg zwischen Wachen und Schlafen am Ufer der Donau zu Regensburg.

Und der Mont royal wurde Wirklichkeit, saß als Stachel im Fleisch des deutschen Landes, war das Sinnbild geschlossener Feindlichkeit, die im Südosten, vor den Toren Wiens, in den Türken ihren Verbündeten hatte und in den hundert Zwiespalten, von denen die deutschen Stämme zerrissen waren. Langsam wird das Reich für Jörg ein Begriff, der über den Fürsten und falschen Propheten steht. Als sein Regiment wieder an die Mosel kommt, muß er den Rock ausziehen, der dem Feind gehört. Er wird zum Schanzen an der Feste ausgehoben, als Deserteur erkannt, zu Tod und Schande verurteilt. Da tritt der Bruder, der sein Leben dem Dienste an Gott verschrieben hat, an ihn heran.

„Es gibt noch einen Weg, Jörg, laß uns die Kleider wechseln, nimm meine Kutte. Sie werden dich für mich halten. Mir werden sie nichts tun, mein geistlicher Stand schützt mich.

Jörg spürte einen Augenblick lang die große Versuchung, aber er überwand sie und lächelte.

„Es geht um dein Leben, Jörg!"

„Es geht um die Ehre."

„Du verschwendest dein Leben nutzlos!"

Da sah Jörg wie in weite Ferne, und es war, als spreche eine Stimme aus ihm, die gar nicht ihm selbst gehöre, sondern als ob ein Befehl über ihm walte, der ihn sprechen heiße nach seinem Gebot.

„Es müssen noch viele Samenkörner in den Acker geworfen werden", sagte er, „damit die Saat aufgehe, und es wächst nichts aus dem Boden herauf, was nicht in ihn hineingetan wird. Es ist nur eines, um was ich flehe, daß ich tapfer zu sterben vermag. Soll ich aber leben, so bin ich gewiß, daß es mit Tapferkeit geschieht."

„Für Gott darf man sterben, für Jesus Christus", rief Martin.

„Für das Reich muß man sterben und für den Glauben an das Reich. Es muß aber dieser Glaube so stark sein, daß er durch nichts erschüttert werden kann, denn nur aus solchem Glauben vermag das Reich zu wachsen."

„Niemand wird das begreifen, Jörg!"

„Es ist genug, wenn es die wenigen begreifen, die es angeht. Es wird aber sein wie ein geheimes Wort, eine geheime Verabredung zwischen denen, die es betrifft. Sie werden sich erkennen, ohne miteinander zu sprechen, an der Tat werden sie sich erkennen, nicht am Wort. Es geschieht nicht um Lohn oder Verdienst, sondern es geschieht aus dem Zwang, der aus dem Glauben kommt. Ich rede schon zuviel darüber . . . wer aber redet, der zeigt nur, daß er noch nicht begriffen hat . . ."

Jörg lebt und mit ihm seine Tat; im Kampf, in der Auseinandersetzung mit dem Kurfürsten von Brandenburg, in tollkühnen Kriegsstücken und zuletzt, als keiner das Reich mit ihm schauen will, im Feldzug auf eigene Faust. Äußerlich mit dem Makel des Räubers behaftet, geht er dem Feind zu Leibe, wo er kann. Seine Ehre ist größer als das Gebot der Eindringlinge, aber seine Kraft muß erliegen, zerbrechen an der fremden Gewalt, die sich den Mont royal zum Zeichen setzte.

Vor dem Heimathaus am Berggrat über der Mosel fanden sie Jörg. Er war verhungert, den „Berg des Königs" vor Augen.

„Die Tannen waren gefallen, eine nach der andern und ganze Reihen zugleich — aber das ewige Schicksal, das droben waltet, hatte den Berg schon zum Grabhügel bestimmt für seine Peiniger, und der Schatten war schon erkennbar, der alles bedecken sollte mit Vergessenheit."

Tragödie im Treibeis

von

Bernard R. Friedrichs



Die Gondel des „Adler“ im Augenbick des Aufstiegs
Aus: S. A. Andrée, Dem Pol entgegen. Verlag Brockhaus, Leipzig

Vor jetzt 40 Jahren, am 11. Juli 1897, gegen 14 Uhr, begann Andrée auf der Däneninsel seine verhängnisvolle Ballonfahrt. Von 4 Uhr morgens an hatte ein günstiger Wind geweht, der die Wolken in schnellem Zuge nach Norden trieb. Nach längerem Überlegen gab Andrée deshalb den Befehl, den Ballonschuppen abzureißen. Um 13 Uhr 43 Minuten stiegen er und seine Gefährten Strindberg und Fraenkel in die Gondel des „Adlers“. Feierliches Schweigen herrschte, Andrée gab den Befehl: Alles kappen! Drei Messer zerschnitten die drei Taue, die die Tragringe hielten. Der „Adler“ stieg in die Luft. Die Leute auf der Erde riefen „Hoch!“ Sie hörten noch die letzten Worte der Fahrer: Das alte Schweden soll leben! Der Ballon wurde kleiner und kleiner, bald war er am Horizont verschwunden.

Die letzte Kunde, die die Welt von den drei kühnen Forschern erhielt, brachte eine Brieftaube. Sie war unterm 82. Breitengrad abgeflogen. Ein Walfänger hatte sie abgeschossen. „An Bord alles wohl.“ Seitdem zerbrach man sich ein Menschenalter hindurch den Kopf, was wohl aus den Verschollenen geworden sein könnte. Der dänische Schriftsteller Carl Muusmann veröffentlichte im Jahre 1907 ein Buch „Des Nordpolfahrers Andrée letzte Aufzeichnungen“. Der Verfasser behauptete, Andrée sei „nicht tot, sondern er lebt inmitten eines kleinen Menschenstammes der Rhorhaer, unfern des Nordpols, wie ein Wesen aus einer anderen Welt verehrt“. Solche seltsamen Blüten trieb ungezügelte Phantasie um das Schicksal der drei tapferen Forscher. Aber auch Positiveres wurde geleistet. Expeditionen gingen auf die Suche nach den Ballonfahrern. Nirgends jedoch eine Spur zu entdecken. Die Welt fand sich schließlich damit ab, daß Andrée und seine Gefährten irgendwo umgekommen seien, aufs Eis abgestürzt, in die See gefallen und ertrunken. Wer glaubte denn noch, daß sich jemals der Vorhang öffnen würde, der Andrées Schicksal vor unseren Augen verbarg? Und dann, nach 33 Jahren, am 5. August 1930, entdeckte der norwegische Robbenfänger „Bratvaag“ auf der Insel Vitö die Überreste der Expedition, darunter die Leichen von Andrée, Strindberg und Fraenkel. Nach 33 Jahren erfuhr die Welt endlich, wie sich eins der erschütterndsten Trauerspiele der polaren Entdeckungsgeschichte abgespielt hatte!

Sie weiß es aus dem einzigen authentischen Originalbericht, der bereits in nicht weniger als 18 Sprachen, darunter arabisch und Esperanto, erschien. Für das deutsche Sprachgebiet hat der mit der geographischen und völkerkundlichen Wissenschaft eng verbundene Leipziger Verlag Brockhaus das alleinige Veröffentlichungsrecht erworben. Er brachte das Buch unter dem Titel „S. A. Andrée, Dem Pol entgegen“, heraus. Es enthält das gesamte Material, das der schwedischen Regierungskommission vorgelegen hat: die Tagebücher der toten Forscher, die Berichte der Auffindungsexpeditionen und alle Bilder, darunter die von Andrée und seinen Leuten selbst aufgenommenen. Nach langen Mühen ist es dem Stockholmer Professor Hertzberg gelungen, diese menschlich erschütternden, einzigen körperhaften Zeugen jener Wochen auf dem ewigen Eis zu entwickeln. Sie zeigen die drei Forscher im harten Kampf mit der Natur, etwa wie sie mühselig gebeugt einen Schlitten über das Eis schieben, oder nach erfolgreicher Jagd auf Eisbären.

Beim Start an jenem schwarzen 11. Juli waren

unglücklicherweise die Schleppseile abgerissen: ein verhängnisvoller Verlust, der aus einem mit der Erde ständig in Berührung stehenden lenkbaren Ballon einen wehrlosen Spielball des Windes machte. Andrée hatte auch angenommen, daß die Witterung in der Arktis während der Monate Juli und August für seinen Versuch günstig sein müsse. Dabei hatte er den Nebel und seine Folgeerscheinung, den Rauhreif, arg unterschätzt. Bald setzte sich eine dünne Eisschicht auf die Hülle, die den Ballon immer tiefer herabdrückte und in kurzer Zwischenzeit auf das Eis stieß. In seinem treffenden Humor meinte Andrée „der Ballon stempelt das Eis".

Am 14. Juli um 7.19 Uhr müssen die kühnen Männer ihr Flugzeug verlassen. Sie glauben, zu Fuß das Franz-Joseph-Land erreichen zu können. An Hunger leiden sie nicht. Eisbären und Seehunde sind eine willkommene und gar nicht seltene Beute. Aber eine tragische Überraschung harrt ihrer. Nach vieltägiger Wanderung merken sie, daß das Treibeis sie genarrt hat. Sie wollten nach der rettenden Inselgruppe — und die Meeresströmung hat sie immer weiter von ihrem Ziel abgetrieben.

Ungebrochenen Mutes, wenn auch schon ausgepumpt und erschöpft, setzten sich die einsam Wandernden ein neues Ziel: die Sieben Inseln bei Spitzbergen. Der Marsch nimmt an Schwierigkeit zu. Das Eis ist zersplittert, und das Ringen mit ihm wird mühselige Quälerei. Darmbeschwerden, Schnittwunden, Beulen und Geschwüre machen ihnen das Leben fast zur Hölle. Stauwälle und Rinnen, Wassertümpel und Kälte zehren an ihrer Kraft. Eine zweite entsetzliche Erkenntnis bricht über die Männer herein: sie werden auch die Sieben Inseln niemals sehen! Vom 4. August bis 9. September sind sie unter übermenschlichen Anstrengungen 135 Kilometer nach Südsüdosten geraten, statt ebensoweit nach Südwesten. Das zähe, erbitterte Aufbegehren gegen ihr Schicksal war vergeblich, das Treibeis übermächtig. Andrée führt mit keinem Wort Klage, er verbirgt seine Unruhe, um die Gefährten nicht mutlos zu machen. Sich selbst hält er aufrecht, indem er unentwegt wissenschaftliche Beobachtungen macht, die Stärke des Eises mißt, seine Bewegungen feststellt, mineralogische Proben sammelt — die auch auf Vitö gefunden werden. Noch flackert dann und wann heitere Laune auf, aber der Humor ist nicht mehr so unbefangen wie früher, er wird finster, grimmig und bitter . . .

Nach einem erschütternden Endkampf beschließen die Forscher, sich in das Unvermeidliche zu fügen und auf dem Eis zu überwintern. Auf einer Scholle gründen sie ein „Daheim", eine Eishütte, die sie vor dem Letzten nicht schützen kann. Sie treiben bis an die Küste von New Iceland: Vitö. Am 2. Oktober, 5½ Uhr morgens, werden die Schläfer durch Krachen und Getöse geweckt; das Wasser läuft in ihr „Daheim". Die schöne starke Scholle ist in unzählige Stücke zerbrochen, gerade an der Hüttenwand entlang. Alle Habe auf den Nachbarschollen zerstreut, zwei Eisbärleichen, der Fleischvorrat für drei oder vier Monate, treiben in der Nähe herum.

Mit diesem schweren Schicksalsschlag endet die Eiswanderung Andrées und seiner Gefährten. Vom 14. Juli bis zum 2. Oktober waren sie über das Treibeis gezogen. 12 Tage lang strebten sie nach Franz-Joseph-Land, dann 40 Tage nach den Sieben Inseln. Die Strömung war stärker als sie. Da gaben sie es auf und lagen noch 12 Tage auf einer Eisscholle still, bis das Ende über sie hereinbrach. In der Stunde, als sie aus der Gondel des „Adler" sprangen, hatten sie sich dem Treibeis auf Gnade und Ungnade ergeben. 64 Tage hindurch hielten sie sich aufrecht. Dann wurden sie zur Beute der Naturgewalten. Aber auch im Zusammenbruch bewahren die Helden ihre Haltung. Andrée schreibt in sein Tagebuch: „Keiner hat den Mut verloren. Mit solchen Kameraden kann man durchhalten, mag kommen, was da will."

Nun folgt der Tragödie letzter Akt. Das Schicksal trifft von jetzt ab die Forscher Schlag auf Schlag. Strindberg schreibt am 5. Oktober: „An Land umgezogen", am 6.: Schneesturm, Erkundungsgang", am 7. schon wieder „Umzug". Von einem erbarmungslosen Todfeind von Ort zu Ort getrieben, erlischt langsam das Lebenslicht. Die Helden versinken im trostlosen Schweigen der Eiswüste. Der Vorhang fällt.

Jagd nach dem Leben

Nicht die Tat allein entscheidet über das Heldentum, sondern ihr Sinn. Wäre es anders, dann hätte sich dieser Pandurenoberst Trenck, den Wilhelm Kayser in den Mittelpunkt eines in jeder Beziehung sehr weiten Romanes stellt (Paul Neff Verlag, Berlin), mehr als einmal den Ehrentitel verdient. Aber sein Leben, ohne das jedes Heldentum unmöglich ist, hat Trenck, sehr unähnlich seinem friderizianischen Vetter, bis zu seinem Tode nur in wenigen starken Stunden geahnt. Was er sonst Leben nannte, war etwas anderes, nur ihm Vorstellbares, ausschließlich in der Vitalität Begründetes. Der Jagd nach diesem Leben gilt sein ganzes Dasein. Das weiß der Erzähler und nennt den Obersten Franz von der Trenck mit Recht einen Abenteurer. Es gibt keine Kampfesart, die er nicht kennt: zu Fuß, zu Pferde, als großer Herr, als Gefangener, als Soldat, als Marodeur, in mörderischer Kälte, in den Armen einer Frau, im Duell, aus dem Hinterhalt — an der Wolga, am Rhein, bei Hofe, im Morast. Was er findet, ist Beute seiner Kraft, Ziel seiner erschütternden Ausbrüche, Genuß seiner Tage und Nächte — aber niemals ein Leben, das diesen Namen verdient. Deshalb bleibt sein Sterben unerlöst. Freilich: bis es dahin kommt, entrollt Kayser einen Film voll von phantastischen Spannungen, reich an Schönheiten der Darstellung, ausgestattet mit Landschaftsbildern, die man nicht so schnell vergißt; vor allen Dingen: angetrieben von einem Temperament, aus dem man zehn andere Menschen (und mindestens ebensoviel andere Bücher) machen könnte (470 S., br. RM 5.—, geb. RM 6.50). Fr. Stichtenoth



Beispiel altgermanischer Bandornamentik: sogenannter „Kasten von Bamberg"
Aus Walter Frenzel „Grundzüge der Vorgeschichte" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart)

Von der Urzeit bis zur Völkerwanderung

Bücher über deutsche Vorgeschichte

Die europäische und germanisch-deutsche Vorgeschichtsforschung ist nach mancherlei Krisen und Kämpfen auf einer Stufe wissenschaftlicher Wertung und Wirklichkeit angelangt, auf der sich das als wahr Angenommene nicht mehr nach uns, nach Meinung, Legende, Glauben und Wunschbild richten kann, sondern wir uns nach der Wahrheit richten müssen, die aus den immer planmäßiger vermehrten Bodenfunden und der archäologischen Vertiefung der Ergebnisse erstanden ist. Den Weg von den frühesten Kulturen über die Rasse zum Volke und die entscheidende Rolle der nordischen Rasse aufzuzeigen, dienen die hier genannten Bücher.

In zweiter Auflage erschien das bahnbrechende Werk des jüngst verstorbenen Vorgeschichtsforschers Hans Hahne[1]) „Das vorgeschichtliche Europa". Die Vorzeitgeschehnisse des europäischen Menschenkreises sind hier in klarer Übersicht zu einem überzeugenden Gesamtbild gestaltet, das, gestützt auf ein reiches Anschauungsmaterial, die gewaltige Spanne von der Urzeit, Eiszeit und den ältesten Menschengruppen bis zur Völkerwanderungszeit umfaßt und gerade durch die Einbeziehung von Erdgeschichte und Rassenforschung eine wahre Volkheitskunde im umfassendsten Sinne darstellt. —

In 3. Auflage übergibt C. Schuchhardt[2]) seine „Vorgeschichte von Deutschland" der Öffentlichkeit. Das methodisch wie stofflich gediegene Werk bedarf des Rühmens nicht mehr. Es ist mit seiner hohen Sachkenntnis und der ethischen Kraft seiner Betrachtung ein Begriff geworden im Ringen um das neue Weltbild und Lebensgefühl der Deutschen. — Innerhalb der Vorgeschichtsliteratur sei auf diese Werke besonders hingewiesen, weil sie letzte wissenschaftliche Ergebnisse in meisterlich schlichter Form vermitteln und also dem Geschulten wie dem einfachen Werkmann Führer zu sein vermögen in einem Wissensgebiet, das unserer nationalen Bildung immer unerläßlicher werden wird.

Als Träger der nationalen Bildung kann sich aber die Vorgeschichtsforschung nur dann ganz erfüllen, wenn Sinn und Wert ihrer Arbeit und ihrer Ergebnisse der deutschen Jugend früh schon vertraut gemacht werden. Dieser wichtigen erzieherischen Aufgabe wird Walter Frenzel[3]) mit seinem Buche „Grundzüge der Vorgeschichte Deutschlands und der Deutschen" gerecht. Erschienen als 1. Band einer unter dem übergreifenden Titel „Der neue Stoff" herausgegebenen Reihe, nennt sich dieses Werk ein Hand- und Hilfsbuch für den Lehrer, darf aber in der warmen Verlebendigung der Materie und seiner ganzen verantwortlichen Haltung ebenso als Lehrbuch für den Schüler im weitesten Sinne des Wortes gelten. Mit mustergültiger Klarheit und tiefer Einsicht in die Schicksalsgemeinschaft von Erde, Pflanze, Tier und Mensch werden die 500 000 Jahre Erdgeschichte entwickelt, innerhalb derer sich der Mensch vom „naturnützenden zum naturbeherrschenden Geschöpf" entfaltet hat. Zum Schlusse folgt eine Betrachtung der germanischen Grundlagen des Deutschtums, wobei das Geschick der alten Stämme bis zum tragischen Ausklang ins Mittelalter eindrucksvoll beleuchtet wird. Das wertvolle Buch ist bereichert durch 50 Abbildungen sowie durch ein sorgfältig bearbeitetes Schrifttumsverzeichnis. Es sei allen Erziehern bestens empfohlen.

Im gleichen Geiste mit Wort und Bild zu wirken ist auch das schöne Buch Karl Theodor Weigels[4]) „Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße" berufen. Es läßt uns schauen und erkennen, daß die Vorgeschichte unseres Volkes keineswegs nur in Museen als geborgener Schatz der Forschung gehegt wird, sondern daß das Erbe aus frühesten Tagen immer noch geheimnisvoll in uns und um uns lebendig ist, verwoben in Mythen und Märchen, in Festen und Bräuchen, als rätselhafte Zeichen und Male auf Feld und Flur, in

Dorf und Stadt, an Haus und Gerät. Vom Steinkreuz bis zum Tierornament offenbaren sich uns Sinnbilder eines Lebens der tiefsten Verbundenheit mit der Allmutter Natur; uralte Kultsymbolik, die vom Christentum zwar überwuchert und umgewertet, aber nicht erstickt zu werden vermochten, spricht uns als die älteste geistige Quelle der Menschheit überhaupt an; es lassen sich Zusammenhänge knüpfen, deren Ursprung bis in die Steinzeit zurückreicht, und die „Dauerüberlieferung im deutschen Raume" wird uns als Erkenntnis und Vermächtnis ein Quell reinster Besinnung auf das deutsche Wesen und den deutschen Weg.

Auch Georg Buschan[5]) setzt bei seiner Forschungsarbeit zur Erkenntnis der Vergangenheit bei der heute noch lebendigen Volkskultur ein, indem er die Herkunft der vornehmlich im Landvolk festverwurzelten Sitten und Gebräuche ergründet und alten Überlieferungen nachspürt, um zu ihrer sinngemäßen Erneuerung beizutragen oder sie wenigstens für unser geschichtliches Wissen zu retten. Sein klares und gründliches Werk „Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen" müht sich in erster Linie um die Bereicherung unseres Wissens vom germanischen Götterglauben, seinen Symbolen, Feiern und Opfern, deutet die Sonnenverehrung und Jahreseinteilung, bezeichnet die den Gottheiten heiligen Tiere und Pflanzen, erklärt Wesen und Ursprung der niederen Göttergestalten, Dämonen und Hexen aus dem Seelenleben der Alten und zeigt, wie sich früher in reicher Fülle Brauchmäßiges mit jeder Arbeit und Tätigkeit im Wechsel der Jahreszeiten und im Ablauf des Lebens verband. Im Mittelpunkt der Darstellung steht aber der Hinweis auf die tiefgreifenden Vorgänge bei der Christianisierung der Deutschen, die inneren und äußeren Wandlungene bei der Auseinandersetzung zwischen christlichem Glauben und germanischer Weltanschauung, deren Verschmelzung zu einer schweren und herben „Hochzeit der Kulturen" geworden ist, die heute noch um eine in sich geschlossene, endgültige Lebensform ringt. Hier liegt der tiefere Sinn dieses wertvollen Buches.

Der bekannte Edda-Herausgeber und Ordinarius an der Berliner Universität, Gustav Neckel[6]) hat in einem schmalen Bändchen den dankenswerten Versuch unternommen, eine Zusammenfassung des heutigen Wissens um die Vorgeschichte unseres Volkes in der vorchristlichen Zeit zu liefern. Gerade dieser einige Jahrtausende umfassende Zeitabschnitt ist ja besonders in unserer Zeit ein belebtes Kampffeld der Gelehrtenmeinungen, so daß sich selbst der Fachmann nur schwer ein Gesamtbild machen kann. Die fehlenden oder unzureichenden schriftlichen Quellen müssen ergänzt werden durch archäologische, linguistische und geologische Rückschlußmethoden, und es ist wohl verständlich, daß sich kaum ein einzelner finden wird, der auf all diesen verschiedenen und teilweise erst im Werden begriffenen Arbeitsgebieten bereits bewandert genug ist, um Unfehlbares über diese interessante Zeit aussagen zu können. Die Fachkritik der einzelnen Spezialisten wird also auch wohl mancherlei an diesem Werke auszusetzen wissen; im ganzen aber darf man diese Arbeit des bewährten Wissenschaftlers und ernsten Sachkenners als beste zusammenfassende Darstellung der Zeit werten und wünschen, daß sie in die Hand jedes Schulmannes und volksbewußten Deutschen kommen möge. Die vorhandenen Lehrbücher sind meist durch Spezialarbeiten der neueren Forschung (die teilweise schwer zugänglich sind) überholt, und so dient dieses Heft auch dem Wissenschaftler zur wertvollen Ergänzung seiner Kenntnisse.

Eine Anzahl guter Tafelreproduktionen und einzelne Textzeichnungen sowie der in den Anmerkungen untergebrachte wissenschaftliche Apparat, der im Verein mit dem Literaturverzeichnis dem Leser die Möglichkeit bietet, sich über Spezialfragen besonders zu unterrichten, machen das Werk zu einem brauchbaren Handbuch für jeden Freund deutscher Vorgeschichte.

Daß die germanische Kultur auf arteigenen Grundlagen steht, beweist besonders eindrucksvoll der von Friedrich Behn[7]) zusammengestellte Bilderband „Germanische Stammeskulturen der Völkerwanderungszeit" mit der Darstellung von Funden aus der jüngeren Entwicklungsstufe der großgermanischen Epoche. Die Schönheit der Waffen, in deren Verschiedenheit sich die ganze Entwicklung des Wehrwesens jener Jahrhunderte spiegelt, die in Werkstoff und Stilform vollendeten Kunstwerke, Schmuckstücke und Tongefäße, die des Germanen besondere Veranlagung für das edle Ziermuster bezeugen, lassen erkennen, daß die Germanen in Haltung, Tracht, Bewaffnung und Wohnung nicht Menschen einer primitiven Gesittung, sondern Träger und Schöpfer einer hohen Volkskultur waren. Daß mancher Fund nach seiner geschichtlichen Zugehörigkeit noch nicht eindeutig bestimmt werden konnte, zeigt nur erneut die Unerschöpflichkeit dieses Forschungsgebietes, und alle ungelösten Fragen seien ein Ansporn zu weiterer Arbeit!

Dr. Ph. Leibrecht

1) Hans Hahne: Das vorgeschichtliche Europa. Kulturen, Völker und Rassen. 2. Aufl. Monographien zur Weltgeschichte, Bd. 30. Bielefeld, Verlag Velhagen u. Klasing, 1935. 103 S. Geb. RM 4.80.

2) Carl Schuchhardt: Vorgeschichte von Deutschland. 3. Auflage. München, Verlag R. Oldenbourg, 1935. 309 S. Geb. RM 9.60.

3) Walter Frenzel: Grundzüge der Vorgeschichte Deutschlands und der Deutschen. Ein Hand- und Hilfsbuch für den Lehrer. Der neue Stoff I. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, 1935. 72 S. RM 2.80.

4) Karl Theodor Weigel: Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße. 2. Aufl. Verlag Alfred Metzner, Berlin, 1936. 84 S. 48 Bildseiten. RM 3.50.

5) Georg Buschan: Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen. Mit 21 Abb. auf 16 Tafeln. München, Verlag J. F. Lehmann, 1936. 257 S. RM 7.80.

6) Gustav Neckel: Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft der Gegenwart. (Wissenschaftliche Forschungsberichte zum Aufbau des neuen Reiches, Heft 2.) Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin. Geh. RM 3.40.

7) Friedrich Behn: Germanische Stammeskulturen der Völkerwanderungszeit. Mit 40 Bildtafeln und einer Karte. München, Verlag J. F. Lehmann, 1937. Geh. RM 3.—.



Eine altgermanische Weihestätte: Am Altarstein von Latrop im Sauerland
Aus Mielert „Deutsches Ahnengut im Westfalenland"

Erlebnis deutscher Landschaft

Neue Reise- und Wanderbücher

Es gibt neue Landschafts- und Reisebücher genug — mit liebevollen Schilderungen und gutgesehenen Aufnahmen, selten aber eine solche Spitzenleistung wie den neuen Band in der Reihe der Heimatbücher des Atlantisverlags: Herbert Günthers „Franken und die Bayrische Ostmark" (263 S. mit 85 Aufnahmen, RM 3.75). Mit nahezu umfassender Kenntnis wird hier das Leben der Landschaft aus seiner Vergangenheit abgeleitet, in der Geschichte der Besiedlung, der Entstehung der Städte, der Entwicklung des Volkstums, dem Zusammenhang von Kunst und Dichtung seit den Urzeiten der Sage. Die gesegnete Fülle fränkischen Landes und fränkischer Städteherrlichkeit breitet sich aus, das Maintal und der Spessart, die fränkische Schweiz und das Fichtelgebirge, die Oberpfalz und der Bayrische Wald, das Donauland von Regensburg bis Passau, alle die Städte, die uns fast zum Inbegriff Deutschlands geworden sind: Bamberg und Würzburg, Nürnberg und Rothenburg, Nördlingen und Dinkelsbühl, Ansbach und Bayreuth und ihre kleineren Schwestern ringsum, mit Schlössern und Burgen, mit Kirchen und Rathäusern und der Fülle der Kunstwerke von Dürer bis Grünewald, von Peter Vischer zu Tilman Riemenschneider. Der Bilderteil würde noch manche Ergänzung verdienen. So fehlt die Klosterkirche zu Ebrach, und die prächtigen Städtebilder von Marktbreit und Ochsenfurt sind nur von ferner, vom Flusse aus gesehen, nicht in ihrer Eigenart ergriffen und entfaltet. Aber welche Unsumme von Liebe und Fleiß im Textteil steckt, das verraten auch die Register und die Literaturhinweise, die die Vielseitigkeit der Betrachtungsweise lebendig widerspiegeln.

Eine sehr persönliche Art der „Reisekunst" vertritt Marie v. Bunsen in ihren „Wanderungen durch Deutschland" (Koehler u. Amelang, Leipzig, 228 S. mit 22 Bildern, RM 6.80). Eine eigenwillige Mischung von kultivierter Genußfreude und burschikoser Frische, von bildungsmäßigem Wissen und natürlicher Urteilsfähigkeit spricht aus dem Buche, Zartheit des Empfindens und wohltuende Klarheit aus den beigefügten Aquarellen der Verfasserin (schade, daß die Rückseiten der Bilderbeigaben bedruckt sind). Man erfährt viel Intimes aus alten Schlössern, die sich der gut empfohlenen Reisenden gastlich öffneten; rüstige Fußwanderungen und Ruderfahrten erschließen allerhand abseitige Kostbarkeiten. Alles bildhaft erfaßt, mit raschem und liebevollem Blick, vieles sehr knapp zusammengedrängt, manches noch zu sehr mit Betrachtungen über Wetter, Verpflegung und Unterkunft durchsetzt. Im ganzen viel vergangenes und vergehende Schönheit, manch versunkenes Idyll anmutig nachgestaltet, kraftvoll festgehalten.

Ganz vom künstlerischen Erlebnis ausgehend Hermann Gradl „Der schöne deutsche Süden" mit 108 z. T. mehrfarbigen Kunstdrucktafeln, Text von Ludwig Ankenbrand (Walter Hädecke Verlag Stuttgart, RM 4.80). Malerfahrten abseits der Landstraße vom Main bis zum Bodensee, vom Schwarzwald bis zum Böhmerwald. Überall das Typische herausgeholt, stille Täler und sanfte Höhen, Kapellen und Burgen, Flußläufe und Brücken, alte Städte und Kirchen, die Schwarzweißblätter fast noch stimmungsvoller, kontrastreicher als die Farbblätter mit ihrem ruhigen Grün. Alles auf eine sehr überzeugende Art gesehen, einfach und zugleich ahnungsreich und geheimnisvoll, voll Einheit in aller Vielfalt.

Zurück in die Welt der Romantik, die zuerst den ganzen Reichtum deutscher Landschaft entdeckte, führt Heinrich Schwarz „Salzburg und das Salzkammergut" (Verlag Anton Schroll u. Co., Wien, 2. Aufl. mit 163 Abb., RM 6.50). Eine Fülle reizvoller Beispiele für die religiöse Innigkeit der Naturbetrachtung und die liebevolle Versenkung in den Geist der Vergangenheit, die jenes Zeitalter beseelen, ist hier zusammengetragen, voran die Blätter von Fohr, die Zeichnungen und Gemälde Ferdinand Oliviers; dazu C. F. Schinkel, Schnorr v. Carolsfeld, Johann Adam Klein, Ernst Fries, Carl Rottmann, Ludwig Richter, Rudolf Alt, Josef Höger, F. G. Waldmüller u. a. m.: eine ganze Symphonie um ein großes Thema in immer neuen Variationen — ein wertvolles Gegenstück zu Lohmeyers „Heidelberger Maler der Romantik", mit einer klug ausdeutenden Einführung.

Ganz aus den Mitteln unserer Zeit gestaltet ist das Bildbuch von Dr. Wolf Strache „Das Weserbuch", mit 147 Leica-Fotos (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig, RM 4.50). Bilder von Städten und Landschaften, mit den Augen des Liebhabers gesehen, mit einer gewissen Vorliebe für „markanten" Ausschnitt und moderne Staffage vor historischem Hintergrund, doch mit gutem Blick für das wahrhaft Charakteristische der Landschaft, die immer wieder von verschiedenen Seiten her energisch angepackt wird, in ihrer Grundgestalt, wie in allem Gewordenen und Gewachsenem, das Menschenhand der Natur hinzugefügt hat. Auch der Text atmet den gleichen Geist und die gleiche Bildkraft; er leitet zum Nachwandern an, durch praktische Winke für Fußwanderer, Wasserfahrer und Autoromantiker.

Zu geheimnisvollen Tiefen ferner Vorzeit geleitet Fritz Mielert „Deutsches Ahnengut im Westfalenland" (156 Seiten mit 134 Bildern, Heger Verlag, im Verlag der Ärztlichen Rundschau, München, RM 6.90). Welche Kraft der Erhaltung spricht aus diesen altgermanischen Kult- und Opferstätten, aus den Gräbern von Helden und Fürsten inmitten mächtiger Wälder, an heiligen Quellen! Überall sind die Spuren vorchristlicher Gesittung, die die Kirche vergebens bekämpft und verketzert, aber doch niemals ganz ausgerottet hat, mit wahrem Entdeckersinn festgehalten, verklungene Sagen aus ihrer Umwelt ahnungsvoll ausgedeutet. Hier leben noch die alten Götter, hier geistern noch Riesen und Zwerge, von frommem Schauder und zauberhafter Gewalt der Naturmächte sind diese Wälder beseelt; aus steinernen Gebilden voll dämonischer Kraft tritt uns der alte Sachsentrotz entgegen, der mehr als ein Jahrtausend überdauert hat.

Als 1. Band der „Bücher der Scholle" an

Stelle der früheren „Heimatbücher deutscher Landschaften" des Verlags Fr. Brandstetter, Leipzig, erscheint Ewald Banses „Niedersachsen" (364 S. mit 7 Kartenskizzen und 35 Abb., RM 5.75): die Landschaft hauptsächlich vom Menschen her erfaßt, der Mensch selbst von Rasse und Volkstum her, vom Geschichtlichen aus das Volksleben der Gegenwart in Sitte und Brauch bestimmt. Auf eine Reihe einzelner Geschichtsbilder von verschiedener Prägung folgt dann erst die Deutung der Landschaftsformen von Marsch und Heide bis zum Harz. Dann wieder sind einzelne landschaftliche Stimmungsbilder eingefügt. Den Beschluß bilden Städteschilderungen und Ausführungen über die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung des Landes — eine eigenwillige Komposition verschiedenartiger Mischelemente, mit einem ausgezeichneten Bilderteil, der einen Querschnitt durch niedersächsische Art in Volkstum und Landschaft gibt.

Einen Sammelband aus dem Gesamtwerk des „Thüringischen Wandersmanns" August Trinius „Das grüne Herz Deutschlands" in einer Auswahl von Julius Kuhn bringt der Verlag Anton u. Co. in Leipzig heraus (322 S. m. 97 Aufn., RM 4.80). Vielleicht hätte eine solche Auswahl etwas mehr von der manchmal allzu bedachtsamen und gefühlsseligen Stimmungsmalerei zurückdrängen können, in der sich der Thüringische Wandersmann noch gefällt. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß das Wesentliche jener Betrachtungsweise auch heute noch bestehen kann und daß wir dem fleißigen und begeisterten Wanderer gern folgen, wo er dem Dreiklang von Landschaft, Sage und Geschichte nachgeht, der ihm den Schlüssel zur Deutung der Gegenwart aus dem Geiste der Vergangenheit bedeutet.

Auf ältere Vorgänger greift teilweise auch das Sammelbändchen „Der schöne Bodensee" zurück (Strecker & Schröder, Stuttgart, 176 S. mit 12 Bildtafeln, RM 3.40), dessen Auswahl unser Mitarbeiter Matthäus Gerster getroffen hat: Lyrik und Prosa vom 19. Jahrhundert bis in unsere Zeit — ohne daß übrigens mit dieser ziemlich gedrängten Auswahl ein auch nur halbwegs umfassendes Bild der reichen Bodenseedichtung angestrebt oder erreicht würde. Der Weg führt von Justinus Kerner, Eduard Mörike, Annette Droste-Hülshoff über Scheffel, Hermann Lingg, Hansjakob zu Wilhelm von Scholz, Emanuel von Bodman, Wilhelm Schussen und Ludwig Finckh.

Immer neue Motive auf dem Gebiet der Landschafts- und Städtebücher findet die ausgezeichnete Sammlung „Der eiserne Hammer" (Verlag K. R. Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig) —, so das Bändchen „Am Wege": Allerlei eigenartige Schmuckmotive, am Wege erhascht, Heiligengestalten, Brunnenfiguren, Wirtshausschilder und Brückenzierat (RM 1.20) oder „Zur goldenen Sonne": Deutsche Haus- und Zunftschilder mit alten Hausinschriften und Sprüchen — viel gute Väterweisheit in reizender Form, mit viel Liebe und Geschmack zum Lobgesang aufs eigene Heim zusammengetragen (RM 0.90).

Karl Blanck

Ein Engländer reist durch Deutschland

Es sollten mehr Ausländer sich in der gleichen Richtung betätigen, die Lord Mottistone vertritt. Dieser frühere Staatssekretär im englischen Kriegsministerium, der im Oberhaus durch gerechte Darlegungen über Deutschland aufgefallen ist, hat es sich nicht verdrießen lassen, die draußen umlaufenden Entstellungen und Gerüchte durch persönliche Studien innerhalb unserer Grenzen zu entkräften. Unter dem Titel „Auf der Suche nach der Wahrheit" legt er den mit Photos geschmückten Rechenschaftsbericht über seine Reise durch das nationalsozialistische Deutschland vor.

Den deutschen Lesern wurde Lord Mottistone durch sein (in den „Weltstimmen" Jahrg. 1936, S. 379 ff., gewürdigtes) Kriegsbuch „Mein Pferd Warrior" bekannt.

Auf einem eigenen Segelboot ist er nun über Cuxhafen, Kiel, Stralsund, Swinemünde nach Ostpreußen gefahren, um sich durch eigenen Augenschein von der erfolgreichen Niederringung der Arbeitslosigkeit, vom Arbeitsdienst, von der HJ. ein zutreffendes Bild zu machen. Überall unterbaut er seine Ausführungen mit sachlich-nüchternen Angaben. Durch sein aufrichtiges und aufrechtes Buch weht der ungetrübte Hauch der See, der reine Luftzug ehrlicher Bemühung um volles Verstehen. Mottistone sieht nicht zuletzt darin eine Gewähr für Deutschlands Friedenswillen, daß heute an den leitenden Stellen vielfach gerade ehemalige Frontkämpfer stehen (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 158 S. RM 3.80).

Hansgeorg Maier

Eine Religionstragödie von Ernst Bacmeister

Aufn. Illenberger



Aus der Stuttgarter Uraufführung von „Konstantins Taufe"

Gegen Ende der Spielzeit hat das Stuttgarter Staatstheater eine der bedeutendsten Uraufführungen unter den deutschen Bühnen herausgebracht mit Ernst Bacmeisters „Kaiser Konstantins Taufe". Aus aller Gedankenschwere erhebt sich in diesem Werke die Gestalt des großen Konstantin im kraftvollen Widerstreit mit den kirchlichen Mächten. Wie er selbst durch Geist und Tat sein Reich neu erbaut hat, so verlangt er auch von dem Gott, an den er glauben soll, daß er sich ihm sichtbar und leibhaftig offenbare. Und als die Götter schweigen, da errichtet er sich selbst ein mächtiges Standbild — dem Menschen, der sein Schicksal in die eigene Hand nimmt und sich die Erde neu erschafft, „dem selbstgewissen, wachen Geist". Als aber die Christen mit Empörung drohen, da nimmt er auf den Rat des heidnischen Philosophen Sopater selbst die Taufe, um dem Aufruhr das Ziel zu nehmen und sich die neue Glaubensform nutzbar zu machen, indem er sich ihr scheinbar unterwirft: „Das Herz ein Heide, doch die Haut ein Christ." Zugleich aber will er fortan wirklich dem göttlichen Geheimnis dienen. Reicher Beifall lohnte den Dichter, den Gastregisseur Heinz Haufe aus Berlin und die Darsteller, vor allem Walter Richter als Konstantin, Elsa Pfeiffer als seine Schwester Eutropia und Rudolf Fernau als Sopater. K. Blanck

Zum 50. Geburtstag von Walter Flex am 6. Juli 1937



Walter Flex' Grabstätte auf Ösel

Schwertgruß

von Walter Flex

(gefallen am 16. Oktober 1917)

Sei's drum! Herzen zu Staub und Schwerter zu Rost!
Wen schert's?
Mannesleben war immerdar Raub und Kost
des hauenden Schwerts.
Wiese und Wald auch schlingt die Erde hinab
zum Tod.
Lebenswiege ist immer ein Lebensgrab,
so ist's Gottesgebot.
Männerblut schluckt die dampfende Erde ein
im Streit,
daß auf der Erde Gottes Männer-gedeihn
in Ewigkeit.

Aus Walter Flex, Gedichte (C. H. Beck, München)

Weg in die Einsamkeit

Von Hermann Hesse

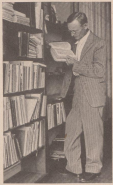
Die Welt fällt von dir ab,
Alle Freuden verglühen,
Die du einst liebtest;
Aus ihrer Asche droht Finsternis.

In dich hinein
Sinkst du, unwillig,
Von stärkerer Hand gestoßen,
Frierend stehst du in einer gestorbenen Welt.
Hinter dir weht weinend
Nachklang verlorener Heimat her,
Kinderstimmen und zärtlicher Liebeston.

Schwer ist der Weg in die Einsamkeit,
Schwerer als du gewußt,
Auch der Träume Quell ist versiegt.
Doch vertraue! Am Ende
Deines Weges wird Heimat sein,
Tod und Wiedergeburt,
Grab und ewige Mutter.

Aus Hermann Hesse, Neue Gedichte (S. Fischer Verlag, Berlin, 98 S. RM 3.50)

Aufn. S. Fischer-Korr.



Zum 60. Geburtstag Hermann Hesses am 2. Juli: Der Dichter in seiner Bibliothek

Zu einigen Gedichtsammlungen

In der von Karl Rauch besorgten Auswahl von Kriegsgedichten „Feldgraue Ernte" (Holle & Co. Verlag, Berlin) spricht der Krieg mit einer unmittelbaren, ursprünglichen Gewalt zu uns. Ob Volkslied oder Kunstgedicht, ob Lyrik des Offiziers oder des Soldaten, des bekannten oder unbekannten — sie stehen gleichwertig da und verlangen unsere Bereitschaft. Was die Jahre 1914 bis 1918 umschließen können an Glauben, Zuversicht, Zweifel, Opfertat und Hoffnung auf gerechten Frieden — das ist in diesem schmalen, etwa 80 Gedichte vereinigenden Büchlein ins lyrische Bekenntnis eingegangen, und will zu Herzen sprechen, die reine Töne gerne in sich aufnehmen. (RM 1.20)

Das vaterländische Thema setzen die Hymnen von Novalis, Hölderlin und Nietzsche fort, die der niederdeutsche Dichter Hermann Claudius unter dem Titel eines Hölderlinschen Verses: „O heilig Herz der Völker" (Wilhelm Langewiesche-Brandt) mit feinfühligem Verständnis für das Gemeinsame dieser Dichter gesammelt hat. In diesen Hymnen an Vaterland, Natur und einsames Ich reden die mythischen Stimmen, die „Stimmen der Mitternacht, denen auch unsere Altvorderen lauschten und die ihnen heilig waren" (Claudius), die Stimmen aus den ewigen Bezirken des unaufhörlichen Lebens des Einzelnen und der Gemeinschaft. Die Vorstellungen in diesen Hymnen werden wunderbar ergänzt durch eine Reihe von guten Wiedergaben C. D. Friedrichscher Bilder. Man verspräche — mit Hölderlin zu reden — diesem Werke gerne die Liebe der Deutschen. (RM 2.—)

Die Sammlung „Gedichte vom Berg" von Franz Taucher (Verlag Styria, Graz-Leipzig-Wien) enthält lyrische Gestaltungen des vorwiegend heroischen landschaftlichen Erlebnisses, das zwar individuell ist, aber durch alles Persönliche hindurch das Allgemeine erkennen läßt, daß der Mensch unserer Zeit die Landschaft als vom Leben durchpulstes Gebilde göttlichen Ursprungs betrachtet und sie im rechten kosmischen Gefühl erlebt. Die Verse, die zum Teil symbolische Züge tragen, sind vom Herausgeber zu schöner Steigerung geordnet, stammen aber im wesentlichen nur von österreichischen Dichtern. (RM 1.50)

Eine Anthologie „Lieder der Stille", eine Auswahl neuer Lyrik, herausgegeben von Edgar Diehl (Wilhelm Heyne Verlag, Dresden), vereinigt Gedichte von 22 Autoren, denen man ihre Jugend wohl anmerkt. Es sind Verse über die Liebe, die Landschaft und Natur, den Menschen und über sehr beschauliche Themen des Alltags. Als die begabtesten unter diesen jungen Dichtern seien Peter Huchel, Werner Jäkel, A. M. Luckdorff, Hans Paesler, Fred von Zollikofer genannt. (RM 2.40)

Religiöse, geistliche Beschaulichkeit in lyrischer

Form sammelt das Bändchen „Geistliche Gedichte", herausgegeben von Kurt Ihlenfeld (Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz). Es umkreist keinen dogmatischen Gottesbegriff — eine reine, frische, gesunde Luft durchweht es, ein Glaube liegt den Dichtungen zugrunde, der vorwiegend aus einem sicher gegründeten Leben herauswächst. Dichter der Gegenwart schließen sich spürbar an erhabene Namen der Vergangenheit wie Gryphius, Gerhardt, Claudius u. a. an und stellen so eine Überlieferung her, deren Bestand wohl in R. A. Schröder heute ihren stärksten Ausdruck findet. (RM 1.40)

Ein stattlicher Band von 527 Seiten umschließt „Die schönsten Gedichte der Weltliteratur" (Phaidon-Verlag, Wien) in durchweg guten Übertragungen. Ein großer Bogen spannt sich von sagenhafter Vergangenheit fremder Literaturen hinüber zur gegenwärtigen europäischen Dichtung, der der deutsche Beitrag fehlt, weil er von einer andern Anthologie desselben Verlages („Die schönsten deutschen Gedichte") umfassend genug geleistet wird. Die Sammlung, chronologisch aufgebaut, macht einen geschlossenen und würdigen Eindruck.

Wolfgang Zurlinden

„Gesine und die Bostelmänner"

Ein neuer Roman von Konrad Beste

Konrad Beste, der vor einiger Zeit mit dem Hamburger Lessing-Preis ausgezeichnet und damals den Lesern der „Weltstimmen" anläßlich seines Romans „Das heidnische Dorf" sowie der Uraufführung seines (nach Motiven aus jenem Buch verfaßten) Schauspiels „Bauer, Gott und Teufel" nahegebracht worden ist, hat einen neuen Roman „Gesine und die Bostelmänner" erscheinen lassen", der uns wiederum in die Lüneburger Heide versetzt. Bedächtig und vielfach eher zurückhaltend als vorwärtsdrängend, dabei aber auf echte Erzählerweise gleichwohl spannend, schildert er darin allerlei Ereignisse, die in das Leben auf einem Vollhof der Südheide eingreifen. Vater und Sohn sind in Gefahr, den kalten Berechnungen einer lockenden Schönheit aus der Stadt zu erliegen, die sich selbst gern als Bäuerin auf dem stattlichen Anwesen schalten sähe. Sowohl der junge, durch jahrelange Gefangenschaft arg mitgenommene und erschütterte Karsten als auch der früh verwitwete alte Vollhöfner Hinrich Bostelmann findet keinen festen Grund mehr unter den Füßen. So scheint die bedenkenlos sich Einnistende rasch ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen. Eben noch rechtzeitig aber kehrt bei beiden der rettende Engel in Gestalt Gesines ein: der kalten, glatten Rechnerin mit Menschenherzen tritt ein aufrechtes und gläubiges Mädchen entgegen, das vermöge der Lauterkeit seines Wesens bei seinem Erscheinen alsbald die eingeschläferten besseren Regungen weckt und kräftigt und dem Hin und Her quälender Anfechtungen ein Ende macht. Noch mancherlei andere, vom Erzähler gleichfalls liebevoll vergegenwärtigte Gestalten weiten die breite, auch um kleinstädtische Episoden vermehrte Handlung aus, die vor, während und unmittelbar nach dem Weltkrieg spielt. Eingebettet aber ist das Ganze in die Größe, Stille und Unermeßlichkeit der niederdeutschen Heide, wobei Bestes Erzählerbegabung besonders daran ihren Rang erweist, daß die Landschaft niemals Beigabe bleibt, sondern sich immer wieder als wesentlich und schicksalbeeinflussend erweist. Stärker noch als in Bestes Roman vom „Heidnischen Dorf" sind im Gesine-Roman die Geschehnisse von einer wahrhaften Hingabe an das Höhere, von einem unerschütterlichen, unaufdringlichen Gottvertrauen durchwaltet. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 295 Seiten. RM 4.80.)

Hansgeorg Maier

Freundschaft zwischen Tier und Mensch

Nach langer Pause schenkt uns Paul Eipper das schönste Buch, das bisher von ihm erschienen ist: „Die gelbe Dogge Senta", Geschichte einer Freundschaft (Ullstein Verlag, Berlin). Am Beispiel eines Haustieres zeigt er, wie groß und beglückend die Gemeinschaft zwischen Tier und Mensch sein kann, erzählt von Senta und von den Seinen, die wie er leidenschaftliche Tierliebhaber und verständnisvolle Freunde der lebendigen Kreatur sind. Paul Eipper hat Senta zum erstenmal in einem Forsthaus im Bayerischen Wald gesehen und vom ersten Augenblick an eine tiefe Zuneigung zu dem schönen und aristokratischen, aber nicht mehr jungen Tier gefaßt. Aus dem Wald holt er sie in sein Haus im Grunewald, den „Hegewinkel", das der Hündin bald wieder zur neuen Heimat wird. Fast scheint es märchenhaft, daß Tier und Mensch sich so gut verstehen. Hingerissen liest man Seite für Seite dieses einzig dastehenden Buches, schaut immer wieder die Fotos an, mit denen Hein Gorny wesentlich zur Lebendigkeit und Eindringlichkeit des Werkes beiträgt. (169 S. mit 32 Aufnahmen von Hein Gorny. RM 5.50.)

Marianne Weidenbach

Blumen auf Europas Zinnen

Karl Foerster, der Gärtner, Blumenzüchter und Meister des schildernden Wortes, der uns schon viele schöne Werke über Blumen, Gärten und Parke beschert hat, hat soeben in Verbindung mit dem Photographen Albert Steiner ein Buch herausgegeben „Blumen auf Europas Zinnen" (Rotapfel Verlag, Zürich-Leipzig, 135 S., RM 5.80). 60 Bildtafeln zaubern die herrlichste Bergwelt vor unser Auge, während Karl Foerster vom Leben und den Eigenarten ihrer Pflanzen berichtet, die merkwürdigen Schicksale der Blumen, ihre Wandererschicksale durch die Räume der Erde und durch die Jahrhunderte deutet, die eigenwilligen Forderungen und die selbstherrlichen Lebensrechte, die diese Gipfelgewächse für sich erheben. Immer wieder greift man zu diesem Bande, um in den Bildern neue Schönheiten zu entdecken und aus den Texten neue Erkenntnisse zu nehmen.

Otto Heuschele



Kirchenbau. Miniatur aus der für Philipp den Guten angefertigten Handschrift des Girart von Roussillon

Sämtliche Abbildungen aus Emil Lucka, Die große Zeit der Niederlande (H. Reichner Verlag, Wien)

Emil Lucka

Die große Zeit der Niederlande

Von Oskar Jancke

Das Gebiet, das von der französischen Provinz Flandern bis zum holländischen Friesland reicht und heute vor allem die Königreiche Belgien und Holland umschließt, hat seinen Namen mit manchen denkwürdigen Begebenheiten in die Geschichte eingezeichnet. Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von Spanien" und Goethes „Egmont" haben der Freiheitsliebe des niederländischen Volkes in unserm Geschichtsbewußtsein ein bleibendes Denkmal errichtet. De Costers Roman „Ulenspegel" hat mit realistischer Deutlichkeit ein unvergeßliches Zeitbild der religiösen und politischen Kämpfe entworfen, die im 16. Jahrhundert auf niederländischem Boden geschahen. Aber wer heute das Gebiet bereist, wird an mehr erinnert als an jene große Episode. Steine und Bilder reden vom Glanz einer großen und reichen Kultur, und die Eigenart der Landschaft verbindet sich mit dem Charakter der Kunstwerke zu einer einmaligen und unvergleichlichen Aussage über die menschlichen Kräfte, die sich hier entfalten konnten. Sie haben ihre Zeit gehabt und sind mit Rembrandt in den dunklen Schoß zurückgesunken, der sie einige Jahrhunderte zurück hervorbrachte. Wann

haben sie begonnen, ihren Glanz auszustrahlen?

Es war im 15. Jahrhundert, als die Herzöge von Burgund Herren der Niederlande waren. Da zeigte sich der Welt zum erstenmal der Reichtum flandrischer Städte. Pracht und Verschwendung zeichneten die Hofhaltung der burgundischen Herzöge aus. Der Prunk der höfischen Feste war weltbekannt. Am Hofe Philipps des Guten von Burgund kommt zum erstenmal die Kunst der Niederlande zur Blüte. Schon damals wirken flamisch-holländische und französische Künstler einträchtig zusammen. Die Brüder van Eyck, Dirk Bouts, Quinten Massys und der zugewanderte Hans Memling sind germanischer, der Meister von Flémalle und Rogier von der Weyden französischer Abkunft. Berühmt war ihrerzeit die niederländische Musik, in der sich ebenfalls das französisch-burgundische Element von niederdeutschen nicht scheiden läßt, während im Schrifttum eine volkstümliche niederdeutsche Kunst von einer höfisch-französischen sich abspaltet.

Am Hofe Philipps des Guten und in den flandrischen Städten Brügge und Gent erreicht im 15. Jahrhundert die Miniaturmalerei ihren Höhepunkt. Diese Kunst, schon einige Jahrhunderte alt, vollzieht hier bezeichnenderweise den Schritt von der Phantasie- zur Wirklichkeitskunst.

Und wenn auch schon früher gelegentlich gute Beobachtungen vorkommen und später noch lange konventionelle Schablonen verwendet werden, so bildet das erste Meisterwerk, die Très belles Heures de Turin, die gemeinsame Arbeit Huberts und Jans van Eyck — so wird angenommen — den großen Einschnitt. Auf diesen Bildern und Randleisten lebt eine süße und ganz lebendige Empfindung für die wirkliche Welt. Die natürliche Perspektive, die bisher nur angedeutet gewesen ist, erreicht eine erstaunliche Höhe, wenn auch nicht Vollkommenheit, die Komposition rundet sich, lichte Weite geht auf mit Baum und Feld und Stadt und Meer. Die Frommheit älterer Bilder ist noch tiefer geworden, und die große Liebe zur Natur tritt dazu.

Es ist nicht leicht zu verstehen, daß in derselben Zeit, in der die Maler sich die Wirklichkeit erobern, ein Zug zur Entwirklichung, zur Mystik durch die Seele jener Menschen geht, der in Jan van Ruysbroek im 14. Jahrhundert sich geistig-zart und innig ankündet, später aber dem Eindringen der Reformation zu Hilfe kommt und gerade die Niederlande zum Schauplatz blutiger Kämpfe um des Glaubens willen macht. Es war eine furchtbare Zeit, ein Krieg aller gegen alle, in dem nicht nur religiöse Leidenschaften zu Taten oder Untaten trieben. Die Inquisition wütete schrecklich gegen die Ketzer, es ging auch um den Bestand der habs-



Huldigungsszene
Seite mit Miniatur aus den „Statuten und Privilegien von Gent"

burgisch-spanischen Herrschaft. Diese aber hielt sich nur noch in den südlichen Niederlanden, dem heutigen Belgien. Im Norden setzte sich der Calvinismus durch, und der Westfälische Friede besiegelte die Trennung der nördlichen von den südlichen Niederlanden, deren Kulturen nun ein für allemal ihre eigenen Wege gehen.

Den Glaubenskampf der Niederländer kämpft in der eigenen Seele aus, noch bevor die schlimme Zeit einbricht, der Maler Hieronymus Bosch.

Er ist Inquisitor und Opfer in einer Person, die Lust zu foltern richtet sich nicht nur gegen die Menschen, auch gegen sich selbst, und ebenso die Lust, alles Schöne zu zerstören. Gewissensqual, Sündenangst, Grausamkeit steigern sich ins Metaphysische, gewinnen sozusagen ihren tiefsten Sinn. Bilder der Hölle und ihrer Martern entstehen, die in der Vielfalt der Phantasie wohl gelegentlich nachgeahmt, niemals aber erreicht worden sind. Bosch ist das Genie der Angstqual . . . Das ist der Alpdruck, der auf Bosch lastet und niemals weicht: als Künstler muß er Wohlgestalt und Schönheit lieben, und um dieser Liebe willen weiß er sich verflucht.



Anbetung der Jungfrau mit dem Kinde
Miniatur aus dem Gebetbuch der Maria von Burgund, Tochter Karls des Kühnen

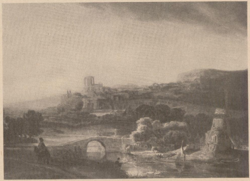
Diese Deutung ist musterhaft für die ganze Beschreibung des niederländischen Charakters. Gesamt- und Einzelschau durchdringen sich immer wieder und mit so viel Freiheit, daß man nirgends das Gefühl hat, daß einer Konstruktion zuliebe Menschen oder Ereignisse umgebogen würden. Auch der ältere Pieter Brueghel repräsentiert die seelischen Möglichkeiten seines Volkes. In seinen Anfängen weist er auf Bosch zurück, später zeigt sich bei ihm ein neues einheitliches Weltgefühl, in dem der Mensch der Natur eingefügt ist, und die Kraft, die seinen Bildern eigen, kündigt das Genie Rubens' an. Rubens hat mit einer Vitalität ohnegleichen die irdische Welt gestaltet, über die Erde reicht nichts bei ihm hinaus. Die flämische Weltlust kommt bei ihm zum höchsten Ausdruck, ist durch ihn vielleicht erst sprichwörtlich geworden. Aber sie ist nicht alles, nicht das All des niederländischen Seelentums.

Erdenkraft, Erdenschönheit, Erdenlust sind die einzigen Mächte des Daseins, die Heiligen, die Rubens malt, sind Götter der Erde und nichts sonst. Das ist seine unvergleichliche Größe — aber auch seine Fragwürdigkeit gegenüber den letzten Werten.

Rubens lebt in Antwerpen, Rembrandt in Amsterdam. Beide sind Niederländer, aber die nördlichen und die südlichen Niederlande sind zu ihrer Zeit bereits geschichtlich und kulturell auseinandergefallen. Es mag ein Spiel des Zufalls sein, daß Rubens, der südliche Niederländer, die italienische Renaissance-Kunst elementar in sein Schaffen aufgenommen, während Rembrandt, der nördliche, einem rein nordischen Kunstempfinden Ausdruck gegeben hat. Aber schicksalhaft hat Rembrandt die nieder-

ländische Kunst auf ihren höchsten Punkt geführt. Was Rembrandt vorbereitet, ist die deutsche Musik, „denn er ist mit der unendlichen Vielfalt seiner Töne und Nuancen ein heimlicher Musiker. Immer mehr erlöst er die starre Wirklichkeit in Musik und Traum — und setzt so der holländischen Welt und der holländischen Kunst, die mit der Wirklichkeit leben, ein Ende".

Wie die Kunst aber innerhalb des niederländischen Kreises ihren Schwerpunkt von Süden nach Norden verlegt — hier wäre auch daran zu erinnern, daß die große niederländische Landschaftsmalerei vornehmlich die holländische Landschaft der weiten Ebene und des Meeres zum Gegenstand hat und mehr von Holländern als von Flamen ausgeübt wurde —, so sind die denkwürdigen Städte und Stätten der Niederlande im Süden anders als im Norden. In Brügge, im „toten" Brügge, erschaut der Reisende die gotisch-burgundische Welt der Kirche. In der Kirche St. Bavo in Gent steht der Altar der Brüder van Eyck. Schwere Kirchen und eine drohende Burg geben der Stadt ein graues und düsteres Aussehen. In Brüssel stockt einem der Atem, wenn man aus lauten gleichgültigen Verkehrsstraßen den Marktplatz mit dem gotischen Rathaus und den herrlichen barocken Zunfthäusern betritt. Zierliche gotische Rathäuser in Oudenaarde, in Löwen, stille, inselhafte Beginenhöfe in den flämischen Städten — einer der ältesten in Lier, der Stadt Felix Timmermans' —, eine hohe und leichte gotische Kathedrale in Antwerpen neben Renaissance- und Barockpalästen, die an die Zeit Rubens' denken lassen. Hingegen in Holland und seinen Städten verleugnet sich nicht der Einfluß der Reformation. In Amsterdam ziehen nicht Kirchen aus mittelalterlicher Zeit das Auge auf sich, sondern die stillen Grachten mit den prächtigen, schlanken, hochfenstrigen Bürgerhäusern aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Ein schlichter bürgerlicher Sinn, sittenstreng, nüchtern, behäbig, jedoch weltoffen und klug, hat alle Städte Hollands geprägt. Unter seinem Mäzenatentum gedieh jene weltliche Malerei, die, gattungsmäßig betrachtet, den Ruhm holländischer Künstlerschaft begründete und in allen Spaltungen in Porträt-, Landschafts- und Genremalerei die Wege der ihr nachfolgenden Malkunst vorzeichnete.



Rembrandt, Landschaft (Kassel)



Römischer Brunnen | Archivbild

Kasimir Edschmid

Der Liebesengel

Von Dr. H. W. Keim

Während des Krieges erschienen in rascher Folge von einem damals unbekannten Schriftsteller drei Bücher, nämlich „Die 6 Mündungen", „Das rasende Leben" und „Timur". Ihr Verfasser war Kasimir Edschmid, und in ihnen war mit einem Schlage der expressionistische Stil als der Ausdruck eines auf das Äußerste gespannten Daseinsgefühles schriftfertig geworden. Wie sprühende Raketen schossen die Sätze durch alle Sphären des Denkens und Gefühls, wie glühende, glänzende Kugeln tanzten, jagten, prasselten die Worte in diesem hinreißenden Feuerwerk des Geistes und der technischen Virtuosität. Eine tolle Lebensintensität, ein sinnlicher und spiritueller Lebenshunger, ein Drang zu maßloser, kraftverschwendender Tat, zur hingerissenen Empfindung des eigenen und des ganzen Seins entströmte ihnen, daß der Leser in einen Rausch versetzt wurde wie von edlem Champagner. Denn es blieb eine

Nüchternheit, eine Heiterkeit trotz allem in ihm. Es war nicht qualmig in seinem Hirn, sondern die Aussicht und das Denken blieben ihm hoch und frei. Das Eigenartige dieser höchst gekonnten und gewiß höchst bewußt geübten Kunst bestand darin, daß sie nicht plastische, fest konturierte Gestalten gab, weder im Bereich des Menschlichen noch des Sachlichen der Dinge, der Landschaft und des geistigen Wesens, sondern Blitzlichter, Aperçus, brillante Beleuchtungen, eine Menge entzückender Farbflecke, wie sie die Pointillisten auf ihren Bildern zur Erzielung höherer atmosphärischer Helligkeitsgrade anwendeten. Und erst die Distanz zum Buch ergab gebundene Figuren, Szenen und Szenerien.

In dem neuen Roman „Der Liebesengel" ist vieles zur Reife gediehen, was in dem Werk des Jugendlichen üppig geblüht hat. Die künstlerische und stilistische Haltung ist gemäßigter geworden, wenn auch die geistige Beweglichkeit, die des Wohlgefallens am eigenen Glanz nicht entrāt, geblieben ist. Erhalten blieb der große, man möchte sagen der mondäne Zug des Milieus, die Vorliebe für sportliche Erscheinung und für die „jünglinghafte" Frau, die nur einmal lieben kann und in dieser einen Liebe alle Wunder der Hingabe und Verzauberungen des Daseins verschwendet. Noch blüht die Landschaft und glüht in der Sonne des Südens, in dem alles Leben entschieden und unverhüllt sich öffnet. Allein der Mann, bisher der königliche Herrscher über alle diese Kostbarkeiten, der sie genießt, ohne sich darin zu verlieren, er hat sich gewandelt. Er ist älter geworden; unbedenkliche Jugend ist zu nachdenklicher Weisheit gereift. Der Sommer hat sich gegen den Herbst, einen früchteschweren, säftereichen, kraftvollen Herbst geneigt, in dem geerntet wird, was Frühling und Sommer blühen und schwellen ließen.

Italien, das Edschmid aus wahlverwandter Nähe kennt und liebt, ist der Schauplatz des neuen Romanes. Italien, Florenz, das südlich genug liegt, um ganz italienisch zu sein, und nicht so südlich, daß es dem Deutschen fremdartig bleiben müßte. Dort wohnt Bolina, gelehrter Professor und tüchtiger Praktiker, ein Mann, der rechnen kann und gelegentlich wie ein Abenteurer sich treiben läßt; einer, der die Sehnsucht nach dem Universalen und dem überraschend Hintergründigen und Unergründlichen in sich trägt und darum die Deutschen und die Russen liebt, aber zugleich ein Mensch, den genaue Schulung des Denkens und strenge Achtung vor der wissenschaftlichen Systematik zu maßvoller Beherrschung seiner Gefühle und Handlungen verpflichtet hat. „Der Liebesengel schien ihn nicht zu suchen. Allmächtiger! Er hätte ihn auch zur Seite geschoben. Nicht verwirren lassen! Ruhig bleiben! Dann kam alles, was köstlich und wertvoll war, schon von selbst." Sehr breit ins einzelne gehend, und ohne fühlbare Richtung entwickelt Edschmid das Leben um und in diesem Mann, der auf einer der Höhen über der Stadt Florenz wohnt, gern reitet und fährt, den Tee über alle Getränke schätzt, seinen Besitz einem Pächter übertragen hat und Vater zweier Töchter ist, deren eine des Vaters Unruhe geerbt hat, während die andere seine Zuverlässigkeit und ironische Liebesfähigkeit besitzt. Bei ihnen erscheint eine Freundin, Elke Horn aus Deutschland, sehr reich und gewöhnt, zu bekommen, was sie haben will — reich sind alle Menschen in Edschmids Romanen. Sie schreibt an einem Buch über Marco Polo, und dieser Stoff und die mit ihm zusammenhängenden Fragen geben den Menschen des Romanes und dem Autor dazu die Gelegenheit, sich de omnibus rebus et quibusdam aliis mit dem sehr gebildeten Leser zu besprechen. Ein paar kauzige Gestalten sind dazu gesellt, ein pensionierter Seemann, ein alter englischer Oberst, der prachtvoll zum Sterben geht, eine lottosüchtige alte Magd. Auch ein deutscher Architekt ist da, der Elke kennt und jung ist wie sie. Elke, von der starken und harmonischen Persönlichkeit Bolinas gefesselt, so wie dieser hingezogen ist zu der unerschlossenen Frische und herben Anmut des Mädchens, ist dem Professor bei seiner Arbeit behilflich und ihm so unentbehrlich geworden, daß er ihre Bekanntschaft mit dem Architekten mit Unbehagen und Verstimmung wahrnimmt. Da fügt es ein Zufall, daß beide eine Zeitlang dasselbe Haus bewohnen müssen.

Damit beginnt der zweite Teil des Romans. Eines Morgens sieht Bolina die Freundin mit dem Architekten am Strande entlanggehen. Gewohnt, keine Unordnung in seinen Gefühlen zuzulassen, untersucht Bolina sei-

nen inneren Bestand, den er durch diese Wahrnehmung befremdlich verändert empfindet.

War er denn verrückt geworden? Eifersucht? Grundgütiger! Er blieb vor Schreck stehen und sah zu seinem Haus hinüber. Er hatte sich zum erstenmal in seinem Leben an einen Menschen gewöhnt. Das war sicher schlecht. Das war gegen jede Erfahrung und gegen alle Grundsätze. So etwas brachte stets nur Unordnung. Nun galt es, den Kopf hochzuhalten. Freilich konnte er das Mädchen nicht einfach hinauswerfen. Aber er mußte sich von ihm lösen. Unter allen Umständen. Langsam, aber rücksichtslos. Distanz! Vor allem erst einmal Distanz!

Ein kleines Gefühl der Verachtung durchdrang ihn. Diese Verabredung hatte etwas Schäbiges. Aber merkwürdigerweise beruhigte ihn die Vorstellung von Elkes Minderwertigkeit keineswegs.

Es blieb die Empfindung in ihm, daß er der Jugend begegnet, und daß er alt sei. Es war, als sei irgend etwas in ihm zerbrochen. Eine Epoche seines Lebens hörte auf.

Allein Elke gibt ihm, ohne etwas von den Schmerzen des Mannes zu ahnen, den Beweis einer schon ganz selbstverständlich gewordenen Zugehörigkeit zu ihm und seinem Leben, daß ihn ein Gefühl des Glückes überschwemmt, schmerzhaft und glänzend, wie er es noch nie erlebt hat. Dilettoso affanno . . . entzückte Qual! Das ist das Leitmotiv des Romans bis zu seinem herben Ende.

Es folgt die schönste, feierlichste Szene des Buches, dichterisch und künstlerisch rein und gehalten klingend wie ein adagio con amore: Elke in einem Nachen auf die Meeresbucht hinausfahrend, alle ihre Empfindungen auf den Mann versammelt — „nichts außer ihm gab es doch für sie auf dieser Welt" — und Bolina hinschauend auf das im Mondschein glitzernde Meer, glücklich im starken Gefühl der Daseinsfülle um ihn her und der süßen Nähe des Mädchens, das sein Herz geheimnisvoll verzaubert hat.

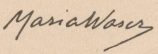
Da wird Elke plötzlich von einer infektiösen Tropenkrankheit befallen. Der dritte Teil des Romanes schildert nun, wie die Angst um das Schicksal des Mädchens die Haltung und innere Sicherheit des Mannes Bolina so gefährlich bedroht, daß er seine ganze Willenskraft aufbieten muß, sich zu behaupten in dem Strom von Liebe, der von ihm zu Elke und von ihr, der das Leiden des Geständnis ihrer Zärtlichkeit auf das Gesicht gezaubert hat, zu dem Manne geht. Allein er zwingt sich und zwingt das Mädchen unter fast unerträglichen Qualen, nicht Wort zu geben und sich nicht auszuliefern einem Zustand, der doch, im Ganzen und in der Ordnung des Lebens gesehen, ein Wahnsinn ist. „Der fast Sechzigjährige, der noch nie geliebt hatte. Und die Fünfundzwanzigjährige, der vielleicht nur dies eine Mal lieben zu können bestimmt war — und die Tragik der Jahre erhob sich mit grausamer Gewalt, noch schwerer als ihr Schweigen, zwischen ihnen."

Einmal noch ist Bolina mit Elke, ehe sie von ihrer Mutter zurück in die Heimat geholt wird, allein. Sie schauen von einer Höhe über das Meer hin. Über ihnen, hoch am blauen Himmel, zieht ein Raubvogel seine ruhigen Kreise. „Da war er . . . sein Auge sah ihn zum erstenmal, wie er wirklich war, den Liebesengel: Stolz und unfaßbar."

Am Zuge reichen sie sich noch einmal die Hand, vor den Menschen gelassen, in ihren Augen einen Schmerz und eine Trauer, die ihnen das Herz bricht. Ahnt Elke, warum das mit ihr geschieht? Wird sie daran verbluten?

Bolina geht in seinen Garten. Die Granatäpfel, die Tomaten und die Oliven versprechen eine reiche Ernte. Man muß dafür Sorge tragen, daß sie gut gepflegt werden, und manches andere ist in Haus und Hof zu bedenken und zu richten. Denn das Leben geht weiter, und auch Elke wird wachsen und reifen in dem, was ihr im Raum eines Jahres das Leben bewegt und gesegnet hat.

Molière hat, aus alter Überlieferung schöpfend, die komische Figur des alten Liebhabers, der trotz seiner Jahre von Jugend nicht lassen kann, unvergänglich gemacht; Ibsens Baumeister Solneß stürzt, als er über den Bezirk des Zweckhaften sich noch einmal ins Schöpferisch-Große erhebt, weil er die Unbeschwertheit und den freien Blick der Jugend verloren hat. Zola allein wagte es, seine Rougon-Macquartreihe mit dem Roman „Dr. Pascal" zu beschließen, in dem über die Kluft von Jahrzehnten hinüber der alternde Gelehrte Pascal und seine junge Nichte sich zu gemeinsamem Leben vereinigen. Edschmid löst die Spannung in einer Entsagung, die schmerzhaft tragisch wirken würde, wenn sie nicht eingebettet läge in der tiefen Weisheit des Panta rhei, die dem alternden Menschen die geschmeidige und wendige Kraft der jugendlichen Seele zu ersetzen vermag.



Sinnbild des Lebens

Von Lili Martini



Maria Waser — Aufn. E. Linck

Im „Giebelzimmer" ihres Lebens sitzt die Dichterin. Der Sonnenlauf des Tages wandelt das Grün der Wände von kaltem Bläulich zu warmem Goldglanz. Draußen breiten sich See und Berg, draußen flutet das Leben. Und aus den tausend Fragen, die täglich von draußen ins kühle Giebelzimmer getragen werden, kristallisiert sich für die Dichterin die eine heraus, in der alle andern beschlossen liegen: die große Frage nach dem Sinn des Lebens:

Was unser Leben von uns, was es mit uns will, das wird uns nur dies Leben selber zu sagen vermögen.

Zwar ist jedes Menschendasein, jeder Erdentag eines Geschöpfes ein Einmaliges, Unwiederholbares; denn wir sind nicht nur Geschöpf, auch in uns sind schöpferische Kräfte, wir sind nicht nur Wirkung, wir sind auch Wirkende. Ein Ort der Sammlung, der Umschaltung und Wandlung urewiger Kräfte, das ist das Einzelgeschöpf, und in jedem erhält der aufgenommene Strahl eine andere Brechung, und anders ist die Ausstrahlung eines jeden Wesens. Da aber der eine Wille alles Leben schafft, ist und eint, muß das am einzelnen Bewährte auch für andere Geltung haben, und so ist denn kein Leben zu gering, um nicht auch Sinnbild sein zu können für anderes Leben.

Nicht an den äußeren Erlebnissen ihres Erdentags will Maria Waser ihr Leben aufzeigen, sondern an Hand der Erinnerung „jener bewahrenden und in der Bewahrung sinngemäß ordnenden Macht" geht sie ihren Weg.

Da ist das leidenschaftliche Kind, von dem man ihr später erzählt. Als drittes Töchterlein — und sollte doch ein Junge sein — wird es ins Doktorhaus Krebs hineingeboren. Dunkle Augen im kleinen braunen Gesicht, ungeheuer wild — der erwünschte Bub —, sehr eigen und gegensätzlich zu den lichten, blauäugigen Schwestern, so sieht sich die Dichterin geschildert. Die eigene Erinnerung weiß nichts von diesen Dingen. Sie weiß von viel Bangnis der ersten vier Jahre, die im Baumschatten der „dunklen Stuben" vor sich gehen, in dem Hause, das einer irren Frau gehört. Die gewundene Treppe zum Oberstock wird Sinnbild alles Unheildrohenden.

Und doch heißt das frühste Erlebnis des nicht zweijährigen Kindes: es ward Licht. Der vom Tagschlaf Erwachenden bietet sich ein Bild: Sonnenglanz. Im offenen Fenster zwei lachende Mädchen. Goldschimmernd der einen Flimmerhaar und über beiden funkelgrünes Blattwerk. Übermächtige Freude und höchste Seligkeit durchdringen das Kind. Viel erlebt das Runggeli. Da ist der Tod des Vögelchens: man hält es in der Hand, ganz allein steht man da und unheimlich groß, „wie ein ausgehöhlter Baum". Und der wunderbare Rotdorn ragt in die Erinnerung mit seinen verbotenen Blütenbüscheln. Eine böse Bubenhand entweiht ihn, und als des Runggeli strafender Stein in das freche Gesicht trifft, da wendet sich alles gegen sie, bitter erfährt das Kind von menschlicher Ungerechtigkeit. Nur Milo, der Hund, bleibt ihr treu.

Auch Todesangst, tödliche Verlassenheit, erstickende Stummheit und Ausgeschlossenheit erlebt sie während der schweren Krankheit des

Schwesterchens. Und gerade auf das herrlichste Jahr folgt diese Todesangst, auf das Jahr, das durch den Einzug in ein helles, luft- und sonnenreiches Haus soviel Farbe und Glanz, soviel Erlösung aus Dumpfheit und Bangnis brachte. Wie durch ein Wunder wird das Schwesterchen gerettet, weil unendliche Liebe, unendliche Zuversicht es umhegen. Elternliebe entreißt den schwarzen Vögeln das schon erfaßte Kind.

Diese Eltern! Die Mutter, unerschütterlich klar, mit der goldwarmen Stimme und dem beglückenden Augenleuchten. Sie unterrichtet ihre Kinder in den ersten Jahren selbst. Alles erhält in ihrer Darstellung Farbe und Glanz und Leben, ob es Zahlen oder Gedichte sind, oder die geliebten Sagen aus Heimat und Altertum. Wie diese Sagen die Spiele wandeln, das Bild der kindlichen Welt mit heroischer Sehnsucht erfüllen! Mut beweisen, Gerechtigkeit üben werden des Kindes höchste Ziele. Lichterloh brennt es für Kriemhild, die große, düstere Rächerin feigen Tuns.

Ganz anders als die Mutter zeigt sich der Vater. Manchmal zerreißt ihn schier der schwere Arztberuf. In führen seine Wege „oh, weit über Vogel und Baum und Blume hinaus ins grenzenlose Jenseits der Dinge und ins Grenzenlose seiner eigenen, unberechenbaren, so leidenschaftlich um Klärung und Ruhe und um Selbstbeherrschung ringenden Natur". Verwandte Sehnsucht spürend, führt er sein jüngstes Kind mit weiser und einsichtsvoller Klugheit ein in die Geheimnisse des Sternenhimmels, oben auf dem Himmelsaltan, wo nur der Vater und das Nunggeli Platz haben.

Aber noch vor dieser Sternengemeinschaft geschieht das Einmalige, nie Wiederholte, daß die ganze Familie in Ferien reist zur Tante im waadtländischen Juradörfchen. Zum erstenmal erlebt man das wunderleuchtende Blau eines Sees, man erlebt die Schneeberge, eine ganze neue Welt. Bei der Tante ist alles fremd, die Sprache, die Häuser, sogar die Erde, und doch bald vertraut. Man legt den Keim zu „der schweren Erfassung der Zusammengehörigkeit des Andersartigen". Noch eine Reise macht das Nunggeli: mit dem Vater in die Heimat beider Eltern nach Thun. Ach, wie kann man da alles Heimweh der Mutter begreifen: Diese Stadt! Alles an ihr war ein Gemisch von Trotz und Lieblichkeit, von Fröhlichkeit und Ernst."

Diese Reise von dreizehn Tagen steht wie vom Schicksal eingefügt in entscheidender Kurve. Die Gefährtinnen der wilden Spiele entfernen sich mehr und mehr, eine stille Zeit umfängt das Kind, eine Zeit der sinnenoffenen Wandlung in Wald und Feld. Sie mag heilend gewirkt haben auf den immer lauernden Jähzorn, auf das unerklärliche Grauen, das in Gesichten aus der Seelentiefe steigt. So nah fühlt man sich den freien Geschöpfen des Waldes und kann darum die Vogelstube, die der Vater zu Hause einrichtet, nur schwer ertragen: wie Übersättigung und Fernweh die Tiere verwandelt, daß aus dem Chor des Waldes ein irres Stimmengewirr der Entartung wird!

Die Schule erweist sich nach dem ersten Gefühl des Fremd- und Abgesperrtseins als eine recht freudvolle Angelegenheit. Vier Mädel und zwölf Buben halten gute Kameradschaft. Ein feiner Lehrer weiß trotz seinem ungewohnten Baseldeutsch die jungen Herzen zu nehmen. Das Leben wird bunt und vielfältig. Bei einer Schulfeier darf man ein Gedicht sprechen. Welches Wagnis! Und welche Wonne: „das Schönste, was es gab, den Menschen sagen dürfen"!

Freude wechselt mit Leid. Tief gräbt sich der Großeltern Tod in die junge Seele. Die Erinnerung hält beide fest, besonders der fröhliche Großvater bleibt lebendige Gegenwart. Auch seine Sangesfreude lebt weiter. Viel Hausmusik wird von den drei Schwestern im Doktorhaus getrieben. Der Ältesten warme Stimme singt Schubertlieder, das zarte Schwesterchen gräbt sich hinein in des schwermütigen Chopin Geheimnis, während Nunggelis heißes Bemühen Mozart und seinen Violinsonaten gilt.

Immer mehr führt der Weg aus der Kindheit heraus. Ein ungestümes Wachsen beginnt, Überschwang des Wünschens und Wollens, grenzenloses Hingerissensein. Über den eisverschlossenen See fliegt man zusammen mit einem Schulkameraden. Rings ist der dichte Schilfgürtel entzündet, die spiegelnde Fläche in Feuer und Glut verwandelt. In brennender Einsamkeit gleitet man, eingespannt zwischen zwei Tode. Weit über das Heute gehen die Gedanken hinaus. Wohl weiß man um das unwiederbringlich Köstliche der Kindheit; „aber dennoch, das große Leben, die weite Welt, all die Rätsel . . ." Alle Wege liegen offen. Zwar hat Nunggeli den heißesten

Wunsch, Malerin zu werden, still begraben. Vor dem flammenden Wesen, der Urkraft Ferdinand Hodlers, der ein Freund des Vaters ist, ergreift sie überwältigende Ehrfurcht vor der bildenden Kunst, die den Gedanken an eigene Versuche zu frevelhafter Vermessenheit werden läßt. Sonst aber greift die junge Seele im Überschwang der Kräfte nach allen Seiten, rafft, trinkt unersättlich, was sich in Schule und Leben nur erreichen läßt. Als unsägliche, nie mehr versiegende Wonne bricht die Erkenntnis des Rhythmus, der Körperbeherrschung, des Tanzes ins Dasein.

Jener Frühling, der die älteste Schwester aus dem Elternhaus in die Ehe führt, bedeutet auch für die Jüngste dreifachen Abschied: von Kindheit, Schule und Heimat. Und wenn es auch Bern ist, die freie, brückenstolze Stadt, die mit dem verheißungsvollen Wort Studium winkt, der Weg führt doch zuerst hinein in Gassenenge und dunkle Stuben.

Man muß lernen, wie sich ein „feines junges Mädchen" benimmt. O Waldfreiheit! „Aber das Schlimmste: die Schule . . . Es war Kleinbetrieb der Schulmeisterei in schlimmster Form, . . . ja keine eigene Meinung, kein freches Fragen und anmaßendes Weiterforschen — arme zerstoßene Flügel!" Bitteres Heimweh quält die junge Seele. Andere Begriffe gelten hier, nicht mehr die kühnen, hochgemuten der heimatlichen



Gestalten der Bühne: Die Büßerin
Fita Benkhoff als Klara in Hebbels „Maria Magdalena"
Aufnahmen: Rosemarie Clausen

Schule. Alles erscheint verzerrt. Bis einem das Schicksal eine Stunde bei dem Dichter J. V. Widmann beschert. Sein Wort: „Gehen sie so schnell wie möglich weg", aus dieser Schule nämlich, wird zu wegweisender Erlösung.

Als eine der ersten wagt die Dichterin den Schritt ins humanistische Gymnasium, das sich eben in jener Zeit auch für Mädchen öffnet. Man ist sich der Verantwortung für die nachfolgenden bewußt. In heißer Arbeit werden die Wissenslücken geschlossen, in atemlosem Anlauf der Berg erstürmt: im November die ersten griechischen Vokabeln, im April Homer. Eine völlig neue Welt tut sich ihr auf. Aus den Frauenschicksalen der griechischen Tragödie wächst die Erkenntnis von der Macht des Eros:

Er ist der allmächtige Sinngeber des Lebens, und sein Sinn heißt Bindung . . . Wo er am strengsten bindet mit unentrinnbaren Banden, da zeigt er sich als der mächtigste Befreier . . .

Der ewige Strom des Lebens. Für die, denen Mutterwerden mehr bedeutet als ein Kind bekommen, die das Mysterium der Menschwerdung wahrhaft erlebten, die in jedem Blutstropfen Notwendigkeit und Heiligkeit des Lebens erfuhren, für sie verstummt die Frage nach dem Sinn des Lebens; denn ihnen ist wie jenen großen Geistern, die sich zur Erfassung des Weltganzen aufschwangen, Sinn und Leben eins.



Der Heuchler. Theo Lingen als Molières „Tartuffe"

Hans Friedrich Blunck / König Geiserich

Von Otto Heuschele

Hans Friedrich Bluncks neues Buch, er nennt es mit Recht eine Erzählung und nicht einen Roman, führt uns in die Völkerwanderungszeit. Die Wandalen, ein ackerbauendes Volk, ursprünglich zwischen Karpathen und Donau ansässig, waren vom Strom der Völkerbewegung erfaßt worden und bis zur spanischen Halbinsel vorgedrungen. Hier siedelten sie, aber sie hatten unermüdlich Kämpfe zu bestehen gegen die römischen Legionen und andere nachdrängende Stämme, vor allem die Westgoten. In dem Augenblick, da des Dichters Handlung beginnt, stehen sie vor der Wahl des Untergangs oder des Rückzugs. Aber Geiserich, der „Sohn König Godegisels und einer Magd", ist ihr Führer geworden. Er duldet keinen Rückzug und wird das Letzte wagen, um sein Volk zu retten. In der Schlacht bei Bracara fügt er den Römern die schwerste Niederlage jener Zeit zu. Die Wandalen ergreifen noch einmal Besitz von Südspanien, aber dem mächtigen und willensstarken Geiserich genügt das nicht. Er sucht für sein Volk nach sicherem Land, das Raum, Arbeit, Glück und Wohlstand für ein wachsendes Volk bieten kann. Er faßt den Entschluß, den bisher noch kein Völkerführer zu fassen, viel weniger auszuführen wagte: ein großes Volk soll mit Schiffen übers Meer in ein neues Land geführt werden. Drüben winkt die Küste Nordafrikas, dort ist noch Raum für die Völker. Nachdem Geiserich König der Wandalen geworden ist, macht er sich sofort an die Verwirklichung seines Planes. Tag und Nacht wird auf allen Werften gearbeitet, es werden Schiffe gebaut. Rings in der abendländischen Welt, vor allem in Rom und in Byzanz hat man von Geiserichs tollkühnem Plane vernommen, aber man hält seine Verwirklichung nicht für möglich. Dennoch aber geschieht das Einmalige in der Geschichte der europäischen Völker: ein Volk, das bis dahin die See kaum kannte und für das seinem Wesen nach die Seefahrt etwas völlig Fremdes und Neues war, besteigt die Schiffe zur Überfahrt nach Afrika:

Am 29. Mai des Jahres 429 liefen die Schiffe der Wandalen zugleich aus Cartagena und Julia traducta und vielen kleinen Häfen aus und stachen in See. Die gewaltigste Fahrt, die in der Menschengeschichte bis dahin unternommen war — Fahrt eines ganzen Volkes — begann! Eine übermenschliche Anstrengung, ein Wagnis, der Götter wert.

Und dann wandert das Volk der Wandalen kämpfend in den neuen Erdteil hinein. Nach heißem und zähem Ringen wird Karthago genommen und zur Hauptstadt eines neuen, großen, immer wachsenden und stetig neue Macht gewinnenden germanischen Reiches in Nordafrika erhoben. Von Anfang an wollen die Reiche ringsum, vor allem Rom und Byzanz, ihm immer wieder Freiheit und Besitz streitig machen. In einer Fülle von Kriegen und Heereszügen zu Wasser und zu Land wird diese Freiheit errungen, wird Macht und Besitzstand gefestigt. Rom beugt sich vor der Macht des Wandervolkes und seines Führers, mit Byzanz wird Friede geschlossen, und eines Tages ist König Geiserich der mächtigste Fürst im Mittelmeer und damit in der damaligen bekannten Welt. Aber nicht nur im Kampf mit den Waffen weiß dieser Volksführer einen Staat zu gründen; er versteht ihn auch durch die Werke des Friedens, durch Maßnahmen der Verwaltung, der staatlichen Ordnung und einer fast modernen Bevölkerungspolitik zu erhalten. Der Handel blüht auf, Religionskämpfe werden ausgeglichen, Stammesgegensätze und Widerstände einzelner Führer niedergeschlagen. So wird ein Volk, das schon dem Untergang ausgeliefert schien, durch den Willen, die Kraft und die Fähigkeit eines Führers, aber auch durch den Glauben an diesen Führer, noch einmal zu einer großen, ein Reich tragenden Gemeinschaft geführt.

Das ist die groß-gespannte Handlung dieser Erzählung, in deren Mitte König Geiserich steht, ein Mann von fast übermenschlicher Tatkraft und unbeugsamem Willen, ein Führer von größtem Format; aber auch ein Mensch, umwittert von sehr viel menschlicher Tragik, und noch mehr von menschlicher Einsamkeit. Er war der Sohn König Godegisels

und einer Magd und dieses Schicksal hat ihn, ob er gleich der Größte und Gewaltigste nicht nur seines Volkes, sondern aller Völker wurde, durch sein ganzes Leben verfolgt. Er suchte nach einer Frau, die ihm wirklich das geben konnte, dessen er bedurfte: Liebe und Erlösung von seiner menschlichen Einsamkeit. Aber je länger er sucht, um so mehr muß er erkennen, daß das Schicksal ihm diese Frau versagt hat, daß ein alter Fluch, der über ihm und seinem Geschlechte lastet, nicht von ihm weichen wird. Wittis, sein Weib, hat ihm zwar drei Söhne geboren, aber sie starb viel zu früh, noch ehe die Wandalen nach Afrika übersetzten. Die aber, die er liebt und die ihn auch wiederliebt, Gunthara, die Tochter des Markgrafen Othimer, die kann er nicht erreichen.

Im Überschwang seiner Berufung war ein junger König nach Afrika gezogen und hatte es überwunden. In klugem Manneswerk hatte Geiserich in Karthago geherrscht und war ernst und hartmütig geworden, voll Glut für sein Volk, verzichtend, wo er für sich selbst hätte fordern mögen. Ein großer Entsagender war er in seiner letzten, in seiner größten Zeit, da ihn die Einsamkeit der Könige umgab.

Während Geiserich durch immer neue wohldurchdachte und weitsichtige Gesetze für die Zukunft und den Bestand seines Volkes und Reiches sorgt, während er siedelt und kolonisiert und den Volksschwund, der durch die ununterbrochenen inneren und äußeren Kämpfe noch vermehrt wird, zu beseitigen sucht, versagt ihm das Schicksal, für seine eigene Ruhe und die Zukunft seines Hauses zu sorgen.

Als der König nach langem Zögern bei Othimer um die Hand von Gunthara werben will, versagt ihm dieser die Tochter.

Aber Othimer schüttelte den Kopf. „Der König ist groß, aber er verbrennt, was in seiner Nähe lebt. Der König ist gut, aber besser ist es, wenn wir fern von seinen Gesetzen leben, Gunthara. Das Volk könnte dran untergehn. Sie erhob sich, ratlos vor dem Unfaßlichen, und legte ihren Arm wieder flehend um seinen Hals.

„Eil dich", bat Othimer, „es ist besser für uns, wenn wir diese Stadt nicht wieder sehen." Er streichelte zärtlich ihr übertränktes Gesicht. Man würde sie töten, dachte er, Geiserich ist ein Tor, er meint, alles zu vermögen. —

Aber Geiserich kann Gunthara nicht vergessen und sucht sie abermals auf dem Hof Drei Brunnen auf, auf den sie sich zurückgezogen hat. Er weiß, Gunthara ist die einzige Frau, die er wirklich lieben kann und die ihn wiederliebt. Aber ein alter Fluch und ein dunkler Glaube, der in seinem Volke umgeht, warnt ihn immer wieder, sie zu seiner Frau zu rufen, denn es ist eine alte Feindschaft zwischen seinem und ihrem Geschlechte. Aber weil ihn Gunthara liebt, erkennt sie ihn auch am tiefsten.

Gunthara hatte ihn einstmals geliebt, sie hatte ihn geflohen, sie hatte ihn gehaßt. Ihr war heute, als sei er nicht schuld an dem, wozu Gott ihn trieb. Mit jenem feinen Spüren, das sie das Beben der Erde wie auch die Furcht der Menschen empfinden ließ, wußte sie, wie es um Geiserich stand und hatte Freude und Mitleid, Scheu und Trost für ihn bereit.

Was gab das Schicksal ihr auf? Sie hatte vorm König flüchten wollen, da tritt er zu ihr. Sie vergrub sich in die Einsamkeit von Drei Brunnen; da befahl ihr Vater, ihm nachzureiten.

Als König Geiserich zum Grafentag nach Missale gefahren war, war es Gunthara, die dem König bei einer Erdbeben- und Flutkatastrophe das Leben rettete, während umgekehrt Geiserich und Gunthara nur dadurch vor der Ermordung durch einbrechende Horden bewahrt blieben, daß sie sich auf einem Liebesgang im Nebel verirrt hatten.

Scheinen alle diese Zeichen nicht für eine Sühnung des Fluches zu sprechen?

Dennoch aber sollte Gunthara nicht des Königs Frau werden; seine Feinde wußten es zu verhindern. Als Geiserich sie endlich zur Hochzeit rufen läßt — sie trägt jetzt ein zweites Kind unter ihrem Herzen und weiß, daß es der Knabe sein wird, den sie ihm zeit ihres Lebens schenken wollte und um dessen willen allein sie lebte, nachdem sie ihm früher schon eine Tochter geboren hat — locken sie die Feinde des Königs auf ein Schiff. Sie wollte, um zu Geiserich zu kommen, den Landweg wählen. Unterwegs erkennt sie, daß die angeblichen Boten des Königs in Wahrheit gedungene Verräter sind, die sie auf dem Schiff entführt haben, um sie irgendwo verborgen zu halten. Sie aber wählt den einzigen Ausweg, den es für sie gibt. Mit dem Gedanken an den Knaben, den sie Geiserich hatte schenken wollen, stürzt sie sich in die Fluten des Meeres. König Geiserich hat eben in diesen Tagen einen großen Sieg am Kap Merkur errungen, der ihn zum endgültigen Herrscher über das Mittelmeer macht.

Werkstatt des Dichters:



Hans Fr. Bluncks
Wohnhaus auf seinem Bauerngut
in Gröben bei Plön in Holstein

Aufn. P. M. C. Behrens

Aber was haben ihn diese Siege gekostet? Sie haben das Volk geschwächt und ihn selbst seiner besten Mitkämpfer beraubt. Fast alle, die einst seine Freunde und die Stütze seines Werkes waren, sind gefallen, auch zwei seiner Söhne sind im Kampf geblieben, nur den dritten, Hunrich, hat ihm das Schicksal gelassen, und nun kann und darf er auch nicht mehr auf Gunthara warten. Lange will er nicht an ihren Untergang glauben, lange meint er, man habe sie irgendwo verborgen. Ein erschütterndes Schicksal breitet sich vor dem Führer eines großen Volkes aus. Gewiß, er hat viel Schuld auf sich gezogen; als Führer und König, der für sein Volk das Größte suchte, war ihm das nicht erspart geblieben. Aber auch die Einsamkeit, diese stetige Begleiterin aller Großen, war um ihn und quälte ihn, jetzt, da er älter wurde und auf dem Gipfel seiner Macht stand, immer mehr. Immer neue Kämpfe wachsen dem einsamen Manne zu, er sieht neue Feldherren kommen und ihn bekämpfen, sie fallen oder werden besiegt; aber er muß auch sehen, wie sein Volk trotz immer neuer Siege nicht wächst, sondern schwindet. Das macht ihm Sorge. Neue Gesetze werden beschlossen. Enger als früher schließt sich der Vater in den letzten Tagen an seinen Sohn an. Er gibt ihm viele Ermahnungen, die ihn lehren sollen, *wie* er das Reich erhalte. Erschütternd klingt die Mahnung aus dem Munde eines Mannes, der zeit seines Lebens ein Kämpfer war:

„Es gibt kein ewiges Reich", klagte Geiserich leise, „auch wir werden einmal fallen."

„Rom ging zu Ende", sagte Hunrich obenhin, „aber es währte tausend Jahre."

„Ich überdenke oft, wer wohl recht hatte, Dietmar oder ich." Geiserich lächelte. „Hör den Sturm vorm Tor! Ach, wir hatten ihn noch im Herzen, als wir wanderten. Was wird nach uns sein?"

„Was soll ich gewinnen, Vater?"

„Nichts sollst du gewinnen; halten sollst du, was unser ist."

„Frieden halten? Dazu mahntest du oft, Vater!"

„Frieden, um das Volk zu breiten. Das ist wohl das Schwerste für einen Herrscher: das Volk lautlos zu breiten."

„Das Schwert soll er blank halten!"

„Das ist nicht das Schwerste, das ist nur die erste Pflicht." Hunrich seufzte. „Wie soll ich's wohl breiten?"

„Hart werden, das Volk dicht beieinander halten und doch unhörbar strecken und recken. Ich muß es dir lassen, Hunrich, und war doch das Schönste an Gottes Auftrag."

In den Armen seines Sohnes starb wenige Augenblicke nach diesem Gespräch Geiserich auf seiner Burg in Karthago.

Sein Weg war übermenschliche Tat, Pflicht, Opfer und Einsamkeit der Großen. Er hörte Gottes Ruf und den seines armen Volkes; er wirkte die Freiheit und Macht seines Reiches; er verlor darüber, was das Leben der andern hält und köstlich macht. Aber kann man Besseres über einen Mann berichten?



H a l i l   B e g   M u s s a y a s s u l

Das Land der letzten Ritter

Von Gräfin Gertrud v. Helmstatt

Mit zwei Zeichnungen des Verfassers aus Halil Beg »Das Land der letzten Ritter«

Die Gestalt des Ritters tritt uns in den Aufzeichnungen des Kaukasiers Halil Beg als leibhaftige Wirklichkeit entgegen. Daghestan, das Felsland im Osten des Kaukasus, ist bis in die neueste Zeit eine „Oase der Ritterlichkeit". Ritterliches Wesen in seinen charakteristischsten Zügen, der Kühnheit und Ehrfurcht, der Kampfes- und Todeslust, des Gottes- und Frauendienstes durchdringt bis ins Letzte Dasein, Schicksal und Lebensordnungen dieser Bergvölker. —

Wie es ausschaut in Daghestan zeigt Halil Beg auch in Zeichnungen und Aquarellen. Anmutige und lebhafte Skizzen von Schauplätzen, Tieren, Waffen, Kleidungsstücken und Musikinstrumenten begleiten den Text. Das daghestanische Frauenbild hingegen erstrahlt auf drei bunten Blättern als Mutter, Jungfrau und Dame — Herrin in ritterlichem Sinne — gleichsam eingewebt in leuchtende Farben wie die Ornamente östlicher Teppiche, umgeben von den erlesensten Insignen und Symbolen ihres Lebens. Nirgends kommt es bei dieser Darstellung auf das Individuelle an, die Figuren müssen verstanden werden als Typen und Formen, gewachsen, eingeordnet und überliefert durch und für die Gemeinschaft.

Ob dieses ritterliche Reich den Ansturm des Bolschewismus überdauert — dies ist die bange Frage, welche die Sympathie des Lesers tragisch bewegt.

Der Vater des Erzählers, Usden (Ritter) Manischal, gehörte als Jüngling jener tscherkessischen Leibgarde an, die Zar Alexander II. nach der schließlichen Unterwerfung des Kaukasus gründete und in jeder Hinsicht auszeichnete, die aber 1878 aufgelöst und in Ungnade entlassen wurde, als bei Gelegenheit des türkisch-russischen Kriegs die alten Patrioten von Daghestan sich empörten.

Da fanden sich denn die Jünglinge unversehens aus den vergnüglichen Ebenen der modernen Zivilisation heraus in die rauhe heroische Landschaft der Heimat zurückversetzt.

Unter dem Einflusse eines Weisen, des ehrwürdigen Scheichs Andal, tat Manischal alle Unreife von sich ab. Er heiratete eine Jungfrau aus edlem heimischem Geschlecht und macht es sich als Reichsneib (Anführer) zur Aufgabe „in seinem Amtsbereich das alte Recht und den alten Brauch des Volkes mit den Anforderungen der neuer Zeit schonend zu versöhnen." Sein sechster Sohn, die Hauptfigur des Buches, erhielt in der Taufe zu Ehren des weisen Scheichs den Namen Andal, das heißt „der Treue". Ein sonderbares Wesen war Hava, seine Kinderfrau, halb Mann, halb Weib. „Sicher ruhte ich in ihrem Arm, während sie ritt und schoß, furchtlos und nicht nach Weiberart."

Kaum vierzigjährig stirbt der Vater nach kurzer Krankheit; sieben Kinder wachsen um die Mutter auf, die sie nacheinander aus ihrer zärt-

lichen Hand entlassen muß: die Töchter übergibt sie an die mit Sorgfalt ausgewählten Gatten, die Söhne schickt sie auf die Schulen ins Ausland. Fast alle befreundeten Familien hatten Söhne, die auf Kosten der russischen Regierung die Schulen in Stauropol, Baku oder Timur Chan Schura besuchten. Alle kamen zur selben Zeit in den Ferien heim. Wie lustig waren sie, machten beständig Musik und tanzten dazu. Zur Jagd, dem Lieblingszeitvertreib, nahm sich ein jeder seinen Falken mit, der ein goldenes Glöckchen trug und außerdem einen flinken und starken Barsoi. Der kleine Andal besitzt einen eigenen kleinen Falken, den er leidenschaftlich liebt. Sein jähzorniger Bruder Kahir tötet den Falken während der Jagd. „Niemals wurde ein Toter mehr betrauert, ich begrabe den kleinen Leichnam und versuche den Bruder zu hassen." Doch sein Kummer verblaßt über den Festen und Freuden, die der Reigen der Jahreszeiten mit sich führt: es hebt an mit dem Frühlingsfest, der „Stiereinführung", einer uralten kultischen Feier, da zwei junge bekränzte Stiere an die neue glänzende Pflugschar gespannt und vom Kadi selbst über das Feld geführt wurden; war der heiligen Handlung folgte, waren Lustbarkeiten ohne Ende, Kampfspiele der Jünglinge, Musik, Tanz, Schmauserei und lärmende Freude. Der Sommer brachte das Erntefest und in trockenen Jahren die Regenbittgänge, bei denen die Waller ein Kind mit sich führten, angetan mit einem Kleide von Laub und Gras als Sinnbild der bedürftigen Pflanzennatur; dieses Kind wurde an jedem Gehöft von dem Ältesten des Hauses mit Wasser begossen, „derart die himmlischen Mächte auffordernd, nun ihrerseits im großen und vollen ein gleiches zu tun". Im Herbst war die Schafschur an der Reihe: das Heer der Hirten kommt aus den Bergen zurück und verweilt eine Woche im Aul (Ortschaft), ehe es weiterzieht an die immergrünen Ufer des Kaspischen Meeres. So sehr wird das Hirtenleben zu Traum und Versuchung, daß sich Andal beim Aufbruch ihnen heimlich anschließt, in Hirtentracht verkleidet mit einer Lammfellmütze, „viel zu groß und voller Läuse". Aber schon nach wenigen Stunden wird der Ausreißer zurückgebracht.

„Als sie mir unter höhnischen Reden die verlauste herrliche Mütze wegnahmen und vor meinen Augen ins Feuer warfen, schrie ich mit schwindender Kraft: ‚Der ist kein Held, der keine Läuse hat.'"

Gegen Ende des Herbstes waren die „Guai", die Gemeinschaftsarbeiten, an der Reihe, „geruhsame Dinge, die keine Eile hatten, wie das Säubern und Zupfen der Wolle, das Ablösen der Maiskörner". Im Winter aber gab es eine feierlichere Art von Guai im großen Saale, wenn unter Leitung des Schneiders festliche Kleidungsstücke, Pelzmäntel oder Brautkleider nach alten Mustern verziert wurden. „Die Mädchen arbeiteten mit geschickten Fingern immer so fort, plaudernd und scherzend, die Jünglinge schauten zu und rauchten ihre silberbeschlagenen Pfeifchen." Alle waren in erlesener Kleidung, denn diese Abende boten seltene Gelegenheit, „wo Jungfrauen und Jünglinge einander mit Muße betrachten konnten".

Dabei wurde geschmaust, getanzt und gesungen, und wenn sie müde waren, verlangten alle nach Halbaz, dem Sänger, auf daß er mit gewaltiger Stimme und mächtigen Gebärden, unterstützt von einer Schellentrommel, seine Balladen vortrüge. Er sang Heldenlieder aus den Freiheitskriegen, die Romanze vom Tode des heldenhaften Räubers Chotbar, düstere Sagen von Blutschuld, Rache und Verhängnis. Dazwischen erzählte der alte Diener Ramasan, der Jugend zur Warnung, die Geschichte vom Latschin, dem weißen Adler, dem heiligen königlichen Tier, dessen Kränkung Tod und Verderben auf ein ganzes Aul herabbeschwor.

Andals erster Unterricht aber war eine öde Sache. Unter Aufsicht eines ungebildeten Mullan lernten 30 Kinder aus dem Koran die Anfänge des Lesens und Schreibens. Nachdem Andal derart den Koran inne hatte, genoß er noch eine Zeitlang die volle Freiheit, bis er dreizehnjährig nach dem Tode der Mutter im Winter die höhere geistliche Schule, die Medrese, in der Moschee auf der Berglehne besuchte. Der wichtigste Lehrer war Mohammed aus Gurgatl, „ein wunderbarer alter Mann ... er besaß nicht nur unübertreffliche Güte, sondern auch erstaunliche Gelehrsamkeit."

Die neue Gottesgelehrtheit hemmte aber in keiner Weise Andals Lust am Zeichnen und Malen, sie überwand auch nicht den „gottlosen Drang nach figürlichen Darstellungen" für den gläubigen Mohammedaner ein schweres Verbrechen. Sein frommes Gemüt geriet in große

Not, bis ihn ein Lehrer auf den Ausweg brachte, seinen Figuren den Kopf abzuschneiden und sei es auch nur durch einen winzigen Strich, auf daß sie nicht dereinst „von ihrem Schöpfer eine Seele verlangten". — Auf Veranlassung Mohamas, des ältesten Bruders, sollte Andal die höhere Schule in Grosny besuchen. Die Verwandten waren voller Unwillen und Besorgnis, der würdige Mohammed aber sprach beruhigend: „Glaube an Gott, glaube an die Heimat, und behalte die alten Freunde im Herzen, dann wird dir kein Unheil widerfahren; so gehe hin in Frieden, mein Kind."

Um diese Zeit spielt eine der humorvollsten und sehr charakteristischen Episoden des Buches, nämlich die Hochzeit des Vetters Altai. Der bezaubernde Altai war der flotteste Offizier seines russischen Regiments, aber doch so verwurzelt mit seiner Sippe, daß er sich nicht zu widersetzen wagt, als seine Mutter ihm die Braut aussucht und die Hochzeit nach den alten Bräuchen durchgeführt wird, vom Zimmerarrest des Bräutigams an bis zu den drei Schüssen in der Hochzeitsnacht und dem eiskalten Bad in der Moschee am Hochzeitsmorgen „zum Zeichen und Gelöbnis, daß die Männlichkeit unter dem Einfluß des Liebesgenusses nicht der Schwelgerei anheimfallen sollte".

Inzwischen hatte Andal seine erste Fahrt in die weite Welt gemacht, war in München gelandet und hatte begonnen, an der Kunstakademie zu studieren. Da brach der Krieg aus, und er fuhr über Archangelsk nach Hause. Es kamen die Männer aus der Nachbarschaft und fragten nach dem großen Land,

für das sie unverhohlene Zuneigung und Hochachtung bezeugten . . . allerdings einzig und allein als der Heimat herrlicher kunstvoller Waffen und Kriegsgeräte. Sie fragten mich ungeduldig nach dem mächtigen Manne Krupp . . . Da mußte ich ihnen gestehen, daß ich weder seine Werke noch ihn selbst gesehen hätte . . . sie aber konnten ihr Befremden über solchen jugendlichen Unverstand nicht zurückhalten.

Viele Daghestaner waren im Felde als Freiwillige, da man ihnen einen Männerkampf versprochen hatte wie nie zuvor. „Und viele, allzuviele der lustigen, wagemutigen, gläubigen Kinder fanden den Tod. Sie kämpften tapfer, starben zuversichtlich und kannten ihren Feind nicht."

Die Nachricht von der russischen Revolution ließ die Hoffnung auf Selbständigkeit in allen Kaukasiern jäh aufflammen. Andal, der gerade in der russischen Rotekreuzschar tätig war, fuhr sofort in die Heimat.

Hoch oben im Gebirge trafen sich die Abgesandten des ganzen Kaukasus:

Georgier, Abchasen, Kabardiner, Tscherkessen . . . Dies Land aus vielen Stämmen und Tälern war *ein* Land, dies Volk aus vielen Stämmen war *ein* Volk, *ein* Schicksal band alles zusammen.

Nach der Rückkehr rauschten begeisterte Tage und Nächte dahin, doch allmählich begannen manche zu fühlen, daß irgendwo etwas an Tatkraft fehle, „. . . daß zuviel vorbeigeredet und zerredet wurde, während der günstige Weltaugenblick vorüberging". Trotz heftigsten Widerstandes gelang es den Bolschewiken in Daghestan vorzudringen.

Die Aussichten für die nationale Regierung verdunkelten sich mehr und mehr, um so mehr als durch die siegreichen Kämpfe mit dem zaristischen General Denikin die Truppen geschwächt waren; schließlich hatten die Bolschewiken mit ihren Menschenmassen leichtes Spiel. „So brach denn alles zusammen, was wir hatten aufbauen wollen." — Als Andal den Befehl erhielt, einen für Lenin bestimmten Luxuszug auszumalen, beschloß er sich davonzumachen und gelangte nach vielen Strapazen und Abenteuern nach Deutschland,

„wo ich das Werk meiner Hände endlich beginnen wollte . . .

Viel hatte ich verloren, und manches Neue gewann ich, unversehrt aber blieb mir die Heimat, und wie die Ewigkeit liegt sie zugleich hinter mir und vor mir."



Verborgene Weisheit des Ostens

Paul Brunton

Yogis

Von Tim Brauer

Sämtl. Abbildungen aus Brunton, Yogis
(Wolfgang Krüger Verlag Berlin)



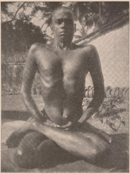
Der Tempelhof von Arunachala am Berge des „Heiligen Feuers"

Dies ist die Geschichte einer seltsamen Pilgerfahrt, auf die ein Mensch auszieht, um das Geheimnis seiner Bestimmung zu erforschen und den Frieden seiner Seele zu suchen. Schon als Knabe fühlt sich Paul Brunton von der rätselhaften Welt des Ostens unwiderstehlich angezogen. Dann begegnet er als junger Journalist beim Besuch eines kleinen Buchladens in London einem vornehmen Inder, der ihn darüber aufklärt, daß die platonische Lehre von der Wiedergeburt aus dem indischen Seelenwanderungsglauben herstammt, und daß heute noch in Indien einzelne Männer leben, die im Besitz uralter Weisheit und wunderbarer seelisch-körperlicher Kräfte sind. Diese Meister unter den Yogis, die sogenannten Rischis, hausen abseits der Welt, in stiller Abgeschiedenheit, die ihnen die nötige Selbstbesinnung und die ungestörte Entwicklung ihrer tiefsten Seelenkräfte gestattet. Sie sind nur von wenigen Schülern umgeben, die ihre Lehre weitertragen und auch nach ihrem Abschied mit ihrem Lehrer in einem ständigen unsichtbaren Zusammenhang bleiben, der durch keine Trennung im Raum und in der Zeit aufgehoben wird.

Diese Yogis, die im stillen, abseits der breiten Masse, wirken, haben nichts mit jenen Fakiren zu tun, die ihre Zauberkunststücke auf dem Markte vorführen. Ihre Lehre hat auch nichts mit irgendeinem Aberglauben gemeinsam, sie ist auch nicht einmal unbedingt an eine bestimmte religiöse Form gebunden; der Yoga (das Wort stammt aus dem Sanskrit, es ist unserem „Joch" urverwandt und bedeutet: Anjochung, Anspannung) ist der kostbare Überrest einer längst vergangenen Kultur, der in allem späteren Wirrwarr religiöser Streitigkeiten gleichsam zur verborgenen Geheimwissenschaft geworden ist. Sein Weg ist die Harmonie zwischen Geist und Körper, die zum seelischen Frieden und zur inneren Übereinstimmung zwischen der Welt der vergänglichen Erscheinungen und dem ewig Göttlichen hinführt:

> Yoga kann unsere Körper zurückführen zu den natürlichen, ursprünglich für sie bestimmten Lebensbedingungen und kann uns wiederschenken, was die heutige Zivilisation am dringendsten braucht: Abgeklärtheit und inneren Reichtum . . . Ich habe keins der östlichen Glaubensbekenntnisse übernommen; die wichtigsten von ihnen kannte ich schon von meinen Studien her. Neu für mich war das Erlebnis des Göttlichen . . . Ich gewann meinen Glauben so wieder, wie ihn nur der Zweifler wiedergewinnen kann: nicht durch Überredungskünste, sondern durch überwältigende Erlebnisse . . .

Die Bekanntschaft mit dem gelehrten Brahmanen, dem er in London begegnet ist, veranlaßt Brunton, seine Tätigkeit in der Heimat aufzugeben, um an Ort und Stelle die Wahrheit über die Lehre und die Methoden der indischen Fakire, Yogis und Weisen zu ergründen. Schon unter den Hotelgästen in Bombay lernt er kurz nach seiner Ankunft einen ägyptischen Magier kennen, Mahmud Bey, einen vollendeten Weltmann, der sich bereit findet, ihm einige



Brama in Yoga-Stellung

Nun aber trifft Brunton mit Brama, dem ersten wirklichen Yogi, zusammen, der ihm einiges von den Geheimnissen der Körperbeherrschung verrät, nachdem er sich davon überzeugt hat, daß der Fremde nicht nur durch bloße Neugier, sondern durch den ernsthaften Wunsch nach Erkenntnis zu ihm geführt wird. Wer die wahre Herrschaft über die Nerven und den Geist und damit Gesundheit, Kraft des Willens, langes Leben und tiefe Erkenntnis gewinnen will, bedarf eines Lehrers, der ihn in die Kunst der Körperhaltung, der Beherrschung des Atems und der seelischen Konzentration einführt. Das System des Yoga läßt sich also nicht durch Bücherstudien, sondern nur durch praktische Übungen erfassen. Auch Brama selbst hat auf vielen Fehlgängen und Irrwegen erst den richtigen Meister finden müssen — durch einen scheinbaren Zufall, der sich aber dann doch als schicksalsmäßige Vorbestimmung herausgestellt hat:

„Ich brach zu meiner ersten Pilgerfahrt auf und wanderte, bis ich ein großes Dorf im Distrikt Tanjore erreichte. Ich ging zum Fluß, um mein morgendliches Bad zu nehmen und schritt dann das Ufer entlang. Bald kam ich an ein kleines Heiligtum, einen kleinen, aus rotem Stein erbauten Tempel. Aus reiner Neugier blickte ich hinein und sah zu meiner Überraschung einige Männer um einen nur mit einem Lendenschurz gekleideten Menschen versammelt. Ehrfurchtsvoll blickten die Anwesenden ihn an. Sein Gesicht war ehrwürdig, ein geheimnisvoller Ausdruck lag auf den Zügen. Stumm und furchtsam blieb ich am Eingang stehen und merkte bald, daß hier eine Art Unterricht erteilt wurde. Der Mann in der Mitte schien ein echter Yogi zu sein, ein wirklicher Meister, kein Buchgelehrter. Auf einmal wendete der Lehrer den Kopf zur Tür, unsere Blicke trafen sich. Ich folgte einem inneren Zwang und betrat den Tempel. Der Lehrer begrüßte mich freundlich, hieß mich Platz nehmen und sagte: „Vor sechs Monaten erhielt ich die Weisung, dich als Schüler aufzunehmen." Ein seliger Schreck durchfuhr mich. Genau sechs Monate waren vergangen, seit ich von Hause fortgegangen war, um meine elfte Pilgerfahrt anzutreten. So hatte ich also meinen Meister gefunden!

Immer wieder fragt sich der Europäer, warum diese echten Weisen ihre Erkenntnisse nur an wenige auserwählte Schüler weitergeben, statt sie zum Segen der Menschheit allgemein zu verbreiten und den falschen Propheten damit das Handwerk zu legen, die nur die Unkenntnis und den Aberglauben der Masse für sich ausnützen. Da erklärt ihm Brama die

Proben seines Könnens vorzuführen. Dieser moderne Zauberer ist in erster Linie Gedankenleser und vermag auf schriftliche Fragen auch schriftliche Antwort zu geben, ohne das zusammengefaltete Papier, das in Bruntons Hand bleibt, überhaupt anzurühren. Wiederholt ist es ihm gelungen, im Dienst der Polizei geheimnisvolle Verbrechen aufzuklären und den Täter ausfindig zu machen. Er selbst behauptet, daß ihm seine Erkenntnisse durch dienende Geister zugetragen werden, die er auf dem Wege seelischer Konzentration herbeirufen kann. Mehr will er einstweilen nicht verraten.

Dann wieder begegnet Brunton einem falschen Messias, dem Meher Baha, einem Parsen, der ebenso wie seine Anhänger felsenfest von seiner göttlichen Berufung überzeugt ist. Aber seine Weissagungen treffen nicht ein, seine angeblichen Wunder vertragen keine ernsthafte Nachprüfung, die in Aussicht gestellten Offenbarungen bleiben aus. Es bleibt alles bei schönen großen Worten, hinter denen keine Erfüllung steht. Allerdings hat sich Meher Baha inzwischen aufgemacht, um auch den Menschen Europas und Amerikas seine Botschaft zu verkünden. Aber den Beweis einer messianischen Sendung ist er seinen allzu gutgläubigen Anhängern noch wie vor schuldig geblieben.

Schwierigkeiten und Gefahren, die bei einem Mißbrauch dieser Übungen durch Unkundige entstehen können und die deshalb eine sorgfältige Auswahl von wenigen wirklich Berufenen notwendig machen. Auch seinem neuen Freunde darf Brama zuerst nur die ersten Grundsätze mitteilen, die den Anfänger instand setzen, bei sorgfältiger Weiterbildung später auch zu den schwierigen Übungen des Yoga überzugehen.

So lernen wir mit Brunton zuerst die Übungen in der Ruhestellung kennen. Sie sind der Haltung des ruhenden Tieres abgelauscht: „Ruhe ist der Anfang des Yoga" — und diese Ruhe ist es gerade, die der allzu geschäftigen Welt fehlt:

Das Ruhen ist eine wichtige Grundlage des Yoga der Körperbeherrschung. Die zwanzig oder mehr Stellungen, die Brama mir vorführt, bestehen aus seltsamen Verzerrungen und Verrenkungen und sind für den westlichen Betrachter komisch oder unmöglich, oder gar beides. Erst als ich Brama diese Übungen vorführen sehe, dämmert mir, daß dies System des Yoga doch wohl recht schwer zu erlernen ist... „Wozu aber diese Verdrehungen und Verzerrungen?" „Weil viele Nervenzentren über den Körper verteilt sind; jede Stellung wirkt auf ein anderes Zentrum. Vermittels der Nerven haben wir Einfluß auf unsere Organe, aber auch auf das Denken. Durch diese Verdrehungen nun gelangen wir an Nervenzentren, die auf andere Weise nicht auffindbar sind."

Allmählich nimmt das System der Körperbeherrschung für Brunton Gestalt an. Der Unterschied von unseren Methoden der Körperkultur besteht darin, daß der Inder vor allem die Kraft des Beharren-Könnens ausbildet, der Europäer aber die Ausbildung der Muskulatur im Dienste des tätigen Handelns. Sehr wichtig ist auch das langsame Atmen; jeder gesparte Atemzug stellt einen Zuwachs an aufgespeicherter Lebenskraft dar. Die Körperbeherrschung des Yogi geht so weit, daß er durch seine Atmungen auch den Herzmuskel und die übrigen selbsttätigen Organe des Körpers beeinflussen kann. Daher auch die Fähigkeit, durch Stillegen des Atems einen todähnlichen Schlaf herbeizuführen, der sogar Monate und Jahre dauern kann und dadurch nach Ansicht des Yogi das Leben nach Belieben verlängert. So sehr Brunton auch seinem indischen Freunde sonst vertrauen darf — als dieser ihm erzählt, daß sein eigener Lehrer mehrere hundert Jahre alt sei — da kann der skeptische Europäer nicht mehr mitkommen; aber das ist auch nicht das wichtigste; denn die Beherrschung des Körpers ist nur eine Vorstufe:

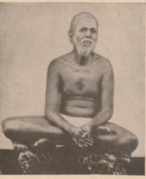
In unseren Schriften steht geschrieben, daß der Kluge den Übungen der Körperbeherrschung die der Beherrschung des Geistes folgen läßt. Man kann erstere als eine Vorbereitung für letztere betrachten. Sie sehen, daß unsere Lehre das Körperliche gelten läßt, aber nur, um von dort ins Geistige vorzudringen. Mein Meister lehrte mich: „Erlerne zuerst den Körper beherrschen, erst dann wende dich der königlichen Wissenschaft, der Beherrschung des Geistes zu." Vergessen Sie nicht, daß ein Körper, den man in der Gewalt hat, den Geist nicht ablenkt. Nur wenigen ist es gegeben, ihre Gedanken ohne vorherige Körperschulung unmittelbar zu meistern. „Wie fängt man mit dieser Schulung an?" „Auch dafür bedarf es eines Lehrers." „Wo findet man ihn?" Brama zuckt die Achseln. „Die Hungrigen, mein Bruder, suchen eifrig nach Nahrung; die Verhungernden aber suchen schon fieberhaft danach. Wenn Sie so dringend eines Meisters bedürfen, wie die Verhungernden der Speise bedürfen, werden Sie finden, was Sie suchen. Wer ernsthaft sucht, wird seinem Lehrer begegnen, wenn seine Zeit gekommen ist." „Sie glauben, daß hier das Schicksal waltet?" „So sagen es."

Und nun folgt eine Offenbarung, die den noch ungläubigen Hörer unmittelbar berührt und tief erschüttert. Brama berichtet:

In der vorigen Nacht ist der Meister mir erschienen. Er sprach zu mir über Sie und sagte: „Dein Freund, der Sahib, strebt nach Erkenntnis. Er weilte unter uns in seinem letzten Leben und lebte nach den Gesetzen des Yoga, aber es war nicht das Yoga unserer Schule. Jetzt ist er wieder im Hindustan, aber mit einer weißen Haut. Was er einst wußte, ist heute vergessen, aber das Vergessen dauert nur eine gewisse Zeit. Erst wenn ein Meister ihn betreut, ist ihm sein einstiges Wissen wieder gegenwärtig. Er bedarf der Berührung des Meisters, damit er in seiner heutigen Gestalt sein altes Wissen wiedererlangt. Sag ihm, daß er bald einem Meister begegnen wird; dann wird sein Inneres hell werden. Sag ihm, er solle nichts mehr fürchten, denn er wird unser Land nicht verlassen, ehe dies eintritt. Es ist im Buch des Schicksals verzeichnet, daß er nicht mit leeren Händen von dannen zieht."

Ich bin wie betäubt. Der gelbe Schein der Lampe beleuchtet unsere kleine Gruppe. Das Gesicht des jungen Dolmetschers drückt große Furcht aus. „Sagten Sie mir nicht, daß Ihr Lehrer weit weg in Nepal lebt?" frage ich vorwurfsvoll. „Ja, und dort ist er noch." „Wie aber kann er zwölfhundert Meilen in einer Nacht zurücklegen?" Bramas Lächeln ist unergründlich. „Mein Meister ist mir stets unmittelbar gegenwärtig, mag auch ganz Indien zwischen uns liegen. Er offenbart sich mir ohne Brief, ohne Boten; seine Gedanken durcheilen den Raum, erreichen mich, und ich verstehe." „Telepathie?" „Wenn Sie wollen."

Noch manchen Yogi lernt Brunton kennen, so den „Weisen, der nie spricht“, der ihn aber ebenfalls dazu anhält, seinen Weg weiter zu gehen, nicht unnütz zu grübeln oder sich mit den Welträtseln herumzuschlagen, sondern erst einmal ganz tief in sich hineinzusteigen, bis ihm die Erleuchtung von selbst zuteil wird. Dann aber begegnet er dem Boten, der ihn auf den Weg zu seinem künftigen Lehrer verweist — einem wandernden Yogi, der ihn gleichsam im Auftrag seines fernen Meisters anspricht. Noch ist Brunton ungläubig, er wehrt sich gegen die seltsame Verkündigung, und seine nächsten Pläne führen ihn außerdem in entgegengesetzter Richtung nach dem Norden Indiens. Durch einen indischen Dichter wird er auch mit Shri-Shankara, dem geistlichen Oberhaupt Südindiens, bekannt, der ihn gnädig empfängt und mit sanftem Trost entläßt. Auch dieser heilige Mann strömt eine seltsame seelische Kraft aus. Nie zuvor hat er einen Europäer empfangen; jetzt gibt er Brunton seinen Segen und verweist ihn an einen fernen Weisen, den ‚Maharischi‘, der im Süden lebt — am Arunachala, dem Berge des heiligen Feuers. Brunton ist erstaunt — denn das ist der gleiche Ort, den ihm auch der wandernde Yogi schon genannt hat. Nur den Namen des Meisters hat er noch verschwiegen.



Der Maharischi, der „Große Weise“

Als Brunton von seiner aufrührenden Unterredung mit dem geistlichen Würdenträger heimkehrt, ist es fast Mitternacht:

Ich werfe noch einen Blick an den Himmel, an dem Myriaden von Sternen leuchten, wie nirgendwo in Europa. Ich springe die Stufen zur Veranda hinauf und knipse meine Taschenlampe an. Im Dunkeln kauert eine Gestalt. Sie erhebt sich und begrüßt mich. „Subramanya!“ rufe ich überrascht. „Was tun Sie hier?“ Der Yogi im gelben Kleid schenkt mir wieder ein breites Lachen. „Versprach ich nicht, zu Euch zu kommen?“ fragt er vorwurfsvoll. Im großen Zimmer angelangt, schleudere ich ihm sofort einige Fragen ins Gesicht: „Wird Ihr Lehrer der ‚Maharischi‘ genannt?“ Jetzt ist die Reihe an ihm, zu staunen. „Woher wißt Ihr das? Wer kann Euch das gesagt haben?“ „Das tut nichts zur Sache. Wir wollen zu ihm fahren. Ich habe meinen Plan geändert.“ „Das sind gute Nachrichten, Sir!“

In tiefer Versenkung sitzt der Weise in seiner Halle am Fuße des heiligen Berges, ringsum seine Schüler. Noch muß der wissensgierige Europäer, der seine übrigen Pläne zurückgestellt hat, um dem seltsamen Ruf zu folgen, seine Ungeduld zügeln. Aber schon fühlt er die unsichtbare geistige Wirkung, die der Maharischi ausstrahlt. Wieder erhält er auf alle seine Fragen nach dem Sinn der Welt, nach der göttlichen Gerechtigkeit über aller Grausamkeit des Daseins nur die ablehnende Antwort:

„Wie Ihr seid, so ist auch die Welt. Was nützt es Euch, die Welt verstehen zu wollen, noch ehe Ihr Euch selbst verstanden habt? Wer die Wahrheit sucht, sollte so nicht fragen. Mit solchen Fragen vergeuden die Menschen nur ihre Kraft. Findet erst einmal die in Euch wohnende Wahrheit, dann erst seid Ihr in der Lage, den Sinn dieser Welt zu entdecken, von der Ihr ein Teil seid.“

Im Wachtraum jedoch unter dem Blick des Meisters wird er seinem Ziele wieder einen Schritt nähergeführt. So lernt er, zunächst durch die Übertragung vom Meister aus, den heiligen Dämmerschlaf kennen, in dem die Yogis ihre Erleuchtung suchen, und erfährt, daß er zuerst sein eigenes Selbst vergessen muß, bevor er allgemeine Erkenntnis erringen kann. Diese Selbstaufgabe aber ist nicht endgültig; denn an ihrem Ende steht erst das eigentliche Selbst, dessen Erkenntnis zugleich das wahre unvergängliche Glück ist.

Übrigens ist es durchaus nicht nötig, bei solcher geistigen Betrachtung sich tatenlos von der Welt abzuschließen und dem regsamen Leben zu entsagen. Es genügt, ein oder zwei Stunden täglich mit Meditationen zu verbringen. Schon fühlt der Schüler sich dem Meister durch einen geheimen Kraftstrom verbunden. Unendliche Ruhe zieht in sein Herz ein. Nie mehr werden dringende Sorgen, Bitterkeit, Zorn, Trauer und unbefriedigtes Verlangen Macht über ihn gewinnen, niemals mehr wird der Trieb nach Wahrheit in ihm erlöschen. So nimmt er vorläufig von dem Meister Abschied, um seine unterbrochene Reise fortzusetzen.

Aus der Stille der Einsiedelei am Fuße des heiligen Berges treibt es ihn nun wieder auf Märkte und Gassen, zu den Fakiren, die sich als echte Yogis mit geheimen Wunderkräften ausgeben und doch nur geschickte Gaukler mit zauberartigen Tricks sind. Seltsame magnetische Kräfte entwickelt ein Fakir, der eine Anzahl von kleinen Puppen durch Zuruf und Winke wie lebendige Tänzer dirigiert, einen goldenen Ring nach dem Ton seiner Ziehharmonik tanzen läßt, ohne ihn selbst zu berühren, und andere leblose Dinge nach Belieben zu lenken weiß. Viele dieser „Heiligen Männer", die von der Gutgläubigkeit ihrer Mitmenschen leben, sind zu einer wahren Landplage geworden. Aber immer wieder begegnet Brunton auch wahren Weisen, wie dem ehrwürdigen Mahasaya, dem Schüler des großen Ramakrishna, dessen Lehre noch in ganz Bengalen fortlebt. Die schlichte Gläubigkeit dieses wahren Heiligen erschüttert den skeptischen Europäer. Demütig empfängt er beim Abschied den Segen des verehrungswürdigen Mannes. Ein anderer Meister, Bishudhabnanda, belebt einen toten Vogel durch seine Zauberkraft und läßt ihn eine halbe Stunde lang im Zimmer umherflattern. Seine Methode, die er bei einem tibetanischen Yogi erlernt hat, beruht angeblich auf der Ausnützung der Sonnenstrahlen; doch ist es Brunton unmöglich, Näheres über diese Lehre zu erfahren; auch hier erhält er die Weisung, vor allem zuerst den Yoga der Körperbeherrschung zu lernen und in allen geistigen Dingen Geduld zu üben.

Einmal besucht er auch einen Sterndeuter, Sudhei Babhu, ohne viel Vertrauen zu seiner Kunst. Aber auch hier werden seine Erwartungen übertroffen, und ein Teil der Voraussagen aus seinem Horoskop geht später wirklich in Erfüllung. Der skeptische Europäer wehrt sich dagegen, daß das Schicksal des Menschen von den Sternen aus bestimmt sein soll. Der Sterndeuter aber belehrt ihn: „Nicht die Sterne bestimmen das Schicksal, sondern Ihre früheren Taten. Die Planeten und ihre Stellung zueinander sind nur eine Darstellung dieses Schicksals." Es erweist sich, daß auch dieser Sterndeuter in Wahrheit ein echter Yogi ist. Er zeigt sich bereit, Brunton in die Lehre des „Brahma Chinda" einzuweihen, eines alten Werkes, in dem alle Weisheit des Yoga aufgezeichnet ist. Das Heilige Buch kommt aus Tibet; es ist nur wenigen Hindus bekannt, nur Auserwählte dürfen es kennenlernen. Der weise Sterndeuter glaubt, daß eines Tages die verborgene Weisheit der tibetanischen und indischen Yogis auch in Europa Geltung gewinnen und reichen Segen verbreiten wird. Im Dienste dieser Aufgabe wird Brunton sein Schüler, der die Lehre des „Brahma Chinda" willig in sich aufnimmt. Auch hier steht als Ziel am Ende der Yogaübungen der heilige Dämmerschlaf, jener seltsame Trancezustand, in dem der Körper erstarrt und die Seele ihr eigenes Leben desto freier entfaltet.

In Nordindien findet Brunton eine eigenartige Siedlung mit dem schönen Namen Dayalbagh, d. h. „Der Garten des Herrn." Ihr Leiter und Begründer ist Sahabji Maharaj, der die besinnliche Lehre des Yoga mit der tätigen Lebenshaltung des Abendlandes zu vereinigen weiß — ein Reformprogramm, das sich auch in der Praxis wenigstens im kleinen, bereits vortrefflich bewährt hat. Denn das Ganze ist eine wahre Mustersiedlung. Auf unfruchtbarem Sandboden sind herrliche Wälder und Gärten entstanden; in luftigen und sauberen Gebäuden sind moderne Industrieanlagen untergebracht: eine Schuhfabrik, eine Textilfabrik, Laboratorien, Werkstätten für wissenschaftliche Instrumente, Möbelfabriken. Radioapparate, Grammophone und alles häusliche Gerät, das die Siedlung braucht, werden hier hergestellt. Es gibt eine Druckerei, ein eigenes Elektrizitätswerk, eine ganz moderne Milchviehfarm, eine eigene Bank, eine moderne Schule, Sportplatz, ein Krankenhaus und ein Mütterheim. Das alles ist durch den klaren Willen eines einzelnen und

durch die begeisterte Nachfolge einer Gemeinschaft entstanden, die aus einer religiösen Brüderschaft im Geist des Yoga hervorgegangen ist. So arbeitet Sahabji Maharaj im Dienste seines Volkes:

Ja, Indien muß sich eine indische Zivilisation zu eigen machen, um die feine Menschenmassen aufreibende Armut zu bekämpfen. Diese Zivilisation muß aufgebaut werden auf einem Grundsatz, der den Kampf zwischen Kapital und Arbeit ausschließt. „Wie wollen Sie das fertig bringen?" „Indem ich den Wohlstand des einzelnen durch allgemeinen Wohlstand statt auf Kosten der Allgemeinheit erreiche. Unsere Arbeit ist Zusammenarbeit, jedem gilt das Wohl von Dayalbagh mehr als das eigene..."

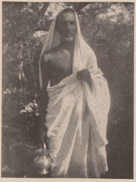
Und an jedem Abend finden sich die Angehörigen dieser Gemeinschaft brüderlich zusammen in Gesang und Gebet, zur Ansprache ihres Meisters, der sie geistig aufrichtet und ihrem Schaffen auch praktisch die Richtung weist. Sie gehören wieder einer besonderen Art des Yoga an, dem „Yoga des Klanges", dessen Übungen auf ein „Lauschen nach dem innern Klang" hinzielen. Das hindert sie aber durchaus nicht, sich auch im praktischen Leben erfolgreich zu betätigen und neue schönere Zukunft für ihr Vaterland vorzubereiten.

Auf der Fahrt durch Westindien im Auto liest Brunton einen wandernden Yogi sozusagen von der Landstraße auf, der ihm am Abend in der gastfreien Hütte eines armen Bauern einige Eröffnungen macht, die als vollgültige Beweise für das seltsame Fernwissen und Voraussehen der echten Yogis aufzufassen sind. Der Yogi lehnt es zuerst ausdrücklich ab, diese Fähigkeiten gewissermaßen auf Abruf vorzuführen. Da er aber das ernste Streben des Europäers erkennt, so findet er sich bereit, ihm wenigstens einige Dinge zu verkündigen, die ihn nahe angehen. Überraschend nennt er zuerst den Namen des weit entfernten weisen Mahasaya, von dessen Bekanntschaft mit Brunton er nichts wissen kann, um ihm dann zu offenbaren, daß der weise Mann zur gleichen Stunde stirbt, in der sie jetzt hier weit von ihm entfernt beisammen sind. Dann sagt er Brunton voraus, daß er bald Indien verlassen, daß eine schwere Krankheit ihn heimsuchen, daß er aber später nach Indien zurückkehren und als Schüler eines weisen Mannes dort leben wird — lauter Dinge, die seither wirklich eingetroffen sind. Außerdem empfängt Brunton den Rat, sofort nach Bombay zurückzukehren. Er zögert zuerst noch, hält es dann aber doch für richtiger, der Weisung zu folgen, da auch sein gesundheitlicher Zustand sich inzwischen verschlimmert hat:

Das Reisen im Innern des Landes, das Wohnen in Dschungeldörfern, schlechte Ernährung, schlechtes Wasser, ein ruheloses Leben und Schlaflosigkeit sind mir verhängnisvoll geworden. Ich möchte wohl wissen, wie lange ich den endgültigen Zusammenbruch noch hinausschieben kann. Der Mangel an Schlaf hat meine Augen schwer gemacht. Es war auf die Dauer zu anstrengend für mich, kritisch und aufnahmewillig zugleich zu sein. Ich mußte zwischen den wirklich Weisen und den eigennützigen Dummköpfen zu unterscheiden lernen, zwischen falschen Heiligen, Zauberern mit schwarzer Magie und den wahren Jüngern des Yoga.

In dieser gedrückten Stimmung empfängt er auf eine höchst überraschende Weise von zwei Seiten her die Bestätigung, daß der Maharischi ihm als Meister und Lehrer ausersehen ist. Er eilt also so rasch wie möglich wieder nach Arunachala und teilt nun ganz das beschauliche Leben der Menschen am Fuße des heiligen Berges, gibt sich frommen Betrachtungen hin und läßt das Wesen des wunderbaren Mannes auf sich wirken. Er lernt auch begreifen, daß das stille Leben des Meisters keineswegs nur ein frommer Müßiggang ist, dessen Auswirkungen nur wenigen Auserlesenen zugute kommen. Denn von überallher pilgern hilfsbedürftige Menschen aus allen Volksklassen herbei, um sich Rat und Trost zu holen und seelischen Frieden zu gewinnen.

Eines Tages wird Brunton von einer jungen Kobra bedroht und durch den Yogi Ramiah, einen der bedeutendsten Schüler des Maharischi gerettet, der die gefährliche Schlange lediglich dadurch zur Ruhe bringt, daß er waffenlos auf sie zutritt und sie leise streichelt. Ramiah ist ein wohlhabender Mann, der aber seinen Besitz der Familie überläßt, um sich ganz im Dienste des Yoga zu betätigen. Er hat in seiner Heimat selbst eine Gemeinde von Schülern gegründet, kommt aber alljährlich für längere Zeit zu seinem Meister zurück, um sich in den frommen Übungen zu vervollkommnen. Dabei haust er in einer kleinen steinernen Schutzhütte im Schatten riesiger Steinblöcke, in der Brunton bald als regelmäßiger Gast einkehrt. Ramiah nimmt sich seiner mit besonderer Teilnahme an und hilft ihm ohne viel Worte, nur durch sein Vorbild



Yogi Ramiah

und die magische Gewalt seines Wesens. So lernt der Schüler auch bald selbst den heiligen Dämmerschlaf mit seinen inneren Erleuchtungen kennen, die ihm dazu verhelfen, alle Zweifel in der reinen Offenbarung der göttlichen Kraft zu überwinden:

Das Unvergängliche ruht im Menschen. Er vernachlässigt fast stets sein wahres Selbst. Eines Tages aber wird es die Hand nach ihm ausstrecken und ihn berühren, und er wird sich erinnern, wer er ist, und wird seine Seele wiederfinden.

Wer sein wahres Selbst geschaut hat, wird nie hassen. Es gibt keine größere Sünde als den Haß, keine größere Sünde als das Blutvergießen, das sich wider die kehrt, die es verschuldet haben. Ungesehen wachen die Götter über die Missetaten der Menschen, niemand entgeht ihrem Blick. Sie sehen den Jammer der Welt zu ihren Füßen. Aber der Friede winkt allen Menschen. Müde, sorgenvoll und von Zweifeln geplagt, taumeln die Menschen durch die dunklen Gassen des Lebens, aber der Boden vor ihren Füßen wird von einem strahlenden Schein erhellt. Der Haß wird die Welt verlassen, wenn der Mensch es gelernt haben wird, das Gesicht seines Nächsten zu erkennen — nicht sein Alltagsgesicht, sondern sein inneres, göttliches Antlitz. Er muß es lernen, seinen Mitmenschen die Achtung entgegenzubringen, die ihnen gebührt, denn sie sind Wesen, in deren Herzen die Macht verborgen ist, die wir Gott nennen.

Noch einmal kehrt er nach Europa zurück, da seine körperliche Gesundheit ihn zwingt, Indien zu verlassen. Daheim schreibt er sein Buch, das in England sogleich allgemeines Aufsehen erregte. Nach zwei Jahren aber macht er sich wieder auf, durchpilgert ganz Indien bis zur Grenze Tibets, um schließlich ganz beim Maharischi zu leben. Er wohnt selbst in einer Hütte im Schatten eines mächtigen alten Tempels und wird unter den eingeborenen Indern als der „weiße Yogi" bekannt. Unablässig studiert er alte Bücher und Manuskripte, die dem Abendlande noch unbekannt sind, und arbeitet an seinen eigenen umfangreichen Niederschriften, während er zu Füßen seines Meisters immer neue und immer tiefere Erkenntnisse gewinnt. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, erschöpft sich keineswegs im Streben nach eigener Glückseligkeit. Sein forschender Geist ist noch nicht zur Ruhe gekommen. Sein Ziel ist, zu erkennen, was an den Überlieferungen der altindischen Geheimlehren grundlegend wahr ist, und diese Wahrheiten von allem Aberglauben und allen religiösen Zutaten zu befreien, um sie der wissenschaftlichen Erkenntnis des Westens aufzuschließen und der europäischen Menschheit nutzbar zu machen.



Die eigenartige Steinhütte des Yogi Ramiah



Bildnis eines Helden

R. V. C. Bodley

Admiral Togo

der Sieger von Tsuschima

Von Alfred Helle

Sämtliche Abbildungen sind aus Bodley' Admiral Togo, mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig, Berlin, entnommen

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, kurz bevor das amerikanische Geschwader unter Kommodore Perry vor Yokohama erschien und dem Dornröschenschlaf Japans ein jähes Ende bereitete, wurde dem hochangesehenen Samuraikrieger Kitschizaemon ein Sohn geboren, der unter dem Namen Heihatschiro Togo 56 Jahre später durch den Sieg bei Tsuschima den russisch-japanischen Krieg entschied und damit seiner Nation die führende Großmachtstellung in Asien errang. Aber als Togo im Jahre 1860 mit dem 15. Lebensjahre das Mündigkeitsalter erreicht hatte, war seine seemännische Laufbahn noch nicht vorauszusehen, denn obwohl die Japaner auf Inseln wohnen, waren sie damals doch keine Seefahrer. So begegnen wir dem jungen Heihatschiro im Dienst des Satsumastammes, bei dem er als Schreiber für ein „Monatsgehalt" von einem halben Scheffel nicht enthülsten Reis sein Tagewerk leistete und nach Feierabend zusammen mit den Geschwistern die Äcker des Vaters bestellte. Daneben übte er sich mit den Kameraden im Waffenhandwerk, um eines Tages ein tüchtiger Krieger seines Lehnsherrn zu werden. Aber die Wege des Schicksals sind wunderbar, die Vorsehung hatte Togo eine besondere Rolle auf dem Welttheater zugedacht. Eines Tages erließ der Herrscher von Satsuma einen Aufruf zum Flottenbau „zum Schutz gegen fremde Schiffe und die Anmaßung der Barbaren, die da überhandzunehmen droht".

Unter den Freiwilligen, die sich zum Dienst auf der Flotte meldeten, befanden sich auch Heihatschiro und zwei seiner Brüder. Sehr kriegstüchtig scheinen die Schiffe allerdings nicht gewesen zu sein, denn als im August 1863 der englische Vizeadmiral Kuper mit seinem Geschwader in der Bucht von Kagoschima erschien, mußten sich die Samurai in ihre Landbefestigungen zurückziehen und von hier aus den Kampf gegen die britischen Schiffe aufnehmen. Togo bediente eines der alten Geschütze und bewies im Gegensatz zu den meisten seiner Kameraden auch im heftigsten Granatenregen Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung. Auch später, als er schon Admiral war und die Flotte im Japanischen Meer gegen die Russen in die Schlacht führte, weigerte er sich, selbst bei schwerstem Feuer die Brücke zu verlassen und hinter den Eisenplatten des Kommandoturmes Schutz zu suchen. Dieser und ähnliche Beweise

eines hohen persönlichen Mutes trugen mehr zu seiner Volkstümlichkeit bei als sein strategisches und organisatorisches Genie.

Seit der Meiji-Verfassung von 1869, die das Kaisertum als zentrale Macht wieder aufrichtete, machte auch der Flottenaufbau rüstige Fortschritte. Togo tritt als Seekadett in die Kaiserliche Marine ein und wird im April 1871 zu einem Sonderausbildungskurs nach England beordert. Am Jahrestag des Sieges von Trafalgar steht dieser kleine Asiate, ein schmächtiger Jüngling mit dünnem Bärtchen, in Portmouth an Bord der „Victory". Ein Stabsoffizier hält eine Ansprache auf Nelson, und dann wird das berühmte Signal des Admirals gehißt: England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut! An diese Szene wird sich der Kapitän Togo erinnert haben, als er vor Beginn der Schlacht im Gelben Meer beim Herannahen der chinesischen Flotte die Besatzung der „Nanira" auf dem Vorderdeck antreten ließ und im alten Samuraigeist seiner Jugend folgende Ansprache hielt:

Dort rückt der Feind an, wie ihr seht, und bald wird die Schlacht entbrennen. Tapferen und pflichttreuen Matrosen, wie ihr seid, brauche ich wenig zu sagen. Bedenkt, daß die Schlagkraft eines Schiffes von der Tüchtigkeit jedes einzelnen an Bord abhängt, wie die Schlagkraft eines Geschwaders von der Tüchtigkeit jedes Schiffes. Merkt euch dies, tut eure Pflicht und beweist dem Kaiser durch Vernichtung des Feindes eure Dankbarkeit für alle Huld.

Es folgt in England eine zweijährige Ausbildungszeit auf der „Worchester"; anschließend eine 50 000-Kilometer-Fahrt rund um die Welt und der Besuch der Universität Cambridge, wo Togo höhere Mathematik studiert. Im Mai 1878 kehrt er als Deckoffizier in die Heimat zurück. Bald darauf wird ihm ein erstes selbständiges Kommando auf der „Jingei" übertragen, einem Holzschiff von 1500 Tonnen. Mit seiner Mannschaft verbindet ihn enge Kameradschaft. „Wenn die Matrosen irgendeinen unangenehmen Dienst zu leisten hatten, wie zum Beispiel Deckscheuern an einem bitterkalten Wintermorgen, beaufsichtigte Togo persönlich die Arbeit, und zwar — barfuß!" Und während er alle Entbehrungen mit seinen Leuten teilt, wachsen seine Beliebtheit und sein Ansehen unter der Mannschaft der Flotte. Im Jahre 1888 erhält er das Dekret als Kapitän, und nach kurzer Dienstzeit auf verschiedenen Schiffen überträgt man ihm die verantwortungsvolle Stellung eines Chefs der Artilleriekommission in der Kriegswerft zu Jokosuka.

So kommt der japanisch-chinesische Krieg von 1895. Togo wird ausgezeichnet und zum Konteradmiral befördert. Unter seinem Kommando geht ein Geschwader von 6 Kriegsschiffen und eine Torpedoflottille nach Formosa in See. Togos Matrosen erobern unter erbitterten und verlustreichen Kämpfen die Insel und damit die erste Kolonie für Japan. Als der junge Admiral heimkehrt, wird sein Name, der bisher kaum über die Kreise der Flotte hinausgedrungen war, im ganzen Lande mit Ehrfurcht genannt.

Im Frieden von Shimonoseki muß Japan auf den wertvollsten Siegespreis, die Halbinsel Liau-tung mit Port Arthur, verzichten. Rußland erwirbt die Halbinsel 1898 und besetzt zwei Jahre später auch die Mandschurei. Von dieser Zeit an bereiten die führenden Staatsmänner Japans zielbewußt den Krieg gegen Rußland vor. Der Mann aber, der durch seine Erfolge im chinesischen Krieg dem Staatsrat der gegebene Flottenführer zu sein schien, wurde eines Tages in das Marineministerium zu Tokio befohlen:

Gleich nach der Ankunft führte man ihn in das Privatzimmer des Marineministers, den er bei einer Beratung mit dem Chef des Marinestabes traf. Was in der dreistündigen Besprechung, die Togo hinter verschlossener Tür mit den zwei Admiralen führte, beschlossen wurde, blieb ein Geheimnis; aber ein Zeitungsreporter berichtete, daß Togo am späten Nachmittag mit leuchtenden Augen und beschwingtem Schritt das Marineministerium verließ. Immerhin ein auffälliges Zeichen bei einem Mann, der sonst nie Erregung verriet! — Fünf Tage später wurde im Staatsanzeiger öffentlich bekanntgemacht, daß Vizeadmiral Heihatschiro Togo zum Oberbefehlshaber der japanischen Hochseeflotte ernannt worden sei. Gleichzeitig waren zahlreiche Marineoffiziere, mit denen er in letzter Zeit zusammengearbeitet hatte, zu Generalstäblern avanciert. Am 28. Oktober 1903 aber ging Togos berühmte Flagge zum erstenmal am Großmast der „Mikasa" hoch.

Im Frühjahr 1904 brach der Krieg aus. Am 5. Februar erfolgte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Rußland, und bereits am 9. Februar eröffnet Togo mit einem unerwarteten Angriff auf die bei der Reede von Port Arthur ankernde russische Flotte die Feindseligkeiten, während sein Konteradmiral Urju gleichzeitig zwei russische Schlachtschiffe an der

koreanischen Küste versenkte. Die Russen zogen daraufhin ihre Kriegsschiffe in den Hafen von Port Arthur zurück, wo sie im Schutz der starken Festungswerke ankerten. Togo beschließt, in einem kühnen Handstreich die feindlichen Seestreitkräfte zu blockieren.

Zu diesem Zweck schickte er fünf alte Transportschiffe vor, die sich in der Mitte der Fahrrinne versenken und so den Russen das Auslaufen in See erschweren sollten. Dieses Manöver war zweifellos mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, aber Togo wußte, wozu seine Leute fähig waren. Im Nu war eine Handvoll tüchtiger junger Offiziere zur Führung des Unternehmens ausgewählt; dann wurden fünfzig Freiwillige aus den Besatzungen der Torpedofahrzeuge angefordert. Zweitausend Mann meldeten sich — kurzum, die Auswahl der fünfzig verlangte besonderes Fingerspitzengefühl, damit keine Mißstimmung unter den übrigen geschürt würde. Am 19. Februar, nachdem alle Vorbereitungen zu dem Handstreich getroffen waren, lud der Flottenchef die Offiziere zu einem Mahl an Bord des Flaggschiffes ein. Die Unterhaltung war zwanglos und angeregt; niemand spielte auf das bevorstehende Wagnis an, bei dem voraussichtlich die meisten Tischgäste den Tod finden würden. Erst gegen Ende des Mahls stand der Admiral auf, hob sein Glas und sagte: „Ihr habt eine schwere Aufgabe vor euch, aber ich hoffe, ihr werdet sie vollbringen." Einen Augenblick erhellte ein Lächeln sein ernstes Gesicht, dann trank er sein Glas in einem Zuge aus und setzte sich wieder. Wenige Minuten später brach die kleine Schar der Todgeweihten auf.

Es gelang ihnen, alle Blockadeschiffe zu versenken, aber das Ziel, die Sperrung der Fahrrinne in der Hafenmündung, konnte nicht erreicht werden. Da kam dem Admiral ein glücklicher Umstand zu Hilfe. Der russische Admiral entschloß sich zu einem Durchbruchsversuch nach Wladiwostok, da die japanische Landarmee unter General Nogi die Festung mit einem eisernen Gürtel umgeben hatte. Als Togo diese Nachricht erhielt, rüstet er seine Flotte und jagt mit Volldampf nach Port Arthur.

In den Morgenstunden des 10. August erblickten die japanischen Vorpostenschiffe ein imposantes Schauspiel: „Zarewitsch", auf dem die Flagge des Flottenchefs wehte, lief aus Port Arthur aus, hinter ihm die Schlachtschiffe „Retwisan", „Poltawa", „Peressewet" und „Askold", dann die Kreuzer „Pallada", „Diana", „Nowit" und ein Lazarettschiff, zusammen mit den Zerstörerflottillen und Kanonenbooten, die sich auf beiden Flanken fächerförmig ausbreiteten. Am Großtopp der „Zarewitsch" flatterte im Morgenwind das Signal: „Auf Befehl Seiner Majestät, des Zaren, fahren wir nach Wladiwostok." — Togo, der ruhelos auf der Brücke der „Mikasa" auf und ab schritt, nahm die Meldung mit dem üblichen Gleichmut entgegen.

Mehrere Stunden dauerte die Schlacht, gegen Abend war sie zugunsten der Japaner entschieden. Die russischen Schiffe waren versenkt, gekapert oder in neutrale Häfen geflüchtet, wo sie später entwaffnet wurden, während Togo nicht ein Schiff verloren hatte. Dieser Sieg war das Ende der russischen Pazifik-Flotte im Fernen Osten.

Nachdem man in Petersburg den ersten Schreck über die rücksichtslose Kriegseröffnung durch die Japaner und die Niederlage der pazifischen Flotte überwunden hatte, wurde die Ausreise der baltischen Flotte, die den Auftrag der Wiedereroberung der Seeherrschaft erhielt, beschlossen. Am 14. Oktober 1904 trat der Hauptteil des neu gebildeten zweiten pazifischen Geschwaders nach der Besichtigung durch den Zaren von der Revaler Reede aus unter Admiral Roschestwenskij die Ausreise an. Als erstes Ziel auf dem langen Weg nach Ostasien war Madagaskar festgesetzt. Ein Teil der Schiffe nahm seinen Weg um das Kap der Guten Hoffnung, während eine zweite Abteilung die kürzere Route durch den Suezkanal einschlug. In Madagaskar vereinigte sich die Flotte wieder, um gemeinsam Wladiwostok anzusteuern und von hier aus den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen.

Die Nachricht, daß sich die baltische Flotte der Korea-Straße nähere, wurde Admiral Togo am 27. Mai 1905 um 5 Uhr morgens in seine Kajüte überbracht. Er ließ sofort seinen Sekretär rufen und diktierte eine Depesche an das Kaiserliche Hauptquartier: „Nach Empfang der Meldung, daß die feindliche Flotte in Sicht ist, fahren die vereinigten Geschwader ihr entgegen, um sie vernichtend zu schlagen. Wie haben schönes Wetter, doch die See ist bewegt."

Der Tag von Tsuschima wurde der größte Tag seines Lebens. Bereits eine Stunde, nachdem die beiden Flotten einander gesichtet hatten, war die Schlacht entschieden. Die Banner der „Aufgehenden Sonne" wehten siegreich im Winde, während von der stolzen russischen Flotte ein ungeordneter Haufen schwer zusammengeschossener Schiffe zurückblieb, von denen nur einige im Dunkel der Nacht die Flucht nach

Norden versuchten. Am nächsten Morgen gab Togo sofort den Befehl zur Verfolgung des Feindes. Als die Sonne über dem Meeresspiegel wieder aufging, wurden die Russen am Horizont gesichtet. Togo eröffnete sofort das Feuer; aber kaum zehn Minuten später strich Admiral Njebogatow ohne Widerstandsversuch die Flagge. Zwei japanische Stabsoffiziere begaben sich an Bord des Flaggschiffes, Njebogatow abzuholen. Kurz darauf standen sich beide Admirale auf dem Achterdeck der „Mikasa" gegenüber und reichten sich die Hände. Dann leerten sie ein Glas Sekt auf die Beendigung des Kampfes.



Siegesfeier in Japan

Bis zum Jahre 1909 gehörte Togo der aktiven Marine an, dann wurde er zum Mitglied des Admiralitätsrates und Obersten Kriegsrates berufen und mit der verantwortungsvollen Aufgabe der Erziehung des Kronprinzen, des jetzigen Kaisers Hirohito, betraut. Am 29. Mai 1934 ist Heihatschiro Togo im Alter von 85 Jahren gestorben. Als der Held von Tsuschima zu Grabe getragen wurde, gaben viele Prinzen, hohe Würdenträger, ausländische Delegierte und über eine Million Volksgenossen dem Trauerzug das Geleit.



Die Seeschlacht von Tsuschima
nach einem japanischen Gemälde, mit Schriftzügen von Togos Hand

Aber nicht das Gepränge der Uniformen, auch nicht der Anblick der Prinzessinnen und Prinzen kaiserlichen Geblüts, der Kabinettsmitglieder und der Vertreter des diplomatischen Korps, nein, die Trauer eines ganzen Volkes prägte sich den Anwesenden am unauslöschlichsten ein. Stumme Scharen in den Straßen, dröhnender Salut von der Bucht her, Motorendonner von Flugzeuggeschwadern hoch in der Luft, klagende Trauermusik aus dem Schrein — ja, es war eine unsäglich ergreifende Stunde.

So feierte ein großes Volk seinen toten Helden in der Stunde des Abschieds.



Küchenzelt eines mongolischen Fürsten

Herzog der Mongolei

F. A. Larson

Die Mongolei und mein Leben mit den Mongolen

Von Hans Härlin

Beide Abbildungen sind dem Buche „Die Mongolei" von F. A. Larson (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam) entnommen

Der in Sven Hedins großen Reiseberichten rühmlich erwähnte schwedische Ostasienkenner F. A. Larson hat jetzt die Erinnerungen an seinen 35jährigen Aufenthalt in der Mongolei in einem Buche niedergelegt, dessen schöne, klare, auf jeden Aufputz bewußt verzichtende Darstellungsweise wohltuend wirkt. Larson hat die besten Jahrzehnte seines Mannesiebens nicht als Fremdling, sondern als Volksgenosse unter den sonst sehr ablehnenden Mongolen verlebt, er wurde vom Kaiser der Mongolei zum Herzog ernannt und als Ratgeber und gelegentlicher Botschafter der Regierung hochgeachtet.

Im Auftrag der Christian Missionary Alliance, einer Gründung der in den USA lebenden Skandinavier, kam er im Jahre 1893 zuerst nach Ostasien. Da es nicht leicht war, in der Mongolei Wohnberechtigung zu bekommen, blieb er zunächst in der chinesischen Stadt Paotow in der Nähe der Grenze und studierte die mongolische Sprache.

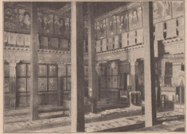
„Alles, was ich an der Grenze von der Mongolei zu sehen bekam, gefiel mir sehr. Mein ganzes Leben hatte ich Pferde geliebt. Ich war in Schweden mit Pferden aufgewachsen, ich pflegte, fütterte und ritt sie von frühester Kindheit an. Ich sehnte mich danach, mit diesen Leuten zu sprechen und zu leben, die durch die Straßen Paotows galoppierten. Ich bewunderte ihre freie, leichte Anmut, ihre natürliche, gutmütige Heiterkeit."

Endlich nahm ihn der chinesische Militärbevollmächtigte zu einem Besuch jenseits der großen Mauer bei dem benachbarten Herrscher von Ordos mit. Die gemeinsame Liebe zum Pferde ist ein starkes Band unter tüchtigen Menschen; der Mongolenfürst fand Gefallen an dem prächtigen Nordlandsrecken und lud ihn zu längerem Verweilen in seine Zeltstadt ein. Er wählte ihm selbst einen guten Lehrer aus, und der tägliche Zwang, nur mongolisch zu sprechen, erwies sich als besonders fördernd. Der Fürst schenkte ihm gute Reitpferde und nahm ihn auf weite Ritte durchs ganze Land mit. Die Fürstin unterwies ihn in den unendlich wichtigen Einzelheiten mongolischer Etikette. Als echte Frau wollte sie ihn natürlich mit einem netten Mädchen aus ihrem Gefolge verheiraten, das sich in den stattlichen Fremdling verliebt hatte. Larson dankte, die Fürstin war leicht verschnupft, und der Fürst lachte herzlich. Der spröde Mann aber heiratete

drei Jahre später eine amerikanische Missionarin, mit der er gemeinsam ein Mongolisch-Russisch-Deutsches Wörterbuch ins Englische übersetzte.

Zunächst lebte Larson noch drei Monate in Ordos und ging dann mit guten Empfehlungen nach der Hauptstadt Urga, wo er gastfrei aufgenommen wurde. Hier schloß er mit gleichaltrigen Mongolenfürsten Freundschaften, dank denen man den jungen Mann überall im ganzen Land freudig als Gast aufnahm. Er lebte in verschiedenen Landesteilen. Ein paar Jahre später wurde er von dem damaligen Kaiser der Mongolei, dem „Lebenden Buddha", nach Urga berufen und zum Herzog ernannt, mit allen Rechten eines Fürstensohns. Als Sondergesandter für mongolische Angelegenheiten war er öfters in Peking, mußte aber dort die Erfahrung machen, daß seine sonst unverwüstliche Gesundheit unter dem Zwang des Stadtlebens litt. Die Mongolen wissen das wohl. Auch der reichste Fürst, dem zu Zwecken der Repräsentation Paläste zur Verfügung stehen, lebt mit Vorliebe in seiner Jurte und nährt sich nach Altväterweise von Hammelfleisch, Quarkkäse und Stutenmilch. Die Kinder beiderlei Geschlechts lernen fast so früh reiten, als sie gehen lernen. Die Fortbewegung auf zwei Beinen vermeiden sie später nach Möglichkeit. Die Mongolin reitet so gut und so wild wie der Mongole, die harten, stämmigen Pferde sind klein und stolpern so wenig wie eine Katze.

Da der Grund und Boden allen gehört, wird das Vermögen des Mannes oder der gesetzlich völlig gleichgestellten Frau nur nach den Herden eingeschätzt, und zwar hauptsächlich nach den Pferdeherden. Es gibt auch Schafe, Rinder und Kamele im Land, aber sie zählen nicht so als Vermögensteile. Der Lieblingssport der Mongolen ist die Hetzjagd über Stock und Stein hinter Wildschweinen, Antilopen und den nirgends fehlenden Wölfen. Außerdem spielen die Pferderennen eine große Rolle; es sind ernste Leistungsprüfungen über weite, ungebahnte Strecken. Die Frauen der Wohlhabenden leiten ihren großen Haushalt mit Würde und Anmut. Sie sind sehr erfahren im Buttern, Käsen, Konservieren der Wintervorräte, in der Zubereitung der Häute und in der Filzfabrikation. Die großen Filzbahnen werden beim Aufschlagen der Zelte an einem Gestell aus biegsamen Holzlatten befestigt, worin diese Nomaden so geübt sind, daß sie ihre großen wind- und wetterfesten Wohnjurten in einer halben Stunde aufzustellen vermögen. In diesen Jurten lebt es sich sehr angenehm. Der Filzbelag des Bodens hält die Nässe ab, und die Wände sind derartig schalldämpfend, daß man den Wind nicht hört, der draußen über die Steppe heult.



Mongolischer Tempelraum

Nach einem Abstecher in die mongolische Geschichte, die am Beginn des 13. Jahrhunderts unter dem gewaltigen Dschingis Khan ihren Höhepunkt erreichte, wendet sich Larson wieder der Schilderung des Mongolenvolkes zu, das die ungeheure Hochfläche zwischen der Mandschurei im Osten, China im Süden, Sinkiang im Westen und Sibirien im Norden bewohnt. Es ist ein Sonnenland mit reiner Höhenluft, und seine Bewohner fühlen sich nur in der Heimat wohl.

„Die Mongolen sind ein fröhliches, glückliches Volk in friedlichen Zeiten, kühlen Blutes und überlegt in Zeiten der Gefahr. Sie leben einfach unter freiem Himmel und nähren sich gesund. Obwohl sie eine sehr alte Rasse sind und einstmals die halbe Welt erobert haben, haben sie niemals ein verfeinertes, verweichlichendes Leben geführt."

Larson ist voller Bewunderung über ihre unbekümmerte Anmut, ihre schlichte, ehrenhafte Gesinnung, ihren schlagfertigen Humor. Männer, Frauen und Kinder, arm und reich, alles trägt dieselbe Kleidung, eine starke Hose, derbe, hohe Reitstiefel, ein Hemd und einen langen, seitwärts geschlitzten Oberrock. Im Sommer besteht diese Kleidung aus Baumwolle oder Seide, im Winter aus Pelz. Die Mongolen besitzen einen guten Farbensinn; bei ihren Festen stellen sie wunderbare Farbensymphonien zusammen. In ihren Jurten, die sie selbst „Gerr" nennen, hat jedes Ding seit Jahrhunderten seinen von der Sitte vorgeschriebenen Platz, so daß man es auch im Dunkeln finden kann. In der Mitte, wo der einfache eiserne Herd steht, ist eine Aussparung im dicken Filzbelag. Reiche Leute haben besondere Jurten für die Küche, für die Gäste, für die Verheirateten und die Kinder. Der minder Begüterte hat alles in einem Zelt vereinigt.

Da es außer Urga kaum eine richtige Stadt in der $1\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer großen Äußeren Mongolei gibt, ist die Geographie des flußarmen, straßen- und eisenbahnlosen Landes etwas schwierig und wird wohl von niemand völlig beherrscht. Nur die Wasserplätze haben Namen, die sich nach der Art des Wasservorkommens — Quelle, Fluß, Brunnen — und einem örtlichen Beisatz unterscheiden. Der reisende Fremdling kann sicher sein, an jedem Wasserplatz Zelte und gastliche Unterkunft zu finden. Der Gedanke der Bodenbearbeitung ist dem Mongolen fremd, er lebt von seinen Herden, in deren Hut und Pflege sich seine wirtschaftliche Tätigkeit annähernd erschöpft. Das Einreiten und die Dressur der Pferde ist eine der wichtigsten Hirtenpflichten. Die klügsten Fohlen werden als „Lassopferde" abgerichtet. Wenn der Reiter ein Tier fangen will, muß sein Pferd wissen, auf welches einzelne Opfer er es abgesehen hat und ihm fast ohne Zügelführung beim Aussondern und Einfangen helfen. Das mongolische Lasso besteht aus einer Weidenrute von vier bis fünf Meter Länge mit einer Lederschlinge. Bei heftigen Schneestürmen die Herden zusammenzuhalten, ist eine große Kunst und schwere Arbeit. Aber ein Mongole, der sich über das Wetter beklagt, ist kein richtiger Mongole. Ihrem harten Leben zum Trotz werden diese Leute sehr alt. Der scharfe mongolische Winter zehrt weniger an der Gesundheit als unser Leben in Büros und anderen Behältnissen.

Sehr aufschlußreich ist das Kapitel, das sich mit dem „Lebenden Buddha" beschäftigt, der Larson besonders freundlich gesinnt war und ihn vierzehn Tage lang in seinem Palast in Urga beherbergte. Dieser geheiligte Mongolenkaiser war ein begabter, heiterer Mensch, mit dem die Lebenslust nicht selten ein wenig durchging. Er verliebte sich in ein schönes Mongolenmädchen und überließ es seinem Lama-Konsistorium, die Formel zu finden, unter der er sie heiraten konnte. Sie wurde in feierlicher Zeremonie zur Göttin erklärt, und nun konnte sie der Gott ruhig heiraten. Er tat es auch und war ungeheuer stolz auf seine heitere, praktische, warmherzige Hausfrau, die eine glänzende Reiterin und ein hervorragender Schütze war. Den Anforderungen der hohen Politik, die nach der chinesischen und noch mehr nach der russischen Revolution ein Genie von ungewöhnlicher Willenskraft erfordert hätte, war seine Güte und Vertrauensseligkeit nicht gewachsen. Er und sein Volk verstanden die russische Revolution nicht und staunten, als das von Moskau erbetene Hilfsheer gegen China über die schon im Lande befindlichen Weißrussen unter Ungern Sternberg herfiel und die eigenen Landsleute vor ihren Augen vernichtete. Am 20. Mai 1924 schloß der Lebende Buddha die Augen, und die Äußere Mongolei wurde eine „Unabhängige Republik" nach Sowjetmuster. Die Bolschewisten herrschen in Urga und Umgebung, nicht aber in den entfernteren Landesteilen, in denen der Widerstand gegen die Eindringlinge zunimmt. Auch die junge Generation, die zuerst dem Sirenenlied der roten Machthaber gutgläubig lauschte, hat in dieser Freundschaft nicht das gefunden, was sie erhoffte. Rußland muß behutsam auftreten, wenn es keinen Freiheitskrieg entfesseln will. „Zwischen Rußland und China eingekeilt, ist die Mongolei dennoch die Mongolei geblieben, die sie seit Jahrhunderten gewesen ist, und ist heute mächtiger, als sie scheinen mag."

Mit einer Übersicht über die vielen großen Expeditionen, die Larson als anerkannter Landeskenner und Reisepraktiker mitmachte und leitete, schließt das Buch, das niemand lesen wird, ohne sich seinem Verfasser freundlich verbunden zu fühlen.

Der Weg des Ostens

China am Ende?

Die Geschichte Chinas ist ein bewegtes Auf und Ab — um 2700 v. Chr. begann sie mit dem noch halb legendären Kaiser Huang Tsi und schon um 1000 v. Chr. wurde die Verbindung mit dem Westen aufgenommen, in einer der Blütezeiten der chinesischen Kultur. Denn sie hat viele solcher Glanzpunkte gehabt. Aus Zusammenbrüchen von kaum vorstellbaren Ausmaßen lösten sich Epochen beispiellosen Glanzes. Eine historische Darstellung der Entwicklung gibt Mary A. Nourse, die selbst lange im Lande gewesen ist, in ihrem von Lin Tsiu Sen, dem Lektor am sinologischen Seminar Berlin, eingeleiteten Buch „400 Millionen". Wir vermißten bisher eine geschlossene, für die Allgemeinheit geeignete chinesische Geschichte, obgleich wir uns darüber klar waren, daß es ungeheuer schwer, ja ein fast groteskes Unterfangen sei, diese rund 5000 Jahre fortlaufender geschichtlicher Entwicklung in einem notgedrungen beschränkten Raum zusammenzupressen. Trotzdem ist diese Darstellung keinesfalls trocken geworden: die Gefahr, in Zahlen und Namen zu ersticken, ist glücklich vermieden worden (Metzner, Berlin. Leinw. RM 6.50).

Grover Clarks Buch „China am Ende?" (Goldmann, Leipzig. Leinw. RM 6.80) zeichnet sich durch seine aufgelockerte Übersicht über das Lebewesen Chinas aus. Es ist eine Gestaltung, die durch die Kunst des Aufbaues diesen gewaltigen Organismus in besonderem Glanze erstrahlen läßt, indem Herkunft, Geschichte, Wirtschaft, Geistesleben in geschlossenen Abschnitten zusammengefaßt und zusammengesehen wurden. China wirkt von hier aus wahrhaftig wie ein Lebewesen, wie die Natur selbst, die auch in ihrer Zerstörung noch einen höheren Sinn erahnen läßt. Grover Clark kennt China gleichfalls aus langjähriger Lehr- und Redaktionstätigkeit.

Aber der helläugige Betrachter des Fernen Ostens wird Vergleiche anstellen — wo war denn China, als Japan sich dem Westen erschloß und ihn so bald mit fassungslos schnellem Machtgewinn in einigen Schrecken versetzte? Es hatte ja schon einige Wunden erlitten. Der von England robust durchgeführte Opiumkrieg war 1834 verloren worden, ein Schlag, dessen psychologische Wirkung auf ein Kulturvolk, das sich als Mittelpunkt der Welt betrachtete und erlebte, tiefer und vernichtender gewesen sein muß als die politischen Folgen. Kaiser Hsien-feng war ein Schwächling, das Kaiserhaus befand sich in hoffnungsloser Dekadenz, die Eunuchen herrschten am Hof, sie ließen zum Kaiser nur durchsickern, was ihnen genehm war. Ihren Einflüsterungen erlag schließlich auch immer wieder die Kaiserin Tsu Hsi. Sie war eine wahrhaft machtvolle, majestätische Frau, von der Daniele Varè in dem Werk „Die letzte Kaiserin" (Zsolnay, Wien. Leinw. RM 8.—) ein dichterisch leuchtendes Bild entwirft.

Tsu Hsi war eine Frau von genialer Klugheit, aber die Schatten, die ihre Gestalt warf, waren nicht weniger mächtig. Was dort von der Küste des Gelben Meeres sich in Gestalt der gehaßten „Fremden Teufel" heranwälzte, war durchaus unverständlich, finster, teuflisch. Doch fehlte die politische Einsicht, die sachliche Erkenntnis, daß die Welt sich geändert habe. Hinzu traten die furchtbaren Katastrophen des blutigen, wahnsinnigen Tai-P'ing-Aufstandes und der furchtbaren Überschwemmungen durch die Verlagerung des Bettes des Hoang-Ho. Mehr als 20 Millionen Menschen kamen um, große Städte und zahllose Dörfer wurden menschenleer, noch heute sind die Spuren nicht ganz verwischt. Damals aber wurde das Reich ins Herz getroffen, es atmete schwer und röchelnd, und die Fremden gewannen an Macht, noch mehr Macht aber, als der vom Kaiserhaus halbunterstützte Boxeraufstand, der allen Weißen ans Leben wollte, 1900 über das Land tobte. Das Kaiserhaus kannte die Welt nicht. Es wußte nicht, daß hinter diesen wenig tausend Fremden Reiche von fast unbezwinglicher Macht standen . . .

Der unglückliche Tsai Tien, Sohn des Prinzen Chun, des Bruders des toten Kaisers Hsien-feng, war von Tsu Hsi nach dem Tode ihres Sohnes ausersehen worden, an dessen Stelle den Thron zu besteigen. Als Kaiser Kuang Hsü ist er in die Geschichte eingegangen: eine schwache Persönlichkeit, leicht beeinflußbar, hoffnungslos im Schatten der machtvollen Frau stehend, die alle seine Handlungen eifersüchtig bewachte und sich durch seine Gefangennahme und Entthronung rächte, als er sich aus dem Netz ihrer Intrigen und ihres Mißtrauens befreien wollte. Vor allem ist er berühmt geworden durch die „100 Tage" seiner mit rasender Hast herausgeschleuderten Reform-Befehle, die in Monaten erreichen sollten, wozu ein halbes Jahrhundert erforderlich gewesen wäre. Kurz vor der Kaiserin ist er geheimnisvoll ums Leben gekommen. Prinzessin Der Ling, eine Hofdame des Pekinger Hofes, schrieb aus ihren Erinnerungen die Lebensbeschreibung Kuang Hsü's, Sohn des Himmels (Hugendubel, München. Leinw. RM 5.80), die diejenige der Kaiserin Tsu Hsi schön ergänzt. Es sind Geschehnisse, die an die großen Tragödien der Weltgeschichte heranreichen, voll Blut und Tränen, voll teuflischer Niedrigkeit und wunderbarer Erhabenheit, voll Größe und Macht, Glanz und Elend, Liebe und Haß.

Damals aber lebte und wirkte schon jener Mann, der dem neuen China seine Gestalt geben sollte und seinen Elan: Sun Yat Sen, auf dessen revolutionä-

ren Kopf die Regierung einen Preis gesetzt hatte. Aber er kam niemals zur Auszahlung, denn Sun war wie gefeit sein Leben hindurch. Er, der immer wieder fliehen mußte, vor der Regierung, vor seinen abtrünnig gewordenen Freunden, wurde China in seinen schwersten Zeiten erhalten. Gustav Amann, enger Freund Sun Yat Sens und Berater der chinesischen Regierung seit Jahrzehnten, der beste und sicher tiefgründigste Kenner des Volkes und seiner Kultur, gibt in seinem berühmten Buch über Sun Yat Sens Vermächtnis (RM 6.80) eine faszinierende, aus dem Geist Chinas geborene Darstellung dieses großen, tapferen, selbstlosen Führers und Erweckers. Seinem Kampfgefährten und Nachfolger Chiang Kaishek wurde das kürzlich erschienene neue Buch gewidmet (RM 7.50). Aber beide Bücher — und das ist ihr unendlicher Vorzug und der Beweis für ihre unersetzliche, einmalige Bedeutung — begnügen sich nicht etwa mit einer Charakteristik, vielmehr geben sie ein fast minutiöses Bild der Geschichte Chinas der letzten 40 Jahre. Es wurde gewonnen in Beobachtung und innerer Teilnahme aus nahestem Erleben, es wurde aus hohem Verantwortungsbewußtsein gestaltet, und es wurde schließlich ohne persönliche Kritik geschrieben — die Taten sollten selbst sprechen. Und ihre Sprache ist deutlich vernehmbar.

Wir können einen Blick in den Geist dieses neuen Chinas tun, wenn wir Chiang Kaisheks „Ausgewählte Reden", die der deutschsprechende und -schreibende Presseattaché Pung Fai Tao übersetzt hat, lesen (RM 3.20 — dies und die beiden anderen bei Vowinckel, Heidelberg). Immer wieder wenden sich diese Ansprachen an die ganze Nation, immer wieder mahnen sie zur Anteilnahme jedes einzelnen am Aufbau des Reiches und zur wirkenden Erkenntnis der neuen Pflichten und Aufgaben.

„China hat im letzten Vierteljahrhundert eine doppelte Anstrengung gemacht: das gute Alte mit dem Wertvollen des Westens zu vereinen", schreibt Prof. Tsiang Ting-Fu in seiner von Prof. Otto Franke eingeleiteten Schrift „Das kämpfende China". Diese Bemühung ist Grundsatz aller großen Staatsmänner Chinas gewesen im Laufe der letzten 100 Jahre: Li Hung Chang war deshalb ein so wütender Gegner der wilden Reformer seiner Zeit (Kaiser Kuang Hsü's und seines Beraters K'ang-Yu-wei), weil sie durch ihre vorbehaltlose Anerkennung der westlichen Zivilisation das alte Reich in seinen Grundfesten erschüttert, in seiner geistigen Substanz zersetzend angegriffen hätten. Die Bewegung „Neues Leben", von Chiang Kaishek begründet, soll die alten Sitten erneuern, sie mit frischem Leben erfüllen, das Volk kräftigen und reif machen zur bewußt wirkenden Teilnahme am politischen Geschehen. Lin Tsiu Sens Buch „Chinas Wiedergeburt" (RM 3.80) gibt eine ganz ausgezeichnet klare und sachliche Darstellung des bereits Geschaffenen, der Grundlagen für die Bildung des neuen politischen Volkes: durch Erziehung, Unterricht, Neubildung von Schrift und Sprache für die Allgemeinheit. Die schmale Schrift des gleichen Verfassers „Familienleben in China" führt in Geschichte und Gegenwart der Familienform ein: die Familie ist unerschütterter Grundstock des Reiches auch heute noch, durch die Neubelebung des Konfuzianismus doppelt gesichert vor der Zersetzung durch den Kommunismus und die westlichen Zivilisationsströmungen (RM 0.80 — alle drei Schriften bei H. W. Gerlt, Berlin). China ist am Anfang — das ist die Lehre aller dieser Bücher.

Trotzdem das ungeheure Reich eine so furchtbare Schrumpfung erlitten hat und trotzdem der Letzte der entthronten Mandschu-Dynastie, Pu Yi, nach Jahrzehnten stiller Zurückgezogenheit Kaiser im Stammland seiner Väter, der Mandschurei, wurde, wenn er auch dem Willen Japans unterworfen ist, den neuen Herren „Manchukuos", die mit bemerkenswerter Tatkraft daran gegangen sind, das ungeheuer fruchtbare, an Bodenschätzen reiche Land zu modernisieren. Man lese selbst bei Ernst Cordes nach. Freilich muß man sich darüber klar sein, daß man es mit einer Reportage zu tun hat: aber das ist doch alles sehr geschickt und vor allem flüssig geschrieben. Zudem ist es das einzige bisher vorliegende Buch über das „Jüngste Kaiserreich" (Societäts-Verlag, Frankfurt. Leinwand RM 5.40).

Fast noch reizvoller, mit Humor gesättigt, aber auch von tiefem und sehr echtem Gefühl durchdrungen, erzählt A. Gervais von seinem Aufenthalt in Tschentu, der Hauptstadt der übervölkerten Provinz Szetschuan: „Ein Arzt erlebt China" (Goldmann, Leipzig. Leinw. 6.50). Ein Buch unterhaltender Art — aber es zeigt, wie schwer es für einen Europäer ist, sich in den noch ganz in alten Formen sich bewegenden Tiefen Chinas einzuleben, und es ist bemerkenswert, wie packend, bindend, bezaubernd diese alte Kultur auf den Westeuropäer wirkt. Das hört man ja auch immer wieder von den „alten Chinesen", den lange im Lande ansässig gewesenen Weißen.

Am Vorabend seiner Befreiung hielt Chiang Kaishek vor Chang Hsü Liang und dessen Truppen eine Rede, in der zwei Sätze bemerkenswert sind. Sie lauten: „Jeder kann mich als einen Schuldigen der Nation betrachten und mich töten, wenn in meinem Inneren eine Neigung besteht, die, wenn auch nur ganz wenig, Selbstsucht enthält und nicht auf das Wohl der Nation und des Volkes bedacht ist." — „Jeder meiner Untergebenen kann mich als Feind betrachten und mich zu jeder Zeit töten, wenn meine Worte und meine Taten sich als nur etwas untreu und falsch erweisen und den Ideen der Revolution entgegenstehen."

Zeugen diese Worte, gesprochen in einer der furchtbarsten Stunden Chinas, für die Kraft und Reinheit dieses Mannes, in dessen Händen das Geschick des alten Volkes liegt? Uns scheint, daß sie Beweis sind für die Tatkraft und den Schwung neuen Werdens . . .

O. E. H. Becker

Ein Chinese über China / Von Walther von Hollander

Pearl S. Buck, die berühmte englische Schriftstellerin, umreißt in einem Vorwort die Situation, aus der das Buch Lin Yu Tangs „Mein Land und mein Volk", „das echteste, tiefste umfassendste und bedeutendste Buch, das bis jetzt über China geschrieben wurde", entstanden ist. Die jetzige Generation Chinas ist nüchtern und skeptisch geworden. Sie verachtet ein wenig den revolutionären Überschwang der Vorgeneration. Sie hat festgestellt, daß der Sprung „vom Feldweg zum Flugzeug" zu groß war, und versucht das vom chinesischen Wesen zu retten, was echt, wichtig, erdgeboren und landverwurzelt ist. Sie ist ebenso gegen die „Stehkragenchinesen", die den Westen verherrlichen, wie gegen Verfechter der alten Ideologien, die China unverändert erhalten wollen.

Lin Yu Tang will nicht kämpfen, sondern darstellen. Er meint, daß es sich noch nicht entscheiden lasse, ob sich das chinesische Volk der neuen Welt anpassen könne, ob es seine „potentiellen, unerschlossenen Kräfte" werde erschließen können oder ob die älteste noch in Wirksamkeit lebende menschliche Kultur am Ende ihrer Entwicklung und ihrer Wirksamkeit angekommen sei. Lin Yu Tang möchte als ein leidenschaftlicher Verfechter der Möglichkeiten chinesischen Wesens vor allem eine umfassende Charakteristik dieses größten Volkes der Erde geben und es von den Vorurteilen befreien, die durch „Sinologen und alte Chinakenner" in die Welt gesetzt worden sind, die aber meist nicht über einen „Fünfkilometerradius in China hinausgekommen sind, nie mit einem Chinesen gesprochen und nie eine chinesische Zeitung gelesen haben". Lin Yu Tang warnt immer wieder davor, mit europäischen Maßstäben China messen zu wollen (genau so, wie er nicht Europa chinesisch beurteilt sehen will). Eine ganz andere Lebensanschauung ließ andere Kräfte sich entwickeln. Die passiven Kräfte des Erduldens, der Empfindung, des zähen Festhaltens an der Tradition von Ackerbau und Familienkultur sind im Positiven und im Negativen für China entscheidend geworden. Die Familienkultur vor allem ließ eine konservative Gesinnung heraufkommen, die in einer seltsamen Mischung aus Stolz und Demut sich nicht einmal fremden Eroberern entgegenstellte, in der festen Überzeugung, daß jede fremde Kultur durch die überlegene chinesische aufgesogen werden würde. Das Fehlen jeder Klassentrennung, der natürliche, immerwährende Rückstrom der Städter zum Land, das zähe Mißtrauen gegen den Zivilisationsbetrieb und schließlich die feste Überzeugung, daß jede Entdeckung und Erfindung, jeder neue Ansatz der Kultur dem Glücke des Menschen zu dienen habe — all das hat dazu beigetragen, daß das chinesische Volk bis jetzt noch jede Krise überwunden hat.

Lin Yu Tang analysiert höchst fesselnd den Charakter des Chinesen. Die Friedfertigkeit, die auf dem Glauben basiert, daß für jeden Menschen genug Glücksmöglichkeiten auf dieser Welt wachsen, die Geduld, die aus der Beobachtung eines vieltausendjährigen Auf und Ab kommt, die gefährliche Gleichgültigkeit den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber, die so weit geht, daß es jungen Chinesen empfohlen wird, sich nicht in öffentliche Angelegenheiten zu mischen. Die Lobpreisung von Vernunft, Mäßigung und Duldung, die in einem übervölkerten Lande, in einem Lande der Riesenfamilien, zu den Kardinaltugenden gehören. Den praktischen Verstand, der, ein wenig fraulich ausgebildet, für Dinge des täglichen Lebens sehr brauchbar ist, für Planung, Logik, Philosophie und Mathematik weniger begabt.

Aus dieser Begabungsfülle ergibt sich ein Lebensideal, das sehr verschieden ist vom altgriechischen Glücksideal, das auf Europa den größten Einfluß hatte. Sieht der „griechische" Europäer sein Ideal in der Ausbildung und Anwendung aller Kräfte, so sieht es der Chinese in dem Genuß eines ländlichen Lebens, einer harmonischen, künstlerisch durchwirkten Umwelt. Hat der Europäer viele Jahrzehnte auf das „Geschäft des Fortschritts" verwandt, so versucht der Chinese alle Kräfte unmittelbar in den Dienst des Lebens zu stellen. Wie sehr diese Einstellung ihre Vorteile und ihre Nachteile hat, zeigt die chinesische Geschichte auf das deutlichste. Einerseits ist es dem Riesenvolk bisher immer gelungen, seine Lebensauffassung durchzusetzen. Andererseits sind die konservativen Kräfte nicht in der Lage gewesen, China aus der Weltentwicklung, die von Europa diktiert wurde, herauszuhalten. Die Kräfte der Beharrung müssen ja in einem solchen Volke ungeheuer „gewichtig" sein. Aber die weitertreibenden Kräfte der Technik, der Maschinen, des Verkehrs sind doch so allgewaltig, daß keine Macht sich ihnen auf die Dauer entziehen kann.

Lin Yu Tangs Buch schließt mit einem Fragezeichen. Er selbst, der Europa kennt und China liebt (ohne blind zu sein für die Schwierigkeiten des chinesischen Charakters und für die Fehler, die sich aus einer so konservativen Weltbetrachtung für die Weltbehauptung ergeben müssen), vermag nicht zu sagen, wie weit China in der Lage sein wird, seine unerschlossenen Möglichkeiten so zu erschließen, daß es im Vollbesitz seiner schönen Eigenschaften sich noch jene Fähigkeiten der Selbstbehauptung und des Gemeinschaftsgefühls erobert, die ihm bisher fehlten. Wie weit die schlichte Weisheit, der fromme Lebensgenuß, die heitere Ehrfurcht vor dem Leben sich vollenden können in Kraft und Größe. Wie weit es überhaupt — letzte Frage im Völkerleben! — möglich ist, ursprüngliche und historisch bedingte, landschaftlich verwurzelte Ideologien zu verändern, zu entwickeln und zum Teil sogar abzustreifen.

Ergänzt wird das Buch durch einige außerordentlich aufschlußreiche Kapitel über Malerei, Architektur, Literatur und Kalligraphie, die erst die ganze Weite der chinesischen Kultur und ihre ungewöhnliche Intensität klarmachen. Jeder Künstler wird aus diesen Kapiteln ebenso lernen können wie jeder

Staatsmann, denn es werden die eigentlichen Grundfragen der Künste in einer wissenden und bescheidenen, entscheidenden Weise abgehandelt.

Das Buch Lin Yu Tangs aber wird dazu beitragen, daß wenigstens das Verständnis Europas für die chinesische Haltung besser sein wird als bisher.

Zwei Bücher über die Mongolei

Noch scheint der Weg des Ostens völlig ungewiß. Noch ist es ganz und gar unklar, welche religiösen, politischen, magischen, materiellen und geistigen Kräfte des Ostens sich durchsetzen werden und welche vor der westlichen Welt kapitulieren müssen. Noch ist es scheinbar nicht einmal so weit, daß sich Westen und Osten überhaupt begreifen, geschweige daß sie sich verständigen könnten. Noch steht vor allem zwischen der westlichen und der östlichen Kultur der unübersteigbare Wall beiderseitigen Hochmuts, dergestalt, daß jede Welt die andere mit ihren eigenen Maßen mißt, statt mit den an der andern Welt gewonnenen Maßen. So haben wir einen Wust gegenseitiger Mißverständnisse zu überwinden. Deshalb sind alle die Bücher gut, die wenigstens die Tatsachen der fremden Kultur unvoreingenommen aufzeichnen.

Nora Walns Buch „Sommer in der Mongolei" nimmt man nach ihrem erfolgreichen Buche „Süße Frucht — bittre Frucht China" mit einem guten Vorurteil zur Hand, und man bewundert auch in diesem Buch wieder die ungemeine Leichtigkeit und heitre Gelassenheit des Stils und der Anschauung. Die liebenswürdige Bescheidenheit und freundliche Bereitschaft, das Fremde zu verstehen, gibt immer wieder gute Einblicke in das Wesen dieser letzten Nomaden. Die Farbigkeit des mongolischen Sommers mit seiner Blumenpracht, mit seinen weiten Fernsichten, mit der festlichen Buntheit des Hütten- und Herdenlebens, mit dem Klang der Viehglocken und dem Trappen der Pferdehufe, mit dem schweren Schritt der Ochsenkarawanen und Kamelherden ersteht plastisch und klar. Und man erfährt sehr wichtige Einzelheiten über das Volk der Mongolen, über ihre lose gefügten Stämme, über ihre soziale Gerechtigkeit, die keinen einzigen Stammesgenossen Not oder Hunger leiden läßt, ja die nicht einmal die Menschen fremden Stammes der Not ausgeliefert sehen will, solange eine Hilfe im Bereich des Möglichen liegt. Klar erstehen die Gründe der inneren Heiterkeit dieser Menschen, die glauben, daß allein das Nomadenleben richtig und schön ist und daß jede Art von Seßhaftigkeit den Menschen mit so vielen Verpflichtungen belastet, daß sein Charakter verkümmern muß. Die keine Verbrechen kennen, keine Besitzgier, weil sie wissen, daß allzu großer Besitz den Menschen mit allzu großer Arbeit belastet, die keine Eifersucht kennen, weil jeder Mensch, ob Mann oder Frau, das Verfügungsrecht über sich behalten soll. Die die Zeitungen für unnötig halten, weil sie zu viele schlechte Nachrichten bringen, während der Mensch „frohe Kunde" braucht. Und die ihr unabhängiges Leben gegen kein Leben der Welt tauschen möchten.

Schade, daß dieses schöne Buch ein wenig zu sorglos hingeplaudert ist, mit unendlichen vielen Abschweifungen über das der Verfasserin geläufigere Thema China, mit nicht immer gut durchgearbeiteten historischen Rückblicken, die zu wissenschaftlich sind, um zu unterhalten, und zu wenig wissenschaftlich, um zu belehren. Und die Personen der Rahmengeschichte bleiben blaß und belanglos. Erzählt wird der Besuch bei einer Mandschuprinzessin, die aus dynastischen Gründen an einen Mongolenfürsten verheiratet wurde. Was man nun erwartet: der Zusammenstoß zweier Kulturen, der chinesischen und der mongolischen, in einem Frauenschicksal, das kommt nicht. Die Prinzessin hat gar kein Gesicht, ihr Mann und ihre Söhne treten nur in Nebensätzen auf. Und das Ganze zerflattert in episodenhaften Erlebnissen der Nora Waln. Schade! (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin. 278 S. RM 5.—)

Noch schwerer ist es, Wesentliches aus dem Buche L a d i s l a u s F o r b a t h s „D i e n e u e M o n g o l e i" zu holen, in dem die Erlebnisse des Ingenieurs Geleta in einem neunjährigen Aufenthalt in der Mongolei verarbeitet sind. Hier sind persönliche Gefahren und Verwicklungen mit politischen Wirren und Entwicklungen so durcheinander gebracht, daß weder Persönliches noch Allgemeines von Wichtigkeit übrigbleibt. Natürlich hat dieser Ingenieur, der aus russischer Kriegsgefangenschaft entflieht und in der Mongolei die Nachkriegswirren mit den Kämpfen der Chinesen, der Weißrussen unter Ungern-Sternberg und der Bolschewisten erlebt, die Gründung des großmongolischen Staates mit seinen schwierigen Geburtswehen, mit seinen Kämpfen zwischen religiöser und weltlicher Macht ... natürlich hat dieser Ingenieur sehr viel Interessantes erlebt. Aber er kann die Fülle seiner Erlebnisse weder übersehen noch ordnen, und der Leser muß es für ihn tun. Er wird dann allerdings durch die Menge des Rohmaterials entschädigt. Die Feste der Mongolen findet er ebenso geschildert wie den Aufbau des Lamaismus, die Stellung des lamaistischen Oberhauptes, des Bogdo Gegen ebenso wie die seltsamen halb politischen, halb religiösen Machthaber, die mit magisch-hypnotischen Kräften begabt ihre Anhänger beherrschen. Er findet die Geschichte der Urtonreiter, die die mongolischen Postboten sind, und die Machtkämpfe zwischen Chinesen und Russen. Was Geleta aber über mongolische Sitten und Gebräuche erzählt, das ist so sehr mit europäischen Augen gesehen, so sehr nach persönlichem Geschmack ausgewählt und beurteilt, daß es uns nicht sehr wichtig, ja nicht einmal immer ganz richtig zu sein scheint.

Beide Bücher regen an. Man möchte mehr, man möchte Genaueres, Begründeteres, Objektiveres wissen. Betrachten wir sie als Vorläufer der Bücher, die kommen werden und uns darüber berichten, ob es möglich sein wird, daß dieses Nomadenvolk inmitten seßhafter Völkerschaften sich wird halten können. (Schützen-Verlag, Berlin. 327 S. RM 5.—)

W. v. Hollander

Kunst des Alterns / Von Dr. Gerhard Venzmer

»Alt werden und jung bleiben!« nennt sich das neue Buch Dr. Gerhard Venzmers (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart), dem wir die nachstehende Schlußbetrachtung entnehmen. Das Werk zeichnet sich dadurch aus, daß es weltanschauliche Betrachtung und praktische Hinweise in der glücklichsten Form miteinander vereinigt. Der Leser durchwandert zunächst in Wort und Bild ein Stück Kulturgeschichte der Menschheit; er wird weiter in die Lebensgesetze der Pflanzen- und Tierwelt eingeweiht, um das Problem des Werdens und Vergehens und die natürlichen Voraussetzungen des Alterns zu erfassen. Wir empfangen sachkundige und dabei leicht erlernbare Ratschläge für eine gesunde Lebensführung, zur körperlichen, geistigen und seelischen Hygiene durch bestimmte körperliche Übungen, durch eine zweckmäßige Ernährung, durch eine vorbildliche innere Haltung und tiefere Erkenntnis des eigenen Wesens. Wir lernen auch die Hilfsmittel der modernen Wissenschaft kennen und begreifen — nicht zuletzt die Bekämpfung vorzeitiger Alterserscheinungen durch die neuen, von der Wissenschaft entdeckten Wirkstoffe (Hormone). Der philosophische Grundgehalt dieser Ausführungen kommt in dem nachstehenden Teil des Schlußkapitels besonders klar zum Ausdruck.

Ein jeder Lebensabschnitt hat ihm angemessene Betätigungen, Freuden und Leiden. Wer sich über solche biologischen Gegebenheiten hinwegsetzen zu können glaubt, wer etwa — um nur ein Beispiel herauszugreifen — auf sportlichem oder auch auf jedem Gebiet sonst sich Dinge zutraut, die seiner Altersstufe nicht entsprechen, muß jene Enttäuschungen erfahren, auf deren Boden Resigniertheit und Verstimmung gedeihen; ganz abgesehen davon, daß auf solche Übertreibungen die schlimmste aller Strafen: die Lächerlichkeit, steht. Das stete Bewußtsein dessen aber, daß jeder von uns seine Lebensaufgabe darin sehen muß, im Rahmen seiner Fähigkeiten nach Vollendung zu streben, sichert die ausgeglichene Seelenhaltung, die wahre innere Harmonie, die die Vorbedingung für die Erreichung des Zieles ist, alt zu werden und dabei jung zu bleiben.

Nicht jedem ist es vergönnt, in hohem Alter noch Werke von bleibendem Wert zu schaffen; eines aber steht jedem offen: jene abgeklärte Weisheit des Alters, jene Stufe reinster, geläuterter Menschlichkeit zu erringen, die unabhängig ist von der Kraft des Verstandes und schöpferischer Schaffensfähigkeit, die vielmehr einzig und allein bestimmt wird von Werten des Herzens, von Eigenschaften der Persönlichkeit. Zu allen Zeiten haben die Angehörigen der Kulturvölker es empfunden, daß die wahre Weisheit des Lebens, die tiefste Einsichtnahme in das Wesen der Dinge erst aus dem Altersabstand heraus möglich wird; — daher die ehrliche und gefühlsmäßige Achtung, die dem vom Alter Gereiften entgegengebracht wird. Sein Blick reicht in die Ferne; über das Einzelne, Kleine sieht er hinweg, aber um so deutlicher erschaut sein inneres Auge das Große, Verbindende, Ganze. Mit dieser Fähigkeit ist der vom Alter Gereifte dem geistig-ursprünglichen Wissen nähergerückt, als er es je durch verstandliches Bemühen vermöchte; die Leidenschaften und heftigen Gemütsbewegungen, die seinen Blick verdunkeln mochten, sind verklungen.

Wird der, den das Alter solcherart bereicherte, den es mit reiferer Erkenntnis und klarerer Urteilskraft beschenkte, der dahingeschwundenen Jugend nachtrauern? Er wird mit lächelndem Antlitz die tiefe Wahrheit der Worte aus Goethes „Faust" empfinden:

„Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebste Mädchen hängen,
Wenn fern des schnellen Laufes Kranz
Vom schwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Nächte schmausend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Mut und Anmut einzugreifen,
Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen,
Das, alte Herren, ist eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder."

Eines der tiefsten Geheimnisse des menschlichen Lebens klingt in diesen Versen auf: der ewige Kreis, den alle Dinge in ihrem Werden und Vergehen beschließen; die wundersame Erscheinung, daß der Greis sich in seiner Wesenheit wieder dem Kinde nähert. Nicht im verächtlichen Sinn des „Kindischen", sondern, wie Goethe sagt, in wahrer Kindlichkeit.

Daher die enge Freundschaft, die so oft Großvater und Enkel verbindet, und die uns geradezu zum Sinnbild für den ewigen Kreislauf des „Stirb und Werde" zu dienen vermag.

In diesem, die Ganzheit des menschlichen Lebens umgreifenden Kreise füllt das Alter genau so unentbehrlich seinen Raum wie die Jugend; beiden sind von der Natur verschiedene Aufgaben gestellt, und wie überall in der Welt des Belebten, so kann auch hier nur aus dem Zusammenwirken der Teile die Harmonie des Ganzen hervorgehen. Es bedeutet keine Übertreibung, wenn man ein Volk ohne Jugend einem Leibe ohne Herz, ein solches ohne Alter einem Körper ohne Kopf verglichen hat.

Töricht, wer nach alledem das Alter als einen Abschnitt des Lebens mit verneinendem Vorzeichen, als ein „notwendiges Übel" ansehen wollte, als eine Erscheinung, deren Herannahen man mit Trauer, Bangen oder gar Abscheu entgegensehen müßte! Wer ein vernunftgemäßes Leben führte, wer das Maßhalten in allen Dingen zu seinem obersten Grundsatz erhob, wer über dem äußeren Treiben nicht die Arbeit an seinem Inneren vergaß, hat das Alter nicht zu fürchten. Es wird ihn körperlich und geistig jung finden, rüstig und auch im Silberhaare noch schaffensfroh, heiter und gütig, immer bereit, sich zu bescheiden und zu dienen, der Mitmenschheit nützlich zu sein und ihr den reichen Schatz eigener Erfahrungen zugänglich zu machen.

Und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben; denn für alles, was das Alter dem Menschen nimmt, entschädigt es ihn reich auf andere Weise. Er, dem die Unrast des Lebens in früheren Jahren so manches Gebiet des Daseins verschloß, kann nun in Freiheit und Gelöstheit eine ganz neue Einstellung zu den Dingen dieser Welt gewinnen, kann die Persönlichkeit nach ganz neuen Richtungen hin ausweiten. Um das Seltsame und die Vielgestalt der Dinge zu erfassen, braucht er nicht in fremde Länder zu reisen; sein Weltgefühl ist anderer Art. Und was als Selbstgenügsamkeit erscheinen möchte, mag in Wirklichkeit Ausdruck inneren Reichtums sein. Die Kleinlichkeiten und Nichtigkeiten, die Plackereien und Verdrießlichkeiten des Alltags liegen hinter ihm; sie können den heiteren Frieden seiner Seele nicht gefährden, denn von höherer Warte herab schaut er das Getriebe der Welt, das auch ihn eines Tages so wichtig dünkte, und das er nun innerlich überwunden hat.

Prachtvoll kommt das in einer Strophe aus der Spruchsammlung des Dhammapada zum Ausdruck:

„Wer mit erkenntnisreichem und ernstem Geiste
Der Eitelkeit hat entsagt,
Sieht von erklomm'ner Höhe der Weisheit
Unter sich tief den Toren. Er blickt
Lächelnd auf den sich mühenden Haufen,
Wie von des Berges Gipfel ins Tal." —

Für den, der solchermaßen überwunden hat, kann auch der Gedanke an den letzten Tag, an das Heimgehen, keine Schrecken in sich bergen. Denn die Abgeklärtheit und das Über-den-Dingen-Stehen dessen, der sich der Natur verbunden, der sich als einen Teil des Ganzen fühlt und weiß, daß in jedem Sekundenbruchteil Legionen von Lebewesen entstehen und vergehen, macht auch ihm den Abschied von dieser Welt leicht; festigt in ihm die Überzeugung, daß es nichts Furchtbares bedeuten kann, in den Schoß der ewigen Allmutter Natur, aus dem alles Sterbliche hervorging, zurückzukehren.

Diese feste Zuversicht, die Überzeugung, daß der Tod nicht das Ende allen Seins bedeuten kann, ist der Funke des Ewigen, mit dem die Schöpfung uns begabte. Solange er in uns fortglüht, kann uns der Gedanke an die persönliche Zeitlichkeit nicht schrecken; so, wie es der 82jährige Goethe, von schon hinüberweisendem Blick verklärt und dem gemeinsamen Ursprung des Seins in seherischem Altersbegreifen nähergerückt, in unsterblichen Worten seinem letzten Briefe an Auguste Stolberg anvertraute: „Lange leben heißt, gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrigbleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit."

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Aufn. Vältl

Helene Voigt-Diederichs

wurde am 26. Mai 1875 auf dem Gutshof Marienhoff in der Nordmark Schleswig geboren. Aus ihren Büchern spricht die schlichte Form des Landlebens, wenn auch nicht immer dem Stoff, so doch dem innersten Wesen nach. Kurze Zeit nach Erscheinen ihres ersten Buches „Schleswig-Holsteiner Landsleute" (1898) heiratete sie der Buchhändler Eugen Diederichs, in dessen Verlag von nun an ihre Werke erschienen. Es entstanden in rascher Reihenfolge die Romane „Abendbrot" (1899), „Regine" (1901), der Gedichtband „Unterstrom" (1901), die Erzählungen „Leben ohne Lärmen" (1903), „Nur ein Gleichnis" (1903), der Roman „Dreiviertel Stund vor Tag" (1905) und die Skizzen „Aus Kinderland" (1907). Nach der 1911 erfolgten Scheidung begann eine Zeit des Reisens, die ebenso wie das Erlebnis des Krieges zu einer verinnerlichten Gestaltung hinführten. Das Reisebuch „Wandertage in England" (1912), der Roman „Luise" (1912), ein zweites Tagebuch von einer Pyrenäenfahrt „Zwischen Himmel und Steinen" (1919) und die Erzählung „Mann und Frau" (1922) legen Zeugnis davon ab. „Wir in der Heimat" (1916) steht ganz unter dem Zeichen des Krieges. Dem Gedenken der Mutter ist „Auf Marienhoff" (1925) gewidmet. In dem Roman „Ring um Roderich" (1929) gestaltet sie das Leben junger Menschen und die Nöte der Reifezeit. Ihr niederdeutsches Schauspiel „Junge Fru int Hus" (1931) wurde von der Hamburger Niederdeutschen Bühne uraufgeführt. Mit den schönen Erzählungen aus der Kinderwelt in dem Bande „Der grüne Papagei" (1934) erweist sie sich als Mutter und Dichterin zugleich. Die beiden zuletzt erschienenen Bücher — „Aber der Wald lebt" (1935) und „Gast in Siebenbürgen" (1936) — zeigen, welch große Entwicklung zum reifen Dichtertum Helene Voigt-Diederichs durchlaufen hat.



Aufn. Kuhr

Agnes Miegel

Nirgends ist Ostpreußen in seiner Gesamtheit so echt und überzeugend dargestellt worden wie in den Gedichten, Balladen und Erzählungen von Agnes Miegel, die am 9. März 1879 in Königsberg geboren wurde. Die „Geschichten aus Altpreußen" (1926) handeln von geschichtlichen Wendepunkten ihrer Heimat in menschlich-nacherlebender Form. Ihre „Gesammelten Gedichte" und das Buch „Spiele", für welches sie später den Kleistpreis erhielt, zeigen sie als Lyrikerin von weiblichem Erleben und herber Kraft. Neue Gedichte „Herbstgesang" (1932) führen ihre lyrische Kunst in der gleichen Linie fort. In der „Fahrt der sieben Ordensbrüder" wird preußische Vergangenheit lebendig; die Erzählungen des Bandes „Gang in die Dämmerung" (1934) beweisen ihren unerschütterlichen Glauben an Deutschland; die „Deutschen Balladen" (1935) bringen eine von ihr besorgte Auswahl unter dem leitenden Gedanken deutschen Schicksals. Zuletzt erschienen unter dem Titel „Unter hellem Himmel" (1936) ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen, in denen ihre Herkunft und ihr Werden offenbar wird.

Der Name Agnes Miegel ist unlösbar mit ihrer Heimat verbunden, für die sie lebt und schafft. Deutschland hat ihr, die noch heute in Königsberg lebt, Dank zu sagen gewußt: 1924 erhielt sie anläßlich des Kantjubiläums von der Universität Königsberg den Ehrendoktor, „weil sie, festgewurzelt in ostpreußischem Wesen, reiche Lebensfülle und tiefe Heimatliebe mit meisterhafter Kraft gestaltet hat"; 1933 wurde sie in die Deutsche Dichterakademie berufen; 1936 überreichte ihr die Universität Königsberg den zum erstenmal verliehenen Herderpreis, und im gleichen Jahr stiftete die NS-Kulturgemeinde zu ihrem Geburtstag eine Miegel-Plakette.

mw.

Gestalt und Gestalter

Zum 70. Geburtstag von Rudolf G. Binding am 13. August

Die Gestalt Rudolf G. Bindings ist unseren Lesern aus früheren Betrachtungen wohl vertraut. Erst vor kurzem erschien ja auch Bild und Biographie von ihm in unserer Abteilung »Dichter unserer Zeit«. Unsere heutige Darstellung wurde durch das Erscheinen seines Gesamtwerks in fünf Bänden im Verlage Rütten und Loening, Potsdam, angeregt. Diese neue Ausgabe stellt eine Ergänzung der früheren vierbändigen Gesamtausgabe dar. Der fünfte Band enthält noch die »Spiegelgespräche«, die Novellen »Wir fordern Reims zur Übergabe auf«, »Moselfahrt aus Liebeskummer« und »Merkwürdige Begegnung«, dazu eine Reihe von neueren Gedichten und Essays und vermischte Schriften, die bisher in Einzelausgaben erschienen sind. Das nachstehende Gedicht »August« entnehmen wir diesem Bande des gesammelten Werks. Der Preis der Ausgabe beträgt RM 32.—.

In einem Aufsatz „Vom Leben der Plastik", welcher der Betrachtung des Werkes von Georg Kolbe gewidmet ist, spricht Binding den Gedanken aus, der Dichter stehe nach der Art seines Schaffens dem Plastiker näher als jeder andere Künstler. Denn ihnen beiden liege es ob, „Vorgang und Bewegung gestaltend in vorstellbare — körperlich vorstellbare — räumliche Vision" zu bannen. Mag man auch gegen solche einengende Formbestimmung der Dichtung Einspruch erheben, so kennzeichnet doch diese Festlegung des dichterischen Schaffens auf die plastische Kategorie Bindings Werk selbst auf das deutlichste. Denn allein am vollrunden, mit allen Sinnen empfundenen Gegenstand entzündet sich die Vorstellung des Dichters, und zum Gegenstand kehrt sie, gereinigt vom Zufälligen, Nebensächlichen und Ablenkenden, als Darstellung des Dinglichen, des Gefühles, des Gedankens zurück. Darum ist seine Dichtung im edelsten, also im goetheschen Sinne klassisch, und aus der Schilderung seiner Griechenlandfahrt in seiner Autobiographie „Erlebtes Leben" erfährt man es überdies als Bekenntnis, daß Ganzheit und Sichtbarkeit, Ordnung und Helligkeit, plastisches Menschentum und entschiedene Irdischkeit die Grundlagen seines Lebens und Schaffens sind.

Den selten gewordenen Menschen, die stark und ganz daseinswillig auf dieser Erde stehen, entschlossen sich vom Unendlichen ins Endliche wenden, das Göttliche in die Diesseitigkeit eingereiht glauben, dunkler Ahnung abhold und dem Licht zugetan sind, ihnen, die wie ein Gott oder ein „schönes Tier" in sich eins und unproblematisch sind, gelten des Dichters meisterhaft durchgeformte Novellen und köstlich irdische, mit Kellerschem Humor und Behagen erzählte Legenden. Von ihrer Schönheit, ihrem Adel, ihrem großherzig getragenen Leid sprechen seine anschauungsreichen und gedankenvollen Gedichte; die „Spiegelgespräche", die sich würdig neben Kleists Aufsatz „Über das Marionettentheater" behaupten, sein illusionsfreies und schonungslos kritisches Buch „Über den Krieg", die anmutige „Reitvorschrift für eine Geliebte" und alle jene Schriften, die er dem edlen Pferd als seinem strengsten und teuersten Lehrmeister geschrieben hat, in ihnen allen ist der rassige Mensch, das edle Geschöpf, beide als höchste Leistungen irdischer Schöpfungskräfte, der Gegenstand, in dem die Natur sich selbst vergöttlicht hat.

Dr. H. W. Keim

August

Von R. G. Binding

Ernster August! Versengst du
mit dörrenden Stürmen die Liebe?
Brechen Wellen des Meers
ein in die Müde der Augen?

Zittert das Licht aus zu hoher
Wölbung des Äthers?
oder wehrt sich das Herz
übermächtiger Glut?

Nun sind die Felder geleert.
Die Wälder verdunkeln.
Lichter süßer und liebender
hat uns der Mai einst umarmt.

Wehre dich, Herz!
Sammle das Süße in dir.
Sammle es heimlich zum Süßesten.

Jetzt reift die süßeste blutend —
reift die Brombeere
unter dem Dornengerank.

Aufn. Clausen



Marianne Hoppe als Viola in Shakespeares „Was Ihr wollt"

Wer oder was ist ein Klassiker?

Mit den nachstehenden Ausführungen des Verlags Bong & Co., in denen die Klassikerfrage besonders eingehend behandelt wird, möchten wir die Erörterung zugleich mit unserem Dank an Leser und Verleger zum Abschluß bringen.

Es ist vielleicht gut, noch einmal auf die Bedeutung einzugehen, die das Wort Klassiker im römischen Altertum hatte, weil sie zur Klärung beiträgt und sehr einfach ist. Damals hießen „classici" die Vertreter der ersten Kreise der Bürger, also die reichsten und mächtigsten. Später wurde das Wort auch auf das geistige Gebiet im Sinne von erstklassig, mustergültig, bedeutend angewandt. Man gebrauchte es z. B. von hervorragenden Kulturepochen und nicht zum wenigsten von Schriftstellern. Als das Wort bei uns in Deutschland im 18. Jahrhundert wieder auflebte, geschah dies im Zusammenhang mit den Idealen der Antike, die durch unsere Klassiker Goethe, Schiller, Hölderlin usw. eine Auferstehung erfuhren. Zunächst galt das Wort dieser Zeit deutscher klassischer Dichtung und ihren Dichtern. Später schloß es die Romantiker mit ein, wiederum später die bedeutendsten Dichter der nachfolgenden Jahrzehnte, mochten sie auch dem Ideal antiker Dichtung nicht mehr huldigen. Schließlich nannte man Fritz Reuter einen Klassiker unter den plattdeutschen Dichtern oder Busch einen klassischen

Humoristen. In solchen Fällen bedeutete klassisch nichts anderes als erstklassig: also im Grunde das gleiche wie im römischen Altertum, nur auf die deutsche Dichtung übertragen. Der Begriff der antiken Schule blieb unberücksichtigt.

Von der Vorstellung: mustergültig, vollendet in Form und Inhalt gehen wir im Grunde auch heute bei der Beurteilung aus, ob wir einen Klassiker vor uns haben, zugleich auch von der Forderung der Lebenskraft, Gesundheit, Frische und Reinheit seiner Dichtung. Wenn es in den „Weltstimmen" heißt: „Der Begriff des Klassischen erscheint uns heute weniger wichtig und maßgebend als der des lebenden Erbgutes", so möchten wir beides als identisch ansehen. Das bleibende lebende Erbgut ist ja klassisch im deutschen Sinne, und ein anderer kommt nicht in Frage.

Die überragende Bedeutung bleibt also entscheidend. Was den Klassiker ausmacht, ist Genie, wie es frühere Zeiten nannten; anders gesagt: seine Eigenart, seine Persönlichkeit, Gesinnung, Phantasie, Empfindungstiefe, sein Formgefühl, kurz seine Größe. Aber diese Größe trennt ihn nicht von der Volksgemeinschaft und Heimaterde, sondern verbindet ihn damit nur um so fester. Je stärker der Stamm eines Baumes emporwächst, je höher er ragt, desto tiefer und breiter muß er im Boden wurzeln. Das aber ist es, was einen Klassiker ausmacht, wie hoch er die Krone seiner Dichtung ausbreitet, wie tief seine Wurzeln fassen, wie frisch die Früchte und Säfte seiner Dichtung sind und wie lange sie der Zeit trotzen. „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag."

Es fällt der eigenen Zeit oft schwer, klassische Dichter, die in ihrer Mitte wirken, zu erkennen, wie dies einem Heinrich v. Kleist und Hölderlin widerfuhr. Von leidenschaftlich erregten Zeiten gilt dies doppelt. Im Gedränge, im Rauch und Dunst verliert sich die Übersicht. Aus einem gewissen Abstand erst sieht man die Gipfel klarer und überblickt die Größenverhältnisse, über die die Nähe täuscht. Die Frische der Dichtung ist geblieben, sie hat mit Aktualität und Zeitereignissen nichts zu tun. Aber etwas Ruhendes, Beruhigendes geht trotz aller Bewegtheit von den Klassikern aus und gibt uns ein ungetrübtes Bild der Welt und ihrer Erscheinungen. S i e s i n d d i e B e w a h r e r d e s E r b g u t e s d e u t s c h e r K u l t u r u n d d e r S t a m m , d e r u n s m i t d e r V e r g a n g e n h e i t v e r b i n d e t . M ö g e n s i e s e l b s t d e r V e r g a n g e n h e i t a n g e h ö r e n , w i r l e b e n m i t i h n e n e i n t i e f e r e s L e b e n.

Friedrich Hebbel hat ausgesprochen, daß er mehr Wert darauf legen würde, in 50 Jahren gelesen zu werden als in seiner Zeit.

Bei dem Wechsel alles geistigen Schaffens versteht es sich von selbst, daß auch unsere klassische Dichtung kein unverrückbares Gebäude ist, in dem alles unveränderlich an seinem Platze bleibt. Auch hier findet ständig ein Wechsel statt, begründet durch die Unzulänglichkeit der Zeit, die diese oder jene Klassiker nicht erkannt hat, oder durch die veränderte geistige Einstellung einer neuen Gegenwart.

Diesen Umständen müssen Verleger und Herausgeber einer Klassiker-Bibliothek Rechnung tragen.

Schriftleitung
Bongs Klassiker-Bibliothek.

Von Sinn und Kraft der Lyrik

handeln einige Ausführungen, mit denen die Schriftleitung der „Dame" ihren Lyrikpreis 1937 ausschreibt. Dort heißt es:

Ein vollkommenes Gedicht ist etwas so Seltenes wie ein vollkommener Roman, ein vollkommenes Drama, kurz gesagt: ein vollkommener Mensch. Die Frage, ob es das überhaupt gibt, ist eine Frage, die nur der Glaube mit Ja beantworten kann . .

Das Gedicht ist schließlich der einfachste Spiegel für das Gesicht des Menschen, in dem zu lesen der Mensch nicht müde wird. Was aber den Zauber dieses Spiegels ausmacht, das ist die Tatsache, daß er nicht nur den einzelnen Menschen und das Wunder seines Daseins offenbart, sondern mit ihm die Gemeinschaft, in die hinein der einzelne geboren wurde, in der er sich entwickelte und seine Form fand, und der er nun wieder die Kraft seines Wesens zurückgibt. Ob es die Strophe eines schlichten Liebesliedes ist, in der wir diese Offenbarung erleben, oder der Gesang auf ein Werk, eine Tat, die Beschwörung eines unvergleichlichen Landschaftsbildes oder die Feier eines menschenverbindenden Schicksals — immer hat das Gedicht das Berufensein die Macht, mit dem einfachsten Wort das Gleichnis, das alle erkennen, zu bilden.



E. S. Forester

Ein General

Von Hans Härlin

Nebenstehend: Umschlagbild von Forester „Ein General" nach einer Zeichnung von Klaus Richter

Der Roman des bekannten englischen Novellisten und Biographen Cecil Scott Forester schwingt um eine höchst unromantische Persönlichkeit. Dieser Herbert Curzon, den wir als Leutnant kennenlernen und als Generalleutnant ungern verlassen, ist gewiß ein Ritter ohne Furcht und Tadel, daneben aber ein nüchterner Berufsoffizier, der seinen Weg geradeaus geht und so zu einem weiten Befehlsbereich und hohen Ehren kommt.

Dieser Volksheld, dessen Taten bald die Sage verklären wird, ist im Grunde ein ganz einfacher Pflichtmensch, ein gerader zuverlässiger Charakter, kein Dummkopf und kein Glücksjäger, aber auch keine geniale Persönlichkeit — vielleicht sogar nur der Vertreter eines bestimmten Typus, der aber einen guten Teil der besten Eigenschaften einer ganzen Nation in sich vereinigt. Es spricht für die Kunst der Gestaltung, wie für den eigenen menschlichen Wert Foresters, daß er es fertigbringt, diese Gestalt mit einem liebenswürdigen Humor zu umspielen, der zuweilen auf satirische Hintergründe zurückführt, ohne jedoch jemals den eigenen Helden in all seiner menschlichen Begrenztheit lächerlich oder verächtlich zu machen.

Im Burenkrieg als junger Leutnant stolpert er fast versehentlich in den Ruhm hinein, den er doch wieder wegen seiner vorbildlichen Haltung in schwerer Lage durchaus verdient. Die Schwadron des 22. Lancerregiments liegt am rechten Flügel einer langen Gefechtsfront, die sich unfreudig und erfolglos mit diesen verflixten Buren herumschießt, die man nicht sieht, aber oft genug höchst unliebsam spürt. Eben ist Curzons Rittmeister mit Kopfschuß gefallen, und nun liegt die Verantwortung schwer auf dem Leutnant. Es sieht bös danach aus, als ob ihm der unsichtbare Feind schon die Flanke abgewonnen hätte. Vor 14 Tagen erst wurde eine Schwadron eines anderen Regiments so eingekesselt und mußte sich ergeben. Seitdem heißt das unglückliche Regiment in ganz Südafrika „Regiment Ohm Krüger". Wenn's ihm auch so ginge? Nun, er würde eher fallen als sich ergeben. Aber seine Leute? Würde da keiner so einen verdammten weißen Lappen schwingen? Es wird ihm heiß und kalt. Er verläßt seine Deckung und schlendert an der Schützenlinie entlang. Gerne würde er ein paar schlechte Witze reißen, aber leider fällt ihm nie einer ein. So hauchte er eben einige Missetäter an, die mehr an ihre Deckung als ans Schußfeld denken. Natürlich verpaßt er bei seinem tollkühnen Ermutigungsgang auch einen kleinen Schuß. Aber nur in die Schulter. Macht nichts, glatt durchs Fleisch, der Sanitäter kann's verbinden. Aber nun geht auch die Munition aus. Das ist viel schlimmer. Er muß etwas tun, sonst geht's ihm wie denen vom Regiment Ohm Krüger. Er befiehlt den Rück-

zug zu den Pferden drunten in der Schlucht. Sie sitzen auf und reiten den einzigen Weg, den sie reiten können. Die Schlucht geht im Zickzack, er verliert die Orientierung, die Wunde schmerzt, der Blutverlust macht ihn dösig. Zum Glück geht's im Schatten. Plötzlich sind sie im grellen Licht, und da sieht er etwas ganz Herrliches. Die Schlucht hat sie hinter die Flanke der feindlichen Aufstellung gebracht. Ganz nahe eine Batterie Feldgeschütze, davor die Schützenlinie. Ein klares Ziel für die schönste Attacke. Er läßt aufmarschieren, der Trompeter bläst „Rein in den Feind". Den Buren fährt der völlig unvermutete Angriff gewaltig in die Knochen. Die Schützenlinie bricht weithin zusammen. Alles rennt nach den rettenden Ponys. Die englische Infanterie stößt vor — Sieg auf der ganzen Linie. Das Treffen von Volkslaagte ist gewonnen. Die Nachricht ist Balsam für die öffentliche Meinung Englands nach all den Niederlagen. Curzon wird Rittmeister und erhält den Militär-Verdienst-Orden.

So ist dieser Rittmeister Curzon: mutig, zuverlässig und nicht ungeschickt im Erfassen des richtigen Augenblicks. Aber er muß ihn klar vor sich haben oder einen klaren Befehl erhalten; dann gibt's keinen Besseren im englischen Heer. Er strebt nicht nach der Kriegsakademie, in seinem Regiment gefällt es ihm recht gut. Er ist leidlich wohlhabend, stammt aus keiner besonderen Familie und befindet sich somit bei den 22. Lancern in der denkbar besten Umgebung. Er bleibt Junggeselle und dient sich als unentwegt tüchtiger, fleißiger, ehrenhafter Truppenoffizier und starke Säule des Kasinos zum rangältesten Major hinauf.

Der Weltkrieg bringt ihm eine große persönliche Überraschung. Sein Oberst bekommt eine Landsturm-Kavalleriebrigade in Nordengland, und er bekommt das Regiment, und das Regiment geht nach Frankreich. Der arme Oberst! Landsturmkavallerie — guter Gott —, und er darf das Regiment gegen den Feind führen! Die nächsten Tage sind ein Hetzen und Schuften ohnegleichen:

Er hatte jeden einrückenden Reservisten persönlich gesprochen; er hatte jedes Pferd genau besichtigt und seine Befehle so lange studiert, bis er sie auswendig wußte. Er tat das nicht etwa aus persönlichen Beweggründen. Seine Sorge um die Kriegstüchtigkeit des Regiments entsprang in keiner Weise der Überlegung, daß seine militärische Zukunft davon abhinge. Die Arbeit war da, um getan zu werden, und zwar gut getan zu werden, und es war seine Pflicht, sie zu tun.

Die oberen Stäbe arbeiten gut, und die 22. Lancer können sich sehen lassen, als sie auf dem Kai von Le Havre ausgeschifft werden. In der verlorenen Schlacht bei Mons bleibt das Regiment in Reserve. Es folgen elf traurige Tage Rückmarsch, da gibt's magere und kranke Pferde, dann geht's wieder ebenso unaufhörlich vorwärts, zuerst durch Staub, dann durch endlosen Regen. Ein Monat Krieg ohne Gefecht. In der Marneschlacht standen sie 30 Kilometer weit vom Schuß.

Plötzlich wird's ganz anders. In der Gegend von Ypern werden die drei Regimentskommandeure zum Brigadestab berufen. „Die deutsche rechte Flanke hängt in der Luft. Die britische Armee soll diese Flanke so erschüttern, daß man sie über den Rhein zurückwerfen kann." Sehr gut so weit, aber bald stellt sich's heraus, daß die englische Flanke noch viel mehr in der Luft hängt. Die Deutschen greifen mit Übermacht an, und hinter Curzons Kavalleriebrigade ist nichts — rein nichts. Sie muß als Infanterie kämpfen, und, wenn keine Verstärkung kommt, fallen, wo sie steht. Curzon denkt: „Das ist ein Befehl, den man verstehen kann." Was ist aus den schmucken Reitern geworden? Eine Horde schmutzüberzogener Dreckspatzen, die sich in Granatlöchern und Entwässerungsgräben in den nassen flandrischen Lehm drückt. Ein junger Maschinengewehrleutnant, der schlechteste Reiter des Regiments, wird plötzlich zum Eckstein der ganzen Stellung. Wie damals bei Volkslaagte geht Curzon wieder die Schützenlinie entlang, „kühl wie ein Eiszapfen im niederprasselnden Kugelhagel". Unter der Last der Verantwortung denkt er gar nicht an sein Leben. Jetzt greifen die Deutschen in dichten Massen an. Die Maschinengewehre hämmern, ein tolles Schnellfeuer rast die Stellung entlang. Die englischen Regulären sehen mit schaudernder Bewunderung, wie sich die jungen deutschen Regimenter in den Tod stürzen. Aber nach den zerschellten Angriffen kommt ein Artilleriefeuer, wie es noch keiner erlebt hat. „Schanzen oder sterben" ist die Losung. Aber womit schanzen? Sie haben doch kein Schanzzeug. In dem nassen Lehm geht's auch mit den bloßen Händen, und

die deutschen Granaten helfen beim Buddeln. Wer den 22. Lancern vor drei Monaten erzählt hätte, daß sie ihrem Brigadier am liebsten um den Hals fallen würden, weil er ihnen fünfzig dreckige Spaten in die vorderste Linie bringt! Auch Munition kommt wieder. Der Brigadier befiehlt Curzon: „Standhalten bis zum letzten Mann. — Wenn ich falle, führen Sie die Brigade. In der Brigadereserve sind 200 Mann — Pferdehalter, Pioniere, Feldgendarmen. Das ist alles zwischen Ihnen und Le Havre. Standhalten! Gute Nacht, Curzon." „Gute Nacht, Herr General."

Der General hat es geahnt — schon am nächsten Morgen führt Curzon die Brigade. Das Stabsquartier war im Keller eines Bauernhauses, und den hat eine schwere Granate zerstört. Vom General ist nicht viel mehr übriggeblieben, als die roten Streifen, der Adjutant lebt noch — leider. Die Telephonverbindung mit dem ersten Korps ist eben wieder geflickt worden. Ein kurzes Gespräch: „Aushalten um jeden Preis."

In den nächsten elf Tagen arbeitet Curzon wie ein Deicharbeiter gegen eine Sturmflut. Mit seinem bißchen Reserve muß er immer wieder eine schwache Stelle zupflastern:

Er mußte über seine Reserve wachen wie ein Geizkragen, denn es verging kaum eine Minute, ohne daß er von seinen Untergebenen mit ergreifenden, flehentlichen Bitten um Hilfe bestürmt wurde — und bei dieser sorgsamen Erhaltung seiner letzten Aushilfsmittel kam ihm seine natürliche Veranlagung zustatten, denn er fand keine Schwierigkeit darin, „nein" zu sagen, wie dringend auch immer das Hilfegesuch lauten möchte, wenn sein Urteil dagegen entschied. Mit seiner Art, die Gefahr zu mißachten, flößte er den Leuten neuen Mut ein, denn zu seiner angeborenen Tapferkeit kam die geistige Inanspruchnahme hinzu, die ihm gar keine Gelegenheit ließ, an persönliche Gefahr zu denken. Kein Soldat der Welt hätte sich des Gefühls der Bewunderung erwehren können, das sein gleichmütiges Benehmen und seine stete Bereitschaft, sich in der Gefahr an die Spitze zu stellen, hervorrief. Immer im entscheidenden Augenblick waren seine große, hochmütige Nase und sein schwarzer Schnurrbart zu sehen, wenn er nach vorn kam, um sich selbst ein Urteil über die Lage zu bilden. Immer und immer wieder während dieser elf Tage gab seine Gegenwart den Ausschlag.

Er war einer von denen, die vom Glück begünstigt wurden. In der Nacht, in der die alte britische Armee ihr Grab fand und in der mehr als zwei Drittel der Kämpfenden verwundet wurden oder fielen, kam er unverletzt durch, wenn auch seine Uniform Kugellöcher aufwies. So unvorstellbar es scheint, daß ein in die Luft geworfener Pfennig zehnmal hintereinander mit der Kopfseite nach oben herunterkommt, so unwahrscheinlich war es, daß Curzon die Schlacht überlebte, und trotzdem geschah es. Nur Männer mit diesem Glück blieben so lange verschont, daß die Geschichte ihres Lebens erzählenswert wurde.

Er ist die Seele des Widerstands in seinem Frontabschnitt. In diesen elf Tagen vor Ypern starb die alte englische Armee. Die Trümmer werden endlich von neuen Einheiten und einem Armeekorps aus Indien abgelöst.

Im englischen Hauptquartier ist man auf Curzon aufmerksam geworden und läßt ihn kommen. Er bringt zuerst seine Brigade ins Ruhequartier — viel Platz brauchen sie nicht mehr, aber viel Schlaf — dann zieht er sich pünktlich an und reitet ins Hauptquartier. Ein hübsches Schloß, eine Wache in neuen Uniformen, grünbezogene Beratungstische, Schreiber, Fernsprecher und die übrige Apparatur einer höchsten Befehlsstelle. Curzon macht einen guten Eindruck. Der Höchstkommandierende bietet ihm eine Brigade an, aber nicht seine jetzige, das geht natürlich nicht, denn etatsmäßig ist Curzon immer noch „ältester Major". Es handelt sich um eine in Ausbildung befindliche Brigade in England. Curzon zögert einen Augenblick, aber er kennt die Armee: wer eine angebotene Beförderung ablehnt, wird aufs tote Geleis geschoben. Er nimmt an und bekommt gleich Heimaturlaub. Dann geht man zu Tisch.

Im Kriegsministerium in London ist man sehr nett mit dem neugebackenen Brigadier. Curzon merkt, daß er vom Hauptquartier bestens empfohlen sein muß. Erwähnung in den Kriegsberichten und der Bath-Orden werden ihm in sichere Aussicht gestellt. Im Klub merkt er erst recht, daß er eine Art von Berühmtheit geworden ist. Ein dicker, alter Hauptmann, den er gar nicht kennt, bittet ihn zum Abendessen ins Haus seines Bruders. Der Hauptmann ist ein Lord Winter-Willoughby und sein Bruder der Herzog von Bude. Was dieser Weltkrieg nicht alles zuwege bringt! Curzons Vater war ein leidlich erfolgreicher Geschäftsmann mittleren Stils, und nun wird der Sohn zu einem Herzog eingeladen.

Der spiritus rector von Bude-House ist übrigens nicht der Herzog, sondern die Herzogin;

sie und ihre Schwägerin sind politisch ehrgeizige Frauen, die augenscheinlich Näheres, Ungeschminktes von der Front wissen möchten. Curzon weiß auch nicht mehr als ein anderer Frontoffizier und ist vorsichtig in seinen Äußerungen. Besser als die wissensdurstige Herzogin gefällt ihm ihre Tochter, Lady Emily. Zuerst erinnert ihn ihr Gesicht an das „Bingos, des besten Polopferdes, das er je gehabt hatte". Aber dann erkennt er in ihr eine gut aussehende, durchaus angenehme Dreißigerin, die vermutlich einen wackeren Kameraden abgeben würde. „Sie fühlte sich mit Pferden, Hunden und Blumen mehr zu Hause als mit den Politikern, denen sie gewöhnlich in Bude-House begegnete." Darin paßt sie ganz zu Curzon, aber merkwürdigerweise wird er durch die politische Luft dieses Hauses mehr in die Höhe getragen, als durch irgend etwas anderes. Ein richtiger Aufwind packt ihn und trägt ihn hoch über den Luftraum seiner kühnsten Hoffnungen.

Im Kriegsministerium sitzt ein Generalmajor Mackenzie als Chef der Operationsabteilung, der den politischen Pulsschlag Englands mit Aufmerksamkeit beobachtet. Das muß er wohl, wenn er Chef bleiben will. Der unglückliche Kriegsanfang könnte Veränderungen im Kabinett nach sich ziehen, an Bude würde man dann wohl kaum vorbeigehen können, und hinter Bude staken diese verd—— Bude-Weiber, die ihre Finger in allem hatten. Und nun verkehrte dieser Curzon, kaum in London angekommen, schon bei den Budes. Ein stilles Wasser? Jedenfalls mußte man sich den Mann warmhalten.

Curzon ist völlig unschuldig an Mackenzies Gedankengängen; aber er ist kein Dummkopf. Er merkt, daß er in einer starken Stellung ist und fühlt keine Verpflichtung, sie selbst zu schwächen. Bei einer wichtigen Beratung im Kriegsministerium, die unter Kitcheners Vorsitz stattfindet, erhält Curzon die seither unter einem überalterten Kommandeur in der Ausbildung verkommene 91. Division und muß wohl oder übel gleich zum Generalmajor befördert werden.

Wieder arbeitet Curzon mit Feuereifer, um seine Division hochzubringen, und diese ist ihm dankbar. In einer freien Stunde heiratet er auch, und Lady Emily wird ihm eine treffliche Soldatenfrau. Im Dienst kennt er keine Rücksicht, das bekommt sogar die Herzogin und Schwiegermutter zu spüren, als er ihren Enkel, den künftigen Herzog von Bude, als unzuverlässig aus seiner Adjutantenstelle entläßt und zur Truppe zurückschickt. Die maßlose Erbitterung der Herzogin übersieht er einfach, und die von ihr verhängte finanzielle Strafe wird vom Schwiegervater, der anständig denkt, glücklich abgewendet.

In einem scharfen Tauziehen mit Mackenzie, der die 91. Division in das schon verpfuschte Dardanellen-Abenteuer schicken möchte, siegte Curzon. Er darf seine tadellos ausgebildeten Leute nach Frankreich führen. Bald darauf werden sie in der Schlacht bei Loos erprobt. Sie halten sich gut trotz furchtbarer Verluste. Die oberste Führung hat versagt, wie Curzon bei einem kurzen Heimurlaub seinem Schwiegervater auseinandersetzen kann. Er tröstet seine Frau, die durch eine Fehlgeburt körperlich und seelisch Schweres durchgemacht hat und fährt wieder an die Front. Dort begibt sich Erstaunliches. Der Generalissimus French geht, und Haig kommt, Curzons Korpskommandeur wird nicht als Sündenbock für Loos heimgeschickt, sondern erhält eine Armee und Curzon ein Korps mit vier Divisionen gleich 100 000 Mann — „mehr als Wellington bei Waterloo kommandierte." Ob das wohl alles so gekommen wäre ohne die Rücksprache mit dem Schwiegervater, der nicht nur Herzog, sondern auch Minister ist?

Ein neuer Geist durchdringt das englische Heer. In seinem Stab und in allen höheren Kommandostellen verlangt Haig Männer, „die ohne Bedenken Verantwortlichkeit übernehmen, Männer mit unbeugsamer Energie und eisernem Willen, in die man das Vertrauen setzen könnte, daß sie ihre Rolle im Gesamtplan einer Schlacht durchführen, soweit Fleisch und Blut es zulassen würden." Curzon paßt zu einem solchen Höchstkommandierenden und wird von diesem geschätzt.

Trotz bester Vorbereitung und unerhörtem Munitionsaufwand zerschellt der große englische Angriff an der Somme im Maschinengewehrfeuer der Deutschen, die nach 168 Stunden Trommelfeuer immer noch da sind. Gegen einen solchen Feind verspricht der Großangriff keinen Erfolg. Ein neues Wort kommt auf: Zermürbung. Jedenfalls muß diese Somme-Offensive nicht in unmilitärischer Weise abgebrochen werden, und das genügt Curzon. Eine Abordnung



Englische Sturmlinie im Angriff — Archivbild

führender und besorgter englischer Parlamentarier wird kunstvoll zum Narren gehalten und nimmt die allerbesten Eindrücke von der Frontstimmung mit nach Hause.

Äußere Ehren werden Curzon in reichem Maße zuteil. Seine Brust ist von hohen Orden der Alliierten bedeckt, und nun wird er auch noch geadelt. „Sir Herbert Curzon", das klingt wirklich nicht übel, besonders wenn die Frau vorher schon Lady Emily Curzon hieß. Diese Ehrungen sind ihm nicht die Hauptsache, aber auch nicht unwichtig, wie er umgekehrt eine Schwester seines Vaters, die in sehr kleine Verhältnisse geheiratet hat, vor seiner Frau und deren hochadliger Verwandtschaft eisern verschweigt.

Auch im „Zermürbungskrieg" tut Curzon unentwegt seine Pflicht. Die deutsche Märzoffensive des Jahres 1918 trifft das englische Heer zwar nicht unerwartet, aber doch mit unerwarteter Wucht. Nicht nur die Front, sondern alle zurückliegenden wichtigen Punkte werden mit einem tollen Granathagel überschüttet. Die telephonischen Verbindungen reißen ab, und das Stabsquartier des Korps hat nur die dunkle Ahnung, daß alle Stellungen vor ihm zerbröckeln. Die deutsche Flut braust wie durch einen geborstenen Deich. Schon schweigen die Divisionsstäbe, ein Meldegänger bringt ein Stück Papier mit drei Worten „Feind in Flécourt." Also war die 91. Division umzingelt. Curzons Stabschef sagt ruhig: „Wenn die Deutschen in Flécourt sind, ist es Zeit, daß wir hier weggehen." Kein Zweifel, der Stab muß zurück. Aber ihn selbst haben diese Deutschen der Führerpflicht entbürdet. Der Rest ist Stabsarbeit, und er will nicht als geschlagener General in England leben. Er läßt sein Pferd vorführen und reitet ostwärts, allein den Deutschen entgegen . . . Verwundete fliehen an ihm vorüber, dicht vor ihm schlägt seine alte 91. Division ihre letzte Schlacht. Ehe er noch die Gefechtsfront erreicht, wird ihm das rechte Bein von einem Granatsplitter zertrümmert. Zwei Sanitäter retten ihm das Leben. Nach furchtbaren Schmerzen erreicht er das Lazarett und wird operiert.

Jetzt lebt er in dem schönen Seebad Bournemouth an der englischen Südküste. Man sieht ihn fast täglich in seinem Rollstuhl auf der Strandpromenade, und jeder, dem er zulächelt, fühlt sich beglückt. Lady Emily, sein treuer Lebenskamerad, schreitet aufrecht hinter ihm und nimmt an der Hochachtung der Mitwelt teil, zu der ihre Abkunft nicht wenig beträgt.



Lord Kitchener — Aus A. Hodges „Kitchener“ (Vorhut Verlag, Berlin)

Englands erster Soldat

Arthur Hodges Kitchener

Von Josef Schäfer

Bei der Betrachtung der Lebensbahn des großen englischen Feldherrn und Heeresorganisators Horatio Herbert Kitchener drängt sich uns wieder einmal der Gedanke auf, welche Möglichkeiten zur Weitung des Gesichtsfeldes und zur Entwicklung schlummernder Fähigkeiten das englische Weltreich einem begabten jungen Offizier am Ende des 19. Jahrhunderts bot. In einem Alter, in dem ein deutscher Berufsgenosse jener Zeit einige Garnisonen und vielleicht eine Turn-, Schieß- oder Reitschule kennengelernt hätte, hatte der Ingenieurmajor Kitchener neben seiner Berufsausbildung schon ausgedehnte Vermessungsarbeiten in Palästina und auf Cypern, eine ebenso wichtige wie gefährliche Gastrolle bei der Besetzung Ägyptens und eine sehr verantwortungsvolle, lange Erkundungsfahrt in den nördlichen Sudan hinter sich. Als sich im Jahre 1885 die Gordon-Tragödie in Khartum abspielte, befand sich Kitchener bei der zu spät und in ungenügender Stärke entsandten anglo-ägyptischen Entsatzabteilung

nicht weit davon nilabwärts bei Korti. Der Kampf gegen die Schreckensherrschaft des Mahdi Muhammed Achmed und seines noch furchtbareren Nachfolgers und Bruders Abdullahi war von nun an 13 Jahre lang sein Lebensinhalt. Er diente sich mit Auszeichnung in der hauptsächlich von britischen Offizieren befehligten ägyptischen Armee herauf, bis er 1892 mit 42 Jahren als Sirdar an ihre Spitze trat. Mit ungenügenden Mitteln schuf er sich aus den militärisch verachteten Fellachen eine ziemlich zuverlässige Kampftruppe. Das Wunder geschah dadurch, daß er für anständige Verpflegung, Unterkunft und Behandlung sorgte. So hob er Selbstgefühl und Kameradschaftsgeist und machte aus dem vorher bedauerten Muß-Soldaten den bewunderten Mann in seinem Dorf, das er in bestimmten Abständen auf Urlaub besuchen durfte. Dies war gleichzeitig die erfolgreichste Art, für die freiwillige Rekrutierung des Heeres zu sorgen. Seine rechte Hand bei dieser aufbauenden Tätigkeit wie im späteren Feldzug war Oberst Reginald Wingate.

Für den Anmarsch nach Khartum war der Ausbau der Bahn Wadi Halfa—Abu Hamed die Vorbedingung. Die Entfernung zur Versorgungsbasis wurde dadurch um etwa 300 Kilometer verkürzt und neben die durch Katarakte behinderte Nilschiffahrt ein zuverlässiges Beförderungsmittel eingeschaltet. Der als unmöglich bezeichnete Bahnbau durch die wasserlose Kurusko-Wüste gelang. Abu Hamed und Berber wurden den Derwischen entrissen, und der Feldzug zum Endkampf begann. Er wurde durch die Schlacht an der Mündung des Atbara-Nils am 8. April 1898 eingeleitet. Kitchener schlug die Vorhut des Mahdi unter den Emiren Mahmud und Osman vernichtend. Dreitausend Derwische fielen, 2000 wurden gefangen. Es war die erste Schlacht unter Kitcheners Oberbefehl; die entscheidende bei Omdurman folgte am 2. September. Auf dem Oberbefehlshaber lag in diesen Monaten eine ungeheure Verantwortung. Er hatte 17 000 eingeborene Söldner verschiedenen Gefechtswertes und nur 8000 Mann englische Truppen unter sich. Dieses kleine Heer hing an einer unendlich langen, dünnen Verbindungslinie und sah sich 50 000 wohlbewaffneten, fanatisch tapferen Derwischen gegenüber. Das Versagen eines Truppenteils konnte den Verlust der Schlacht und die Vernichtung des ganzen Heeres bedeuten. Aber die junge ägyptische Armee bestand die scharfe Feuerprobe, und die Macht des Mahdismus war für immer gebrochen.

Gleich darauf gelang es der machtvollen Persönlichkeit Kitcheners und seinem natürlichen Taktgefühl, den Zwischenfall mit dem französischen Hauptmann Marchand in Faschoda ohne kriegerische Verwicklung zu erledigen. Trotz der bitteren Demütigung, die Marchand tatsächlich hinnehmen mußte, schieden die beiden Männer als persönliche Freunde und blieben es bis zu Kitcheners Tod. „Faschoda" ist deshalb von weltgeschichtlicher Bedeutung, weil aus dem Nachgeben Frankreichs die spätere „Entente cordiale" mit ihren Folgen für den Weltkrieg erwuchs.

Ende Oktober 1898 kehrte Kitchener als ruhmgekrönter Sieger in den längst verdienten Urlaub nach England zurück. Königin Viktoria empfing ihn in ihrer Sommerresidenz Balmoral und verlieh ihm Würde und Titel eines Lord Kitchener von Khartum und Aspall; das Parlament bewilligte eine Dotation von 30 000 Pfund. Der so Geehrte konnte zwar Bankette, Empfänge und andere Festlichkeiten nicht ausstehen, mußte aber doch eine Zeitlang die tumultuarische Dankbarkeit seines Volkes über sich ergehen lassen. So hatte er nicht allzuviel Ruhe in seinem Erholungsurlaub.

Als Generalgouverneur des Sudans kehrte er nach Ägypten zurück, konnte sich aber dieser aufbauenden Tätigkeit nicht lange widmen. Man brauchte ihn in Südafrika, wo der Burenkrieg ausgebrochen war und das englische Heer eine Schlappe nach der andern erlitten hatte. Am 27. Dezember 1899 meldete sich Kitchener als Generalstabschef bei dem neuernannten Oberbefehlshaber Lord Roberts an Bord der „Dunnottar Castle", die, ohne Gibraltar anzulaufen, nach Kapstadt weiterfuhr. Erst nach hartem Ringen neigte sich der Sieg der englischen Übermacht zu. Im November 1900 kehrte Lord Roberts nach England zurück, Kitchener übernahm den Oberbefehl; aber er brauchte noch beinahe zwei Jahre, bis er den zähen Kleinkrieg der tapferen Buren niedergerungen hatte. Im Juni 1902 kam der langersehnte Friedensschluß zustande.

Gleich darauf übernahm Kitchener den Ober-

befehl über das Heer in Indien, das er von Grund aus umschuf, nachdem er im Kampf um die hierzu nötige Befehlsgewalt gegen den Vizekönig Lord Curzon obgesiegt hatte. Mit dessen Nachfolger, dem Earl of Minto, verband ihn eine treue Freundschaft. Als Feldmarschall verließ er Indien nach sieben Jahren schweren Herzens und löste den Herzog von Connaught als Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte im Mittelmeer ab. Es war dies eine Ehrenstellung ohne viel Dienstpflichten, die ihm während der kurzen Zeit, in der er sie innehatte, Gelegenheit gab, die Streitkräfte in Australien und Neuseeland kennenzulernen. Im Sommer 1911 wurde er der tatsächliche Herr Ägyptens unter dem bescheidenen Titel „Britischer Agent und Generalkonsul". Er führte eine scharfe Reform der Verwaltung durch und erwarb sich durch Förderung der Landwirtschaft und Erhöhung des Assuan-Damms dauernde Verdienste um das Land.

In der Besprechung des nahenden Weltunheils können wir dem Verfasser des Buches nur beipflichten. Er charakterisiert die Regierungszeit Eduards VII. mit den folgenden Worten:

Die Epoche Eduards beschwor Unheil über das britische Reich herauf. Sie veranlaßte den Umschwung in der auswärtigen Politik, der England in den Krieg hineintreiben und an den Rand des Abgrunds bringen sollte; denn im Jahre 1905 waren bereits die Pläne für die Zusammenarbeit der Heere und Flotten Englands und Frankreichs geschmiedet worden. Während dieser Periode war auch der Charakter der englischen Staatsmänner sichtlich verkümmert. Noch waren Bindeglieder zur Vergangenheit da: der apathische, egozentrische Balfour, und Asquith, der mehr denn jeder andere die Tradition gewahrt hatte. Aber die neuen Männer, die von der Epoche Eduards bis zum Beginn des Weltkrieges hervortraten, waren den Vorgängern an Charakter, wenn nicht an Befähigung, unterlegen. Der Opportunist Lloyd George, der geistreiche und unstete Churchill, Bonar Law, der gewandte moderne Politiker, der furchtsame Grey und der streitbare Birkenhead füllten allmählich in der Öffentlichkeit die Stellungen aus, die früher Gladstone, Palmerston, Salisbury und Beaconsfield eingenommen hatten. Das Wort „Staatsmann" verschwand aus dem englischen Wortschatz. Seine Bedeutung war zu erhaben für die neue Generation von Volksvertretern. Es wurde durch den Begriff „Politiker" ersetzt.

Die militärisch-politische Bindung an Frankreich erfolgte ohne Kenntnis des Unterhauses. Der Ministerpräsident Asquith erfuhr von den sehr weitgehenden Abmachungen erst, als für England ein Zurück zur Handlungsfreiheit den erbitterten Haß Frankreichs bedeutet hätte. Nach den Darstellungen des Verfassers muß die schwächlich-unehrliche Politik des englischen Staatssekretärs des Äußeren Grey als wesentlicher Grund des Weltbrandes betrachtet werden.

In den Wochen zwischen dem Mord von Serajewo und den ersten Kriegserklärungen befand sich Kitchener zufällig auf Urlaub in England. Im Begriff, auf seinen Posten in Ägypten zurückzukehren, wurde er am 3. August am Kai von Dover angehalten. Zu den entscheidenden Sitzungen des Kabinetts wurde er aus öde formalistischen Gründen dann doch nicht beigezogen. Die obersten Militärberater des Kabinetts, Sir John French und Sir Henry Wilson, hielten den bevorstehenden Waffengang für eine Sache von drei Monaten.

Hätte Kitchener Gelegenheit gefunden, seine ernste Warnung vor der wirklichen Tragweite dieses Krieges geltend zu machen, so hätte die Weltgeschichte vielleicht einen anderen Verlauf genommen.

Erst als das englische Ultimatum an Deutschland abgelaufen war, ersuchte ihn Asquith um Annahme des Kriegsministeriums. Kitchener war 64 Jahre alt und hatte ein Leben voller Aufregung und Mühsal hinter sich. Er sprach gut deutsch und schätzte die deutsche Kampfkraft sehr hoch ein. Mußte er diese Riesenlast auf die Schultern nehmen? Er wußte, daß kein anderer imstande war, jetzt im Krieg ein großes englisches Heer zu schaffen. Es war seine Pflicht, anzunehmen.

Die Regierung hatte dem Kriegsministerium die Aufstellung von sieben Divisionen für sechs Monate befohlen. Kitchener erklärte dem erstaunten Kabinett, der Krieg werde drei Jahre dauern und 70 englische Divisionen erfordern. Im Kriegsministerium sah es öde aus. Die aktiven Offiziere der verschiedenen Abteilungen waren mit dem kleinen englischen Hilfsheer nach Frankreich abgerückt. Mit Henry Wilson, dem seitherigen Leiter der Operationsabteilung, war ein Zusammenarbeiten kaum möglich; er wurde dann auch bald Generalstabschef des Expeditionskorps in Frankreich. So war Kitchener am Anfang ein Kriegsminister fast ohne Stab, fast ohne Heer und Kriegsmaterial. Auch die Werkstätten dafür mußten erst aufgebaut wer-

den. Vom Kriegsschauplatz kam eine Hiobspost nach der anderen. Nur durch den vollen Einsatz seiner imponierenden Persönlichkeit vermochte Kitchener den durch schwere Niederlagen entmutigten Höchstkommandierenden French zur Belassung der englischen Truppen in der Kampflinie zu bewegen. Die Marneschlacht wurde geschlagen, und die erste, dringendste Gefahr war abgewandt.

Es ist hier nicht möglich, den Mann, der so viel zu tragen und zu ertragen hatte, durch die einzelnen Kriegsabschnitte und durch die vielen Äußerungen des Hasses und der Scheelsucht im eigenen Lande zu begleiten. Was ihn aufrechterhielt, war sein strenges Pflichtgefühl und die unwandelbare Freundschaft des Staatslenkers Asquith. Sitzungsmüde und von dem Getriebe der Politiker angewidert, fühlte sich Kitchener diesen im Wortkampf unterlegen. Seine einzige Erholung war hin und wieder ein Sonntag auf seinem schönen Landsitz Broome, auf dessen Ausschmückung der Unverheiratete seine ganze Liebe verwandte.

Er und der erste Seelord Admiral John Fisher kämpften erfolglos gegen das Dardanellen-Abenteuer. Im Spätherbst 1915 wurde Kitchener als oberster Sachverständiger auf den dortigen Kriegsschauplatz entsandt. Er erkannte die Notwendigkeit der Räumung Gallipolis, die dann gegen alles Erwarten mit geringen Menschenverlusten vollzogen wurde.

Aus dem sogenannten „Munitionsskandal" ging er mit unvermindertem Ansehen hervor. Lloyd George wurde Munitionsminister und erbte die Vorarbeiten Kitcheners für die Munitionserzeugung eines Millionenheeres. Daß dieses auf den Beinen stand, war Kitcheners Weitblick zu verdanken. Auch die Franzosen gaben zu, daß es ihnen ohne die bedeutende englische Entlastung bei Verdun wahrscheinlich schlecht gegangen wäre.

Dem Kriegsende sah Kitchener mit Sorge entgegen. Er äußerte sich in dem Sinne, daß die Entente ja wohl gewinnen werde, aber daß die Politiker einen schlechten Frieden machen würden. Sein Mißtrauen gegen die Staatsleute, die eigentlich keine waren, saß sehr tief.

Im Mai 1916 wurde er vom Zaren nach Rußland eingeladen. Er nahm an, obwohl er sich über die Möglichkeit, entscheidend in die verrotteten russischen Verhältnisse einzugreifen, keiner Täuschung hingegeben haben dürfte. Wieman dem ersten Soldaten Englands die gefährliche Fahrt durch die minenverseuchten Gewässer um die Orkney-Inseln gestatten und dann so wenig für die Sicherung dieser Fahrt tun konnte, wird immer ein Rätsel bleiben. Am 6. Juni gegen Abend lief die „Hampshire" in einem Orkan zwei Kilometer vor Kap Marwick auf eine Mine.

Am 6. Juni, um dreiviertel fünf Uhr nachmittags, lichtete die „Hampshire" in Scapa Flow die Anker. Wegen des Nordoststurmes hatte man im letzten Augenblick beschlossen, das Schiff nach Westen zu senden, damit es den Schutz der Orkney-Inseln ausnutzen könnte. Nach dem Passieren von Tor-Neß drehte der Orkan aber zunächst nach Norden, dann nach Nordwesten, und schwoll so mächtig an, daß die beiden Zerstörer, die der „Hampshire" das Schutzgeleit gaben, kurz nach sechs signalisierten: „Können nicht länger folgen." Dabei war die Fahrgeschwindigkeit bereits auf fünfzehn Knoten verringert worden. Die „Hampshire" signalisierte zurück, daß die Zerstörer nach dem Hafen umkehren sollten, und fuhr allein weiter. Haushohe Brecher tosten über sie hinweg. Die Luken waren bis auf eine geschlossen. Und die Fahrgeschwindigkeit wurde wieder herabgesetzt.

Bei Kap Marwick, zwei Kilometer vor der einsamen Felsküste, doch in tiefem Wasser, erfolgte die Explosion. Eine schwarze Rauchwolke schoß hoch. Pulverqualm verbreitete sich durch das Schiff, das sofort zu sinken begann. Der elektrische Strom versagte, das Licht erlosch, die drahtlose Verbindung war unterbrochen. Anscheinend war der Schiffsleib mitten entzweigerissen worden. Die „Hampshire", die auf eine Mine aufgelaufen war, hatte eine tödliche Wunde erhalten.

Die zwölf Überlebenden, die auf einem Floß nach unsäglichen Nöten an den Strand geworfen wurden, bestätigten später, daß es zu keiner Panik kam. Der klagende Ruf der Hörner, den Kitchener jetzt zum letzten Male hörte, übertönte das Heulen des Orkans und gab das Signal zum Verlassen des Schiffes. Man versuchte, die Boote auszusetzen, doch sie wurden zertrümmert. Es gab keine Rettung mehr. Keine irdische Macht war dem Toben der eisigen Sturzseen gewachsen. Die „Hampshire", die schon nach Steuerbord kenterte, versank langsam.

In fünf, in zehn Minuten war alles vorbei.

Inmitten des Stabes und der Schiffsbesatzung sah Lord Kitchener von Khartum unerschütterlich und unerschrocken dem Hinuntersinken in das Wellengrab entgegen.

Nun war es Zeit zum Aufbruch in die Ewigkeit.



Abschied von der Heimat

Charles Nordhoff und James Norman Hall

Chronik der Bounty

Von Hansgeorg Maier

In engem Anschluß an die von der Londoner Admiralität und dem Britischen Museum verwahrten Akten, unbeeinflußt von legendären Ausschmückungen und gestützt auf Forschungen an Ort und Stelle, erzählen Charles Nordhoff und James Norman Hall in zwei historischen Romanen „Schiff ohne Hafen" und „Meer ohne Grenzen" die Geschichte der Meuterei auf dem Segelschiff „Bounty". Diese Meuterei hat sich vor anderthalb Jahrhunderten begeben und dazu beigetragen, in der englischen Marine an die Stelle härtester Untersuchung durch den selbstherrlichen Kapitän eine verläßlichere, auf gegenseitige Achtung zwischen Offizier und Matrose gegründete Disziplin zu setzen.

Schiff ohne Hafen

Im Jahre 1787 segelt das englische Kriegsschiff „Bounty" von Portsmouth nach Tahiti. Dort sollen junge Brotfruchtbäume zum Versand bereitet und geladen werden. Sie sind für Westindien bestimmt, wo sie der Ernährung der Sklaven dienen sollen. Aber weder Pflanzen noch Schiff erreichen jemals die westindischen Gewässer. Weshalb es nicht dazu kommt, berichtet der damalige Seekadett Byam in einer autobiographischen Niederschrift.

Byam ist von Kapitän Bligh, der Cooks letzte Südseefahrt als Leutnant mitgemacht hat, mit dem besonderen Auftrag an Bord genommen worden, während des Aufenthaltes in

Tahiti ein Wörterbuch der Eingeborenensprache auszuarbeiten. Das erste Erlebnis, das er gemeinsam mit Bligh hat, besteht in der Teilnahme an einer der seinerzeit üblichen Exekutionen. Mit der „neunschwänzigen Katze" wird ein Matrose, der seinen Kapitän geschlagen hat, zu Tode gepeitscht. Nur die Angst vor ähnlicher Behandlung beschwichtigt die Empörung der Mannschaft, die auf der Fahrt um Kap Horn von Tag zu Tag schlechter verpflegt wird. Schließlich läßt Bligh an seine Leute fast ungenießbares Zeug austeilen. Kurze Zeit danach beschuldigt er plötzlich Offiziere und Mannschaften ohne jede Berechtigung des Käsediebstahls. Als sich dann herausstellt, daß die Fleischfässer, die Bligh von seinem Schreiber Samuel überwachen läßt, Untergewicht haben, bittet die Mannschaft die Offiziere, ihr doch zu ausreichenden Nationen zu verhelfen. Bligh antwortet mit der unverblümten Drohung, jeden, der etwa Beschwerde führen werde, auspeitschen zu lassen. Daraufhin versuchen es die ausgehungerten Matrosen mit dem Fangen von Fischen. Ein Hai wird gefangen. Der als übler Denunziant bekannte Schreiber Samuel will sich einen durch nichts verdienten Anteil erzwingen. In begreiflicher Aufwallung schmeißt ihm ein Matrose ein großes Stück Fisch ins Gesicht. Am nächsten Tag bekommt der Unglückliche einige dutzendmal die „Neunschwänzige" zu spüren. Bligh wendet die gleichen Methoden auch gegen die Kadetten an. Den einen jagt er bei eisigem Wind für eine ganze Nacht auf den Großmast hinauf. Einen anderen läßt er, eines geringfügigen Vorfalles wegen, gar an eine Kanone binden und mit dem Tauende durchpeitschen. Noch vor der Ankunft in Tahiti zwingt er seinen Schiffer, ein offensichtlich von Samuel im Auftrage des Kapitäns gefälschtes Verzeichnis angeblich verausgabter Nationen als in Ordnung befindlich zu bestätigen und zu unterschreiben.

Zunächst gestaltet sich der Aufenthalt in Tahiti in mancherlei Beziehung erquicklich und einträglich. Die bedrückten Matrosen erholen sich von den Leiden der Hinreise. Bald aber macht Blighs Befehl, alles und jedes, was die Besatzung von Land mit an Bord bringt, zu beschlagnahmen, wieder böses Blut. Auch zwei Perlen von der Größe ausgereifter Stachelbeeren verfallen dieser Beschlagnahme, obwohl sie der (bei Beginn der Reise von Bligh zum Leutnant beförderte) Schiffersmaat Christian von einer Eingeborenen als persönliches Geschenk für seine Mutter in England bekommen hat. Christians Protest wird von Bligh verworfen. Er hat Blighs Argwohn geweckt, indem er versucht hat, seinen unsinnigen Grausamkeiten entgegenzuwirken. Nun wird er in eine um so heftigere Abneigung gegenüber dem Kapitän hineingedrängt. Die wachsende Verstimmung und Spannung an Bord wird durch zwei Ereignisse noch erhöht. Auf Tahiti stirbt der freundliche Schiffsarzt: der letzte Vertreter echter Menschenliebe an Bord. Zum anderen werden einige Deserteure von Bligh unerhört grausam bestraft. Auch der Kadett Byam macht sich Sorgen über die Zukunft, als er wieder an Bord zurückkehrt, nachdem er Gastfreund bei einer Häuptlingsfamilie gewesen ist und sein Wörterbuch erheblich hat fördern können.

Nach der Abreise von Tahiti feiert Blighs verhängnisvolle Gewohnheit, Offiziere rücksichtslos auch vor der Mannschaft und womöglich ohne jeden ernsthaften Anlaß zu beschimpfen, weitere traurige Triumphe. Besonders auf Christian hat er es abgesehen, um ihn in besinnungslose Verzweiflung hineinzuhetzen. Eines Abends trifft Bligh Christian und Byam, zwischen denen sich Freundschaft angebahnt hat, in vertrautem Gespräch. Er wird argwöhnisch und wittert eine Verschwörung.

Am nächsten Morgen bricht die lange zurückgehaltene Revolte aus. Der Kadett Byam wird kurz vor Tagesanbruch unsanft aus dem Schlafe gerissen. Schon ist Kapitän Bligh überwältigt worden. Christian, der sich an die Spitze der Meuterer gestellt hat, vermag die wilde Rebellion gerade noch so weit zu zügeln, daß kein Mord geschieht. Bligh wird auf der Barkasse der „Bounty" mitsamt seinen Getreuen ausgesetzt. Byam und einige weitere Gegner der Meuterei müssen auf der „Bounty" verbleiben, da in der Barkasse kein Platz für sie ist. Obwohl sie somit nur gezwungen zurückbleiben, werden sie später von Bligh kurzerhand ebenfalls als Meuterer bei der Admiralität angezeigt.

Die von ihrem Unterdrücker befreite Mannschaft der „Bounty" nimmt schließlich Kurs zurück auf Tahiti. Die Brotfruchtbäume werden über Bord geworfen. Mit Vorräten wohl versehen, fahren die von Christian Befehligten dann von Tahiti nach der Insel Tupuai, wo sie durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen wieder vertrieben werden. Abermals geht es nach Tahiti. Als die „Bounty" schließlich dort nicht länger liegen darf, da auf die Kunde von der Meuterei hin ein englisches Kriegsschiff zu erwarten ist, da bleiben die Gesinnungsgenossen Byams und dieser selbst auf Tahiti zurück. Er wird der Tochter eines Häuptlings vermählt, während sich eine Gruppe der anderen dem Bau eines Kutters zuwendet, um den Versuch zu machen, Batavia zu erreichen und von dort vielleicht wieder nach Europa, nach England heimzukehren.

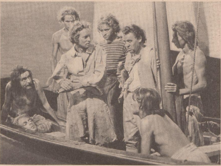
Eines Tages taucht vor Tahiti ein Segelschiff auf. Es ist die englische Fregatte „Pandora". Im Gefühl seiner Unschuld fährt Byam mit seinem Schwager hinaus, um das Schiff einzulotsen. Kaum ist er an Deck, da wird er als Meuterer in Handschellen gelegt. Auf Blighs Anzeige hin hat der Kapitän der „Pandora" entsprechenden Befehl erhalten. Der bestürzte Byam erfährt nun die Einzelheiten von Blighs abenteuerlicher und wagemutiger Fahrt zur Insel Timor. Auch seine Gefährten werden gefangen und in Eisen geschlossen. Nur der Schiffsarzt mildert ihre Lage. Von ihm empfängt Byam einen Brief seiner Mutter, die von seiner Unschuld überzeugt ist. Byam wird sie allerdings niemals wiedersehen. Sie stirbt vor Gram über einen rüden Brief Blighs, der ihren Sohn bedenkenlos zum Rebellen stempelt.

Einige Wochen später läuft die „Pandora" auf der Suche nach Christian und seinen Leuten auf ein Riff. Dreiunddreißig Mann und vier Gefangene ertrinken. In seinem Arzneikasten rettet der Schiffsarzt Byams Tagebuch und seine Sprachstudien aus Tahiti. Die Reise wird auf den vier Booten der „Pandora" fortgesetzt, und wie vordem Bligh, erreichen die Schiffbrüchigen schließlich Coupang auf Timor. Die Beschuldigten werden nach England überführt.

Nach dem Tod der Mutter findet Byam an Sir Joseph Banks einen väterlichen Freund, der an seine Unschuld glaubt und auch über einigen Einfluß verfügt. Er vermag allerdings nicht zu verhindern, daß das in der großen Kajüte von S.M.S. „Duke" tagende Kriegsgericht auch Byam zum Tode verurteilt. Drei Zeugen hätten allein Byam entlasten und retten können. Zwei sind gestorben, der dritte verschollen. Als der letztere, Byams Midkadett Tinkler, der einen Schiffbruch durchgemacht hat, doch noch auftaucht, kommt es für Byam zu einem nachträglichen Freispruch. Drei der Verurteilten werden gehängt, die anderen begnadigt. Zum Erweis dessen, daß er Byams Ruf keineswegs für geschmälert ansieht, fordert ihn hernach Kapitän Montague von S.M.S. „Hector" auf, unter ihm zu dienen. Byam nimmt das Anerbieten dankbar an.

In den großen Seeschlachten des folgenden Jahrzwölfts nimmt auch Byam teil. Nach dem siegreichen Treffen von Trafalgar wird er zum Kapitän ernannt. Erst im Sommer des Jahres 1809 gelangt er neuerlich in die Südsee. Dort hat Bligh als Gouverneur von Neusüdwales erneut durch tyrannische Härte einen Aufstand heraufbeschworen: die Ereignisse erinnern aufs fatalste an die Meuterei auf der „Bounty". Byam sieht ihn vorübergehen, ohne eines Blickes gewürdigt zu werden: Bligh hat sich in nichts geändert.

Die Insel Tahiti findet Byam in trostlosem Schweigen. Krieg und Seuchen haben vier Fünftel der Bevölkerung hinweggerafft. Nur wenige Freunde sind noch da. Auf einer Fahrt an den Küsten anderer Inseln entlang stößt Byam dann hernach auf den Sohn Christians, des Anführers der Meuterer. Christian hat sich auf „Pitcairns Insel" geflüchtet. Die „Bounty" ist auf Strand gesetzt und verbrannt worden. Streitigkeiten mit den Indios haben den Aufenthalt der Meuterer beunruhigt, ihre Zahl vermindert und endlich auch Christians Tod herbeigeführt. Sie haben kein paradiesisches Leben gefunden, die Meuterer der „Bounty", und aus der Erzählung des letzten überlebenden Matrosen spürt Byam die Bitterkeit, die Christians Dasein auch nach der Befreiung von Bligh beschwert hat.



Auf abenteuerlicher Fahrt: Kapitän Bligh (Charles Laughton) und seine Getreuen im offenen Boot

Meer ohne Grenzen

Kapitän Blighs abenteuerliche Heimreise macht der Schiffsarzt Ledward nur bis Batavia mit. Dort muß er zurückbleiben, da sein Beingeschwür sich verschlimmert hat. Um sich die Zeit zu kürzen, fertigt Ledward eine Schilderung der Bootsfahrt an, auf der er zusammen mit Bligh und seinen anderen Schicksalsgefährten nicht weniger als 3600 Meilen undurchforschten Ozeans durchmessen hat.

Die von den Meuterern in der Barkasse Ausgesetzten haben auf Tofoa, einer der Freundschafts-Inseln, ihre Vorräte ergänzen können, aber auch einen Überfall seitens der Eingeborenen durchstehen müssen, bei dem ein Quartiermeister der Bounty-Mannschaft den Tod gefunden hat. Künftig halten sie sich von den Inseln, die sie auf ihrer Fahrt sichten, möglichst fern, da die Eingeborenen gegen Europäer offensichtlich feindliche Absichten hegen. Ein Kanoe verfolgt einmal die Barkasse. Schon werden Bligh und seine Leute mit Pfeilen beschossen. Da verscheucht der aufgehende Mond die kampflustigen Angreifer, die sich bereits bis auf eine Taulänge genähert haben.

Nun, da es um Tod und Leben geht, zeigt Bligh sich von seiner besten Seite, vor allem als unübertrefflicher Navigator. Häufige Regengüsse und die das Meer tief aufwühlenden Stürme machen den auf kärgliche Wasser- und Brotrationen Angewiesenen bitter zu schaffen. Geschützt von der Küste der Neuen Hebriden, auf denen Kannibalen hausen, bessern sie in Eile die Segel aus. Dann müssen sie wieder hinaus auf das offene Meer. Unwetter von nie geahnter Gewalt kommen über sie. Erst sechsundzwanzig Tage nach der Abfahrt von Tofoa betreten sie — abgemagert und zermürbt und nur noch in Lumpen gehüllt — wieder Land: es sind die Eilande Neu-Hollands, die sie hinter einem riesigen Korallenriff angetroffen haben.

Längst zeigen sich neben den körperlichen Leiden auch die moralischen Schwächungen, von der ungeheuerlichen Entbehrung und Anstrengung während der Wochen im offenen Boot hervorgerufen; doch verhindert Bligh das Aufflackern von Zank und Hader. Die anderen wieder sind klug genug, während der Fahrt und insbesondere in seiner Gegenwart niemals die Meuterei und den Verlust der „Bounty" zu erwähnen.

Nach sechs leidlichen Tagen empfängt die

Ausgesetzten statt der Riffe Neu-Hollands abermals die offene See. Neuerliche Prüfungen gehen über sie nieder. Und erst als eigentlich alle am Ende ihrer Kraft angekommen sind, zeigen sich Höhenzüge und Waldungen. Noch will ein heißer und mühereicher Tropentag überstanden sein. Dann können die Erschöpften morgens gegen drei Uhr Hafen und Fort von Coupang, einer holländischen Niederlassung auf Timor, anlaufen. Die Holländer gewähren ihnen großzügig Gastfreundschaft.

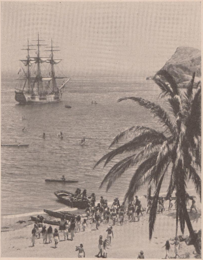
Während Bligh noch nach einer Fahrgelegenheit nach Batavia fahndet, stirbt plötzlich Nelson, der Botaniker, an einer Lungenentzündung. Bald darauf kann Bligh einen Schoner chartern. Mitsamt der Barkasse der „Bounty" führt ihn Bligh, der nun wieder in seinem Außeren ganz seiner Kapitänswürde entspricht, nach Batavia hinüber, wo sich der Abgezehrten plötzlich das Fieber bemächtigt. Drei der Bounty-Leute sterben; Bligh selbst wird, wenn auch nur für kurze Zeit, davon befallen. Wiederhergestellt, gewinnt er die Erlaubnis, mit zweien seiner Leute das Paketboot zur Heimreise nach England zu benutzen.

Mit neun von den Meuterern, darunter Fletcher Christian und Seekadett Young, sechs Polynesiern und zwölf Polynesierinnen an Bord ist die „Bounty" inzwischen nach Pitcairn gelangt. Die Flüchtlinge tilgen alle Spuren und lassen sich im Inneren der fruchtbaren, durch eine Steilküste vor unwillkommenem Besuch gedeckten Insel nieder. Christian legt das Kommando ab und bestimmt, daß die Mehrzahl der Stimmen künftig alle Fragen entscheiden solle, was sich bald genug rächt. Streitigkeiten beunruhigen von Anfang an das Gemeinschaftsleben der Siedler.

Eine englische Fregatte, offenbar auf der Suche nach der „Bounty", muß unverrichteterdinge umkehren, da sich die neuen Bewohner Pitcairns geschickt verbergen. Auch mancher Zwist wird vorderhand noch in aller Stille ausgetragen und beigelegt. Aber Unzufriedenheit, Heimweh und Leidenschaft nähren eine unaufhörliche Unruhe, und es ist beispielsweise ein wahres Glück für den Frieden auf Pitcairn, daß nur Christian und seine Frau davon wissen, wer eigentlich jenen Fisch vergiftet hat, nach dessen Genuß zwei Polynesier sterben.

Fünf der früheren Matrosen wollen die Insel allein unter sich und die vier anderen Engländer aufgeteilt wissen, während sie die Polynesier zu Sklaven erniedrigen möchten. Die Polynesier erfahren von diesem Vorhaben. Christian ermißt die verhängnisvollen Folgen einer derartigen Kränkung im Gegensatz zu seinen habgierigen Landsleuten sehr wohl und wehrt sich verzweifelt gegen den Entschluß der fünf, welche die Majorität unter den Weißen darstellen. Die Polynesier aber, die geheimen Rat halten, dünkt es unmöglich, daß Christian nicht die Macht haben sollte, jenen Enteignungsbeschluß zu verhindern. Daher wollen sie mit den anderen gemeinsam auch Christian töten. Das Gemetzel nimmt seinen Lauf. Dank der listigen Obsorge und mutigen Verschlagenheit der Frauen bleiben wenigstens Smith, ein Matrose, und der Kadett Young verschont. Der Matrose Quintal vermag den Häuptling Minarii, der ihm nach dem Leben trachtet, zu töten. Und die Frauen der anderen, von den Polynesiern niedergemetzelten Engländer bringen aus Rache mit eigenen Händen jene männlichen Stammesgenossen ums Leben, so daß keiner von ihnen übrigbleibt. Christian, lange vermißt, wird schwerverwundet aufgefunden. Nur der Matrose McCoy hatte sich, wie Young, gut genug versteckt, um dem Blutbad zu entrinnen. Auch Smith ist schwer verwundet worden, aber er darf, anders als Christian, langsam genesen.

Als lange nach diesen Vorfällen, im Jahre 1808, ein amerikanisches Schiff nach Pitcairn findet, ist es Smith, der die traurige Chronik der Bounty-Leute an den Maat des Kapitäns weitergibt. Zwei der überlebenden Engländer, so erzählt Smith, Quintal und McCoy, Hauptschuldige übrigens an der mörderischen Entzweiung mit den Indios, haben heimlich eine Schnapsbrennerei in Betrieb genommen, deren Erzeugnissen sie nur allzu sorglos frönen. Auch Young und Smith — nach Christians Hingang sich selbst überlassen — sprechen dem Alkohol zu, der die Familienbeziehungen am Ende völlig untergräbt. Unter Mitnahme sämtlicher Büchsen, allen Bleis und Pulvers ziehen sich die Frauen aus Notwehr gemeinschaftlich in ein verbarrikadiertes Tal zurück, das die Männer nur bei Lebensgefahr betreten können. In der



Die glückliche Insel: Begrüßung auf Tahiti

Folgezeit kommt es zu drastischen Auseinandersetzungen zwischen beiden Lagern, zumal Quintal und McCoy den Frauen aufs übelste und gemeinste mitspielen. Ihr grausiges Ende bringt ihnen die verdiente Heimzahlung.

Smith ist es, der die unheilvolle Brennerei samt dem Schnapsvorrat eines Tages gründlich zerstört, und so kommt es denn, freilich nach mancherlei weiteren Aufregungen, zu einem neuen friedlichen Zusammenleben derer, die noch auf Pitcairn wohnen. Als Young dem Asthma erliegt, bleibt bei den Frauen und Kindern als Beschützer und Lehrer Smith zurück, der in seiner Beichte an den amerikanischen Maat bekennt:

Wir haben ein großes Unrecht begangen, als wir Kapitän Bligh mit all seinen unschuldigen Begleitern aussetzten. Er war ein harter und ein ungerechter Mann. Aber soviel wir auch von ihm zu erdulden hatten, wir hätten uns des Schiffes nicht bemächtigen dürfen; niemand wußte das besser als Herr Christian, als es schon zu spät war. Von der Zeit an bis zu dem Tag seines Todes hat er keine Freude und keinen Frieden mehr gekannt. Wir wurden für unsere Tat bestraft, wie wir es verdienten.

Sämtliche Abbildungen aus dem Metro-Goldwyn-Film „Meuterei auf der ‚Bounty'"

Indianer von heute: Der Indianerdichter Wäschakwonnesin („Grau-Eule“) mit seiner Frau bei einer Kanufahrt.



Aus „Männer der Grenze“ von Wäschakwonnesin (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart).

Wolfgang Hoffmann-Harnisch: Manitus Welt versinkt

Von E. G. Erich Lorenz

Die Jahre von 1700 bis 1750 standen im alten Europa im Zeichen des Auswanderungstriebes.

Manch braver Mann zog damals mit Weib und Kind und geringer Habe von der Scholle seiner Väter fort über den Ozean, in die lockende unbegrenzte Weite der amerikanischen Staaten.

Iren, Schotten und Engländer trieb der Drang ihres Gewissens, Franzosen folgten ihrem Forschungseifer, und die Deutschen flohen vor der brutalen Not aus der Heimat. Auch „viele von denen, die die deutschen Landesväter wie Vieh für ein paar Gulden das Stück verkauft hatten, blieben in der Neuen Welt und gesellten sich den Grenzern“. Vor allem aber waren es Scotch-Irish, an sich schon ein Mischvölkchen aus schottischen Sachsen und schottischen Kelten, die drüben der Bevölkerung Art und Rasseeigenschaften einprägten. Alle miteinander aber vereinte reine Abenteurerlust, unbändiger Freiheitsdrang und starkes Selbstbewußtsein.

Nun gab es aber auch andere, die sich zu solcher Fahrt entschlossen: Gewalttäter, Arbeitsscheue, Verbrecher aller Art, entsprungene Zuchthäusler, zerbrochene Existenzen und Opfer der Tyrannei von vierhundert Souveränen des deutschen Gebietes. Jenseits des Ozeans mischten sie sich mit den Grenzern und wandelten gesunde Kraft in Brutalität und Grausamkeit, Wildheit zu Verbrechertum, das schließlich nur den einen Grundsatz gegenüber der eingestammten Rasse der verschiedenen Indianervölker kannte: „Jeder Indianer ist eine Bestie; erst der tote Indianer ist ein Mensch.“

Will man überhaupt eine Erklärung für eine derartige unmenschliche Gesinnung finden, so

könnte sie nur darin zu suchen sein, daß die, an und für sich bereits vorhandene Gier nach Land und Freiheit im Anblick der unendlichen reichen Fluren und der an Wild unerschöpflichen Wälder nur Befriedigung zu finden vermochte, wenn man den eigentlichen Besitzer des Landes, den roten Mann, mit Stumpf und Stiel ausrottete.

Von der Küste her drang man landein, immer nach Westen, und begann Stück um Stück dieser fremden Erde zu kultivieren. Was man bebaut hatte, nannte man „Altfelder". Hinter den Altfeldern lag die „Grenze", und wer sich dort ansiedelte, dort den Urwald niederschlug, der war eben ein „Grenzer". Niemand von den Neuhinzugekommenen hielt sich in den Altfeldergebieten auf. Man durchzog sie und nahm hinter ihnen an Land, was einem behagte.

Hier aber begann zugleich der Kampf gegen den roten Mann, der sich nicht ohne weiteres um den Heimatboden und das sorgsam gehegte Wild bringen lassen wollte. Schoß er doch nur das ab, was er zum Lebensunterhalt brauchte. Der Grenzer dagegen vernichtete, was ihm vor die Flinte kam. Der Grenzer hatte nur einen Drang: so rasch als möglich zu großem Reichtum zu kommen. So war es auch kein Wunder, daß jeder Kampf des Grenzers sich irgendwie gegen den Indianer auswirkte. Er focht gegen Franzosen und Indianer, Engländer und Indianer, Mexikaner und Indianer, gegen Räuberbanden und Indianer, immer also gegen Indianer. Es gibt „historische" Kriege, in denen der rote Mann den weißen Mächten Hilfstruppen stellt; es gibt jedoch auch reine Indianerkriege, die sich in einem furchtbaren Ringen von Mann zu Mann, im Einsatz der Persönlichkeiten abspielten. Für die Indianer ging es um den Bestand ihres Volkes; für den weißen Mann um Erhalt des geraubten Stück Landes, um Weib und Kind. Durch beinahe zweihundert Jahre hindurch währte solches Ringen, mit wechselhaftem Geschick und unter den mannigfachsten Methoden.

Bei den Indianern ging es um die gesamte Existenz von Volk, Familie und Individuum. Und die Tapferkeit, mit der sie sich ihrer Haut wehrten, steht derjenigen der Spartaner, Römer und Deutschen nicht nach.

Oft geschah es, daß rote Feldherren im Kriegsrat den Vorschlag machten, man solle die Weiber und Kinder töten, damit nichts mehr vorhanden wäre, was die Krieger von Kämpfen abhalten könnte. Vor solchen Gegnern senken wir den Degen. Oft genug meinen wir bei der Betrachtung der einzelnen Phasen und Vorkommnisse dieses Heldenkampfes, daß die Indianer es mehr verdient hätten zu siegen, als ihre Gegner. In der Tat unterlagen sie auch nicht, weil der Gegner etwa der „bessere Mann", sondern weil er der Fixere, Hemmungslosere und technisch Überlegene war.

Wenn der Verteidigungskampf der Indianer nicht tragisch und heroisch ist, dann gibt es keine Tragik und keinen Heroismus!

Im Kampf der Axte gegen den Urwald und im Kampf der Büchsen gegen den roten Uramerikaner schmolzen die moralisch, kulturell und national so völlig verschiedenen Elemente der Grenze zu einer neuen Rasse zusammen.

In wenigen Jahren gehörten die Schotten, Irländer, Engländer, Holländer, Franzosen, Schweden und, nicht zuletzt, Deutschen zu dem Boden, den sie mit ihrem Blut gedüngt hatten, als wären sie ihm entsprossen, so eingeboren wie die Hickorybäume, aus deren hartem Holz sie die Stiele ihrer Axte machten.

Uns Europäern blieb zumeist das Grausame dieses Lebenskampfes verborgen. Wir sahen nur das Abenteuerliche, das durch den romantischen Anflug gemildert ward. Unsere Jugend erfüllte sich mit den Gestalten eines Natty Bumppo, Old Shatterhand und Winnetou. Sie nahm Partei bald für den einen, bald für den anderen. Sie sah das Ringen um Leben und Bestand beider Teile und traf zumeist auf den „guten Menschen", der versöhnend zwischen den Kämpfern stand und erreichte, daß das Kriegsbeil begraben wurde. Unsere Jugend „spielte" nach, was an Abenteuerlichem in sie eingegangen war.

Doch der tatsächliche Vorgang ist ein anderer gewesen, und es ist keineswegs ein müßiges Unterfangen deutscher Schriftsteller, eines Steuben und eines Hoffmann-Harnisch, der deutschen Jugend die Augen zu öffnen und die Geschehnisse auf historischem Grunde neu aufzubauen.

Der Indianer, mit dem der Grenzer zur Zeit der Eroberung des „ersten Westens" zu tun hatte, lebte in einer Umwelt, die seltsam gemischt war aus dieser ursprünglichen, echten Kultur und den Schunderzeugnissen der Zivilisation. Die Zeit der alten, von europäischen Einflüssen noch verhältnismäßig freien Indianerzeit war seit 1720 vorbei . . . Ihre Moral, ihre Vertragstreue, Wahrheitsliebe, Loyalität, ihre hervorragende Pädagogik, die nur das gute Beispiel und das Lob, keinen Tadel, keine Strafe als Erziehungsmittel kannte, das alles gaben sie nur lang-

sam unter dem verderblichen Einfluß der Weißen preis. Von den Sitten, die sich an Geburt, Hochzeit, Grab knüpfen, behielten sie den größten Teil bis zu ihrem Untergang bei.

Auch der ihnen aufgezwungene Rückzug nach Westen vollzog sich nur langsam und unter den blutigsten Opfern auf beiden Seiten. Er ging über die Alleghany, den Mississippi, Missouri, den Rio Grande und die Felsengebirge; und er stand unter den Zeichen weltanschaulicher Auffassungen. Die Indianer stopften dem gefallenen und verwundeten Grenzer die Erde ihres Landes in den Mund — ein „erhabenes Bild", menschlicher Gier Ausdruck zu verleihen.

Der Grenzer erklärte dagegen aus seiner Einstellung als frommer und braver Puritaner heraus den roten Mann als den biblischen Philister, Kanaaniter und Amalekiter, den zu vertilgen man „im Namen Gottes" bestimmt war. Das Alte Testament und das Buch Josua wurden zugleich Bibel und Felddienstordnung.

In solch einem immerwährenden Kampfe ist der Indianer um die Mitte des 18. Jahrhunderts bereits aus den Ebenen der Ostküste fast völlig verdrängt und in das Dunkel seiner unwegsamen Urwälder zurückgeworfen, die sich von der Hudsonbay bis zum Golf von Mexiko zwischen dem Mississippi und dem Alleghany erstrecken und ein Stück Erde bedecken, das beinahe so groß ist wie ganz Europa.

Noch aber gehört ihnen ihr eigentliches Paradies, das „Land des grünen Rohres", Kentucky südlich von Ohio. Es ist nicht Eigentum eines einzelnen Stammes; es ist uralter Jagdgrund, unerschöpflich in seinem Reichtum, unbewohnt und unverkäuflich. Jeder Indianer hat dieses Gesetz gewahrt bis auf den Tag, an dem der weiße Mann kam und um Kentucky zu feilschen begann. Kentucky ist mehr als ein Stück Land, aus dessen Weiten man sich Nahrung holt, wenn anderswo der Reichtum an Wild nachläßt; Kentucky ist für den roten Mann der Lebensstrom für Leib und Seele. Wer hier das Messer ansetzt, trifft zu Tode.

Der weiße Mann fragt nicht nach solchen Dingen. Er steht unter anderen Gesetzen. Die Besten unter den Grenzern haben zweifelsohne nicht aus unersättlicher Gier gehandelt. Ihnen galt es nur, ihrer Rasse Lebensraum zu schaffen und dem Fortschritt kultureller und technischer Art auch das Wirkungsland zuzuteilen.

Hoffmann-Harnisch entwickelt das Schicksal der roten und weißen Menschen aus den vorhandenen Quellen zu einem gewaltigen Drama, dessen Lücken kaum spürbar sind. Wo die historische Grundlage versagt, tritt der mitfühlende und das Menschliche gestaltende Dichter in die Bresche. Auch hier wird das Grausige umwoben von der Romantik, in der wir Nachfahren so gern Leben und Kampf derer betrachten, die aus guten Trieben und um einer tieferen Anschauung willen handelten. Da ist Washington, der Amerikaner, dem nur „sein Land gilt" und der vom Tage des ersten Kampfes an „direkt in die Unsterblichkeit marschiert". Da ist aber auch Pontiac, der typische Vertreter der roten Rasse, der um seines Glaubens und Volkes willen jeden weißen Mann hassen muß, ein wahrer Adelsmensch vom Scheitel bis zur Sohle. Und schließlich rundet sich das Bild jener Zeiten ab in Daniel Boone, der edelsten Verkörperung des Grenzers, dem „Lederstrumpf" unserer Jugenderzählungen, der allen Freund sein möchte und doch unter dem Zwang der seiner Rasse eigenen Anschauung steht und im großen Geschehen nacheinander Untertan wird „Georgs II. und Georgs III., für kurze Zeit transsylvanischer Nationalität, durch Adoption Mitglied des Volkes der Schauni, nacheinander Bürger der Vereinigten Staaten, Untertan Karls IV. von Spanien, Untertan Napoleons I. und vor allem und die längste Zeit seines Lebens sein eigener Untertan in der herrenlosen Wildnis". Er gehörte zu der großen Ritterschaft der Menschheit, die alle Leiden und Freuden ihrer Zeit erträgt.

So erscheint es auch nur natürlich, daß sich das furchtbare Geschick, der „Kampf um den Westen", in Hoffmann-Harnischs Darstellung abrollt an den Meilensteinen dieses Booneschen Wanderlebens. Er wollte nicht den Untergang der roten Rasse, die er liebte; er hat stets nur für die Freiheit des Menschen, des roten wie des weißen Mannes, gekämpft, die diktiert wurde vom kulturellen Fortschritt der Menschheit überhaupt. Tötete er, dann geschah es aus Zwang; ihm war Gier nach Land um eigenen Gewinnes willen fremd. Land bedeutete für ihn Wirkungsgrund. Er war Kolonisator. Die Schuld am Versinken von Manitus Welt trifft nicht ihn.

A. St. Wittlin / Isabella

Von Käthe Saile-Lambert

Spanien ist nicht nur in diesen Monaten, da die blutige Fackel des Bruderkrieges es überflammt, zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses für ganz Europa geworden. Die pyrenäische Halbinsel, mit ihrem Helldunkel von andalusischer Heiterkeit und kastilischer Berglandstrenge, von südländischem Prunk und mittelalterlicher Verschattung, stand von jeher im Zwielicht ihres bewegten geschichtlichen Geschehens. Immer wechselten hier die Stürme der Zeitalter ab: Glaubenskämpfe und Erobererkriege, Erbrechtsstreit und die Revolutionen der Stände und Parteien.

Ein leicht entflammtes und erregbares Volk, von der Begeisterung ebenso rasch entzündet wie von der Empörung angefacht, ein Volk, in dem sich Orient und Okzident schicksalhaft vermischen, liebt den Wandel der Gegensätze. Der Mythos der Frömmigkeit lebt tief verwurzelt neben der Begeisterung für jede eindrucksvolle Neuerung. Neben dem Fanatismus der Priester wirkt die Strebsamkeit geschäftstüchtiger Erfinder. Neben der Vernunft herrscht die Tyrannei des Wahnsinns, neben bombastischem Gepränge die nomadisierende Armut der Bergbewohner.

In Isabella von Kastilien, der großen spanischen Regentin des 15. Jahrhunderts, scheint der Charakter dieses Volkes einen sinnbildhaften Ausdruck und Zusammenklang zu finden. Die Spannungen zweier Zeitepochen treffen sich in ihr: der Mystizismus und die Phantasie des ausklingenden Mittelalters und die sachliche Nüchternheit und großartige Weltsicht der beginnenden Renaissance. Das Werk A. St. Wittlins rückt die Persönlichkeit dieser einzigartigen Frau, die aus den zerrissenen Kleinerstämmen ihrer Halbinsel eine geeinte Nation, aus einem an seinen inneren Wirren machtlos gewordenen Lande ein Weltreich zu formen wußte, aus dem Halbdunkel der Geschichtsbeschreibung ins helle Licht des Menschendaseins. Aus dem erstarrten Bild der spanischen Regentin wird die lebendige Erscheinung der großen Mutterfrau, in der schon ihre Zeit die „große Hausfrau" erkannte; denn wie eine Hausfrau verwaltet und bereichert sie ihr Land.

Sie wird als erstes Kind Johanns von Trastamare von Kastilien geboren. Aber in den Adern ihrer Mutter fließt das Blut der englischen Plantagenets, und so treffen sich in ihrem Wesen beide Temperamente: englischer Ordnungssinn und kastilische Ausdauer und Zähigkeit, frauliche Schmiegsamkeit und männliche Härte, nüchterne Sachlichkeit und fanatische Religiosität, kriegerischer Mut und zielsichere Geschäftstüchtigkeit. Ihre erste Jugend steht unter keinem günstigen Stern: in Kastilien regiert der Stiefbruder, der schwelgerisch-üppige, skrupellos ichsüchtige Heinrich IV. Die kleine Isabella wächst mit dem abgöttisch geliebten Bruder Alfons unter der Erziehung der schwermütigen Mutter im Witwenhaus von Arevalo an der kastilischen Meeresküste auf.

Sie ist elf Jahre alt, da läßt sie der königliche Bruder plötzlich von einer Stunde zur andern, mitten aus ihrer Abgeschiedenheit und Vergessenheit heraus, an seinen Hof kommen. Niemand mißt dieser Reise, die einer Laune des Königs entsprungen zu sein scheint, irgendwelche Bedeutung bei. Isabella führt nach ihrer Ankunft in allem Glanz und Prunk höfischer Verschwendung das Schattendasein der geduldeten Verwandten, denn auch für die Thronfolge scheint gesorgt, seit Heinrich IV. eine Tochter geboren wurde. Ist es ein Wunder, wenn das unbeschäftigte Mädchen sich anfangs an leere Neigungen verschwendet, an Putz und Kleidung, an Festlichkeiten und Vergnügungen? Aber diese Vergnügungen bleiben äußerlich, und das junge rotblonde und derbwangige Mädchen wird bald von andern Erfahrungen bewegt: die Ränke und Süchte der Adelsparteien, die Höflingsklatschereien, der Tratsch um die nicht königliche Geburt der Thronerbin umspielen das Ohr der jungen Prinzessin, ohne es allerdings beeinflussen zu können.

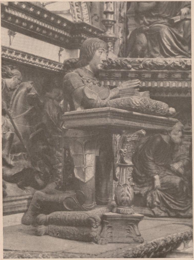
Im Überhören aller dieser Gespinste offenbart sich Isabellas spätere Stärke zum erstenmal:

eine kluge abwartende Schweigsamkeit, ein Hang zu Geduld und Zurückhaltung, zu einem ungewöhnlichen Maß von Vorsicht und Überlegung. Diese Vorzüge offenbaren sich in der späteren Zeit ihrer Jugend, die sie in jahrelanger Verborgenheit vor dem rachsüchtigen Zugriff ihres königlichen Bruders in den abgelegensten Orten ihres zukünftigen Königreichs verbringt. Denn der Klatsch wächst sich zur Katastrophe aus: Heinrichs kleine Tochter wird als Bastard der Thronfolge entsetzt, Heinrich selbst zur Anerkennung seines Halbbruders Alfons als künftigen Erben gezwungen. Dieser Zwang entfacht die Episode eines Bürgerkrieges. Aber der vierzehnjährige Alfons stirbt über Nacht am „Genuß einer Forelle"— und nun wird Isabella zur rechtmäßigen Thronerbin erklärt.

Aber es bleibt vorläufig nur ein Schattenrang, trotz der offiziellen Ausrufung, trotz des feierlichen Zuges durch die Hauptstadt, bei dem Heinrich IV. mit großer Geste selbst ihr Pferd am Zügel führt.

Es fehlt nicht an Stimmen, die die junge Isabella zur gewaltsamen Thronbesteigung aufstacheln wollen, aber Isabella bleibt zurückhaltend; sie will keinen Thron, der mit Blut bespritzt ist. Wenn sie das werden will, was ihr vorschwebt: eine Mutter ihres Volkes, unbefleckte Herrscherin eines ihr gehorsamen Reiches, so muß sie rechtmäßig erhobene Königin von Kastilien werden.

Der Gedanke an einen neuen Bürgerkrieg, an den Geruch der Zerstörung flößte ihr Entsetzen ein. Sie hatte noch keine Gelegenheit gehabt, sich selbst durch die Tat zu erkennen, aber sie war entschlossen, die bisherige Art der kastilischen Herrscher nicht fortzusetzen. Ihr erster Entschluß hieß: Ich will anders sein als die andern. Es war ein typisch spanischer Wunsch.



Ferdinand von Aragonien
Von einem spanischen Meister des 16. Jahrhunderts

Sie wartet lange in Geduld, hält sich viel in kleinen und versteckten Orten auf, zieht sich zeitweilig ins Kloster zurück, widmet sich der Kranken- und Armenpflege, lernt ihr Volk wie keine zweite Fürstin in seinem innersten Kern und Wesen kennen, nicht von der Höhe des Thrones aus, sondern ganz aus seiner Mitte. Für ihr geistiges Leben sorgen Dominikaner-Patres, allen voran der finsterfanatische, später so allmächtige Großmeister der spanischen Inquisition: Torquemada.

Der fahle, derbknochige Priester und die aufblühende rotblonde Prinzessin waren ein ungleiches Paar. Sie verstanden einander ausgezeichnet, empfanden vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an eine innere Beziehung. Es war ihnen



Isabella von Kastilien
Von einem spanischen Meister des 16. Jahrhunderts

bestimmt, lange Strecken ihres Lebens nebeneinander zu gehen. Ihre idealistische Gemeinschaft sollte maßloses Unheil zeugen, den Tod Zehntausender von Menschen verursachen, den Untergang Hunderttausender, die blutige Zerstörungsarbeit des Inquisitionsgerichts und das Vernichtungswerk der Austreibung der Mauren aus Spanien. Aber davon war noch lange keine Rede. Der Mann, durch den die Welt in Schrecken versetzt werden sollte, war vorerst das einzige Wesen, dem Isabella Beruhigung verdankte. Es gelang dem Pater, das Entsetzen des jungen Mädchens während des Bürgerkriegs zu beschwichtigen. Allerdings hatte das Schicksal Isabella anderes als Ruhe bestimmt.

Neben der Abgeschiedenheit und dem religiösen Trost vergaß Isabella die praktischen Forderungen ihres Lebens nicht: zu einer Königin gehören Kinder, Erben für die Krone. Also muß eine Königin zuerst an eine Heirat denken. Es bieten sich der Thronerbin großartige Partien an, die der Bruder Heinrich unterstützt. Isabella aber wählt selbständig den siebzehnjährigen Kronprinzen Ferdinand von Aragonien, von dessen Jugend sie keine Übergriffe auf ihre persönliche Selbständigkeit und fürstliche Autorität zu fürchten braucht, und zieht sich dadurch Heinrichs offene Feindschaft zu. Das junge Ehepaar muß Schutz suchen, von einem Versteck ins andere pilgernd, ein jahrelanges Nomadenleben führen. Es gibt Leute genug, die Isabella zuliebe einen Aufstand wagen würden, es gibt Ratgeber weltlichen und geistlichen Ranges, die sie zu einer Revolution zwingen wollen, aber sie bleibt ihrer Art getreu und übersteht alle Entbehrungen ihres vogelfreien Daseins in Geduld und Zähigkeit. Heinrichs IV. Tod erst macht sie endlich zur freien Königin Kastiliens, sie wird gekrönt und in die ganze Macht einer regierenden Fürstin eingesetzt.

Was sie beim Antritt ihrer Herrschaft vorfindet, ist ein verwüstetes und verarmtes Land.

Verlassene, halbverbrannte Häuser, unbestellte Felder, verwahrloste Gärten empfingen „die Könige von Sizilien". Die großen Gutsherren versagten sich immer seltener die Willkür von Waffenkämpfen, um Meinungsverschiedenheiten auszutragen, oder um sich für die Folgen einer schlechten Ernte zu entschädigen. Zwischen den hemmungslosen Temperamenten und Lanzen der feudalen Herren darbten die hilflosen Bauern. In der Unregelmäßigkeit eines solchen Daseins wurde die trockene spanische Erde noch karger und die ständige Angst vor dem nächsten Überfall eines stärkeren Nachbarn schläferte die Seelen der Landbewohner zu einer Gleichgültigkeit ein, zur berühmten spanischen Apathie. Es bot sich den meisten Menschen kein anderer Halt im Leben als die Flucht in die Verantwortungslosigkeit, der

Glaube an die unabwendbare Macht des Schicksals. Die Arbeitslosigkeit wurde zu einer chronischen kastilischen Krankheit, dehnte sich über immer größere Zeiträume und Bezirke, drang in alle Gesellschaftsschichten ein, weckte böse Instinkte, Haß, Mißgunst und Zweifel.

Über diese junge tatkräftige Frau zaubert in dreißig Regierungsjahren aus dieser Wüstenei ein reiches Land hervor, vereinigt die verschiedenen Stämme zu einer Gemeinschaft, baut Straßen, hilft dem Handel auf, füllt die zerrüttete Staatskasse mit sicherer Währung, erzieht den unbotmäßigen Adel zu einer dienstbaren Beamtenschaft und lehrt die Bauern und Handwerker Arbeit und Liebe zu neuem Wohlstand. Am Ausgang des Zeitalters absoluter Feudalität verwirklicht diese Frau Ideen unserer Tage. Ihre Planmäßigkeit und Ordnungsliebe sind wichtige Faktoren am großen Werk. Alle Gegensätze ihres Wesens verbinden sich unter einem Gesetz: unter dem der weitsichtigen, allumfassenden Mütterlichkeit, die nichts für sich selber, aber alles für ihre Kinder will und schafft! Und ihre Kinder sind alle ihre Untertanen, die sie zu einer Einheit im Rahmen einer Weltmacht zusammenschließt.

Doch neben allem Großen, das sie schuf, kann sie es nicht aus den Annalen der Geschichte streichen, daß unter ihrer Herrschaft die Inquisition ihren furchtbaren Einzug hält. Allerdings — sie gab ihre Unterschrift nicht leicht zu dieser ihr vom Papst verbrieften Berechtigung. Ihr Herz, „das Herz einer Heilstifterin oder einer Wirtschaftsführerin?", litt bei der Vorstellung einer gewaltsamen Lösung religiöser Konflikte. Jahrelang reiste die päpstliche Bulle mit ihrem verschlossenen Schmuckschrein mit, ein Alpdruck ihrer Nächte, drückende Angst und Unruhe ihrer geheimsten Stunden. Erst Torquemadas skrupelloser Fanatismus, das Drängen der Militärpartei bringen sie dazu, der Inquisition das Tor zu öffnen; und nun flammen unter der Regierung der „mütterlichen Frau" die Scheiterhaufen hoch und vernichten Tausende ihrer Untertanen. Aber mehr als Tausende gewinnen durch die Aufteilung eingezogener Adelsgüter, durch die Verteilung requirierter Vermögen Arbeit und Brot. Wiederum offenbaren sich hier die Gegensätze ihres Wesens: die gleiche Fürstin, die ihren Untertanen Gut, Leben und Heimat nimmt, muß das Bett hüten, weil einer ihrer Getreuen von Wegelagerern überfallen wird und „sie die Schläge, die einer ihrer Freunde erhalten hatte, am eigenen Körper zu spüren meinte". Sie fühlt sich weit über die Bedeutung des Wortes hinaus im tiefsten Sinne als katholische Königin — aber wenn sie Geld für ihren Staatshaushalt braucht, scheut sie sich weder Kirchenschätze zu belehnen, noch die Priesterschaft mit nie gewohnten Abgaben zu belasten. Diese Frau, mit der „genialisch gesteigerten Begabung für Mütterlichkeit" reitet im einfachen Wollkleid, fast ohne Begleitung von Land zu Land, um an den Sorgen ihrer ärmsten Untertanen warmherzigen Anteil zu nehmen — und überhört die Sterbeschreie von Tausenden unter den Qualen des Feuertodes.

Von der Notwendigkeit räumlicher Eroberungen überzeugt, zieht sie in den Krieg gegen das benachbarte mohammedanische Granada. Sie wirbt mit allen Möglichkeiten, die ihr zu Gebote stehen, für diesen Krieg und schöpft ungeahnte Mittel für ihren Feldzug aus dem Gut der Ungläubigen. Wie immer führt ihr Gemahl Ferdinand offiziell die Heere an, aber der geistige Mittelpunkt des Lagers wie des Hofes bleibt Isabella. Mit erstaunlicher Sicherheit in ihrer politischen und menschlichen Voraussicht hat sie sich, allen fremden Einflüssen zum Trotz, diesen Gemahl gewählt, um ihm mit fraulicher Ergebung und Liebe anzuhängen. Aber bis ins Kleinste wahrt sie ihr Recht der selbständigen Regentin. Sie schenkt ihrem Mann fünf Kinder und verleiht ihm den Feldherrntitel, aber sie versagt ihm auch den bescheidensten Regierungsanteil.

Sie will die feindliche Stadt Granada aushungern. Vor ihren Toren ersteht nicht nur ein Zeltlager zu diesem Zweck, sondern eine vollständige Stadt: Santa Fe. Granada ergibt sich Im Höchstglanz ihres Königtums, gefolgt von ihren Kindern, umjubelt von ihrem Volk und demütig bestaunt von den Besiegten, zieht Isabella in die „Stadt des Lichtes" ein.

Isabella war am Ziel ihrer Wünsche angelangt. Die ganze pyrenäische Halbinsel, wie Gott sie geschaffen hatte, war ihr untertan. Die Provinzen Galizien und Andalusien waren in erfolgreicher Zusammenarbeit zur Einheit verwachsen. Aragon im Osten war durch eheliche Bande mit Kastilien verknüpft. Ähnlich das kleine Portugal im Westen der Halbinsel, wo die älteste Tochter der kastilischen Königin einen zukünftigen König unter ihrem Herzen

trug, Blut vom Blut der großen Königin. Und das Blut kastilischer Soldaten hatte den bisherigen, mohammedanischen Boden bis zur Meerenge von Gibraltar der christlichen Monarchin zu eigen gemacht.

Aber auch Enttäuschungen und dunkle Schicksalsschläge bleiben diesem Leben, in dessen Hochglanz noch die Entdeckung Amerikas fällt, nicht fern: der Tod des einzigen Sohnes und Thronerben, der Wahnsinn der Tochter Johanna, die Kronprinzessin wird, das Unglück, das die älteste, nach Portugal verheiratete Tochter, zur frühen Witwe macht, Untreue und Entfremdung des sich unterdrückt fühlenden Gemahls, der sich auf seine Weise für das, was die Königin versagte, an der Frau zu rächen vornimmt, bleichen das Haar der schnell zur Matrone welkenden Frau, die dem Leben für seine Erfolge Tribut um Tribut bezahlen muß. Die Frau in ihr bescheidet sich, die Königin behält bis zum Ende die Fäden in der Hand. Dieses Ende löscht still aus: den Gewinn noch einmal überschauend, das Unzulängliche bedauernd, der Vergangenheit mit leisem Weh nachblickend — so stirbt Isabella von Kastilien, die aus ihrem Land ein Weltreich schuf.

Was hatte wohl in ihrer großen Rechnung nicht gestimmt, daß dieses Weltreich unter ihrem Enkel schon wiederum zerfiel? Die Leidenschaften, die in Isabellas Brust zum Gleichmaß gebändigt waren, wirkten nach ihrem Tode, da niemand mehr diese Leidenschaften schöpferisch beseelte, als zerstörerische Mächte gegeneinander und zertrümmerten ihr Werk.

Isabella starb im Glauben an die Kraft der Liebe — aber ihr Reich wurde durch Haß zerstört. Die Einwohnerzahl Spaniens betrug hundert Jahre nach ihrem Tode nur noch achteinhalb Millionen Seelen, zwölf Millionen Menschenleben waren auf der Halbinsel ausgelöscht, von Not getötet, von Abenteurern in die Neue Welt gelockt, von blindem Nationaleifer verjagt. Das Land der großen Renaissance-Frau, die Vernunft, Klarheit und Harmonie sehnsüchtig erstrebt hatte, verlor das Gleichgewicht, wurde ein Spielball hemmungsloser Leidenschaften, eine Unterwelt fantastischer Triebe, deren Don Quichotte-Kampf niemals wieder aufhörte.



Die Belagerung von Granada

Relief auf einem Kirchengestühl

Sämtliche Abbildungen haben wir dem Werk »Isabella« von A. St. Wittlin (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich) entnommen

Epos des Nordens

Allen Roy Evans / Der Zug der Renntiere

Von Tim Brauer

Dies ist ein Heldenlied von wirklichen Dingen — die Geschichte eines Zuges von Menschen und Tieren, der von der Bucklandbai in Alaska in jahrelanger Mühsal und Gefahr durch die unwirtlichen Eiswüsten des hohen Nordens an der kanadischen Küste entlang zum Mackenzie-Strom führte: eine ungeheure Leistung im Dienste der Menschheit, ein Werk des Opfers und der Tat, von dessen kraftvoller Größe hier lebendig erzählt wird. Eine fremde Welt tut sich auf mit ihren Sitten und Gewohnheiten, mit ihren kleinen und großen Leiden und Freuden, wie mit ihren dunklen Leidenschaften.

Im Hügelland ist schon vor einigen Tagen Schnee gefallen. Drunten in der Bucht ist ein Zeltlager aufgeschlagen — aber nicht der alte Eskimo-Häuptling Kas ist der Oberste in dem Lager, sondern ein Lappländer namens Jon, ein Mann, der nach der Meinung der Eskimos alles zu wissen und über alle Menschen Gewalt zu haben scheint. Er soll der Führer des langen Wanderzuges werden, dem alle gehorchen müssen. So haust er in majestätischer Einsamkeit ganz für sich allein im Zelt. Aber auch der große Jon ist nicht allmächtig:

Über ihm, unermeßlich höher, standen die großen Weißen Häuptlinge. Ihrer List und ihrem unermeßlichen Reichtum verdankte der Plan zu der seltsamen Wanderung, die jetzt bald angetreten wurde, seine Entstehung. Jon selbst hatte viele Jahre in jenem Märchenland im Süden verbracht; er kannte die Sprache des weißen Stammes; er verstand es, auf Papier sonderbare Zeichen zu machen, die sowohl für Jon wie für die Weißen Häuptlinge einen Sinn enthielten.

Die großen Weißen Häuptlinge haben durch geheimnisvolle Geisterbotschaften von einer Hungersnot unter den Inlandeskimos im hohen Norden gehört. Dort kann man sich nicht mehr auf die wandernden Karibuherden verlassen; sie ziehen neue Wege oder bleiben auch ganz aus. Darum befahlen die allmächtigen weißen Väter, daß eine gewaltige Herde der schönsten Renntiere ausgesandt werde, als ein kostbares Geschenk für jene fernen Eskimostämme im Osten an den Ufern des großen Stromes. Dazu haben sich auch die Lappen eingefunden, denn sie haben Gewalt über die scheuen Renntiere und können sie dazu bewegen, daß sie Schlitten ziehen wie die Hunde, sie halten sie in Herden zusammen und nehmen ihnen sogar die Milch ab. Das alles gibt den Eskimos, denen das Renntier bisher nur eine reine Jagdbeute war, Anlaß zu großem Staunen. Auch sie selbst müssen nun lernen, sich auf den Skiern der Lappen zu bewegen, um die Herde in Zucht zu halten.

Im ganzen besteht die kleine Truppe der Begleiter aus 8 Lappen und 10 Eskimos — Männern, Frauen und Kindern. Sie haben sich miteinander eingelebt, und die Lappenhirten, voran Pehr, der als Jons Stellvertreter gilt und der junge Mikel, haben mit ihren Lassos und den Hunden in langer, mühsamer Arbeit starke Renntierbullen als Zugtiere gezähmt.

Das Abrichten näherte sich jetzt den Endstadien. Zelte und Werkzeug waren bereit, die gegerbten Felle, Schlafsäcke und Kaptas in Ordnung. Vielerlei Lebensmittel, getrocknet oder in Blechdosen, geräuchert und gefroren, frisch und konserviert, lagerten in großen Mengen. Messer, Töpfe, Nadeln lagen schon für hastiges Zusammenpacken bereit. Die Schneedecke wurde dichter, die Nächte kälter. Wenn Seen und Flüsse und tückische Sümpfe hart waren vom Frost, kam der Tag des Abmarsches. Da sollten die Kinder des Nordens langsam hinausziehen ins Dämmerdunkel der langen Reise. Das Düster der Arktis umhüllte sie dann; der Nebel der Sturmdämonen verschlang sie. Welcher Mut ohnegleichen, welche Wildheit, welch wohlerwogene Tollkühnheit, welch erhabener Glaube!

So beginnt die große Wanderschaft, in kleinen Tagesmärschen zuerst, damit Menschen und Tiere sich allmählich an die Anstrengungen des Marsches gewöhnen. Oft sind sie dem Meere nahe; dann wieder müssen sie landeinwärts ziehen, wenn die Berge an der Küste unübersteigbare Hindernisse bieten. Wenn sie aber wieder an der Küste sind, dann machen die beiden Eskimos Tapik und Kult mit ihren

Der Weg der Renntiere



An der Buckland-Bai in Alaska begann knapp vor Weihnachten 1929 der heldenhafte Zug von 3000 Renntieren nach dem Schutzgebiet östlich des Mackenzie-Stromes, wo er fünf Jahre später endete.

Aus Evans „Der Zug der Renntiere"

schönen neuen Gewehren Jagd auf Seehunde. Dabei laufen sie einmal einem großen Bären in den Weg. Kult fällt vor Schrecken ins Wasser; Tapik aber erlegt das Ungetüm und zieht den Gefährten aufs Trockene. Kult, der als schlechter Jäger bekannt ist, kann es sich hinterdrein nicht versagen, sich vor seiner Frau Soak groß aufzuspielen, als habe er selbst die mächtige Beute erlegt. Dann entwendet er das Herz des Bären und legt es vor das Zelt des Lappen Pehr, als zarte Huldigung für dessen Tochter, die blauäugige Neji.

Bald fühlen sie alle den vollen Grimm des Winters, mit wilden Stürmen und unerbittlicher Kälte, mit endloser Nacht und dichtem Nebel. Dann kommen sie an eine ungeheure Eisfläche — wahrscheinlich eine zugefrorene Meeresbucht oder eine breite Strommündung, in deren Mitte eine kleine Insel mit schützenden Hügeln ein gastliches Lager verspricht. Aber das ist eine furchtbare Täuschung. Die Renntiere sträuben sich schon von Anfang an, die ebene Schneefläche zu betreten, die doch eine so leichte Fahrt verspricht. Als sie dann auf der Insel ankommen, stellt es sich heraus, daß die Berggruppe aus festem Felsgestein besteht; der harte Boden gibt keinen günstigen Untergrund für die Zelte her, kein Moos als Nahrung für die Renntiere unter der dünnen Schneedecke. Hier hausen böse Geister, verkündet der alte Kaas, hier ist das Schlachtfeld zwischen den Berggeistern und den Geistern des Meeres. Und wirklich — über Nacht überfällt sie ein ungeheurer Sturm von der Bergküste her, der die Zelte fortzufegen droht und die Schneehütten der Eskimos, die Iglos, wegfrißt. Die Renntiere müssen so schnell wie möglich von den kahlen Felsen fort auf die moosige Weide des Festlandes gebracht werden.

Im Augenblick des Aufbruchs hört auch der Sturm plötzlich auf; aber die ganze Eisfläche ist leergefegt von Schnee, die Tiere stürzen auf der glatten Fläche übereinander hin, einige müssen geschlachtet werden. So sind sie inmitten des Eises gefangen, hilflos der bitteren Kälte ausgeliefert, die auf die Sturmnacht folgt. Wieder bricht eine Schreckensnacht ein mit dem Bersten und Krachen des Eises, bei dem sogar die Felsen unter ihren Füßen zu beben scheinen. Da hat Pehr einen rettenden Einfall. Mit den Äxten schlagen sie flache Kerben ins Eis, um erst einen gangbaren Pfad

aufzurauhen, auf dem auch die Hufe der Renntiere nicht mehr ausgleiten. So arbeiten sie Tag und Nacht, nur mit kurzen Pausen für Rast und Essen. Die Leute sind todmüde, die Renntiere von dem langen Fasten abgemagert und entkräftet. Aber Jon treibt die Arbeit unermüdlich voran, um die Herde zu retten.

Als sie endlich am bergenden Ufer angelangt sind, müssen sie eine lange Rast halten, sechs Wochen hindurch, um die Tiere wieder hochzubringen und selbst zu Kräften zu kommen. Mehr als hundert Renntiere sind verlorengegangen; erst allmählich leben die andern wieder auf. Aber unablässig muß die Herde bewacht werden, damit keines der Tiere entweicht und damit in die Herde nicht die Wölfe einbrechen, deren Jahreszeit jetzt gekommen ist.

Einmal aber hat Kult, der seine Bemühungen um die blauäugige Nesi wieder aufnimmt, heimlich seinen Posten verlassen. Mikel, der ihn ablösen soll, hört schon von weitem das Geräusch von Schüssen, sieht die Herde erschreckt durcheinander laufen und entdeckt zwei fremde Gestalten, die wild zwischen die Tiere hineinknallen, die kostbare Herde sinnlos morden. Da greift er selber zur Waffe, verwundet den einen der beiden Tiermörder und bringt sie als Gefangene ins Lager. Es sind Eskimos von einem fernen Stamm, die durch Hungersnot aus ihrer Heimat vertrieben sind. Sie haben nichts davon gewußt, daß es überhaupt zahme Renntiere gibt, und in der zusammengedrängten Herde nur eine freie Beute gesehen. Ihre Namen sind Ome und Uff. Ihre Sprache, ihr Wuchs, ihre Bewegungen haben etwas Tierhaftes, gefährlich Plumpes an sich; außerdem starren sie vor Schmutz.

Kult wird wegen seiner Unachtsamkeit aus dem Lager verwiesen. Soak soll bei Ome und Uff bleiben, um sie zu versorgen. Zuerst ist sie erfreut, den Taugenichts los zu sein. Dann aber kommt sie schreiend aus dem neuen Iglo der beiden Tiermenschen herausgestürzt: „Nein, nein! Ich kann nicht! Nein, ich gehe mit Kult!" So zieht sie mit dem Verstoßenen davon, dem Mann, der den Renntieren die Treue brach und der nun allein in alles Grauen der grenzenlosen Schneewüste hinausziehen muß. Die beiden unheimlichen Gesellen werden an seiner Stelle in den Zug aufgenommen; aber niemand hat gern etwas mit ihnen zu tun.

Ome war kleiner als irgend jemand im Lager. Als plattgedrückte unheimliche Gestalt trieb er sich umher, zottig und stämmig wie ein Bär, der auf den Hinterbeinen hockt. Mit seinem schrecklichen Mund und seinen Kinnladen und den buschigen Augenbrauen glich er einem Steinzeitmenschen, der wieder zum Leben erweckt war. Er konnte nie genug essen. Oft riß er mit einer raschen Bewegung den Hunden das Futter weg, biß eine erstaunliche Menge von einem halb gefrorenen Kopf ab, den er dann den knurrenden Hunden wieder zurückwarf.

Dann stoßen die beiden auf einer ihrer einsamen ziellosen Fahrten außerhalb des Lagers auf eine Herde der seltenen und beinahe sagenhaft gewordenen Moschusochsen, unter denen sie nach ihrer primitiven Jägerart wieder eine grauenhafte Metzelei anrichten. Dabei wird Uff von einem Moschusochsen getötet, und Ome bleibt allein in seinem Iglo zurück.

Eines Tages ist der kleine Jak verschwunden, der Bruder der blauäugigen Nesi, und der junge Mikel macht sich auf, ihn zu suchen, um dem Mädchen, das er heimlich liebt, gefällig zu sein. Dabei verirrt er sich in der ungeheuren Weite, im wirbelnden Schneesturm — ein verlorener Mann, den das Entsetzen zu überwältigen droht. Mit der scharfen Kante seines Skis schneidet er Schneeblöcke und baut ein Iglo, so gut er es eben von den Eskimos gelernt hat. So vergehen Tage und Nächte, mit Kälte und Hunger, mit Schlaf und traumhaftem Erwachen und zunehmender Mattigkeit. Dann erwischt er ein Kaninchen, das er in seinem Heißhunger mit den Zähnen zerreißt, um nach der ungewohnten Mahlzeit wieder in Schlaf zu verfallen. So finden ihn die Gefährten in seiner Schneehütte, denn das Lager ist ganz nahe, gleich hinter der nächsten Bodenerhebung. Nur die Schneestürme und die ständige Inanspruchnahme durch die Fürsorge für die Tiere haben sie verhindert, ihn früher zu entdecken. Es dauert viele Tage, bis er seinen Dienst wieder aufnehmen kann; in Felle gehüllt, wird er im Schlitten mitgeführt. Der kleine Jak aber hat sich längst wieder wohlbehalten eingefunden.

Die Tage werden länger, das Licht nimmt zu — die Sonne kommt wieder nach der langen Winterdämmerung der Arktis. Neues Leben kehrt bei den müden Menschen ein, neue Hoffnung und neue Freude. Nur Ome bleibt mürrisch und schweigsam, seine kleinen Augen fun-

kein tückisch, wenn Mikel seinen Weg kreuzt. Weiter bewegt sich der Zug durch die kurzen hellen Tage inmitten der verspäteten Frühlingsstürme. Weich und schwer wird der Schnee, bis er schließlich ganz wegschmilzt im warmen Frühlingswind und tausend kleine Bäche die Hänge hinabrieseln.

Nur das Eis eines namenlosen Stromes muß noch überquert werden; jenseits auf breitem Hochland soll das Sommerlager aufgeschlagen werden. Aber die Eisdecke gibt unter den Tausenden von Renntierhufen nach, es bilden sich offene Stellen. Einzelne Schollen springen ab, die Strömung bricht durch die zerborstene Decke des Eises, reißt die Tiere fort, die sich eine Weile noch schwimmend halten, mit herrlicher Kraft in den tobenden Fluten, um dann nach langem Kampf zu versinken. Verzweifelt arbeiten die Männer vom Ufer aus am Rettungswerk. Die Lappen werfen das Lasso um die schwankenden Geweihe und ziehen die erschöpften Tiere ans Ufer. Aber mehr als hundert, vielleicht zweihundert Renntiere sind verlorengegangen. Jon ist verzweifelt, und macht sich bittere Vorwürfe, daß er nicht am andern Ufer geblieben ist. Am nächsten Tage ist der ganze Strom schon offen, das Eis verschwunden, unüberschreitbar toben die anschwellenden Gewässer in tückischen Wirbeln.

Lappen und Eskimos hausen getrennt in den Zelten des Sommerlagers. Ein kleiner Bach bildet die Grenze zwischen den beiden Rassen. Ganz abseits aber steht das Zelt Omes. Tagelang verschwindet er, kehrt oft mit seltsamer Jagdbeute zurück. Einmal schleudert er der aufschreienden Nesi einen toten Schwan vor die Füße — die stumme und furchtbare Werbung des einsamen Urmenschen. Zarter umwirbt sie der junge Mikel; aber sie wagt nicht, ihm von ihrer Furcht vor dem schrecklichen Ome zu berichten, um den Gegensatz zwischen den beiden nicht noch zu verschärfen. Dann kommt ein Erdbeben; ein feuerspeiender Berg hat sich geregt, ferner Donner hallt über das Meer, die Brandung peitscht mit verdoppelter Wut an die felsige Küste, mächtige Stöße erschüttern den Erdboden, ein Aschenregen bedeckt Menschen und Tiere, die im Aufruhr der Elemente erzittern.

Der kurze Sommer ist vorüber, wieder geht der Zug weiter nach Osten — ins furchtbare Wolfsland, durch wilde unbekannte Berge mit ragenden Gipfeln und schauerlichen Schluchten. Nie mehr darf die Herde unbewacht bleiben. In Sturm und Kälte umkreisen die Hirten unermüdlich die weidenden Tiere. Da geschieht etwas Seltsames: die Herde, die stets eine untrennbare Einheit zu bilden schien, hat sich geteilt. 500 Tiere sind entflohen, fortgelockt durch eine Horde von wilden Karibus, die sich unter die zahmen Vettern gemischt haben. Einige von den zurückgebliebenen Karibus müssen abgeschossen werden. Der Rest, der das Knallen der Gewehre noch nicht so gewohnt ist wie die Renntiere, entflieht.

Pehr und Mikel aber haben sich mit Schlitten und Hunden aufgemacht, um den entwichenen Teil der Herde wieder einzufangen — mitten im Schneesturm, der sie gewaltig umtobt. Mit unendlicher Mühe trennen sie die zahmen Tiere von den wilden Karibus. Tagelang müssen sie arbeiten, immer wieder mißlingt der Plan, weil sich die tückischen Karibus von neuem in die Herde eindrängen. Schließlich greifen die Lappen zur List — sie stecken ihre Kapuzen in Brand, schwingen sich auf ein paar Renntiere und jagen als lebende Fackeln durch die Reihen, mit lautem Geschrei, von den bellenden Hunden umkreist. Die zahmen Renntiere, die schon an das Treiben der Menschen gewöhnt sind, drängen sich ängstlich zusammen, die Karibus stürmen in wildem Entsetzen davon. Nun erst können sie die Herde zurücktreiben, in langen Tagen und durchwachten Nächten ohne Ablösung, immer wach und bereit. Schließlich schlafen sie abwechselnd, jeder einen Tag und eine ganze Nacht; nach der Erschöpfung droht auch Nahrungsmangel. In der Not fallen sie mit ihren letzten Kräften über ein Renntier her, das sich mächtig wehrt. Dabei wird Pehr durch einen Hufschlag schwer im Gesicht verletzt. Beide Männer werden von dem verendenden Tier unterm Schnee begraben. So finden sie die Gefährten, die nach ihnen ausgesandt worden sind. Lange dauert es, bis die beiden wieder marschfähig werden. Es ist fast ein Wunder, daß sie überhaupt gerettet worden sind.

Die wenigen Männer genügen nicht mehr, um beim Weitermarsch tagsüber die Herde zu treiben, nachts Wache zu halten. So kommen sie nur langsam voran; dabei schmelzen die Vorräte unaufhaltsam zusammen, Zwieback, Kaffee, Tee und Tabak; Nadeln und Scheren brechen, Messer

und Hämmer gehen verloren. Das Schlimmste aber: die Munition wird weniger! Noch sind sie weit, weit vom Ziel in der furchtbaren arktischen Winternacht.

Die Mitte des Winters lastete jetzt auf ihnen, die lange Periode, in der es kein Licht gibt, sondern nur schwaches graues Düster, weniger denn ein Dämmerlicht. In Zeiten eines Sturmes wurde selbst dieser geringfügige Unterschied zwischen Nacht und Tag verwischt, dann war alles Dunkelheit. Wenn der Himmel klarer war und Kälte herrschte, schoß das Nordlicht große lange Lanzen in das Heer der Sterne; das rote Glühen der Schlacht bebte über eine weite Strecke. Die gleiche durchdringende Kälte stahl sich in die Zelte und Iglos; die Leute in den Schlafsäcken kauerten sich dichter zusammen, während sie die Eisfinger fühlten, die über sie strichen. Vom gefrorenen Meer heulte der Wind seinen alten Schlachtruf. Lange Schleier von Schnee wogten über Hügel und Täler oder schleuderten sich mit einem solchen Paroxysmus der Wut in den Sturm, daß keine Luft zum Atmen blieb. Weiter und weiter kroch inmitten dieser Titanenkämpfe der Insektenzug der menschlichen Wesen. Ein zorniges Blasen der Polarriesen, ein plötzliches wütendes Aufstampfen, und sie waren für immer verlöscht.

Nesi wird mit Mikel verlobt, am Ende der Reise wird sie sein Weib werden; jetzt auf dem gefahrvollen Zug kann kein neues Zelt mit einem eigenen Haushalt aufgestellt werden. Aber auch Ome will ein Weib für sich haben. Er wird vertröstet — aber er kann nicht begreifen, warum man ihm Nesi verweigert.

Dann kommt der Wolf, der uralte Feind für Menschen und Tiere des Nordens, starke, riesige, unheimlich rasche und kluge Jäger; das Rudel teilt sich, um die Beute in die Zange zu nehmen. Doch die Männer sind vorbereitet, auf den schnellen und lautlosen Skiern stürzen sie auf die Wölfe zu, erschlagen sie mit Keulen, jagen den Rest in die Flucht. Aber es gibt keine Ruhe, keinen Frieden mit solchen Feinden. Irgendwo lauern sie und warten, die mordlustigen Räuber.

Der alte Kaas fühlt, daß sein Ende kommt; da gibt er den Befehl, der der Sitte seines Stammes entspricht: „Am Morgen baut Tapik das einsame Iglo." Stumm beginnt Quag, das Weib des alten Häuptlings, mit den Vorbereitungen zum Abschied von dem Gefährten ihres Lebens:

Kaas war bereit. Sein Lieblingsjagdspeer war bereit. Er hatte seinen Schlafsack bei sich und neue Stiefel, die letzten Stiefel, die Quag ihm verfertigt hatte. Langsam sammelte sie seine Lieblingsspeisen und hielt indes das Gesicht sorgfältig von ihm abgewandt. Endlich war alles bereit, und sie machten sich auf den Weg. Kaas ging voran und Quag folgte ihm, so wie sie ihm durch Jahre gefolgt war. Der Wind zerrte an ihnen beim Gehen und sandte den Schnee wie Rauchwolken über die Hügelkämme.

So langsam sie auch die Schritte setzten, konnten sie doch das Ziel ihres Wegs nicht ins Unbestimmte hinausschieben. Kein Wort wurde gesprochen. Kein letzter Händedruck. Kein Blick des verrunzelten Gesichts haftete auf dem andern verrunzelten Gesicht. Kaas ließ sich vor dem Igloeingang niederfallen. Quag wandte ihm den Rücken und bot das Gesicht dem Sturm. Sie stand lange bewegungslos, und als sie sich umwandte, war Kaas verschwunden. Die Vorräte, die Quag gebracht hatte, stellte sie fürsorglich in den Eingang, und wieder schaute sie dem Sturm entgegen. Als sie sich ein zweites Mal umwandte, waren auch die Vorräte verschwunden. Schnee begann schon, um die Öffnung zu wehen.

Quag stellte den Topf nieder, den sie trug, und schob dann den Schneeblock in den Eingang, den Tapik dort ausgeschnitten hatte. Langsam, langsam zwängte sie den Block an seinen Platz. Es war, als würde sie nie damit fertig, diese dunkle Höhle zu versiegeln. Als nur noch ein schmaler Spalt oben offenstand, schob sie die Hände durch, als wollte sie ihn weiter machen. Dann zog sie sie mit einer raschen Bewegung zurück und stemmte ihr Gewicht gegen den Block, den sie auf solche Art fest an Ort und Stelle schob.

Sie nahm den Deckel von dem Topf mit Wasser, den sie im Schnee stehengelassen hatte. Schon hatte sich darauf eine dünne Eisschicht gebildet. Quag zerbrach diese und begann das Wasser über die Kanten des Blocks zu sprengen, der den Eingang verschloß. Sobald das Wasser mit dem Schnee in Berührung kam, fror es und versiegelte fest alle Ritzen um den Eingang, den es mit der Mauer zu einer einzigen harten Masse verband.

Als das ganze Wasser verbraucht war, war Quag fertig. Sie machte sich jetzt auf den Rückweg, aber sie mußte rückwärts schreiten. Jede Spur in dem tiefen Schnee mußte beim Gehen sorgfältig verwischt werden. Es durften von dem versiegelten Iglo zu den Iglos der Lebenden keine Zeichen führen, denen der Todesgeist hätte folgen können.

Nie mehr darf von dem Abgeschiedenen gesprochen werden, damit sein Geist in den geheimnisvollen Bergen fern an der anderen Seite der Welt ungestört weiterleben kann.

Nach dem Tode des alten Häuptlings ist niemand mehr da, der mit dem unheimlichen Ome umzugehen weiß. Seine Einsamkeit zerfrißt ihn, sein Haß gegen Mikel wächst furchtbar; er bemerkt, daß Jon den Zug wieder der Küste zulenkt, an der er Eskimos auf der Seehundjagd zu treffen, neue Hirten anzuwerben hofft. Dann ist auch Ome entbehrlich geworden, das weiß er genau, und man wird nicht mehr zögern, ihn fortzuschicken.

Während die Männer auf der Seehundsjagd sind und die Weiber ihnen zuschauen, bleibt Nesi allein mit den Kindern zwischen den Zelten zurück. Da wirft er ihr eine Seehundshaut über den Kopf und schleppt sie in sein Iglo. Sie aber hat noch Zeit, dem kleinen Jak zuzuschreien: „Lauf, Jak, lauf!" Da fesselt ihr Ome die Hände und Füße, daß sie nicht aus dem Iglo entweichen kann, rast dann hinter dem Knaben her. Zu spät — das Kind schreit schon im Laufen, die Frauen werden aufmerksam, warnen die Jäger.

Die Entführung ist mißglückt — aber Ome läuft weiter, an Jak und den Frauen vorbei, der See zu, über das Eis, und stürzt sich auf den ahnungslosen Mikel, der gerade neben einer Wasserrinne kniet. Ein furchtbarer Kampf auf dem Eise beginnt, bei dem jeder den Gegner in die schwarze Flut hinabzustoßen sucht. Das Eis beginnt zu treiben. Der schmale Wasserstreifen ist zur breiten Fläche geworden, die niemand mehr überqueren kann, um Mikel zu helfen.

Sie sahen, daß Mikel schwächer wurde. Jedesmal, da Ome ihn bis zum Rand des Wassers brachte, klammerte sich Mikel mit geringerer Kraft an seinen erbarmungslosen Gegner. Bald mochte sich Ome befreien — ein Hieb, ein Tritt, und dann mußte Mikel über die schlüpfrige Kante hinabgleiten, wo die eiskalten Wogen sich brachen. Es geschah, noch ehe die Zuseher es erwartet hatten. Mikel war verschwunden und Ome stand allein. Ome kauerte sich wartend zusammen, er wollte seinen Feind untertauchen, wenn dieser versuchen sollte, sich am Eis festzuklammern. Dann sah man Mikels Kopf im halben Dämmerlicht. Mikel schlug in der bewegten See um sich. Sie riefen ihm zu, sie schrien, sie trieben ihn an. Aber niemand wagte, ihm zu Hilfe zu eilen.

Die rauhe See war mit abgebrochenen Eisstücken bedeckt und unter dem linken Arm hielt Mikel eine flache Eisplatte umklammert. Diese trug beinahe sein Gewicht, sonst wäre er sogleich von den nassen Fellen seiner Kleidung hinabgezogen worden. Die Leute sahen ihn, verloren ihn aus dem Blick, fanden ihn wieder. Die jungen Männer vermögen immer nur schwer, sich vom Leben loszureißen, es gibt soviel, wofür man leben kann.

Da binden sie die Jagdspeere zusammen — und das Wunder geschieht, die Lanzenspitze verfängt sich in Mikels Kleidern, sie ziehen ihn an Land, reißen ihm die durchnäßten Felle vom Leibe, werfen ihm Stücke ihrer eigenen Kleidung über und bringen ihn ins Bewußtsein zurück. Mit knapper Not ist er der dritten Annäherung der Todesgeister entronnen. Auf treibender Scholle aber wird Ome hinausgetragen in die tobende See, um einsam zugrunde zu gehen, wie er einsam gelebt hat.

Unendlich langsam geht der Zug weiter mit den wenigen Männern, deren Kräfte geschont werden müssen. Gnadenlos tobt die Macht des nordischen Winters. Sieben Tage und sieben Nächte wüten die Schneestürme ohne Unterbrechung. Da stoßen sie endlich auf eine Eskimosiedlung — aber die Iglos liegen schweigend da — keine kläffenden Hunde, keine neugierigen Weiber und Kinder empfangen sie, die Schneebauten sind verschlossen. Schließlich dringen sie in die Iglos dieses Gespensterdorfes ein. Der Stamm, der es bewohnte, ist auf der Nahrungssuche dem Meer entgegengezogen. Sturm und Kälte haben die Menschen überfallen, die Hälfte der Zughunde ist von den Wölfen fortgeschleppt worden. Da haben sie sich zum Sterben hingelegt, nachdem sie die letzten Hunde geschlachtet und verzehrt hatten. Von 36 Eskimos sind noch 15 am Leben, die andern liegen kalt und starr in den vereisten Hütten.

So werden, eine halbe Tagesreise von dem Todesdorf entfernt, neue Iglos gebaut, bis die Überlebenden marschfähig und fähig zur Mithilfe bei der Bewachung der Herde geworden sind. Allzu viel sind sie nicht wert, die neuen Männer — Kinder sind sie, nicht böswillig, aber unvernünftig und vergeßlich . . .

Noch einmal kehren die Wölfe zurück, lautlos und überraschend, sechs Tiere fallen ihrem raschen Angriff zum Opfer, und die Wachen müssen verdoppelt werden. Aber beim nächsten Mal läuft die erschreckte Herde nach allen Richtungen auseinander; es müssen richtige Expeditionen ausgerüstet werden, mit Schlitten und Proviant. Einige hundert Renntiere werden wieder eingebracht, aber ein großer Teil fehlt noch immer. Die neuen Eskimos machen es sich bequem; außer Sicht des Lagers geben sie die Suche bald auf und legen sich in ihren rasch erbauten Iglos schlafen, bis Jon über sie kommt mit seinem eisernen Donnerstock, der sie gefährlich anbrüllt. Weit nach Süden ist noch ein großer Teil der Tiere, etwa 5—600 Stück, abgewandert, Pehr und Akla und Mikel, die drei Männer aus Lappland, ziehen aus, sie zu suchen, und nur Jon bleibt mit dem einzigen alten Eskimo Tapik und den unzuverlässigen neuen Eskimos zurück, die immer fauler und mürrischer werden und in ihrer Gier nach frischem Fleisch

sogar heimlich die Renntiere töten; natürlich sind es dann immer die Wölfe gewesen, die sich die Tiere geholt haben. Zur Strafe gibt Jon an solchen Tagen keinen Tee, Zucker oder Zwieback aus.

Eines Tages gehen die Vorräte wirklich zu Ende, und nun wird die Unzufriedenheit noch ärger, die Disziplin im Lager lockert sich immer mehr. Längst haben die großen Kinder vergessen, daß Jon sie vom Hungertode gerettet hat. Als er den letzten Schuß aus seiner Flinte abgefeuert hat, da werden sie noch frecher. Vom Blutrausch erfaßt, wüten sie mit ihren Speeren sinnlos unter den Tieren, und schon sind sie im Begriff, über ihn herzufallen, da kommt unerwartete, märchenhafte Rettung — ein großer Silbervogel, der das dröhnende Lied der Motoren singt, zieht über dem Lager seine Kreise, senkt sich auf die Schneefläche im Gleitflug nieder. Zwei Männer springen aus dem Flugzeug, hochgewachsene weiße Männer, die den müden Jon in sein Zelt bringen, für ihn Wache halten, bis am nächsten Tage Pehr, Akla und Mikel mit der entflohenen Herde wiederkehren. Das Flugzeug hat auch Munition und Proviant mitgebracht. Die großen Weißen Väter haben die fliegenden Männer ausgeschickt, weil sie über das lange Ausbleiben des Renntierzugs besorgt waren. Nun sind sie zufrieden und haben Jon wegen seiner Tüchtigkeit gelobt, dann fliegen sie wieder davon; die Eskimos aber sind vor ihnen entflohen.

Im folgenden Winter kommt der Übergang über die hohen Schwarzen Berge, mit neuangeworbenen Eskimos — eine ungeheuerliche Strapaze mit unabsehbaren Gefahren inmitten der starren Felswände, unter denen sich die bodenlose Tiefe öffnet. Hier ist die Heimat der feindlichen Stürme, die ihnen mit unermeßlicher Wut entgegenrasen, ihnen die Schneemassen ins Gesicht schleudern, sie in die Tiefe hinabzudrücken drohen. Schlimmer noch als der Aufstieg ist der Abstieg, bei dem die Schlitten mit der zunehmenden Beschleunigung an jeder scharfen Krümmung in Gefahr sind, über den Felsenrand hinausgeschleudert zu werden. Die klugen Renntiere kommen gut hinüber, die Herde zuerst, eine Anzahl Zugtiere wird hinter die Hundeschlitten gespannt, um in bedenklichen Augenblicken die entgleitenden Schlitten kraftvoll festzuhalten. Nur einige Hunde gehen verloren, die sich der gebrechlichen Schneebrücke über einen schmalen, aber bodenlos tiefen Cañon anvertraut hatten, der Schlitten selbst mit dem Rest des Gespannes kann noch gerettet werden. Bei einem dreitägigen Sturm wird das ganze Lager, Tiere und Menschen, unterm Schnee verschüttet, die Iglos der Eskimos sind ganz unter der weißen Decke verschwunden und müssen erst mühsam wieder ausgegraben werden; die schlummernden Eskimos haben überhaupt nichts davon gemerkt, daß sie verschüttet waren: so etwas ist ihnen im ganzen Nordland noch niemals begegnet!

Nach dem endlosen Schneefall donnert eine Lawine über das Lager weg — ein Wunder, daß sie der brüllenden Hölle entrinnen. Aber ein Eskimokind fehlt, die kleine Uji, niemand weiß, wie und wo sie verlorengegangen ist — nun schwebt ihr zarter Geist zwischen den Felsen hoch über dem Wirrsal der Bergschluchten. Ehe die Sonne sich wieder zeigt, sind sie im Hügelland, an der Ostseite der Schwarzen Berge. Feierliche Erhabenheit, wilder Jubel der kleinen Menschenschar, als der Rand der Sonnenscheibe zum erstenmal wieder über die Kante der Welt funkelt! Irgendwo in den endlosen Ebenen, die sich nun den Blicken enthüllen, fließt der Große Strom, der das Ziel ihrer Fahrt ist.

Die neuen Hirten gehören zu dem Küstenstamm der Eskimos, die in offener Feindschaft mit dem rückständigen „Nachtvolk" — den Inlandeskimos — leben. Eines Tages kommt es zu einem Zusammenstoß mit Jägern des Nachtvolks, die den Mord unter die Herde tragen. Dabei werden alle fünf Hirten aus dem Seevolk erschlagen, ihre Weiber werden aus den Iglos geraubt. Weiter geht der Zug, nach Osten zu, mit den wenigen Leuten; am „Blauen Fluß", nur etwa 10—15 Tagesmärsche vom Großen Strom entfernt, müssen sie das Sommerlager aufschlagen. Die ersten Dampfboote grüßen sie, die Reisenden besichtigen die Herde, bestaunen die mutigen Männer, von deren Leistung sie schon gehört haben. Zwei neue Eskimos schließen sich an — aber Tapik, der letzte der alten Eskimos, ist eines Tages mit Weib und Kindern ohne Gruß und ohne Abschied verschwunden.

Viele Tage lagern sie dann am Großen Strom, bis die Eisdecke fest genug ist, sie über die ungeheure Breite der vielen Mündungsarme von einem Landstreifen zum andern hin-

überzutragen. Drüben am andern Ufer erwarten sie die herrlichen Wohnstätten, die die Weißen Väter für sie vorbereitet haben, feste Blockhütten, in denen sie künftig wohnen sollen, um die Renntierherde zu hüten. Nun können die Schneestürme um sie herum toben — hier sind sie sicher und warm aufgehoben. Jetzt wird auch die Hochzeit zwischen Mikel und Neji gefeiert — und dann kommt die Stunde des Abschieds für Jon, nachdem seine Aufgabe getan, der Zweck seines Lebens erfüllt ist.

Er hörte das erste leise Surren des Aeroplans; er sah den ersten Schimmer der Mittagssonne auf den weißen Flügeln. Er war bereit. Die Hirten der langen Reise versammelten sich zu einem schweigenden Lebewohl. Es war ihnen allen, als könnte man keine Worte sprechen. Langsam ging Jon von einem zum anderen und legte jedem die Hand auf die Schulter. Er konnte kein Wort sagen, aber sie kannten seine Gedanken. Er dachte jetzt wohl an die alten Tage des Sturms und des Dunkels, an schlüpfriges Eis und schwarze Gewässer, an Kämpfe mit Wölfen und an wildes Scheuen der Herde. Was für Männer! Was für getreue Brüder! Wie hatten sie miteinander gearbeitet!

Kaas, der Alte, war fort, war vor langer Zeit in einem Schneesturmwirbel erloschen; und Quag war im Dunkel verschwunden und Ulf zugrunde gegangen in der Schlacht mit den Moschusochsen, und Ome war nicht mehr und Kult und Soak. Auch Tapik und Nipi waren unterwegs fortgewandert. Alle waren fort! Nur Pehr und Akla und Mikel hatten das Ziel erreicht, und Jon musterte sie jetzt ernst. Er wußte, daß er sie nie wiedersah. Ein Stück hinten standen Waß und Neji und Ata und Jak. Jon winkte ihnen mit erhobener Hand. Dann nahmen ihn die Weißen Häuptlinge in den Aeroplan. Sie hatten eine weite Strecke zu fliegen, solange die Luft noch hell war

Dann machte der Aeroplan eine Wendung nach Süden, den langen Flug anzutreten. Wieder war Jon jetzt über dem Lager, hoch oben. Die Zelte waren wie Kreise im Schnee. Dann sah er einen Augenblick einen dunklen Fleck auf dem Weiß, eine schwarze Masse winziger Gegenstände. Die Renntiere! Jetzt scharrten sie wohl nach Futter so wie immer. Scharf blickte er hin, um sie zu sehen. Ihnen hatte er seine letzte Kraft geweiht. Dort unten, tief unter ihm, nährte sich die lebende, lebenspendende Nahrung! Plötzlich senkte sich ihm ein Schleier über die Augen, und die Renntiere verschwammen vor seinem Blick.



Äsende Renntiere im Schnee

Aus Bernatzik, Lappland (Bibliographisches Institut, Leipzig) bereits besprochen in „Weltstimmen“ 1936, Heft 7 S. 276

Heinrich Hansjakob über sich selbst..

Zum 100. Geburtstag des Schwarzwälder Bauernpfarrers am 19. August



Hansjakob — Aufn. Löhrich

Ich schreibe zunächst Volksbücher und keine Heiligen-Legenden. Wenn ich aber einmal dergleichen schreiben wollte, könnte ich alle jene Leute, welche sich über die Lumpen unter ihren Mitmenschen aufhalten, nicht in dies heilige Buch brauchen. Die echten Heiligen und die wahren Frommen pflegen nämlich von ihren Mitmenschen, selbst wenn diese noch so tief gesunken wären, nie per Lumpen zu reden.

Und der göttliche Heiland hat seine schärfsten Verurteilungen nie gegen Lumpen der untern Stände, denen auch meine Leute angehören, sondern gegen die bessern und gebildetern, die Schriftgelehrten und Pharisäer gerichtet; um die Zöllner und Sünder aber, um verachtete Menschen, hat er sich liebevoll angenommen.

Diejenigen Sterblichen, welche sich nicht zu den Lumpen rechnen, mögen unserm Herrgott danken, daß sie keine Lumpen geworden sind und ihre Ahnen, ihre Erziehung und die eigene Kraft es ihnen möglich machten, zu den Nicht-Lumpen auf Erden zu zählen. Ich lasse mir aber „meine Lumpen" nicht schelten. Sie sind bei all ihren Schwächen, die sie großenteils nicht gekauft und nicht erlernt, sondern geerbt haben, Originale, keine Alltags- und Schablonenmenschen, keine Fabrik- und keine Dutzendware. Sie zählen unter ihren Kollegen in der Welt geniale Leute, große Künstler und große Dichter. Wie oft hört man sagen, er ist ein äußerst geschickter und talentvoller Mensch — aber ein Lump.

Wem die Götter zu viel geben, pflegten die alten Griechen zu sagen, dem legen sie einen Fluch dazu. Und so kommt es, daß wir an den begabten Menschen oft die größten Fehler entdecken.

Endlich haben meine Lumpen noch das Gute, daß sie sich idealisieren lassen. Es gibt Leute, die keine Lumpen sind, wenigstens sich nicht dafür halten, die man aber mit dem besten Willen so wenig idealisieren könnte als einen Holzschuh.

Es ist überhaupt interessant, psychologisch interessant, in den verschiedenen Kritiken, die ein Buch erfährt, Menschenstudien zu machen.

Da schickt mir mein Verleger von Zeit zu Zeit eine Anzahl von gedruckten Urteilen über das oder jenes Buch von mir, oder ich höre von Freunden, was der oder jener darüber gesagt hat, und muß oft laut auflachen, wenn ich lese oder höre, was Kritiker und Krittler einem für Dinge unterlegen, an die man gar nicht gedacht hat.

Ich bin auch gewohnt, zu kritisieren, und habe sicher kein Recht, empfindlich zu sein, wenn andere Leute meine Urteile und Ansichten besprechen, und ich muß dankbar sein, daß die Kritik im allgemeinen so gut mit mir umgeht. Aber ich kann gar oft aus den verschiedenen Besprechungen herauslesen, wes Geistes, wes Denkens und Fühlens der Kritiker ist.

Meine Schriftstellerei gleicht einem Drogengeschäft, in welchem allerlei Gewürze, Salze und Spezereien serviert werden. Trifft nun einer beim Lesen eines meiner Bücher auf ein Gewürz, das ihm nicht paßt, sei es im Koriander oder Pfeffer — Zibeben und Rosinen führe ich nicht — so spukt er dagegen aus. Versalz' ich einem andern die Suppe, die er sich über Welt, Zeit und Menschen zusammengekocht oder die, richtiger gesagt, ihm andere zum Essen vorgesetzt haben, so wird er bös über mich, weil er glaubt, seine Suppe sei vorzüglich und brauche kein Salz, obwohl sie keinen Tropfen Fleischbrühe, sondern nur Spülwasser enthält.

Drum schimpft er mich einen schlechten Koch, weil ich ihm was vorsetze, das sein geistiger Magen nicht vertragen kann, der gewohnt ist, nur das zu verdauen, was andere ihm vorher zurechtgekaut haben.

Aber wer mag's allen Leuten recht machen? Von meinem „Leutnant von Hasle" hieß es, er habe eine „frömmelnde Tendenz", während andere meinten, „wie ein Pfarrer so was Unfrommes schreiben könne?!"

Ich bin in der Richtung überhaupt ein Pechvogel. Ich errate vielen Leuten ihren Geschmack gar nicht und habe drum mehr Feinde, als ich nur weiß. Und doch meine ich's mit allen meinen Mitmenschen gut — selbst mit den Lumpen. Aber ich habe außer vielen Fehlern besonders einen Fehler und zu diesem einen Fehler den großen Fehler, diesen Fehler nie zu bereuen. Und dieser Fehler macht mir viele Krittler und Feinde, und dieser Fehler ist: Ich bin von Hasle, wo die Leute reden, wie sie denken."

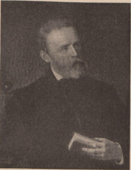
Aus Hansjakobs Erzählungsband „Bauernblut"

Auch einer . .

Zum 50. Todestag Friedrich Theodor Vischers am 14. Sept.

von Waldemar Bellon

Am 14. September jährt sich zum 50. Male der Todestag des schwäbischen Ästhetikers, Dichters und Politikers Friedrich Theodor Vischer. Nach mehrjähriger Dozentenzeit in Zürich hatte er fast 20 Jahre lang den Lehrstuhl für Literatur und Ästhetik an der Technischen Hochschule in Stuttgart inne. Durch zahlreiche Werke ist er weit über sein engeres Heimatland hinaus bekannt geworden. Sein Roman „Auch Einer", in dem er ein so bewegliches Lied von der Tücke des Objekts singt, wie seine Travestie „Faust — Der Tragödie dritter Teil", seine umfangreiche „Ästhetik" und sein politisches Wirken, dessen heiße Sehnsucht die Einigung des Reiches war, haben seinen Namen lebendig erhalten. Aus der Gedankenwelt dieses, zum Teil recht schnurrigen, aber nie oberflächlichen Geistes geben wir hier einige kennzeichnende Proben.



Friedrich Theodor Vischer

Das Moralische

Das Moralische versteht sich immer von selbst. Ein rechter Kerl sucht, strebt und beschwert sich nicht darüber, sondern ist glücklich in diesem Unglück der aufsteigenden und nie anlangenden Linie des Lebens. Das ist unser oberes Stockwerk.

Staat und Kirche

Im besseren Staat wäre der Geistliche einfach Staatsdiener als Volkspädagog und Kultusverwalter. Jeder magische Nimbus fiele weg; der Nimbus enthält immer den Zauberbegriff in sich, und davon geht alle Unmöglichkeit des Friedens zwischen Staat und Kirche aus.

Materie und Geist

Zuerst sind die Weltkörper entstanden als feuerflüssige Kugeln, ihre Oberfläche ist erstarrt, bewohnbar geworden, es wurden Pflanzen, Tiere, niedrige, immer höhere, bis zum Menschen, da kam die Empfindung, in diesem höchsten Wesen Geist. Darüber vergißt man, daß, wenn auf der Spitze der Geist ausschlüpft, er irgendwie zuunterst als künftige Möglichkeit schon stecken muß.

Weisheit

Der sogenannte Weisheitszahn,
Zwar als der letzte kommt er an,
Doch immer früh genug.
Der Name scheint mir Trug.
Der Weisheit kleine Portion,
Wozu es bringt der Erdensohn,
Sie wird mit Schmerzen erst geboren,
Wenn wir schon manchen Zahn verloren.

Über die Frauen

Man meint immer, einmal dürfe man sich doch gehen lassen. Falsch! Man darf es nie. Es ist kein Moment, wo man nicht gegen inneren und äußeren Feind auf der Wacht stehen muß. Die Menschen um uns, selbst die besten, sie schenken uns keine Blöße. Selbst in der Liebe darfst du nie dich gehen lassen. Das liebreichste Weib möchte dich beherrschen. Nie ist Waffenstillstand. Das Leben ist schwer! Wehe dem, der nicht in jedem Augenblick geladen, Zündhütchen auf, Finger am Drücker hat!

Tücke des Objekts

In meiner Arbeit mag ich oft einen Haufen Papier, wo ich notwendig etwas herauszunehmen hätte, stundenlang nicht anrühren, weil ich weiß, beim ersten Griff fährt der helle Teufel hinein, alles schlüpft, klebt oder entwischt — was nicht mit soll, geht mit, was mit soll, geht von anderen nicht los, die Feder fliegt zu Boden und spießt sich ins Holz, daß ich eine halbe Stunde brauche, eine neue zu schneiden — der vollendete Pöbelaufruhr. —

Von Tagesanbruch bis in die späte Nacht, solang irgendein Mensch um den Weg ist, denkt das Objekt auf Unarten, auf Tücke. Man muß mit ihm umgehen wie der Tierbändiger mit der Bestie, wenn er sich in ihren Käfig gewagt hat; er läßt keinen Blick von ihrem Blick und die Bestie keinen von seinem; was man da von der moralischen Gewalt des Menschenblickes vorbringt, ist nichts, ist Märchen; nein, der starre Blick sagt dem Vieh nur, daß der Mensch wacht, auf seiner Hut ist, und Blick gegen Blick, gleich fix gespannt, lauert es dann, ob er sich einen Augenblick vergesse. So lauert alles Objekt, Bleistift, Feder, Tintenfaß, Papier, Zigarre, Glas, Lampe — alles, alles auf den Augenblick, wo man nicht acht gibt. Aber um Gottes willen, wer kann's durchführen? Wer hat Zeit? Und wie der Tiger im ersten Moment, wo er sich unbeobachtet sieht, mit Wutsprung auf den Unglücklichen stürzt, so das verfluchte Objekt.

Schlußszene aus „Faust. Der Tragödie 3. Teil":

Dr. Marianus:
Dieses Historium,

Dr. Ekstatikus:
Ist kein Brimborium,

Dr. Seraphikus:
Ist Allegorium,

Dr. Profundus:
Urfinns Censorium,

Faust:
Urpräzeptorium,

Lieschen:
Bildungsdoktorium,

Valentin:
Schuhrevisorium!

Jünglingsgeister:
Nektarciborium!

Vollendete Frauengeister:
Mehr als Cichorium!

Greisengeister:
Logischen Urbegriffs Inhalatorium!

Dr. Marianus:
Empor nun, ganzes Auditorium!
Aufschwingt euch zum Emporium,
Allwo unbeschnipfelt
Die Idee sich gipfelt,
Wo das I sich tüpfelt,
Wo der Weltbaum wipfelt,
Wo die Weltwurst zipfelt!

Chorus mysticus:
Das Abgeschmackteste,
Hier ward es geschmeckt,
Das Allervertrackteste,
Hier war es bezweckt;
Das Unverzeihliche,
Hier sei es verziehn;
Das ewig Langweilige
Zieht uns dahin!



Dichtung der Stille

Zum 70. Geburtstag Hans Klöpfers

Der in der Steiermark lebende Dichter-Arzt Hans Klöpfer ist erst vor wenigen Jahren im Reich bekannt geworden. Er wurde am 18. August 1867 in Eibiswald, dem er eine reizvolle Monographie gewidmet hat, als Sohn eines aus Schwaben stammenden Arztes geboren. Die Mutter war eine Tochter des Schulmeisters und Organisten des Frauental im Sulmtal. „Unterm stahlblauen Schwabenblick des Vaters und dem getrosten Frohsinn einer grundgescheiten Mutter" wuchs Klöpfer auf, studierte und wurde zum erfahrenen Helfer der Menschen, der er immer blieb, auch wenn er in späteren Jahren noch den Ruf des Dichters dazugewann.

Mit einem steirischen Bilderbuch, das unter dem Titel „Sulmtal und Kainachboden" in der fünfbändigen Reihe der „Gesammelten Werke" (Verlag der Alpenland-Buchhandlung Südmark, Graz, Wien, Leipzig) erschien und ein festgefügtes Bild der Steiermärkischen Landschaft und ihrer bäuerlichen Menschen entwirft, trat er in das deutschsprachliche Schrifttum ein. Seine Gedichte in steirischer Mundart „Joahrlauf", in denen der Dichter mit den Leistungen des Niederdeutschen Klaus Groth und des Österreichers Franz Stelzhamer, Adalbert Stifters Freund, wetteifert, begründeten Klöpfers Ruhm als Dichter der zum Lebenskosmos erweiterten Heimat. Ihr verdankt er auch die meisten Motive seiner künstlerisch reifen Erzählungen und viele Themen seiner farbensatten, bildträchtigen Gedichte. Sein Lebensgang, in „Aus dem Bilderbuch meines Lebens" behaglich-schlicht erzählt, birgt nichts Außergewöhnliches. Er erweist sich als treuherziger Bericht von einem Leben, das in erster Linie dem praktischen Dienst am Menschen, in zweiter Linie aber der Dichtung gewidmet ist.

K. H. Bühner

Zur Siebenhundert-
jahrfeier der
Reichshauptstadt



Aus H. O. Modrow
„Berlin 1900“, Verlag
R. Hobbing Berlin

Kranzler-Ecke um die Jahrhundertwende

Zwischen Wedding und Tauentzien

Hans O. Modrow / Berlin 1900

Etwa um 1890 sang man in Deutschland: „Du bist verrückt, mein Kind! Geh nach Berlin! Wo die Verrückten sind, da gehörst du hin!“ Warum sollte Berlin damals eine Stadt der Verrückten sein? Freilich, Feinde hatte die werdende Weltstadt wohl genug. Um 1900 müssen sie aber widerwillig die Vorherrschaft der Kaiserstadt anerkennen, deren fieberhafte Lebendigkeit, deren für Deutschland ganz neues Tempo immer mehr Menschenmassen anzieht, denn jeder, der arbeiten will, findet hier eine Existenz. Berlin 1900 denkt und arbeitet. Was man ihm als „Verrücktheit“ nachsagt, ist seine voraussetzungslose Frische und Unternehmungslust im Finden neuer Wege und die Sucht, gegen das behäbige Stillsitzen der alten Zeit eine ständige, vorwärtsstrebende Bewegtheit zu setzen.

Dieses vitale, werdende, von allem Kommenden trächtige Berlin will A. Modrow jetzt in diesen Tagen, da die Reichshauptstadt ihr siebenhundertjähriges Stadtjubiläum feiern kann, noch einmal für uns heraufbeschwören. Er vertieft sich in das Stadtbild. Berlin ist ja keine städtebauliche Planung. Ganz eigenwillig ist es, den jeweiligen Bedürfnissen, der privaten Unternehmungslust und zuweilen unerklärlichen Launen folgend, zusammengewachsen aus vielen kleinen Orten. Es ist dabei gewiß nicht die „schönste Stadt“ geworden, aber eine sehr gesunde und wohnliche Stadt mit vielen schönen Plätzen und Stadtteilen. Modrow verfolgt die Entwicklungsgeschichte der bedeutsamsten Straßen: Leipziger Straße, Kurfürstendamm, Tauentzienstraße, Potsdamer Straße, Lützowstraße und so weiter. Er schildert den Kampf um das Warenhaus, das sich durchsetzt, weil dieser ins Gigantische gesteigerte Dorfkramladen für alles damals auch eine Notwendigkeit ist. Der Vergnügungsbetrieb wird dargestellt, dessen Nutznießer vorwiegend die Fremden sind. Den Berliner selbst fand man häufiger in seinen ernsten Theatern, in seinen Konzerten und Bildungsstätten. Literatur, Kunst und Wissenschaft standen im Mittelpunkt des Interesses. Merkwürdig berührt es uns dagegen, wie wenig man damals die wunderschöne Umgebung der Stadt zu nutzen wußte. An einem Mangel an Naturliebe lag das nicht, denn wie kämpfte der Berliner um sein grünes Verkehrshindernis, den Tiergarten! Wie liebte er seine blumengeschmückten Balkone und seine Schrebergärten! Er war durchaus keine Asphaltpflanze. Freilich, das rastlos tätige Leben hatte ihn geformt: kurz entschlossen, von rascher Auffassungsgabe und scharfer Kritik trat er der Umwelt gegenüber, und wenn man ihm seine Schärfe verdachte, vergaß man meist, daß er sich selbst dabei keineswegs schonte.

So wirkt das hier entworfene Bild des Berlin von 1900 durchaus imponierend. Wenn auf den vielen beigefügten Fotos die Menschen dieser Zeit uns lächerlich erscheinen wollen, so liegt es daran, daß dem Auge nichts absurder erscheint als die Mode von gestern. Erst ein größerer Abstand gibt dem Blick wieder Gerechtigkeit. Die Ansichten der Straßen und Plätze dagegen vermitteln durchaus den Eindruck der großen, weltläufigen Stadt, die Berlin damals schon war.

So haben wir es also kennen gelernt — oder uns daran erinnert: „Berlin 1900 — das heißt der Kopf Deutschlands, der Verwaltungsapparat des Reiches, seine Stoß- und Tatkraft, sein Amüsierbetrieb. Und über dieser Vielseitigkeit: die Stadt seiner größten Beweglichkeit und seiner lebendigsten geistigen Interessen.“

Charlotte Reinke

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern



Aufn. Claasen

Konrad Beste

wurde am 15. April 1890 am südöstlichen Rande der Lüneburger Heide geboren. Sein Vater war Landpfarrer, Superintendent, Wolfenbütteler Propst. Zaubermächtige Bilder des Landlebens nähren seine Jugenderinnerungen. Ihm selbst erscheint seine Studienzeit in München und Berlin unwichtig daneben, daß ihm durch den Krieg seine und der Ahnen Weser-Heimat wiedergeschenkt wurde. „Im Angesicht der Berge meiner Kindheit", gesteht er, „wurde ich der fruchtbaren Gemeinschaft eines Rekrutenbataillons einverleibt — und all diese Menschen, Bauern, Arbeiter, Schlachter, Lehrer, sie sprachen, wie ich als Kind gesprochen hatte." Die Heimat habe ihn „in schweren Berliner Jahren im Kampf gegen das gottlose Chaos" nicht ganz unterliegen lassen. Seine Erstlinge „Grummet" und „Der Preisroman" zeugen davon. Noch ehe solche Haltung zeitgemäß wurde, sagte Beste der Großstadt ab. Als ihm 1934 (gemeinsam mit Friedrich Griese) der Hamburger Lessing-Preis zuerkannt wurde, hieß es in der Begründung: der Kampf zwischen den Mächten des Blutes und der Vernunft, wie er bei Beste zum Ausdruck komme, sei als Sinnbild eines allgemeinen inneren Entscheidungskampfes unseres Volkes zu begreifen. Es lagen damals bereits die Romane „März" und „Das heidnische Dorf" vor; letzterer, ein Heide-Roman, der in den „Weltstimmen" ausführlich dargestellt wurde, lieferte Beste Motive zu seinem Drame „Bauer, Gott und Teufel". Auch mit dem Märchenspiel „Walpurgisnacht" ist Beste als dramatischer Autor hervorgetreten, und letzthin wurde eine Komödie von ihm in Leipzig uraufgeführt. Sein erzählerisches Schaffen äußerte sich in einer Neubearbeitung des Romans „Grummet" (von 1922), in dem heiteren Roman „Das vergnügliche Leben der Doktorin Löhnefink" und dem Heide-Roman „Gesine und die Bostelmänner". hgm.



Aufn. Griem

Jakob Kneip

wurde am 24. April 1881 in dem kleinen Dorf Morshausen im Hunsrück geboren. Hier besuchte er die Dorfschule, lernte aber schon früh im Umgang mit Bauern, Hirten und Jägern das Leben und mannigfaltige alte Lebensweisheiten kennen. Vom Dorfpfarrer empfing er den ersten Latein-Unterricht. Später besuchte Kneip das Gymnasium in Koblenz und das Priesterseminar zu Trier. An den Universitäten Bonn, London und Paris studierte er und wirkte nach abgeschlossenem Studium bis zum Jahre 1929 als Lehrer in verschiedenen Städten an höheren Schulen. Seit 1929 lebt der Dichter in einem Vorort Kölns nur noch der Arbeit an seinem Werk.

Jakob Kneip wurde zuerst als Glied im „Bund der Werkleute auf Haus Nyland" und als Freund der Dichter Vershofen, Winckler, Lersch und Engelke bekannt. In ihren gemeinschaftlichen Veröffentlichungen erschienen auch seine Arbeiten. Mit eigenartig starken, religiös erfüllten, volk- und naturhaften lyrischen Schöpfungen, in denen er Gott in allem Lebendigen erkennt und preist, trat er zuerst hervor. Durch seine Gedichtbände: „Ein deutsches Testament"; „Bekenntnis"; „Der lebendige Gott"; „Bauernbrot" kam ein neuer Klang und Rhythmus in die deutsche Lyrik. Es waren vor allem die Kräfte des Volkstums und der ursprünglichen Natur, aus denen diese Lyrik genährt wurde.

Über Balladen und größere Verserzählungen kam Kneip dann zu seinen großen Prosa-Schöpfungen, den Romanen: „Hampit der Jäger" (1927), „Porta Nigra" (1934) und „Feuer vom Himmel" (1936), in denen der Dichter seine Heimat und die Schicksale der Menschen seiner Heimat mit eindringlicher Kraft und in dichterisch erfüllter Sprache schildert. Die Werke von Jakob Kneip sind im Paul List-Verlag, Leipzig, erschienen. oh.



Aufn. Prof. R. Koppitz, Wien

Deutsche Bauernkinder aus Siebenbürgen

Aus dem Bändchen des „Eisernen Hammer“: „Kinder in Tracht“, auf das wir bereits in Heft 8 des vorigen Jahrgangs hingewiesen haben

Kurz und gut

Drei Heldenleben

Wer eine gemeinsame Bezeichnung für die drei Gesichte sucht, die Hermann Graedener in seinem Buch „Traum von Blücher, Yorck, Stein“ (Paul Zsolnay Verlag Berlin — Wien — Leipzig) beschwört, wird sich vergeblich mühen. Nicht, daß den einzelnen Bildern die Handlung fehle, aber sie ist etwas Untergeordnetes, dessen Bedeutung vor dem Buche liegt, ist der (wahrhaftig großartige) Anreger, dessen Bedeutung erfüllt ist, wenn die Dichtung beginnt. Denn nicht eine Handlung wird hier verdichtet, sondern ihre Konsequenz. Voraus geht, auf drei knappen Seiten ausgesprochen, eine Sendung, die den Leser später als ungeschriebenes Zwischenspiel von Monolog zu Monolog begleitet. Soweit die Beherrschung der Szene durch die Kraft einer Persönlichkeit den Begriff Monolog rechtfertigt, kann er als Bezeichnung hier stehen. Daß hin und wieder ein Stichwort von einem andern eingeworfen wird, ändert nichts daran. — Die Sendung geht im Jahre 1815 von Friedrich Wilhelm, dem dritten Preußenkönig dieses Namens, aus. „. . . hier alles böse, wir hätten Heer enttäuscht, Volk betrogen. Schweigen, ich weiß. — Betrogen? Wer! Wir nicht. Verhältnisse. Durchmachen müssen, müssen! — Alles ist böse. Geht nicht. Starke Leute nach vorn, Namen bei Volk, Verdienst vor Weltgeschichte. Blücher, Yorck, Stein.“ — Wie jeder von ihnen Deutschland sieht, das ist der Traum, wie jeder von ihnen Deutschland findet, das ist das Gesetz. Gehorche dem Gott, der die Volkheit befohlen! Der Dichter gehorcht, weil und wie seine Helden gehorchten. Aus der sittlichen Größe erwächst dem einzigartigen Buch seine reife, strenge Form. Beides regt in dem Leser die künstlerische Bereitschaft an und das Bewußtsein der großen Verantwortung des Einzelnen vor dem Gewissen der Nation. „Wem die Gottheit den Gott in die Seele gesäet hat, der leuchtet sein Wunder in die Weihe der Welt, und er sagt dir deine Gesetze aus dem Atem der Ewigkeit und bestätigt dich in die Gestirne. Und sie singen dir Sieg . . .“ (215 S., RM br. 2.80, geb. 4.80).

Fr. Stichtenoth

Vom großen Krieg

Werden diese Bücher vom großen Krieg jemals ein Ende haben? Wir können es nicht glauben, wir glauben vielmehr, daß immer wieder neue geschrieben werden, durch die in das gewaltige Bild des Krieges neue Züge eingeschrieben werden. Denn wie dieser Krieg nicht der Krieg des einzelnen, des großen Feldherrn war, sondern der Krieg unzähliger, all der unbekannten Soldaten, so werden zu den großen Büchern vom Kriege immer weitere kommen, in denen das Schicksal dieses Weltkampfes wieder erscheinen wird.

Allen voran ist hier das Buch zu stellen, das den Kampf um Verdun mit eindringlicher, dichterischer Kraft gestaltet, der Roman von Edgar Maaß „Verdun" (Propyläen-Verlag, Berlin. 295 S. RM 5.—). Dieses Buch gehört zu den wenigen echten Dichtungen, die uns bisher über den Krieg gegeben wurden. Neben dem Werke Josef Magnus Wehners: „Sieben vor Verdun" ist es die gewaltigste Gestaltung dieses Titanenkampfes. Das Große und Eigene an Maaß' Werk aber ist die eindringliche Kraft, das Menschliche mit dem Naturhaften, das Seelische mit der Landschaft zu verbinden und so eine wirkliche Einheit zu schaffen zwischen dem kämpfenden Menschen und der Welt der Natur und der Elemente. Maaß stellt eine kleine Gruppe von Männern einer Maschinengewehrkompanie dar, die in Kampf und Not zusammensteht, obgleich der Dämon des inneren Zerwürfnisses zwischen zwei von ihnen tritt. Der Haß, der zwischen einem Gefreiten und einem Vizefeldwebel besteht, wird in der Furchtbarkeit des Kampfes immer mehr verzehrt, ohne sich indessen völlig zu verlieren. Als aber fast alle Glieder der totgeweihten Gemeinschaft gefallen sind, schleppt der schwerverwundete Gefreite den ebenfalls verwundeten Vizefeldwebel aus dem Feuerbereich. Während der Gefreite bei dieser Tat den Opfertod stirbt, wird der Vizefeldwebel gerettet. Er und der Verfasser des Buches sind die einzig Überlebenden der Gemeinschaft. Hier spricht ein Kämpfer, der Gewalt über die Sprache hat und die Geheimnisse des Lebens kennt, und es entstand ein Buch der heiligen und heilenden Kraft, ein Buch des Trostes und der Versöhnung.

Aus dem gleichen Kampfraum stammt der Tatsachenbericht, den Hermann Thimmermann nach den Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayrischen Infanterie-Leibregiment niedergeschrieben hat: „Verdun! Souville!" (Verlag Knorr und Hirth, München. 143 S. RM 1.90). Dieses in seiner Schlichtheit erschütternde Dokument wurde zu einer Dichtung nicht zuletzt dadurch, daß der Verfasser mit einer Gerechtigkeit, wie sie den echten Soldaten auszeichnet, den todverachtenden Opfermut gefangener Franzosen schildert. So entläßt uns dieses kleine Buch, das von Kampf und Tod, von Grauen und Furchtbarkeit mit erschütternder Realistik spricht, doch mit dem Gefühl versöhnender Kraft.

Ein anderer Frontoffizier: Franz Franziß, der in der Sommeschlacht 1916 schwer verwundet wurde, schrieb in seinem Buche: „Wir von der Somme" / Drei Fronten um ein Dorf (Herder Verlag, Freiburg i. Br. 397 S. RM 4.50) weniger einen Roman als einen sachlichen Bericht vom Kampf um ein Dorf X, das symbolisch für unzählige andere Dörfer an der Westfront steht. Dieser Bericht in 35 knappen Kapiteln umfaßt fast lückenlos alle Formen des Kampfes und alle Stationen des Kriegserlebnisses. Vom ersten Alarm bis zum Tode sind alle Stufen, die der Soldat an der Westfront durchläuft, gestaltet. Vom Stoßtruppler über den Tankfahrer und Meldegänger bis zum Generalstäbler und Stabsarzt sind alle Gestalten des Ringes geschildert und mit der ihnen eigenen Atmosphäre dargestellt. Auch die drei Fronten, die deutsche, die französische und die englische, die sich um das Dorf legen, werden mit ihrer besonderen Eigenart gegenwärtig gemacht. Das Neue ist die Art, wie Franziß seine Aufgabe formal gelöst hat. Er bedient sich dabei einer knappen, gedrungenen, in gewissem Sinne expressionistischen, aber stählernen und biegsamen Sprache, die oft im Telegrammstil gefaßt, zwar nicht immer zu überzeugen, aber doch mitunter recht starke Wirkungen hervorzubringen vermag. Dieses Buch ist ein beachtenswerter Versuch, dem ungeheuren Erlebnis der Materialschlacht und allem, was mit ihr zusammenhängt, mit neuen Mitteln der Gestaltung nahezukommen.

Eindringlicher und packender, dichterisch erfüllter ist das Buch von Hermann A. Niemeyer: „Die endlose Schlacht" (Rütten und Loening Verlag, Potsdam. 255 S. RM 5.—). Auch das ist kein Roman, sondern eine schlichte, aber sprachlich durchgestaltete und von reichen menschlichen Kräften durchpulste Darstellung des Krieges an der Westfront, wie ihn der Kriegsfreiwillige Derneburg unmittelbar erlebt. Das Neue ist hier, daß fast alle Frontabschnitte des Westens in dieser Darstellung mit ihrer besonderen Wesens- und Eigenart wieder erscheinen. Ohne Pathos und ohne falsche Heroisierung, ohne Reflexion und ohne Sentimentalität verharrt der Mensch in dem übermenschlichen Walten der entfesselten Elemente. In der Kraterlandschaft des Todes steht der Soldat allein und ist doch stärker als jemals früher im Leben an den Menschen, den Kameraden, gebunden. Die Schlichtheit, die Unmittelbarkeit wirken stark und überzeugend an diesem Buche. Vor vielen anderen Kriegsbüchern verdient dies Werk, das einen Blick über die gesamte Westfront gewährt, den Titel eines Denkmals des „Unbekannten Soldaten".

„Wunden und Wunder" (Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig. 144 S. RM 4.—) nennt Bernhard Schreckenbach ein Buch, in dem er „Das Erleben eines Frontsoldaten" schildert. Auch hier begegnen wir, wie in den bereits erwähnten Büchern, dem Grauen des Krieges, dem Schlamm der Granattrichter, dem Schmutz der Gräben, den Wunden und den Schmerzen, dem Tod und dem Untergang. Aber bewußt stellt Schreckenbach daneben die nicht minder ergreifenden Wunder des Krieges: die Kameradschaft, die Opferbereitschaft,

die Pflichterfüllung und schließlich das lebendige Ringen um den Sinn des Lebens, um das Geheimnis Gottes, das in diesen harten und schweren Augenblicken besonders stark erwacht. Aus zahllosen kleinen Einzelszenen baut sich dieses Buch einer Frontkameradschaft auf, das freilich an innerlicher Wucht und Unmittelbarkeit hinter den vorerwähnten zurückbleibt.

In einem weiteren Sinne zur Kriegsliteratur gehört auch der Roman „Das ewige Antlitz" von Hans Deißinger (Adolf Luser Verlag, Wien. 243 S.). Auf dem Hintergrund des jahrhundertealten deutsch-französischen Gegensatzes stellt der Verfasser das persönliche Schicksal zweier Menschen dar. Beim deutschen Einmarsch in Nordfrankreich wird Therese Sourdat von verbrecherischem Gesindel überwältigt und vergewaltigt. Von einem Kriegsgericht wird der deutsche Offizier Gregor von Osterlüh fälschlich beschuldigt und erschossen. Fast gleichzeitig wird in der deutschen Heimat Wilhelm von Osterlüh, der Sohn Gregors, geboren, der so nie seinen Vater kennen lernen soll. Yvonne Sourdat, die Tochter Thereses, und Wilhelm von Osterlüh finden sich nach vielen Jahren und nach leidvollem, dramatisch-bewegtem Leben. Ihre Liebe schließt den Ring des Schicksals und steht symbolisch für das Schicksal der beiden Völker. Diese Handlung wird nicht ohne Größe gestaltet, streift aber mitunter allzusehr die Sphäre des bloßen Unterhaltungsromans.

Eine Sonderstellung unter den Kriegsbüchern nimmt Gerhard Schultze-Pfaelzers neues Buch: „Ein Herz für uns" / Vom Leben und Sterben des Caspar René Gregory (Propyläen Verlag, Berlin. 319 S. RM 4.50) ein. Der Verfasser schildert das Leben des amerikanischen Theologieprofessors, der 68jährig als Kriegsfreiwilliger ins deutsche Heer eintrat und als Siebzigjähriger zum Leutnant befördert, 1917 bei Reims für Deutschland gefallen ist. Ein Lebensschicksal von einmaliger Eigenart entrollt sich vor unseren Augen, wir lernen den in Leipzig lehrenden Professor kennen und hören, wie dieser Menschenfreund moderne soziale Ideen, die erst im nationalsozialistischen Staate verwirklicht werden, bereits in den Jahren vor dem Kriege verkündet. Wir werden mit seinen theologischen Forschungen und seinen sozialen Arbeiten vertraut gemacht. Dies alles auf eine unterhaltsame, durchaus lebendige Art. Der Verfasser, der Gregory persönlich kennenlernte, hat alles, was er über Leben und Werk dieses eigenartigen Mannes erfahren konnte, gesammelt und in seinem Buche zu einem erregenden und fesselnden Lebensbild verarbeitet. Anekdoten und Legenden wie sie sich sehr bald um die Gestalt dieses „alten Freiwilligen" rankten, sind organisch in die Darstellung verknüpft. So wird dieses Buch zu einem wertvollen Beitrag des deutschen Kriegsschrifttums.

Ein anderes Buch macht uns mit dem amerikanischen Kämpfer an der Westfront selbst vertraut. Hervey Allen, der Verfasser des berühmt gewordenen Romanes „Antonio Adverso" veröffentlicht in seinem Buche „Flammen vor uns" (Höger Verlag, Wien. 303 S. RM 6.80) sein unter dem unmittelbaren Eindruck des Kriegserlebens niedergeschriebenes Tagebuch. Hervey Allen nahm mit Auszeichnung als Leutnant am Kampf in Frankreich teil. Sein Kriegstagebuch, das hier in kaum überarbeiteter Form vorgelegt wird, kann daher wohl als das Tagebuch des unbekannten Soldaten der amerikanischen Front betrachtet werden. Es zeigt uns den Amerikaner in seinem ihm eigenen Kämpfertum, in allen Formen seines Kriegslebens und Erlebens, wie in der Art, die Zeit der Ruhe und der Rast zu verbringen. Fast ausnahmslos wirken die Tatsachen durch sich selbst, nur selten tritt die Reflexion oder das rückschauende Urteil zwischen die reinen Aufzeichnungen. Aber gerade durch diese unpathetische, schlichte, völlig poesielose Sachlichkeit wirkt dieses Buch besonders nachhaltig. Es zeigt den Autor in neuer Gestalt und deutet damit auch auf die merkwürdige Doppelgestalt des amerikanischen Menschen hin. O. Heuschele

Für heitere Stunden

Im Ernst Heimeran Verlag (München) sind zwei weitere Bände erschienen, die in ihrer Art einzig dastehen. Das „Spielbuch für Erwachsene" (RM 2.—), von Ernst Heimeran selbst geschrieben und mit reizenden Zeichnungen von Beatrice Braun-Fock ausgestattet, ist mit viel guter Laune und feinem Witz geschrieben. Als ein „maitre de plaisir", der seine Aufgabe mit Liebenswürdigkeit und Talent löst, erzählt der Verfasser von Gesellschaftsspielen, die auch uns heutige Menschen in eine echte Spielstimmung versetzen können und mit Sicherheit den letzten Rest von Langeweile und Steifheit in größeren Gesellschaften vertreiben. Natürlich gehört dazu auch die richtige Art der Bewirtung, und es wird auch gleich einiges Beachtliche über die Herstellung einer guten Bowle gesagt. So erfrischend und anregend wie eine solche Bowle ist das ganze Spielbuch, dessen letzter Satz, ein Zitat von Schiller, auch am Anfang stehen könnte: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt."

Ebenfalls von Ernst Heimeran ist das andere Buch „Die lieben Verwandten" (Zeichnungen von Fritz Fliege, RM 2.—). Ja, so kennen wir sie: Eltern und Geschwister, Großeltern, Onkel und Tanten, Schwiegereltern und angeheiratete Verwandte. Man schlage gleich die erste Seite auf und lese den Anfang: „Eltern, wie sie sich gehören, sind vor ihren Kindern stets der gleichen Meinung; wenn sie es nicht sind, sprechen sie französisch", der für das ganze Buch charakteristisch ist. Liebenswürdige Ironie, scharfe Beobachtungsgabe, echter Witz und guter Geschmack: das sind die Zutaten, aus denen Ernst Heimeran mit viel Geschick seine Charakterbilder geformt hat. M. Weidenbach

Ein Frauenleben der Romantik

H. H. Houben: „Die Rheingräfin" / Das Leben der Kölnerin Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Dargestellt nach ihren Tagebüchern und Briefen. Mit einem Nachruf auf H. H. Houben von Hanns Martin Elster. (Essener Verlagsanstalt. 476 S. RM 6.80).

Heinrich Hubert Houben, der 1935 verstorbene Gelehrte und Schriftsteller, hat in langen Jahren einer liebevollen und eifrigen Forschertätigkeit alles zusammengetragen, was über das Leben und Wirken der Kölnerin Sibylle Mertens-Schaaffhausen zu erreichen war. Die Frucht dieser Arbeit wird uns in gekürzter Form in diesem mit vielen Bildern ausgestatteten Buche zugänglich gemacht. Dies Leben einer deutschen Frau (von 1797 bis 1857), die, mit reichen Gaben des Geistes und der Seele ausgestattet, mehr zur Freundschaft als zur Liebe geschaffen war, ist es wohl wert, nacherlebt zu werden, wie es nun hier aus ihren Briefen und Tagebüchern mit dem verbindenden Text Houbens möglich ist.

Als Tochter des Kölner Ratsherrn Schaaffhausen wird sie früh mit Mertens, „der sich als Angestellter im Geschäft ihres Vaters bewährte", verheiratet; trotzdem dieser Ehe 6 blühende Kinder entsprossen, ist sie wenig glücklich. Sibylles eigentliche Lebenserfüllung beginnt erst in ihrer Freundschaft mit Adele Schopenhauer, Annette von Droste-Hülshoff und Ottilie von Goethe, denen allen sie wohl keine bequeme, aber eine bis zur Selbstaufgabe hilfreiche und treue Freundin war. Der Briefwechsel mit ihnen wirft viele interessante Lichter auf diese Frauen und die Zeit, deren Kinder sie sind. Von einer schweren Nervenkrankheit in Genua Erholung suchend, findet Sibylle im Süden das Land ihrer Sehnsucht und erst hier, unter den leichter sich aufschließenden Menschen und auf dem erinnerungsträchtigen Boden Italiens erwacht sie zu ihrem wahren Leben. Sie entdeckt bisher unerkannte Kunstwerke der Alten (über deren Ursprung sich die Gelehrten heute noch nicht geeinigt haben) und legt vorbildliche Sammlungen von antiken Plastiken, Gemälden, Kupferstichen, Gemmen, Münzen und Mineralien an. In der Sammlerwelt bekommt ihr Name einen guten Klang, und ihr Briefwechsel mit allen bekannten Sammlern der Zeit nimmt riesige Ausmaße an. Als Witwe verbringt sie in Rom noch glückliche Monate und Jahre; ihr Salon dort wurde zum Mittelpunkt geistigen und künstlerischen Lebens. Doch die letzten Jahrzehnte ihres bewegten Lebens werden verdüstert und verbittert durch einen endlosen Erbschaftsprozeß, in den sie ihre Schwiegersöhne hineintreiben und dem ihre Gesundheit, ihr Vermögen und ein großer Teil ihrer Sammlungen zum Opfer fallen. Der Tod raubt ihr die Freundinnen und Freunde, und als sie endlich, nachdem sie große Teile Deutschlands bereist hat, wieder in Rom anlangt, löscht der Tod auch dieses allem Schönen und Hohen hingegebene, an Leid übervolle Leben aus. Dies Lebensbuch darf würdig neben die vielen Frauenbücher jener Zeit gestellt werden. O. Heuschele

Im grünen Revier

Allerlei Tierbücher

Tiergeschichten und Tierschicksale, Jagderlebnisse und Begebenheiten von oft erschütternder Tragik, werden voll Spannung erzählt in dem Buch von Alexander Schmook: Im grünen Revier, Jagd- und Tiergeschichten (Vorhut-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin. RM 5.80). Ein wahrer Jäger und Heger hat es geschrieben, der mit schonungsloser Offenheit besonders die „Jagd"-Methoden gewisser Schießer und Fallensteller zu geißeln weiß, denen freilich durch das neue Jagdgesetz bereits das Handwerk gelegt ist. Eine genußreiche Lektüre für jeden deutschen Jäger, ein beherzigenswertes Buch für jeden Naturfreund, der den deutschen Wald liebt.

Das Buch von Hansjörg Franck: Schumm, der Edelmarder des Bergwaldes (Vorhut-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin. RM 4.50) ist eine schöne und packende Erzählung der abenteuerlichen Lebensgeschichte des Marders Schumm in der freien Bergwildnis. Plastisch und lebenswahr sind diese Schilderungen Schumms und seiner Umwelt, an denen jeder Tierfreund seine helle Freude haben wird. Die Beigabe einiger guter Bilder hätten diesem empfehlenswerten Buche sicherlich sehr genützt. Dr. G. Stehli

Der steirische Dichter Gustav Renker hat eine Anzahl Erzählungen zusammengestellt und zu einem Buch vereinigt: Der Heimliche im schwarzen Grund (Verlag Das Bergland-Buch, Graz. RM 2.85). Zunächst sind es Jagdgeschichten — Berichte eines Jägers von echtem Schrot und Korn, der lieber hegt als schießt, voll glühender Liebe zur unberührten Natur, zu Tier und Baum, zu Fels und See, Heide und Bruch. Diese Geschichten, ob sie vom Wilderer oder der Pirsch auf den roten Bock, von Gespenstern oder der geliebten Natur handeln, sind echt und schön. Der zweite Teil aber handelt von Reisen in ferne Länder. Hier spürt man nach den von echtem Erlebnis zeugenden Erzählungen aus dem heimatlichen Revier doppelt stark eine trennende Fremdheit zu den Dingen. Das ist schade, weil darunter die Wirkung des ganzen Buches leidet.

Eh. v. Tauchnitz

Unsere neue Bühnenbeilage:

Friedrich W. Hymmens „Vasall"

Schon im Juniheft der „Weltstimmen" haben wir auf die Tragödie von Friedrich W. Hymmen „Der Vasall" hingewiesen, die bei der Bochumer Theaterwoche „Dramen der H. J." ihren ersten Erfolg errang. Wir sind nun in der Lage, auch dieses Werk eines jungen zukunftsreichen Bühnenautors als Buchbeigabe den Beziehern unserer Theaterausgabe gleichzeitig mit diesem Heft zugehen zu lassen.



Westabfall der Cordillera Negra in Peru

Philipp Borchers

Die weiße Kordillere

Von Hans Härlin

Sämtliche Abbildungen aus Borchers „Die weiße Kordillere" (Scherl-Verlag Berlin)

Das Forschungsgebiet der von Philipp Borchers geführten deutschen Andenfahrt war der nördliche Teil der Cordillera Blanca, der sich von Huarás 300 Kilometer nördlich von Lima bis in die Gegend von Cabana erstreckt. Es ist eines der großartigsten Bergländer der Erde. Einer langen Kette von Sechstausendern liegt eine andere von Vier- bis Fünftausendern auf nur etwa 30 Kilometer Entfernung westlich gegenüber. Der niedrigere Gebirgszug wird Cordillera Negra genannt. Zwischen diese beiden riesigen Steinwällen ist das wohlberieselte, fruchtbare, gut besiedelte Tal des Santa-Flusses eingebettet. Von den Spitzen der Cordillera Negra tut sich ein überwältigender Blick auf die Gletscherfelder und Firngipfel des höheren Bergzuges auf. Es gibt nur wenige vergletscherte tropische Hochgebirge und kaum ein anderes, dessen überirdische Schönheit sich dem Beschauer so völlig erschließt.

Die Peruaner sind im allgemeinen keine Alpinisten, und so war das wissenschaftliche Material über die Weiße Kordillere im Jahr 1931 noch recht dürftig. Es war Neuland für den Deutsch-Österreichischen Alpenverein, der sich entschloß, den Hauptteil der Kosten dieser Forscherfahrt auf seine Schultern zu nehmen. Beim Eindringen in ein ziemlich unbekanntes Hochgebirge muß sich der alpine Forscher aus Geld-, Zeit- und Personalgründen eine gewisse Beschränkung auferlegen, wenn er nicht vom Übermaß des Unternommenen erdrückt werden will. Die Besteigung der bedeutendsten Gipfel, die Schaffung eines geographischen Überblicks und die Aufnahme einer Landkarte schälten sich bald als die drei Hauptaufgaben heraus. Zu ihrer Bewältigung stand Borchers ein Stab von sechs wissenschaftlichen Mitarbeitern zur Verfügung, unter denen sich jugendliche Bergsteiger ersten Ranges, wie Hermann Hoerlin und Erwin Schneider, befanden. Philipp Borchers gibt dankbar zu, daß er für die Vorbereitung und Leitung des schwierigen Unternehmens von W. R. Rickmers, dem Führer der Pamir-Expedition im Jahre 1928, viel gelernt habe. Planung und Teilnehmerauswahl, finanzielle Sicherung, wissenschaftliche Vorarbeit, diplomatische und reisetechnische Vorbereitung, Beschaffung



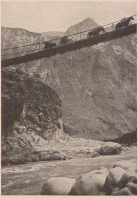
Blick auf die Schneegipfel der Cordillera Blanca. Im Vordergrund die Quitaracsá-Schlucht

gann. Borchers mietete ein Haus als wissenschaftliches Standquartier; 28 Maultiere und 12 Träger schienen nötig, um die kühnen Alpinisten mit ihrer beträchtlichen Ausrüstung zu den Hochlagern zu begleiten, den Ausgangspunkten für die Vorstöße in die Gipfelregionen. Bei einigen Probemärschen in der Cordillera Negra zeigte sich schon der Interessengegensatz der Forscher und der Arrieros, die nur auf Schonung ihrer Tiere bedacht waren. Die Erforschung des Hochtales Quitaracsa in der Cordillera Blanca brachte allerlei verblüffende Entdeckungen. In 4000 Meter Höhe fanden sie die Ruine einer vorinkaischen großen Ortschaft mit Befestigungsanlagen und ein kunstvoll angelegtes Netz von Bewässerungskanälen, die das lebenspendende Schmelzwasser der großen Gletscher zu den Feldern brachten. Sie werden zum Teil heute noch benützt.

Bei diesen und allen folgenden Vorund Verpacken der Ausrüstung erforderten einen Schriftwechsel, „dessen aufgestapelte Papiermengen an den Chimborazo erinnern". So ist auch das vorliegende Werk von Philipp Borchers unter Mitarbeit von Wilhelm Bernard, Hans Bierfack, Erwin Hein, Hermann Hoerlin, Hans Kinzl, Bernard Lukas, Karl Reicheneder und Erwin Schneider entstanden.

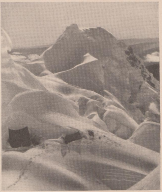
Nach der letzten Hatz einer solchen Vorbereitung brachte allen sieben Kameraden die lange Seefahrt wohliges Ausspannen. Das behagliche Motorfrachtschiff „Erfurt" war ein richtiges Sanatorium für ihre stark mitgenommenen Nerven. Durch den Panama-Kanal ging es nach Casma-Puerto, wo das große Gepäck in einer für Südamerika unerhörten Hast an Land geschafft wurde. Borchers mußte aus diplomatischen Gründen einen Abstecher nach Callão und Lima machen, während die anderen direkt nach Osten in das Forschungsgebiet reisten.

Bald waren alle in dem freundlichen Städtchen Yungay in der Mitte des Santa-Tales vereinigt, und die Arbeit be-



Auf solchen Brücken müssen die reißenden Gebirgsflüsse überquert werden

stößen in Bergeinöden, die höchstwahrscheinlich noch keines weißen Mannes Fuß betreten hatte, wurden die photogrammetrischen Arbeiten zur Aufnahme einer genauen Karte im Maßstab von 1 : 100 000 mit Eifer betrieben. Seitdem man die Entdeckung gemacht hat, daß sich das Lichtbild in den Dienst der Geländeaufnahme stellen läßt, ist es möglich geworden, in wenigen Monaten eine Leistung zu vollbringen, zu der man mit dem alten trigonometrischen Verfahren vielleicht ebenso viele Jahre gebraucht hätte. Das genaue Arbeiten mit feinen Instrumenten im Sonnenglast und im eisigen Wind großer Höhen erfordert nach wie vor die volle Hingabe des Aufnehmenden und den ganzen Einsatz eines hochgespannten Willens. In völlig unwegsamem Gelände wird die photogrammetrische Aufnahme bekanntlich vom Flugzeug aus gemacht; die reichen Erfahrungen des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins ließen die Arbeit von der Erde aus als die hier richtige erscheinen.



Lager der Expedition unter dem Gipfel des Champará

Während dieser Anfangsarbeiten wurde der Expeditionsarzt Dr. Bernard zu einem am Fleckfieber erkrankten Grundbesitzer geholt. Nach langem, tollem Ritt erreichte er das Krankenbett, noch ehe es zu spät war. In dreitägigem Ringen mit dem Tode gelang es dem tüchtigen Arzt, das ermattete Herz am Schlagen zu erhalten und so die Genesung einzuleiten. Diese Rettung aus höchster Not erwarb dem ganzen Forscherzug die Neigung der Menschen im weiten Umkreis. Überall, wohin sie kamen, war der Ruhm ihres „Doctors" der beste Empfehlungsbrief.

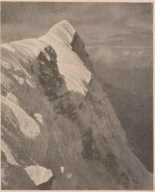


Die Träger arbeiten sich durch einen Eisbruch

Der erste Berg der Cordillera Blanca, den sie bezwungen, war der Mittelgipfel des Champará; der höhere nördliche Hauptgipfel mußte wegen schlechten Wetters aufgegeben werden. Im Standlager Yungay erwartete sie dann ein beträchtlicher Ärger. Ihr Maultiervermieter, der den irreführenden Namen

Hidalgo trug, errechnete sich ein besseres Geschäft mit Salztransporten und wurde vertragsbrüchig. Aber was zuerst als schwerer Schlag erschien, erwies sich später als reines Glück. Sie fanden in zwei anderen Maultierunternehmern sehr anständige Vertragspartner, die sie bis zum Schluß tadellos bedienten.

Nach der Enttäuschung am Champará entschlossen sie sich, den Huascarán, den höchsten Gipfel der Cordillera Blanca, zu erobern. Ein erster Angriff durch das Ulta-Tal wurde durch einen tollen Schneesturm abgeschlagen. In 5850 Meter Höhe mußte sich jede der beiden Seilschaften, dort, wo sie gerade stand, schnellstens in den Firn eingraben, um nicht elend zu erfrieren. Dank ihrer vorzüglichen Ausrüstung blieben sie am Leben und konnten trotz schwerster Lawinengefahr ins Standlager zurückkehren. Ein böswilliger Dauerregen stellte ihre Geduld auf eine schwere Probe, während sie von einer in Yungay ausgebrochenen Revolution nur wenig belästigt wurden. Borchers erwies sich als der richtige Expeditionsleiter, er befahl Zuwarten, bis die Eis- und Schneeverhältnisse die Besteigung gestatteten.



Hochgipfel in der Cordillera Blanca
(Nevado de Copa)

Endlich schien es so weit zu sein. Wie immer ging es zuerst mit Maultieren, dann mit Trägern zu der schönen Höhe von 5500 Metern. Von diesem dritten Lager aus begann die eigentliche Eisarbeit. Zu einer weiteren Steigung von 400 Metern über abgrundtiefe Spalten und durch gefährliche Eisschluchten brauchten sie einen ganzen Tag. Der 20. Juli 1932 brachte ihnen dann endlich die Eroberung des Gipfels. Pickel und Steigeisen leisteten gute Dienste bis an den Fuß der großen Firnkappe, die mit 400 Metern Steigung zum Gipfel führte. Die Eisverhältnisse waren miserabel. Das Wort „Bruchharsch" sagt dem Alpinisten genug. Die Anstrengung stieg mit der wachsenden Höhe. Von zwei Atemzügen auf den Schritt kamen sie zu drei, dann zu vier, es war eine Schinderei ohnegleichen. Aber der vom Arzt gezählte Puls erreichte nur 105 bis 110 Schläge, also ging es ihnen „ausgezeichnet". Schneider, Hoerlin und Hein erreichten den höchsten Punkt von 6768 Meter um vier Uhr, Bernard und Borchers eine halbe Stunde später. Zu sehen war nichts als milchdicker Nebel. Längere Zeit erforderte das Einrammen einer vier Meter langen, mühsam mitgeschleppten Flaggenstange. Als sie anderthalb Meter im Firn stak, war der Sicherheit genug getan. Zuerst ging die deutsche Flagge hoch, dann die des Gastlandes Peru.

Der schwere Abstieg wurde ohne Unfall gemeistert, im Maultierlager konnte endlich wieder richtig gegessen und dem müden Körper einige Rast gegönnt werden. In Yungay, wo einstweilen die Revolution niedergeschlagen worden war, glaubte zunächst kein Mensch an die glückliche Besteigung des Huascarán. Man hatte dort im Jahre 1908 mit einer mehr eitlen als wahrheitsliebenden amerikanischen Journalistin seine Erfahrungen gemacht. Auch sie wollte droben gewesen sein, was sich später als grober Schwindel entpuppte. Zum Glück für die Deutschen besaß ein in Huarás ansässiger, sehr angesehener Freund und Landsmann ein 44faches Fernrohr, mit dem die Fahne auf dem Gipfel gut gesehen werden konnte. „Bei günstigem Sonnenstand waren die senkrechten Farben Rot-Weiß-Rot genau zu erkennen. Da war

der Jubel groß. Eine Sturmwelle von Begeisterung und Glückwünschen brach los. Wohl weniger darüber, daß wir verrückten Gringos den Berg erstiegen, als darüber, daß Perus Flagge auf Perus höchstem Berg wehte."

Das gute Wetter blieb ihnen nun wochenlang treu, ein Gipfel nach dem anderen fiel, und die Kartenarbeit machte gute Fortschritte. Ein besonderes Glück für die Teilnehmer war gewissermaßen auch das Sinken der peruanischen Währung von 1,20 Mark auf 80 Pfennig für den Sol. Da Borchers das Expeditionsgeld je zu einem Drittel in Reichsmark, Schweizer Franken und USA.-Dollars belegt hatte und die Kaufkraft des Sol dieselbe blieb, konnte er die Expedition ohne Geldnachschuß erheblich verlängern.

Schwere Sorge machte ihnen ihr Arzt und Freund Bernard. Die gefürchtete Verruga peruviana, eine durch Mückenstiche übertragbare, noch nicht recht erforschte Blutzersetzungskrankheit mit sehr hohem Fieber und einer Sterblichkeit von 60 und mehr Prozenten, hatte ihn niedergeworfen. Als er endlich transportfähig war, mußte er nach Hamburg zurückkehren, wo er langsam wieder genaß.

Nach der Ersteigung des Huandoy am 12. September, bei der sie die riesige Endsteigung von 1600 Metern in 9½ Stunden gefährlichster Eisarbeit hinter sich brachten, befaßten sich die erprobten Bergbezwinger fast nur noch mit ihren wissenschaftlichen Aufgaben. Anfang Oktober machte die stark einsetzende Regenzeit auch diesen Arbeiten ein Ende. Das Standlager in Yungay wurde aufgelöst. Bei der Heimfahrt über Chile und Argentinien nahmen Borchers, Schneider und Hein noch den Aconcagua mit, um den 21 Gipfelbesteigungen zwischen 5000 und 6800 Metern auch noch einen Siebentausender und den höchsten Berg Amerikas beizugesellen. Die Besteigung war weniger gefährlich als anstrengend. Der Endaufstieg mit 1500 Meter Höhenunterschied geht über eine Geröllhalde, die so rutschig ist, daß sie zum Teil nur sprungweise mit nachherigem Hinwerfen überwunden werden kann. Dem flotten Abstieg oder vielmehr Abrutsch fiel der Hosenboden des Expeditionsleiters zum Opfer. Die Hauptfreude bei der Ankunft im Basislager war ein tiefer Trunk nach dreißigstündigem Dürsten.

Am 6. Dezember 1932 traf Borchers in Hamburg ein. Das gemeinsam verfaßte Buch, die reiche wissenschaftliche Ausbeute und nicht zuletzt die herrliche Karte des Santa-Tales, die dem Buche beigegeben ist, sind ein rühmlicher Beweis vielseitigen Könnens und kühnen Wagemuts in der Erkundung und Bezwingung eines tropischen Hochgebirges.



Zeugen altindianischer Kultur und Besiedlung: Palacio del Inca bei Santa Cruz

Wilhelm Pleyer

Die Brüder Tommahans

Von Otto Heuschele

Auf dem Marschenhof im Dorfe Lubigau in Böhmen sind vier Brüder Tommahans groß geworden: Erdmann, Karl, Bernard und Norbert. Karl ist im Kriege geblieben, Erdmann, der Älteste, mit gebrochener Gesundheit zurückgekehrt, so daß ihm nun schwere Bauernarbeit nicht mehr möglich ist. Innerlich leidend, oft erbittert, steht er und sieht zu, wie Norbert, der Jüngste, für ihn arbeiten muß. Das ist ein Schicksal und ein hartes für den, der fühlt, wie die Menschen rings immer mehr vergessen, daß auch er ein Opfer des großen Krieges ist und nicht, wie sie meinen, nur ein kranker Schwächling! Immer wieder versucht zwar Erdmann zu arbeiten, aber so oft er eine Wiese mäht oder die leuchtende Pflugschar durch den braunen Acker führt, muß er diese Anstrengungen mit Leiden und Krankheitsanfällen bezahlen. Ein Gleiches widerfährt ihm, wenn er daran denkt, das Weib, das er liebt und das ihn wieder liebt, die Brandl-Hedwig, an seine Seite zu rufen. Er wagt es nicht. Oder aber ahnt er, daß der verhaltene und schwerblütige Bruder Norbert nicht nur in der Arbeit, sondern auch in der Liebe stärker ist als er?

In Norbert rang es. Warum sollte er sie nicht in die Arme nehmen? War das Raub an Erdmann? Er, Norbert, liebte Hedwig, wie sein Bruder sie liebte. Wer von ihnen hatte das größere Vorrecht auf sie? Nur Hedwig selber konnte entscheiden. Warum sollte er sie nicht vor diese Entscheidung stellen? Das Weib war zu fragen, nicht die mütterliche Regung in dem Weibe. Wem würde sie da lieber antworten?!

Aber da sich in ihm der Mann und die Zuversicht des Gesunden reckte, sah er Erdmann dort liegen, und er lag auf dem Schlachtfelde und war ein Hingestreckter wie Millionen Hingestreckte, aus der Brust ihrer Jugend Gerissene. Viele blasse Gesichter standen hinter dem einen blassen Gesicht auf, eine unübersehbare Menge, und die Fernsten schwanden in der Unendlichkeit hin, im fahlen Staub der Sterne, und es war immer dasselbe Gesicht, das aus der Unendlichkeit herüberreichte. Da galt es, Bruder zu sein oder Verräter.

Aber Norbert tut schweigend seine Pflicht. Bauern reden nicht viel, am wenigsten über Probleme, für die es in ihrer Welt keine Worte gibt. Sie wissen, daß nur der stumme Kampf das Leben bewältigt.

Anders Bernard Tommahans. Der ist im Krieg gestanden und ist von der italienischen Front heimgekehrt, aber noch immer nicht entlassen aus dem großen Befehl der Zeit. Er ist Ingenieur geworden, hat die Welt kennengelernt und die Menschen. Seine Arbeit hat ihm Erfolge und Gewinn gebracht, und er liebt ein schönes junges Mädchen, Grete Fahn. Selten kehrt er, seit auch die Mutter tot ist, auf den Hof zurück. Aber er wird den Hof nicht vergessen und weiß auch um das Schicksal der Brüder. Doch helfen kann er jetzt kaum anders, als indem er das Geld, das er verdient, in den Hof steckt, damit er für die Familie, für das eigene Volkstum erhalten bleibt. Seine freie Arbeitskraft gehört schon lange der deutschen Jugendbewegung, für sie einzutreten gilt ihm als Erfüllung jenes Befehles, den er an der italienischen Front zum erstenmal vernahm.

Immer aber, wenn der Frühling übers Land geht, wird Erdmann wieder von der Sehnsucht gepackt, zu wirken und zu schaffen. Und nun sieht man ihn eines Tages wahrhaftig den Pflug über die Felder führen. Nicht ohne Besorgnis freilich, denn jedermann im Dorfe weiß noch zu genau, daß die Hedwig ihn im letzten Herbst auf einem kleinen Wagen heimführen mußte, weil er draußen beim Mähen zusammengebrochen war. Nun hat Erdmann schon vier Tage hintereinander geackert. Zuerst in Begleitung des Knechtes, aber dann allein.

Auf den feuchten Schollen und den strammenden Leibern der Rosse lag etwas vom gilben Spätlicht wie Verklärung. Das Herz des Pflügers war voll Andacht und Dankbarkeit. Als die Dünste aus dem Acker und den Wiesenböden milchig wurden und kühl, hielt Erdmann ein und legte den Pflug um. Bevor er aber auf den Feldweg herüberlenkte, wollte er hier am Rain ein wenig ausruhen. Und während er sich für einen Augenblick wohlig streckte, geschah es, daß der Tod ihn anrührte. Dem Bewußtlosen sank der Kopf hintüber, auf seine Mienen war etwas wie ein heiteres Staunen getreten, und also starb er, die Augen glänzend vom Widerschein des goldenen Abends.

Nun ist Bernard Tommahans' Stunde gekommen. Der Hof ruft ihn, und er folgt ohne Zögern. Rasch entschlossen löst er alle Bande, die ihn an die Stadt, den Beruf, die Erfolge und die Frau ketten. Er kennt keine falsche Sentimentalität. Grete Jahn ist schön und stark und ein Weib, das seiner Liebe nicht unwert war, aber auf den Hof würde sie schlecht taugen. Wer als Bauer leben will, der muß eine Bäuerin zum Weibe wählen, wie es die Ahnen getan haben und die Kinder werden tun müssen. Entschlossen und verbissen geht er an die Arbeit, die ihm zu Anfang zwar schwerfällt, an der er aber wie jeder rechte Mann stark wird. Abermals tritt das Schicksal in übermenschlicher Gestalt zwischen die Brüder. Norbert will den Hof verlassen, für den er gearbeitet hat, er wird in der Fremde neue Dienste suchen. Aber nicht nur den Hof, sondern auch das Weib, das er liebt, muß er dem Bruder überlassen.

So viel Freude konnte Bernard Tommahans nicht bei sich verschweigen; noch vorm Schlafengehn, als Norbert schon auf der Stiege zu seiner Kammer stand, mußte er es ihm sagen: „Du, Norbert, ich denke, die Brandl-Hedwig werde ich heiraten!"

Bernard sah nicht, was in der Miene des Bruders zuckte, und es verwunderte ihn nicht, daß der Wortkarge nur dies sagte: „Nun also!" War das bei Norbert nicht Ausdruck der Zustimmung?

Die Dorfbewohner von Lubigau staunen täglich mehr, wie aus diesem „Inschenör" ein Bauer wird — und welch ein Bauer! Mit der ganzen Tatkraft seiner männlichen Entschlossenheit packt er die Arbeit an und löst alle Probleme. Nicht nur im Hof, sondern auch im Wald soll neues Leben einziehen. Allen Drohungen zum Trotz will Bernard den Wald von dem Gesindel der Wildschützen säubern. Da geschieht das Erschütternde, daß es wiederum Norbert ist, der eines Nachts in den Wald geht, um dort einem der gefährlichsten Wildschützen zu begegnen und ihn niederzuschießen.

Was Bernard an Kraft und Zeit neben der Bauernarbeit bleibt, das gehört auch jetzt der deutschen Jugendbewegung. Wie er diese selbstlose Arbeit anpackt, das erregt die leidenschaftliche Liebe seiner Anhänger, aber auch die bitterste Feindschaft seiner Widersacher. Daß Hedwig, sein Weib, dadurch immer mehr vereinsamt, spürt der Kämpfer wohl, aber er wagt es nicht, sich diese Tatsache einzugestehen. Halb wissend, halb unwissend schließt er davor die Augen. Tage und Wochen können vergehen, ehe Bernard für Hedwig Zeit und Ruhe findet. Als sie eines Tages meint, der Mann verbringe nun wirklich einen Abend mit ihr, wird er im letzten Augenblick noch fortgerufen. Für ihn ist das notwendig.

„Notwendig, notwendig!" rief sie, und das Weinen war ihr nahe. „Was ist notwendig?"

„Das kann ich dir leicht sagen. Daß wir daheim schöne Stunden haben, das geht nur zwei Leute an; daß ich in Klein-Horatitz vielen einen Weg weise, das geht viele an. Viele sind mehr als zwei. Auch wenn die zwei wir selber sind."

Hedwig trat dicht an ihn heran, ihr Gesicht glühte vor Zorn, aber auch vor Scham, doch der Zorn ließ ihre Augen ihn fest anblicken, ja anfunkeln: „Daß das Leben in jedem Hause seine Ordnung hat, das geht auch nicht nur zwei Leute an!"

Endlich wird auch ihrer beider Wunsch erfüllt: Hedwig erwartet ein Kind, den Erben des Marschenhofes. Aber gerade in diesen Tagen, da die Hoffnung Hedwigs Leben mit neuem Licht erfüllt, geschieht es, daß Bernard Tommahans daran geht, der Wilddieberei ein Ende zu machen. In Begleitung des Tomml-Franz bricht er in den Wald auf. Aber Bernard, der Gefahr wittert, will außer dem eigenen kein zweites Leben aufs Spiel setzen. Er gebietet seinem Freund, zurückzubleiben. Aber kaum ist er allein, krachen Schüsse durch die Waldstille. Bernard Tommahans ist mit zwei gefährlichen Wilddieben zusammengetroffen. Er verletzt den einen schwer, während ihn der andere aus dem Hinterhalt tödlich trifft.

Dieses harte Schicksal fordert von denen, die es unmittelbar berührt, fast übermenschliche Kräfte. Aber sie werden bestehen, denn sie leben ja nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Hofes willen, der ihr Leben fordert. Da ist Hedwig Tommahans, die nun mit dem Ungeborenen allein in der Welt steht, die sie gerne verlassen möchte. Aber die alte Muhme, die so viel Schicksal an sich vorübergehen sah, mahnt sie:

„Du darfst nicht aus dem Leben springen. Du mußt die Hände ans Herz pressen und so still halten, als du nur kannst. Du darfst nichts tun, was deinem Leibe schadet. Es ist nicht mehr der deine. Du trägst ein Kind. Für das Kind mußt du dich aufheben. Du mußt ihm, Bernard, sein Blut erhalten. Siehe, das Kind ist noch von ihm da."

Als Bernard begraben ist, geht die Arbeit auf dem Marschenhof weiter, denn der Hof will

leben, auch wenn die Menschen sterben. Und nun muß einer da sein, der an Bernards Stelle tritt. Der Hof ruft abermals den Jüngsten, daß er aus fremdem Dienst, in dem man ihn lieben und schätzen gelernt hat, heimkehre in den Dienst an der Väter-Erde. Aber er kehrt nicht nur zu seinem eigenen Ursprung, sondern auch zu seiner ersten Liebe, zu Hedwig, zurück. Einst hat er sie in der Frühe seines Lebens geliebt, nun aber wird sie sein Weib, weil es das eherne Gesetz des Hofes so will. Das Mädchen, das er inzwischen lieben gelernt hat, muß er freilich lassen. Beim Abschied sagt er zu ihr:

„Die Hedwig ist es gewesen; die hatte ich lieb, bevor der Bernard heimkam. Aber sie wußte es nicht."

Nun war es gesagt. Dem Mädchen sank der Kopf mit der hellen Krone wie eine sterbende Blume. Es weinte bitterlich. Nun wußte es, wie sehr es ihn verlor.

Aber da stand es vor Norbert, schüttelte das Wasser aus den großen Augen und rief, auftrampfend: „Denkst du, das macht meiner Liebe was, daß ich dich nicht haben kann?!"

Und lachte und weinte, schlug die Arme um seinen Hals und zog sich an ihm hoch wie einst in lachender Stunde — und sah ihm lange in die Augen und löste sich von ihm ohne Kuß. Sie ging zum Weihkessel und kam mit dem Tropfen wieder und netzte sich und ihn, und beide fühlten es als ein Begräbnis und als Segen für den Weg.

Da zeichnete Norbert schwerfällig das Kreuz, sagte kein Wort, tat keinen Blick mehr nach dem Verlorenen und begab sich auf den Weg.

Nicht als ein junger Liebender kehrt Norbert zu Hedwig zurück. Zwei tote Brüder und ein kaum geborenes Kind stehen zwischen ihm und ihr. Scheu und fremd tritt er an ihre Seite. Das Schicksal des Hofes wird sie zusammenbinden. Langsam steigt aus der Tiefe dieses verschwiegenen Männerherzens die Liebe auf, um neben der Pflicht das Leben lenken zu helfen. Aber nicht als ein Erbe ist Norbert zurückgekehrt, er wird die Arbeit tun für den Erben des Hofes, der unwissend um all die Schicksale noch in der Wiege schlummert.

Dies ist das Schicksal der vier Brüder Tommahans, das Wilhelm Pleyer mit der Kraft eines echten Dichters, dem die Landschaft seiner Heimat, Wälder und Fluren, Berge und Täler, vor allem aber die Menschen vertraut sind, mit seltener Eindringlichkeit und Schönheit niedergeschrieben hat — eine große Dichtung um das unendbare, aber immer wieder groß erscheinende Schicksal einer Familie.

Geschichte einer Jugend

Walter Bauer / Der Lichtstrahl

von O. H. Waibling

Felix Boie tritt es früh schon ins Bewußtsein, daß er armer Leute Kind ist. Er weiß, daß es neben seinen Eltern noch viele arme Leute gibt; er ahnt aber auch, daß irgendwo in der Unerreichbarkeit ihres behüteten Daseins andere Menschen wohnen, die nicht arm sind. Doch Felix liebt seine Mutter, wie nur ein Kind seine Mutter lieben kann, und darin liegt sein Glück, aber auch ein viel zu früher Schmerz. Denn er fühlt und sieht, wie diese Mutter endlos arbeiten muß, wie sie gezwungen ist, immer wieder auf irgendeine Art das Essen zu beschaffen für sie alle, die in der engen kleinen Küche des hohen Mietshauses ihre Heimat haben. Der Vater steht drohend am Rande dieses träumenden Kinderlebens — drohend nicht als Erzieher, sondern als Vernichter. Felix weiß nichts von der Liebe und dem Glücksgefühl, mit dem seine Mutter einst dem schmucken und frischen Manne gefolgt ist. Er sieht nur die Wunden, die ihr das schwere Leben mit dem Vater schlägt, der oft betrunken und dann sinnlos tobend nach Hause kommt.

Ohne ein besonders guter Schüler zu sein, geht Felix gerne zur Schule. Bei der Vielzahl der Kinder ist es dem Lehrer nicht möglich, auf den träumenden Jungen, der meist noch lange über das Durchgesprochene nachdenken muß, einzugehen. Aber die Schule vermittelt Felix das Lesen und damit ein zweites Leben. Der Knabe liest nun alles, was er irgendwie erreichen kann und vergißt darüber die Not seiner Umwelt. Mit nicht geringerer Leidenschaft aber gibt er sich den jugendlichen Spielen der Straße

hin, und ein leiser Stolz erfüllt ihn, als er durch das Austragen von Zeitungen bereits etwas Geld verdienen kann. Dabei hat er ein merkwürdiges Erlebnis, das ihn noch lange verfolgen soll: Während er in dem Gang einer schönen Wohnung auf das Zeitungsgeld wartet, erregt das Ticken einer Uhr seine Aufmerksamkeit. Auf einem Tischchen sieht er eine goldne Uhr liegen und fühlt, daß er wohl niemals etwas so Kostbares besitzen wird. Während seine Hand mechanisch nach der Uhr greift und sie in die Tasche steckt, schreckt er vor seinem eigenen roten Gesicht, das ihn aus einem Spiegel anstarrt, plötzlich zusammen. Er hat die Haustür noch nicht hinter sich geschlossen, als ihm bereits die Dämonen des Diebstahls das Glücksgefühl über den kostbaren Besitz zerstören. Er jagt durch die Straßen, bis er sich in der Dämmerung wieder in das Haus einschleicht. Zu seinem Glück findet er die Gangtür offen und kann die Uhr an ihren Platz legen. Wie ein dem Leben neu Geschenkter läuft er nach Hause. Nie wieder wird er stehlen!

Während seines letzten Schuljahres beginnt der Krieg. Neben der Armut steht nun diese neue Not und Last. Der Vater und der älteste Bruder ziehen hinaus, und die Mutter ist allein mit Felix, der kleinen Anna und den beiden großen Mädchen, die zwar schon etwas verdienen können, aber jede Woche einen anderen Freund mitbringen. Die Kinder erleben zunächst auf ihre Art den Krieg. Am Bahnhof stehend, sehen sie die endlosen Züge der Truppentransporte vorüberfahren, bald danach aber kommen die ersten Verwundeten und Gefangenen. Alle diese Geschehnisse sind geheimnisvoll, sie packen und ergreifen jeden.

Später wird Felix Kaufmannslehrling in einer Handelsfirma. Aber während seine junge hungrige Seele sich nach der Welt sehnt, die er sich aus den Büchern erbaut hat, schreibt seine Hand endlose Reihen von Zahlen. In der Fortbildungsschule gibt es eines Tages einen wilden Auftritt, als Felix einen rüpelhaften Schüler dem gealterten, viel zu milden Lehrer Cornelius angibt. Der Verratene überfällt Felix auf der Straße und schlägt ihn nieder, so daß er eine Rippe bricht. Dieses düstre Erlebnis aber gibt den ersten Anlaß zu einer Wende in seinem Leben. Von nun ab nimmt ihn Herr Cornelius in seine väterliche Obhut. Er findet große Freude an dem offenen, aber noch ziellos sehnsüchtigen Knaben, der auf die Frage, was er gerne werden möchte, ganz traumhaft antwortet: Lehrer. Nun hilft ihm Herr Cornelius den Weg zu diesem Ziel bereiten.

„Du wirst nun viel zu tun haben", sagte der alte Mann, „aber ich denke, du vergißt mich nicht, kommst hin und wieder auch noch zu mir. Komm, so oft du willst — hier findest du manches, was du gebrauchen kannst. Ich freue mich, daß du es geschafft hast. Ich weiß auch, daß du, wenn du nur willst, ganz andere Ziele erreichen wirst als nur das, was jetzt vor dir liegt. Wie weit du kommst, mein Junge, das weiß ich nicht — dein Wille wird das allein ausmachen. Ich gebe dir keine Ratschläge außer einem: fürchte dich vor nichts und vor niemandem auf der Welt. Die Lüge erkläre als Lüge und geh weiter, du hast damit nichts zu schaffen. Freilich kann es sein, daß du in deinem Leben nicht sehr weit kommst, daß du vielleicht die Klugheit nicht besitzt, die notwendig ist, um äußeren Glanz zu erreichen, die Klugheit nämlich, die es dem Menschen ermöglicht, heute eine Sache weiß, und die gleiche Sache morgen schwarz zu nennen. Höre dir das an, was ich sage, versuche es zu behalten. Ich wünsche dir diese Klugheit nicht — dafür wünsche ich dir den Ernst und die Aufrichtigkeit.

Nun darf er zu seinem Glück wieder zur Schule gehen. Das Lernen macht ihm jetzt Freude und erfüllt sein Dasein mit einem großen Glück. Wie trunken sitzt er oft vor den Büchern; den tiefsten Eindruck aber machen ihm wie noch manchem deutschen Jüngling die Wiedergaben griechischer Bildwerke, die ihn in ihrer Reinheit und Erhabenheit wie der Lichtstrahl aus einer anderen Welt berühren. Gleichzeitig erscheint ihm wie ein Abgesandter dieser schöneren Welt Axel von Wiarda, den er bei einem Ferienaufenthalt kennenlernt, und der ihm zum Freund wird. Axel bedeutet ihm Schönheit und Reichtum, bedeutet ihm Wunder der Musik, die er selbst schon komponiert. Axel — das heißt aber auch in der Morgenfrische auf ungesatteltem Pferd durch das Land reiten. Axel bedeutet endlich den traumhaften Aufbruch zur Frau, die in der Gestalt von Henny, der Schwester Axels, Felix' Seele berührt. Wenn Axel von diesem Mädchen spricht, dann schlägt Filx' Herz unruhig, und es überfällt ihn eine heiße, unbekannte Sehnsucht.

In denselben Ferienwochen aber widerfahren Felix unzählige andere erste Erlebnisse. Hier schläft er zum erstenmal allein in einem Zimmer, er kann den Tag und die Nacht verbringen,

wie er will und darf sich unbesorgt sattessen. An einem stillen Abend aber fragte er den Pfarrer, bei dem er zu Gast ist: Warum wird einer Volksschullehrer? Als einzige Antwort breitet der Pfarrer das opferreiche und schwere Leben Pestalozzis vor dem Jüngling aus. Von nun an aber wird der Geist dieses größten aller Erzieher Felix auf seinem Wege begleiten.

Aber noch ist Krieg, und des Krieges Wirkungen gehen immer tiefer. Vater und Bruder kommen verwundet zurück, der Bruder bringt gar Frau und Kind mit, und die kleine, enge Wohnung hallt wider von ihren Tritten und ihren Schreien. Für Felix, den „feinen Nichtstuer", bleibt als Schlafstelle nur noch ein Liegestuhl in der Küche. Aber er ist noch immer stolz auf seine Armut und nimmt sich vor, niemals gleich seinem neuen Lehrer Wendlandt mit seiner armen Herkunft zu prahlen. Dieser Lehrer wird ihm überhaupt durch seine Brutalität und durch seine Großtuerei zum abschreckenden Beispiel. Er sagt sich täglich: ich will demütig werden wie Pestalozzi.

Auch an seinem Freunde Axel erschreckt ihn ein neuer fremder Zug. Er sieht, wie sich der Jüngling ganz dem Dämon seiner Seele überläßt und nicht mehr die Kraft findet, dem Leben standzuhalten. Er ist seiner Schwester Henny nach Berlin gefolgt, um Musik zu studieren. Eines Tages aber erhält Felix die Nachricht, daß Axel freiwillig aus dem Leben geschieden ist. Henny, die Felix inzwischen kennengelernt hatte, bittet ihn, zu ihr zu kommen. In Berlin stürzt eine Flut von neuen, seltsamen Erlebnissen auf ihn ein: der tote Freund, dem das Leben in seinem Reichtum zu schwer war, die Großstadt mit ihrer atemraubenden Hast, die tiefe Stille der Museen, in denen ihm die Wunder vergangener Jahrhunderte entgegentreten und über all dem Henny! Eine scheue zarte Liebe wächst zwischen den beiden so verschiedenen Menschen, und als sie sich nach wenigen Tagen traumhaften Erlebens trennen, geschieht es nur, um durch Räume und Zeiten wieder aufeinander zuzustreben.

Inzwischen ist der Krieg zu Ende. Aber für die Zurückgebliebenen geht das Leben kaum beruhigter weiter. Zwischen den werdenden Lehrern im Seminar tauchen die älteren Brüder auf, die aus der Hölle des Krieges zurückkehren. Die Ordnung der Schule scheint durch sie erschüttert, die so ganz anderes als nur Prüfungen bestanden haben. In einer stillen Novembernacht wandert eine Gruppe der Jüngeren hinaus, um der Toten des Krieges zu gedenken. Aber nur einer von denen, die aus dem Kriege heimkehrten, ist bei ihnen. Am Feuer sprechen sie Verse von Stadler und Trakl —

. . . und sie zitterten alle ein wenig, als von so jungen Stimmen der Geist der unsterblichen Jünglinge beschworen wurde. Ja, sie waren da, sie spürten es, aus den Flammen, aus dem Schweigen des Waldes, aus den Versen schwebten sie zu ihnen wie die Schatten einst zu Odysseus, und sie hörten ihren Ruf, der nicht einmal ihr eigener war, sondern der Ruf ihrer Herzen . . .

Danach aber trat der Bruder von Reinhard in den Kreis. Sie sahen, sein Gesicht war blaß wie von einer eben erlittenen Anstrengung. Er blickte über das Feuer hinweg in den Wald, als stünden sie drüben und lauschten, denen er Kriegsgenosse gewesen war. Er sprach, das erkannten sie wohl, zu ihnen, aber das Herz dessen, was er sagte, galt denen, die ruhten und Erde wurden. Sie erinnerten aber für immer an seine Worte. „Was ihr getan habt", so sagte er, „das sollt ihr nie vergessen. Niemals erscheine es euch seltsam, eure Brüder gerufen zu haben. Sie nehmen euer Wort an, sie sind hier, denn ich bin bei euch, einer von ihnen, solang ich atme. Die Schützengräben werden wieder grün. Die Menschen werden die Orte besuchen, an denen Leben sich gab, um Leben zu entzünden. Wird es einmal so sein, als wäre dies nie gewesen? Unsterblich ist unsere Wacht . . ."

Im Flug vergeht das letzte Lernjahr, in dem Felix bereits eine Schulklasse unterrichtet. Mit freudiger Hingabe verschwendet er sein ganzes Herz an die Seelen der Kinder. Nach bestandenem Examen muß er auf eine Anstellung warten. Und nun ist es ihm eine Notwendigkeit, sich auch auf einer anderen Lebensebene, der seiner Väter, zu bewähren. Er arbeitet in einem Steinbruch und hält durch, trotzdem sein Körper unter den Anstrengungen zu erliegen droht und trotzdem ihm Spott und Schikanen das Leben schwermachen. Aber er besteht und nun erst fährt er mit der ganzen Seligkeit seiner jungen Liebe Henny entgegen, die ihn, von einer Tanzreise durch den Norden kommend, erwartet.

Damit schließt diese Geschichte einer Jugend, die unter dem Lichtstrahl des Geistes und der Schönheit aus Dunkelheit, Armut und Enge zu eigener Gestalt aufblüht.



Herr und Schützer eines Landes

Ernst Lewalter: Der Große Kurfürst

von E. G. Erich Lorenz

Abbildungen S. 395 und S. 397 aus Lewalter, Der Große Kurfürst (Keil Verlag, Berlin)

Treiben nicht alle „Hauspolitik" um der Vermehrung ihres Ansehens, ihres Standes, ihres Vermögens und ihrer Dynastie willen? Die Stadtverwaltungen füllen ihre Säckel auf Kosten der Stände, die am Hungertuch nagen; die Spiringe, jene verhaßten Zolleinnehmer längs der deutschen Küsten, sind nicht allein der Schrecken handeltreibenden Seevolkes, sie zwingen Fürsten das Schwert in die Hand, sie legen die Brandfackel an die Throne Polens, Schwedens und Brandenburgs, lügen, betrügen, verwirren das sorglich überdachte Fadenwerk der Politik, und das alles nur um des eigenen Vorteils wegen. Und gar der Adel! Was fragen die Herren hinter dem festen Gemäuer ihrer Burgen nach den Fürsten, die ihnen der Kaiser übergeordnet hat? Was fragen sie selbst nach dem Kaiser?

Auf der Konstanzer Kirchenversammlung war Brandenburg von Kaiser Sigismund dem Hohenzollern Burggrafen Friedrich von Nürnberg gegeben worden. Er hätte gewiß gern in Frieden regiert, aber, weil der Adel die Bauernwagen auf den Straßen seines Landes plünderte und die derben, gesunden Bauernburschen zusammenhieb, mußte er mit ihm die Klinge kreuzen. Und was die Fürsten wieder dem Adel, den Städten und Ständen nahmen, das geschah wohl unter dem Kampfruf „Einigung aller" und „um des Landes willen" — in Wahrheit aber lagen Kampf und Gewinn auf der gleichen, allen Linie der Steigerung eigener Machtpolitik. Vielleicht ging es noch um Brandenburg, niemals um Deutschland.

Das ward auch unter den Nachfolgern kaum anders, volle zwei Jahrhunderte hindurch. Länderzuwachs und Länderverlust hielten sich bisweilen die Waage, bis der Dreißigjährige Krieg mit allen, den Fürsten, dem Adel, den Ständen und den Bauern das gleiche teuflische Spiel trieb, das sie bislang untereinander getrieben hatten. Damals saß auf brandenburgischem Throne Kurfürst Georg Wilhelm, von schwerer Krankheit befallen und vor der Zeit ein Greis. Eine schlecht verheilte Wunde am Bein, die er in früher Jugend erhalten, hatte seinen körperlichen Kräften schlimm zugesetzt. Der Kurfürst war unfähig zu gehen. Sein Land wurde furchtbar verwüstet; und als er schließlich 1635 mit dem Kaiser den Prager Frieden geschlossen hatte, geriet er vollkommen in dessen Abhängigkeit. Sein Minister Schwarzenberg war des Kaisers treuester Vasall, und im Lande des Kurfürsten lagen die schwedischen Heerbanden, hausten und plünderten und trieben dem Bauer das letzte Schwein aus dem Stall.

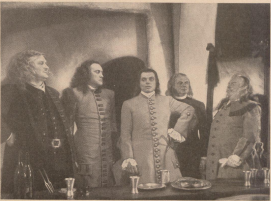
So krank der Kurfürst aber war, so lebte doch in seinem gebrochenen Leibe ein kühner und unnachgiebiger Geist. Brandenburg mußte frei werden. Polen, Österreich, Spanien mußten dazu helfen, gegen die Niederlande und die Schweden. Doch schon der Versuch, mit Län-

dern der Gegenreformation und Jesuiten gegen die Vormächte des evangelischen Glaubens zu Felde zu ziehen, war gewagt, und das Abenteuer lief schlecht ab. Den Prinzen Johann Kasimir ließ Kardinal Richelieu festsetzen, als er sich in der Provence aufhielt; Frankreich schlug sich mit Spanien; die Niederlande waren auf der Hut, und als die spanische Armada im November des Jahres 1639 an der Kanalküste vor Anker ging, griff sie der niederländische Seeheld Marten Tromp unerwartet an und vernichtete sie bis auf wenige Schiffe, Strandgut, das in Dünkirchen landete.

Da wurde am 1. Dezember 1640 der Kurprinz Friedrich Wilhelm Kurfürst und Markgraf von Brandenburg, Herzog in Preußen und Herr der übrigen Länder seines Vaters.

In seiner Jugend hatte er Holland bereist und ein Land gesehen, das in voller Blüte stand, unberührt vom Kriege, erfüllt von Handel und geschäftlichem Treiben wie kein anderes auf dem europäischen Kontinent. Holland stand ihm vor Augen, als er des Vaters Pflichten übernahm. Ist er nicht erst zwanzig Jahre alt? Wird er nicht aus allzu phantasievollen Schwärmereien heraus es mit allen verderben, mit den Parteien, die sich hinter Schwarzenberg und Winterfeldt stellen, mit dem Kaiser, den Polen? Das Land ist ausgesogen von den Schweden. Nun will der junge Herr Soldaten aus dem Boden pressen und den Städten, den Ständen und Bauern untragbare Lasten aufbürden! Gemach! Die einen raten zu „desperaten", die anderen zu „moderaten" Entschlüssen; das heißt: „Balance halten"! Da entschied das Schicksal: Schwarzenberg schied an Gehirnschlag aus dem Leben.

Jetzt trat ein Mann an die Seite des Kurfürsten, der kein Diplomat alten Korns war, sondern ein Soldat, Konrad von Burgsdorff, und erklärte: „Ein Fürst ohne Armee ist kein Fürst!" Was man aber in Brandenburg und Cleve an Truppen hatte — in Preußen hatte man überhaupt keine, sondern nur kleine brandenburgische Besatzungen in Pillau und Memel —, das konnte nie und nimmer eine Armee genannt werden.



Der Große Kurfürst als Bühnengestalt: Eugen Klöpfer (links) in der Titelrolle von Rehbergs Drama „Der Große Kurfürst". Staatl. Schauspielhaus, Berlin
Aufn. Clausen

Kurfürstin Luise Henriette

Nach einem Gemälde von G. v. Honthorst im Schloß-Museum, Berlin



Jetzt aber schlug die Geburtsstunde der brandenburgischen Armee. Am 1. August 1644 rückten mit klingendem Spiel die neuen Truppen des Kurfürsten in Krossen und Frankfurt ein. Und woher hatte der Kurfürst das Geld genommen, ein solches Heer aus dem Boden zu stampfen? Die damaligen Kleinfürsten alle erhielten als Unterstützungsgelder gegen den Kaiser Zuschüsse von Frankreich. Warum sollte der Brandenburger nicht auch zu diesem Mittel greifen? Dann aber führte er gleich ein geordnetes Steuerwesen ein, soviel man sich auch im Lande noch dagegen sträuben mochte.

Mit einem Schlage wurde Brandenburg, bislang kaum weniger als eine Figur auf dem Schachbrette großer europäischer Politik, eine handelnde Person in diesem Spiele. Es gewann nicht allein wie die anderen Reichsstände die „Zuerkennung der vollen Staatshoheit — der Souveränität", sondern darüber hinaus das hintere Pommern und, als Entschädigung für die nicht erfüllten Ansprüche auf das ganze Pommern, die Gebiete der ehemaligen Bistümer Magdeburg, Halberstadt und Minden. Die Lande, über die der Brandenburger nun Herr war, bildeten zwar kein zusammenhängendes Gebiet, aber sie begannen doch offenbar schon aneinanderzurücken, und schon hob man rühmend hervor, daß der Kurfürst, wenn er von der Maas bis an die Memel durch seine Lande reise, nicht länger als zwei Nächte auf ausländischem Boden zu schlafen brauche.

Am 15. Juli des Jahres 1655 tritt ein schwedischer Trompeter über die polnische Grenze, um den Wiederbeginn des schwedisch-polnischen Krieges nach zwanzigjährigem Waffenstillstand anzusagen. Am Tage darauf rückte der schwedische Feldmarschall Wittenberg mit siebzehntausend pommerschen Soldaten über die Grenze von Schwedisch- und Brandenburgisch-Pommern und verlangte den Durchzug nach Polen. Man mußte ihn gewähren, um es mit den Schweden nicht zu verderben. Nach sechs Tagen war der Durchmarsch vollzogen. Das Kriegsglück stand auf seiten des „nordischen Alexander", des Schwedenkönigs Karl Gustav. Als sich Johann Kasimir nach verlustreichen Kämpfen in

die alte Krönungsstadt Krakau zurückgezogen hatte, war sein Schicksal besiegelt. Da forderte der Schwede auch vom Brandenburger Memel und Pillau. Kurfürst Friedrich Wilhelm lehnte ab und suchte Einvernehmen mit den Städten Polnisch-Preußens, mit Danzig, Elbing und Thorn. Die niederländische Hilfe, mit der der Kurfürst rechnete, blieb aus. Krakau fiel, der Polenkönig begab sich in kaiserlichen Schutz und schlug sein Lager im schlesischen Oppeln auf.

Soll Preußen ohne Gegenwehr in schwedische Hände fallen? Das Bündnis mit den westpreußischen Städten kommt zustande. Der Kurfürst darf Marienburg, Braunsberg und Graudenz besetzen und erhält 4000 Mann Hilfstruppen. Da rückt der Schwedenkönig von Krakau her selbst an der Spitze seiner Soldaten heran. Thorn fällt, Elbing muß kapitulieren, die schwedischen Heerhaufen dringen in das Herzogtum Preußen ein. Unter schmählichsten Bedingungen muß der Brandenburger in Königsberg einen Lehnsvertrag unterschreiben. Kurze Zeit danach rückt er an der Seite der Schweden gegen die Polen vor, die, mit neuen Verbündeten vereint, achtzigtausend Mann stark auf den Angriff von nur achtzehntausend warten. Was niemand vorausgeahnt, tritt ein: Schweden und Brandenburger siegen. Neben dem großen „nordischen Alexander" aber erstrahlt über Europa hin der Kriegsruhm des Brandenburgers. Nicht lange, denn das Kriegsglück schlägt unerwarteterweise um. Aus allen Wirren, die Flammenzeichen des Krieges auf preußischem Boden, aus der Umklammerung rettet sich und sein Land der Brandenburger durch einen Vertrag mit Polen, dem er fortan nicht mehr als Lehnsmann zu dienen, sondern als freier Herr und Verbündeter zu helfen hat.

Zur Zeit, als König Ludwig in Frankreich sich anschickte, mit der Verschiedenheit der Religionen in seinem Lande ein Ende zu machen, erklärte der Pfarrer Paulus Gerhardt, der Dichter vieler Kirchenlieder, daß es dem Kurfürsten nicht zustehe, den Geistlichen auf den Kanzeln zu verbieten, sich untereinander zu streiten und die Sache ihrer Religionsanschauungen — hie lutherisch, hie reformiert — zu verfechten. Dem Kurfürsten aber ging es lediglich darum, daß seine Untertanen gut miteinander auskamen; und als Ludwig XIV. die Duldung der Protestanten aufhob, nahm der Brandenburger ihrer viele in seinem Gebiete auf. Wie er es in Sachen des Glaubens hielt, so auch in Dingen der Wirtschaft, des Handels und Verkehrs. Sümpfe wurden urbar gemacht, Wälder gerodet, Straßen angelegt, die Spree verband er mit der Oder durch einen Kanal, so daß nunmehr die Schiffe von Hamburg durch Havel und Spree bis zur Oder fahren konnten.

Ordnung und gleiches Ansehen aller Stände im Innern — und Schutz gegenüber den Feinden, die sein Land immer und immer wieder bedrängten. Nach den Schweden und Polen kamen die Franzosen an die Reihe. Am Rhein stand er ihnen gegenüber; da kam die Kunde, die Schweden seien auf Anstiften der Franzosen in der Mark eingefallen. Sofort ließ er seine gesamte Reiterei aufsitzen und legte mit ihr in unglaubhaft kurzer Zeit den weiten Weg vom Rhein bis nach Brandenburg zurück. Bei Fehrbellin schlug er die Schweden am 28. Juni 1675 zwar gründlich, verlor aber durch die Treulosigkeit des Kaisers Vorpommern mit Stettin. Zornig schloß er sich nun wieder mit Frankreich zusammen — brandenburgische, nicht deutsche Politik. Auf deutschem Boden hausten die Franzosen furchtbar. Als er das Bündnis wieder löste, als er sich um der Hugenotten willen selbst mit Ludwig entzweite, war es zu spät.

Neue Aufgaben standen ihm bevor. Er hat sie nicht mehr lösen können. Am 14. August 1686 schon mußte man ihn zu einer großen Truppenschau in einer Sänfte tragen. Zwei Jahre danach stellten die Ärzte bei ihm Wassersucht fest. Am 7. Mai rief er noch einmal den Geheimen Rat zu sich auf sein Potsdamer Schloß: „Die Schwachheit meines Körpers hat zu sehr überhandgenommen, und die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein", erklärte er ihnen, wandte sich an seinen Sohn, den Kurprinzen Friedrich, und fuhr fort:

„Durch Kriege verwüstet, im armseligsten Zustande fand ich die Länder nach meines Vaters Tod; durch Gottes Hilfe hinterlasse ich das Land im Wohlstande, im Frieden, von meinen Feinden gefürchtet, von meinen Freunden geliebt und geehrt. Ich zweifle nicht, daß auch du, mein Sohn, in denselben Maximen fortfahren wirst, es zu beherrschen. Und weil die Erfahrung mich gelehrt, daß ohne eine eiserne Hand und ohne ein stehendes Heer dieses nicht zu erhalten ist, so übe jene mit Geschick; aber dies bilde nur, um des Landes Sicherheit und das erlangte Ansehen deines Hauses zu bewahren."



Schlußszene aus Rehbergs „Der Große Kurfürst". Hermine Körner als Kurfürstin. Aufführung im Staatlichen Schauspielhaus, Berlin
Aufn. Clausen

Abenteuer eines Lebens

Wolfgang Hoffmann-Harnisch / Lord Clive

Von Wilhelm Recken

Bei jeder Gelegenheit begehrt er auf, zeigt Wildheit und Herrschsucht. „Ich tue was ich kann, diesen kleinen Cäsar zu ducken, versuche, gute Instinkte, Liebenswürdigkeit, Geduld und Freundlichkeit in ihm großzuziehen. Ich halte das für das allerwichtigste. Er wird ja sonst niemals ein guter und tugendhafter Mann", so klagt der biedere Oheim Dan Baylay dem Schwager seine Nöte bei der Erziehung des ungebärdigen Neffen Bob, den ihm die Mutter als Dreijährigen — ihr viertes Kind war gerade unterwegs — auf Bitten ihrer kinderlosen Schwester Rebekka anvertraut hat.

Aber auch diese — Tante Bay genannt — vermag mit Liebe und Güte ebensowenig mit dem Wildling fertig zu werden.

Die brave Alte konnte nicht ahnen, daß sie ein Menschlein eigener Art vor sich hatte, eines, dessen fremdartiges Wesens zu verstehen ihr nicht gegeben war. Sie ängstigte und grämte sich im tiefsten Herzen, wenn sie an die Zukunft ihres Neffen dachte, der ihrer Überzeugung nach niemals ein guter, brauchbarer Mensch werden konnte, wenn er fortfuhr, wie er angefangen hatte. Sie weinte ununterbrochen, klagte, rang die Hände und flehte zu Gott um Hilfe für ihr verlorenes Kind. Sie glich einer Henne, die Enteneier ausgebrütet hat, und die schreiend am Ufer entlang läuft, weil ihre Brut sich einem fremden Element anvertraut. Die Augen der beiden grundgütigen Alten, denen Übersinnliches zu sehen nicht gegeben war, nahmen nichts wahr als einen außergewöhnlich unbändigen, schwer erziehbaren Jungen, dessen unwirsche Heftigkeit, dessen Neigung zu überschnellen Entschlüssen und überraschenden Wendungen sie durch Mittel der Erziehung entgegenzutreten versuchten.

Mit diesen untauglichen Mitteln, an einem untauglichen Objekt angewandt, war der gewünschte Erfolg allerdings nicht zu erzielen. Dazu hätte es außergewöhnlicher Strenge bedurft, einer harten Hand, die unerbittlich die Rute zu führen wußte. Sie fehlte indes, und so „änderte die Abwesenheit einer Rute das Aussehen dreier Weltreiche".

Zunächst also war der hoffnungsvolle Bob der Schrecken seiner Umwelt und das Schmerzenskind der Familie. Auch der Vater, der gichtgeplagte, leicht erregbare und unentschlossene Rechtsgelehrte und Gutsbesitzer Richard Clive, der sich recht und schlecht von seiner Praxis und dem Ertrag seines kleinen angestammten Besitzes ernährte, versagte als Erzieher. Wie er selbst sollte Bob Rechtswissenschaft studieren, um sich sein Brot einmal als Anwalt zu verdienen. Aber aus einer Schule nach der andern flog er heraus, da sein unwiderstehlicher Trieb zu kommandieren und seinen Lehrern zu widersprechen, ihn immer wieder in Konflikt mit Ordnung und Zucht brachte. Stillsitzen und geistig Arbeiten war dem rastlosen Rebellen verhaßt. Und doch erkannte ein Lehrer, daß in der Seele dieses Bengels der Kern eines großen Mannes steckte: „Wenn man ihn nicht erschlägt, ehe er groß geworden ist, sondern ihm die Möglichkeit läßt, seine Gaben anzuwenden, wird er sich einen Namen in der Geschichte machen", prophezeite der Magister Dr. Eathon.

Im Alter von zwölf Jahren sammelte er eine Bande gleichgesinnter Jungen um sich, an deren Spitze er den Heimatort Market Drayton unsicher macht. Den Krämern warf er die Fensterscheiben ein, wenn sie sich nicht gutwillig durch Zahlung eines aus Äpfeln und wenigen Pfennigen bestehenden wöchentlichen Tributs loskauften. Als er es schließlich zu bunt trieb und die geschädigten Kaufleute vom Vater Richard Clive Ersatz forderten, riß diesem endlich die Geduld, und er wollte den zwölfjährigen Räuberhauptmann mit Hilfe der bewußten Rute auf die rechte Bahn zurückführen. Bob aber war flinker und entzog sich dem drohenden Strafgericht, indem er auf den mächtigen Turm der alten Dorfkirche kletterte und von hier aus, in schwindelnder Höhe auf dem schwankenden Wasserspeier kauernd, mit den verzweifelten Eltern und händeringenden Nachbarn verhandelte, bis sie ihm völlige Straffreiheit zusicherten. Ruhig, als wäre nichts geschehen, stieg er dann von seiner luftigen Warte herab.

Aber der Vater sah klar: so konnte es mit dem Jungen nicht weitergehen. „Du bist nicht nur schlecht, du bist auch dumm", klagte er. „Du bist nicht nur Räuber Bob und Schurke Bob, wie die Leute sagen, sondern auch Dummkopf Bob."

Im England des achtzehnten Jahrhunderts pflegte man sich solcher räudiger Schafe zu entledigen, indem man sie kurzerhand nach Indien schickte. Die Eltern bezahlten die Überfahrt, für das weitere Fortkommen sorgte die Ostindische Kompanie, die diese Ausgestoßenen als Buchhalter und Kommis in ihren Kontoren und Faktoreien beschäftigten, wo sie von früh bis spät gegen einen Hundelohn von ganzen fünf Pfund im Jahr schuften mußten. Wer von Hause keinen Zuschuß bekam, war notgedrungen gezwungen, entweder seinen wirtschaftlich besser gestellten Arbeitskameraden im Spiel Geld abzuknöpfen oder es bei den Bunnias, den ortsansässigen Manichäern — meist waren es Armenier oder portugiesische Juden — gegen zwanzig bis vierzig Prozent Zinsen zu leihen. Unter diesem Satz war keines zu haben, denn vor Ablauf von acht Jahren konnte der Schuldner nicht an die Rückzahlung des erhaltenen Darlehens denken. So lange mußte er nämlich für ein Taschengeld als Kommis arbeiten, bis er die Erlaubnis erhielt, auf eigene Rechnung Handel zu treiben. Die wenigsten dieser schiffbrüchigen Glücksritter — man nannte sie Griffins, Greife, „womit man ihre Sucht zu raffen und zu gewinnen bezeichnen wollte" — hielten dieses erbärmliche Leben in dem mörderischen Klima so lange aus. Die meisten verhungerten, kehrten bei der nächsten Gelegenheit in die Heimat zurück oder wurden das Opfer von Tropenkrankheiten; nur die allerwenigsten überstanden diese Hölle und brachten es zu Wohlstand und Reichtum, um sich dann als „Nabobs" in London anstaunen und beneiden zu lassen.

„In Indien krepiert man, oder man wird Millionär; ein Drittes gibt es nicht", hatte ein Schiffsoffizier den wißbegierig fragenden Clive belehrt, als er im Dezember 1742 an Bord des „King George" die Reise nach dem fernen Wunderland antrat. Nach monatelanger Fahrt, in deren Verlauf er bei einer Havarie seine ge-

samte kärgliche Habe verlor, so daß er sich das Notwendigste erst von Matrosen und Mitreisenden zusammenbetteln mußte, betrat er in Madras indischen Boden. In der Stadt lebten damals 400 Europäer, davon waren 300 Offiziere und Soldaten der britischen Garnison, 40 Angestellte der Kompanie und nur 60 sogenannte freie Einwohner, sämtlich Kaufleute, die eigenen Handel trieben.

Im Kontor des Ratsherrn Hornby mußte Clive am Pult stehen und Rechnungen und Briefe schreiben, wie seine Leidensgefährten Stone, Robertson und Maskelyne, dessen Schwester Margarete später die Lebensgefährtin des Eroberers von Indien werden sollte.

Aber bis dahin hatte es noch gute Weile. Jedenfalls hatte der Schreiber Clive keine Lust, seine Arbeitskraft für ein Butterbrot ausbeuten zu lassen. Vom ersten Augenblick an war er fest entschlossen, den hochnäsigen Leuteschindern der Kompanie Fehde anzusagen. Es kam zu manchen Zusammenstößen und zu hitzigen Wortgefechten mit den Chefs und auch mit dem Gouverneur Morse, einem Urenkel Cromwells und gebildeten Mann, der Clive wohlgesinnt war und ihm die Benutzung seiner reichhaltigen Bibliothek gestattete. In seiner Freizeit beschäftigte Clive sich mit Lektüre, bereicherte sein Wissen oder besuchte mit Maskelyne und Stone die Stadt, um die eigenartigen Verhältnisse von Land und Leuten kennenzulernen.

Von sagenhaften Schätzen und märchenhaftem Reichtum bekam er wenig zu sehen, und die Weißen spielten eine verhältnismäßig bescheidene und untergeordnete Rolle. Eigentlich waren sie nur geduldet, abhängig von der Gnade und Laune der indischen Radschas, denen das Land um Madras gehörte und die die Stadt den Engländern nur verpachtet hatten. Jeden Tag konnten sie den Vertrag kündigen und die lästigen Ausländer einfach hinauswerfen, denn die Kompanie war nur eine private Handelsgesellschaft, ein Geschäftsunternehmen Londoner Kaufleute, die sich wohl der Unterstützung der Regierung erfreuten, im Ernstfall aber doch nicht die Wehrmacht des Staates zur Verteidigung ihrer Interessen in Anspruch nehmen konnten.

Die Herrschaft der Engländer in Indien stand damals also noch auf sehr schwachen Füßen und beschränkte sich im wesentlichen auf das Niederlassungsrecht in einigen Hafenstädten der bengalischen Küste. Dazu war ihnen in den Franzosen eine schwere Konkurrenz entstanden, denn diese schickten sich an, das ganze reiche Hinterland zu erobern und zur Kolonie zu machen. In beängstigender Nähe von Madras, in der Küstenstadt Pondicherry, saß der Todfeind Englands, der sich mit dem phantastischen Plan trug, der Alexander Indiens zu werden. Joseph François Dupleix hieß er; er war der Sohn eines Tabaklieferanten und schon seit zwanzig Jahren in Indien. Jetzt hatte ihn der allerchristlichste König Ludwig XV. als Gouverneur der königlichen Kolonie Pondicherry bestätigt und Monsieur Dupleix wollte sich des ihm anvertrauten Amtes würdig erweisen und es besser erfüllen als seine trägen Vorgänger. Ihm zur Seite stand seine kluge Frau Jeanne Vincens, die tochterreiche Witwe eines Kaufmanns, die ungekrönte künftige Königin von Indien, die von den Eingeborenen Jan-Begum genannt wurde, ferner sein Festungskammandant mit dem seltsamen Namen Paris Paradis, ein junger Mann aus Genf, und der Inder Ranga Pilai, Ananda geheißen, ein Mann von vielseitiger Brauchbarkeit, der seinem Herrn — den er mit Vorliebe mit Votre divinité, Eure Göttlichkeit, anredete — als Dolmetscher, Bankier, politischer Agent und als Spion diente.

Durch Klugheit, Milde und Treue hatte Dupleix sich die Zuneigung der Hindu erworben und mit ihrer Zustimmung die Stadt Tschandernagor für Frankreich gewonnen. Soweit hatte er es mit Hilfe seiner Frau gebracht, die trotz ihrer elf Kinder mit 33 Jahren noch eine blendende Schönheit war. Durch Heirat zweimal Französin geworden, war sie die Tochter eines Portugiesen und Enkelin eines Pariamädchens, das ein Herr de Castro zu seiner Gemahlin erhoben hatte.

Am 14. September 1744 erhielt Dupleix aus Versailles die amtliche Mitteilung vom Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England. Von diesem Augenblick an befand sich Pandicherry im Kriegszustand mit dem benachbarten Madras und St. David. Der Kampf um Indien hatte begonnen. Für Robert Clive war es höchste Zeit, daß eine Änderung der Dinge eintrat. Mit Gott und der Welt, mit Vorgesetzten und Kollegen hatte er

sich überworfen und schließlich hatte die Kompanie den händelsüchtigen Hetzer, der aufrührerische Reden gegen die geheiligte Ordnung führte, kurzerhand aus dem Dienst gejagt. „Mir ist elend zumute! Ich habe keine gute Stunde mehr. Manchmal, wenn ich an England, meine Heimat, denke, wird mir ganz sonderbar zumute. Sollte es mir nie mehr vergönnt sein, es jemals wiederzusehen?" schrieb der Zwanzigjährige in seiner hoffnungslosen Verzweiflung dem fernen Onkel Dan. Geld für die Rückfahrt besitzt er nicht. In Indien krepiert man, oder man wird Millionär; ein Drittes gibt es nicht! Wie das Todesurteil des Schicksals gellen die Worte in seinem Ohr. Mutlos will er den Kampf aufgeben. Zweimal setzt er die Pistole an seine Schläfe und drückt ab. Zweimal versagte die Waffe, obwohl sie geladen war. Der Tod verschmähte sein Opfer.

Da dämmert ihm die Erkenntnis, daß doch noch nicht alles für ihn zu Ende ist: daß das widrige, übelwollende Schicksal ihn noch für einen höheren Zweck aufbewahrt hat. Robert Clive hat den Glauben an sich und seine Zukunft wiedergewonnen. Unterdessen rückt der französische Admiral La Bourdonnais mit Heeresmacht auf Madras heran, schließt die schlecht verteidigte Stadt ein und zwingt sie zur Übergabe. Die ansässigen Europäer werden aufgefordert, dem König von Frankreich den Treueid als Untertanen zu leisten. Clive, der stellungslose Schreiber, weigert sich. Er will Engländer bleiben. Und entflieht unerkannt mit seinen Kollegen Maskelyne, Robertsen und Smith nach Fort St. David. Später finden sich dort noch einige Ratsherren, Offiziere und Soldaten aus Madras ein. Gouverneur Saunders beginnt den Widerstand gegen die Franzosen zu organisieren. Clive meldet sich zum Heeresdienst und wird als Fähnrich eingestellt.

Tief in seinem Innern schlummerte unbewußt das Gefühl, daß echter Händlergeist zu seiner Auswirkung echten Kriegsgeistes bedarf. Denn Krieg, Schiffahrt und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen. So wurde sein Werden und Leben zum Symbol für die Entwicklung und Vollendung seines Landes.

Die Wandlung zum Soldaten aber wurde die bedeutungsvollste. Sie führte den Menschen Clive nach dem uralten Gesetz, daß jeder immer mehr das wird, was er schon ist, seinem endgültigen Sein entgegen. Clive war und wurde immer mehr zum kämpferischen Händler, also zu dem, was den Engländer im Tiefsten seines Wesens ausmacht.

Wie England wünschte Clive, Handel zu treiben, und zwar von bürokratischen Beschränkungen frei, aus eigener Initiative über Länder und Meere hinweg seine Waren zu tauschen. Um dieses Ziel zu erreichen, mußte er Soldat werden. So strebte er einem freien, von keinem Drill beschränkten Soldatentum zu.

Und als solcher bewährt sich der verlorene Sohn und kleine Kommis aufs beste. Seine erste Heldentat, die in die Geschichte Englands eingeht, ist die Eroberung der Tanjorenfestung Devi Cotah, deren Mauern er an der Spitze von 34 Europäern und 70 eingeborenen Sipoys erstürmt.

Unterdessen haben Frankreich und Großbritannien in Europa Frieden geschlossen, der sich auch auf den Kriegsschauplatz in Indien auswirkt. Die Regierung befiehlt Demobilmachung der gegen Dupleix aufgebotenen Streitkräfte. Clive muß die Muskete mit dem Gänsekiel vertauschen — wieder sitzt er in Mr. Hornbys Kontor und ist noch genau so weit von seinem Ziel entfernt wie vor Jahren, als er hier anfing.

Mit den größten Hoffnungen traf er an seinem alten Platz ein. Ihm, der St. David verteidigt, Pondichérry belagert und Devi Cotah erobert hatte, würde die Kompanie, dessen hielt er sich versichert, die Erlaubnis zum Handel auf eigene Rechnung gewähren.

Der Bescheid, den er auf seine Anfrage erhielt, machte seine Hoffnungen zunichte. Nicht nur verweigerte man ihm die erwähnte Erlaubnis, man versagte ihm auch die Anrechnung der zwei Jahre, die er als Soldat gedient hatte, auf die berühmte achtjährige Spanne.

Inzwischen setzt Dupleix unbehindert die Eroberung Indiens fort, indem er geschickt die eingeborenen Fürsten gegeneinander ausspielt und sie durch ihm ergebene Kreaturen ersetzt, soweit sie es nicht vorziehen, sich mit französischem Geld kaufen zu lassen. Der Großmogul in Delhi, der Scheinkaiser von Indien, ernennt den kühnen Franken zu seinem Statthalter und Vizekönig, und damit ist Dupleix Herr über 35 Millionen Menschen geworden. Wie lange noch, und er wird selber den juwelenstrotzenden Thron des Nachkommens des großen Eroberers Timur einnehmen! Ein neuer Alexander, wird ihm der Orient huldigend zu Füßen liegen . . .

Aber schon holt der Mann, der den Traum eines französisch-indischen Kolonialreiches zerstören wird, zum Gegenstoß aus. Gouverneur

Saunders hat es durchgesetzt, daß Clive endlich Handel auf eigene Rechnung treiben darf. Gleichzeitig ist er Proviantkommissar von Madras geworden, eine Art halbamtlicher Beschäftigung, die ihm die Versorgung der Garnison mit Proviant und Ausrüstung auferlegt und gleichzeitig ein Gehalt von 30 Pfund im Jahr einbringt. Dank seiner Geschäfte kann er sich jetzt anständig kleiden und satteln und ist im übrigen auf dem besten Wege, mit der Zeit ein „Nabob" zu werden. Er erwartet mit Ungeduld die Ankunft der Mrs. Margarete Maskelyne, der Schwester seines Freundes, die er heiraten will.

Da geht der Tanz von neuem los. Der Fürst Tschanda Sahib hat mitten im Frieden 20 englische Dragoner gefangengesetzt, unter ihnen Bobs künftigen Schwager Edmund Maskelyne. Hinter Tschanda steht Dupleix. Nun werden die Engländer ihren einzigen Verbündeten Mohammed Ali gegen Tschanda unterstützen und mit Hilfe dieser Tarnung Krieg gegen Frankreich führen. Als Hauptmann zieht Clive an der Spitze von 120 Mann gegen 900 Franzosen und 10 000 Inder zu Feld, die die Festung Tritschinapoli berennen. Um die Festung zu entsetzen, ist er zu schwach. Aber er wird dafür die Festung Arcot, die Hauptstadt des Nawab Tschanda erobern, der jetzt mit seinem ganzen Heer vor Tritschinapoli liegt. Mit 200 Mann überfällt Clive während eines Gewitters Arcot, nimmt es und setzt die Festung in Verteidigungszustand. Fünfzig Tage lang verteidigt er die Stadt gegen 10 000 Inder, die von französischer Artillerie unterstützt werden, bis der Feind die Belagerung aufhebt und abzieht. Dann wirft er sich auf Dupleix' Unterführer d'Auteuil, zwingt ihn zur Übergabe und rechnet mit Tschanda Sahib ab.

So fing es an. Eine Pause von anderthalb Jahren tritt ein. Clive benutzt sie, um mit seiner jungen Frau die Heimat zu besuchen und seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen. Dann kehrt er als Oberstleutnant nach Indien zurück. Wieder beginnt der Krieg. Der junge Herrscher Suratscha ed Daula hat die britische Kolonie in Kalkutta überfallen. Hundertfünfzig Gefangene, Offiziere, Soldaten, Kaufleute, Frauen und Kinder läßt der Nawab in dem berüchtigten Schwarzen Loch einsperren. Nur 23 verlassen es lebend, die übrigen sind erstickt. Dieses Verbrechen fordert Vergeltung heraus und wird der Anlaß zur Eroberung des reichen Bengalen durch Clive. Durch einen Handstreich gewinnt er Kalkutta zurück. Dann geht es gegen Suratscha ed Daula, der 80 000 Mann unter den Waffen hat. Aber sein eigener Oberstkommandierender und Oheim, Mir Dschaffar, fällt ihm in den Rücken, um der Nachfolger des Neffen zu werden. Am 23. Juni 1757 stehen sich vorm Wald von Plassey die Heere des Nawabs und der mit ihm verbündeten Franzosen Clives Briten gegenüber. Suratscha ed Daula feuert die erste Kanone ab, die das Schicksal seines Reiches und Indiens entscheidet. „Mit einer Handvoll Weißer, von denen nur 20 getötet oder verwundet wurden, und mit einem Häuflein Sipoys, von denen nur 16 auf dem Platze blieben, hat Clive ein Riesenreich zu Fall gebracht."

Mir Dschaffar wird an Stelle des ermordeten Suratscha Nawab von Bengalen und Nordindien unter englischer Oberherrschaft eingesetzt. 234 000 Pfund beträgt der Anteil Clives an den erbeuteten Schätzen Suratschas. Aus dem Schurken und Räuber Bob ist Lord Clive of Plassey geworden, ein Feldherr und Eroberer, dessen Genie „selbst die Bewunderung des Königs von Preußen erzwingen muß".

Rücksichtslos räumt er jetzt mit den schlimmsten Mißbräuchen auf, um dem weitverzweigten Ausbeutungssystem der Griffins und Nabobs, der neureichen Vampire, die Indien aussaugen, einen Riegel vorzuschieben. Diese Säuberungsaktion wird Clive zum Verhängnis: seine Gegner, die ihre Felle davonschwimmen sehen, verfolgen ihn mit unversöhnlichem Haß, beschuldigen ihn der Erpressung und des Raubes. Vor dem Parlament muß er sich in hitzigem Redekampf rechtfertigen.

Dieser Undank der Nation erfüllte den Neunundvierzigjährigen mit dem Taedium vitae, dem Ekel vor dem Leben, und drückte — am 22. November 1774 — ihm noch einmal die Pistole in die Hand. Diesmal versagte die Waffe nicht: Robert Clive hatte seine Mission und damit auch sein Schicksal erfüllt. Sein Name gehörte jetzt der Geschichte an.

Maria Zierer-Steinmüller



Die Bäuerinnen vom Waldeckhof

Von Tim Brauer

Dieses Buch schildert das harte Leben der Alpenbauern, so wie es wirklich ist, von einem Geschlecht zum andern. Ohne Beschönigung und in voller Echtheit, darum doppelt überzeugend und ergreifend, berichtet es von schwerer Mühsal und Plagen, von Schicksalsschlägen und schuldhafter Verstrickung, aber auch von unermüdlichem Fleiß und zäher Geduld, von unerschütterlicher Treue zum angestammten Boden, vom stillen Dienst am Ganzen im engen Umkreis der Familie.

Seit mehreren hundert Jahren ist der hochgelegene Waldeckhof im Besitz der Familie Lechner. Jetzt ist er seit dem Tode des Waldeckbauern schon drei Jahre lang ohne männliche Leitung. Aber die Witwe Monika Lechner, eine ansehnliche Fünfzigerin, ist noch keineswegs gewillt, ihrem Sohne Zeno die Herrschaft über den Hof abzutreten, obgleich der künftige Hoferbe tüchtig, fleißig, gewissenhaft und kräftig ist und im heiratsfähigen Alter steht. Nein — die Lechnerin will keine junge Bäuerin auf dem Hofe haben, der am Ende der notwendige Überblick fehlt, den das große Gut mit seinem zahlreichen Personal und der ausgedehnten Viehwirtschaft braucht. Freilich — es ist nicht leicht für eine Frau, in einem so umfangreichen Getriebe Ordnung zu halten und sich überall durchzusetzen, auch wenn man so regsam und tatkräftig ist wie die Lechnerin.

An manchen Tagen verlor die Waldeckbäuerin die christliche Demut, wenn sie einsah, daß sie die Augen, Ohren und Hände nicht im ganzen Haus zugleich haben konnte, nicht in der Küche, im Stall, im Keller, auf dem Felde und in der Tenne. Sie witterte, daß die Dienstboten wie auch die Kinder taten, was sie wollten. Ihr Schelten wirkte viel weniger als ehemals ein wortärmeres, aber wuchtiges Donnerwetter des Bauern. Daher war sie mit dem unabänderlichen und unerforschlichen Ratschluß Gottes nicht immer ohne weiteres einverstanden, wenn er ihr auch vom Geistlichen bei jeder Beichte und jeder Klage über den allzu frühen Tod des Bauern vor Augen gehalten wurde.

Alle Sorgen liegen auf ihr allein — die Steuern und die Verkaufsangelegenheiten wie die Wünsche der erwachsenen Töchter, von denen eine ins Kloster eintreten, die andere bald heiraten will; alle beide müssen ihre Aussteuer erhalten und Bargeld dazu. Auch ein paar arme Verwandte, die im Hause mit durchgefüttert werden, haben allerlei kleine Anliegen, auf die Ehrlichkeit der Dienstboten ist kein Verlaß. Überall fehlt die Hand des Herrn. Aber deshalb den Hof übergeben? Nein!

Zäh klammerte sich die Lechnerin an ihren Besitz, den sie vor dreißig Jahren durch die Einheirat übernommen, auf dem sie gerackert und gespart und zehn Kinder geboren hatte — fünf waren gestorben. Auch sonst hatte sie manche harte Stunde erlebt, abgesehen von denen, welche ihr das Viehsterben, das Zünden des Blitzes und die Hagelschauer verursachten, denn der Bauer war kein Sanfter gewesen. Wortkarg und grob, machte er, wenn ihm etwas gegen den Strich ging, keinen großen Unterschied, ob es ein Schaufelstiel, eine Maschine, eine Magd oder sein eigenes Weib war, was er unsanft behandelte. Trotzdem war für die Bäuerin alles gut gewesen; sie hatten gemeinsam den Hof nicht nur erhalten, sondern in die Höhe gebracht wie des Bauern Eltern, Ahnen und Urahnen. Und wenn sie jetzt durch den Kuh- und Pferdestall ging, ihre Geflügelzucht überblickte, wußte sie, daß im Umkreis weitum kein Haus so dastand wie der Waldeckhof.

Aber daß Zeno nun doch einmal ernst machen könnte mit dem Heiraten — das will ihr durchaus nicht in den Sinn. Schon einmal — noch zu Lebzeiten des Bauern — hat er sich mit der Tochter des bettelarmen Berghauser eingelassen. Aber das hat ihm der Vater mit ein paar kräftigen Rippenstößen ausgetrieben, und das Mädchen ist darauf in die Stadt in Stellung gegangen und nach einem Jahr dort an der Geburt eines Kindes gestorben, dessen Vater niemand kennt und das nun bei den Großeltern aufwächst — die kleine Ludowika, Wikl genannt, ein ungebärdiger Wildling mit brandrotem Schopf. Doch jetzt will Zeno mit dem Heiraten nicht länger warten. Die Braut ist schon gefunden — und das Kind ist auch schon unterwegs: da hilft keine sittliche Entrüstung und kein Einspruch der alten Waldeckbäuerin mehr. Die Kirchhauser Kuni, die sich der Zeno diesmal gewählt hat, ist obendrein ein tüchtiges Mädel mit einem kleinen eigenen Besitz und ein paar Stück Vieh, wenn sie es auch an Wohlhabenheit nicht mit den Lechners aufnehmen kann. So fügt sich die Bäuerin grollend ins Unvermeidliche, als sie den festen Willen des gutmütigen Burschen erkennt. Aber sie wird der künftigen Schwiegertochter das Leben nicht leicht machen — das nimmt sie sich vor. Einstweilen haben es die Dienstboten auszubaden: kein Ende mit dem Schelten, dem Türzuknallen, dem Spektakeln mit Häfen, Pfannen und Herdringen. Der Großknecht nimmt einmal einen Augenblick lang die kalte Pfeife aus den Mundwinkeln, von der er sich sonst niemals trennt, kratzt sich mit dem zerbissenen Mundstück am Stoppelbart und sagte mit philosophischem Achselzucken: „Aba heunt — heunt, moan i, hot's ebbas B'sundas, der olt Speiteifi!"

Nun, der Empfang, der Kuni auf ihrem künftigen Hof bereitet wird, ist wirklich nicht übermäßig freundlich zu nennen. Aber sie freut sich doch schon im voraus des stattlichen Besitzes und zumal des mächtigen Kuhstalls mit dem sauberen und wohlgepflegten Vieh.

Über die alten Berghauserleute bricht ein neues Unglück ein. Das Häuschen brennt aus — die kleine Ludowika hat mit Streichhölzchen gespielt; Zeno nimmt ihr die Schachtel ab, die sie noch unter der Schürze verborgen hält. Aber er verrät niemand etwas von seiner Beobachtung. Die Alten müssen ins Armenhaus, das Kind wird auf Gemeindekosten abwechselnd bei den Bauern untergebracht und verköstigt.

Nun hausen die beiden Bäuerinnen nebeneinander auf dem Waldeckhof; die alte Lechnerin muß die Ehekammer räumen und in eine Kammer des oberen Stockwerks hinaufziehen. Aber das Kommando auf dem Hof und das Küchenzepter gibt sie deshalb noch lange nicht ab. Kuni muß sich zunächst mit der Arbeit im Stall begnügen, und die Dienstboten spötteln: „A neue Hausdirn ham ha kriagt, aba nit a junge Bäuerin!"

Noch nimmt Kuni ihr Los geduldig auf sich. Dem jungen Bauern darf sie ohnehin nicht mit Klagen über das Verhalten der Schwiegermutter kommen, nachdem er sie einmal abgewiesen hat: „Machts dös selm aus miteinanda, unta Weibaleut misch' i mi nit drein!" Außerdem liegt ihr selbst die Stallarbeit mehr am Herzen als die Wirtschaft in Haus und Küche. Sie hat ihre rechte Freude an dem schönen Milchvieh, hält scharf auf Ordnung im Stall und erreicht auch bald eine Steigerung des Ergebnisses aus der Milchwirtschaft.

Einige Male steht sie nachdenklich vor einer hochtragenden Kuh und sagt dabei halblaut vor sich hin: „O mei, Scheckin, wie werd's uns geh, uns zwoa!"

Und wirklich — sie hat sehr zu leiden in ihrer schweren Stunde, es dauert lange, bis das Kind zur Welt kommt, und der Arzt bittet den Bauern, künftig Rücksicht darauf zu nehmen; viel besser wird es auch das nächste Mal nicht gehen. Aber Zeno will davon nichts wissen — der Bauer braucht Kinder zu seiner Arbeit, und wenn es diesmal noch gut ausgegangen ist, so wird's ein andermal auch schon gut gehen.

Kuni ist bald wieder auf den Beinen und an ihrer Arbeit, die alte Bäuerin kümmert sich mit um den Knaben; aber nach einem kurzen Waffenstillstand gibt es wieder allerhand Zusammenstöße zwischen den beiden Frauen, und als Kuni gegen ihren Willen bald wieder mit einem zweiten Kinde schwanger geht, da ist sie selbst doppelt leicht gereizt und des ewigen Scheltens überdrüssig; sie steckt sich hinter Zeno, der seiner Mutter erklärt, sie müsse jetzt endlich in Austrag gehen, damit Frieden im Hause wird. Grollend zieht sich die alte Lechnerin zu-

rück. Sie nimmt sich vor, keinen Fuß mehr in ihr früheres Reich zu setzen und Kuni keine Hilfe mehr zu leisten; sie glaubt, daß es nun bald mit ihr zu Ende gehen wird, wenn sie nimmer schaffen darf, wie sie gewöhnt ist. Aber einstweilen ist sie noch sehr lebendig — und auch noch immer recht unbequem für die junge Bäuerin:

Die alte Lechnerin verhielt sich nicht unsichtbar und lautlos im oberen Stockwerk; sie putzte und werkte droben herum, kam aber zur Arbeit nicht mehr herunter. Nur im Garten jätete sie manchmal oder klob in der Holzhütte für ihre Kammer oben das Brennholz. Dann kroch ihr der Wastl nach, und sie redete mit ihm. Keinesfalls blieb sie von den Vorgängen im Hause ununterrichtet, und die zwei Töchter mußten ihr alles zutragen. Sie sparte auch nicht an Klagen, die Kuni von den Mädchen überbracht wurden. So hieß es an einem Tag durch die Brigitt: „D' Muadda hot g'sagt, dös ollazachste Fleich schickst ihr auffa, weil's d' woaßt, daß sie's nit beißn ko, weil's koane Zähn mehr im Mäu hot!" Und am andern Tag durch die Resl: „An Kaffee machst olle Täg schwärzer, hot's g'sagt, d' Muadda, weil's d' ihr koan Tropfa Milli nit vergunnst!" Nicht selten hörte Kuni, wenn sie im Flöz stand, die Alte droben laut vor sich hin schimpfen: „Jetza is froh, weil eahr neamand mehr auf d' Finga schaut! Aba werd scho no dö Zeit kemma, wo s' mi braucha kunnt!"

Auch im Dorf redet sie herum und jammert über die schlechte Behandlung, die sie angeblich von der Jungen erfährt. Zwar ist sie selbst nicht sehr beliebt; aber es bleibt doch immer etwas hängen, und es gibt auch genug Ältere, die ihr zustimmen, weil sie selbst in einer ähnlichen Lage sind, nach dem harten Gesetz der Geschlechterfolge, bei dem die Alternden um des Besitzes willen schon bei Lebzeiten vor dem heranreifenden Nachwus zurückweichen müssen:

Durch ihre Übergabe war eine Bäuerin mehr im ewigen Kampf zwischen den Alten und den Jungen. Wenngleich es die Jungen nicht leichter hatten als ehemals die Eltern, so vergaßen die Alten gern, sie mit ihren eingefleischten Lebensbedürfnissen, die in Arbeit, Gewinn, Rechnen und Besitzen bestanden und die durch die Nachfolgenden des eigenen Stammes oft nicht auf die schonendste und beste Art abgeschnürt wurden. Nach einem halben Jahrhundert mühseligen Werkens oder früher schon wurden sie unerbittlich schon daran erinnert, daß es eigentlich nur ein Lehen war, auf dem und für das sie geschafft. Je größer der Besitz unter ihrer Hand gediehen, desto mehr kam ihnen das zum Bewußtsein, wenn es ans Abtreten ging. Da die Menschen nicht gleicherweise wuchsen wie ihr Gut, wurde das Verwinden des unabwendbar eingetretenen Alters wahrlich oft nicht leicht.

Kuni weiß nur zu gut, daß es ihr auch einmal nicht viel besser gehen wird, und sie leidet seelisch und körperlich unter der allzu raschen Folge der Geburten. Als sie das vierte Kind erwartet, versucht sie sich mit dem Pfarrer darüber auszusprechen, ob das denn so sein muß, daß sie nicht einmal ein einziges Jahr ausschnaufen darf — aber auch der geistliche Herr verweist ihr solche Auflehnung als unchristlich, und so fügt sie sich schließlich ins Unvermeidliche. Bei Zeno darf sie ohnehin auf kein Verständnis rechnen, er bedauert es schon heimlich, daß er kein kräftigeres Weib geheiratet hat. Diesmal kommt ein Unfall im Stall dazu, und Kuni bringt ein totes Kind zur Welt, während der Bauer ziemlich unbekümmert mit dem Viehhändler um eine Kuh feilscht, die ihm im Augenblick fast wichtiger ist als das Weib.

Nach acht Jahren sind sechs Kinder da; der Besitz ist auf der Höhe, der Bauer selbst ist unermüdlich, aber er lebt neben seinem Weibe hin, ohne sich viel mit ihr zu besprechen. Sie erfährt immer erst hinterher, was er vorhat, und darf nicht viel fragen. Er geht ganz in seiner Arbeit auf, und selbst als er durch einen Unfall die rechte Hand verliert, gibt er nicht nach; er arbeitet mit der linken weiter und läßt sich auf den Armstumpf statt einer künstlichen Hand einen eisernen Ring machen, der durch eine Lederhülse am Oberarm festgeschnürt wird. Durch den Ring kann er den Rechen-, Sensen- oder Schaufelstiel schieben und auf diese Weise arbeiten. Auch als Hammer und als Schlagwaffe ist der Ersatz recht brauchbar, das bekommt die Umgebung des Bauern bald zu spüren. Am meisten nimmt sich die alte Bäuerin den Unfall zu Herzen.

Schwerer als Kuni und Zeno verwand die alte Lechnerin das Unglück. Wastl, der strohblonde und haarstarrige Achtjährige, mit einem unkindlichen Gesicht, hatte kurz nach dem Vorfall auf dem Hofplatz herumgeplärrt: „An Vaddern hot's d' Hand z'rissn!" Es war dabei schwer herauszufinden, was in Wastls Rufen steckte, als er herumstand, die Hände in den Hosentaschen. Es sah nicht wie Mitleid aus, weit eher wie Schrecken und ein Angeregtsein durch das Neue und Besondere. Der Bub hing nicht sehr an seinem Vater; er wurde auch ständig von ihm zur Arbeit angehalten. Wo es anging, suchte er ein Tier zu erwischen, um es zu quälen. Zeno war kein besonders Feinfühlender, aber sinnlose Schindereien konnte er nicht leiden. Deshalb hatte er dem Erst-

geborenen schon manche Maulschellen versetzt, die, beim Niederfallen ziemlich wahllos, recht ausgiebig zu spüren waren.

Zuerst will sie den Unglücksfall als Strafe Gottes hinstellen. Aber da kommt sie bei Kuni schlecht an. Dann versucht sie durch erneute Hilfsbereitschaft einen Teil von ihrer alten Macht zurückzugewinnen. Aber damit hat sie bei Zeno kein Glück. Und so jammert sie immer wieder vor sich hin: „A Baua ohne Hand! A Baua, dem a Hand obgeht!" Sie wird allmählich immer wunderlicher; beim Essen läßt sie sich nichts abgehen und stattet dem Keller nächtlicherweile gern heimliche Besuche ab, um allerlei Lebensmittel zusammenzuraffen, die ihr Kuni ohnehin nicht verweigert hätte. Sie beginnt über Schmerzen im Magen und in den Beinen zu klagen und wird von einer eigentümlichen Unruhe erfaßt, die sie rastlos umhertreibt, bis sie schließlich ganz zum Liegen kommt. Dabei entdeckt Kuni, daß sie lauter längst ungenießbar gewordene Speisevorräte gehamstert hat, die sie auch jetzt nicht hergeben will. Mit ihrer letzten Kraft sammelt sie die Sachen wieder ein, stopft sie in ihren Kasten und legt sich den Schlüssel unters Kopfkissen. Vom Arzt will sie nichts wissen, und der Pfarrer muß ihr erst hart zureden, bis sie etwas demütiger wird und nicht mehr über den vermeintlichen Undank ihrer Kinder herzieht. Aber trotz aller Schmerzen fragt sie bis zuletzt noch immer nach allen Dingen in Haus und Stall. Schließlich beginnt sie von ihrem heimgegangenen Bauern zu phantasieren, und nach einigen Tagen stirbt sie.

Es beginnt die Tragödie der kleinen vaterlosen Ludowika, die nun aus der Schule entlassen ist. Sie ist von kleinem Wuchs und schlankgewachsen, aber kräftig und geschmeidig und kann arbeiten wie eine Große. Doch kein Bauer mag sie in Dienst nehmen; der eine scheut vor ihrem brandroten Haar, der andere vor ihrer Wildheit, ihrer katzenhaften Gewandtheit in der heimlichen Aneignung von Lebensmitteln und anderen vielleicht noch in ihr schlummernden gefährlichen Eigenschaften eines unbekannten Vaters, dem dritten ist sie einfach zu hübsch und temperamentvoll als Hausgenossin für seine heranwachsenden Buben. Schließlich läßt sich Zeno, aber nicht sehr gern, bereit finden, das Mädchen als Jungmagd auf den Hof zu nehmen. Sie ist noch ein wenig spielerisch, gibt sich gern mit den Kindern ab, macht aber auch ihre Arbeit recht ordentlich. Aber sie ist auch reichlich vorlaut; dafür schlägt sie der Bauer bald einmal kräftig ins Gesicht, um ihr den fehlenden Respekt beizubringen.

Inzwischen kommt der Krieg, und Kuni ist jetzt heimlich froh, daß Zeno infolge seiner Verstümmelung ihr und dem Hofe erhalten bleibt. Trotzdem ist es schwer, den Besitz auf der Höhe zu halten, weil die besten Leute, die schönsten Pferde fehlen; so muß denn mit Hilfe der Mägde und einiger Kriegsgefangener unermüdlich weitergeschafft werden. Während der nachfolgenden Zeit der Geldentwertung legt Zeno jeden Verdienst in neuen Gebäuden oder in landwirtschaftlichen Maschinen an, während Kuni trotz seines dringenden Abratens die schönen Tausender- und Millionenscheine so lange hamstert, bis sie keinen roten Heller mehr wert sind. Dann wieder kommen Zeiten mit schweren Steuerlasten und allerhand Wirtschaftskrisen, die auch der entlegene Gebirgshof so gut verspüren muß wie alle andern. Frühzeitig stellen sich bei der überarbeiteten Kuni allerhand Altersbeschwerden ein. Acht Kinder wachsen um sie herum auf — damit wenigstens ist es jetzt für sie vorbei; aber sie fühlt sich deshalb körperlich nicht wohler, hat über Schmerzen im Rükken und in den Beinen und andere Leiden zu klagen, ist leicht verstimmt und ständig von dunklen Zukunftssorgen gequält.

Wiki ist jetzt fast achtzehn Jahre alt und ein bildhübsches Mädel. Wastl, der älteste Sohn des Hauses, ein frühreifer Bursche, ist hinter ihr her, und einmal erwischt der Bauer die beiden, wie sie im Morgengrauen zusammen auf einem Heuhaufen in der Streuhütte sitzen. „Mir ham uns gern, Badda!" schreit der Wastl — aber der Bauer schlägt besinnungslos auf die beiden ein: „I derschlo enk, olle zwoa — i bring enk um!" Kuni sucht ihn zu beruhigen, da preßt die Verzweiflung das langunterdrückte Geständnis aus ihm heraus — es darf nicht sein, daß die beiden eine Liebelei miteinander anfangen ..., denn sie sind Bruder und Schwester, die Wiki ist Zenos eigenes Kind mit der toten Berghausernanni. Nun ist es zu spät, an dem Kinde, das ohne Vater und Mutter aufgewachsen ist, noch etwas gutzumachen, und

es ist auch nicht nötig, noch etwas Schlimmeres zu verhüten; denn Wiki bleibt spurlos verschwunden, bis im Herbst die Nachricht kommt, daß sie sechs Stunden weiter als Magd auf einer Sennhütte durch einen wütenden Stier umgekommen ist. Da sagt Kuni zum Bauern in einer bitteren Anwandlung: „Do — jetza hoft's, 's arm Madl — dös Unglück aa no!" Dann betet sie ein Vaterunser und bestellt eine Seelenmesse für die Dahingegangene, ohne aber das traurige Geheimnis ihres Mannes zu verraten. Der Bauer selbst spricht nicht mehr über die ganze Angelegenheit; an dem, was einmal geschehen ist, ist doch nichts mehr zu ändern, es gibt dringendere Sorgen genug.

Da ist vor allem Wastl, der künftige Hoferbe, der sich das heimlich nimmt, was ihm offen verweigert wird. So schafft er sich mit einigen Griffen in die schlechtversteckte Wirtschaftskasse der Mutter die Mittel für ein Motorrad, mit dem er seine künftige Braut, die Moosrainer Rosl, ein paar Dörfer weiter im Tal besuchen kann. Aber der Vater will von alledem nichts wissen, von der Verlobung nicht, obgleich das Mädchen rechtschaffen ist und eine stattliche Mitgift zu erwarten hat, und von dem Rad erst recht nichts, das der Sohn nach einer Weile auch stillschweigend verschwinden läßt. Dann fängt Wastl an, mit einer koketten Sommerfrischlerin zu liebäugeln, und schließlich stiehlt er dem Vater die Lohngelder aus dem Geldschrank. Als ihn der Bauer zur Rede stellt, erklärt er trotzig, er brauche halt auch ein Taschengeld, um sich als Sohn des reichen Weldeckbauern nicht vor den übrigen Burschen im Wirtshaus lumpen zu lassen.

Der Lechner sinnierte, er hatte den Kopf dabei gesenkt; das Gesicht zeigte scharfe Linien, die sich in den Jahren eingeprägt hatten. Sein Haar war noch immer dicht und krauswollig, aber an den Schläfen schon grau. „Guat", sagte er nach einem zähen Entschluß, „kriagst von jeatza o mehra Taschngeld!"

Das hatte der Bursche nicht erwartet; da er den Vater so verständig sah, wollte er die Gelegenheit sofort ausnützen, und er fragte:

„Laßt mi nacha heiratn im Fruajohr?"

„Na", entgegnete im gleichen Ton wie vorher Zeno.

„Z'weng wos nacha nit?" begehrte Wastl drängend und hitzig werdend auf.

„An Diab gib i mein Hof nit", erklärte der Vater. Er ging aus dem Futterschneideraum, durch die Tenne, über die Brücke hinab, besah von da aus den Hof, der im prallen Sonnenlicht mit frischgetünchten Mauern breit und sicher dastand, und er zog Atem.

So schlägt er auch dem Moosrainer-Bauern selbst die Heirat ab. Der fragt erstaunt: „Z'weng wos nacha? Is dir mei Rosl ebba nit guat g'nua, ha?" Nein, gegen die Rosl hat er nichts, sie ist ein sauberes Mädel und fleißig dazu — aber sein eigener Sohn paßt ihm nicht; heiraten kann er, wenn er will, aber den Hof bekommt er deshalb noch lange nicht. Damit ist die Sache vorläufig für ihn abgetan.

Aber Zeno braucht nicht mehr lange zu warten; das Schicksal kommt ihm zu Hilfe — eines Tages wird der Bauer tot aus dem Walde heimgebracht, weil er in seinem Sinnieren beim Holzfällen einem stürzenden Baum nicht rechtzeitig ausgewichen ist. Das ist schlimm, sehr schlimm für den Hof. Bargeld ist — glücklicherweise — nicht da, der Bauer hat fast alles in Anschaffungen angelegt, und Wastl hat einstweilen das Nachsehen.

Wenn aber nicht so viel Geld da war, wie man angenommen, so stand dafür der Hof auf dem Platz, daß es eine Freude war. Im Stall war kein Barren frei; der Bauer hatte sogar für zehn Rinder mehr ausbauen lassen. Der Pferdestall barg mehr edle Rösser als vor dem Krieg. Zu dem weit ausgedehnten Grund hatte Zeno noch Ackerland hinzugekauft. Die ausgebesserten Tennen und Wagenschuppen waren beinahe Neubauten zu nennen. Der Keller, ein altes Gewölbe, war trockengelegt worden, weil der Mauerfraß am Wohnhaus hinaufgekrochen war. Das mühselige Aufpumpen des Grundwassers hatte Zeno abgeschafft, indem er von einer nahen Quelle eine Wasserleitung legen ließ. Er hatte Feuerlöschapparate im Haus aufgestellt und auch die Brandversicherung erhöht. Kurz, es mochten große Summen hingeflossen sein, das verstand die Lechnerin jetzt ohne weiteres, aber sie waren nicht verschwendet, und sie sagte daher zum Sohne: „Wenn nit sovui do is, wia ma g'moant hot, nacha is dafür der Hof da!"

„Vom Hof kann i nit obabeißn", entgegnete Wastl mürrisch, „ma braucht a Gald aa, wenn ma heiratn wui —!"

Die Lechnerin würde viel lieber dem Girgl, ihrem zweiten Sohne, den Hof übergeben, als dem leichtsinnigen und großtuerischen Wastl; aber die Moosrainer Rosl gefällt ihr. Sie ist eine kleine, mollige und handfeste Person, die vielleicht imstande ist, aus dem Wastl doch noch einen rechten Bauern zu machen, wenn sie ihn klug zu lenken weiß. „Mit dem werd' i scho ferti —" versichert Rosl, und mit der künftigen

Schwiegermutter wird sie sich auch schon vertragen. So kann doch vielleicht noch alles gut ausgehen.

Aber es geht doch nicht gut aus mit dem Wastl. Der junge Bauer ist von Anfang an zu großspurig. Er beginnt, sich städtisch zu kleiden, macht sich mit seiner unpassenden Eleganz nicht nur vor Rosl, sondern auch vor dem ganzen Dorf lächerlich, kommt am Sonntag abend betrunken heim, bekommt von Rosl eine handfeste Ohrfeige dafür und vergreift sich darauf selbst an der jungen Frau, die im sechsten Monat schwanger geht. Eine Fehlgeburt ist die Folge, und das ganze Verhältnis zwischen den beiden jungen Eheleuten bleibt durch den widerwärtigen Auftritt schwer erschüttert. Dann erwischen ihn die beiden Frauen beim Versuch, die Mutter ihrer Ersparnisse zu berauben. So geht es wieder weiter, wie es schon früher angefangen hat: ein neues Motorrad, erneute Liebelei mit der Sommerfrischlerin, die darauf von Rosl vor die Tür gesetzt wird, dann große Anschaffungen, die allerneuesten Maschinen, schließlich ein kleines Dreisitzerauto, mit dem er Menschen und Vieh zuschanden fährt, ein großartiger Weinkeller — und im übrigen beginnen Haus und Hof langsam zu verfallen; nicht einmal die Dienstboten werden mehr regelmäßig ausgezahlt. Rosls Heiratsgut ist schon mit verbraucht. Dann stellt es sich heraus, daß schon fünfzigtausend Mark Bankschulden auf dem Hof liegen; und der wohlmeinende Gutsnachbar, ein Stadtherr, von dem Rosl das alles erfährt, schließt seinen Bericht mit der deutlichen Warnung ab: „Er darf seine Sache zusammenhalten, sehr zusammenhalten, denn die Zinsen drücken einem in solchen Fällen leicht die Gurgel ab!"

Bald weiß Wastl selbst nicht mehr aus und ein. Das Erbe der Geschwister, das im Hof steckt, ist bereits angegriffen. Von der Mutter ist nichts mehr herauszuholen. Rosls Vater soll helfen, aber die junge Frau, die jetzt ihr drittes Kind erwartet, läßt sich lieber von dem rohen Mann weiter mißhandeln, bevor sie das künftige Erbe ihrer Kinder noch mehr gefährdet. Nach einer solchen Schreckensnacht, in der sie sich kräftig gewehrt und den halbangetrunkenen Mann, der sie zu würgen versucht, mit einer Tonschüssel niedergeschlagen hat, bittet sie Girgl um Hilfe:

Der Zweitälteste tröstete, während er das Wasser über den runden Kopf rieb: „Laß dir's nit aso z' Herzn geh, Rosl! 's tuat dir nit guat in deim Zustand! I sinnier Tog und Nacht, wia mas macha kunnt!" Er legte ihr klar, daß er an Wastls Stelle vorläufig Vieh verkaufen würde, um die Schulden zu verringern — „und wenn i an halbertn Stall ausrama muaßt", sagte er zäh. Sie wandte ein, daß dann weniger Milch verkauft werden könnte. Aber er berechnete weiter; sie brauchten dann weniger Futtermittel, weniger oder keine Dienstboten, wenn die Geschwister bei der Arbeit alle fest zusammenhielten. Im ganzen ging sein Plan darauf hinaus, den Hof einfach zu verkleinern und mit der Zeit sich wieder heraufzuarbeiten. „Aba mir san d' Händ bundn", sagte er trüb, „obasteign und kloaweis ofanga mog er nit, der Wastl." Und weil er Rosls Kümmernis sah, ermunterte er wieder: „Der Herrgott wird's scho recht macha! Z'weng aso an damischen Mannbuid werd do 's Haus, wo s' jetza schier fünfhundert Johr in der Famüliö g'west is, nit an fremde Leut kemma müassn!"

Jetzt muß der Wald dran glauben, der das Haus seit Jahrhunderten umhegt und geschützt hat. Kuni, die alte Bäuerin, wird schwermütig; sie sieht in allem Unglück eine Strafe Gottes, weil sie ihren Ältesten in Sünden empfangen hat, ohne den Segen der Kirche. Nun betet sie Tag und Nacht, ihr Klagen klingt durch das Haus, wie der Jammer einer gepeinigten Seele. Der Doktor erklärt sie für gemütskrank und ordnet an, daß sie zur Beobachtung ihres Geisteszustandes in eine Anstalt zu bringen sei. Zwei Monate hält sie es dort aus; dann aber verlangt sie wieder nach Hause, weil sie fürchtet, zwischen den andern Kranken ernstlich närrisch zu werden, und weil ihr die Sorge um den Hof das Herz abdrückt. Der Oberarzt erklärt sich mit dem Versuch einverstanden, wenn Wastl seine Zustimmung gibt, und Kuni verspricht, künftig nicht mehr zu klagen, wenn sie nur aus der schrecklichen Umgebung der Geisteskranken herauskommt.

Die Furcht vor dem Zusammenbruch des Hofes bedrückt auch die jüngeren Geschwister und treibt sie auseinander, obgleich nur durch ihren Zusammenhalt noch etwas gerettet werden kann. Nandl, das älteste Mädchen, bereut bitter, daß sie nicht früher geheiratet hat; nun will sie keiner mehr haben. Eins der jüngeren Mädchen erklärt trotzig, sie würde lieber den ärmsten Knecht nehmen, wenn er ihr gefiele, nur um aus dem Hause zu kommen. Eine andere Schwester geht zu entfernten Verwandten,

die letzte fügt sich stumpf in ihr Geschick. Einer von den jüngeren Buben verdingt sich als Holzknecht, einen andern hält Girgl nur mühsam zurück.

Wastl selbst ist auch nicht mehr ganz so selbstherrlich wie zuvor, seit alle von seiner Mißwirtschaft wissen. Natürlich sucht er im Wirtshaus Trost, aber auch dort wird er von den Bauern verhöhnt: „No, Lechner, hams die bold aufg'fressn, deine Schuldn?" Da erhebt er sich grollend in seinem unguten Rausch und schwankt heimwärts. Als er vorm Haus steht, fällt ihm ein, daß das Scheunentor nicht geschlossen ist. Er torkelt in die Scheune, rempelt gegen einen Pfosten und sinkt an eine Heuwand. Zur Rosl traut er sich ohnehin nicht hinein. Das heulende Elend fällt ihn an, während er über seine Lage nachdenkt. Dann räkelt er sich bequem ins Heu, zündet sich eine Zigarette an, brummelt noch einiges vor sich hin und schläft ein.

Das Heu fängt Feuer, die Scheune brennt ab; Wohnhaus und Ställe bleiben verschont.

Gegen Morgen zu war der Brand gelöscht. Kein Stück Vieh war ums Leben gekommen, nur die Scheune mit den gesamten Futtervorräten war bis auf den Steingrund niedergebrannt. Man vermutete, daß das Feuer in der Scheune nicht von außen her ausgebrochen sei, und fand auf dem Tennenboden einen verkohlten Körper, einige Metallknöpfe, eine Uhr mit Kette. Die Gegenstände zeigten an, daß Sebastian Lechner hier seinen Tod gefunden hatte.

Rosl kommt in der Brandnacht mit einem Knaben, ihrem vierten Kinde, nieder. Nandl kehrt mit der Mutter aus der Stadt zurück. Die Frauen sind betrübt, aber sie fassen sich diesmal rasch: es ist vielleicht am besten so für alle, daß Wastl sein verfehltes Leben beendet hat, bevor es noch schlimmer kam. Die Brandversicherung wird ihnen beim Aufbau helfen. Auch das Vieh ist gerettet worden. Sie müssen noch einmal von vorn anfangen. Aber Girgl hat frischen Mut: er wird mit den Schulden schon fertig werden. Freilich heißt es zusammenhalten und sparen und arbeiten. Aber es kommt nicht auf den einzelnen an. Schon das nächste Geschlecht wird wieder den Segen der Arbeit spüren.



Umschlagbild des Romans „Die Bäuerinnen vom Waldeckhof" (J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart)



Altgermanisches Sagenland:
Wild zerklüftet hebt sich Islands Küste aus den Fluten des Nordmeers

Sämtliche Abbildungen aus Burkert, Island (Bernhard Sporn Verlag, Zeulenroda)

Paul Burkert / Island erforscht, erschaut, erlebt!

Von Hansgeorg Maier

Seine von Lichtbild und Film unterstützten Vorträge haben den Grönlandforscher und Islandkenner Professor Paul Burkert schon weit bekannt gemacht. Nunmehr hat er das zwischen Skandinavien und Grönland gelegene, mit Dänemark in Personal- und Realunion verbundene Königreich am Rande des nördlichen Polarkreises abermals besucht. Seinen von vier Dutzend überraschend beredten Aufnahmen getragenen Reisebericht beginnt er mit geschichtlichen Erinnerungen. Das Wiedersehen mit den fünfzig Kilometer von Islands Südküste entfernten, zum Königreich hinzugehörenden Westmänner-Inseln nämlich läßt die Gedanken ins neunte Jahrhundert zurückschweifen: in die Zeit, da Ingolfur Arnarson auf jenen Inseln die „vestmenn" erschlug. Das waren irische Sklaven gewesen, die aus edlem Blut stammten und darum auffässig wurden; als Arnarsons Freund Hjörleifur Hrodmarsson sie vor den Pflug schirrte, machten sie ihn nieder. Im siebzehnten Jahrhundert dann verschleppten algerische Piraten von den Westmänner-Inseln, bei denen sich übrigens die reichsten Fischgründe des Landes befinden, mehr als zweihundert Menschen, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Die Opfer

waren in Kaupstadur ansässig gewesen: einer kleinen Stadt, die es heute auf viertausend Einwohner gebracht hat.

In jeder Fischfangzeit kommen tausendfünfhundert Fischer vom Festlande herüber, um teil zu haben am Segen des Meeres. Hunderte von Motorbooten entreißen der See die lebendige Beute. Oft bäumt sich das Meer im wilden Zorn auf und droht Fischer und Boote zu vernichten. Der Mensch wehrt sich.

geistigen wie wirtschaftlichen Lebens außer einem wuchtigen Dom auch Banken, stattliche Geschäftshäuser und ein repräsentatives Theater aufzuweisen hat. Burkert verweilt freilich nicht dort, sondern reist mit seinen Kameraden nach Akureyri im Norden Islands, einem stillen, friedlichen Landstädtchen. Pferde werden gekauft, vier zum Reiten und drei als Tragtiere.



Ritt in den Abend . . .

Man hat Rettungsstationen gebaut. Ein großes Hospital und Ärzte stehen bereit, Verunglückten zu helfen. Prozentual zur Bevölkerungszahl tötet die See mehr Islandfischer, als der Weltkrieg deutsche Soldaten forderte.

In den Westmänner-Inseln und ihrem in „mild fließendem Sonnengold" daliegenden Myrdals-Gletscher vorüber fährt das Schiff weiter: der Hauptstadt Reykjavik zu, die vor zwei Jahrhunderten noch ein Fischerdorf war, aber heute, als Sitz der Regierung und des

Dann geht es hinein in das unbewohnte, weil unbewachsene Landesinnere, dessen Durchquerung mehrere Tage beansprucht und der Expedition Islands erdgeschichtliche Vergangenheit naherückt. „Die Insel" — sagt Burkert — „hing damals noch fest zusammen mit Grönland, und Grönland war in fester Verbindung mit anderen mächtigen Erdschollen, so dem heutigen Nordamerika." Die Touristen erfahren die kaum in Worte zu fassende Schönheit und Erhabenheit, die der einsamen isländischen Hochebene

im Licht der Mitternachtssonne eignet. Unbilden der Witterung, kleinere Unannehmlichkeiten, wie der Verzicht auf Brot und das Angewiesensein auf Trockenfisch, können die Begeisterung der Reisenden nicht dämpfen, denen die alten Sagas im Ohr klingen mit ihrem harten, heidnischen Rhythmus. Einer der Reiseteilnehmer beschließt die Unterhaltung damit, daß er lichkeit und Enge sind in dieser Natur verpönt. Sie waren ebenso verpönt in Herz und Seele der Menschen, die vor 1040 Jahren in dieses Land gekommen sind, dürstend nach Freiheit."

Ein reißender Fluß wird überquert, man nähert sich gewaltigen, vergletscherten Bergen. Man erreicht Hveravellir, ein Gebiet, in dem eine Anzahl von Quellen heißes Wasser zutage



Von erhabener und herber Schönheit ist das schluchtenreiche Innere des Landes

das Wesen der Sagas dem der Landschaft vergleicht:

„Jetzt ist es um uns nüchtern und trostlos. Wir stehen in einer Wüste von grauen Steinen, kein Vogel verirrt sich in diese lebensfeindliche Gegend. Von dort drüben leuchtet der Gletscher, und unter diesem Gletscher, gebändigt vom eisigen Panzer, lodert die Lavaglut der Vulkane. So nüchtern und erdrückend die Landschaft jetzt aussieht, so beglückend und freudig sieht sie aus und stimmt sie uns, wenn die Sonne über den Horizont kommt, wenn das wechselvolle Spiel von Licht und Schatten der jagenden Wolken den Charakter Islands enthüllt. Klein-

schicken. Verwirrend ist die Mannigfaltigkeit der Farbtöne. Den Reisenden will der Vergleich mit „einer lieblichen Hölle" gerechtfertigt erscheinen, obwohl sie darüber klar sind, daß der grauweiße Dampf und das kochende Wasser, welche von den sterbenden Vulkanen ausgeschieden werden, zwischen hundert und tausend Grad Celsius messen und allerhand häßliche Gase mitführen.

Über die Schutzhütte am Hvitarvatn geht die Reise zum großen Geysir, der über zwei Jahrzehnte lang tot dalag und nun wieder springt.



Brausend stürzen die Wassermassen des Skógafoß zu Tal

Eine über sechzig Meter hohe, durch Minuten hin pausenlos springende Wassersäule zeugt von seiner geheimen Gewalt. Bald darauf ersteigen die Reisenden den Snaefellsjökull, den westlichsten isländischen Gletscher, der sich, anders als die meisten der Berge Islands, hoch und stolz über seine Nachbarn und Brüder erhebt.

Schafzucht ist der hauptsächlichste Rückhalt der isländischen Landwirtschaft. Die Schafe leben auf freier Hochweide, etwa drei- bis sechshundert Meter hoch über dem Meer; im Herbst werden sie eingefangen und, an den Ohrenmarken erkennbar, den Besitzern wieder zugeteilt. Immer mehr Bauern aber wenden sich von der nicht sehr ertragsreichen Acker- und Weidewirtschaft der Fischerei zu, deren Jahres-Fanglohn, die Heringsausbeute nicht mitgerechnet, durchschnittlich dreißig Millionen isländischer Kronen oder „etwa dreihundert Kronen auf den Kopf der Bevölkerung" ausmacht. Neben Heringen wird vor allem Kabeljau gefangen. Der jüngste Zweig der isländischen Fischindustrie ist die Ölbereitung für medizinische Zwecke.

Islands Geschichte ist auch mit Deutschland verknüpft. Der Deutsche Diderik Pining (dem wir in Hans Fr. Bluncks Romandichtung „Die große Fahrt" schon begegnet sind) versuchte gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts seine Wahlheimat Island zum Mittelpunkt des Nordens zu machen. Er wußte „um das neue Land im Westen" und lenkte den Bug seines Schiffes nach Nordamerika.

Drei Gesetze hat er geschaffen, die seinen Namen in Islands Geschichte verewigt haben: er verpflichtete jeden zur Arbeit; gebot den feindlichen Schiffen in den Häfen Frieden; hob die Rechtlosigkeit derer, die kein Land besaßen, auf und sorgte von Staats wegen für die Armen. Er schuf eines der ersten sozialen Gesetze der Welt.

Seefahrer und Leute von der Küste

Eine neue Veröffentlichung Martin Luserkes bringt ein Stück aus dem Bordtagebuch seines Fahrzeuges, mit dem er allsommerlich die nordwestlichen Meeresgewässer bereist. Das Bändchen heißt „Logbuch des guten Schiffes Krake" (Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam). Es enthält den fesselnden Bericht über die sturmreiche vierte Dänemark-Fahrt, die der Dichter 1936 von Holtenau aus und rund um Seeland herum zurück nach Stralsund und Kappeln an der Schlei brachte. Eingeladen, des Dichters „schwimmende Werkstatt" zu teilen, empfängt der Leser erquickliche Ausblicke auf ländliches und großstädtisches Dänemark sowie auf die Küste Westschwedens. Ohne alle Ziererei wird er an den Mühsalen und Freuden der Küstenschiffahrt beteiligt. Und das ewig wechselnde Antlitz von Wasser und Himmel bekommt er so einprägsam gewiesen, daß er bald vermeint, selbst ganz und gar mit von der Reise zu sein. Eine Karte und mehrere Bilder tun ein übriges, um des Lesers Vorstellungskraft zu nähren (80 S. RM —.90).

Ein recht einzigartiges Dokument aus dem englischen Seemannsleben im achtzehnten Jahrhundert hat Erich Franzen ins Deutsche übertragen. Der weitschweifige Titel, der den Stil des Ganzen andeuten soll, lautet: „See-Stromer Jack. Die großmäulige Geschichte meines Lebens. Erzählt von Kapitän John Cremer in seinem achtundsechzigsten Jahr 1768." (S. Fischer Verlag, Berlin.) Dieses kulturgeschichtlich aufschlußreiche Tagebuch ist erst vor einigen Jahren ans Licht gekommen, und zwar mit einigen Lücken, die eine englische Pedantin, ihrer Verwandtschaft mit dem Schreiber und wohl auch ihrer Prüderie zuliebe, mit der Schere hineingeschnitten hat. Trotzdem (oder auch gerade deshalb) bietet der Band mit seiner kernigen, erfrischend unbewußten Sprache ungetrübten Genuß. Staunend und schaudernd erlebt man, wie hart und rücksichtslos früher das Leben mit dem Seemann verfuhr (263 S. RM 5.—; br. RM 3.—).

In die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts versetzt der zum englischen Poeta Laureatus gekrönte Dichter John Masefield mit seinem Seeabenteuerroman „Der Goldene Hahn" (Vieweg-Verlag, Braunschweig), den Friedrich Lindemann trefflich eingedeutscht hat. Verblüffend rasch den Leser überwältigend, erzählt Masefield in herrlich leuchtenden Farben, wie damals die Teeklipper ihr alljährliches Segelrennen von China nach England unternahmen. Als einer der Teeklipper leck wird, vermag sich nur die Hälfte der Besatzung in ein offenes Boot zu retten; und alle für die Überlebenden verderbliche Uneinigkeit hintanzuhalten, gelingt nur der Selbstdisziplin des jungen Anführers und einiger älterer, einsichtsvoller Besatzungsmitglieder. Wunderbarerweise gewinnen hernach die Schiffbrüchigen ein anderes Segelschiff, auf dem sie das Rennen erneut aufnehmen und schließlich sogar gewinnen. Der Dichter stellt eindringlich vor Augen, was Mut und Pflichtgefühl, Kameradschaftsgeist und Verantwortungswille bedeuten, ohne um große Dinge laute Worte zu machen. Das unvordringliche Ethos und die dichterische Kraft des Verfassers reihen dies Buch den besten Seefahrerbüchern des letzten Jahrzehnts ein. Heranwachsenden vermittelt der Band die ungeschminkte Wahrheit über das oft von leichtfertiger Romantik umkleidete Seemannsleben (302 S. RM 4.80; geh. RM 3.20).

Von der gewaltigen südamerikanischen Expedition, welche die Spanier vor etwa vier Jahrhunderten unter Mendoza unternahmen, und von der Gründung von Buenos Aires erzählt Julian Duguid in seinem Roman „Ein Mantel aus Affenpelz (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin), den Margret von Bismark aus dem Englischen übersetzt hat. Abgesehen von reizvollen, bildhaften Beschwörungen damaliger Zustände fesselt in diesem Roman hauptsächlich die Gestalt einer tapferen Fischerstochter, welche an der gefahrvollen Erschließung des südbrasilianischen Territoriums teilhat und in den mannigfaltigsten Wechselfällen eine zwar überraschende, doch gleichwohl glaubwürdige Tapferkeit an den Tag legt (315 S. RM 5.—).

„Männer am Meer" heißt ein gleichfalls aus dem Englischen übertragener Roman, der zu den härtesten und männlichsten epischen Schöpfungen gehört, die wir in den letzten Jahren kennenlernen durften. Das Buch stammt von L. A. Strong und wurde von Fürst W. Obolensky verdeutscht (Propyläen-Verlag, Berlin). Es spielt auf den Hebriden. L. A. Strong erzählt die Lebensgeschichte zweier Brüder, die einer der wenigen Fischerfamilien angehören, welche auf jenen unwirtlichen Eilanden ihr Dasein zu fristen vermögen. Zerwürfnisse mit den Nachbarn offenbaren die bedeutende Rolle, welche die Familienehre bei diesen Menschen spielt. Bei einem zur Beilegung des Streitfalles durchgeführten Ruderwettkampf gewinnt jedoch das Artverbindende über das Trennende die Oberhand. Die beiden Brüder aber verstricken sich immer tiefer in eine zerstörende Leidenschaft zu der aus fremden Verhältnissen und anderer Gegend stammenden Pflegeschwester. Auf seltsame Weise gehen sie an ihren Verirrungen zugrunde. Den Halt geraubt hat ihnen das allmähliche Zerbrechen der überkommenen Sitte. Das ungewöhnliche Buch läßt ermessen, welche Wichtigkeit die Familienüberlieferung in einem Lebenskreis besitzt, der im ständigen Ringen mit einer mitleidslosen natürlichen Umwelt noch nach seinem eigenen Maßstab von Gut und Böse mißt und dem gebruckten Gesetz teilnahmslos gegenübersteht. Hg. Maier

Ottfried Graf Finckenstein
Fünfkirchen

von Otto Heuschele

Was ist Fünfkirchen?
Fünfkirchen ist der Name eines Schlosses und einer Gutsgemeinschaft in Ostpreußen, die der Dichter zum eigentlichen Helden seines Romans gewählt hat. Solch eine Gemeinschaft ist ein lebendiges Wesen mit Fleisch und Blut, mit Herz und Sinn. Sie hat ihre eigenen Schicksale, steht unter eigenen Gesetzen. Freilich erzählt der Dichter auch von einzelnen Menschen, aber diese Menschen sind mit ihrem Tun und Lassen, ihrem Sinnen und Trachten, ihrem Lieben und Hassen der Gemeinschaft verbunden. Doch zu dieser Gemeinschaft gehören nicht nur die Menschen, es gehören dazu die Äcker und die Wiesen, vor allem aber der Wald, der wiederum sein eigenes Schicksal hat. Es gehört die Natur dazu und das im Jahreslauf wechselnde Leben der Landschaft.

Wir erfahren, und damit beginnt der Roman, von dem nicht leichten Los der Waldarbeiter. Wir sehen sie, wie sie für einen kargen Lohn im Walde harte Arbeit leisten. Wir erleben, wie der Tod immer bei ihnen steht. So treffen wir Ewald Bolz und den alten Morscheck beim Holzfällen. Ein zu früh fallender Baum erschlägt den jungen Ewald. Lina, sein Weib, bleibt mit dem kleinen Mariechen als Witwe zurück. Sie hat keine andere Wahl, als wieder in den Dienst auf das Schloß zurückzukehren, von wo sie vor noch nicht allzu langer Zeit Ewald weggeheiratet hat.

Das Schloß, es liegt auf dem Berge, und man sieht es weit im Umkreis, ist die Mitte der ganzen Gemeinschaft. Der „gnädige Herr" im besonderen ist das schlagende Herz dieses lebendigen Körpers. Er ordnet das Leben. Vor ihm haben die Menschen Achtung und Ehrfurcht, zu ihm tragen sie ihre Sorgen und Nöte, er weiß Rat und Hilfe, und nur selten kommt einer vergeblich zum Herrn.

Aber welch mannigfaltige andere Menschen trifft man in solch einem Schloß: da ist die etwas kühle, nur selten sichtbare Gattin des gnädigen Herrn, Adelheid. Da ist Erich, der Sohn, da ist der Inspektor und der Rendant, alles Menschen von besonderer Eigenart und seit vielen Jahren mit dieser Gemeinschaft verwachsen. Es ist aber auch der alte Wursch da, der Kammerdiener, ohne den das Leben im Schloß kaum den Gang ginge, den es nun geht, da ist Fräulein Malthesius, die die Wäsche verwaltet und ein sehr eigenwilliges Dasein führt. Da ist endlich Fräulein Gontscherowski, die Wirtin, menschlich gerade das Gegenteil von Fräulein Malthesius.

Alle diese Menschen haben merkwürdige Lebensschicksale hinter sich, und jeder einzelne von ihnen hat wohl auch seinen eigenen Charakter und sein eigenes Leben. Aber nun stehen sie alle unter dem Gesetz des Schlosses und der Gemeinschaft. Wie ein unsichtbares Band schließt sie das gemeinsame Schicksal zusammen. Es schließt sie ab von denen, die überhaupt nicht zu Fünfkirchen gehören, es verbindet sie aber auch mit denen, die noch zur Gutsgemeinschaft zu zählen sind, doch gleichsam nur noch an ihrem äußeren Rande stehen. Das ist der Förster und sein Sohn Karl, die im Walde wohnen, und der Wald bedeutet ja wiederum ein Schicksal für sich. Das ist Lina Bolz' Schwester Berta und ihr Mann, der Klatter, das ist vor allem auch der alte Morscheck, der älteste Waldarbeiter und Waldhüter. Es gehört jedoch auch so eine fragwürdige Figur dazu wie der Hausierer Kollex, der mit seinem Bauchladen zu aller Verwunderung immer wieder ins Schloß kommen darf, einzig weil Fräulein Malthesius das so will. Neben den notwendigen kleinen Dingen, die er zu verkaufen hat, bringt er vielerlei Nachrichten, und das ist in dieser Einsamkeit wichtig. Aber er möchte auch gerne, dies freilich erst noch ganz im geheimen, gegen die Herrschaft und gegen

die Obrigkeit aufwiegeln, und darum bleibt es doppelt verwunderlich, daß man ihn nicht längst abgewiesen hat.

Doch das wird am Ende doch seine Gründe bei Fräulein Malthesius haben.

In diese Welt also kehrt Lina Bolz mit Mariechen zurück. Das Kind wird von den Jungfern bestaunt und verwöhnt. Es wächst mit Erich, dem Sohn des Herrn, und Karl, dem Sohn des Försters, auf. Kleine und große Schicksale kommen über die Menschen. Dann und wann hört man von der Welt draußen unruhige Nachrichten, die Ordnung der Gesellschaft scheint bedroht. Im übrigen aber geht das Leben in Fünfkirchen im ruhigen Rhythmus weiter. Zeitlos ist hier alles, und allem schreiben Natur und Überlieferung ihre Gesetze vor.

In diese sichere und gefestigte Welt bricht der Krieg ein. Wie eine schwarze, gewittergeladene Wolke steht er plötzlich über Fünfkirchen. Die drohende Kriegsnot schließt die Gemeinschaft enger zusammen, es bindet sich wieder, was sich trennen wollte, die Schicksale gleichen sich aus, manches wird vergessen, was vor der Größe der Stunde nicht mehr bestehen kann. Aber von nun an ist der Krieg eine Gewalt, die ihre eigenen Forderungen und Gesetze erhebt. Die Männer werden eingezogen, die Frauen und die Alten erhalten neue Pflichten und glauben auch neue Rechte zu gewinnen. Jedenfalls ändert sich manches im Leben, das durch Jahre und Jahrzehnte seinen gleichen Lauf nahm. Aber Härteres droht. Eines Tages hört man den Donner der Geschütze ganz in der Nähe, und endlose Flüchtlingszüge berühren bald darauf Fünfkirchen.

Die Kinder Erich, Karl und Mariechen stehen am Straßenrand und sehen das Elend, halb begreifen sie's, halb begreifen sie's noch nicht.

Und nun stehen sie und stehen und kommen nicht mehr los von dem, was sie sehen. Ihre jungen Seelen, die den Begriff des menschlichen Elends noch nicht kennen, sind wie erstarrt. Der Bildstreifen, der an ihnen vorüberzieht, wickelt sich wie ein scharfer Draht um ihr Herz.

Alles, was sie sehen, ist gleich schrecklich und trostlos. Die mageren, humpelnden Pferde, die sich kaum mehr vorwärtsschleppen können, die grauen, nassen Wagen, die wie große Leberwürste aussehen. Manche sind auch offen, die Möbel liegen schiefkantig im Stroh, ein paar Menschen hocken zusammen unter einem Regenschirm. Der Landregen hat das Stroh wie einen Schwamm aufgeweicht, unten, am Langbaum, sickert das Wasser in kleinen Bächlein heraus. All die guten Sachen sind naß.

Nie mehr werden sie diese trüben Bilder vergessen und rascher, als sie's fassen können, wachsen sie in ihr eigenes Schicksal hinein. Eines Tages wird auch Erichs Vater eingezogen, er soll einen Lazarettzug führen. Was aber wird werden, wenn das Herz, das alles Leben in Fünfkirchen ordnet, fort ist? Gewiß, es sind andere da, die die Arbeiten verrichten können, aber der „gnädige Herr" wird nicht zu ersetzen sein.

Erichs Vater ist fort.
Was soll nun werden?
Viele bange Augen richten sich nach den alten Mauern auf dem Berg, zu denen man in Notzeiten aufzublicken gewohnt ist. Doch dort ist alles still, und nur die Dohlen schreien um die Dächer. Gewiß, die junge gnädige Frau lebt darin, aber was weiß man von ihr, als daß sie ein weiches Herz für kleine Kinder hat? Man erzählt sich, daß sie nicht einmal mit Fräulein Malthesius und Fräulein Gontscherowski fertig geworden ist. Wie soll sie also dem alten Inspektor befehlen, den Rendanten überwachen oder solch einen widerhaarigen alten Kerl wie den Morscheck zur Ordnung halten?

Statt des gnädigen Herrn kommt nun seine Mutter auf das Schloß nach Fünfkirchen, um nach dem Rechten zu sehen. Sie ist hart und streng, kühl und ferne, vor allem gerecht.

Aber ist die Zeit dieser alten, grauen, aufrechten Dame nicht vorbei? Gewiß, ihre Zeit ist vorbei, doch sie wird es nicht zugeben, sondern wird mit harter Strenge das Gut verwalten, so daß der Sohn, wenn er heimkehrt, keinen Schaden antrifft.

Seltener und seltener wird Adelheid in diesen Zeiten gesehen. Eine Sehnsucht verzehrt sie. Nur einmal noch blüht sie auf, als ihr Schwager, der als Fliegeroffizier im Felde steht, in Urlaub kommt. Noch einmal kommt ein kurzer Schein von Fröhlichkeit über Fünfkirchen, aber rasch, allzu rasch verlischt diese schon etwas scheue Flamme der Froheit. An die Front zurückgekehrt, stirbt der Leutnant den Heldentod. Adelheid schließt sich noch mehr ab.

Immer spürbarer aber steigen jetzt die Nöte, es fehlt an vielem, und bald wird sich noch viel mehr ändern. Es kommt ein Tag, da ziehen der junge Erich und sein Freund Karl in den Krieg. Aber wie lange soll dieser Krieg noch währen und was soll noch werden? Denn schon kommen auch in die Einsamkeit von Fünfkirchen die

dunklen Elemente, die zu Haß und Ungehorsam gegen die Herrschaft aufwiegeln. Der alte Morscheck und der Kollex sind dabei vorne dran. Eines Tages trifft dann wirklich die Botschaft von der Revolution in Berlin und Kiel in Fünfkirchen ein. Im Schloß kann man das nicht mehr verstehen. Wenn es keinen König mehr gibt, dann hat das Leben seinen Sinn verloren, so sagt der „gnädige Herr", so die alte Dame.

An einem grauen Novembertag aber geschieht etwas, was Fünfkirchen in seiner langen Geschichte noch nicht gesehen hat. Ein Auto mit roter Fahne fährt in den Hof, ihm entsteigen düstere Gestalten, allen voran der Kollex. Sie verlangen Einlaß in das Schloß, der ihnen aber verwehrt wird. Der gnädige Herr ist ja noch immer nicht zurück, und kein Mensch weiß, wo er bleibt, denn er war zuletzt an der Front fern im Südosten. Aber während den Eindringlingen der Einlaß ins Schloß verwehrt wird, geschieht viel Schlimmeres. Fräulein Malthesius wirft die kostbarste Wäsche, die sogenannte „Fürstenwäsche", durchs Fenster auf den Hof. „Mein Junge, war es recht so?", ruft sie, und es ist vielleicht in diesen schweren Tagen der härteste Schlag für Fünfkirchen, daß Fräulein Malthesius, die so viele Jahre lang die verantwortungsvolle Stellung im Hause inne hatte, diese Schande über Fünfkirchen gebracht hat. Niemand wundert sich mehr, nachdem sie sich zu ihrem Sohn bekannt hat, daß dieser Hausierer, wenn er ins Schloß kam, sich soviel erlauben durfte. Hat er nicht erst kürzlich noch die Wirtin beleidigen dürfen, indem er ihr ins Gesicht schleuderte, das Essen, das sie ihm vorsetzte, sei ein Schweinefraß!

Etwas später steht der alte Mursch vor der Haustür. Er weiß nicht, wie er dahin gekommen ist, vielleicht suchte er unbewußt die klare Luft.

Daß er dies erleben mußte!

Ganz langsam entwirren sich die Bilder, die auf ihn eingestürmt waren wie Treibeis. Vermutungen, Verdächtigungen und Beobachtungen vieler Jahre, die wie bunte Glasstücke in der Erinnerung lagen, finden sich plötzlich zusammen. Das also ist es gewesen! Fräulein Malthesius ist Mutter, und der Kollex ist der Sohn! Daher die Heimlichkeiten und das viele Getuschel.

Zwar ist der Kraftwagen mit der roten Fahne und den roten Insassen nicht mehr, wie diese in Aussicht stellten, zurückgekehrt, um über die Aufteilung des Gutes zu verhandeln, aber im Walde ist trotzdem Böses geschehen. Nicht nur das geschlagene Holz wurde gestohlen, auch die schönsten Bäume wurden von waldfremdem Gesindel verständnislos geschlagen und fortgebracht. Wer den Wald kennt und den Wald liebt, dem blutet, wenn er das sieht, das Herz. Selbst der alte Morscheck wendet sich jetzt von denen ab, zu denen er bisher gehalten hat. „So war es nicht gemeint", findet er. Er kehrt zu seinem Wald zurück, um seines Amtes als Waldhüter wieder zu warten. Denn nicht nur das Holz wird von dem Gesindel geschlagen und gestohlen, sondern auch das Wild ist nicht mehr vor ihren Zugriffen sicher. So haben Wilderer den schönsten Hirsch des Gebietes, den die Jäger seit vielen Jahren schonten, kalten Blutes angeschossen, so daß das königliche Tier elend verendete. Das treibt dem alten Morscheck den Zorn ins Blut. Er wacht wieder über seinen Wald. Inzwischen sind Erich und Karl heimgekehrt, sie machen wenig Worte in dieser Zeit, in der so viel geredet wird und wollen nichts mit denen zu tun haben, die in Fünfkirchen die Ordnung zerbrochen haben. Sie säubern den Wald vom Gesindel. Bei dieser Säuberung wird der alte Morscheck von Wilddieben erschossen. Das Opfer tut seine Wirkung, es wird wieder still in den Wäldern um Fünfkirchen, und in der Dorfgemeinschaft kehrt Ruhe ein. Ein junges Geschlecht tritt mit verhaltener Kraft ins Leben und wird eine neue Lebensordnung und eine neue Gemeinschaft begründen.

Langsam finden die Menschen den Weg zurück in den klaren Wintertag. Es dauert eine geraume Weile, bis auf dem Friedhof die große Stille der Einsamkeit wieder eingekehrt ist. Die Sonne ist schon im Niedergehen und läßt den Schnee rot aufleuchten.

Um diese Zeit kommt Karl noch einmal zurück, aus einem dunklen Gefühl heraus, als habe er etwas vergessen. Vielleicht ist es auch nur, weil er dem Toten viel abzubitten hat.

Wie er langsam über den zertrampelten Schnee auf das Grab zugeht, sieht er, daß noch ein anderer Mensch nicht gleich nach Hause gefunden hat. Es ist Mariechen, die sich nicht von dem Onkel trennen kann. Für sie war er ja mehr als für die andern, denn sie hat ihren richtigen Vater nicht gekannt. So versunken ist sie, daß sie nicht bemerkt, wie die Schatten länger werden und wie die Kälte immer schärfer zubeißt.

Da ist es gut, daß Karl wortlos neben sie tritt, den Arm um sie legt und sie in seiner ruhigen Art mit sich fortzieht.

Hanns Weltzel:

Erk Alburger

Von Erich Klaila



Kleinstadtstimmung
aus dem „Dolomitenlandfahrweiser" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart)

Das ist die Geschichte des Erk Alburger. Sie beginnt in einer kleinen Stadt, in einer ihrer letzten Straßen, und dort ist sie auch zu Ende. Dazwischen liegen Jahre und Weite.

Angefangen aber hat es so:

Aus dem Flur des Gasthauses „Max Alburger" kommt ein kleiner Junge. Er geht nicht wie Gleichaltrige über die Straße. Dieser Junge, der Erk heißt, geht nachdenklich über die Straße, und er geht langsam, die Hände in den Taschen. Er sieht an der Ecke der Straße ein Mädchen spielen. Das ist ja Seide Behrs! denkt er; und bleibt stehen, schaut zu. Er begegnet dann Kotz Donner, dem Spielgefährten. Er spricht ihn nicht mit kindlichem, sprudelndem Redeschwall an. Er sagt nur barsch und auffordernd: „Komm! . . ."

Und dann gehen sie hinunter zum See, weil sie dort einen herrenlosen Kahn wissen. —

Der Vater des Erk ist der Gastwirt Max Alburger. Der ist auch anders als die anderen Leute. Zwar, er stellt den Leuten dann und wann einmal selbst das Bier hin, er unterhält sich auch mit ihnen, in ihren eigenen Worten. Aber er vergißt auch seinen Jungen nicht. Das ist beinahe eine Ausnahme; denn in Wirtschaften, zwischen Stühlerücken, Tabaksqualm, Fässer anstecken, und den Betrunkenen, die es dort gibt, werden Kinder meist vergessen. Sie müssen sozusagen allein aufwachsen; sie sind erst dann etwas, wenn sie schon mit anfassen können.

Bei dem Alburger ist das also anders. Der Gastwirt betrachtet oft mit viel Nachdenklichkeit seinen Jungen. Er ist ganz Vater, immer stellt er sich schützend vor sein Kind; einmal hat er sogar eine handgreifliche Auseinandersetzung mit dem Lehrer Bohrschwengel, weil der Lehrer dem Jungen unrecht tat.

Vielleicht wächst der Junge auch deswegen so sehr dem Vater nach, weil die Mutter fehlt. Die Herbheit des Jungen mag also nicht allein Vererbtes vom Vater sein; ohne Mutter werden eben Kinder immer viel schneller reif.

Zwar ist die Tante Sitzen da, die Schwester der Mutter. Aber das ist eine alte Jungfer. Was sie sagt, auch wenn sie es einmal gut meint, hört sich immer wie Gegeifer an. Und es fehlt also doch die Frau, die Mutter. —

Dann, Erk ist noch immer ein Kind, fehlt eines Tages der Vater. Die Goule, die Magd, hat ihm giftige Pilze gegeben. Sie tragen den Vater dorthin, wo die Mutter schon wartet. Und Erk begreift das nicht. Er kann nur das Haus zu still finden, hinausgehen und am Ende der Straße, wie so oft, Seide Behrs begegnen, der Tochter des Briefträgers. —

Dann aber fiel es doch einmal auf, daß Erk wohl älter geworden sein muß. Er schlug nämlich, ganz ohne Grund, die Anna Mathies, das ist die Tochter des Kutschers. Tante Sitzen dachte über dieses Verhalten nach, sie nannte es

ein freches, ein ungezogenes Verhalten; aber mehr bekam sie bei ihrem Betrachten nicht heraus. Nur Koppehehle, der Verwalter, wußte einen anderen Grund. Er sagte einmal zu dem weinenden Mädchen: „Der will dich gar nicht schlagen, der Bengel, der will dich vielleicht nur streicheln, Anna!"

Damit hörte aber Erk auf, ein Kind zu sein. Er geriet in das unstete Tasten frühreifer Jungen. Es kam der Tag der Konfirmation; und Erk begriff es an seinem dunkeln Anzug, daß etwas Neues begann. Er spürte das dann auch an sich selbst, denn es fehlte ihm plötzlich das Bedürfnis zur Kameradschaft mit dem immer zu Streichen aufgelegten Kotz Donner. Er lief jetzt mit dem stillen Alfons herum, denn er mochte jetzt Stille und Nachdenklichkeit sehr gerne; er malte auch.

So wird er ein Achtzehnjähriger. Und da bemerkt er, daß es auch Mädchen gibt.

Bis zur Ermattung quälend spürt da Erk sein Alleinsein. Doch manchmal begegnete er der Seide Vehrs. Er lief mit ihr, und es war wie früher: Er konnte nicht viel sagen; und er hätte doch so viel zu sagen gehabt. Aber eines Tages, nach einem Regen, stehen sie doch in einem Hauseingang und legen ihre Gesichter aneinander.

Weil Seide Vehrs still und geduldig neben Erk hertrippelte, wurde er anders. Er bekam das Gefühl der Überlegenheit. Er wollte sich jetzt, das war der den kleinen Schritten neben sich schuldig, als ein Mann zeigen. Aus diesem Grunde fand er zu den Brüdern Schmidt.

Der ältere der Brüder, er hieß Richard, handelte mit allen Dingen. Er fragte nicht nach ihrem Woher, er wollte sie nur billig haben. Und da war Otto Schmidt, der jüngere, der allen Menschen mit einem offenen Gesicht entgegentrat. Der allen Menschen half und für jede Krankheit ein Mittel, einen Tee wußte. Die Brüder waren also verschieden genug, und doch waren sie sich wirklich Brüder. Erk hatte es besonders der Otto Schmidt angetan. Er verwendete viel Mühe damit, dem Naturheilkundigen sich als geistig ebenbürtig zu zeigen. Das gelang nicht immer; doch Otto Schmidt war viel zu gutmütig, das merken zu lassen. Der Naturheilkundige übernahm dann in einer kleinen Gemeinde eine Praxis. Er ging und reichte Erk noch einmal freundlich die Hand. Erk bekam dann immer mehr mit den dunklen Plänen des älteren der Brüder zu tun. Einmal erzählte Richard Schmidt etwas von einem Haus am See, von Gold, das es dort zu holen gab; es mußte sozusagen nur abgeholt werden. Ob Erk mitmachen will? . . .

Erk ging das Gold nichts an, er war nicht arm. Aber weil er ein Mann sein wollte, ging er mit. Es endete schlimm, Richard Schmidt wurde dabei erschossen. Und obwohl kein Mensch Erk gesehen hatte, so sprach doch nach wenigen Tagen tuschelnd die Stadt davon, daß auch der junge Alburger dabeigewesen sei.

So ist das immer: Wem in einem Dorfe oder in einer kleinen Stadt etwas passiert, der verschwindet. Er wird vielleicht nach Jahren wiederkommen, inzwischen sollen die Jahre vergessen machen. Erk zieht nach Friedensthal, das ist auch nur eine kleine Gemeinde, aber dort ist Otto Schmidt, der Naturheilkundige; und auch Grete Morgenstern lebt dort, die er bald kennenlernt. Sie ist nicht sehr schön, sie ist blaß und sieht immer so aus, als hätte sie eben erst geweint.

Eine schwache, unbestimmte Trauer lag in ihrem Blick, ein armes Gescholtensein . . . ihr Mund brannte unnatürlich rot in der glatten Fläche ihres Gesichtes. Wenn Erk sie ansah, hatte er oft die Empfindung, als schimmere ein zweites Antlitz durch ihr wirkliches, wie gläsernes, hindurch . . .

In der Art war sie beinahe wie Seide Vehrs. Sie konnte auch so lange nichts sagen; sondern nur nebenhergehen. Trippeln, geduldig. —

Zuweilen fährt Erk auch in die große Stadt, aber er kann der großen Stadt nicht gut werden. Er sagt von ihr zu Verkold, einem Friedensthaler Bekannten:

„Dreimal habe ich es mir schon vorgenommen, zu bleiben. Jedesmal, wenn ich nach der Stadt kam, meist morgens, wenn es noch sonnig und sauber in den Straßen ist, hatte ich Lust dazu. Dann gefiel es mir dort, dann wollte ich plötzlich so viel. Ob, in der Stadt bekommt man einen heftigen Willen, Verkold. Lernen, die Akademie besuchen, kurz, studieren und auf eine neue Art arbeiten . . . Da sind die Straßen und abends die Lichter, da sind Galerien, Gebäude und Fahrzeuge. Das sind viele, viele Menschen. Nur, wenn du es in der Nähe besiehst: Es war Erwartung und wird Enttäuschung . . ." —

Dann kam der Brief. Nach fünf Jahren, die nun vergangen sind, schrieb Seide Behrs; sechs Seiten und eng beschrieben.

Was schrieb denn Seide Behrs? War es etwas Wichtiges? War es ein Anliegen? Keines von beiden. Sie hatte keinen Grund gehabt, als den, daß sie schon längst hatte einmal schreiben wollen.

Erk fiel beim Lesen alles wieder ein: Seide Behrs und die kleine Stadt. Das stand vor ihm und ging nicht wieder. Es rief und verlangte ihn, und Erk spürte, daß er kommen mußte. Er sagte das der Grete Morgenstern, von Seide Behrs aber sagte er nichts. Er redete nur von der kleinen Stadt, und vom Heimfahren. Das Mädchen nahm es gefaßt auf. Nur am letzten Abend, da bat sie schluchzend: „Bleib doch, Erk!" Denn sie hatte ihm alles gegeben, was sie besaß. Aber Erk konnte nicht bleiben, er sah eine Straße, und er sah an ihrem Ende wartend die Seide Behrs stehen.

So fuhr er ab; hinter ihm her fiel die hoffnungslose Bitte des Tischlermeisters Christian Morgenstern: „Lassen Sie mich und meine Tochter nicht lange warten."

Sie haben beide Erk Alburger nie wiedergesehen.

Erk aber sah die kleine Stadt wieder, in ihr war manches anders geworden. Als er zum ersten Male wieder das Gasthaus „Max Alburger" betrat, stand im Flur eine eigentümlich ernste alte Frau und fragte tastend: „Ist jemand da?"

„Wie denn?" dachte Erk, „sieht sie mich denn nicht oder bin ich gar nicht hier? Oder habe ich mich so verändert, daß sie mich nicht wiedererkennt? Oder bin ich in einem falschen Haus?" Er rührte sich nicht. Die Tante fragte zum zweiten Male: „Ist jemand da?" und starrte ins Leere. Erk brachte kein Wort über die Lippen; er wollte der Frau entgegenschreiten und vermochte es nicht, die Füße waren nicht von der Stelle zu bringen. Laute waren in der Luft; vor dem Hause gingen Leute vorbei und in verschiedenen Zimmern rührte es sich . . .

Tante Sitzen war blind geworden . . .

Erk ging zu Seide Behrs hinüber. Sie wohnte immer noch am Ende der Straße und war inzwischen ein richtiges Fräulein geworden.

Erk kann jetzt mit Seide Behrs in den Wald gehen; sie ist nun erwachsen genug dazu. Sie kann nun eine Frau werden und Kinder bekommen. Und wenn sie da sind, die Kinder, steht neues Leben an seinem Anfang; und damit ist die Geschichte des Erk Alburger am Ende . . .

Ein ungarischer Zeitroman

Franz Körmendi / Abschied vom Gestern

Von Marianne Weidenbach

In diesem Buch beobachte ich nicht ein Einzelschicksal in einem Lebensabschnitt, ich versuche vielmehr, in dem Leben und Schicksal eines Menschen, einer Familie, das Leben und Schicksal eines Zeitalters zu zeigen, mit der Glaubwürdigkeit des Zeitgenossen und der Ehrfurcht des Chronisten: Leben und Schicksal jener verklungenen individualistischen Epoche, deren Held sowohl durch seine eigene Lebensart als auch durch seine Mitmenschen und den Zeitgeist schließlich bei der läuternden Einsamkeit ankommen muß; denn es ist meine Überzeugung, daß zum neuen Leben in der Gesamtheit der Weg durch die Einsamkeit führt.

Diese Worte des Dichters über seinen Roman lassen schon deutlich erkennen, um was es ihm geht: um die Schilderung einer nicht nur vergangenen, sondern auch untergegangenen Epoche, beispielhaft gezeigt an einer im Mittelpunkt des Werkes stehenden ungarischen Familie, deren Schicksal und Entwicklung vom Jahrhundertanfang bis in die Gegenwart hinein an uns vorüberzieht.

Inmitten der Erzählung, die mit dem behaglichen, satten Idyll der Vorkriegszeit beginnt, steht Paul Hegedüs, der Sohn eines Budapester Arztes. Mit scharfer Beobachtung und staunenswerter Kenntnis der seelischen Vorgänge schildert der Autor die frühe Kinderzeit und die Schuljahre des schüchternen, fast zu nachdenklichen Paul. Die erste große Wendung im Leben des Knaben tritt ein, als der Vater nach dem Tode der zarten, sanften Mutter die

Erzieherin seiner beiden Söhne heiratet, ein lebenslustiges, schönes Mädchen bäuerlicher Herkunft, dessen einziges Sinnen und Trachten nach gesellschaftlichem Trubel, Wohlleben und Vergnügungen steht. Da es zur Vornehmheit gehört, auch einmal in Ostende gewesen zu sein, reisen Paul, seine Stiefmutter und sein kleiner Halbbruder eines Sommers in das belgische Weltbad und werden dort vom Ausbruch des Krieges überrascht. Pauls älterer Bruder Georg, der sich als Freiwilliger meldet, gerät in russische Gefangenschaft; Paul selbst, der noch kurz vor Kriegsschluß eingezogen wird, zieht sich durch einen Sturz vom Pferde eine tuberkulöse Infektion zu. Zwei Jahre verbringt er in einem Schweizer Sanatorium und erlebt dort ein seltsam verwickeltes und traurig endendes Liebesabenteuer.

Nach Budapest zurückgekehrt, treibt ihn die Unruhe nach Berlin, angeblich, um zu studieren — aber seine eigene Schwäche ist stärker als alle guten Vorsätze, und so tut er in Wirklichkeit nichts anderes, als halb spielerisch am Kunststudium zu nippen. Ein tragisches Ereignis — zwei Freundinnen, die ihn beide lieben, gehen gemeinsam in den Tod — veranlaßt ihn zur Heimkehr nach Budapest. Aber noch immer ist es ihm nicht recht ernst mit dem Arbeiten, und wieder muß ein äußeres Ereignis eintreten, um ihn endgültig aufzurütteln: der jähe Tod seines stets freigebigen Vaters zwingt ihn, sich ernsthaft um einen Gelderwerb zu bemühen. Durch Vermittlung eines Geldmannes erhält Paul einen Posten bei einer Bank, und da er intelligent und geschickt ist, gelingt es ihm, sich auch dort schnell durchzusetzen.

Eine erste Ehe mit einer seiner Kusinen scheitert an der krankhaften Eifersucht der Frau, eine zweite Ehe mit einer blutjungen, begabten Schauspielerin, an deren Untreue. Enttäuscht und angewidert, bar jeder Bindung an irgendeinen Menschen, kündigt Paul, mit dreißig Jahre alt, seine Stellung bei der Bank, nimmt „Abschied vom Gestern" und empfindet nur mehr den Wunsch nach Einsamkeit und nach einem „Heimkommen" zu sich selbst.

Heimgefunden zu sich selbst nach langer Pilgerfahrt, heimgefunden in den Garten aus betäubten wilden Irrungen, heimgefunden in die wahre friedliche und beglückende Einsamkeit, der ein unfaßlicher, unerklärlicher Augenblick ihn vor drei Jahrzehnten entrissen, in die ein unabwendliches Odysseusschicksal ihn ein Menschenalter lang nicht hatte zurückkehren lassen und die ihn jetzt doch wieder aufnahm, weil sie sein wahres Leben ist: die Einsamkeit, die ihn schützt vor Menschen, Gefühlen und Gedanken und aus der ihn jetzt, da er endlich zu ihr zurückgefunden hat, auch Mutters suchender Ruf nicht mehr herauslocken wird.

Im breiten und gemächlich fließenden Strom der Erzählung treibt neben Pauls Lebensschifflein eine große Anzahl anderer Fahrzeuge. Die ausgedehnte, weitverzweigte Verwandtschaft, die zahlreichen Bekannten des Vaters, Pauls Jugendfreunde, die verschiedenen Frauen, der Bruder Georg, Pauls Berührung mit den unteren Schichten der Gesellschaft durch seine alte Amme und durch den seltsamen Béla Szász, sein Verkehr in der internationalen Gesellschaft des Sanatoriums, sein Berliner Bummelleben und seine geschäftliche Tätigkeit vermitteln eine umfassende Übersicht der verschiedensten völkischen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen und künstlerischen Anschauungen einer in ihren Grundfesten erschütterten Zeit.

Freilich, der Abschluß des Ganzen befriedigt uns nicht, und es taucht die Frage auf, ob nach einer derartig gründlichen Abkehr vom Gemeinschaftsleben und Zeitgeschehen, wie Paul sie unternimmt, eine Rückkehr überhaupt noch möglich ist. Seine Flucht in die Einsamkeit ist letztlich eine Flucht vor jeder Lebensaufgabe. Paul wird sich dessen nicht bewußt — aber der Autor? Glaubt Körmendi, dies sei der Weg „zum neuen Leben in der Gesamtheit"? Es sei jedoch nicht vergessen, daß es nur die letzten von mehr als tausend Seiten sind, die enttäuschen. Das übrige — die Schilderung der Epoche (glänzend sind z. B. die Seiten, in denen vom Kriegsausbruch erzählt wird), die psychologische Gestaltung der Menschen und Vorgänge — ist das Werk einer großen Begabung, die mit einfachen und im besten Sinn dichterischen Mitteln den Leser bis zum Schluß im Bann des Romanes zu halten vermag.

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern





Aufn. Langhammer

Rudolf Alexander Schröder

Der am 26. Januar 1878 in Bremen geborene Dichter entstammt einer alten Patrizierfamilie. Er trat zuerst um die Jahrhundertwende hervor, und zwar in jenem Kreise um Alfred Walter Heymel und Otto Julius Bierbaum, der die Zeitschrift „Die Insel" gründete, aus der später der Inselverlag hervorging. Schröder war von Beruf Innenarchitekt und erwarb sich auch als solcher einen beachtlichen Namen. Sein eigentliches Lebenswerk aber schuf Schröder als Dichter, Übersetzer und Deuter dichterischer Werke.

Von seinem dichterischen Schaffen sind vor allem die sprachlich meisterhaften Lyrikwerke zu nennen, von denen „Elysium" (1905), die „Deutschen Oden" (1914), „Mitte des Lebens" (1930) und „Gedichte" (1935) am bekanntesten wurden. Schröder, der als Lyriker mit strengen Versen in antiken Maßen und mit Lyrik, die einem ästhetischen Lebensbezirk zuzuzählen war, begann, hat in seinen letzten lyrischen Werken geistliche Lieder geschaffen, die die Tradition des alten deutschen Kirchenliedes fortführen. Er hat überdies selbst in seinem „Dichter und Dichtung der Kirche" (1935) das Wesen der protestantischen Kirchendichtung aufgezeigt. „Der Wanderer und die Heimat" (1931) ist eine Prosadichtung von seltener Eindringlichkeit der Gestaltung und des Gehaltes. Ein gleiches gilt auch für sein Buch „Aus Kindheit und Jugend" (1933). Merkwürdigerweise aber wurde der Name des Dichters nicht so sehr durch seine eigenen Dichtungen als vielmehr durch seine mustergültigen Übersetzungen bekannt, vor allem durch die von Homers „Odyssee", der nächstdem noch die der „Ilias" folgen soll. Außerdem hat Schröder Horaz, Vergil und Cicero sowie einige Werke von Racine, über den er ein Buch „Racine und die deutsche Humanität" (1932) erscheinen ließ, übersetzt. oh.

Ruth Schaumann

Ruth Schaumann wurde am 24. August 1899 in Hamburg geboren. Lange, bevor sie als Dichterin bekannt wurde, erwarb sie sich einen guten Ruf als Bildhauerin und Graphikerin eigenen Stils. Ihre vielfältigen Talente weisen alle auf dieselbe Wurzel hin, aus der sie gewachsen sind: auf ein im wahrsten Sinn frommes, an mittelalterliches Seelenleben anklingendes Lebensgefühl.

Zuerst erschienen von ihr einige Gedichtbände, Märchenspiele mit eigenen Holzschnitten und Schattenrissen, dann der Kindheitsroman „Amei", der ihr den ersten Erfolg brachte. Ziemlich lange hat es gedauert, bis sie bekannt wurde; aber sie hat trotzdem nichts getan, um sich die Gunst der Leserschaft durch Zugeständnisse zu erwerben: sie ist ihrem eigensten Wesen immer treu geblieben. Von ihren Büchern geht der Eindruck aus, als seien sie mit einer traumwandlerischen Sicherheit geschrieben, mit einer Ruhe und Festigkeit, die im eigenen Ich verwurzelt ist und keine Zwiespältigkeiten kennt. Ihr gesamtes Schaffen verrät ausgeprägte Weiblichkeit, wie auch das rein Stoffliche sicher oft aus eigenem Erleben als Frau und Mutter — sie hat vier Kinder — stammt. Ihr reifstes Werk ist der Roman „Der Major" (Weltstimmen 1936, Heft 11, S. 451.

In der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin, sind bisher von ihr erschienen: „Amei" (1932), „Siebenfrauen" (1933), „Das Schattendäumelinchen" (1933), „Der singende Fisch" (1934), „Der Major" (1935), „Das Leben eines Weibes, das Anna hieß" (1936) und „Ansbacher Nänie" (1936). Der Verlag J. Kösel & Fr. Pustet, München, brachte von ihr außer dem Roman „Yves" (1933) ihre sämtlichen Gedichte, Spiele und die von ihr gleichzeitig geschriebenen und illustrierten Bücher heraus. Für den Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br., hat sie verschiedene Bücher illustriert. mw.

Peter Dörflers Trilogie vom Allgäu

von Matthäus Gerster

Als um die Wende des 18. Jahrhunderts die Dörfer im Allgäu aufgelöst und die Vereinödung durchgeführt wurde, so daß die Bauerngüter geschlossen um die zerstreut liegenden Höfe zu liegen kamen, war in dem Winkel zwischen Schwaben, Tirol und Oberbayern große Not, die durch die Franzosenkriege noch gesteigert wurde. Die Industrie des Allgäus, Flachsbau und Leinenweberei, lag darnieder. Die Baumwolle, die über See wie Unkraut wuchs, und daraus der billige Kattun hergestellt wurde, verdrängte die teure Leinwand. Die armen Weber und Weberinnen des Allgäus verdienten kaum ihr kärglich täglich Brot. Karl Hirnbein, der Sohn des wohlhabenden Vorstehers zu Wilhams, hörte schon als Kind von der Not der Nachbarn. In Südtirol, wohin ihn der Vater in die Lehre geschickt hatte, lernte er nun den Sennereibetrieb kennen und beschloß, aus dem Allgäu, dessen Äcker für Korn und Flachs nichts taugten, ein gutes Wiesen- und Weideland zu machen, den Gau auf Milchwirtschaft umzustellen, Sennereien einzurichten, Weichkäse herzustellen und so die ganze Heimat wirtschaftlich anders zu gestalten. Aber so einfach wie er sich in der Fremde schon als „Notwender" sah, ging es doch nicht. Da war noch der Vater, der rüstig das Regiment im Hause führte und den Sohn in harte Zucht nahm, ihn fuhrwerken ließ, damit er das Land kennen lerne, ihm die Geheimnisse des Handels zeigte, damit er nicht von gerissenen Händlern betrogen würde. Und dann war da noch Marie Ev, das schönste und bravste Mädchen weitum, das Karl seit seiner Schulzeit liebte. Ihre Schwestern waren tüchtige Frauen, aber ihre Brüder taugten nicht allzuviel. Der eine, Klaus, war ein unruhiger Abenteurer, der im Roßhandel als Stangenroßführer ein gefährliches, bewegtes Leben führte. Der andere aber, Bästle, hatte eine üble Zigeunerin geheiratet und sich damit von der Gemeinschaft ehrlicher Leute geschieden. So war es für den Sohn des Vorstehers von Wilhams nach dem ungeschriebenen Gesetz seiner Heimat unmöglich, Marie Ev zur Frau zu nehmen. Sein großer Plan, das Allgäu wirtschaftlich umzugestalten, wäre an der Mißachtung alten Herkommens gescheitert. Mit dem Vater kaufte er den verarmten Bauern nun Alpe um Alpe ab, ließ große Keller graben und einen wallonischen Sennen kommen, um das Käsemachen nach Limburger Art einzuführen. Anfangs mißlangen die Versuche. Der Welsche wollte die Geheimnisse seiner Kunst offenbar nicht preisgeben. Da erklärte sich Marie Ev bereit, Karls Nebenbuhler um ihre Liebe, Jacham Diet, zu holen. Und Diet bewies, daß nur die fehlende Wärme und ein kleiner Kunstfehler in der Behandlung der Milch schuld an den Mißerfolgen war. Nun hatte Karl Hirnbein den Sieg errungen. Der Allgäuer Romadur fand überall Anklang. Karl konnte kaum genug Ware liefern und machte Pläne, wie er den Käsehandel im großen aufziehen wolle, um das ganze Allgäu an dem Umschwung teilhaben zu lassen. Seinen Geschäftserfolg aber mußte er mit dem endgültigen Verlust Marie Evs bezahlen, die ihren verwitweten Schwager Jacham Diet um seiner Kinder willen heiratete.

Die Bauern freilich mißtrauten dem jungen Hirnbein, der ihnen Naßdüngung der Wiesen predigte, ausgesuchtes Zuchtvieh hielt, immer neue Güter aufkaufte und ihnen von der Zukunft der Milch redete, wenn die Kriege aufhören und die Eisenbahn, die es schon in Belgien und England gebe, auch nach Deutschland kommen würde. Aber trotz ihres Mißtrauens probierten sie heimlich, was Karl sie lehrte. Und eines Tages mußte er die Erfahrung machen, daß seine Landsleute nicht zu Dienern geschaffen waren. Einer sagte ihm einmal: „Jeder Gockel braucht seinen eigenen Misthaufen." Seine besten Käser, Salzer, Rechner und Aufseher machten sich selbständig und ihrem Lehrherrn Konkurrenz. Das aber lag nicht im Plan Karl Hirnbeins. Die Stümper und Pfuscher verdarben nur den Markt. Er wollte allein herrschen wie die Fugger im Mittelalter, die andern an seinen Wagen spannen. „Ein Gott und ein Käshändler" sollte im Allgäu die Macht haben. Und so kaufte er weiter Sennerei um Sennerei, daß ihm weitum Berge und Land gehörten und die Bauern ihn als ihren „Zwingherrn" betrachteten. Sie glaubten seinen Worten nicht, bis der Umschlag eintrat, die Milch- und Viehpreise fielen, die Spekulanten ihr Hab und Gut verloren und viele andere in ihr Unglück hineinrissen. Auch Karl Hirnbein erleidet schwere Verluste. Gefährlicher für ihn wird der bürokratische Absolutismus der Regierenden, vor allem der Beamtenschaft, der ihn den demokratischen Idealen der Französischen Revolution geneigt macht. Im ganzen Land gärt es. Immer stärker in Aufruhr aber kommt Marie Evs Ehe mit Diet, der, getrieben von unbändiger Leidenschaft zum Wildern, die Heimat fliehen muß und seinem Weibe eine fast unmenschliche Last auflädt.

Der „Alpkönig", der Schlußband der Trilogie schildert zunächst die ganze Tragik dieser Ehe, über der doch Marie Evs Liebe zu ihrem Diet wie ein Stern kreist. Schwere Zeiten ziehen auch für Karl Hirnbein herauf. Das Jahr 1848 wirft

seine Wellen bis ins Allgäu. Je erregter sich aber die demokratischen Allgäuer gebärden, desto kühler wird Hirnbein. Sein Sinn steht nach Ordnung und Gesetz. Der verunglückte Aufstand in Baden treibt manch wackeren deutschen Mann übers Meer. Auch das Allgäu verliert viele tüchtige Bauern. Der politische Traum Karl Hirnbeins und seines Freundes Dr. Völk von einem Großdeutschland zerrinnt. Der Bruderkrieg mit Österreich verhöhnt ihre geheimen Wünsche. Die Fürsten sehen nur ihre Länder. Da ist es gut, wenn man seine Enttäuschungen in der Arbeit vergißt. Und Hirnbein baut Wege zu seinen Alpen, rodet die Wildnis, verbessert die Weiden und denkt dabei immer ans Ganze, auch wo er zugleich den eigenen Vorteil findet. So ist er wirklich der Alpkönig, dessen gemeinnütziger Hochsinn zuletzt auch von den Neidern und Widersachern nicht mehr bestritten wird. Und als er stirbt, nachdem er noch die Morgenröte des geeinten Deutschland erlebt hat, da drängt sich am Grab „die Menge des Volkes, das diesen Toten als seinen Vater" ehrt.

Was diese Trilogie weit über den üblichen Roman hinaushebt, ist nicht nur die geistige Weite des Gesichtsfeldes ihres Helden, die Kühnheit, wie ein Mann das Gesicht und die wirtschaftliche Struktur einer Landschaft wandelt und ihre Bewohner aus Not und Elend in Wohlhabenheit hebt, es ist noch mehr die Fülle prachtvoller Gestalten von Männern und Frauen, die sich bald in den Vordergrund drängen, bald im Hintergrund verschwinden und deren lebendigen Atem man doch immer spürt.

Altes Brauchtum wird wieder lebendig. Hier ist das Volk des Allgäus in seiner ganzen Vielfalt, Farbigkeit und Fülle eingeschlossen, eine lebendige, echte Gemeinschaft, auch in ihrer bei Dörfler selbstverständlichen und natürlichen Gläubigkeit, die nichts mit Engherzigkeit oder gar mit Bigotterie zu tun hat.

Die Roman-Trilogie Dörflers vom Schicksal des Allgäus ist in der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung, Berlin, erschienen. (Der Notwender. RM 4.80. Der Zwingherr. RM 4.80. Der Alpkönig. RM 6.50.)

Peter Stühlen / Aus den schwarzen Wäldern

Von Walther von Hollander

Peter Stühlen, der es unternommen hat, Aufstieg, Niedergang und Wiederaufstieg einer deutschen Familie zu schildern (vergl. Weltstimmen, Jahrg. 1936, S. 448), legt nunmehr den zweiten Band seiner Trilogie von den „Elsißträgern" vor, den Band „Aus den schwarzen Wäldern". Während der zuerst herausgekommene Roman „Eltern und Kinder" die Zeit von 1850 bis 1914, die Glanzzeit also des Bürgertums schildert, die kurze Zeitspanne, in der der Bürger das Leben in seinem inneren und äußeren Gehalt bestimmte, umfaßt dieser neue Band gewissermaßen die Vorgeschichte des Bürgertums, seine prähistorische Zeit, die Zeit seiner sehr allmählichen und mühseligen Entwicklung, die Zeit von 1630 bis 1850, vom Ausgang des Dreißigjährigen Krieges also bis zum Schluß der bürgerlichen Revolution um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Es ist eine große Leistung Stühlens, daß er es fertiggebracht hat, diese zwei Jahrhunderte in ihren äußeren Gehaben und in ihrer Gesamthaltung, in ihrem charakteristischen Aroma, in ihrer Gefühlswelt, darzustellen. Darzustellen, wie der Wechsel der Zeiten, der Wechsel der Weltsicht, der Wechsel der Leitgedanken innerhalb zweier Jahrhunderte sich auf die gleiche Familie auswirkt, wie das eine Mal diese Familie Röderer einen Vertreter herausformt, der einfach von den Ideen der Zeit genährt wird, der nichts anderes ist als ein geschickter Ausnutzer der Zeitläufte, ein Mensch, der wie ein Korken oben auf der Welle schwimmt . . . und ein andermal einen Mann, der die kommende Idee, die kommende Wende vorausahnt und vorbereitet.

Schauplatz des Romans oder besser gesagt Ausgangsplatz aller seiner wandernden Gestalten ist der Schwarzwald, sind die schwarzen Wälder Süddeutschlands, in denen die Bauern während des Dreißigjährigen Krieges ein scheues, zurückgezogenes Leben führen, ein Leben, in das nur zuweilen die Gerüchte von großen Ereignissen hereindringen und das vom Kriege nur gestreift wird. Ein versprengter schwedischer Reiter, Sven mit Namen, wird der Ahnherr der Röderer. Aus seinem Abenteuerblut — so will Stühlen es wohl sagen — kommt jene Unruhe, die alle Röderers zu Flüchtigen macht, „zu Trägern der Unruhe, zu Überschreitern von Grenzen". Das Besondere, so scheint es, das Ungewöhnliche, soll von dieser Blutmischung herrühren. Schon der Sohn dieses Sven, der aus Not sich als Trägerknecht verdingen muß und mit einer Kräze voller Glaswaren in die Ebene hinabsteigt, kriegt es fertig, diese Trägerknechte allmählich zu selbständigen Händlern zu machen, die weit ins Land hinaus wandern, bis ins Elsaß hinein und so die „Elsißträger" genannt werden.

Bereits in der nächsten Generation wird dieser Handel die eigentliche Lebensaufgabe der Schwarzwaldbauern. Aber sie sind klug genug, den Boden sich zu erhalten, die Heimat, den Ausgangspunkt, die Erde. Während sie wandern und handeln, bewirtschaften ihre Frauen die Bauernhöfe und erziehen die Kinder. Und was zuerst eine Notmaßnahme ist, das wird allmählich zum Gesetz der Elsißträger, zum ungeschriebenen zuerst, und dann zu einem niedergelegten Recht, nach dem sich alle Familien zu richten haben, die der „großen Kompanie"

angehören wollen. Der Urenkel des schwedischen Reiters, Anton Röderer, ist es, der diesen Zusammenschluß zustande bringt. Er ist der erste der Röderer, der ganz in seinem Beruf als Führer des Familienverbandes aufgeht, und er ist der erste, der in seiner Liebe Schiffbruch erleidet. Denn es ist natürlich klar, daß die Frauen dieser großen Händler ein sehr einsames und abseitiges Leben führen müssen, ein Leben, das nur wenige Wochen im Jahr zu einem normalen Eheleben wird. Anton Röderers Frau ist die erste Röderer, die in Versuchung gerät. Aber sie widersteht wenigstens äußerlich. Innerlich verfällt sie dem Mann, der sie umwirbt. Anton Röderer, der das erkennt, läßt sich nichts merken. Aber es bleibt eine Entfremdung zwischen den beiden, die sich sogar auf den Sohn, Ferdinand Röderer, überträgt. Das etwa ist eine der charakteristischen Situationen, die naturgemäß im Auf und Ab der Familie wiederkehrt. Die Frauen haben es in ihrer Einsamkeit eben schwerer als die Männer, die immer wieder in die Abenteuer der Zeit hineingerissen werden, die draußen im Leben herumgetrieben werden und die, wenn sie zurückkommen, verändert zurückkommen und nun nur schwer mit den gleichgebliebenen Frauen zusammenleben können.

Ein anderes Gesetz der Familie ist es, daß immer auf einen bedeutenden Vater ein unbedeutenderer Sohn folgt. Auf Anton Röderer, der die Struktur des Verbandes eigentlich begründet, folgt Ferdinand, ein Materialist, ein großer Fresser, ein zäher Beharrer und darum trotz einer gewissen Beschränktheit der rechte Mann, um das eroberte Gelände zu halten und zu verbessern.

In Ferdinands Sohn Joseph Röderer, den Zeitgenossen der französischen Revolution, ist Stühlen die bedeutendste Figur des Buches gelungen. Es ist ihm gelungen, zu schildern, wie die neue Idee der Menschenrechte in einem bäuerischen Herzen nur langsam Wurzel schlägt und wie sie umgewandelt wird zum Nutzen und zum Gebrauch der bäuerischen Händler, die zwar nicht die Menschenrechte erkämpfen wollen, aber doch wenigstens die Rechte des freien Mannes, der nicht überall auf Grenzen stoßen will, auf die Hoheitsrechte kleiner und kleinster Herren, der die Einschnürung Deutschlands in ein feinmaschiges Netz von Grenzen nicht mehr erträgt. Joseph Röderer erlebt in Straßburg die Hinrichtung eines Freundes. Er ist Soldat in der französischen Armee. Er desertiert, er durchschwimmt ohne Kleider den Rhein, und er findet, als er wie Odysseus den Fluten entsteigt, eine mythologische Figur, Nausikaa ähnlich, mit der er ein seltsames, fast mythisches Erlebnis hat, ein Erlebnis, in das ganz von ferne her das humanistische Erlebnis der Deutschen jener Zeit hineinklingt und fast tragikomisch abgewandelt wird. Dieser Joseph sieht später die neue Zeit voraus, die Zeit der größeren Wirtschaftsräume, der Nationalwirtschaften, und er versucht seine Kompagnie darauf umzustellen. Er ist aber seiner Zeit zu weit voraus. Sie begreifen ihn nicht. Sie verstehen nicht, was man mit Fabriken anfangen soll, da man doch bisher mit dem Handel so gut verdient hat. Joseph setzt sich also nicht durch. Aber da er nicht der Mann ist, eine Niederlage hinzunehmen, geht er weg, verschwindet, niemand weiß wohin.

Die letzten Vertreter der Röderer, von denen dieses Buch handelt, sind Anton Röderer, der nüchterne Bewahrer, und Richard Röderer, in dem die Unruhe der Familie am stärksten zum Ausbruch kommt, der es in den Grenzen der Familie nicht aushält, der ein Mitkämpfer der bürgerlichen Revolution von 1848 wird, ein Verlierer und schließlich ein Mensch, der sich für seine Untergebenen opfert. Als Fabrikherr im Elsaß bekämpft er persönlich die Seuche der Pocken und erliegt ihr. Der Kampf zwischen ihm und dem nüchternen Anton Röderer geht nicht nur um die Idee von Bewahren und Entwickeln, um Enge und Weite, sondern er geht auch um den Besitz der Frau, um Apollonia Grantner. Diese Apollonia, mit deren seltsamem Schicksal das Buch schließt, ist die Tochter eines schöngeistigen Vaters und als solche ein wenig fremd unter den Händlern und Bauern. Ein Mensch, der sein sehr eigenes, einsames Leben führt. Eigentlich liebt sie den Richard Röderer. Aber Anton, der zähe, erobert sie. Nach vielen Leiden, nach vielen Enttäuschungen und Kämpfen kommt schließlich Richard Röderer zerschlagen, verwundet, verfolgt zu ihr, und sie verbirgt ihn im Heuschober. Sie gibt sich ihm hin in einer seltsamen und abseitigen Leidenschaft, und aus dieser Verbindung kommt ein Sohn, Wilhelm, der später im Kriege 1870 fällt. Sehr schön ist geschildert, wie diese Frau, die immer alles allein hat tragen müssen, jetzt auch die Schuld auf sich nimmt und mit ihrem Leben auskämpft. Eine ausgezeichnete Frauengestalt mit einer eigenen fraulichen und echten Moral. Überblickt man das ganze Werk, so kann man ihm eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Die Fülle der Gestalten ist groß, der Fluß der vorüberziehenden Zeiten packt und zieht mit. Kompositorisch ist allerdings manches noch nicht ganz bewältigt, einiges zu breit, anderes wieder zu flüchtig. Die Schwierigkeit, Stunden des Erlebnisses und Jahre der Entwicklung nebeneinander zu schildern, ist eben ungeheur. Auch eine gewisse Eintönigkeit ist nicht immer ganz überwunden. Immer wieder geht es um diese Kompanie und ihr Gesetz; und so interessant dieses Gesetz soziologisch und familiengeschichtlich ist, so seltsam diese Verbindung von Bauerntum und Händlertum, so läßt es sich auf die Dauer ja doch nicht verbergen, daß alles Ziel aller dieser Menschen eigentlich immer nur der Handel ist. Es fehlt an geistigen Zielsetzungen, an Auseinandersetzungen und Kämpfen um die eigentlichen und wichtigsten Fragen des Lebens. Charakteristisch ist, daß in dem ganzen Buch von Religion kaum einmal die Rede ist, von Schule nie, von Kunst einmal, von Musik auch nie. Und so breitet sich das Amusische dieser Röderer allmählich immer mehr in dem Buche aus. Der dritte Band, der angekündigt ist, wird über diese Begrenzung hinauskommen müssen und damit dem ganzen das hinzufügen, was ihm noch fehlt.

Wilhelm Filchner

Leben eines Forschers

Wenige Tage vor seinem 60. Geburtstag ist Wilhelm Filchner mit dem Deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden.



Am 13. September hat Wilhelm Filchner seinen 60. Geburtstag begangen. Dieser zähe, bedeutende deutsche Forscher, dem selbst die härtesten, kaum mehr erträglich scheinenden Leiden den großen Schwung seines Willens nicht zu rauben vermochten, kann seinen Ehrentag wiederum nicht in der Heimat verleben — nicht anders wie es ihm mit seinem Fünfzigsten schließlich auch erging. Er feierte ihn damals mitten in der Wildnis der tibetanischen Hochgebirge: es gab europäischen Tee mit Milch und Zucker, ferner erhielt er als einzige Gabe drei Bonbons. „Ein fürstliches Menü", bemerkt er heiter in seinem Buche „Om mani padme hum" (Brockhaus, Leipzig), das im Jahrgang 1930 der „Weltstimmen" auf S. 100 ff. besprochen wurde.

Der junge Offizier war 23 Jahre alt, als er — allein zu Pferde! — den Pamir überquerte; er war drei Jahre älter, als ihn sein gefahrenreicher Weg durch ganz Zentralasien und China führte: eine Leistung, die damals noch weit größere Bewunderung verdiente als heute. 1909 wurde er zum Preußischen Großen Generalstab kommandiert und durchreiste ein Jahr später Spitzbergen zwecks Geländeaufnahmen. Es war eine Art Vorschulung für die große Deutsche Antarktische Expedition der Jahre 1911/13 . . .

Der Krieg zerstörte mancherlei Pläne. Der Forscher kämpfte in Belgien und Frankreich — mehr als zehn Jahre mußten vergehen, ehe er zu seiner zweiten großen Asien-Expedition aufbrechen konnte, deren Verlauf er in dem schon erwähnten Buche schildert. Unter aufreibenden Strapazen, unter manchmal schon fast tragikomisch wirkendem Geldmangel leidend, von Krankheiten und Unglücksfällen mannigfachster Art beharrlich verfolgt, erzielte er trotzdem bedeutende geophysikalische Ergebnisse — in Gebieten, die für sein Arbeitsgebiet bisher fast überhaupt nicht durchforscht waren.

1934 brach er schließlich zu seiner dritten großen Asien-Expedition auf. Die Zeit hat sich auch dort gewandelt; denn die Völker Innerasiens sind aus ihrer todesähnlichen Ruhe geschreckt und in das weltumspannende Netz politischer Willensrichtungen, politischer Intrigen verstrickt worden: so nimmt es nicht wunder, daß auch Filchner diesen Wirren zum Opfer fiel, gefangengenommen wurde, für lange Zeit verschollen blieb, bis es ihm kürzlich erst gelang, seine Freiheit wiederzugewinnen.

Wem kommt zu Bewußtsein, mit wie ungeheuren Opfern, Verzichten, Krankheit, Todesgefahr das gewaltige Gebäude unserer Wissenschaft untrennbar verknüpft und durchdrungen ist? Aber dies alles ist Wirklichkeit, ist das Leben selbst, die Buntheit und Vielfalt des Daseins, sein unerschöpflicher Reichtum an Erscheinungen. Das Abenteuer der Forschung ist unlöslich verbunden mit dem Reiz der Erkenntnis, der Erweiterung und Vertiefung des geistigen Blicks.

Aus den zahlreichen Büchern Filchners kann man aber auch ein sehr nüchternes und sachgetreues Bild der Umwelt und charakterlichen Haltung des Forschers gewinnen. Hier spricht ein echtes und schlichtes Heldentum, das um seiner Erkenntnis willen das große gefährliche Abenteuer der Forschung auf sich nimmt.

Dieses echte Heldentum im Dienst der Wissenschaft hat nun dadurch den Dank der Nation empfangen, daß dem kühnen Forscher neben Ludwig Troost und Alfred Rosenberg, neben August Bier und Ferdinand Sauerbruch auf der Nürnberger Kulturtagung der Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft verliehen worden ist. Den tieferen Sinn dieser Ehrung hat Dr. Goebbels in seiner Festrede mit den folgenden Worten umrissen, die das Werk und die Persönlichkeit Filchners erfassen: „In Filchner verehrt über Deutschlands Grenzen hinaus die ganze Welt einen echten deutschen Forscher, der unter Hintansetzung von Gesundheit und Leben seinen großen wissenschaftlichen Zielen dient."

O. E. H. Becker

Die religiösen Kräfte im 19. Jahrhundert

von Karl Schaezler

Ein wesentlicher Beitrag zur fortschreitenden Klärung umstrittener Begriffe auf weltanschaulichem Gebiete ist der 4. Band von Franz Schnabels „Deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert“ (Verlag Herder, Freiburg. Ganzleinen RM 13.80), in dem der Verfasser nach den geistigen und den politischen Grundlagen jener Epoche und der Entwicklung von Erfahrungswissenschaften und Technik in ihrem Bereich nunmehr die Rolle des Katholizismus und Protestantismus in den fünf Jahrzehnten bis zur Revolution von 1848 verfolgt. Wie ein Symbol steht die Säkularisation an der Schwelle dieses Jahrhunderts, das durch Aufklärung und Vernunftideale die Religion zu ersetzen gedachte. Doch gerade aus dieser Abwehrstellung gegen den philosophischen Idealismus, den Liberalismus und Materialismus erklärt sich sowohl das damalige Erstarken der christlichen Kräfte als ihr schließliches Versagen.

Immer mächtiger trat die politische Leidenschaft an die Stelle religiöser Inbrunst, und so ist es denn durchaus kennzeichnend, wenn Wessenberg durch eine Nationalkirche damals die politische Einigung Deutschlands fördern wollte und der Turnvater Jahn eine „freigläubige einige deutsche Kirche“ forderte. Die Angriffe auf die Freiheit der bestehenden Kirchen aber führten nicht nur zum Kampf gegen den Polizeistaat, sondern auch zu einer unerfreulichen Zuspitzung des Konfessionalismus. „Die Bürokratie“ — so legte 1837 Görres dar, derselbe Görres, dessen „Rheinischen Merkur“ Napoleon als die fünfte feindliche Großmacht bezeichnet hatte — „hat die Verfassungsrechte der Kirche und des rheinischen Stammes zugleich angetastet, sie hat sich erwiesen als das echte Erzeugnis einer gesellschaftlichen und geistigen Zersetzung, die mit dem Individualismus begonnen hatte, im Nationalismus weitergeschritten war und in der Revolution enden wird!“ — Eine notwendige Folge des Abwehrkampfes auf diesem Gebiete war die Aktivierung der Massen nach französischem Muster, die Mobilisierung der öffentlichen Meinung, während das frühe Aufgreifen der sozialen Probleme (es war der katholische Abgeordnete v. Buß, der als erster in einem deutschen Parlament 1837 hierin Staatshilfe verlangte) eine folgerichtige Maßnahme gegen die beginnenden praktischen Auswirkungen des Liberalismus darstellte. Wenn somit der heute überwundene „politische Katholizismus“ aus der Not der Zeit geboren war, so ging anderseits die religiös allein ausschlaggebende innere Erneuerung des damaligen deutschen Katholizismus von Männern wie Johann Michael Sailer und Clemens Hofbauer, die Erneuerung der Theologie insbesondere von Johann Adam Möhler und der Tübinger Schule aus. Mochten aber auch in der Dichtung Romantiker wie Eichendorff, Brentano, die Droste katholisches und deutsches Kulturgut schaffen, desgleichen die Nazarener und Neugotiker in der bildenden Kunst, so konnte all dies zusammen doch nicht den übermächtigen Ansturm der antireligiösen Zeitkräfte aufhalten.

Noch weniger war der damalige Protestantismus dazu imstande, nicht zuletzt deshalb, weil ja der politische Liberalismus ein Kind des religiösen war. Stand doch beispielsweise Schleiermacher, der „zweite Reformator“ jenes Zeitalters, selber den Lehren des religiösen Liberalismus nicht fern; dieser aber gelangte schließlich zu der Forderung an die Kirche, „sich selbst überflüssig zu machen, in den großen Strom des sittlichen Lebens und in sein natürliches Bett, den Staat, einzumünden“, und verstieg sich am Ende zu den Radikalismen eines David Friedrich Strauß und Ferdinand Christian Baur. Daß die geistige Oberschicht unchristlich gesinnt war und die Schulen deren Freigeisterei verbürgerlicht und verflacht in die breiten Kreise trugen, diese Hemmnisse verlegten dagegen den Protestanten und Katholiken gleicherweise den Weg. Als kraftvolle Erneuerung suchte all dies die neupietistische „Erweckungsbewegung“ zu überwinden. Sie konnte den Freiherrn vom Stein zu den Ihrigen zählen, „in dem sich mehr als in irgendeiner andern Gestalt der deutschen Geschichte der evangelische Staatsmann verwirklicht hat“, aber auch die Freiheitsdichter Arndt und Schenkendorf, wie denn überhaupt der Geist der Freiheitskriege von kirchlichem Empfinden nicht weniger getragen war als von der Philosophie Fichtes. Weiterhin waren Köpfe wie der Geograph Karl Ritter, der Jurist v. Savigny, der Historiker Ranke ihr verbunden. Mehr in die Breite wirkte die „Erweckungsbewegung“ indessen durch die karitativen Großtaten, die sie hervorrief: all jene Institute der Armenpflege und Philanthropie, an deren Spitze das von Theodor Fliedner gegründete Kaiserswerther Diakonissenhaus und Wicherns „Rauhes Haus“ standen. Endlich schien ein äußerer Umstand dem Protestantismus damals neue Entfaltungsmöglichkeiten zu eröffnen: König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, selbst Anhänger der „Erweckungsbewegung“, versuchte durch die verschiedensten Maßnahmen einen „christlichen Staat“ zu schaffen.

Es ist bekannt, wie ungünstig trotz alledem auch der Protestantismus in dieser Epoche abschnitt. An diesem Rückgang war bei beiden Konfessionen nicht zuletzt auch die apologetische Verengung schuld, in die sie sich in ihrem Abwehrkampf hatten hineindrängen lassen. Das Ergebnis war, daß die Erben und — die Überwinder des philosophischen Idealismus schließlich das Antlitz des Jahrhunderts prägten.

Dokumente des Lebens in Briefen und Erinnerungen



Eine Entdeckung der Weltstimmen

Im Besitz einer Urenkelin Justinus Kerners fanden wir ein unbekanntes Bild von Rickele Kerner, der idealen Dichterfrau und gastfreien Hausmutter des Kernerhauses in Weinsberg, über das wir im Jahrgang 1936, S. 427 f., berichtet haben. Diese Entdeckung ist um so erfreulicher, da bisher nur ein einziges, nicht sehr charakteristisches Bild Rickeles bekannt war.

Lebenserinnerungen

Gustav Pauli, der das Werk Dehios fortführte und in Dresden, Bremen und Hamburg als Museumsdirektor wirkte, hält am Abend seines Lebens Rückschau, gibt sich selbst Rechenschaft. In schlichter, aber persönlich geprägter Sprache erzählt er in seinen „Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten“ (Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen, 399 S., RM 6.80) von seiner Kindheit und seiner Jugend, seinen Lehr- und Wanderjahren, seinen Reisen und seinem Dienst an der deutschen Kunst. Zahlreiche bedeutende Menschen, wie Jakob Burckhardt, der Politiker Schlözer, der Botschafter Tschirschky; Max Klinger, der Bildhauer; Heinrich Vogeler, der Maler und Graphiker; die Dichter Rilke, Heymel und Schröder, haben seinen Lebensweg gekreuzt. Von diesen Begegnungen weiß Pauli besonders eindrucksvoll zu erzählen. Er benützt sie keineswegs, um sich mit diesen großen Namen zu schmücken, vielmehr um die Menschen und mit ihnen die Kräfte und Mächte der Zeit zu schildern. Besonders aber verdient auch seine Schilderung der gesellschaftbildenden Mächte erwähnt zu werden, deren Wesen und Wirkung nur selten im deutschen Schrifttum so in Erscheinung tritt wie in diesem Buche. Das Werk zeugt von einem Menschen, der Vornehmheit der Gesinnung mit dem Dienst an der Kunst und damit am Menschentum seiner Zeit verband. So sind diese Erinnerungen mehr als ein persönliches Dokument, sie sind auch ein Beitrag zum Kulturleben der letzten Jahrzehnte.

Von gleichem Reichtum ist das Werk, in dem der Anglist der Berliner Universität Alois Brandl auf sein Leben zurückschaut: „Zwischen Inn und Themse“, Lebensbeobachtungen eines Anglisten (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 351 S. RM 12.—). Einem alten Tiroler Geschlechte entstammend, hat Alois Brandl auf weiten Lebenswanderungen viele Länder und viele Menschen kennen gelernt. In einer kernigen Sprache erzählt er nun, was ihn die Welt lehrte, und was er in der Welt sah. Aber er bleibt bei all seinen Fahrten und Wanderungen, bei all seinen Begegnungen immer der, der er war: er selbst, der eigenstarke Mensch, der die Welt und die Menschen durchschaut und erkennt. Auch hier begegnen wir einer Fülle von Menschen, Fürsten und Politikern, Gelehrten und Künstlern. In diesem Buche weht Weltluft, aber sie hat das Bild dieses echt deutschen Mannes, der sich allzeit seiner Verantwortung gegen Volk und Vaterland bewußt war, nicht verwischt. Weisheit und Reife liegt mehr als Wissen und Gelehrsamkeit auf dem Grund dieser Lebensüberschau.

Ein anderes Lebensbuch: Halliday Sutherlands: „Erleben und Bewahren“ (Rowohlt Verlag, Berlin. 324 S. RM 6.—). Der schottische Arzt und Forscher, der durch sein Buch „Bogen der Jahre“ auch bei uns in Deutschland rasch bekannt geworden ist, bringt neue Erinnerungen aus seinem Leben. Es sind vor allem seltsame Menschen, von denen er ungemein lebendige Bilder gibt, es sind Fahrten und Abenteuer, Studentenstreiche und Kriminalfälle, die an unserem Auge vorüberziehen; wir sehen aber auch den Verfasser an seinem Operationstisch stehen und erleben immer, da er die Fähigkeiten eines wirklichen Erzählers hat, Menschen und Geschehnisse in all ihren Einzelheiten, in der ganzen bunten Fülle und Zauberhaftigkeit ihres Daseins mit.

Wilhelm von Scholz setzt seine Lebenserinnerungen, die er mit dem Bande „Berlin und Bodensee“ begonnen hat, im zweiten Teil: „Eine Jahrhundertwende“ (Paul List Verlag, Leipzig. 264 S. RM 6.80) fort. Er schildert seine Studentenjahre, seine Vorkriegssoldatenzeit und die ersten Jahre seines dichterischen Hervortretens. Mit der gewohnten Kraft seiner Sprache gestaltet er die Zeiten und die Räume seines Lebens, die Jahrhundertwende und die Städte Berlin, Karlsruhe, München, Kiel, Lausanne und Genf, dazwischen Fahrten und Reisen, als deren ausgezeichneter Schilderer wir ihn schon aus früheren Werken kennengelernt haben. Zum Wichtigsten und Schönsten dieses Buches gehören aber auch hier wieder die zahlreichen persönlichen Begegnungen mit bedeutenden Menschen seiner Zeit (Rilke, Liliencron, Dehmel, Ruederer, Claus Groth).

Anmutig und innig plaudert der Weimarer Graphiker Walther Klemm, der sich vor allem durch seine Holzschnitte eine große Gemeinde erworben hat, über seine „Jugend in Karlsbad“ (mit 12 Holzschnitten; Fromann-Verlag, Jena. 114 S. RM 2.40). Bunte Bilder einer reichen Kindheit wer-

den hier von einem reif gewordenen Manne an das Licht des Tages gehoben. Das Leben im stillen bürgerlichen Elternhaus wird hier gleicherweise lebendig, wie das Leben und Treiben der großen Welt während der sommerlichen Badezeit in Karlsbad.

„Biedermeier auf Walze“, Aufzeichnungen und Briefe des Handwerksburschen Johann Eberhard Dewald, 1836—1838, herausgegeben von Georg Maria Hofmann (Schlieffen-Verlag, Berlin. 206 S. RM 4.20) — das ist ein ganz köstliches kleines Reise- und Wanderbuch durch Deutschland und einen Teil Europas vor hundert Jahren. Von Frankfurt über Straßburg, Prag, Wien, Budapest, Triest, Venedig, Mailand geht die Wanderschaft, die wiederum in der Heimat endet. Köstlich sind die Abenteuer, die einem für alles Lebendige offenen jungen Menschen auf dieser Wanderschaft widerfahren. Neben dem Heiteren steht das Ernste, neben dem Tragischen das Komische. Durch eine reiche Beobachtungsgabe vermag der Verfasser dieser Aufzeichnungen und Briefe ein Stück Welt festzuhalten und hat so unbewußt ein Zeitdokument geschaffen, das nicht nur unterhält, sondern auch unterrichtet und zum Nachdenken zwingt.

Briefe

Wir nennen an dieser Stelle zuerst die Sammlung von Adalbert Stifters Briefen (Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen, 397 S., RM 5.50). Diese von Friedrich Seebaß vorzüglich besorgte Auswahl der Briefe Adalbert Stifters macht uns auf neuem Wege mit dem Dichter der „Bunten Steine“, des „Nachsommer“ und des „Witiko“ bekannt. Wir lernen einen seltenen Menschen kennen, dessen Leben rückhaltlos seiner Kunst gewidmet war. Vornehm und adelig wie die Kunst Stifters erscheint seine menschliche Haltung in diesen Briefen, die ein Lebensdokument von fast unerschöpflichem Gehalt darstellen. Nicht nur die Fülle der zeitlosen Erkenntnisse und Einsichten in Menschentum, Kunst und Leben macht dieses Buch zu einem kostbaren Besitz, sondern vor allem auch die unmittelbare seelenbildende und lebenlenkende Kraft, die von ihm ausgeht, und nicht zuletzt auch das Zeitbild, das durch sie hindurchstrahlt. So steht dieser Briefband würdig neben dem dichterischen Werke Stifters und darf ohne Zweifel mit den großen Briefbüchern unseres klassischen deutschen Schrifttums zusammengestellt werden.

Dann sei auf Hans Thomas „Briefe an Frauen“ hingewiesen (Strecker & Schröder Verlag, Stuttgart, 271 S., RM 4.80). Ein großer Künstler und Mensch spricht hier zu Frauen seiner Zeit. Er offenbart die reine Menschlichkeit seiner Seele, die Güte seines Herzens und den Adel seines suchenden und verstehenden Geistes. Wir kennen nur ganz wenige Briefbücher aus den letzten Jahrzehnten, aus denen in gleicher Weise helfende, tröstende, bildende und erhebende Kraft sprächen. Hier spricht derselbe Mensch, der sich als Maler in den schönsten und innigsten seiner Bilder geoffenbart hat. Der diese Briefe schrieb, war ein seltener Mensch und Künstler, war ein begnadeter Freund und Tröster in aller Bedrängnis, und wir erfahren von vielen Nöten in diesen Vor- und Nachkriegsjahren, vor allem aber in den Jahren des Krieges. Er war aber auch ein stolzer Schirmer der deutschen Seele. Ein Buch, für das viele Menschen in unserer Zeit dankbar sein werden.

Max Webers „Jugendbriefe“ (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen, 375 S., RM 6.50), die von Marianne Weber, der Witwe Max Webers, herausgegeben wurden, umfassen die Zeit von 1876 bis 1893, also im wesentlichen die Jugend- und Entwicklungsjahre (vom 13. bis zum 30. Jahre) des bekannten Denkers, Soziologen und Zeitdeuters. Über das Persönliche hinaus erhält der Band seinen besonderen Wert durch eine Fülle sachlichen Gehaltes, der sich vor allem aus den reichen politischen, historischen, philosophischen und religiösen Ausführungen, Betrachtungen und Erkenntnissen bildet. Als menschliches Dokument wie als historisch-politisches Zeitbild ist das Buch ein wesentlicher Beitrag zur Geistesgeschichte, wie zur politischen Lage in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Ein eigenartiges Zeitbild gibt auch Fürstin Marie Radziwill: „Briefe vom deutschen Kaiserhof“ (1889 bis 1915) (Verlag Ullstein, Berlin, 377 S., RM 8.—). Die Gattin Anton Radziwills, der ein naher Freund Kaiser Wilhelms I. war, plaudert in diesen Briefen mit dem General Robilant, dem früheren italienischen Militärattaché in Berlin. Die Briefe umfassen den Zeitraum von Bismarcks Sturz bis zum Tode der Fürstin im Jahre 1915, also den wesentlichen Teil der Regierungszeit Wilhelms II. Im Salon der durch ihr vornehmes Wesen wie durch ihre Bildung ausgezeichneten Fürstin treffen sich fast alle berühmten Persönlichkeiten der Epoche, Politiker, Diplomaten, Fürsten, Gelehrte, Künstler, Soldaten und Weltleute. Sie erfährt viel und erspürt oft die geheimen Hintergründe der Geschehnisse. So erhalten die Briefe, in denen die Fürstin von den Menschen, vor allem aber von den Zeitereignissen berichtet, eine sehr persönliche, durch ihre Lebensnähe besonders ausgezeichnete Note. Hier spricht eine Frau der großen Welt, die scharf beobachtet, mit Sicherheit urteilt und klar darstellt. Weniger durch ihre menschliche Vertiefung als durch die Fülle des Lebens fesseln uns diese Briefe, in denen die kleinen und großen Züge einer vergangenen Zeit, die eine Wendezeit war, mit eigenartigem, einmaligem und lebensunmittelbarem Duft dargestellt sind.

Unendlich viel wurde schon über Goethes Ehe geschrieben, meist war dabei entweder eine sittenrichterliche oder aber eine verherrlichende Haltung der Ausgangspunkt derartiger Betrachtungen. Selten nur wurde diese Ehe gerecht gewürdigt. Nun erscheint das von Hans Gerhard Gräf, dem bewährten Goethe-Forscher, herausgegebene Buch „Goethes Ehe in Briefen“ in neuer ver-

mehrter Ausgabe (Rütten u. Loening, Potsdam, 790 S., RM 8.50). Hier stellt sich Goethes Ehe in all ihren einzelnen Zügen in den Briefen der Gatten, denen auch Briefe des kleinen August beigefügt sind, in ihrer unmittelbaren menschlichen Nähe dar. Großes und Kleines, das Ewige und das Vergängliche, wird hier berührt. So mag sich jeder Leser selbst ein Bild dieser Ehe machen.

In Goethes Umwelt führt auch Ernst von Schencks „Briefe der Freunde" / Das Zeitalter Goethes im Spiegel der Freundschaft (Verlag Die Runde, Berlin, 645 S., RM 6.80). Wie in keinem anderen deutschen Zeitalter hat die Freundschaft im Zeitalter Goethes die Geister verbunden und zu schöpferischen Werken und Taten befruchtet. Ohne diese großen, herrlich beschwingten Freundschaften ist diese Epoche des deutschen Geistes, wie wir die Jahrzehnte von 1750 bis 1832 bezeichnen dürfen, nicht denkbar. Freundschaften schufen in dieser Epoche Werke und Taten; Werke und Taten aber riefen neue schöpferische Freundschaften hervor. Unersetzlich sind die Begegnungen verwandter Geister in den Stunden großen Aufbruchs, unersetzlich die Gespräche, in denen sich der Austausch der Seelen und Geister vollzieht; Fortsetzungen dieser Gespräche aber sind die Briefe. Ungeheuer reich ist darum dieses Jahrhundert des deutschen Geistes an Briefen, und die Briefe wiederum sind unerschöpflich an Schönheit der Sprache und der Gedanken, an einmaligem Ausdruck der Lebensfülle, die diese Epoche für alle Zeiten auszeichnet. Aus dieser schier unfaßlichen Fülle hat Ernst von Schenck in dem vorliegenden Bande eine hervorragende Auswahl getroffen, durch die der Geist der großen Freundschaften, aber auch die unwiederholbare Atmosphäre und die geistige Haltung der gesamten Epoche gespiegelt wird. Von den Stürmern und Drängern über die Gestalten der Klassik und Romantik bis zu den letzten großen Deutschen, die fast alle in den ersten Jahren des dritten Jahrzehntes starben, fehlt kein erlauchter Name. Dichter und Denker, Künstler und Weltleute, Forscher und Gelehrte, Politiker und Soldaten sprechen zu uns, indem sie zu ihren Freunden sprechen. Sie alle zeugen für diese einmalige Stunde des deutschen Geistes und der deutschen Seele. Eine ausgezeichnete Einführung und hervorragende knappe Charakteristiken der einzelnen Persönlichkeiten ergänzen das Werk aufs schönste.

Derselben Idee dient auch das Sammelbuch „Große Deutsche in Briefen an ihre Freunde". Hrsg. von Wolfdietrich Rasch (Eugen Diederichs Verlag, Jena, 252 S., RM 5.80). Da diese Sammlung im zeitlichen Sinne weiter gefaßt ist — sie beginnt im 12. Jahrhundert und endet im 20. — so ist sie im einzelnen Falle größeren Beschränkungen der Auswahl unterworfen. Es tritt diese Auswahl in keiner Weise mit dem zuvor erwähnten Werk in Wettstreit, sondern bildet eine schöne Ergänzung, indem sie zeigt, wie das große Lebenselement der Freundschaft durch alle Jahrhunderte hindurch lenkend und führend, schaffend und formend, erhebend und tröstend wirkte.

O. H. Waibling



Aufn. Rosemarie Clausen

Zum Tode Adele Sandrocks

Die Künstlerin in einer charakteristischen Rolle als „Der Störenfried" von Roderich Benedix in einer Aufführung des Berliner Renaissancetheaters

Welt und Geist

Das Inselreich

Wer von dem Buch „Das Inselreich, Gesetz und Größe der britischen Macht" (Inselverlag, Leipzig. 574 S. RM 8.50) von Reinhold Schneider eine Geschichte Englands erwartet, der empfängt statt einer solchen eine Deutung des Werdens der britischen Macht, eine Sichtbarmachung der inneren Gestalt dieses Landes durch das Medium der Schicksale und zugleich einen Verweis auf das „Gesetz, das über aller Geschichte waltet". Dieses Gesetz heißt Schuld und Sühne vom Standpunkt des christlichen Glaubens. Von diesem und von der Moral läßt Schneider die entscheidenden Phasen und die Höhepunkte der englischen Geschichte bestimmt sein — eine Deutung, mit der er sowohl von der Geschichtsmetaphysik wie vom geläufigen Englandbild gewaltigen Abstand nimmt.

Schneider läßt seine Darstellung mit der farbigen Schilderung des Einflusses der irischen Mönche unter Columban auf England beginnen; immer sichtbarer wird der Einfluß Roms bis zu jener großen Auseinandersetzung unter Heinrich VIII., in deren Verlauf der König England von Rom losreißt. Nun erst beginnt sich die Macht in den Mittelpunkt der englischen Politik zu stellen. Ein ungeahnter Aufschwung des kommerziellen und öffentlichen Lebens in England ist die Folge. England wird zur Weltmacht — aber nicht gerade durch saubere und christliche Mittel. Doch das englische Leben steht fortan, zwiegespalten, unter dem Gefühl der Schuld. Oliver Cromwell spürt sie am heftigsten. In seinem Ringen mit Gott wird ihm die Erkenntnis, daß der „Erfolg das Zeichen der Erwähltheit" ist — eine Formel, die für das ganze britische Weltreich von Bedeutung wurde. So läßt Schneider klug und geschickt, aber auch einseitig, die religiöse Macht sich in die politische verwandeln und England als den Erben des politischen Roms der Kaiser, nicht des geistlichen der Päpste, erscheinen. Das Werk endet mit dem Abfall der nordamerikanischen Staaten und einer Vorahnung der beginnenden industriellen Entwicklung.

Reinhold Schneider, der sich vor allem auf die englischen Historiker stützt, erzählt in großen Zusammenhängen. Er weiß zu charakterisieren, er führt den Betrachter auf den Hügel, um ihm „die Gesichter einiger Kämpfer zu deuten". Großartig, wie er das Wiesenland der Angler, die Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts, die riesige Londoner Feuersbrunst schildert. Im ganzen aber ist dieses schwärmerisch geschriebene Buch das Zeugnis eines Geistes, der der irrationalen Macht des Glaubens eine dauerhaftere Wirkung zugesteht als dem gestaltenden klaren politischen Willen.

Wolfgang Zurlinden

Afrikanische Spiele

Ernst Jünger reiht in einem Nachwort sein lange ungedrucktes und nun neu bearbeitetes Werk „Afrikanische Spiele" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 224 Seiten, RM 4.80) unter die Nebenwerke ein. Wir aber möchten es im Gegensatz zu seinem Verfasser als sein bisher bestes und reifstes Buch ansehen. Zum ersten Male treten die theoretischen und abstrakten Formulierungen zurück, und man erblickt in reiner Form das Antlitz eines jungen Menschen dieser Zeit, der die Erfahrungen der Vergangenheit als nicht mehr maßgeblich für die Gegenwart erkannt hat und alles ganz neu, in einer neuen Ordnung, in einem neuen Chaos erleben möchte.

Die Erzählung ist vor dem Kriege angesiedelt und schildert, wie ein junger Mensch der Schule und dem Elternhaus entflieht, um ein „Leben aus eigner Kraft und auf ungebahntem Weg" zu suchen. Er glaubt dieses Leben in der Fremdenlegion zu finden, und als er auch hier eine Welt der Ordnungen findet, flieht er weiter in die afrikanische Steppe hinein, um dort gleichfalls — auf einer freilich bald beendeten Flucht — zu erfahren, daß es leere ordnungslose Räume nicht gibt, und daß man nirgends so leben kann, „wie man es an Tieren und Pflanzen sieht, ohne Hilfe, ohne Geld, ohne Brot, ohne alles, was Menschenhand je berührte und erschuf — aus der innersten Kraft".

Der junge Mensch, der diese Erlebnisse hat, dem die Flucht ins Romantische mißlingt, verzweifelt keinen Augenblick über seine Desillusionierung. Was er „an Aussichten verliert, gewinnt er an Einsichten." Er erkennt, daß ein Leben neuer, gefährlicher Ordnungen angebrochen ist, dem sich einzufügen, das zu bezwingen alle Kräfte erfordert.

Diese einfache Erzählung ist in einem klaren und einfachen Deutsch geschrieben. Jünger verfügt jetzt über eine Sprache, die — wie er es von der Sprache eines seiner Helden rühmt — „Fenster besitzt", und er vermag mit wenigen Strichen einen Menschen, eine Landschaft, einen Gedanken unvergeßlich zu umreißen, aus dem Durchschnittlichen ins Ungewöhnliche und Selbstverständliche zu erhöhen.

Die Anmerkungen zum Leben, die Folgerungen aus den Erlebnissen und Abenteuern seiner Helden werden mit der leichten Hand des wirklichen Könners ohne Nachdruck, ohne Betonung mit der ganzen Grazie des schauenden und lebenden Mannes gespendet und geben dem Buch weit über die Vorgänge und Tatsächlichkeiten hinaus ein unvergeßbares Aroma, einen im kühnsten und besten Sinne heutigen Gehalt. Wir hoffen, daß hier der Weg Jüngers weiterführen wird.

Walther von Hollander



Aufn. Heinersdorff

Gerhart Hauptmann spricht

Eine Auswahl zum 75. Geburtstag am 15. November

von Hansgeorg Maier

Als vor zwei Jahren Gerhart Hauptmanns Schauspiel „Hamlet in Wittenberg“ zur Uraufführung kam, gewahrten viele dankbar erstaunt, über welche Fülle und Reife in Sprache und Charakterzeichnung der greise Dichter noch zu gebieten hat. Eindringlich genug ward bei jenem Theaterereignis an die innere Lebendigkeit gemahnt, welche Gerhart Hauptmanns Gesamtschaffen durchzieht, das außer den zahlreichen Dramen in dem Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ und in dem Reisebuch „Griechischer Frühling“ zwei viel zu wenig gekannte Prosawerke einschließt. Was Hauptmanns Größe ausmacht, ist die Unermüdlichkeit seines mitfühlenden Herzens, ist jene Lauterkeit des Gefühles, welche seinen geglückten Werken ihre erschütternde Wirkung gewährleistet. Wie der Dichter des tiefsinnigen Glashüttenmärchens „Und Pippa tanzt“, des „Florian Geyer“ und der „Rose-Bernd“ um Mensch und Welt ringt, das möge auf den folgenden Seiten eine Lese aus seinen „Aufzeichnungen“ bekunden, wie sie sich im zwölften Band der (bei S. Fischer in Berlin verlegten) Gesamtausgabe von 1922 beieinander finden.

Bekenntnisse

Ich achte die geistigen Ameisen. Ich liebe die geistigen Bienen.

Bewunderung, die man erfährt, macht klein; Geringschätzung groß.

Ihr glaubt mich zu überschätzen? Schätzt mich nur als das, was ich bin, so verliere ich nichts.

Zivilisation

Wenn der moderne Fortschritt mit Hilfe der Wissenschaft auch den Wagen gebaut hat, wohin wollt ihr reisen? Zu einem Menschen wollt ihr reisen! So achtet darauf, daß noch irgendwo in dem Winkel der Zivilisation einer übrigbleibt.

Der Osten verliert sein Östliches, der Westen sein Westliches: beide ihr Köstliches!

Zivilisation ist Zwang, Kultur Freiheit.

Leben und Vergehen

Solange man lebt und wirkt, muß man leben und wirken, als ob man ewig lebte und wirkte.

Es ist besser, das Geringste zu unternehmen, als die halbe Stunde unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Leben heißt auch sterben: das bedenken die wenigsten.

Der Grundklang des Todes ist in allem Festlichen.

Von Liebe und Frauen

Wer nicht ein Kind von seiner Geliebten will, liebt sie nicht.

Unter den Ehefrauen gibt es sehr viele eingemauerte Nonnen.

Die Frau hat nichts weiter zu tun, um das volle Bewußtsein ihres Wertes zu gewinnen, als sich vorzustellen, was sie ist: nämlich Mutter aller Männer, die je gelebt, gewirkt, gedacht und gedichtet haben.

Die Mutteraufgabe ist fruchtbar und reich: die Mutter ist mit Seele und Leib um den Quellpunkt des Lebens herumgebaut.

Haben wir Frieden, so müssen wir nach Liebe gehen, haben wir Liebe, so müssen wir nach Frieden gehen.

Goethe und Hebbel

Goethe entfernte sich nie weit von sich selbst, blieb vielleicht ein wenig zu ängstlich in seiner Nähe.

Goethe wollte nur Liebhaber sein und war doch Gildemeister.

Es ist schön zu sehen, wenn das Göttliche in Goethe den Gildemeister überstrahlt.

Hebbels Gestalten sind wie Eisblumen, gefrorener Seelenhauch.

Mancherlei Pfaffentum

Götzendienst ist die ärgste und furchtbarste Greuel. In der Reihe der Unterjochungen ist diese besonders grausig, die der schlechte Künstler durch sein schlechtes, angebetetes Werk erfährt. Er besitzt sein Werk und wird noch mehr durch sein Werk besessen. Also wird der Pfaff ein Besessener.

Mein Freund, Pfaffen stecken in vielen Vermummungen, und wir sind stets in Gefahr, entweder von solchen der Religion, der Philosophie, der Wissenschaft und der Kunst vergewaltigt zu werden.

Krankheiten des Leibes und der Seele sind es, welche die Menschen immer wieder Quacksalbern Leibes und der Seele in die Arme treiben. Wahre Religion ist Gesundheit in ihrem Wesen und hat mit Pfafferei nichts gemein.

Der Mensch, dessen Sinne durch eine antisinnliche Moral verdorben und geschwächt worden, ist ein von Priestern um sich selbst betrogener armer Schelm.

Die Moral hat mehr Kinder gemordet als Herodes und Moloch, Scharlach, Masern und sämtliche Seuchen der Welt.

Paradoxa

Das Paradoxon ist der Gedanke in der Fassung des Affekts.

Irren ist göttlich.

Güte ist eine Kunst.

Werde Menschenfeind, damit deine Menschenfreundlichkeit Dauer gewinne.

Nichts ist so fürchterlich als die Macht der Dummheit in den Klugen.

Es gibt ein Genie der Oberflächlichkeit.

Es gibt Pfennigfuchser der Begeisterung.

Es gibt Gymnastiker der Gemütsbewegungen.

Gewohnheitstiere sind keine Charaktere.

Wer die Wahrheit spricht, durch den braucht deshalb die Wahrheit noch nicht zu sprechen.

Kunst und Künstler

Kunst macht gerecht.

Jedes Kunstwerk ist Überwindung.

Der Künstler ist ein Nomade. Ein Kunstwerk hervorbringen heißt etwas mehr als ein Zelt aufschlagen und darin wohnen. Es heißt Weideplätze finden für den Geist. Ein neues Tal, ein neuer Hügel, einen neuen Himmel, eine neue Sonne darin! Es heißt: Alles aus dem Nichts hervorbringen, nicht nur finden.

Dieselbe bildende Kraft, die dir den Baum als Baum erscheinen läßt, gibt dir die Fähigkeit, diese Erscheinung als Kunst festzuhalten.

Der Begriffler entfernt sich vom Ziel, der Künstler umschließt es.

Wer auf seine Art etwas zu sagen hat, muß auf jede andere Art schweigen können.





Lebende Antike

Die drei Bilder, die wir der Aufführung von Kleists »Amphitryon« im Berliner Staatstheater entnehmen, scheinen uns etwas von jener göttlichen Heiterkeit widerzuspiegeln, von der die Götter- und Menschenwelt des alten Hellas erfüllt ist. Oben: Will Dohm als Sosias, Mitte u. unten: Käthe Haack als Charis. Aufn. Clausen



Es gibt ein großes Mißlingen, mit dem nur die Größten unter den Künstlern in ihren vollkommensten Werken zu rechnen haben, und zwar als dem Unvermeidlichen. Es hat nichts zu tun mit den kläglichen Fehlschlägen der Stümper.

Herkunft des Theaters

Die früheste Bühne ist der Kopf des Menschen. Es wurde darin gespielt, lange bevor das erste Theater eröffnet wurde.

Vom Schauspieler

Schauspielkunst: keine Nachahmung, eine gesteigerte Sprache, reichster Ausdruck des Persönlichen ist im Schauspieler mehr als in jedem andern Menschen bewußt geworden.



Archivbild

Die alte Mainbrücke in Würzburg

Anton Dörfler / Die ewige Brücke

Von Dr. H. W. Keim

Würzburgs unvergleichliches Stadtbild, von Brücke, Dom und Burg kräftig bezeichnet, schenkte dem Dichter des Romans die Wahrzeichen, welche Erwin Balling, die Hauptgestalt der „Ewigen Brücke", auf seinem Wege zu sich und seinem Volke voranleuchten.

An der alten Würzburger Brücke über den Main stand sein Vaterhaus. Das Lied von Wandern und Ferne sang ihm der Fluß ins Wachen wie ins Träumen. Steinerne Heilige hatten sich auf die wuchtigen Pfeiler gestellt, die ersten frommen Ahnungen zum Dom hinüberzuzwingen. Breit und wahrlich für die Ewigkeit gequadert war die Burg aus dem Weinberg emporgestiegen. Die Lockungen wie die Erkenntnisse konnten Richtung gewinnen oder Gleichnis erschauen an diesen drei steingewordenen Zeugen vergangener Jahrhunderte.

In jenem Haus an der Brücke wohnt der Tischlermeister Leonhard Balling mit seiner Frau Berta und dem Sohne. Am Weihnachtsabend eines der ersten Kriegsjahre, als Leonhard Balling nach seiner Genesung von einer Verwundung wieder ins Feld zieht, setzt die Linie der Begebenheiten ein. Und es ist für die Darstellungsart des Dichters bezeichnend, wie er dieses Ereignis im Gemüt der einsam zurückbleibenden Frau sich spiegeln läßt.

Goldnes Licht dringt aus dem Dom den Frommen entgegen, die am dunklen Christmorgen aus den Gassen und über die Brücke zur Mette niedersteigen.

Nur in dem hohen, gelben Haus vor der Brücke wollte diesmal kein Licht Himmelsbote sein. Die schwere, grüne Tür blieb zu wie ein verkniffener Mund. Wer freilich in das Schlafzimmer hätte hineinschauen können, wäre erschrocken vor dem Blick und vor dem starren Mund der Frau, die ein wenig zurück vor dem Fenster stand, durch das man auf die Brücke sehen konnte. Hierher fanden weder Orgelklang noch Kerzenschein. Die alten Lieder fielen wie erfrorene Falter an diesen Fenstern ab. Wie gebannt sahen die Augen der einsamen Frau einen Mann über die Brücke schreiten, als habe er ein ungeheures Schneefeld zu überqueren. Je länger die Frau dieser stummen Tapferkeit ihres Mannes zusah, um so ferner rückte sein Ziel, und was Gold für die Frommen da unten sein mochte, Gold der Klänge und des Lichtes bis zum wirklichen Gold der Monstranz, das war für sie ein fahlblauer, dünner Schein, aufgewehter Schneeschatten. Dahinter

hing Jesus am Kreuz, und der Mutter blauer Mantel zerging in der Kälte, statt daß er das Kind in der Krippe umschloß.

An diesem selben Abend aber geschieht es, daß dem Sohn die Zeichen Dom, Burg und Brücke, die über seiner Heimat stehen, und die Vertrautheit mit Vater und Mutter sich zu einem Sinnbild zusammenschließen für den dunkel geahnten Begriff Deutschland, dessen Inhalt ihm freilich im Verfolg seines gewundenen und schwer übersehbaren Weges bald wieder entgleiten sollte. Vorerst lernt Erwin bei seinem Onkel Stefan, der trotz der Unrast seines Wesens des Bruders Werkstatt getreulich versieht, das väterliche Handwerk; und neben der fachlichen Unterweisung, zu der er sich höchst geschickt zeigt, erfährt er von dem weitgewanderten und erfahrungsreichen Verwandten manche gute Belehrung über den Sinn und die Wirkung jeder eifrig betriebenen Arbeit:

Der gesunde Mensch findet zu nichts leichter zurück als zur gewohnten Arbeit. Vorausgesetzt, daß nicht versäumt worden ist, ihn an so etwas in aller Strenge zu gewöhnen. Arbeit, gelernte Arbeit ganz allein kann den Menschen immer wieder und noch im ärgsten Sturz auffangen und ihn aufs neue in die Reihe bringen. Es hat ein jeder Mensch gute und böse Tage. Ob ihm das von den Sternen geschickt wird, ob's aus der Erde kommt, oder ob es gar vom Blut heraus schafft, das ist ganz gleich. Tatsache ist, daß man ab und zu einfach abgelenkt und abgetrieben wird. Und dann ist nur eines da, dich wirklich in Reih und Glied zu rücken: die gelernte Arbeit. Nichts sonst, auch nicht der Beichtstuhl!"

Während Erwins Verhältnis zu seiner Mutter immer loser wird, da Frau Berta durch die Trennung von ihrem Mann mehr und mehr aus ihres Wesens Sicherheit getrieben wird und sich schließlich an ihr Haus als die einzig feste Insel im schnelle treibenden Strom der Ereignisse und Gefühle klammert, findet der Sohn zum Vater eine innige Gebetsbeziehung und Gedankenverbindung, die er als beglückendes Geheimnis ebenso scheu zu hüten weiß wie seine erwachende Liebe zur Musik. Sie, diese zweite Bereicherung seiner traumwilligen Seele, ist ihm durch seiner Mutter Bruder, den schicksalgetriebenen Lehrer Josef Weidner, nahegebracht worden. In die Erschütterung seines Gemüts, die durch diese dunklen Mächte hervorgerufen ist, bricht schließlich noch die erste Ahnung triebhafter Liebe, deren verwirrende Wirkung die Entfremdung zwischen Mutter und Sohn noch vertieft. Und es könnten diese Erlebnisse für den Jungen wohl eine Gefahr werden, wenn ihm nicht von dem Orgelbauer Anselm Winthal, dessen Bekanntschaft er just zu jener Zeit macht, eine tüchtige und kluge Führung und von dessen Tochter Hilde eine fast mütterlich reife und unerschütterlich zuversichtliche Zuneigung zuteil würde.

Diese junge Liebe ist für Erwin ein Geheimnis mehr im Schatz seiner Träume. Erst als der Vater, schwer verwundet, dem Sohn für einen selbst geschreinerten Kasten, in dem er seine Kriegsandenken aufhebt, den zackigen Eisensplitter übergibt, der ihm das Bein zerrissen hat, empfängt er ein Stück unbestreitbarer und dazu noch blutgeweihter Wirklichkeit.

Obwohl Erwin sich gegen Hildes starke Herzensſicherheit unfrei fühlt und ihn ihre bürgerlich tüchtige Denkungsart und ihre einfache, tiefe Gläubigkeit oft reizt, versprechen sie sich fürs Leben, wobei freilich der Junge sein Wort zu geben hat, daß er Orgelbauer werden will. Denn Hilde, des alten Winthal einziges Kind, fühlt vor allem die Verpflichtung in sich, dem kunstvollen Handwerk ihres Vaters selbst unter dem Verzicht auf das eigene Glück die Fortführung zu sichern. Den belastenden Vorwürfen der Mutter, die ihr Haus, ihr inneres Dasein, die Pietät gegen ihren hoffnungslos darniederliegenden Mann bedroht sieht, entweicht der Sohn durch die Flucht zu seinem Onkel Lehrer, der selbst einst, wie der Neffe, um der Musik willen aus dem Hause der Eltern floh.

Nun lernt er bei Winthal die Kunst des Orgelbaus, er wird vom Onkel in der Musik unterrichtet, und das Leben scheint für kurze Zeit glatt vor ihm zu liegen, da stirbt sein Vater. Die Welt seiner Träume gerät in gefährliche Bewegung, nachdem ihr der starke Ausgleich dieser Wirklichkeit, neben der selbst Hildes Wesensſicherheit und Deutschlands schwer bedrängte Lage gering wiegen, plötzlich genommen ist. Das Ereignis beschließt einen Abschnitt im Leben Erwin Ballings, und wenn der auch im Buch äußerlich nicht angemerkt ist, so liegt doch den Schlußworten dieses Kapitels die Bedeutung einer Rückschau und einer Vorausweisung bei:

In der Nacht, da sich über dem Vater das Grab

schloß, stand Erwin lange in seiner Stube, und trotz der Kälte hatte er die beiden Fensterflügel hinausgestoßen . . . Schicksal war es, was den Vater nun hinausführte und ihn jetzt faßte. Einmal schon kniete er hier, um dem Vater draußen im Feuer die Hände entgegenzureichen. Heute aber blieb er stehen. Nicht die Hände sollten die Brücke sein. Er war kein Kind mehr vor den Vätern, da sein Vater drüben anlangte. Die Brücke stand leer vor ihm. Sein Weg hinüber ans andere Ufer sollte beginnen. Die Hände mußten frei sein. Im Blick aber sollte fortan der Vater leben.

In der Unterweisung des Lehrers wächst Erwins Geschick und Liebe zur Musik sich zu hochfahrender Künstlereitelkeit aus, die ihn, den Lehrling im Orgelbau, auf handwerkliche Arbeit geringschätzig herabblicken läßt. Die Gespräche mit dem Onkel Tischler gelten ihm nur so lange als wesentlich, wie sie sich um die Festlegung der Unterschiede zwischen französischer und deutscher Art bemühen. Sie erfahren einen unerwarteten Beitrag dadurch, daß in Winthals Werkstatt ein kriegsgefangener Franzose Pierre Alain eintritt, aus dessen vielfach gegensätzlicher Wesenshaltung dem jungen Lehrling sich allmählich das neue Geheimnis der Begriffe Volk und Vaterland verdichtet.

Eines Tages erscheint in der Werkstatt seines Meisters ein Offizier mit einem streng geschlossenen Gesicht, dessen Gehabe man es anmerkt, daß er mit Willen alles, was Kunst und Geist, Gemüt und persönliches Erlebnis angeht, von sich fernhält. Er begleitet seine Verlobte, Gerda Freytag, mit deren Vater Meister Winthal zu musizieren pflegt. Sie selbst ist der Musik mit so triebhafter Leidenschaft zugetan, daß man es spürt, ihr Schicksal werde sich einmal durch diese dunklen Mächte erfüllen. Erwin fühlt sich gebannt durch den Zauber dieses Mädchens, das Hildes Art in allem entgegengesetzt ist, und als Winthal ihn einige Tage später auffordert, ihn zu einem jener Musikabende zu begleiten, folgt er in der dunklen Empfindung, in schwere Verwicklung und Schuld des Herzens zu gleiten, ohne doch dem, was ihm bevorsteht, entgehen zu können.

Auf solche Art mit sich beschäftigt, bemerkt er nur äußerlich den Zusammenbruch Deutschlands, und die Revolution ist ihm nicht mehr als ärgerliche Unordnung. Öfter trifft er nun Gerda, deren Verlobter in einem Freikorps für das innen und außen gefährdete Vaterland kämpft; und in einem Gewitter verfällt er, wie einst Aeneas der stolze Dido, dem glühenden und ganz unberechenbaren Mädchen ganz. Allein Hilde ist in seiner Erinnerung keineswegs ausgelöscht, ihr Dasein verliert nur an Gegenwärtigkeit, wie auch die Gestalt der Mutter sich neben der des Meisters Winthal nicht voll zu behaupten vermag.

Niemals vorher war Erwin in zwei so vollkommen gegensätzliche und für sich herrisch fordernde Wesen auseinandergespalten. Als Feinde galten sich Tag und Nacht in ihm, und das ganze Leben zerfiel ihm davon in Gegensätze. Meister und Mutter, Hilde und Gerda! Wo er sich fand, immer hielt er auf schwindelnder Brücke zwischen Licht und Finsternis, Gnade und Schuld. War hier ein Dom der Klarheit, des Friedens und reinen Tuns, lockte dort eine Burg der Abenteuer, dunkler Verschuldung, düster begehrlicher Geheimnisse. Gefangen, verhext und gebannt schien Erwin auf dieser Brücke hin und her zu irren, hier wie drüben als gleich angelockter Gast zu gelten.

Plötzlich ist Gerda verschwunden. Erwin erfährt, sie lebe in Frankfurt im Hause eines russischen Geigers, der mit geringer Habe den Bolschewisten entronnen sei. Nach langem Suchen findet er die glühend Geliebte, die Schülerin des Russen ist und zugleich dessen erblindete Mutter zu betreuen hat. Von dieser schwachen und ehrwürdigen Greisin aber erfährt Erwin die entscheidendste Einwirkung auf seine sich langsam von ihm ablösende Jugend. Denn in ihr erlebt er das furchtbare Gesicht des bolschewistischen Rußlands, das Grauen der Heimatlosigkeit, den Fluch des Verbrechens, begangen an Menschen, welche gleiche Sprache haben und einst auch gleichen Glauben hatten. Und als ein weitreichendes Sinnbild empfängt er aus den Händen der Blinden, der man den Mann und die Tochter zerrissen hat, ein uraltes hölzernes Christusbild, das eine treue Dienerin aus einer brennenden Kirche gerettet hat. Es wird später dem Grab des Vaters ein ernster Schmuck sein. Ihm aber, dem Sohn, ist es nun bewußt geworden, „was noch in Deutschland kommen wird, geht mich selber etwas an". Dann aber erfüllt sich Gerdas und Erwins Liebe in glühendem Glück. Als er sich von ihr trennt, von deren geheimnisvoll berauschendem und beunruhigendem Wesen er sich nie ganz zu lösen vermag, fühlt er, daß seine Kindheit zu Ende ist. Ehe die Geliebte mit ihrem Lehrer in die

Welt zeht, ein Opfer der Musik, wie der Lehrer sagt, kehrt sie noch einmal nach Würzburg zurück und spielt im Dom in einer Mozartmesse den Sopranpart. Dabei wird Erwin schließlich die Erkenntnis, „daß ihm Musik nur Traum werden sollte, daß er als schlichter Werkmann in ihrem Außendienst zu gelten habe". Und wieder ist ein Abschnitt des Weges, der Erwin vom Ufer seines Ich zu seinem Volk zu führen hat, zurückgelegt. Seine Lehrjahre sind zu Ende; die Wanderjahre führen ihn wie einst seinen Onkel Stefan nach Frankreich, wo er erst zum vollen Bewußtsein seiner völkischen Bindung und Verpflichtung erwachen wird.

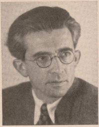
Pierre Alain lebt als tüchtiger Handwerker in einem hübschen französischen Städtchen und ist mit Jeanne Boissard, der Waise eines am Fort de Vaux gefallenen Soldaten, verlobt. Dieses Mädchen ist bestimmt, in Erwins Leben die letzten Klärungen und Entscheidungen herbeizuführen. Mit ihrer seltsam hinreißenden Beredsamkeit hatte sie einst zu Besuchern der Schlachtfelder von Verdun gesprochen, so daß ihr Name bald eine Berühmtheit über ganz Frankreich erhielt.

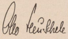
So kommt es, daß politische Gespräche und Gedanken in diesem Teil des Romans vorwiegen. Frankreich und Deutschland, nicht zwei Gegner, sondern schicksalhaft andersgeartete Länder und Völker, die nie mehr um territoriale Ansprüche willen die Waffen kreuzen sollten, das ist der Inhalt solcher Erörterungen. Sie fördern zugleich in Erwin die Erkenntnis, welche Macht der Begriff Vaterland besitzt, und lassen ihn Deutschland, das blutende und leidende Vaterland, aus der Ferne mit einer Liebe umfangen, deren er vordem noch nicht fähig sein konnte. Jetzt versteht er auch, was Gerdas Verlobten eine sichere Lebensstellung der Aufgabe, Deutschland zu sich selbst zu erwecken, hintansetzen ließ. Vor allem aber wird er sich jetzt dessen bewußt, welche Rolle sein Land in Europa zu versehen hat und wie sich deutsche Art aus Deutschlands Stellung als „ewige Brücke" zwischen West und Ost — daher der Titel des Buches — herausgebildet hat.

Als dann Jeanne in Reims eine Rede hält, durch die sie große Massen in leidenschaftliche Bewegung versetzt, sucht ihr Erwin für ihre Sendung die Idee einzugeben, für die Verständigung, die Versöhnung der beiden Völker ihre seltenen Kräfte aufzubieten. Wieder ist es die Liebe, die Erwin hinreißt. Hilde hatte sein Herz, Gerda sein Blut berührt, an Jeanne aber wendet sich sein ideentragender Wille. Sie ist es also, die ihn aus dem Bezirk seines Selbst herausgeführt hat. Und wenn sie schließlich auch zu ihrem Pierre ins bürgerlich bescheidene Leben zurücktritt, für Erwin war sie einmal entscheidend, die Französin als die glühende Patriotin für den in sich versponnenen und schwer von sich loskommenden Deutschen. Noch einmal kreuzt Gerda, unglücklich in Paris lebend, seinen Weg. Er fühlt eine Art Verpflichtung, sie zu retten; aber schließlich muß er sie verleugnen, um sich selbst zu retten für seine deutsche Aufgabe. Gerda nimmt sich das Leben. Das Schuldgefühl gegen sie drückt Erwin zwar tief zu Boden, aber sein Weg wird erst jetzt ganz frei.

Er kehrt zurück nach Deutschland, findet Hilde in der wundervollen Sicherheit ihrer Liebe und ihres Wesens wieder, trifft mit Hellmut, Gerdas Verlobtem, zusammen und hat damit die beiden Kräfte um sich versammelt, die sein inneres Dasein zur Klarheit führen werden. Gerda, Jeanne, die Musik waren Träume seiner nach geheimnisvoll erhöhtem Leben gierigen Seele. Hildes Liebe und Hellmuts Kampf um Deutschlands Erneuerung aber sind Wirklichkeiten. Ihnen gibt sich der Heimgekehrte hin. Und damit wird auch das oft getrübte Verhältnis zur Mutter herzlich und einfach. Nur das Gefühl der Schuld an Gerda beschattet sein Gemüt noch lange, bis ihn Hellmut nach seiner strengen, soldatischen Art, immer aufs Ganze gerichtet, aus seiner spießbürgerlich stickigen Alltagsmoral in die freie Luft des relativen Gewissens führt, dessen verbindliche Beziehung zum Subjekt er einmal burschikos so ausdrückt: „Die Kragennummer des Gewissens richtet sich stets nach der Handschuhnummer des dazugehörenden Willens."

Nun kann Erwin endlich von seiner Person die Brücke zum Herzen seines Volkes schlagen. Wieder stehen Geheimnisse um ihn: das Geheimnis Gottes, entstanden aus der Überfülle des Lichtes, und das Geheimnis des Vaterlandes, geboren aus der Bereitschaft, für seinen Bestand zu töten und zu sterben.





Otto Heuschele

Das Feuer in der Nacht

Von Otto Doderer

Unser Mitarbeiter Otto Heuschele, der mit der warmherzigen Innerlichkeit seines Schwabentums und einer ungewöhnlichen Belesenheit sich schon in zahlreichen Büchern zum Bannerträger unseres edelsten Kulturbesitzes gemacht hat, errichtet in den drei Erzählungen, die in dem Band „Das Feuer in der Nacht" vereinigt sind, ein Triptychon über dem Altar von Langemarck. Selbst zwar ein Angehöriger jener Generation, die während des Krieges erst dem Knabenalter entwuchs, wird er zum Hüter des Vermächtnisses seiner um wenige Jahre älteren Jugendgefährten, jener in heldischem Idealismus entflammten Jünglinge, die am 11. November 1914 mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in den Tod für das Vaterland gingen.

Von Heuscheles früheren Werken nennen wir in diesem Zusammenhang die beiden Gedichtbücher „Groß war die Nacht" und „Licht überm Land" und den Essayband „Das kleine Tagebuch" (vgl. „Weltstimmen" Jg. 1936, S. 407 f.). Dem Genius des Soldatentums hat der Dichter nicht nur in seinem neuen Erzählungsbande und in der soeben erschienenen Novelle „Scharnhorsts letzte Fahrt" gehuldigt, sondern vor allem auch in der schönen Sammlung der „Deutschen Soldatenbriefe".

Mit dem Feuer in der Nacht ist in diesem Buch der in aller Verdunklung der Kriegsjahre und der Notzeit nach dem Krieg emporlodernde Geist der völkischen Gemeinschaft und Einsatzbereitschaft gemeint. Durch ein schönes Gleichnis wird der sinnbildliche Titel gedeutet: Da verirrt sich ein Junge in einer Gewitternacht vor dem Krieg.

Er konnte nur auf einem schmalen Fußpfad zwischen den rauschenden Ährenfeldern hügelabwärts laufen, einem kleinen verglimmenden Feuerschein zu. ... Den erreichte er, und daneben stand ein Zelt, in dem er Stimmen hörte. Als er hergelaufen kam, wurde die Zeltbahn zurückgeschlagen, er sah zwei junge Menschen, etwas jünger als er selbst, im Zelte sitzen, als sei draußen kein Unwetter, als zuckten keine Blitze rot vom schwarzblauen Himmel und rollten keine Donner durch die Nacht. Sie ließen ihn eintreten, wie man einen Kameraden empfängt. Es war nichts Fremdes zwischen ihnen und ihm ..."

Er wird vertraut mit den beiden Jünglingen und erfährt:

Das war also das Leben ... ein anderes Leben als das seine ... Die liebten die Natur wie er, die liebten die Landschaften und die alten Städte wie er, die liebten auch die Dichter und wußten um die großen Stunden des Volkes wie er ... aber sie waren beim Leben, sie waren drinnen und er stand draußen.

Er vergißt die Begegnung nie, und später schreibt er einmal seiner Mutter aus dem Feld:

„Die haben mich immer wieder an das Leben erinnert. Sie haben mich gerufen, aber ich war noch nicht stark genug, um zu folgen. Als ich mich aber freiwillig meldete im August, da waren sie es, die mich stark genug machten ... und hier sind ihrer Hunderttausende ... und das ist gut so."

Seine Mutter aber, die diesen Sohn hingeben muß, erkennt dann:

Wenn plötzlich für einen Menschen ein Feuer in der Nacht brennt, so ist das sicher ein Feuer, in dessen Nähe Gott wartet. Wenn aber plötzlich für ganze Völker die Feuer brennen, so müssen eben die Völker warten, was Gott ihnen zu sagen hat.

Schon diese Sätze sind kennzeichnend für die geistige Grundhaltung, für den Zug der Religiosität, für die lyrische Steigerung des Gefühls. Immer wieder erscheint die Gestalt des einsamen, asozialen jungen Menschen, des romantischen Träumers und Sonderlings, der in die Ganzheit des Lebens hineindrängt, der in einer übermäßigen Einschätzung des literarisch Bildungsmäßigen einseitig hinter Büchern Geist und Seele bereichert — bis ihn der große Aufbruch der Nation dazu führt, sie auch in Tat und Leben durch Gefahr und Tod zu bewähren.

In der ersten Erzählung der Trilogie, „Christian der Freund" geht es um einen jungen Arbeiter. In einem Dorf ist er aufgewachsen, als Sohn eines Tagelöhners; es hat ihn niemand angeleitet und sich um seine Begabung gekümmert. Gleich nach der Konfirmation kommt er in die Stadt und lebt dort, nach dem Erhabenen trachtend, verlassen unter seinen Arbeitskameraden. Aber dann in den Tagen der Mobilmachung, als er „vor dem Schloß unter den Tausenden von Menschen stand und mit ihnen entblößten Hauptes das Vaterlandslied sang, da wußte er, daß er nun eingehen würde in die große Kameradschaft aller deutschen Menschen". Aus dieser Kameradschaft tritt ihm einer nahe, der aus einer ganz anderen Bildungsschicht kommt, ein Primaner, Sohn eines Regierungsrates; auch bei ihm war „viel, zu vieles vielleicht . . . Sehnsucht geblieben". Die beiden sind in der gleichen Kompanie während der Ausbildung und stehen nebeneinander an der Front, sie vollbringen gemeinsame Heldentaten, man kennt sie als die Unzertrennlichen. Sie haben sich verbrüdert durch die gleiche Richtung ihrer geistigen Bedürfnisse und halten sich unverbrüchliche Treue über den Tod hinaus, denn Christian stirbt draußen vor dem Feind, während Franz in der Heimat im Lazarett ist. Zwar klagt sich Franz an, den Freund mit seinen Gedanken verlassen und ihn dem Tod überlassen zu haben, weil Christian durch Franzens Liebe zu einem Mädchen zurückgedrängt worden war. Aber der Tote wirkt weiter in Franz, und auch seine Braut erkannte das nicht nur, „weil oft von ihm die Rede war, sondern sie spürte es aus seiner Haltung. Sie fühlte, daß der andere der Stärkere, der Gesündere, der Ursprünglichere in ihm war".

Läßt sich in dieser Geschichte einer Freundschaft ein Beispiel erkennen von der Überbrückung der Klassengegensätze durch die Gemeinschaft im Geiste, so versucht Heuschele in der dritten Erzählung des Buches, „Die Nacht an der Grenze", die auch wieder die Geschichte einer Freundschaft ist, das Wesen des Führertums zu zeigen, in der Verbindung eines Mannes der soldatischen Pflicht und eines den ganzen Menschen fordernden Dienstes mit einem Mann, der „für eine Erneuerung des deutschen Lebens und des deutschen Geistes durch eine Erneuerung von der Seele her kämpfte." Nicht zufällig ist es ein Erlebnis an der Grenze, von dem die Erzählung ausgeht, denn, so heißt es: „Sieh dir doch die wenigen Köpfe an, auf die es heute noch ankommt. Es sind meist Grenzmenschen, Grenzmenschen auch jene im Ausland lebenden Deutschen. Die scheinen von dem Wunder schon berührt zu sein. Sie allein haben das neue Wehen schon verspürt, vergessen wir das nicht. Sie, und alle die, die einst an den Grenzen kämpften."

Auch diesmal ist der Held ein einsamer: „seine Freunde und Begleiter waren viel mehr die großen Toten vergangener Zeiten als die Lebenden um ihn". Ein Kerker war sein Leben, „das noch nicht zum wirklichen Leben geworden war, das ein Leben war zwischen Traum und Tat, ein Leben ohne Entscheidung". Er ist ein Dichter, aber einer, der nach dem Zusammenbruch des Reiches sich das Ziel steckte, „die Schuld zu sühnen, das Reich zu retten". Ein Ereignis in einem Dorfgasthaus an der Grenze wirft ihm die Entscheidung zu. Er wird dort Zeuge beim Selbstmord eines jungen Offiziers, der in der Nachkriegszeit an seinen Aufgaben verzweifelt. Der Dichter tritt an dessen Stelle, wird der Freund des älteren Offiziers, der mit dem Toten seinen Jünger verloren hat. Der Hauptmann, eine echte Führernatur, sagt ihm einmal: „Wir gehören zusammen, Sie und ich, der Dichter und der Offizier. Und wenn wir uns jetzt fanden, so kann das kein Zufall sein; unser beider Leben, unser beider Sehnsucht, die Ihrige nach dem tathaften Leben, die meinige nach der Kraft über das Wort, werden diese Begegnung herbeigerufen haben." So geht er hinaus in das Volk, spricht in öffentlichen Versammlungen, wird ein Erwecker, ein Entzünder nach der Weisung des Hauptmanns:

> „Unser Beruf ist es, aus Männern Soldaten zu machen. Aber es muß unsre Berufung sein, diese Soldaten zum Kern einer Nation zu machen. Das aber geschieht nur, indem wir in die wehrhaften Körper wehrhafte Herzen schaffen."

Der dichterisch schönste Teil der Trilogie ist die mittlere Erzählung, „Das Feuer in der Nacht", die auch dem ganzen Buch den Titel gegeben hat. Er zeichnet das Bildnis einer hochherzigen deutschen Frau

und Mutter und ihr stolzes, stilles Heldentum. Sie hat ihren einzigen Sohn bei Langemarck hingeben müssen. Sie fühlt es über die Ferne hinweg, ohne daß sie die Nachricht schon erreicht haben könnte.

Wenn einer allein in der Nacht durch den Wald geht, der singt wohl, weil er sich fürchtet. Aber die blonde stille Frau, die jetzt vom Tisch aufsteht und die elektrische Birne löscht, weil die zu grell ist für diese Stunde, die Frau, die jetzt die drei roten Kerzen des silbernen Leuchters anzündet, die wird wohl für lange wie durch einen tiefen dunklen Wald gehen müssen. Sie hat die Zeilen des deutschen Heeresberichtes gelesen, Wort für Wort . . . zweimal, dreimal . . . dann ist sie aufgestanden, hat das Fenster geöffnet, zu laufchen, ob nicht doch irgendwo gesungen wird. Aber da ist nur der Brunnen gelaufen. Sie hat das Fenster wieder geschlossen. Und dann hat sie alles gewußt. Anna Maria, die schmale, zarte Frau, hat gewußt, daß ihr Sohn Hansgeorg draußen in Flandern gefallen ist. Fragt nicht, woher sie das weiß. Eine Mutter, wie sie, weiß das . . ., sie fühlt das, da gibt es Wege von Seele zu Seele und von Herz zu Herz, auf denen geht Botschaft hin und wieder.

Sie spricht mit niemand über die schreckliche Gewißheit ihrer Ahnung. Aber in einem Lazarett, in dem sie die eben aus der Schlacht gekommenen Verwundeten aufsucht, sagt sie zu einem Soldaten, der sie nach ihrem Sohn fragt: „Er wird immer leben, auch wenn er starb." Und sie geht nun häufig zu der Gärtnersfrau, deren Sohn schon draußen begraben ist, „weil doch auch die Mütter der Toten Kameraden sind im Schicksal". Als dann nach Tagen wirklich die Botschaft gekommen ist, will der Pfarrer sie trösten, aber er ist verwundert über ihre Ruhe und Sicherheit. „Er denkt, so hätte eine Griechin sein können, wenn ihr Sohn bei Salamis gestorben wäre . . . er wünscht, sie hätte mehr Demut vor Gott. Aber sie weiß um Gottes Willen und um die Wege, die er wählt."

Sie flüchtet nicht in ihre Trauer, sie sucht Pflichten, ein neues Leben, das vor den Augen ihres durch den Tod geheiligten Sohnes zu bestehen vermag. „Sie kann nicht ein Gewehr nehmen und nach Flandern gehen, um in die Lücke zu treten, die Hansgeorg gelassen hat, aber sie muß irgendwo zugreifen, wo Hilfe not ist." Sie packt an, wo sie vermag, hilft einem alten Mann, dessen Söhne im Feld stehen, auf den Äckern und im Weinberg, hilft den Gärtnersleuten.

Sie wird müde werden, und das wird gut sein . . . das tut wohl. Aber sie erfährt hier etwas, auf das sie lange gewartet hat . . . etwas, das in keinem Buch zu lesen steht, das man nicht hört, wenn man mit den Frauen von Stand spricht . . . Nein, was sie hier erfährt, das ist etwas, das man nicht mit dem Verstand erfassen und durch die Vernunft erklären kann. Das liegt weit draußen, dort, wo man nur durch Liebe und Opfer hinkommt; dort, wo man sich selbst gibt.

Dann fühlt sich die zarte Frau stark genug, um sich als Pflegerin für ein Feldlazarett ausbilden zu lassen. „Nur dort, wo gekämpft und gelitten wird, will sie noch stehen. Sie muß tun, was in ihrer Kraft ist, um so Vieles, was nicht zum Rechten steht, zurecht zu bringen." Und als schließlich das düstere Ende des Krieges gekommen ist, zieht sie mit dem deutschen Heer zurück in die Heimat.

Das Haar der blonden Frau war in diesen Wochen völlig weiß geworden. Aber keine Schwäche bedrückte sie, und ihr Herz war wach geblieben auch in der tiefen Finsternis. Manch einer hat sie in diesen Tagen des deutschen Rückmarsches gesehen, wie sie unnahbar und fern, groß und doch voll einer seltenen Güte voll, zugriff, wo immer für sie Arbeit war. Aber nicht allein durch ihr förderndes Wirken half sie vielen; mehr gab sie ihnen noch mit dem, was sie war: mit dem Adel ihres Wesens. Viele sahen in ihr Antlitz und fühlten etwas von diesen Zügen ausgehen, das über alle Begriffe und alles der Vernunft Erreichbare hinausging. Sie zogen leichter weiter. Es war ihnen, sie hätten in finstrer Nacht ein wenig Licht gesehen. In diesen Stunden wußte die Frau, daß sie nicht vergeblich gelebt hatte, daß der Sinn ihres Lebens erfüllt war.

So wird mit priesterlicher Feierlichkeit um den Raum dieses Buches ein Fries mit edlen Gestalten vor uns enthüllt, und den geradezu jünglinghaften Schwung der Gedanken verklärt eine ungewöhnliche sittliche Reinheit.

Margarete Kurlbaum-Siebert / Der Richter

Von Käthe Lambert

Margarete Kurlbaum-Siebert, durch ihre historischen Romane großen Stils bereits bekanntgeworden, schenkt uns mit diesem neuen Buch, in dem sie zwar nur das Schicksal eines Ehepaares darstellt, doch wiederum ein Zeitgemälde — das der Nachkriegszeit mit ihren sozialen und gesellschaftlichen Widerständen und Konflikten, mit ihrer tief in das persönliche Leben und Empfinden eingreifenden Zersetzung und Gefährdung der bestehenden Werte, mit ihrer überspitzten Empfindsamkeit und der skrupellosen Sucht nach Vorteil und eigensüchtigem Erfolg.

Im harten Gang der Geschehnisse steht ein junger Richter, einstiger Frontkämpfer, der Erbe einer alten geistigen Tradition. Leidenschaftliche Hingabe an seinen Beruf läßt ihn sein verantwortungsvolles Amt ernst, gewissenhaft und bis in die letzte Faser seines Wesens hinein pflichtbewußt führen. Mutter und Schwester, zurückhaltend und von innerem Wert erfüllt, geben ihm die notwendige Umfriedung des eigenen Heims. Mit ruhigen und zielbewußten Schritten geht der Richter Walter Justin, zuverlässig und hochbegabt, seinen Weg. Erfolg und Aufstieg bedeuten ihm nur selbstverständliche, durch Arbeit und Verdienst erworbene Etappen seiner Laufbahn.

Es mutet symbolisch an, daß Justin eines Abends auf der Landstraße ein blutjunges, bildschönes und schwerreiches Mädchen vor ihrem Auto mit leerem Benzintank trifft: ein kluges und vorwitziges Persönchen, bei allem Selbstbewußtsein unausgeglichen, trotz Abitur und Griechisch von kindhafter Neugier und überspannter, spielerischer Phantasie, ganz ein Geschöpf ihrer Generation, das das Geld seiner reich gewordenen Eltern mit vollen Händen in die Welt streut, aber sich dieser Eltern schämt und ihr Geld verachtet.

In diesem Mädchen Etta und im Richter Justin treffen sich zwei Extreme. Aber der überwältigende Liebessturm, der die beiden zusammenreißt und auch äußerlich in der Ehe verbindet, überbrückt jeden Gegensatz oder überfetzt ihn in das unerschöpfliche Wechselspiel des gegenseitigen Ineinanderdringens. Hinzu kommt für Ettas Zärtlichkeitsbedürfnis die Ekstase der Erwartung ihres ersten Kindes. Aber das Kind stirbt vor der Geburt, und die junge, für lange Zeit seelisch und körperlich schwer erschütterte Frau gerät bis an den Rand unheilbarer Schwermut, zumal die Aussicht auf eine zweite Mutterschaft in weite Ferne gerückt ist. Walter Justins Liebe und kluge Beredsamkeit führen sie zwar wieder in das Leben zurück — aber dieses Leben hat irgendwo eine Leere, die nun die Frau durch eine fiebernde Sucht nach Geselligkeit, landläufige soziale Fürsorge und andere Dinge auszufüllen sucht, zumal der Mann, inzwischen Landgerichtsrat geworden, von seinem Beruf vollkommen in Anspruch genommen ist und die Ehegatten einander nur wenig sehen.

In der Stadt, in der sie leben, ist ein ganzes Viertel abgebrannt, das Elendsquartier des Proletariats der Nachkriegszeit, zugleich ein Sodom und Gomorra der Unsauberkeit und Unmoral. Als Brandstifter wird ein alter, verbissener, nicht gerade gut beleumundeter Mann gestellt, der bei dieser Gelegenheit auch seine frühere Geliebte, die ihm im Wege stand, um die Ecke brachte. Justin führt die Untersuchung, der Alte leugnet trotz aller Indizien hartnäckig. Eines Tages erhängt er sich in seiner Zelle, und die Aufdeckung der Brandstiftung bleibt ungeklärt.

Dieser Fall, den Justin nicht meistern konnte, beschäftigt ihn bis zu Gewissensskrupeln. Aber die Brandstiftung zieht Folgen nach sich, die sie geradezu segensreich erscheinen lassen. Längst war dieses alte Elendsviertel überfällig. Immer wieder wurde auf ihre Baufälligkeit und die unzulänglichen Wohnbedingungen hingewiesen — immer ohne Erfolg. Erst der Brand eröffnet dem Bürgermeister die Möglichkeit, mit städtischen Geldern, reichen Schenkungen und einer großen Staatsbeihilfe auf den rauchenden Trümmern einen großzügigen Bauplan zu verwirklichen. An der Seite des Bürgermeisters steht sein findiger, ihn vergötternder Baumeister.

Es ist selbstverständlich, daß zwei so hervorstechende Persönlichkeiten wie der Bürgermeister und der Landgerichtsrat Justin sich treffen

müssen. Wiederum begegnen sich zwei Extreme, aber dieses Mal überbrückt sie nicht die Liebe, sondern vertieft sie Feindschaft und eisigen Haß. Justin entstammt einem alten Juristengeschlecht. Innere Vornehmheit, Beamtentreue, ein Lebensstil, wie er nur aus der Kultur einer langen Geschlechterreihe erwächst, sind ihm Bestandteile seiner Persönlichkeit geworden. Enttäuschung über ein entgöttertes Deutschland, Erkenntnis der Unzulänglichkeit des gegenwärtigen Systems leiten ihn zur neuen Bewegung über, deren Flammenzeichen schon den Horizont erhellen.

Der Bürgermeister Schmidt aber ist ein Schusterssohn, der die Armut des Elternhauses verachtet. Mit zäher Energie und Geschicklichkeit hat er sich emporgearbeitet; die Strömungen der Zeit waren ihm günstig, als Anhänger einer bestimmten politischen Richtung genießt er Ansehen und Ruf. Durch den Neubau des abgebrannten Stadtviertels will er sich höchste Anerkennung — und den Ministerposten sichern.

Schmidts ganze Art, die betonte Eleganz des Anzugs, die seine vulgäre Grobheit nicht verkleidet, der mißachtende Spott über Dinge, die Justin heilig sind, das selbstgefällige Auftreten des Emporkömmlings widert Justin an. Als Schmidt gar noch den Beruf Justins, der diesem eine Lebensaufgabe bedeutet, mit dünkelhaftem Spott herabzusetzen sucht, setzt sich bei ihm das Gefühl einer unbedingten Ablehnung fest. Es wird verstärkt durch die Unmöglichkeit, Frau Etta aus dem gesellschaftlichen Verkehr mit diesem Manne zu ziehen. Ettas Geld, ihre häusliche Einsamkeit und Leere, ihr lebhaftes Temperament, das nach Taten durstig ist, machen sie bald zu einer unermüdlichen und unentbehrlichen Stütze des Bürgermeisters in allen sozialen und gesellschaftlichen Angelegenheiten. Wahrscheinlich kommt sie mehr mit ihm zusammen, als ihr Mann weiß. Justin sitzt tage- und nächtelang über seinen Akten. Frau Ettas wachsende Vereinsamung erkennt er kaum, oder er sieht sie als eine Gegebenheit an, mit der sich eine Juristenfrau abzufinden hat.

Die schöne Gemeinsamkeit des Ehepaares gerät in eine sich immer tragischer zuspitzende Gefahr, die den Konflikt in dem Augenblick auslöst, als es Justin gelungen ist, einen aufkeimenden Verdacht bestätigt zu sehen. Weitere Nachforschungen, Beobachtungen und geglückte Kombinationen schließen den Ring: das Unfaßbare, kaum Glaubhafte wird zur Gewißheit: nicht der Erhängte ist der Brandstifter — der hochgeehrte Bürgermeister, der untadelhafte und energievolle Herr Schmidt selbst ist — der Täter! Der Neubau eines Stadtviertels war seinen ehrgeizigen Plänen eine dringende Notwendigkeit, er erzwang ihn sich auf Kosten der alten Baracken, an die er selbst den Zunder legte. Drei Menschenleben gingen dabei zugrunde. Aber über ihrer Asche erheben sich bereits die Grundmauern des neuen Stadtteils, der vielen Menschen ein menschenwürdiges Dasein verspricht. Unter diesem Vorbehalt sehen alle die Sachlage an, denen Justin über seine Ermittlungen Bericht erstattet. Man will höheren Ortes nichts mit der Sache zu tun haben, man rät Justin sogar dringend davon ab, entscheidende Schritte gegen den Bürgermeister zu unternehmen. Aber „Brandstifter bleibt Brandstifter!" beharrt der Landgerichtsrat — und also müsse auch ein Bürgermeister an das Zuchthaus glauben! Verwechselt der Herr Landgerichtsrat Justin hier sein eigenes richterliches, unbeirrbares Gewissen mit der feindseligen Nachsucht des Mannes, der den Nebenbuhler stürzen will? Weiß er noch, wo der schattenschmale Grenzstrich zwischen Pflicht und Haß sich auflöst? Wo der Vernichtungswille sich mit der Objektivität des Richters tarnt?

Wird ihm der eigentliche Antrieb seiner Handlungsweise in jener Stunde klar, da er über den andern Mann die Schlinge zuzieht und über dem sich bis zum äußersten erniedrigenden Delinquenten der gnadelose Sieger bleibt?

Aber diese Stunde des haßgetränkten bitteren Triumphes trägt ihr eigenes Verhängnis in das Leben Justins: Etta, seine Frau, die ihn vergeblich um Milde für den Bürgermeister bat, flieht mit dem Angegriffenen über die Grenze.

Der Einschnitt ist furchtbar. Walter Justin, in der richterlichen Laufbahn weitersteigend, wird innerlich ein vor der Zeit gealterter einsamer Mann. Namenlose Liebe zu der Frau, die ihn verließ, spürt ihr nicht nach,

verfolgt sie nicht, sondern läßt ihr die Freiheit, die sie sich erzwang und sichert sie damit auch ihrem flüchtigen Entführer.

In der Stille der Entsagung lernt Justin Etta anders sehen und begreifen: nicht nur als das Geschöpf ihrer Generation, die sich „ausleben" wollte und aus der Leidenschaft ein Gesellschaftsspiel machte; er sieht sie nun als die Frau, die einsam war, die litt, weil er sich ihr versagte, deren Leben leer und unausgefüllt blieb. Er hatte seinen Beruf, ihr war der ihre genommen: Mutter zu sein. Hatte er sich nicht wie Marmor vor ihr verhärtet? Immer mehr gelangt er dahin, ihre Flucht von ihm nicht in der Liebe zum andern, sondern in einem geheimen Gesetz von Sühne zu suchen, die seiner Schuld an ihr auferlegt wurde.

Die innere Wandlung verstärkt das Maß seiner Liebe zu ihr zu unzerbrechlichem Kristall. Als sie sich nach mehr als zwei Jahren wiedersehen, erkennen sie hinter den verklungenen Irrtümern und hinter der gewesenen Schuld: ihre Herzen gehören zueinander und haben sich im tiefsten Grunde nie getrennt. Als innerlich gereifte und geprüfte Menschen reichen sie sich noch einmal die Hand, um auf einem neuen Grund ein neues Leben aufzubauen: „Vieles würde nicht leicht sein. Nichts ist zurückzunehmen. Aber sie würden jetzt auch das Schwerste bejahend überwinden . . ."

Aus dem Leben der Bühne



Aufn. Clausen

Bühnenbild aus Fr. Rehbergs „Friedrich I." im Deutschen Theater Berlin.
Erika Ziha als Sophie-Luise, Theodor Loos als Friedrich I.

Hermann Stahl

Traum der Erde

Von Otto Doderer

Unter dem Titel „Traum der Erde" hat ein neuer Dichter seinen ersten Roman vorgelegt. Hermann Stahl ist den Weg vom Maler zum Dichter gegangen. Einband und Schutzumschlag des Buches sind von ihm selbst gezeichnet. Es könnte sein, daß er mit dem liebend, verzichtend und klärend in die Handlung des Romans hineingezogenen Lehrer sich selbst an den Rand gemalt hat, wie es die Maler im Mittelalter auf ihren Bildern zu tun pflegten. Seine Landschaft ist die weite hessische Ebene und der herbe Westerwald. Seine Art der Zusammenschau der Dinge verwandelt sie jedoch, das Dorf, die Wälder, die jungen und die gealterten Menschen, die Tiere, selbst eine Bahnfahrt, zu etwas Urtümlichen, Mythischen. Nicht von ungefähr ist dem Buch ein Wort des großen deutschen Mystikers Meister Eckehart vorangestellt.

Das unerfahrene, noch nicht achtzehnjährige Mädchen Mana kommt aus der Stadt zu einer Tante auf dem Lande zu Besuch. In den Gefühlsverwirrungen des Frühlings wird hier Mana von einem gleichaltrigen Burschen verführt. Als sie ihm nach einiger Zeit gestehen muß, daß sie ein Kind bekommen wird, läßt er sie achselzuckend allein, und in ihrer Scham vermag sie es sonst niemand zu sagen. Schließlich flieht sie aus dem Hause und findet Zuflucht bei einem greisen Einsiedler, der als ein heilender Helfer aller, die in Not zu ihm kommen, in einer Waldhütte haust. Er unterweist sie in den natürlichen sittlichen Gesetzen des Daseins und verleiht ihr den Mut und die Stärke, ihr Schicksal zu tragen. Die Jahreszeiten sind über die Erde hingegangen, es ist Herbst geworden, als sie tapfer und ruhig zurückkehrt — ein Teil des wirkenden Seins der Erde, hinabgestiegen zu den Müttern im Goetheschen Sinn —, den Geliebten als ernst gewordenen, verantwortlich denkenden Mann wiederfindet und ringsum willige Helfer trifft.

Das ist die einfache Handlung des Buches. Aber wie diese Mutterschaft im Kreislauf des Jahres allmählich heranreift, wie in diesem schweren Lehrjahr eines heldischen Frauenlebens die Zusammenkünfte der Liebenden, ihre Gespräche, Eifersüchteleien, Entfremdungen und Wiederannäherungen verlaufen, wie das Mädchen einsam und führungslos alles mit sich selbst abmacht und zum Weibe heranwächst — alles dies wird mit einer bewundernswerten Genauigkeit und Schonungslosigkeit aufgezeichnet. Hinter der schlichten Handlung tut sich ein Abgrund auf der inbrünstigen Versenkung in die Fülle einer inneren Welt, voll Wissen um die Schöpfungskräfte und die Geheimnisse des Herzens. Am Anfang sagt die Tante einmal zu Mana: „Du kommst aus der Stadt und bist blind. Deine Augen sind nicht an die Welt gewöhnt." Und als Mana einwendet: „Du sprichst, als wären wir dumm in der Stadt", erwidert die Tante: „Ihr seid nicht dumm. Aber da kannst du die Welt nicht lernen, diese Welt, hier — die Welt! Wenn du länger bei mir bist, wirst du alles wissen." Wir lernen diese Welt mit Mana kennen, wir durchleben ihre Erfahrungen, und schließlich ist uns zumute wie ihr, von der es heißt: „Eine Ergriffenheit bemächtigte sich Manas, wuchs schwer über sie hin und stand in ihr mit tiefer Macht, und war eine schöne Ehrfurcht und Verwunderung vor dem Leben. Und wieder war ihr zumute, als stünde sie davor, außerhalb allen Lebens, und doch zugleich ganz tief in ihm geborgen, als wohne in ihr selbst eine ungeheure Macht, und als beherrsche sie alle Dinge in einem Begreifen, das alle Dinge umfaßte und aller Dinge Bruder war. Und so, als wäre sie selbst gar nicht zu trennen von den Dingen, als stünde sie vor ihnen und in ihnen zugleich, in einer tiefen, heiteren Eintracht und zeitlosen, endgültigen Ruhe." Aus dem Schicksal Manas aber erfahren wir etwas, was der Lehrer einmal mit folgenden Worten ausspricht: „Wir sind klein, in uns, aber wir können auch größer sein, wenn wir die Kraft dazu haben. Wir

haben diese Kraft, wenn wir sie haben wollen. Das Wollen ist alle Kraft, alle Kraft vorausgenommen."

Mana ist von Haus aus ein verträumtes, verschlossenes junges Ding, das einzige Kind ihrer Eltern, ein Alleinkind, durch vorgeburtliche Ereignisse belastet. Diese kleine Mana also wird gleich bei ihrem ersten Gang ins Dorf von einem Burschen belästigt, der an einem Gartentor steht. „Er sah Mana entgegen. Als sie nahe vor ihm war, lachte er. Er schlug die Beine übereinander und rauchte aus einer kleinen braunen Pfeife giftigen Tabak, er blies Ringe in die Luft. Als Mana an ihm vorüberging, blies er ihr den Rauch gegen das Gesicht." Sie kümmert sich nicht um ihn, er kommt ihr nachgelaufen, fragt sie unverschämt, wohin sie gehe, und redet sie mit „du" an. „Frecher Kerl", denkt sie, schweigt auf seine Fragen und wirft ihm nur einmal ein patziges Wort hin. Sie rennt ihm davon und ärgert sich, daß sie ihm überhaupt geantwortet hatte.

Am nächsten Abend sieht sie ihn auf einem Fahrrad auf der Brücke über den Bach neben dem Haus der Tante. Er klingelt mit der Fahrradschelle, lehnt sich gegen die Brückenmauer und lacht zu Mana hin. Da wird sie von der Tante ins Haus gerufen. „Es ist Albus", sagt die Tante beim Abendessen, „hüte dich vor ihm." „Er hat mir nichts getan", antwortet Mana. Nun kommt er Abend für Abend in die Nähe des Hauses auf seinem Fahrrad; wenn sie von ihren Spaziergängen kommt, ist er plötzlich neben ihr. So sehr sie ihm auch anfangs widerstrebt, so wird sie doch schließlich dazu verlockt, sich mit ihm zu verabreden. „Ich will doch einmal wissen, was er mir zu sagen hat", meint sie. Sie gehen zu einer Bank unter den Tannen. „Über den Tannen stand dunkler, grün schimmernder Himmel — wie wenn man ihn durch einen grünen Glasscherben betrachtet. Der letzte zage Lufthauch hatte sich gelegt. Mana horchte. Albus sah sie an, er lächelte. Sie war still. Sie regte sich nicht. Als er sie ansah, sah er in ihren Augen Tränen. ‚Wie heißen Sie?' fragte er leise und griff nach ihrer Hand. Es dauerte ein paar Herzschläge lang, bis sie ihm die Hand entzog. ‚Bitte', wiederholte er, ‚wie heißen Sie?' ‚Mana', sagte sie, nun lächelte sie." Von nun an treffen sie sich täglich. Die Tante sagt von Albus, er sei „ein Hospes": „ein Schludrian, ein Überall und Nirgends, ein Luftikus, ein Verlaufener, ein windiger Gast, ein Untraulicher". Mana aber weiß später, als sie an ihre Zusammenkünfte zurückdenkt: „Er war so selbstverständlich. Wo er ruhig vor etwas stand, begann ich zu zittern und zu weinen." Mana scheut sich, ihre Erlebnisse einem Erwachsenen anzuvertrauen. „Die Alten verstehen uns nicht", denkt sie, „sie vergessen, wie es war, als sie jung waren." Sie irrt, denn es ist wohl so, wie es der schwerhörige und für die inneren Regungen so feinhörige Schmied ausdrückt, als er seine Tochter anschnaubt: „Ich will dir was sagen, ihr habt kein Vertrauen zu uns Alten. Herrjemineh! Sind wir denn so alt!" Einmal fragt Mana den weisen und gütigen Daniel, den Einsiedler, in seiner Waldhütte: „Könnten nicht alle den Nachkommen sagen, wie sie zu gehen haben?" „Könnten", sagt Daniel. „Aber es ist nicht so, daß alle Menschen ihre Wege mit den Augen suchen. Viele stolpern nur im Kreis rundum und gehen wie blind. Denn es ist so, daß nicht vor allen Menschen das Große sich zeigt und an ihr Herz rührt und sich ihnen geben kann. Denn in solchen Herzen ist zu viel anderes, Zufall, Verworrenheit und Leere. Die Leere aber ist etwas, in das nichts eindringen kann, sie steht völlig in sich selbst, völlige Leere."

Als Mana sich Albus geschenkt hat und ihn flüsternd fragt: „Liebst du mich?" lacht er ein wenig und wird mißmutig, weil sie weint. Nun denkt sie zuweilen: „Ich habe mich getäuscht und erkenne es nun. Ich liebe ihn noch, es ist wie früher, aber ich habe mich getäuscht." Nach einiger Zeit muß sie ihm sagen, daß sie sich Mutter fühlt. „Er starrte sie an. — ‚Das ist nicht wahr!' rief er rasch. — Mana schwieg. — ‚Das kann nicht sein!' rief er. ‚Du träumst!' — Er schüttelte sie. — ‚Laß los', sagte sie. — ‚Das meinst du ja nur, sagte er. — ‚Es ist längst über die Zeit', antwortete sie. — ‚Ach was', rief er, ‚das meinst du!' — Sie schwieg und sah an ihm vorbei. — ‚Ich muß heim', sagte er. — ‚Ja.' Sie nickte vor sich hin. — Er lachte, dann ging er seitab durch die Tannen davon." Sie ist ihm entrückt, seitdem sie das Kind unter dem Herzen trägt. „Du bist so armselig", sagt sie einmal erzürnt zu ihm, ein anderes Mal gar: „Ich hasse dich", und

zur Freundin sagt sie: „Er ist nicht wichtig. Er ist wirklich nicht wichtig . . . Aber ich weiß es nicht zu erklären." Ihr Weg ist fortan: „Geschehenes tragen, sich mit ihm abfinden." Aber es ist entsetzlich schwer, ganz allein dies alles zu tragen. Der einzige Mensch, dem sie sich in einem der erschütternden Augenblicke des Buches mitteilt, ist nun Henrike, die kraftvolle Schmiedstochter, die ihre Widersacherin ist, weil auch sie Albus liebt. „Da nahm Mana Henrikes Hände, die in das Halstuch eingebettet waren, so ungestüm, daß Henrike noch schwerer erschrak, und legte sie auf ihren Leib und sagte: ‚Versteh, Henrike.' Sie mußte das sehr laut gesagt haben, oder sie mußte das kaum hörbar geflüstert haben, sie hatten nie zuvor die Stille so gehört, die um sie stand, und beide glaubten sie, das eine müsse den Herzschlag des anderen hören, so schlug ihnen das Herz, einer jeden für sich."

Als der alte Daniel sie nach ihrer Flucht schlafend aufgefunden und in seine Hütte gebracht hat, sagt er zu ihr: „Von nun an kannst du ohne Furcht sein. An die anderen Tage sollst du nicht denken. Warte auf deine Zeit. Wir werden alles richtig machen, wenn die Zeit da ist." Sie lernt bei ihm, daß sie sich stellen muß und versuchen, klar ihre Strecke zu gehen, da sie sie erkannte. „Ich habe sie erkannt", weiß sie eines Tages. „Das ist schwer. Das Einfache ist schwer . . . Ja, was ist schwer? Das Jasagen, das Sichfügen. Immer weinte ich in meiner Dunkelheit und wußte nicht, daß Weinen nur ein Beharren in der Hilflosigkeit ist, ein Müdesein, ja sogar: ein gar nichts anderes Seinwollen als müde. O Eitelkeit! Denn eitel ist das Weinen, aber das Kämpfen ist bescheiden." Es ergeht ihr wie Daniel, der von sich sagen kann: „Ich bin durch das Leid gegangen, um froh zu werden." Ihr ganzes Wesen klärt sich, sie wandelt sich von Grund auf. „Ich war wie in einem Glashaus, daheim. Für mich selbst hatte ich keinen Willen und keinen Gedanken, ich tat, was mir gesagt wurde. Ich war kein Ichselbst . . . Früher war mir alles fremd und so weit von mir ab. Heute, wie soll ich es sagen, bin ich doch dabei!" Sie hat keine Angst mehr und bringt keine Traurigkeit mehr. „Traurigkeit, das ist nur Angst." Durch Daniel wird sie ermahnt: „Dein Kind ist nicht dein Kind allein. Du mußt zu deiner Liebe zurückkehren und sie wiederfinden." Sie hatte das schon vorher gefühlt. Albus „hatte sie schlecht behandelt, weil er jung und so dumm war und so unverantwortlich, das alles wußte sie, aber sie hatte trotzdem eine Verpflichtung vor ihm". Und als sie am Ende angekommen ist „in der Geborgenheit der Heimat, der Herkunft" mit dem schweren Bewußtsein, daß sie noch weiter vorzudringen hat „zur Erfüllung des Gesetzes, das ihr aufgegeben war", und sie den Geliebten wiedergefunden hat, sagt sie ihm lächelnd: „Weißt du, wir hatten nur geträumt. Alle beide, jedes auf seine Art. Immer wollte ich etwas tun. Jetzt wird es Wirklichkeit . . . Ich meine unser Kind."

Die seelischen Nöte werden in der Brust des Mädchens verborgen einhergetragen durch die alltägliche Wirklichkeit des Lebens im Dorf, das seinen gewohnten Gang geht. Da sind glückliche, öde und ärgerliche Stunden, da ist die Atmosphäre des Frühlings, eines regenarmen Sommers und eines ruhigen Herbstes, da werden Arbeiten im Haus, im Stall und auf dem Feld verrichtet, Brot gebacken, der Kartoffelacker gehackt, das Heu geerntet, da sind die Kühe, eine Ziege erkrankt, ein Pferd hat einen Unfall, ein Gewitter tobt, ein Kalb kommt zur Welt, eine Scheune brennt nieder. Da sind die prächtigen Charakterköpfe des überlegen zupackenden Schmiedes und seiner Tochter Henrike, des zögernden Lehrers und des weissagenden Daniel. Die naturalistische Darstellung ist jedoch in eine Naturmystik getaucht, die stets die ganze Schöpfung in das Empfinden einbezieht und bis an die Wurzeln des Lebens dringt. Die Kühe sind in diesem Buch wieder heilige Tiere. „Ihre großen, ruhigen Augen, mit denen sie uns anschauen, als seien sie weit fort, sind „nicht leer. Sie sind nur — nicht überfüllt . . . Ich meine, daß ihre Augen in Ordnung sind, sie sind gesund, innen, meine ich." Mana wird zu einem unmittelbaren Geschöpf der Erde. Sie hört beim Erwachen die Erde singen. „Das Singen war nicht so, daß Mana mitsingen konnte, aber hören konnte sie es, da sie den Atem anhielt, und nur so lange." Sie spürt: „Ich bin nicht das nur, das ich sehen und greifen kann, ich bin in allem, aus allem bin ich gemacht, und darum sterbe ich nicht . . . Das Land sind wir!"

Ein Schicksal um Bonaparte

Fritz Helke
Der Prinz aus Frankreich

Von Wilhelm Recken



Bildnis des Herzogs von Enghien
Umschlagbild von Helke „Prinz aus Frankreich"
(Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg)

In dem badischen Landstädtchen Ettenheim, unweit der ehemaligen Reichsstadt Offenburg und nur wenige Meilen von der französischen Grenze entfernt, führte in den ersten Jahren des 19. Jahrhundert Prinz Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von Enghien, ein romantisches weltentrücktes Stilleben. Er zählte damals 32 Jahre und war der letzte Sproß des ruhmreichen Hauses Condé, aus dem die Hugenottenführer und der große Feldherr Ludwigs XIV., der Sieger von Rocroi, hervorgegangen waren. Bei Ausbruch der Revolution hatte der Prinz Frankreich verlassen und später unter den Fahnen seines Großvaters, des Prinzen Condé, an den Feldzügen gegen die Republik am Rhein teilgenommen. Dann hatte ihn das Schicksal durch ganz Europa bis nach Rußland getrieben; nach der Auflösung der Armee Condé hatte der Herzog keinen Anteil mehr an dem politischen und kriegerischen Geschehen genommen. Zurückgezogen von aller Welt, nur von wenigen Dienern und Waffengefährten, darunter den deutschen Offizieren Baron Grünstein und Schmidt, umgeben, lebte Enghien in der badischen Kleinstadt mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort, einer Nichte des aus dem berüchtigten Halsbandprozeß der Königin Marie Antoinette bekannten Kardinal-Erzbischofs von Straßburg, der kurz vor seinem Tode das Liebespaar getraut hatte. „Das Schicksal stand noch hinter den Wolken." In den lauen Vorfrühlingstagen des Jahres 1804 tritt es in der Gestalt eines geheimnisvollen Besuchers plötzlich in diesen friedlichen Kreis und knüpft die Fäden eines Dramas, das wenige Wochen darauf in einer düsteren Märznacht auf den Wällen der Festung Vincennes seinen blutigen Abschluß findet.

Unter der Maske eines Marquis de Sombreuil steht eines Morgens der Versucher vor dem Herzog von Enghien. Dieser verdächtige Marquis, der in Wirklichkeit ein verkappter Spitzel des Außenministers Talleyrand und zu dem Zweck nach Ettenheim gekommen ist, den Prinzen auszuforschen und zugleich zu warnen, empfindet fast Mitleid mit dem weltfremden, außerhalb seiner Zeit lebenden Herzog, der seine Aufgabe in der Wiederherstellung der legitimen Macht erblickt. Da die augenblicklichen Umstände eine solche Möglichkeit nicht zulassen, hat der Prinz sich von jeder politischen Betätigung ferngehalten und es abgelehnt, sich in gewagte Abenteuer und Verschwörungen einzulassen. Er will weiter nichts sein, als ein schlichter Landedelmann, der in Ruhe seine Pension verzehrt. Er will für unbedeutend gelten, ohne daß es ihm indes gelingt, die scharf beobachtende Öffentlichkeit damit zu täuschen. Mit einem Mephistolächeln um die schmalen Lippen belehrt ihn sein Besucher eines andern:

Ein Mann in Ihrer Lage, Monseigneur, wird sich schwerlich der öffentlichen Kritik entziehen können. Wissen Sie, daß Sie unter allen Emigrierten . . . der gefährlichste sind? Sie sind deshalb der gefährlichste, weil in Ihnen diejenigen Kräfte wirksam sind, die zu zerstören es solch riesiger Anstrengungen der Köpfmaschine bedurfte. Alle diese Kräfte erscheinen

in Ihrer Person potenziert . . . Sie haben Ihr Interesse an eine Krone gebunden; mon dieu, Prinz, ist Ihnen noch nicht aufgefallen, daß diese Krone das etwas verstaubte Requisit einer unrühmlich schlafengegangenen Epoche darstellt? . . . Ist es Ihnen wirklich noch nicht aufgegangen, daß es ein Unsinn ist, sich König eines Landes zu nennen, das ein anderer beherrscht, mag dieser nun König oder Konsul heißen? . . . Sie können nicht heraus aus dem Kreislauf Ihres Blutes. Sie sind für diesen Kreislauf, in den Sie das Schicksal stellte, nicht verantwortlich! Ihre ganze Existenz ist unlösbar verknüpft mit dem Begriff der Legitimität. Man durchbricht nicht ungestraft Gesetze der Ewigkeit . . .

Sie haben Ihre Lage nicht begriffen, Prinz! Sie befinden sich in beklagenswerten Irrtümern, Sie glauben, die Tatsache, daß Sie sich hierher zurückgezogen haben und ein stilles, beschauliches Familienleben pflegen, die Tatsache schließlich, daß Sie sich grundsätzlich in keinerlei Verschwörungen einlassen, die gegen den Ersten Konsul gerichtet sind, Sie glauben, diese Tatsachen allein genügten, um Ihre Person der Welt unwichtig und uninteressant erscheinen zu lassen! Sie begehen einen ebenso grundsätzlichen wie entscheidenden Irrtum. Sie rechnen nicht mit der Eigendynamik allen politischen Geschehens! Sie vergessen, daß Sie sich dem Kreislauf des Lebens nicht entziehen und Ihr Schicksal nicht leugnen können! Sie sollten klüger und vorsichtiger sein, Prinz!

Das ist die erste Mahnung, die der Fremde, der sich wie ein Philosoph mit seinem Gegenüber ausspricht, dem Herzog erteilt. Und als dieser, seltsam berührt von dem Benehmen und der Offenherzigkeit des Marquis, weiter in ihn dringt, fährt der Besucher fort:

„Wenn das Prinzip der Legitimität in diesem Kampfe Sieger bleiben soll, dann werden Sie, Prinz, seine wichtigste Stütze sein! Denn es kann nicht wiederauferstehen und moralische Geltung beanspruchen, ohne moralisch in einer Persönlichkeit verankert zu sein. Erschreckt es Sie, wenn ich in den Sumpf der Emigration keine Persönlichkeit außer Ihnen zu entdecken vermag?"

Der Zweck dieser Worte ist dem Prinzen schleierhaft. Was will der Mann? In wessen Auftrag kommt er? Unwillkürlich fragt er, ob Bonaparte ihn geschickt hat. Bei der Erwähnung des Namens des Gewaltigen fällt ein gespenstischer Schatten über den Tisch, an dem die beiden sitzen. Sombreuil schrickt unwillkürlich zusammen:

„Um Gottes willen, geben Sie sich nicht solchen Täuschungen hin! Wenn Bonaparte eines Tages nach Ihnen schicken sollte, Herzog von Enghien, dann sind Sie verloren, dann hilft Ihnen keine Gottheit mehr, weder die christliche noch die der Vernunft!"

Es ist die Stimme des Schicksals, die aus dem Munde des Fremden spricht. Enghien hat das unbestimmte Gefühl, daß entscheidende Ereignisse sich vorbereiten, die vielleicht auch auf ihn nicht ohne verhängnisvolle Rückwirkung bleiben werden. Einen Augenblick überlegt er, ob er den Schauplatz wechseln und auf Reisen gehen soll, aber gleich darauf wird in ihm der Wunsch wach, aus der bisherigen feigen Zurückhaltung und ängstlich gehüteten Verborgenheit herauszutreten und handelnd und bestimmend in den Lauf der Dinge einzugreifen. Die Ungewißheit, in der er lebte, wird ihm auf die Dauer unerträglich; zwar graut ihm vor der letzten Entscheidung, vor der sein Leben steht, aber er darf ihr nicht entfliehen, sondern muß sich endlich — so oder so — Klarheit schaffen.

Während der Herzog diese Probleme erwägt, wird ein neuer Gast gemeldet. Der greise Marquis de Thumery, ein treuer Berater der königlichen Brüder und ehemaliger General in den Interventionskriegen, ein Mann, der trotz seines Alters von unversöhnlichem Haß gegen Revolution und Republik erfüllt ist, tritt vor Enghien, um ebenfalls die Schicksalsfrage an den Erben Condés zu stellen. Für Thumery ist es abgemacht, daß Bonaparte gestürzt wird. Man wird ihn verhaften und vor einen Weltgerichtshof stellen, vor dem er sich für seine Machtanmaßung zu verantworten hat. Sobald der Usurpator erledigt ist, wird sich Enghien im Auftrag des Grafen von Artois nach Paris begeben, um die vorläufige Führung der Regierungsgeschäfte zu übernehmen.

Vergeblich sucht der Prinz nach einem realen Sinn hinter diesen Worten, die aus dem Munde eines Wahnsinnigen zu kommen scheinen. Nie wird er die ihm zugedachte Rolle spielen können, denn für ihn ist die Sache der Legitimität endgültig verloren. „Glauben Sie ernstlich, daß sich mit dem Mittel der Verschwörung und der Intrige nachholen läßt, was auf dem Schlachtfeld nicht zu erlangen war?" fragt der Nachkomme des Siegers von Rocroi den verblendeten Marquis. „Ehrgeizige Abenteurer, die ihr Vermögen verloren haben und nach Wegen suchen, es wiederzugewinnen", maßen sich an, einen Mann von der Größe Bonapartes zu beseitigen? Eine

furchtbare Enttäuschung werden diese Wahnwitzigen erleben, deren Haß und Wut sich in leerem Geschwätz erschöpft.

„Wir leben in einer großen Zeit, Thumery, in einer Zeit der Wende! Es geschehen große Dinge in der Welt, ganze Völker haben ihr Leben auf andere Grundlagen gestellt, wir dürfen uns nicht darin genug tun, Reaktionäre zu sein! Unser Leben hat nur dann Sinn, Thumery, wenn wir es sinnvoll einsetzen! Wir dürfen nicht Opfer unseres Hasses werden!"

Gewiß, auch Enghien haßt Bonaparte als den Feind der Legitimität und seines Hauses aus ehrlichem Herzen. Aber gleichwohl macht der Haß ihn nicht blind. Auch Bonaparte wird untergehen, wird sich durch seine eigene Vermessenheit ins Verderben stürzen, aber erst wenn seine Mission erfüllt und seine Stunde gekommen ist.

„Aber was kann uns veranlassen, dem Schicksal in die Hand zu fallen und den Arm zu seinem Untergang zu bieten? Unser Recht? Worauf stützt sich dieses Recht, Thumery? Wollen Sie sich ansehen, wer hier an der französischen Grenze die Interessen des Hauses Bourbon vertritt? Ich habe den Glauben verloren, Marquis! Aber ich glaube an Frankreich, heute wie immer!"

Thumery versteht diese Sprache nicht; er begreift nicht, daß dieser Prinz die Sache seines Vaterlandes und seiner Nation über die Interessen seiner Familie stellt.

Der Besuch des royalistischen Emissärs in Ettenheim ist den Spähern, die insgeheim den Prinzen überwachen, nicht entgangen. Tallehrand und Fouché erhalten davon Kenntnis — und nun geschieht, was Sombreuil befürchtet hat: Bonaparte wird auf den Herzog aufmerksam. Er weiß: dieser Mann ist der einzige unter den Emigranten, der ihm gefährlich werden kann, denn er besitzt Charakter. Und dies in einer Zeit, da Verschwörungen gegen das Leben des Ersten Konsuls an der Tagesordnung sind! Kaum drei Jahre ist es her, daß Bonaparte mit knapper Not der Höllenmaschine in der Rue Sainte Nicaise entgangen ist, und seitdem sind zahlreiche Komplotte royalistischer Verschwörer gegen den Diktator aufgedeckt worden, der eben im Begriff ist, sich die Kaiserkrone auf das Cäsarenhaupt zu setzen. Ganz Frankreich befindet sich in einem Zustand der Erregung und Unsicherheit, jeder Tag kann neue, ungeahnte Überraschungen von ungeheurer Tragweite bringen. Eine weitverzweigte Umsturzbewegung, an der sogar namhafte Generale wie Pichegru, der Eroberer Hollands, und Moreau, der Sieger von Hohenlinden, beteiligt sind, ist am Werk; die Drahtzieher sitzen in nächster Nähe der französischen Grenze — und das Haupt dieser Verschwörer ist der Herzog von Enghien, der künftige Statthalter des Königs.

Bonaparte rast. Er befiehlt die sofortige Verhaftung des Prinzen: französische Dragoner sollen ihn, ohne Rücksicht auf die Neutralität des Nachbarstaates, auf deutschem Boden ausheben und nach Vincennes bringen, wo ein Kriegsgericht ihn aburteilen wird.

Damit ist das Los des Prinzen besiegelt; der Arm des Schicksals hat ihn erfaßt, um ihn nicht mehr loszulassen. Das Opfer weigert sich, seinem Verhängnis zu entrinnen. Vergebens ergehen noch zweimal Warnungen an den Prinzen, die zu schleuniger Flucht raten, ehe es zu spät ist. Ungenutzt läßt er die Gelegenheit, sein Leben zu retten, vorübergehen. Wozu fliehen? Ein Condé zeigt dem Feind nicht den Rücken. Er kennt keine Furcht, ist sich keiner Schuld bewußt, denn in der Tiefe seiner Seele beginnt er Bonaparte zu verstehen und zu bewundern. Vergebens sind die Vorstellungen seines Freundes Grünstein, der den Prinzen mit wachen Augen ins Verderben rennen sieht. Müde wehrt er ab:

„Manchmal kommen mir seltsame Gedanken, Fritz. Dann habe ich einen Widerwillen dagegen, der Prinz von Bourbon zu heißen. Dann möchte ich nichts sein als der General Enghien und möchte eine Bataille kommandieren. Und wenn mich dieser Zustand der Unzufriedenheit überkommt, dann . . . erschrick nicht, Fritz, dann möchte ich nach Frankreich reiten und möchte mir den Mann besehen, der so herrliche Schlachten schlug. Ich möchte ihm sagen: Du, General Bonaparte, hast Frankreichs Waffenruhm in ferne Lande getragen, wohlan, ich bin Franzose! Ich möchte teilhaben an diesem Ruhm. Es ist sinnlos, um einer Krone willen sein Land zu bekämpfen. Es ist grauenvoll sinnlos. Es geht ja nicht um mich. Ich bin nichts, Fritz. Das habe ich nicht immer gewußt; es hat lange gedauert, bis mir diese Erkenntnis kam, aber nun sitzt sie ganz fest in mir. Es ist unwesentlich, was mit mir geschieht. Es ist wohl auch unwesentlich, was mit der Krone der Bourbonen geschieht, aber nicht, was aus Frankreich wird. Und ich habe ein Prinz von Frankreich werden müssen, um meinem Lande in der Not nicht helfen zu können. Das ist es, Fritz."

Er träumt davon, nach Frankreich zu reisen und sich mit eigenen Augen vom Stand der Dinge zu überzeugen.

„Und wenn es wahr ist, daß das Land erblüht unter der strengen Zucht dieses Mannes, wenn es wahr ist, daß die Felder wieder Frucht tragen, daß die Kinder spielen und die Frauen lachen, dann will ich die Last abwerfen, die auf meinem Herzen liegt. Dann will ich zu diesem Manne gehen und will ihm sagen: Reihe mich ein; ich will wieder mitarbeiten an deinem Werk, und sei es als dein geringster Diener. Ich will wieder auf der Erde meiner Väter für dieses Land und dieses Volk meine Kräfte regen. Ich will von mir werfen alle Vorurteile meines Standes, will abstreifen all den Prunk und Plunder königlicher Herkunft und will unter deiner Führung und deiner Fahne der Sache meines Volkes dienen.' Und wenn er der Mann ist, der zertrümmerte Staaten erblühen, geschändete Frauen lachen und verwahrloste Kinder kindlich spielen machen kann, dann wird er mich wortlos und großzügig einreihen in die Glieder seiner Kolonnen."

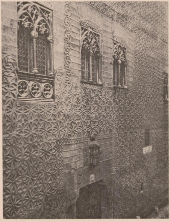
Noch zur selben Stunde, da der Prinz diesen Gedanken blutsverbundener Volksgemeinschaft ausspricht, hat in Paris derselbe Mann seine Verhaftung und — Ermordung beschlossen. Für Bonaparte gelten andere Gesetze; er kann seine Sache nur gegen die Legitimität gewinnen, niemals mit ihr. Deshalb ist der Herzog von Enghien ein Hindernis auf seinem Weg zum Kaiserthron, und deshalb muß er fallen. Und so schickt Bonaparte seine Häscher nach Ettenheim. Der Herzog setzt sich nicht zur Wehr; bleich, aber gefaßt folgt er den Schergen: „Ich will mein Lebensrecht als Mensch und Franzose nicht der Willkür beugen. Wenn Bonaparte die Probe wagen will, so soll er es. Er wird vor Gott und der Geschichte seine Taten zu verantworten haben, wie ich die meinen." Das Schicksal nimmt seinen Lauf.

Hochaufgerichtet, frei von jedem Schuldbewußtsein, steht er vor seinen Richtern, die Henker sind. Noch im Angesicht des Todes spricht er die Bitte aus, dem Ersten Konsul gegenübergestellt zu werden:

„Ich will keine Gnade von ihm, keine Anerkennung irgendwelcher Standesvorrechte, ich will von ihm lediglich das Recht erwirken, wieder als Bürger dieses Landes in diesem Lande und für dieses Land zu schaffen und zu arbeiten. Ich will mit der Tat beweisen, daß ich dieses Land liebe und daß ich ihm dienen will."

Doch die Richter haben nicht den Mut, diesen Wunsch des Angeklagten weiterzuleiten. Das Todesurteil ist im voraus unterzeichnet, die ganze Verhandlung nur eine Komödie, die lediglich den Schein einer Rechtshandlung wahren soll. Bereits im Laufe des Nachmittags ist auf dem Wall von Vincennes die Grube ausgehoben worden, in die der letzte Condé gebettet wird, nachdem in der Morgendämmerung französischer Kugeln seine Brust durchbohrt haben.

Aber selbst im Tode ist der Herzog von Enghien Sieger über Bonaparte geblieben. Noch über das Grab unter den Weiden von Sankt Helena hinaus ist sein rächender Schatten ihm gefolgt und wird ewig als Ankläger zwischen dem Mörder und der Unsterblichkeit stehen.



Häuserfront in Segovia. Maurischer Stil verbindet sich hier mit feinster Gotik zu einer reizvollen Mischung. Aus Christiansen, „Das spanische Volk" (Bibliographisches Institut, Leipzig)



Beim „Malagueña-Tanz in Malaga

Sämtliche Bilder aus Christiansen „Festliches Spanien" u. „Das spanische Volk" (Bibl. Institut, Leipzig)

Das andere Spanien

Von Karl Heinz Götz

O Granada!
Wer deinen Himmel niemals sah,
Sollt' lieber blind geboren sein!
Zorilla

Nicht viele wissen um das wahre Spanien, das Land der großen Tradition, dessen Züge von einer starken, heldenhaften Vergangenheit geprägt wurden, dessen Bewohner in sich das Erbe iberischen, keltischen, phönikischen, karthagischen, römischen, germanischen und maurischen Blutes verwalten. Spanien, das sich in unzähligen Kriegen behauptete, das den Verlust seiner einstigen Weltgeltung ertragen hat und das auch heute wieder heldenhaft um seinen Bestand kämpfen muß. Dieses ewige Spanien ist kaum in den großen Städten zu finden. Aber es tritt dem entgegen, der sich die Mühe nimmt, tiefer in sein Volkstum, in die Seele seiner Landschaft einzudringen.

Friedrich Christiansen, von dem schon früher der Band „Spanische Riviera und Mallorca" erschien, vermittelt in seinen Büchern „Das spanische Volk" und „Festliches Spanien" einen starken Eindruck von diesem Volkstum in zahllosen, teils ausgelassenen, teils wehmütigen Liedern, in Sprichworten, Redensarten und Anekdoten. Seine Kenntnisse der Sprache und der Verhältnisse machen es ihm möglich, sich ganz unter das spanische Volk zu mischen, die Menschen in voller Unbefangenheit und Natürlichkeit kennenzulernen.

Wollte man den Eindruck, den er in dem ersten Werke „Das spanische Volk" vermittelt, mit wenigen Worten wiedergeben, so müßten diese heißen: Liebe, Leidenschaft, Stolz, Frömmigkeit, Sinnenfreude, Ehrlichkeit und Ritterlichkeit, Zufriedenheit trotz oft unfaßbarer Armut und, nicht zuletzt, stolzes Bewußtsein, eines der ältesten Kulturvölker Europas zu sein. Der Autor kommt in Berührung mit Bauern, Hirten, Stierkämpfern und -züchtern, mit Zigeunern, Händlern und Fischern, mit Priestern und Frauen. In seinen Wohnungen, bei seiner Arbeit, in seinen Gesprächen, vor allem aber in den Feierstunden, bei Liebesspiel, Gesang und Tanz belauscht er das Volk. So geht die Reise von den Pyrenäen nach dem Ebro, in die alte aragonische Hauptstadt Zaragoza, in deren Nähe

auch die Wiege des Francisco de Goya stand. Schweigsam und verschlossen, fast finster sind die Menschen des dortigen Landstriches. Mut und Freiheitssinn, gepaart mit einer starken Energie und der Kraft zur Enthaltsamkeit sind ihre hervorstechenden Eigenschaften. Dazu der echt spanische Stolz, der bis zum Starrsinn geht. In einer hübschen kleinen Volkssage, die der Autor dort erlauschte, spiegeln sich diese Wesenszüge in bezeichnender Weise:

Ein Bauer wandert auf der Landstraße nach Zaragoza. Der Bischof in seiner Kutsche begegnete ihm und fragt leutselig: „Wohin gehst du, mein Sohn?", und der Baturro antwortet trocken: „Nach Zaragoza!"

„Si Dios quiere!" So Gott will! fügt der Bischof hinzu.

Doch der Landmann erwidert: „Nun, Hochwürden, ich gehe auf jeden Fall nach Zaragoza!"

Der Bischof, beleidigt durch solchen Mangel an Gottesfurcht, verzaubert den halsstarrigen Bauer in einen Frosch und wirft ihn in den nahen Teich. Es vergeht ein Jahr. Der Bischof kommt hier abermals vorbei, erinnert sich seines Strafgerichts und verwandelt den Frosch wieder in den Barturro. Sofort begibt sich dieser von neuem auf den Weg. Kaum wiederholt der Bischof seine Frage: „Wohin, mein Freund?" Und wieder kommt die Antwort: „Nach Zaragoza!" Der Bischof fügt hinzu: „So Gott will!" Als der Baturro schweigt, stellt er ihm eindringlich noch einmal die Frage: „Wohin gehst du?", hoffend, daß der Bauer nun „si Dios quiere" sagen wird. Aber der Baturro antwortet ihm dickköpfig: „Entweder nach Zaragoza oder in den Teich!"



Bald wird das Fest beginnen. Noch stehen die Musikanten plaudernd im Hofeingang

Weiter geht es durch viele, selten von Fremden besuchte Orte, in denen oft nicht einmal ein Gasthaus dem Besucher zur Verfügung steht. Aber auch große Namen tauchen auf: Avila, Segovia mit seiner herrlichen Wasserleitung aus der Zeit der Römer, Madrid, Fuenterrabia, León, Córdoba, Granada und endlich Malaga.

In Segovia erinnert ein Straßennamen an eine der volkstümlichsten Gestalten Spaniens, an Juan de Padilla. Er war die Seele eines Aufstandes gegen Karl V. Nach heldenmütigem Widerstande war er mit den andern Führern des Aufstands, Bravo und Malonado, gefangen genommen worden. Berühmt wurde der Wortwechsel mit dem Ausrufer auf dem Wege zum Schafott:

„Dieses ist die Gerechtigkeit, die Seine Majestät und die Gouverneure in seinem Namen an diesen Rittern zu vollstrecken fordert. Er befiehlt, sie als Verräter zu enthaupten . . ."

„Du lügst und auch der, der es dich sagen hieß", unterbrach ihn wütend Juan Bravo mit erhobener Stimme, „nicht Verräter, aber besorgt um das Wohl des Volkes und Verteidiger der Freiheit des Königtums."

Worauf Padilla mit edler Haltung antwortete: „Señor Juan Bravo, gestern hieß es als Ritter streiten, heute als Christ sterben."

Juan Bravo schwieg, und bei der Ankunft am Schaffot sagte er zum Henker: „Köpft mich zuerst, damit ich nicht den Tod des besten Ritters von Kastilien sehe!"

Ein solches Rittertum, das in seiner Haltung auch in Gefahr und Tod beharrt, ist der wahre Ausdruck des kastilischen Charakters und höchst kennzeichnend für das Wesen des harten und ernsten Menschenschlags, welchen diese Landschaft hervorbringt.

Der Kastilier, ernst und den Kampf mit seiner rauhen Erde und dem harten Kontinentalklima gewöhnt, kennt in seinem Lande keine sanften Übergänge, keine lieblichen Wälder und Bäche. Der weite Horizont seiner Ebenen, die durchsichtige Luft und die klaren Sternennächte machen ihnen nachdenklich, der Ernst seines Lebens rein an Sitten und



Andalusischer Volkstanz beim Pilgerfest in El Rocio

treu im Glauben. So prägte diese Wiege des spanischen Volkstums ihre Kinder, so schuf diese Erde das Land des Cid, der Helden in den zähen, Jahrhunderte währenden christlichen Kämpfen gegen die Mauren und der Eroberer der Neuen Welt.

Überall hat der Autor Sinnsprüche und Lieder erlauscht. Sie bilden neben den Bildern den wesentlichen und schönsten Teil seines Buchs. So das Lied der Zigeunerbraut:

Die Schmiede und der Hammer
Wohl die Metalle brechen,
Doch meinen Eid umklammert
Unlösliches Versprechen.

In einem Liede klingt auch das ganze Buch aus:

Schiffe kommen und gehen
Auf dem atmenden Meer:
Heißes Wünschen und Sehnen
Woget lang ihnen nach.

Bleiern dunkelt der Abend;
Da — aus blitzendem Streif
Strahlt dein Aug — meine Sonne
In den sinkenden Tag.

Morgenrot, Auferstehung
Lacht aus liebend dein Mund:
Wandelt Worte in Blumen,
Nacht in rosiges Licht.

Ganz von der festlichen Seite ist Spanien in dem Bande „Das festliche Spanien" gesehen. Bei unzähligen Tänzen und Feiern ist der Autor zu Gast. Irgendwo in einem kleinen Nest wird eine Hochzeit gefeiert. Am Brunnen, der ja zu allen Zeiten der Sammelplatz der Mädchen ist, stehen die hübschen Dorfbewohnerinnen in ihren prunkvollen Trachten, die — oft Tausende von Peseten wert — in ihrer armseligen Umgebung doppelt reich erscheinen. Bald beginnt der Tanz. Die Paare, einander gegenübertretend, tanzen, ohne sich anzufassen. Mit zierlichen Schritten drehen sich die Mädchen, die Arme züchtig nur bis zur waagrechten Haltung erhoben, der Mann aber hält die seinen über dem Kopfe, schlägt mit den Fingern die Kastagnetten. Begeistert sind Tänzer und Zuschauer. Blumenverkäufer eilen durch die Straßen zum Festplatz. Einer hat ein Lied auf den Lippen:

Blumen bring ich, Losen gleich
Zwanzigtausend Farben!
Knospen jung und hoffnungsreich
Seht — in ganzen Garben!

Aber ganz nahe neben der Freude wohnt auch der Verfall, wie sich alles in diesem gegensätzlichen Lande so seltsam mischt. Wenige Kilometer vom Festtrubel entfernt in tiefer Einsamkeit, liegt eine Klosterruine:

Trostlose Verfallenheit herrscht dort auf dem verödeten Kirchhof. Gras wächst zwischen den Steinplatten. Um den Springbrunnen des großen Hofes nicken kleine wilde Blumen, und die Zypressen halten ernst und düster Wacht. Es ist, als habe die Tiefe mönchischer Betrachtung und Andacht das Leben hier ergriffen, umgewandelt, entkörpert und nur die Stätte übriggelassen, da sich einst die Kar-

thäuserbrüder ergingen, etwa wie es im ersten Korintherbrief heißt: „Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden." Tiere weiden heute zwischen den verfallenen Bogen. Die ausgestorbene Caruso vermag man nicht ohne Bewegung zu verlassen, denn dies ist nicht Paestum, Athen oder Karnak — es ist etwas von unsrer eigenen christlichen Zeit, das hier in Trümmer fällt...

Sevilla. Wie lauschig sind am frühen Morgen die stillen Straßen, denn der schönste Teil des Tages, die Morgenfrühe, wird hier, wie überall, verschlafen. Nur einer ist schon wach, ein Arbeiter, der seinen — Hahn spazieren führt. Hahnenkampf ist die Leidenschaft, der Stierkampf des kleinen Mannes. Natürlich wird auch ausgiebig gewettet, das ist sogar fast das wichtigste dabei; es gehört zum Wesen des Spaniers. — Einst fragte ein Geistlicher einen Bauern nach der Messe: „Nun, Juan, was machst du heute mittag?" „Will einige Duros beim Pelotaspiel gewinnen." „So Gott will" erwiderte der Geistliche. „Zehn zu eins, daß er will!" entgegnete Juan.

Pfingsten. Dicker Sand bedeckt die Straßen, durch die sich ein Pilgerzug zur Eremita El Rocio bei Almonte seinen Weg bahnt. Hoch zu Roß reiten die Männer neben den Fahrzeugen, aus denen die Lieder ihrer Liebsten klingen. Jeder Wagen feiert sein kleines Pilgrimfest für sich. Hier schlägt ein Mädchen das Tamburin, läßt hin und wieder rund um das erzitternde Pergament die Daumenspitze gleiten, dort schlägt eine andere mit wahrer Meisterhand die Gitarre, kurz, alles spielt und singt in glühender Begeisterung. Es folgen die Geistlichen, die Ortsgrößen und alle Würdenträger, hinter ihnen kommt endlich der Wagen der Jungfrau, einem Tempel gleich mit Lichtern und Blumen.

Heilige Gesänge durchdringen am Wallfahrtsort die andalusische Sommernacht. Auch Liebeslieder mischen sich darein. Gitarren jauchzen, von nimmermüden Fingern geschlagen. Sie werden nicht eher verstummen, bis ihre letzte Saite gesprungen ist. So bietet das Fest der Pilger in seiner Heiterkeit und Frömmigkeit ein echtes Bild vom Charakter des andalusischen Volkes.

Groß ist der Unterschied zwischen den Bewohnern der einzelnen spanischen Landschaften. Aber was als einheitlich berührt, was dem Reisenden von Norden bis Süden immer wieder gleich begegnet, das ist der Zigeuner. Er gehört zu Spanien, wie die Liebe, der Stierkampf oder der Wein. Unzweifelhaft läßt sich in vielen Charakterzügen des Volkes, in seinen Gesängen und Tänzen etwas aufspüren, was von dieser braunen Urrasse stammt, die heute als Volk von Hirten, Händlern und Wahrsagern ihr Dasein fristet.

Über den Stierkampf kann man verschiedener Meinung sein. Das eine aber steht fest, er ist das spanischste, das der Fremde in Spanien erleben kann. Und als nun in Madrid ein solcher Kampf angesagt ist, da ist es selbstverständlich, daß sich der Autor das nicht entgehen läßt. „Fiesta nacional de la luz", Nationalfest des Lichtes, nennt der Spanier diese Veranstaltung. Das klingt poetisch, gar nicht nach der Roheit, die viele, ohne tiefer zu sehen, diesem Feste nachsagen. Aber nicht um Blut zu sehen füllen die Zuschauer die Ränge. Ihre Begeisterung gilt der Leistung des Stierkämpfers, seiner Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, der Vornehmheit seines Auftretens und der bestechenden Eleganz seiner Bewegung. Das Stiergefecht ist nicht etwa ein rohes Töten um des Tötens willen, sondern ein in strenge Regeln gekleideter Kampf, der in seiner Ritterlichkeit den Heldenturnieren alter Zeit nicht unähnlich ist. Hier wünscht sich der Spanier in seiner Idealgestalt, mutig, stolz, kalt und hart gegen sich und andere verkörpert zu sehen. Gelingt dies dem Torero, so belohnt ihn tosender Beifall. Wenn nicht, so fehlt es auch nicht an ebenso leidenschaftlichen Beweisen des Mißfallens. Denn nicht seine Blutgier, sondern seine Schönheit machen den Stierkampf zum Nationalfest des Spaniers.

So ziehen die bunten Eindrücke einer Spanienreise aus glücklicheren Tagen als den jetzigen vorüber. Erregend, feierlich, ausgelassen, voll Festesfreude und tiefe Besinnlichkeit. Nicht vergessen sei es dabei, daß es neben dem stolzen, sympathischen Volk der Spanier auch die unvergleichliche Schönheit ihres Landes ist, die dabei zum großen Erlebnis wird.

„Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind", wird mancher Leser sagen. Wer aber inmitten dieses Volkes gestanden und erfahren hat, welche elementaren, unüberwindlichen Kräfte in ihm leben, der weiß, daß es aus Kampf und Trümmern sich erheben, daß es zu seinem ureigenen Wesen zurückfinden wird.



Aus dem 12. Jahrhundert stammt diese Brücke, die sich in haushohem Bogen über einen Flußlauf in Spanien spannt
Aus Christiansen, „Das spanische Volk" (Bibliographisches Institut, Leipzig)

Marguerite Steen

Land der Liebe, Land der Leidenschaft, Spanien

Von Charlotte Reinke

Das Bergstädtchen Agujasierra in der Nähe der Stadt Granada ist die Heimat des Bauernsohnes Aurelio Lopez. Anders geartet als seine dörflichen Mitbürger, ist er an Stelle ihrer naiven Lebenslust und ihres unbekümmerten Dahinlebens von einem bohrenden Erkenntnisdrang besessen, der sich vornehmlich auf den Menschen selbst bezieht.

So steht Aurelio, ein Betrachter mehr denn ein Handelnder, immer ein wenig abseits von den andern. Im Elternhause, der dörflichen Schenke, haust nach alter, patriarchalischer Sitte eine große Familie beieinander, und Streitigkeiten und Hader durchtoben es dauernd, wie es unvermeidlich ist, wenn viele von Natur temperamentvolle Menschen eng beisammen leben müssen. Aurelio nimmt nie Partei — das macht ihn den andern ein wenig unheimlich. Aber seine nachdenklichen Bemerkungen entzücken alle, sie lieben ihn und lachen über ihn:

Du bist verrückt, Aurelio, wahrhaftig! Mußt du denn immer nachdenken? Mich wird man niemals beim Nachdenken erwischen. Ich hab' Klügeres zu tun."

Nach den üblichen belanglosen Liebesgeschichten holt sich Aurelio seine Frau aus der Stadt Granada. Carmela Moreno entstammt einer Kleinbürgersfamilie. Mit schon achtundzwanzig Jahren, die älteste von drei Schwestern, kommt sie in Spanien, dessen Frauen früh heiraten, spät zur Ehe. Ihre Mutter gab den Mädchen eine strenge Erziehung: Ehrbarkeit, Sauberkeit, Haltung und Sitte sind ihre obersten Gebote. Doch die allzu betonte Tugend ist den Heiratsaussichten der Töchter nicht günstig, zumal sie durch keine nennenswerte Mitgift aufgewogen wird! Im allgemeinen denkt man in diesen ein-

fachen Volkskreisen natürlicher. Nur die Jüngste, die heitere Dolores, hat bisher geheiratet.

Im Hause einer Tante begegnet Carmela dem vier Jahre jüngeren Aurelio. Die Leidenschaft flammt zwischen den beiden auf. Die ungewohnte strenge Zurückhaltung des Mädchens, das verspricht, aber nichts vor der Trauung gewährt, vertieft seine Neigung nur. Viele Widerstände sind zu überwinden. Carmelas Familie rümpft die Nase über einen Bauern, der kragenlos, lässig gekleidet, herumläuft. Carmela selbst, die saubere, ist entsetzt über den Schmutz, in dem Aurelio bei seinen Verwandten lebt, ohne den geringsten Anstoß daran zu nehmen.

Stärker als alle Äußerlichkeiten ist die Leidenschaft. In dunkler, sternenklarer Nacht, nach einer widerwärtigen Hochzeitsfeier, reiten die jungen Gatten nach Agujasierra. Glücklich wird die Ehe nicht. Das Dorf nimmt Carmela mit ebensoviel Feindseligkeit auf, wie die Stadt Verachtung für Aurelio hatte! Carmela, eine vorbildliche Hausfrau, hält sich und das Ihre sauberer und besser, als es die andern im Dorfe gewohnt sind. Aber sie verbirgt ihren Abscheu vor der Roheit der Umgebung nicht und erntet Haß. Besser wäre alles, wenn sie Kinder hätten und auch Aurelio Pflichten hätte. Jetzt lebt er ein träges Herrenleben neben der Frau, die einen Kuchenhandel betreibt; denn sie hat die Geschäftstüchtigkeit ihrer Mutter geerbt. Er darf ihr dabei nicht helfen, das widerspricht den spanischen Vorstellungen von der Männerehre. Sie träumt davon, ihn zum Alcalden zu machen, um ihren Eltern gegenüber ihre Wahl zu rechtfertigen. Aurelio aber, der einst seiner Braut an der Reja, dem vergitterten Fenster, zuflüsterte:

Du bist für mich wie ein wunderbares Buch mit einer Million Seiten, das ich langsam lesen werde, oh, wie langsam! Und mit jeder neuen Seite, die ich lese, werde ich eine neue Möglichkeit finden, dich glücklich zu machen!

ist enttäuscht von ihrer praktischen Nüchternheit, die seinen Phantasien und Träumereien nicht zu folgen vermag.

Sie kommen zu Wohlstand. Carmela erwartet nach sieben Jahren ihr erstes Kind. Für eine kurze Zeit vereint die Freude die Gatten, bis Carmela mit zunehmender Entstellung durch die Schwangerschaft einer krankhaften Eifersucht anheimfällt, obwohl ihr Aurelio noch nie den geringsten Anlaß dazu gab. Aurelio begegnet diesen Anfällen, voll Verantwortungsgefühl für Frau und Kind, mit rührender Geduld.

Kurz vor der Geburt des Kindes stiehlt er sich aber einmal heimlich zu einem Fest nach Granada. Er gerät zum erstenmal in seinem Leben in ein Theater und sieht die schöne Schauspielerin Maravilla. Sie ist von Kindheit auf bei der Bühne, doch der ganz große Erfolg blieb ihr versagt. Enttäuscht und des ewig gehetzten Lebens müde, ist sie entschlossen, nach diesem Granader Gastspiel einen alten, reichen Verehrer zu erhören und der Bühne zu entsagen. Diese Frau sieht Aurelio. Er kann Spiel und Wirklichkeit nicht unterscheiden, die Rolle nicht von der Darstellerin trennen. Bezaubert folgt er ihr, für sie ein letztes Abenteuer, ein letztes uneigennütziges Erlebnis, ehe sie sich endgültig verkauft. Als der Mann dies erkennen muß, was er doch nicht verstehen kann, als sie ihn nach einer Nacht fortschickt, fühlt er sich vernichtet und ausgeraubt. Zu Fuß schleppt er sich nach Agujasierra, um dort zu erfahren, daß Carmela nach einem Streit eine Frühgeburt hatte und man dem sehr schwächlichen Kinde die Nottaufe geben will. Carmela ist noch ohnmächtig. „Wie soll das Kind heißen, schnell?" drängt man den Vater. Er vergißt, daß der Name einer Patentante vorgesehen war, und stammelt: „Maravilla", und die Dörfler haben einen neuen Grund zum Tuscheln und Klatschen.

Carmela ist außer sich darüber. Sie liebt das Kind nicht. Ja, sie beginnt sogar daran zu zweifeln, daß es ihr eigenes ist. Aurelio ist verändert, fremd aus Granada heimgekommen. Erloschen geht er im Hause umher. Maravilla wird besser versorgt als je ein Kind im Dorfe, aber ihre Mutter hat nie eine Liebkosung für sie. Um so reichlicher erfährt sie die Vaterliebe. Als Aurelio aus seiner Versunkenheit erwacht, entdeckt er seine kleine Tochter. Er liebt sie zärtlich, aber Carmela wird auf die eigene Tochter eifersüchtig. Sie hat es durchgesetzt, daß das Kind statt mit dem verhaßten fremden Namen „Maria" gerufen wird, sie beargwöhnt jedes Wort, jede Geste, die Vater und Tochter austauschen, und eine Szene folgt der anderen.

In seiner Ratlosigkeit beichtet Aurelio einer Verwandten in Granada die Ereignisse, die mit

Marias Geburt zusammenhängen. Das Kind lauscht. Zwar versteht es die Geschichte von der Schauspielerin nur halb, aber als die Verwandte ausruft: „Das Leben ist sehr hart, sehr schwer. Es gibt Menschen, die scheinen unter dem einäugigen Mond geboren. Gebe Gott, daß die Kleine nicht zu ihnen gehört!", packt sie tiefes Entsetzen.

Der einäugige Mond ist ein Unglücksbringer, in Spanien bedeutet es Unglück, einem Einäugigen zu begegnen.

Maria ist nicht unglücklich. Sie weiß sich leidlich mit Carmela zu stellen, die den ganzen Tag in dem inzwischen stattlich und berühmt gewordenen Gasthaus beschäftigt ist und nicht genug Geld anhäufen kann, und streift mit dem Vater durch die Berge, heiter und lebenslustig, kokett und im Grunde mit dem nüchternen Sinn der Mutter begabt.

Doch Carmelas Wutanfälle werden immer schlimmer. Als sie in selbstmörderischer Absicht zum Messer greift, verspricht Aurelio, Maria solle aus dem Hause kommen. Er fühlt sofort, daß er damit die Vaterpflicht gegenüber dem noch allzu jungen Mädchen verletzt; aber ein gegebenes Wort ist ihm heilig. Maria kommt zu der kränkelnden Tante Dolores nach Granada, die ebenfalls ein Gasthaus führt, während ihr Mann sich in Spielhäusern herumtreibt. Dort lernt Maria einen jungen Schauspieler kennen, der ein Findelkind und etwas jünger als sie selbst ist. Unbedenklich und leidenschaftlich verlieben sich die beiden ineinander und wissen die Achtsamkeit der Tante zu hintergehen. Marias Vater, zuerst erschrocken und empört, läßt sich von den Bitten der Tochter schnell umstimmen. Ihr Glück ist das Ziel seines Lebens; obwohl ihm der junge Andres nicht gefällt, soll sie ihn haben, wenn sie so will.

Maria fühlt sich verlobt. Ihr Geständnis, daß sie sich Mutter fühlt und unverzüglich heiraten muß, um mit Andres in ihre Bergheimat zurückzukehren, fällt zusammen mit einem Gastspiel der gealterten Schauspielerin Maravilla in Granada. Sie erkennt das Talent in dem jungen Kollegen Andres und — erkennt in ihm sogar ihren und Aurelios ausgesetzten Sohn, der der Anlaß war, daß der reiche Freund sie nach einigen Monaten fortjagte. Sie gibt ihm Geld, verspricht ihm Förderung, und er entflieht seiner Pflicht und seiner Braut — er weiß ja nicht, daß es auch die Schwester ist —, um seiner künstlerischen Berufung zu folgen.

Von Maravilla erfährt Aurelio, den die verzweifelte Maria zu sich gerufen hat, daß Andres sein Sohn ist, aber Maravilla wußte bisher nicht, daß Maria Aurelios Tochter war; als gläubige Katholikin entsetzt sie sich tief über die, wenn auch unwissentlich begangene Sünde der Geschwisterliebe. Doch sie weiß, Andres leichter Sinn wird Maria schnell vergessen, und er wird niemals zurückkehren.

Aurelio aber kennt keinen anderen Gedanken, als Maria zu trösten und zu schützen. Menschensatzung gilt ihm nichts mehr. Er hat Marias Neigung unterstützt, nun ist es seine Pflicht, ihr in ihrer Not Zuflucht im Elternhause zu sichern und dem Ungeborenen eine Heimat zu schaffen. Doch Carmela, als sie alles erfährt, beginnt zu rasen und schreit ihm entgegen, sie wisse wohl, daß Maria nicht ihr Kind, sondern ein untergeschobenes Balg sei, nie dürfe sie wieder über ihre Schwelle. Beim Versuch, die Tobende zu bändigen, erwürgt Aurelio sie versehentlich mit ihren langen, schwarzen Zöpfen . . .

Nicht viel später konnte man Aurelio die Haustür aufschließen hören. Er trat auf den leeren, mondweißen Marktplatz hinaus. Die unregelmäßigen Häuschen, das Rathaus, der Kirchturm glänzten alle im gleichen weißen Zauberlicht. Unirdischer Friede lag über der Stätte.

Aurelios Schritt hallte auf dem Pflaster. Sein Kopf war klar — klar wie die Sterne. Er ging zum Haus des Alcalden. Seit je waren die Alcalden Freunde der Lopez gewesen. Er würde ihm die Wahrheit sagen: daß Wahnsinn Carmelia überwältigt hatte; daß es im Kampfe mit ihr geschehen war. Es ging bestimmt nicht ohne Aufsehen ab; aber schließlich würde sein guter Name alles wieder ausgleichen.

Die Hand zum Türklopfer an des Alcalden Haus erhoben, blieb er einen Augenblick stehen, um auf sein Haus am drüberen Ende des Platzes zurückzusehen. Mit dem ersten Schlag dieses Türklopfers würden ein Dutzend Fenster aufspringen, ein Dutzend Leute würden aus den Betten stürzen, um zu erfahren, was einen Mitbürger in einer Winternacht um zwei Uhr morgens zum Alcalden führen mochte. Noch war alles ruhig — ein, zwei Sekunden lang. Die breite, weißgetünchte Vorderfront der Posada Lopez lag vor ihm. Licht strömte aus ihrer geöffneten Tür: ein warmes, willkomm-bietendes Licht — ein Licht der Sicherheit und des Heils für Maria.

Ein Licht, das stärker ist als der fahle Schein des Mondes . . .



Die Rast des Vaquero

Aufn. Widmann

Antonio de Fierro Blanco
Die Reise des Rotkopfs

Von Karl Blanck

Señoritas und Caballeros!

Ich habe es nach Möglichkeit immer mit der lieben Wahrheit gehalten. Jedenfalls möchte ich niemand raten, das Gegenteil zu behaupten, so wahr ich Don Juan Obrigon heiße und Juan Coloredo, der Rotkopf oder auch der Feuerbrand genannt werde — nicht nur weil mein Schopf auch heute an meinem 100. Geburtstage noch brandrot ist, sondern auch, weil ich einmal einen ganzen wilden Indianerstamm durch Feuer vernichtet habe. Und um der Wahrheit willen muß ich zugeben, daß ich mich nun schon vier Jahre lang nur für 99 ausgegeben habe, weil es die Sitte einmal verlangt, daß jemand an seinem 100. Geburtstag sein Leben erzählen soll. Da es sich aber nicht länger vermeiden läßt, so sollt ihr, meine Gäste, nun endlich die Geschichte meines Lebens oder wenigstens jener Reise erfahren, die ich in meiner Jugend durch die drei Kalifornien gemacht habe.

Meinen roten Schopf habe ich von meinem Vater geerbt, der aus einer fernen Stadt stammte, namens Irland, wo er mindestens ein König oder ein Königssohn gewesen sein muß, wie meine Mutter zu berichten wußte. Denn er kam auf einem großen Schiff, von dem er über Bord sprang und an Land schwamm, um meine Mutter, das schönste Mädchen des ganzen Dorfes San José del Arroyo, zu sich zu nehmen, nachdem er vorher ihre Brüder mit einem wirbelnden Holzknüppel umgelegt hatte, der seine

ständige Waffe bildete. Dann kamen eines Tages seine Kameraden wieder, riefen: „Come on Pat!", was gewiß der Wappenspruch unseres königlichen Hauses ist, und nahmen ihn wieder mit, als er gerade schwer betrunken war und sich nicht zur Wehr setzen konnte. Ich selbst spreche natürlich nur spanisch, wie es sich für einen echten Caballero geziemt. Meine Großeltern wollten meine Mutter nicht wieder zu sich nehmen, weil sie ihnen ausgerissen war, und so bin ich in einer nackten Armut aufgewachsen, die mich früh lehrte, von meinen Geistesgaben Gebrauch zu machen und dabei stark wie ein Löwe zu werden.

Als ich groß genug war, mich mit den Beinen am Bauch eines Pferdes festzuhalten, wurde ich Vaquero, Rinderhirt. Als ich den ersten feurigen Wallach gezähmt hatte, ritt ich in meinem neuen Lederwams zu meinem Großvater und erreichte, daß er meine Mutter wieder bei sich aufnahm. Dann habe ich einen Kirchenschänder überlistet, der unser Gotteshaus seiner Schätze beraubt hatte und mich vergiften wollte, um mir dann die Schuld an dem Raub zuzuschieben. Dafür habe ich ihn selbst mein Messer schmecken lassen und mich dann aus dem Staube gemacht, denn der Dieb hinterließ neun Brüder, die alle selbst gut mit dem Messer umzugehen wußten. Mein Großvater gab mich dem Don Firmin Sanhudo mit auf den Weg, einem vornehmen Herrn vom spanischen Hofe, der ihm Auftrage unseres Königs als General-Inspektor der Kolonien und als persönlicher Stellvertreter des Königs zu uns in die Kolonien kam, mit aller königlichen Macht über Leben und Tod ausgerüstet, um festzustellen, ob es sich nach dem zu erwartenden Abfall Mexikos für Spanien noch lohnen würde, seine kalifornischen Besitzungen zu behalten. Das bedeutete für mich den Abschied von meiner schönen und heißgeliebten Heimat und eine abenteuerliche Reise von 1500 Meilen durch Wüsten und durch die Gebiete feindlicher Indianerstämme.

Die Familie Sanhudo, zu der außer Don Firmin noch seine Gattin Doña Ysabel, sein Sohn, der junge Inocente, und die beiden Töchterchen gehörten, wurde außer den bewaffneten Wächtern und den Treibern mit den beladenen Mauleseln noch von ihrer Leibwache begleitet, kleinen, aber riesenstarken und katzenhaft geschmeidigen Indianern vom Mayavolk, die ihrer Herrschaft bis in den Tod ergeben waren. Ich aber war mehr als nur der Rinderhirte, denn ich war auch zum Hüter des jungen Inocente auserwählt. Als Don Firmin mir seinen Sohn und Erben anvertraute, da legte ich meine Hand fest an das Messerheft und sprach: „Was Inocente geschieht, geschehe auch mir!" Während ich neben ihm ritt, hörte ich ein Gespräch der Eltern über die Gefahren unseres Unternehmens mit an. Doña Ysabel fürchtete sich ebensowenig wie ihr Gatte. „Bin ich nicht eine De la Cerda?" rief sie und richtete sich stolz im Sattel auf. „Unser Wahlspruch war seit jeher: Wir fürchten weder König noch Teufel; und Gott nur, wenn er gerecht ist!" Und sie sprach von den Frauen ihres Hauses, die in den Maurenkämpfen sich heldenhaft bewährt hatten, und von ihrer eigenen Sehnsucht, es ihnen gleichzutun, der Gefahr entgegenzueilen und nötigenfalls durch den eigenen Dolch ein rasches Ende zu finden. Nur nicht im Bette sterben! Sie wußte nicht, daß ich ihr Gespräch mit anhörte, während ich ihren Sohn im Gebrauch von Pfeil und Bogen unterwies; denn ich kannte den Stolz des Don Firmin schon gut genug, um zu wissen, daß ich meine Neugier hätte mit dem Leben bezahlen müssen. In jenen Tagen gelang es mir durch meine Wachsamkeit, das Leben Inocentes, das mir anvertraut war, vor einem tollgewordenen Steppenwolf zu retten, der uns verfolgte.

Als wir uns La Paz näherten, begegnete uns das erste vierräderige Fahrzeug, das wir im Leben sahen; es waren sechs Reitesel vorgespannt, die nicht gewohnt waren, im Gespann zu gehen, und die beim Abfahrtssignal sofort durchgingen. Da wurden auch unsere Reittiere scheu. Doña Ysabel schien einen Augenblick in Gefahr — da schrie ich laut auf wie ein Narr, obgleich die edle Dame mit ihrem Maultier rasch ebenso gewandt fertig wurde wie der beste Vaquero —, ich aber schwur mir, niemals ein vierräderiges Fahrzeug zu besteigen, und habe diesen Eid auch in hundert Jahren nicht gebrochen. Wohin mich kein Pferd und kein Maultier tragen kann, dahin brauche ich nicht zu gehen, und die gute schlichte Lebensart leidet entschieden darunter, weil man solche Wagen ja doch nur dazu benützt, um auf billige Art allerlei Waren und Trödelkram herbeizuschaffen,

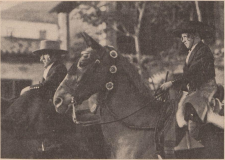
mit dem sich dann die Weiber behängen, um vor den Nachbarinnen mit ihren Schätzen großzutun.

Durch diesen von Gott verfluchten vierräderigen Karren, der Doña Ysabel in Gefahr brachte, hatte ich aber Inocente aus dem Auge verloren, dessen Maultier vor Schrecken mit ihm durchgegangen war. 16 Stunden mußte ich im Sattel bleiben, und wir beide, ich und meine treue Mauleselin, mußten unseren ganzen Scharfsinn gebrauchen, um den Knaben und sein Reittier wieder zu finden. Gütig lächelte Doña Ysabel, als ich ihr den Sohn zurückbrachte — aber Don Firmin hätte mich für meine Nachlässigkeit getötet, wenn ich mich nicht klug vor seinen Augen verborgen hätte, bis sein Zorn wieder verraucht war.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, um meinen Hunger mit sechs Eiern zu stillen, die allzu nahe vor meinen Augen gelegt worden waren, als daß ich mir ein solches Frühstück entgehen lassen durfte, auch wenn die Hühner nicht mir gehörten — da sah ich unter den ersten Strahlen der Sonne zum ersten Male mit meinen gesegneten Augen die Zinnobersee — das Meer des Cortes, das sie jetzt den Golf von Kalifornien nennen. Die ganzen Träume meiner Kindheit waren erfüllt! Nun würde ich auch selbst die kühnen Perlentaucher von La Paz kennenlernen, von denen die Männer meiner Heimat abends am Feuer beim Dorfe San José del Arroyo wunderbare und grausige Dinge zu erzählen wußten, vor denen einst mein kindliches Herz erzitterte. Sie berichteten von der Manta, dem großen flachen Sonnenfisch, dem riesigen Seeteufel, der sich jeden Tag einen anderen Perlentaucher auswählt, um ihn zwischen seinen gewaltigen Flossen zu erdrücken und mit seinem scharf gezähnten Gebiß zu verschlingen. Oder das Schauermärchen von der Eselsmuschel, die zwischen ihren Schalen die Füße des Tauchers so lange festhält, bis ein Haifisch herbeischwimmt, mit dem sie sich in die Beute teilen kann, um das warme Menschenblut in sich einzusaugen. Oder auch von der achtfüßigen Tintenschnecke, die ein ganzes Boot umschlingt, seine Ruder zerbricht und seinen Mast umklammert, während die Messer der verzweifelten Seefahrer an dem korkartigen Fleisch des Untieres abprallen. Dann holt es sich mit seinem krummen Papageienschnabel sein Opfer unter den entsetzten Kameraden heraus. Plötzliche Wirbelstürme wühlen die Wasserfläche auf. Erdbeben erschüttern das Festland. Und inmitten der Zinnobersee liegt die verzauberte Menschenfresserinsel, von der noch niemand lebendig zurückgekommen ist. Von Haien und Schwertfischen wimmelt die Flut. Die Seejungfer, ein Menschenweib mit Schuppenschwanz, lockt. Und der einäugige Oson ruft den Tornado herbei, wenn man sich ihm nicht höflich nähert und den garstigen Plattfisch mit „Don Oson" anspricht. Oh, wie haben diese Gespenster des Meeres die angstvollen Träume meiner frühen Kindheit vergiftet!

Nun also sah ich sie mit meinen eigenen Augen — und auf einem schmalen Pfade in La Paz begegnete ich sogar dem Admiral der Perlentaucher, dem stärksten, klügsten, wagemutigsten unter Tausenden seinesgleichen. Er schenkte mir seinen schönsten Dolch und versöhnte mich wieder mit Don Firmin. Begierig durfte ich nun wieder den Gesprächen meines Herrn mit seiner Gattin lauschen, in denen er die Engländer und die Yanquis verwünschte, weil sie wie Piraten und Diebe uns alles das fortzunehmen drohen, was die Spanier, die wahren Entdecker des Weltmeers, in langen Jahrhunderten voll beispiellosen Wagemuts sich zu eigen gemacht haben. Wie viel Heldenmut! Welche erhabenen Opfer! Und wie viel Torheit!

Als wir La Paz hinter uns hatten, begannen die endlosen Beschwerden der Wüstenreise, um alle Missionsstationen unter den Wüstenindianern, auch die verlassenen oder die im Verfall begriffenen, zu besichtigen. Wir zogen von einer Wasserstelle zur anderen, täglich etwa zwölf bis fünfzehn Meilen. Tagsüber rasteten wir, um in der Morgendämmerung oder in der Abendkühle weiterzuziehen. Hier kam mir meine Kenntnis der Indianermundarten zugute, die ich mir schon in früher Kindheit angeeignet hatte. Die aus ihren Wohnsitzen verbannten indianischen Hexenmeister, mit denen ich damals zusammengetroffen war, konnten mich wegen meines roten Haares gut leiden, das sie an die heilige Glut der feuerspeienden Berge in ihrer Heimat erinnerte, auf denen ihre Gottheiten thronten. Was sie mir in meiner frühen Jugend erzählt haben, das scheint mir heute noch glaubhafter als das, was die Patres lehrten und



In ihrer malerischen Vaquero-Tracht sitzen die Jungen zu Pferd
Aus Christiansen, „Das spanische Volk" (Bibliographisches Institut, Leipzig)

was auch Don Firmin behauptete, daß nämlich die Erde rund sei — eine Kugel! —, während sie doch ganz offenbar eine flache Scheibe ist... Das ist eben so die Weisheit, die man aus Büchern lernt — davon halte ich gar nichts, unter uns gesagt, wenn ich auch natürlich aus Respekt vor Don Firmin solchen Bücherweisheiten sonst nicht öffentlich widerspreche — auch wenn ich kein Wort davon für wahr halte!

In Loreto stieß mein Freund, der starke Heraclio, unser Maultierknecht, mit seinem Degenknauf einem Beamten die Zähne ein, weil dieser elende Regierungsschreiber es gewagt hatte, Don Firmin zu beschimpfen. Ich half ihm mit listigen Worten aus der Patsche, in die er sich durch sein tapferes Draufgängertum gebracht hatte. Dann verständigte ich Don Firmin von der feindseligen Gesinnung dieser unredlichen Beamten, die den Statthalter des Königs schmähten, weil sie wußten, daß er ihren Betrügereien auf der Spur war. Die ganze Bande war offenbar entschlossen, unseren Herrn einfach um die Ecke zu bringen, um ihre Mißwirtschaft ungestört weiterzutreiben. Das aber habe ich damals verhindert. Jener Mann, dem Heraclio die Zähne eingeschlagen hatte, und sein Bruder, ein ebenso übler Schwätzer, mußten ihre Frechheit am Galgen büßen. Im übrigen ließ Don Firmin diesmal Milde walten, obgleich die ganze Gesellschaft dort keinen Pfifferling wert war. Ich war heilfroh, als wir von Loreto wieder weiterzogen. Ein alter Indianer führte mich in eine verborgene Schatzhöhle, aus der ich mir eine Anzahl der schönsten Perlen mitnehmen durfte, weil ich in die Geheimnisse der alten Hexenmeister eingeweiht war. Im übrigen hätte man dort leicht das Gruseln lernen können, denn das ganze Gewölbe hing voll von den Gerippen toter Schlangen, um alle unberufenen Eindringlinge abzuschrecken, und außerdem war es noch mit den schauerlichen Überresten von alten Höhlentieren angefüllt, wahren Ungeheuern der Vorzeit, denen man bei ihren Lebzeiten lieber nicht begegnet wäre. Meinen Schatz verwahrte ich einstweilen recht sorgfältig, um später einmal im richtigen Augenblick davon Gebrauch zu machen.

Wir zogen auf einem Umweg weiter, um unsere Feinde aus Loreto an der Nase zu führen, wenn sie uns verfolgen sollten, um uns in aller Stille den Garaus zu machen. Auf der nächsten Missionsstation, die wir besichtigten, in Comondu, erzählte uns der fromme Pater von dem großen Heuschreckenwunder der klugen Jesuitenväter, die seit dem Jahre 1697 mit der Bekehrung der Indios in diesen Gebieten begonnen hatten. Die indianischen Hexeriche hatten damals ein ungeheures Heer von Heu-

schrecken herbeigezaubert, um die beginnende Besiedlung des Landes und das ganze Bekehrungswerk zu stören. Aber die heiligen Männer riefen durch ihr Gebet im letzten Augenblick die Meeresvögel zur Hilfe herbei. Und die Indianer, die den Heuschreckenflug mit eigenen Augen gesehen haben, bezeugen, daß unendliche Massen von Seemöven am westlichen Flügel des Heuschreckenheeres Aufstellung nahmen, unzählige der Tiere fraßen und die andern nach und nach östlich vertrieben. Die Überbleibsel der vom Teufel stammenden Grashüpfer, die nicht die Beute der Vögel wurden, fielen nordöstlich von Comondu in die Zinnoberſee und richteten weder dort noch in anderen Missionsstationen Schaden an.

Auf der nächsten Station, La Purisima, wo wir wegen des angenehmen Klimas und der Fruchtbarkeit jenes Landstrichs zwei Monate lang zu überwintern vorhatten, lernte ich die Abalonemuschel kennen, der man beim Fang nicht mit den Fingern zu nahe kommen darf, weil die zum Fressen geöffnete Schale sich fest um die Menschenhand schließt. So gerät man bei steigender Flut leicht in Gefahr zu ertrinken. Auf diese Weise soll sich einmal ein Eingeborener an den holländischen Seeräubern gerächt haben, die früher eine wahre Landplage unserer Küste waren und ihm auch seine Frau wegschleppen wollten, als sie gerade für ihn Abalones kochte. Der Duft des Muschelfleisches stieg ihnen mächtig in die Nase, und sie aßen alles auf, was noch davon übrig war. Als die Seeräuber noch mehr verlangten, gab er ihnen durch Zeichen zu verstehen, wie man sich die Speise verschafft, indem man die Muscheln mit den Händen löst; er mahnte aber dabei leise vorzugehen und sich einzeln heranzuschleichen. Wie er ihnen erklärte, sei die Abalone ein scheues Tier, das bei jedem Geräusch sofort ins tiefe Meer verschwände. Auf diese Weise wurden die Seeräuber Mann für Mann von den Muscheln gefangen, die dafür sorgten, daß sie ertranken; wozu der Erzähler dieser Geschichte noch hinzufügte: „Drei tote Männer für eine Frau, das ist kein schlechtes Geschäft, denn man kommt heutzutage, wo es Frauen in Hülle und Fülle gibt, leicht zu einer neuen."

Auch sonst hörte ich dort von den Priestern noch allerlei über die Indianer aus der Zeit der Bekehrung. Die Indios hielten damals jede Kleidung für ungehörig. Die Mannsleute wurden von den Missionsvätern mit Jacken und Hosen versehen, die Frauen mit Röcken und Blusen; aber sie trugen sie nur bei Nacht im Umkreis der Mission. Tagsüber versteckten sie die Sachen im Gebüsch und arbeiteten nackend. Pater Salvatierra kleidete persönlich zwei Knaben ein, um die anderen daran zu gewöhnen, aber sie erweckten durch ihren Anblick nur allgemeine Heiterkeit, und der Versuch war dadurch mißlungen.

Wie der Priester erzählte, waren die Indianer Nieder-Kaliforniens große kräftige Menschen mit prachtvollen weißen, immer tadellosen Zähnen. Selbst mit hundert Jahren hatten sie selten graue Haare. Ihre Gesichtszüge waren grob, mit niedriger Stirn und dicker Nase, doch ihre Augenwinkel waren abgerundet, nicht zugespitzt. Sie hatten keine Götzen und tranken keinerlei berauschende Getränke. Auch fertigten sie keine aus Lehm gebrannten Gefäße an und waren recht abergläubisch; sie fürchteten die Raben mehr als die Löwen.

Für die Patres arbeiteten sie im Winter jeden Tag sechs Stunden und acht im Sommer; aber sie schafften dabei weniger, als man für möglich halten kann. Hingegen waren sie so geduldig, daß sie für Krankſein nur das Wort „Niederlegen" kannten. Ihre einzigen Vergnügungen waren Tänze und Ringkämpfe. Der Priester von La Purisima bezeichnete sie als die musikalischsten Menschen der Welt, wodurch jede Mission mit oberflächlichem Unterricht bald nach ihrer Gründung eine vollständige, wohlgeübte indianische Musikkapelle besaß.

In der Nähe von La Purisima erlebte ich, wie ein alter indianischer Zauberer einen flüchtenden Verbrecher dadurch zu Tode brachte, daß er eine Feuersbrunst entfachte, die rasch zu einem Flammenmeer wurde, in dem der Schuldige rettungslos unterging. Dabei muß man natürlich die Windrichtung feststellen und dann genau Zeit und Entfernung berechnen, ehe man das dürre Gras in Brand setzt. Auf diese Weise habe ich einmal einen ganzen wilden Indianerstamm erledigt, der mich verfolgte. Ich ließ die Leute ruhig weitertraben, bis ich den Wind an einem steilen Hang, der mit Gras und Strauchwerk bedeckt war, ins Gesicht bekam. Als sie nahe genug waren, dem Feuer nicht mehr entgehen zu können, aber zu weit entfernt, es unverletzt

zu durchreiten, fachte ich meinen incendio an. Den ganzen Berghang hinauf steckte ich das dürre Gras in Brand: es wurde rasch zur glühenden Falle, der das leichtfüßige Pferd nicht ausweichen konnte.

Nun, wo ich alt bin, heiße ich überall Juan Colorado, wegen meines Haares, aber die Indianer nennen mich „Feuerbrand" nicht nur deswegen, sondern weil ich bisweilen auf obige Weise feurige Brände entfacht habe, um mich meiner Feinde zu entledigen, die sich allzusehr auf ihre Überzahl verließen.

Dann zogen wir über steiles, kahles Felsgebirge nach Norden und kamen auch glücklich durch eine berüchtigte Klamm, die eine wahre Todesfalle ist und nicht umsonst Malpaso del Infierno, der Teufelspfad zur Hölle, genannt wird. Zuerst stellten wir fest, daß uns an dieser gefährlichen Stelle keine Feinde auflauerten; dann trugen die Mayas zuerst Doña Ysabel und ihre Familie hindurch, und zuletzt folgten die Maultiere unter der Anführung meiner braven schwarzen Eselin, die bei dieser Gelegenheit wieder ebensoviel Mut wie Geschicklichkeit bewies. Die versammelten Bussarde, die sich schon im voraus auf jede bepackte Maultierkolonne freuten, hatten diesmal nur eine geringe Beute zu verzeichnen.

Den Abschluß und die Krönung unserer Abenteuer auf dieser Reise bildete ein Überfall der kampflustigen Indianer von San Vicente. Schon vorher hatte mich Don Firmin vor ihnen gewarnt:

„Sollten wir in Händel mit diesen San-Vicente-Indianern geraten, bleibe stets in dem Kreis, den meine Mayas bilden. Sobald ernste Gefahr droht, nimm meinen ältesten Sohn quer über deinen Sattel, damit er den Pfeilen möglichst wenig ausgesetzt wird, und flieh mit ihm. Du bist der leichteste von uns, und dein Maulesel ist das flinkste Tier in meinem Zuge."

Unwillkürlich schaute ich mich nach Doña Ysabel um; er aber schüttelte ungehalten den Kopf und belehrte mich:

„Wir gehen dich nichts an. Ich habe Brüder genug, die jedes Tal in dieser Wüste mit Leichen anfüllen werden, wenn wir fallen; aber Inocente muß weiterleben, um mein Geschlecht fortzuführen."

Rings um uns fochten die Mayas zu unserem Schutze, ein Messer in jeder Hand, wie das bei ihnen Brauch war. Wenn sie dieser Dolche nicht bedurften, baumelten ihnen diese stets an einem Riemen im Handgelenk. Wenn ihnen ein Indianer zu nahe an den Leib rückte und sie am Messerstechen hinderte, pflegten sie den Mann zu packen und ihn sich über den Kopf zu schwingen, bis sie wieder genügend Spielraum bekamen. Oder sie warfen den Feind hoch in die Luft, um ihn loszuwerden, und stießen mit beiden Füßen und den dolchbewehrten Händen zu, wenn er herabfiel.

Die Indianer kämpften alle zu Fuß, bis auf einen großen Häuptling, der sattellos zu Pferde saß, nur ein Seil um den Bauch seines Gaules geschlungen, um seinen Knien Halt zu geben. Er machte die Runde, um seinen Leuten Mut zuzusprechen. Doña Ysabel stand neben uns und schaute zu, als ginge sie das alles nichts an. Ich betete sie dafür an, aber bald wurde ich gewahr, daß ihr rechter Handschuh lose an der Stulpe hing und ihr die Hand freiließ, die sofort zum Dolche greifen konnte; wenn es keinen anderen Ausweg mehr gegeben hätte, würde sie sich selber den Tod gegeben haben. Gott allein weiß, woher die Sanhudos zu solchen Frauen kamen!

Ihre Kinder sahen mit weitgeöffneten Augen zu; aber selbst der jüngste Knabe, der noch auf dem Arm getragen wurde und nachts wimmerte, wenn es nicht genug Kuhmilch gab, ließ sich nichts von Angst anmerken.

Als es am schlimmsten zu kommen schien und ich Inocente schon fluchtbereit in den Armen hielt, zog Doña Ysabel aus ihrem Busen einen winzigen Dolch, dessen Griff einen Schlangenkopf mit offenem Rachen darstellte. Ich habe manches Mannes Dolchspitze aus Angst einen Kreis beschreiben sehen, wenn sie aus der Scheide gezogen wurde, jedoch die misericordia dieser Frau stand so still wie meine eigene, wenn ich einen Mann vor mir sehe, der seinen Todesstreich erwartet. Die schmale Klinge würde sich, ohne daß ihre Hand erbebte, in ihr Herz versenkt haben, wenn ihr Gatte ihr nicht, als sie einen Augenblick zauderte: „Un momentino, querida mia — einen kurzen Augenblick noch, meine Geliebte!" zugerufen hätte.

Sich den schweren Hut vom Kopfe reißend, schleuderte er ihn durch die Luft, so daß sein

Rand den Häuptling unterm Kinn traf. Dann, als der Mann einen Augenblick lang betäubt war — denn solch ein Hut bildete durch seine dem Range des Trägers entsprechende Silberlast ein gewichtiges Wurfgeschoß — sprang Don Firmin auf die Schultern eines Indianers, der vor ihm stand, trat auf die dichtgedrängten Köpfe der Angreifer unseres Kreises und erreichte dabei — von seinem Schutzengel unterstützt — das Haupt des Häuptlings, auf den er es abgesehen hatte. Mit der rechten Hand führte er den mörderischen Stoß, der bei genügender Kraftanwendung fast immer den Kopf vom Körper trennt, und versenkte mit seiner Linken einen kleinen Dolch in das Pferd des Häuptlings.

Das Tier sprengte schmerzgepeinigt mitten durch die Eingeborenenhorden. An seinem Halse hing der enthauptete Anführer der Indianer, der durch ein Seil unlösbar mit dem Pferde verbunden war.

Don Firmin Sanhudo kehrte unbehelligt zurück und stellte sich wieder neben seine Frau. Als die Indianer noch zögerten, ob sie mit ihrem toten Anführer die Flucht ergreifen oder ihn rächen sollten, kamen unsere schwer bewaffneten Söldner herangaloppiert. Ihre kriegsgeübten Maultiere stürmten kopfüber in das Gedränge der Kämpfenden hinein und schlugen mit den Vorderbeinen um sich. Auch mit den Zähnen gingen sie auf die Gesichter der vordersten Indianer los, derart, daß Scharen geblendeter Eingeborener mit zerfetztem Antlitz über das Gelände taumelten und im Fall auf ein gnädiges Messer warteten, das ihrer Pein ein Ende machen sollte.

So räumten sie mit unseren Feinden auf, und als Doña Ysabel um Schonung für die überlebenden Flüchtlinge bat, da gewährte ihr Don Firmin zwar scheinbar auch diesen Wunsch und rief seine Leibgarde von der Verfolgung zurück — zu ihrem großen Verdruß, denn die Mayas sind Leute, die nicht verstehen, daß man einem Feinde aus einem andern Grund als aus Furcht das Leben lassen kann. Doch er rief ihnen ein einziges Wort in ihrer Sprache zu, das sie wieder aufheiterte — und dieses geheimnisvolle Zauberwort hieß: „Später!" Gnädig lächelnd empfing er die Abordnungen der Häuptlinge, die sich uns unterwarfen, und ließ sogar eine Traglast Kandiszucker unter sie verteilen. Alle Achtung, wie dieser große Mann es verstand, das Mißtrauen seiner Freunde einzuschläfern! Erst als er uns glücklich nach San Diego gebracht hatte, da machte er mit hundert Kriegern kehrt, um alle Gegner mit Stumpf und Stiel auszurotten, die dem Gemetzel entkommen waren.

Reisemüde, doch unversehrt zogen wir nach 18 Monaten am Ziel unserer Reise in Monterey ein. Dort lag ein gewaltiges Schiff im Hafen, und aus vielen Kanonen wurde dröhnend geschossen, als Don Firmin Sanhudo die Mole betrat.

Am Nachmittage nahm Don Firmin mich mit in das Gehege, wo seine Leute abgelohnt wurden, und gestattete mir, die besten sechs Maulesel mit der ganzen Tragausstattung und zwei Reittiere mit Sätteln für mich auszuwählen.

Noch bevor die Sonne an jenem Tag unterging, segelten sie ab. Inocente übergab mir vor der Abfahrt ein Päckchen und sagte dabei: „Ein Brief von meiner Mutter, Doña Ysabel."

Eins der kleinen Mädchen rief mich zu sich und wisperte mir zu: „Bück dich mal, Don Juanito", und dann flüsterte es mir heimlich ins Ohr: „Wenn du allein bist, guck mal in deinen Mantelsack, du lieber Bub!"

Ich schenkte Doña Ysabel meinen Dolch mit der großen Perle im Griff; das rührte sie fast zu Tränen. Jedem der Kinder gab ich eine Perle aus der Zauberhöhle von Loreto.

Während das kleine Boot wartend bereit stand, verneigte sich Doña Ysabel de la Cerda Sanhudo mit einem tiefen Knicks vor den ersten Männern Montereys, die im Halbkreis am Strande Aufstellung genommen hatten.

Die Beamten, mit mehr Goldstickerei und Goldlitzen geschmückt, als es Gold bei uns zu Lande gab, verbeugten sich mit gezogenem Hute, während die Frauen sich so tief bückten, daß sie bald mit der Nase an den Boden stießen. Wie ich von Inocente gelernt hatte, ließ ich mich auf ein Knie sinken und küßte seiner Mutter die Fingerspitzen. Ich hatte noch niemals auch nur den Saum ihres Gewandes berührt und legte damals einen Eid ab, den ich seitdem gehalten habe.

Als sie abgefahren waren, bat ich Heraclio, mir Doña Ysabels Brief vorzulesen; denn er war in die Priesterschule gegangen, wo man ihn aber wegen seiner Lasterhaftigkeit bald hin-



Spanische Dame beim Stierkampf
Aus Christiansen „Festliches Spanien"

ausgeworfen hatte. Immerhin konnte er noch spanisch lesen.

Der Brief Doña Ysabels, an dem mein ganzes Herz hing, bestand aus lauter Rechtsansprüchen auf Ländereien des Königs von Spanien, von Don Firmin und allen möglichen Behörden unterzeichnet. Eine Schenkungsurkunde!

„Patron!" sagte Heraclio.

Zwischen dem „P" am Anfang und dem „n" am Schluß wuchs ich ein ganzes Stück in die Höhe und hörte für immer auf, ein Knabe zu sein. Mit meinem kleinen Vermögen und dem Anspruch auf Land suchte ich mir die vier besten Treiber aus. Sie willigten gern und freudig ein, mir zu dienen. Auch meinen Freund Heraclio behielt ich natürlich bei mir, nachdem er mir versprochen hatte, mich nie mehr mit seinen üblichen Zoten zu belästigen. Außerdem hatten mir die Kinder der Sanhudos in meinen Mantelsack heimlich lauter kleine Päckchen mit Gold gesteckt. In einem dieser Päckchen fand ich ein Handschreiben von Doña Ysabel, das ich natürlich nicht lesen konnte, aber auch von andern nicht vorgelesen haben wollte. Ich habe es wie einen Schatz mein ganzes Leben als köstlichsten Besitz gewahrt. Heraclio hat eine Enkelin, die mir innerlich und äußerlich sauber vorkommt. Wenn sie gut spanisch lesen lernt und mit sechzehn Jahren hält, was sie heute zu werden verspricht, werde ich ihr vielleicht dieses Schriftstück von Doña Ysabel anvertrauen, damit sie es mir vorliest — aber anrühren darf sie es keinesfalls!

So bin ich also aus einem kleinen barfüßigen Jungen ein reicher Mann geworden, der stolz darauf ist, daß ihn an seinem hundertsten Geburtstag so viele gute Freunde mit ihrer Anwesenheit beehrt haben. Und wenn jemand noch mehr über die Abenteuer meiner Jugend erfahren will — nun, ich habe wohl gemerkt, daß dieser Bursche da, der Antonio de Fierro Blanco, heimlich nachgeschrieben hat, was ich hier eben erzählt habe. Gewiß hat er sich eingebildet, ich durchschaute nicht, was er damit vorhat. Und ihr wißt ja, was ich von den Bücherschreibern und ähnlichen Federfuchsern halte, die den Leuten den Kopf mit allerlei unnützem Zeug vollstopfen. Aber wenn sie auf diese Weise einmal zur Abwechslung auch etwas Gescheites zu hören bekommen und daraus lernen, wie sich ein rechter Mann und wahrer Caballero in allen Lebenslagen zu benehmen hat — nun, so soll es mir auch recht sein! Adios, Señoritas und Caballeros — und auf Wiedersehen beim nächsten Geburtstag!

Dichter unserer Zeit

Eine Reihe von Lebensbildern

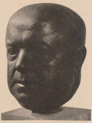


Aufn. Glauer

Will Vesper

ist als Sohn eines Bauern am 11. 10. 1882 in Barmen geboren, empfindet aber als wahre Heimat jenen Hof im Waldeckschen, der seinen Ahnen Jahrhunderte hindurch gehört hatte. Bis zu seinem 14. Jahr war er in der Volksschule und kam dann erst aufs Gymnasium und trat nach kurzer Universitätszeit in einen Verlag als literarischer Beirat ein.

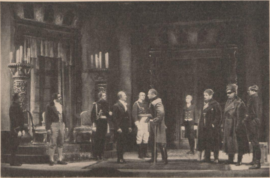
Seitdem spielt sich sein Leben inmitten der Literatur ab; er ist noch jetzt Herausgeber einer literaturkritischen Zeitschrift. Aber die bäuerliche Herkunft hat ihn vor dem Literatentum bewahrt und seinem Wesen die ehrlich-herzhafte Einfachheit und das Festhalten am Überlieferten mitgegeben. Er begann als Lyriker. Seine Gedichtbücher sind jetzt, durch neuere Gedichte erweitert, in einer Gesamtausgabe „Kranz des Lebens" (1934) zusammengefaßt. Erst dreizehn Jahre nach seinem ersten Gedichtbuch erschien sein erstes Erzählungsbuch: „Martin Luthers Jugendjahre" (1918). Es folgten mehrere Novellen, zwei Märchenbücher, der Roman „Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten" (1922) und drei Erzählungen aus den Bauernkriegen. Sein Hauptwerk aber wurde das großartige Romanepos „Das harte Geschlecht" (1931), das ein germanisches Heldenleben um das Jahr 1000 verherrlicht. Mit den humoristischen Geschichten „Sam in Schnabelweide" und „Der entfesselte Säugling" wie den schlagkräftigen Spruchgedichten „Ruf in die Zeit" (1937) ist Vesper als Zeitsatiriker hervorgetreten. Nebenbei hat dieser Erzgermanist viel altes deutsches Literaturgut in neuer Fassung wieder in die Gegenwart gerückt. Ein Volksbuch in jeder Hinsicht wurde vor allem „Die Ernte" (1906), seine Sammlung aus einem Jahrtausend deutscher Lyrik. od.



Nach einer Büste von Prof. Kurt Schmid-Ehmer

Josef Ponten,

geboren am 3. 6. 1883 bei Eupen, in Aachen aufgewachsen, studierte Naturwissenschaften und Kunstgeschichte und trat als Geograph — „Griechische Landschaften", „Europäisches Reisebuch" u. a. — und als Kunsthistoriker mit dem Buch „Architektur, die nicht gebaut wurde" und mehreren Arbeiten über Alfred Rethel, dessen letzte Lebenstage er auch in der Novelle „Seine Hochzeitsreise" gestaltete, hervor. In seiner Jugend wäre er am liebsten Forschungsreisender geworden. Seinen Dichterruhm begründete er mit dem autobiographischen Roman „Der babylonische Turm, Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie" (1918). „Die Insel", „Der Meister", „Die Bockreiter" sind novellistische Meisterwerke und die zwei Bände „Salz, ein Lebenslauf in Verwandlungen und Verkleidungen" (1927) fesselnde psychologische Studien. Mit den „Studenten von Lyon" (1927) wandte er sich dem geschichtlichen Roman zu und betrat damit schon den Weg zu seinem jetzt auf sieben Bände angelegten Roman der deutschen Unruhe „Volk auf dem Wege". In einem Grenzland geboren und viel mit deutschen Volksteilen im Ausland in Berührung gekommen, hat ihn der volksdeutsche Gedanke leidenschaftlich erfaßt, so daß er nun schon zwei Jahrzehnte und auf weiten Reisen sein Vermögen an das Werk setzte, das die Geschicke von Wolgadeutschen erzählt, die sich später in Nordamerika und schließlich in Südamerika eine Heimat suchen. Bisher erschienen die Bände „Im Wolgaland" (1933), „Die Väter zogen aus" (1934) und zuletzt „Rheinisches Zwischenspiel", wie die meisten Bücher Pontens bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart. Dort erschien auch soeben eine Sammlung seiner Meisternovellen in einem stattlichen Bande vereinigt. od.



„Komm wieder, komm immer wieder!"

Bühnenbild aus der Erstaufführung von Friedrich Bethges „Veteranenmarsch" im Stuttgarter Staatstheater: Der Minister vertröstet den Hauptmann Kopeskin, den Vertreter der russischen Kriegsinvaliden von 1812, mit den Worten: „Kommen Sie wieder, kommen Sie ruhig immer wieder." Diese nichtssagend-höhnische Aufforderung aber wird zum Wahlspruch der Invaliden, die nun immer wieder und immer stärker an die Pforte klopfen. Den Lesern unserer Theaterausgabe ist das mit dem Staatspreis ausgezeichnete Werk schon durch unsere Buchbeigabe zu Weihnachten 1935 bekannt

Aufn. Illenberger

Vom unbekannten Soldaten

In dem kaum noch übersehbaren Schrifttum über den Weltkrieg ist uns ein neues Werk geschenkt worden, das unsere Zeit überdauern wird. Als vor zehn Jahren „Die Kriegsbriefe gefallener Studenten" erschienen, waren wir glücklich, ein Buch zu besitzen, aus dem die Toten des großen Krieges zu uns sprachen. Nun liegt ein neuer Band vor, von dem das gleiche gilt: „Der deutsche Soldat." Briefe aus dem Weltkrieg (Albert Langen / Georg Müller Verlag, München. 475 Seiten. RM 4.80). Hier sprechen deutsche Menschen aller Stämme, aller Altersstufen und aller Stände. Sie schreiben vom Kampfe und vom Tod, vom Leben und von Gott, von der Welt und der Ewigkeit, von der Natur und der Landschaft. Nichts Menschliches ist diesen Briefen fremd. Die sie schrieben, richteten sie an Eltern und Geschwister, an Freunde und Kinder — aber sie schrieben sie im Grunde an uns alle. Hier spricht das deutsche Volk selbst durch seine Söhne, die für seinen Bestand kämpften. Wo immer das Geheimnis des deutschen Wesens gedeutet wird, da wird man auf diese Briefe hinweisen. Rührend-einfache, treuherzige und schlichte Briefe stehen hier neben anderen, aus denen die volle Reife des Lebens und der Daseinsdeutung spricht; aber sie alle künden von dem, was wir mit dem schlichten Worte deutsches Soldatentum umschreiben.

O. H.

Ernst Herold,
geb. 28. Mai 1890 in Boizenburg/Elbe,
verm. 22. April 1916 Höhe 304.

Westen, 26. Februar 1916.

Es schneit — schneit und schneit. Und es friert, der Nordwest pfeift. Heute morgen gegen 7 — unendlich erschöpft von der zehnstündigen harten Arbeit zurück — vier Stunden geschlafen auf verlaustem Strohsack und heute abend wieder hinaus in die Gräben. Wenn da der Humor noch nicht gelitten hat — wenn man Schnupfen und Erkältung vergißt, so sollte das doch mindestens ein Zeichen tadelloser geistiger und körperlicher Gesundheit sein. Nach wie vor beherrscht mich dasselbe gleichmäßig ruhige Frohgefühl, das nicht das harte Muß anerkennt, sondern das sich freiwillig und gern

auch der härtesten Arbeit unterzieht. So einfach glücklich und zufrieden bin ich nie gewesen, so ohne alle Ansprüche an das Leben und seine weichen Gewohnheiten. Und fehlt Schmalz und Wurst — so tut's auch ein Stück Kommißbrot. Man quält mich wieder, ich soll Offizier werden — und ich kann's nicht. Ich will nichts geschenkt haben — will kein Nothelf sein. Wenn sie mich befördern wollen vor dem Feind — mir soll's eine Ehre sein. Aber nicht fabrikmäßig etwas werden, was mir höchster Lohn dünkt für jeden Soldaten. Nicht darum bin ich freiwillig hinausgezogen . . .

Paul Gruhlke,
geb. 29. August 1875 in Spandau,
gef. 6. November 1916 in Marchies.

Liegnitz, den 15. Mai 1916.

Ich hoffe ja so stark auf ein Wiedersehn, aber sollte es anders bestimmt sein, so denkt, ich ruhe aus von all dem Schweren.

Es wurde gefragt, wer sich krank fühlt, der sollte vortreten, ich habe es nicht getan, obwohl ich bestimmt weiß, daß ich garnisondienstfähig geschrieben worden wäre. Ich habe mit mir gekämpft, auf der einen Seite Ihr, die Ihr das Liebste seid, was ich besitze, und auf der anderen Seite die Ehre. Ich habe das letztere gewählt, denn könntet ihr mich noch lieben und achten, können meine Kinder noch gut von ihrem Vater denken, wenn er feige zurückschreckt vor den Gefahren? Ich glaube, Ihr gebt mir recht. Ich muß schließen, es wird mir so schwer, und ich gehe auch nicht gern; aber es muß jeder seine Pflicht tun.

Hanns Steger,
geb. 26. Mai 1896 in München,
gef. 18. September 1918 im Westen.

2. März 1918.

Es ist seltsam, Ihr sagt, es ist möglich, daß wir noch unterliegen können. Wer spricht denn jetzt von Unterliegen? Könntet Ihr doch, nur bei einer Übung vielleicht, unsere Divisionen sehen, die stürmende Infanterie, die Artillerie, die donnernd hinter der ersten Linie auffährt, die Kampfflieger, die darüber herbrausen wie böse Riesenvögel, und alles Feuer und alle Begeisterung, die bei Angriffskämpfen den Soldaten beseelt. Könntet Ihr den Geist fühlen, der jetzt noch nach fast vier Jahren Krieges in den deutschen Soldaten lebt! . . . Und noch eins haben wir gründlich und ehrlich erlernt, die Bereitschaft zum Sterben, das stolze Überwinden des Lebens, das so unfäglich schön ist, für den großen Zweck . . .

14. September 1918

Eine Zeit des Wirkens ohne Vergleich, solange ich im Felde bin. Batterien außer Gefecht gesetzt, Lager zerstört, Kolonnen verwirrt und zersprengt. So ging's tagelang. Daneben litten wir unter Hunger, unter Frost und Nässe, hatten Verluste und erlebten Einzelheiten, die grausig waren. Doch kein Wort der Klage fiel in der Batterie. Respekt vor jedem Kanonier, der den Tag über schoß und die Nacht über Munition schleifte! . . .

Am Abend ungeheure Brände vor uns, neben uns, hinter uns. Die golden sinkende Sonne wird von gigantischen schwarzen Rauchsäulen verdunkelt; die Nacht wird blutig erhellt von tausend brennenden Baracken, Lagern, Dörfern, Magazinen usw. Wir marschieren wieder zurück, schwierige Wege.

Was wird die Zukunft bringen? Jetzt heißt's, die Ohren steif halten! In mir ist jetzt jenes vollbewußte Deutschtum erwacht, das man sich erarbeiten muß, das tiefstes Erlebnis und tiefster Lebensinhalt sein muß. Jetzt will ich und werde ich meinen Mann stellen, und wenn die Hölle alle Teufel auf uns losläßt. Und selbst wenn ich das Kriegsende nicht mehr erleben sollte, so war mein Leben doch schön und so, gerade so, möchte ich es immer wieder leben . . . Vieles will ich Dir erzählen, wenn es uns vergönnt sein wird, wieder einmal beisammen zu sein. Oh, dieses Wiedersehen, Heimat, Mutter und Braut!

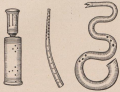
Ja, nun zu Ende! Morgen früh reite ich wieder in die Stellung vor, um H. abzulösen. Wie lang ich vorn bleibe, weiß ich noch nicht. — Wie schön ist's hier unten! Der kleine Ofen brennt noch, ich lehne in einem Korbstuhl, werde jetzt noch eine Geschichte lesen und dann ins Bett gehen — weiß überzogen! Morgen früh heizt mein Bursche vor dem Aufstehen ein und wärmt Wasser zum Waschen! Unvergleichliche Genüsse! Und doch freu ich mich, morgen wieder zu meinen Leuten vorzukommen in Dreck und Kälte . . .



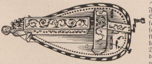
Die Musikfibel

Abbildungen aus Moser, Die Musikfibel (Staackmann Verlag, Leipzig)

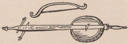
Lieber Leser, kennst du diese merkwürdigen Figuren? Hättest du je gedacht, daß es sich um Musikinstrumente handelt, die von den Stadtpfeifern des Mittelalters benutzt wurden: der „Zink" (in der Mitte), eine Mittelform zwischen Holz- und Blechbläsern, aus Holz oder Elfenbein achtkantig geschnitzt, dann der „Serpent" (rechts), zwecks besserer Griffigkeit schlangenförmig gebogen, und, als besondere Merkwürdigkeit, das „Ranket" (links), eine mit Doppelrohrblatt angeblasene Büchse mit elf Grifflöchern, in der das Rohr in langen Spiralwindungen verläuft?



Mit derartigen Instrumenten spielten die Stadtpfeifer bei Hochzeiten und zum Tanz auf: unserem Ohr würde diese Musik ja wohl reichlich dünn und fremd geklungen haben, aber dafür gefiel sie unseren Urahnen zweifellos um so mehr. Oft wurde bei derartigen Anlässen auch nur auf einer Drehleier gespielt.



Diese Drehleier ist ein Vorgänger des Leierkastens. Der Leierarm wird durch ein Kurbelrad bewegt. Hierdurch werden gleich mehrere Saiten angerissen, die die Begleitung ergeben, während die Melodie auf einer Tastatur gespielt wird, die nur die oberste Saite benutzt. In Schweden kennt man das Instrument heute noch als „Nikkelharpa".



Hier, lieber Leser, siehst du eine „Kemansche": eine Geigenart, die aus Arabien kommt und über das damals maurische Spanien ihren Weg zu uns ins Abendland fand. Du erkennst leicht, daß dieses Instrument der Form nach unserer Laute ähnlich ist. Immer wieder findet man in den Instrumenten aller Völker die Übergänge von einem zum anderen. Betrachtet nur dieses zierliche „Tanzgeigerlein", das ebenfalls seine Heimat im Morgenlande hat:



Diese Geige erwuchs aus den schon im 13. Jahrhundert bekannten Kleingeigen der Araber und Mauren und ist so schmal, daß man sie bequem in der Brusttasche tragen kann.

Von all diesen Instrumenten erzählt in der anschaulichsten Weise die Musikfibel von Hans Joachim Moser (L. Staackmann Verlag in Leipzig). Sicher bist du derartigen wunderlichen und seltsamen Instrumenten schon einmal in einem Museum begegnet — aber der Eindruck hat sich verflüchtigt, du dachtest längst nicht mehr daran. Nun hast du in diesem Büchlein alles hübsch beieinander: Du brauchst es nur aufzuschlagen, gleich öffnet sich dir eine fremde und doch irgendwie vertraute Welt, und deinem inneren Ohr erklingt die Musik ferner Zeiten geheimnisvoll und doch schön.

W. Locks



Kampf mit dem Dämon

Zur 50. Wiederkehr von Georg Heyms Geburtstag am 30. Oktober

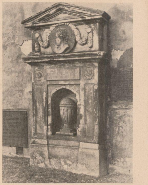
Von Franz Hammer

Als an einem Januartage des Jahres 1912 der vierundzwanzigjährige Georg Heym aus Hirschberg in Schlesien beim Eislauf in der Havel ertrank, erlosch mit ihm eines der eigenartigsten Talente der deutschen Dichtung und eine der größten lyrischen Hoffnungen jener Tage. Die heutige Generation kennt kaum noch seinen Namen, als gehörte er einer längst entschwundenen Epoche an. Aber die beiden hinterlassenen Gedichtbände und die Prosaversuche vermitteln das vollkommene Bild einer inhaltschweren stürmischen Jugend, die sich allzu früh vollendete.

Unter den Jungen, die in den unheilschwangeren Vorkriegsjahren überall den Verfall alles Großen und Schönen erblickten und anklägerisch ihre Stimme erhoben, war Georg Heym einer der bedeutendsten Wortführer. Mit einem überaus empfindsamen Herzen ausgestattet und mit einer selten visionären Kraft, hatte er die erbarmungslose Mechanik, die alles menschliche Leben zersetzende Macht der großen Städte frühzeitig erkannt. Stärker noch als Verhaeren, unter dessen Einfluß er zuerst stand, ja mit einer fast mythischen Gewalt wurde er von der „Dämonie der Steinwüsten" gepackt. Ein unheimliches Grauen fließt ihm aus den Steinschächten zu: „Es kriecht wie Nebel auf dem Pflaster schwer und tastet vorwärts Haus zu Haus . . . Wie eine riesige Menschenfressergestalt sitzt der „Gott der Stadt" auf einem Häuserblock. „Vom Abend glänzt der rote Bauch dem Baal . . ." „Die Winde lagern schwarz um seine Stirn. Er schaut voll Wut, wo fern in Einsamkeit die letzten Häuser in das Land verwirrn . . ." „Er streckt ins Dunkel seine Fleischerfaust. Er schüttelt sie. Ein Meer von Feuer jagt durch eine Straße . . ." Und um ihn hocken die „Dämonen der Städte": „Wie Schifferbärte stehen um ihr Kinn die Wolken schwarz von Rauch und Kohlenruß . . ."

Schon aus diesen wenigen Sätzen spürt man den heißen Atem, das gespensterhafte Grausen und die Gewalt des Wortes, die aus den Dichtungen von Georg Heym auf uns einströmen. Noch mächtiger fühlen wir des Dichters zornbebendes Herz, hören wir seine eindringlichen Anklagen, wenn er in das Innere der Häuser dringt oder in die Verwesung der Vorstadt hinabsteigt. Entsetzliche Qual- und Elendsbilder entstehen, der Abschaum der Menschheit wird lebendig, der Kot der Städte brodelt — und grausam nackt enthüllt sich das vom Aussatz befallene Antlitz der Zivilisation . . .

Er prophezeit, wenn nicht Einhalt geboten wird, Untergang und maßloses Elend. Inmitten des sich türmenden Unheils schaut er schon die Vision des Krieges:



Ein deutsches Dichtergrab in Weimar

Das Grabmal des Märchendichters Musäus, der vor 150 Jahren am 28. Oktober 1787 starb

(vgl. Weltstimmen Jahrgang 1935, S. 165)

„Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand . . ."

Erschüttert erblickt er diese Spukgestalt — und die erbarmungslose Vernichtung wächst grausig vor ihm auf . . .

Er ist besessen von der Magie des Wortes, beschwörend klingen seine wundervollen Verse mit ihrer strengen Sprachfülle in die Ohren seiner Mitmenschen — die wenigsten verstehen ihn. Es ist nicht angenehm, die Wahrheit zu hören — sie ist unbequem und häßlich obendrein. Jedoch häßlich nur für den, der nicht — alles erkennend — trotzdem seine Gläubigkeit bewahrt. Heym besitzt diese Gläubigkeit. Sie durchdringt immer wieder alles Elend. Noch ist er jung, er kann und er will helfen . . .! Da reißt ihn ein tragischer Tod aus dem Leben. Und zwei Jahre später steht Europa in Flammen . . .

Mit einigen anderen jungen Dichtern seiner Generation, die im Weltkrieg blieben, besaß Georg Heym die göttliche Reinheit Hölderlins und die ungestüme Jugend Büchners. Im Pantheon der deutschen Dichtung gebührt diesen Jünglingen ein besonderer Platz, denn sie gehören zu denen, deren junges Herz in selbstloser Hingabe nur für ihr Volk schlug.

Menschen und Mächte

Neue Biographien

Jede Epoche hat ihre eigene Art, die großen Gestalten der Vergangenheit zu sehen, darzustellen und für sich nutzbar zu machen. Verwandte Kräfte und Mächte erkennen und erhellen sich über Jahrhunderte hin. Stärker als in früheren Epochen ist darum auch das Interesse der Menschen dieser Gegenwart auf die großen Gestalten der Geschichte gewendet, von denen manche eine Auferstehung und eine Neuwertung erlebt.

Walther Tritsch, dem wir eine Reihe Biographien großer Gestalten verdanken, legt zwei neue Bücher vor: „Olympias" / Die Mutter Alexanders des Großen (Societäts-Verlag, Frankfurt am Main. 327 S. RM 5.80) und „Wallenstein" / Herr des Schicksals — Knecht der Sterne (Verlag J. Kittls Nachf., Leipzig. 602 S. RM 8.50).

In dem ersteren Werke stellt Tritsch aus den kargen Daten und Überlieferungen, die uns über das Leben der Mutter Alexanders des Großen erhalten sind, ein Bild dieser gewaltigen und geheimnisvollen Frau dar. Der Verfasser hat seine Aufgabe weit gefaßt, er schildert nicht nur die Mutter, sondern sucht von der Mutter den Weg zum Sohne und seinem Lebenswerk: dem Weltreich. Schöpferische Benützung von Quellen und früheren Darstellungen, lebendige aber durchaus gezügelte Phantasie und endlich eigene Anschauung der Landschaften und letzten Überreste des Alexanderreiches haben ihn befähigt, ein lebendig bewegtes Bild der alten Welt zu gestalten, in deren Mitte Alexander stand, der große Sohn einer dämonischen Mutter, die „aus dem Dunkel hervor" über das „Morgenlicht Makedoniens" in den „Lichtkreis" ihres Sohnes trat, um abermals im Dunkel unterzugehen. Tritschs Werk ist eine schöne Verbindung von Wissenschaft und Sage, von Dichtung und Deutung, es ist fesselnd und flüssig geschrieben.

Ähnliches gilt für das Wallenstein-Werk. Auch dieses ist eher Werk der Darstellung und der Deutung als der strengen wissenschaftlichen Forschung. Unter Ausnützung aller früheren wissenschaftlichen Ergebnisse stellt Tritsch Wallenstein in die Zusammenhänge seiner Epoche hinein. Er sieht in ihm aber nicht nur den großen Soldaten und Kriegsmann, er stellt in ihm vielmehr auch den Täter und Denker, den Vorkämpfer für den Frieden und den Organisator des Aufbaus nach dem unseligen Kriege dar, den Vortaster in eine Zukunft, die er selbst nicht mehr erleben sollte. Tritsch zeichnet Wallenstein in dem merkwürdigen Zwiespalt zwischen Handeln und Leiden, zwischen seinem Herrentum über das eigene Schicksal und seinem Knechttum den Sternen gegenüber. Manche neue Züge Wallensteins werden so beleuchtet, andere treten stärker als gewohnt hervor. Die Gestalt dieses viel Mißdeuteten und oft Verdächtigten tritt von neuem vor die Gegenwart als eine geschichtlich große und menschlich ergreifende. Gerade die menschlichen Hintergründe von Wallensteins Wesen und Werk scheinen das Wertvollste an diesem Buche.

Marcel Brion, der französische Historiker, hat in seinem von Fritz Büchner vorzüglich übersetzen Buche: „Theoderich König der Ostgoten" (Societäts-Verlag, Frankfurt am Main. 356 Seiten. RM 6.80) das Leben des großen Königs und Herrschers im Zusammenhang mit den Zeitbewegungen und Zeitmächten dargestellt. Alle verfügbaren Quellen wurden vom Verfasser gründlich durchforscht. Mit einer starken Einfühlungskraft und einer oft ans Dichterische grenzenden Darstellungskunst hat Brion ein Lebens- und Persönlichkeitsbild geschaffen, das in vielen Zügen und im besten Sinne modern ist. Mitten in einer Weltwendezeit, an der Grenze von Antike und Mittelalter, greift die starke Hand dieses Herrschers in das Weltwerden ein. Sein suchender und ahnender Geist sieht Entwicklungen und Möglichkeiten voraus, die erst die Jahrhunderte reifen lassen. Mit faszinierender Kraft, aber durchaus sachlich, schildert Brion den Aufstieg vom einfachen Stammesfürsten zum Herrscher des Abendlandes. So entstand ein Buch, das unterrichtet und bildet, das erschüttert und erhebt.

In der Sammlung „Meyers kleine Handbücher" hat Karl Sudhoff eine sehr eindringliche Lebensdarstellung, eine Wesens- und Werkdeutung von „Paracelsus" gegeben (Bibliographisches Institut, Leipzig. 156 S. RM 2.60). Die Literatur über Paracelsus ist in den letzten Jahren erstaunlich angewachsen. Das ist kein Zufall, denn dieser ebenso große wie vielfach mißverstandene und verlästerte Geist ist uns Heutigen näher gerückt als irgendeiner Generation früher. Und wenn frühere Generationen allenfalls zu ihm in einem leidenschaftlichen Begeisterungsverhältnis standen, so hat sich unsere Generation daran gemacht, sein umfangreiches Werk wissenschaftlich zu erforschen und neu herauszugeben. Auf Grund dieser Forschung schildert Sudhoff Leben und Werk dieses Mannes, der wie wenige andere die Tore aufgestoßen hat, die aus der Welt des Mittelalters in die Neuzeit führten. Er zeichnet Paracelsus als eine Gestalt der Renaissance, als den Begründer der neueren Medizin, den ersten Universitätsredner, der sich der deutschen Sprache bediente. Er schildert das gläubige, weltfromme Ringen des rastlosen Gottsuchers und Menschenfreundes. Zahlreiche Proben aus den Schriften des Paracelsus ergänzen und durchdringen den Text Sudhoffs.

Eines anderen großen Deutschen Lebenslauf und Wirksamkeit schildert Oskar Schwär in seinem Buch „Leben des Deutschen Johann Gottlieb Fichte" (Wilhelm Limpert Verlag, Dresden. 115 Seiten. RM 1.80). Der Verfasser gibt eine lückenlose, jedem Leser ohne Schwierig-

keiten zugängliche Darstellung von Fichtes schwerem Lebensgang, mit besonderer Betonung seines Kampfes für die deutsche Erneuerung. Eine rein sachliche Biographie, die als Einführung in Fichtes Werk und Leben wohl geeignet ist, die aber keine erschöpfende Deutung seines Werkes geben will.

„Ein Leben für Amerika" nennt Rich. Blunck sein Werk „Thomas Paine" (Holle u. Co., Verlag, Berlin. 314 Seiten. RM 6.80). Das Leben, Kämpfen und Sterben Thomas Paines gehört zu dem Außerordentlichsten, was dieses an außerordentlichen Menschen und Ereignissen so reiche 18. Jahrhundert hervorgebracht hat. In einer armen Hütte einer englischen Kleinstadt geboren, wird Thomas Paine auf die höchste Höhe des Zeitalters getragen. Er wird der Befreier und Einiger der nordamerikanischen Nation. Richard Blunck zeigt in seiner lebendigen Darstellung, daß die große Tat George Washingtons ohne die Hilfe Thomas Paines, vor allem ohne seine gewaltige Feder nicht möglich geworden wäre. So ist sein Kampf für Amerika wohl die Krönung von Thomas Paines Leben. Aber damit ist nicht erschöpft, was dieser unruhige Geist für das Jahrhundert geleistet hat. Er wird in den Wirbel der französischen Revolution gerissen. Diese droht ihn bald zu verschlingen. Aber während ihn die Heimat ächtet, wird er Mitglied des Nationalkonvents und Ehrenbürger der französischen Republik. Doch selbst diese Ehre schützt ihn im Lande der französischen Revolution nicht vor dem Kerker. Mehr als ein Jahrzehnt werfen die unruhigen Wogen Thomas Paine in Europa umher. Inzwischen hat Amerika seine Verdienste vergessen, und als er wieder dorthin zurückkehrt, wird ein unfruchtbarer Kampf, den er um die letzten Fragen des Menschseins entfesselt, mit eisigem Schweigen überschrien. Thomas Paine fällt wieder in die Unbekanntheit zurück, aus der er gekommen war. Vergessen und vereinsamt geht er im Dunkel unter. Was er geschaffen und gewirkt hat, das hat er in erster Linie durch sein politisches Schriftstellertum geschaffen. Er hatte Gewalt über die Sprache, aber es verlangte ihn darüber hinaus nach Taten. Beides vereint, das Wort und die Tat, bestimmen sein bewegtes Leben, das Kräfte entfesselt und ihn zu einer unvergeßlichen Gestalt der Geschichte erhebt. Ein erregendes und aufwühlendes Buch, das zur Geschichte der amerikanischen und französischen Revolution wichtige Beiträge liefert.

Edith Sitwells Biographie „Viktoria von England" (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin. 344 Seiten. RM 7.50) umfaßt das Leben der englischen Königin von der Kindheit bis zum Tode. Edith Sitwell beweist hier ein ungemein feines frauliches Einfühlungsvermögen. Dabei gibt sie nicht etwa ein fleckenloses, nur schmeichelhaftes Bild ihrer Heldin, sondern weiß auch deutlich auf die negativen Seiten des großen wirtschaftlichen Aufstieges hin, der die lange Regierungszeit Viktorias besonders kennzeichnet. Die Verfasserin stellt überdies die Persönlichkeit ihrer Heldin in enger Verbindung mit dem gesamtenglischen Leben der Zeit, sowohl dem politischen wie dem wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen bar, so daß ihr Buch ein umfassender Beitrag zur europäischen Geschichte des 19. Jahrhundert wird.

Lytton Strachey, der große englische Essayist, legt unter dem Titel „Macht und Frömmigkeit" (S. Fischer Verlag, Berlin. 245 Seiten. RM 6.—) ein Werk vor, das ebenfalls unmittelbar in das Herz des viktorianischen Zeitalters führt. Zwei Gestalten: Florence Nigthingale und Kardinal Manning werden hier in vollendeten Studien dargestellt, und durch ihre Gestalten hindurch leuchtet in neuem Lichte und durch neue Züge bereichert das Zeitalter der großen Königin. Florence Nigthingale, die während des Krimkrieges zum ersten Male die große Idee der fraulichen Pflege der Krieger zur Wirklichkeit werden ließ, wurde durch ihre Tat die eigentliche Begründerin des Roten Kreuzes. Um die Gestalt dieser Frau hat die Romantik des Volksgefühls eine Legende geschlungen, die Strachey zwar nicht zerstört, wohl aber lüftet. Er geht der menschlichen Grundhaltung dieser bedeutenden Frau nach und zeigt die Tragik auf, die über ihrem wie über jedem großen Leben liegt. Ähnliches gilt für den Essay über Kardinal Manning, der aus der englischen Staatskirche ausgetreten war und in der katholischen Kirche bis zur Würde eines Kardinals emporstieg. Frömmigkeit und Macht haben sich auch in ihm gepaart und ihm einen Lebensaufstieg ermöglicht, der äußerlich glänzend, innerlich aber nicht ohne Einsamkeit, Tragik und Schuld ist. So wird durch diese beiden Gestalten ein Licht auf ein ganzes Zeitalter geworfen, das durch die Fülle der Macht, die ihm eignete, zur Größe emporwuchs, das aber in dieser Größe schon den Keim kommender Krisen barg.

Louise Diels Werk „Mussolini" / Kampf, Sieg und Sendung des Faschismus. Nach Dokumenten und Gesprächen (Paul List Verlag, Leipzig. 340 Seiten. RM 6.80) ist von Mussolinis Geist und Kraft selber inspiriert worden. Das tritt am deutlichsten im Stil zutage, der kraftvoll und wuchtig, voll Energien, voll innerer Spannung ist. Louise Diel erzählt aus eigener Anschauung und eigenem Erlebnis. Was sie nicht selbst erlebt und gesehen hat, läßt sie sich von zuverlässigen Gewährsleuten berichten. Sie verknüpft das Sichtbare der Werke und Taten mit den unsichtbaren Ideen und Lehren. Sie läßt immer wieder Mussolini selbst sprechen, sowohl durch seine Worte wie durch seine Taten. So wächst die Gestalt Mussolinis aus seinem Volke und seiner Zeit heraus. Wir nehmen unmittelbar teil an dem Wachsen dieses Mannes, der konsequenten Entfaltung seiner Persönlichkeit in seinem Werke. Das Buch hat eine selbstverständliche Kraft der Überzeugung. Große und kleine Züge des Duce sind mit gleicher Plastik und Liebe geschildert und fügen sich in ihrer Gesamtheit zu der Gestalt des Erneuerers Italiens und des Gründers des Imperiums zusammen. O. H. Waibling

Magier des 20. Jahrhunderts

Die Kruif hat Schule gemacht. Seit er mit seinen „Mikrobenjägern" den Beweis erbrachte, daß die „trockene" Wissenschaft Stoff in Hülle und Fülle liefert, um Bücher von fabelhafter Spannung zu schreiben, hat sich fast ein neuer Literaturzweig entwickelt. K. A. Schenzingers Roman „Anilin" (Verlag Zeitgeschichte, Berlin. 418 S. RM 5.50) ist ein Buch von dieser Art. Es ist der Roman der deutschen Chemie, die Geschichte des Kampfes um Farben, der seit Runges erstem Griff nach dem Steinkohlenteer in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entbrannt war, bis zu dem Tag, wo durch die Arbeit eines ehemaligen Mechanikers, Rudolf Knietsch, der Schlußstein zu dem Gebäude gesetzt wurde, an dem dreißig Jahre lang ein Gremium von Gelehrten und Forschern gearbeitet hatte, die Synthese des Indigo. Es war eine deutsche Entdeckung. In einem farbigen Bogen spannt sich die Handlung aus den von Fieber und Leidenschaften durchzitterten Farmen Indiens zu dem Leben im vormärzlichen Berlin. Runge, Chamisso, Poggendorf stehen am Anfang dieses Teiles der Handlung. Unerhört ist die fast verwirrende Fülle der Geschehnisse in den Laboratorien und Arbeitszimmern eines Liebig, Hofmann, Perkin, Brunck, Falke, Bayer, Duisberg, Robert Koch und vieler andern. Das alles verwebt sich mit den persönlichen und oft tragischen Schicksalen dieser Menschen zu einem dramatisch gesteigerten, packenden Bild. Es ist das Hohelied der deutschen wissenschaftlichen Chemie. Bis dann eines Tages aus all dem, erst in Anfängen, dann immer deutlicher der Riesenbau der IG. Farben sich herausschält mit ihren Anilinfarben, ihrem Indigo, Germanin, Atebrin bis zum künstlichen Gummi. Dies ist der Gipfelpunkt.

Eine andere Umwelt ist es, in der Wilhelm Röntgens große Entdeckung reift. Kein Kampf um Weltmärkte stand dahinter, keine machtvolle Industrie gab ihm den Auftrag, als er in einsamer Arbeit hinter oft verschlossenen Türen in den Laboratorien der Universitäten von Würzburg, Straßburg und Gießen seinen Forschungen nachging. Aber es war dieselbe restlose Hingabe, ja Besessenheit, mit der dieser Mensch nur seinen Ideen lebte und mit übermenschlicher Kraft Übermenschliches schuf. F. L. Neher hat unter dem Titel: Röntgen, Roman eines Forschers (Braun & Schneider, München. 350 S. RM 4.80) das Lebensbild dieses Mannes gestaltet.

Auch Guglielmo Marconi, der Mann, der der Erde das Wunder des Radios schenkte, war von der Welt der Strahlen besessen. Seine Biographie von B. L. Jacot und D. M. B. Collier ist vor kurzem unter dem Titel „Marconi, Beherrscher des Äthers" bei Ralph A. Höger, Berlin, erschienen (278 S., 19 Bilder. RM 7.50). War Röntgen der reine Typ des Forschers, so war Marconi im Gegensatz dazu die Verkörperung des „Erfinders". Freilich, auch er arbeitete mit Hingabe an seine Idee und unter einem gewissen inneren Zwang; aber er war auch der Mann, die praktischen Möglichkeiten seiner — von Anfang an nur aufs Praktische gerichteten Erfindung — zu übersehen und auszunützen. So übte er von vornherein, an der Spitze der „Marconi-Gesellschaft" stehend, neben der technischen auch einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die geschäftliche Entwicklung der drahtlosen Telegraphie und später des Radios aus. Von den ersten Experimenten, als der junge Erfinder die Skeptiker von dem Wert seiner Forschungen zu überzeugen wußte, von der großen Stunde im Jahre 1901, als die erste Nachricht auf drahtlosem Wege den Ozean überquerte, bis zur Weltreise des Forschers im Jahre 1933, die ihm die Anerkennung der ganzen Welt brachte, berichtet das Buch von dem fesselnden und romantischen Schicksal des großen verstorbenen Erfinders.

K. Bischer

Im Schatten von morgen

Das Buch des Leidener Historikers J. Huizinga „Im Schatten von morgen" (Gotthelf Verlag, Bern-Leipzig. 137 S. RM 2.75) gehört in die Reihe der Zeitanalysen, die von Spengler begonnen wurden. Der Versuch, durch Vergleich mit früheren Weltkrisen, mit vergangenen Kulturen die jetzige Weltkrise zu begreifen, ist auch hier gemacht. Huizinga kommt zu dem Ergebnis, daß unsere Krise sich von allen bisherigen unterscheidet, weil sie nicht mehr nach den vergangenen Idealen sich ausrichtet, sondern nach unbekannten zukünftigen, weil sie sich keinen Rückhalt gesichert hat, nicht einmal den Rückhalt einer allgemein gültigen Moral. Der Kult des Lebens scheint dem Leidener Denker in einen Kampf gegen den Geist, gegen eine alle verpflichtende Moral auszuarten. Die Technik unterstützt diese Lebensanbetung. Der Mensch, der „auf ein paar Knöpfe drückt" und sich so alle Bequemlichkeiten des Lebens verschafft, fühlt sich als Herr der Schöpfung. In Wirklichkeit unterliegt er knabenhaft dem Reiz eines Spieles. Die Verwechslung von Spiel und Ernst, die Heraufschraubung vieler Spiele auf die Ebene des Ernstes ist für Huizinga eine charakteristische Haltung der Zeit, für die er den Namen Puerilismus findet.

Über viele Erkenntnisse Huizingas läßt sich anregend streiten. Manche, insbesondere seine rassentheoretischen Erkenntnisse gehen am Grund der Probleme vorbei. Das eigentlich Entmutigende aber an Huizingas Buch ist, daß während der Analyse immer wieder eine Synthese, während der Untersuchung immer wieder ein Ergebnis versprochen wird und daß es am Schluß ausbleibt. Eine neue Askese, ein neuer Lebenssinn, eine neue Moral werden erwartet. Wie sie kommen und wie sie aussehen werden, aus welchen Kräften sie stammen, unter welchen Leitbildern sie stehen, auf welche Ziele sie zielen . . . das wollen wir wissen. Das wird uns hier nicht gesagt.

W. von Hollander

Altes Indianerland mit seinen längst vergessenen Kulturen wird wieder lebendig, wenn man das Buch „Zum Sonnentor durch altes Indianerland“ von Richard N. Wegner (L. C. Wittich Verlag, Darmstadt. 332 Seiten, 226 Abb. und 1 Karte. RM 9.—) liest. Der Verfasser berichtet hier von seinen Forschungsreisen in Nordargentinien, Bolivien, Peru und Yucatan, deren Zweck es war, die Rassenentwicklung südamerikanischer Völker in ihrer verschiedenen Umgebung, in den tiefliegenden tropischen Zonen und den kalten Regionen des Hochlandes, zu studieren. Wegner bereiste in den Jahren 1927 bis 1929 die abgelegensten Gebiete. Was er in seinem Buch, das nunmehr in zweiter Auflage vorliegt, über die Sitten und Gebräuche der heute noch lebenden Indianerstämme, den Nachkommen der Inkas und Mayas, in Wort und Bild zu erzählen weiß, wird jeder, der für fremde Völker Interesse hat, mit Genuß lesen.

In südliche Gegenden führt das Buch „Der Sonne entgegen. Deutsche Arbeiter fahren nach Madeira“ von Hans Biallas. (Freiheitsverlag G. m. b. H., Berlin. 112 Seiten, 48 ganzseitige Bilder, 21 Zeichnungen. RM 3.—). Es berichtet von dem großen Erlebnis, da deutsche Arbeiter mit der Kraft-durch-Freude-Flotte zum erstenmal nach Madeira fuhren und mit eigenen Augen die Wunder fremder, tropischer Länder sahen. Was jahrzehntelang nur ein Wunschtraum war, ist heute in Deutschland Wirklichkeit: der deutsche Arbeiter ist ein gleichberechtigtes Glied der Volksgemeinschaft und es ist ihm möglich, jetzt auch das zu sehen und zu erleben, was früher nur ein Vorrecht begüterter Kreise war.

Die Sehnsucht nach der Ferne weckt „Das Hapagbuch von der Seefahrt“, herausgegeben von Hans Leip (Verlag Knorr & Hirth, München. 112 Seiten, 32 Tafelbilder und 65 Zeichnungen. RM 2.80). Bekannte deutsche und ausländische Autoren und Zeichner haben an diesem Buch mitgearbeitet, das den Leser in bunter Folge durch die Welt führt und ihn an der Romantik der Seefahrt teilnehmen läßt.

W. Widmann

Gleichfalls in die Ferne lockt uns wieder einmal Sven Hedins bekannter Weltwanderer. (Von Pol zu Pol. Neue Folge: Vom Nordpol zum Äquator. F. A. Brockhaus, Leipzig. RM 4.50.)

Zunächst begibt er sich auf die Reise von Stockholm ins Lappenland, wo am Berg Kiruna treffliches Eisenerz für die Hochöfen der halben Welt gegraben wird. Dann geht's westwärts über Narvik und Tromsö zum Nordkap und an die Grenze des ewigen Eises. Erinnerungen steigen auf an die Männer, die im Kampf um die nordwestliche Durchfahrt von den arktischen Naturgewalten zermalmt wurden. Mit Admiral John Franklin verließen im Mai 1845 auf der „Erebus“ und „Terror“ 134 Männer die englische Küste, und keiner von ihnen kehrte zurück. Mehr Glück in gleicher Gefahr hatten die Männer der „Hansa“, die nach dem Verlust ihres Schiffes von Oktober 1869 bis Mai 1870 auf einer Eisscholle an der Ostküste Grönlands entlangtrieben und endlich in höchster Not das rettende Land erreichten.

Ein klassisches Beispiel dafür, wie in der arktischen Forschung der Untergang des einen dem andern den Weg weist, sind die Schicksale De Longs und Nansens. Drei Jahre nach dem Untergang von De Longs „Janette“ nördlich der Lenamündung wurden an der Südspitze Grönlands fest in Eisblöcke eingefroren einige Gegenstände aus dem verunglückten Schiff gefunden. Darauf gründete Nansen seinen kühnen Plan, der die „Fram“ in freiwilliger Eistrift fast am Pol vorbeiführte.

Die Erkundung der Polfläche, die dem heldenmütigen Andrée mit seinem Ballonflug nicht gelang, erreichten dann die Flieger des 20. Jahrhunderts.

Von der Eiswüste um den Nordpol zu Hagenbeck nach Hamburg ist es für unseren Hochgestiefelten nur ein Schritt. An London, Paris, Venedig, Rom achtlos vorbeizugehen wäre schade, und Ägypten liegt auf dem Weg nach dem Sudan, wo wir die Gordon-Tragödie des Jahres 1885 und Kitcheners Rückzug miterleben. Von dort geht's ost- und südwärts in die Gebiete, die Livingstone und Stanley erforschten. Der Entsatz Emir Paschas schließt diesen Flug über einen Erdquadranten und durch die Geschichte seiner Besiedlung und Erforschung.

H. Härlin

Gefahren der Ferne

In dem Roman von Heinz Waterboer „Das Tagebuch des Dr. Garraut“ (S. Fischer, Berlin. 234 S. RM 4.80) wird ein junger französischer Arzt durch unentschiedene, schuldhafte Liebesbindungen zu zwei Frauen aus Heimat und Ordnung in Fremde und Abenteuer verschlagen. Umsonst opfert er die erste der zweiten, stürzt sich in den marokkanischen Krieg, flieht vor sich selber in die Tropen Afrikas und Asiens — umsonst. Er scheitert innerlich und schließlich auch äußerlich, weil ihm das fehlt, was Ibsen einmal „ein robustes Gewissen“ nennt. Kein Held, die Hauptgestalt dieses Romans, zumindest kein Held der Tat, aber ein tapferer und geduldiger Träger seines allzu schweren Schicksals. Dieses erste Buch des Erzählers ist schon eine deutliche Verheißung. Waterboer erzählt eindringlich, sachlich, knapp. Stimmungen, Charaktere und Landschaften sind meisterhaft gegeben, wenn auch dem Roman als Ganzem noch die letzte Rundung und Ausgewogenheit fehlt. In den besten Partien jedoch wird man geradezu an Josef Conrad erinnert, ohne aber irgendwelche Abhängigkeit zu spüren.

C. Elwenspoek

Romane und Erzählungen

Die Erzählung „Vor Tagesanbruch“ von Walter Vollmer (Propyläen-Verlag, Berlin. 134 S. RM 2.40) schildert die unerwartete Rückkehr eines Frontsoldaten zu seinem jungen Weib, das in der spukhaften Zeit der Unordnung, des Aberglaubens und der falschen Propheten nach dem Krieg von einem Bibelforscher fasziniert wurde und nur sehr schwer das unglaubliche Ereignis in seinem Herzen und mit seinen Sinnen aufnimmt. Der persönliche Kampf des Vertriebenen wird bald zu einem politischen Kampf: zu einem Kampf zwischen Recht und Unrecht, Haltung und Zuchtlosigkeit, Gesinnung und Charakterschwäche, Nationalismus und Bolschewismus. Kathinka opfert sich in diesem Kampf für Matthes, dem man nach dem Leben trachtet.

Otto Wirz läßt in dem Buche „Späte Erfüllung“ (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. 57 S. RM 2.40) Einblick nehmen in den Zustand zweier, sich je und eh zugetaner Seelen, die sich nach mehr als einem Vierteljahrhundert der Trennung zu einem Liebesbund entschließen, dessen abgeklärtes Feuer in den getauschten Briefen wärmend spürbar wird. Die harte Probe, auf die der Mann dabei noch einmal gestellt wird, und die Fülle von beiderseitigen Selbstanklagen und -rechtfertigungen gehören zu den schönsten Einfällen des deutsch-schweizerischen Dichters.

Die Geschichte einer fast gauklerischen Liebe hat Hanna Kiel in ihrer Erzählung „Siebenstern“ (P. Neff Verlag, Berlin. 96 S. RM 2.40) geschildert. Als geheimer Sinn durchzieht die Geschichte die Sehnsucht nach Vereinigung, deren Frucht das Kind Siebenstern ist, an dem die Mutter stirbt.

Der österreichische Dichter Erwin H. Rainalter legt eine neue Erzählung „Der getreue Knecht“ (Paul Zsolnay Verlag, Wien. 98 S. RM 2.—) vor, in der er den Kampf des Bauern Lenz gegen die wachsende Verschuldung seines Hofes schildert, den hartnäckigen, eifervollen Abwehrkampf gegen die Macht des Schicksals und des Eigennutzes. Es ist rührend zu sehen, wie Lenz, dem der Boden mehr gilt als der Mensch, doch den Verhältnissen nachgeben muß, daß er aber der Erde treu bleiben will, die ihm alles Glück ersetzt, die andere aus Gemeinschaft und Liebe empfangen. So bleibt er, seiner großen Liebe hörig, lebenslang Knecht bei dem neuen Herrn, dessen Besitztum er so dient, als sei es noch das seine.

Liebe zum Tier beweist Wilhelm Schmidtbonns „Geschichte dreier Hunde“ (mit Bildern von Renée Sintenis. Gustav Kiepenheuer, Berlin. 141 S. RM 2.50), die vor etwa einem Jahrzehnt zum erstenmal erschien und nun in die Kiepenheuer-Bücherei aufgenommen wurde. In diesen drei Geschichten ragt die Tierheit schon ins



Otto Wirz, der Verfasser von »Späte Erfüllung«, der großen Romane »Gewalten eines Toren«, »Die geduckte Kraft« und anderer ernsthafter Werke, wird am 3. November 60 Jahre alt

Menschentum hinein, so daß Kameradschaft und Vertrauen gedeihen können.

W. Zurlinden

Stijn Streuvels: „Die Männer am feurigen Ofen“ (J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart. 78 S. RM 2.80).

Diese kleine Erzählung ist ein wahrhaftes Meisterwerk. Auf schmalstem Raume wird von einem Dichter wirkliches Schicksal beschworen. Die flämischen Männer, die in dem engen, heißen Raume eines Zichoriendörrspeichers ihrer immer gleichen abstumpfenden Arbeit nachgehen, haben merkwürdige Träume, Wunschträume oft, denen sie auch in ihren wachen Tag-Gedanken nachhängen. Ergreifende Menschenschicksale erwachsen vor uns. Am tiefsten aber greift der Tod in dieses Schicksal ein, als er eines Nachts unter die Lebenden tritt und plötzlich nach seinem unerbittlichen Gesetz alles verändert. Während eines kurzen Augenblickes schauen wir aus dem dumpfen und düsteren Alltag in die große Ewigkeit Gottes. Ein kleines, aber erschütterndes Buch, wie es nur ein echter Dichter zu schaffen vermag.

Eckart von Naso: „Die Begegnung“ (Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig. 91 S. RM 2.—).

Eckart von Naso gestaltet in dieser straff geformten und in einer sorgfältig gefügten Sprache geschriebenen Novelle die Begegnung Napoleons mit der preußischen Königin Luise in Tilsit am 7. Juli 1807. Diese Begegnung gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten der neueren Geschichte und wurde auch bereits unzählige Male im Schrifttum dargestellt; aber kaum jemals früher mit solcher Eindring-

lichkeit, solcher künstlerischen Größe und menschlicher Verhaltenheit wie hier. Äußerste Beherrschung der historischen Wirklichkeit vereint sich bei Naso mit einem Wissen um den Menschen und um die Seele zweier außerordentlicher Menschen.

Friedrich Griese: „Die Prinzessin von Grabow". Ein Bericht aus dem achtzehnten Jahrhundert (Carl Schünemann Verlag, Bremen. 107 S. RM 1.50).

Hier hat Friedrich Griese in der ihm eigenen knappen Form das ergreifende Schicksal einer mecklenburgischen Prinzessin erzählt, die auf eine sehr innige Art ihrer Heimat verbunden ist. Das Schicksal dieser Heimaterde wird ihr Schicksal. Aber einmal wird diese Frau aus ihrer Verbundenheit herausgerissen und wird die Gemahlin des Preußenkönigs. Aber nur kurze Zeit währt der ihr fremde Glanz, dann kehrt die Frau wieder in die Einsamkeit ihres armen heimatlichen Hofes zurück. Sie beginnt noch einmal ein Leben, das dem ihrer Jugend gleicht und wiederum tief in das Geheimnis der Heimat versponnen ist. Dieses merkwürdige einmalige Schicksal ist hier von der starken Hand des Dichters geformt.

Paul Alverdes: „Reinhold im Dienst". Novelle (Albert Langen / Georg Müller, München. 116 S. RM 2.20).

Dieses Buch gehört zu den reinsten und schönsten Kriegserzählungen, die wir besitzen. Zart und doch stark, dichterisch durch und durch gestaltet Alverdes hier die Schicksale eines jungen Freiwilligen, seinen Dienst und sein Sterben, das Schöne und Bittere des Krieges, das Zeitliche und das Zeitlose des Geschehens. Neben dem tiefen sittlichen Ernst, der die Novelle beherrscht, waltet hier ein weltüberwindender Humor, und die Gestalten dieser schlichten Erzählung bleiben uns unvergeßlich wie die Melodie eines Volksliedes, das unser Herz berührt.

Gunnar Gunnarsson: „Der brennende Stein" und andere isländische Novellen" (A. Langen / G. Müller Verlag, München. 198 S. RM 5.—).

Vom Mittelalter bis zur Gegenwart wird in diesen ernsten und heiteren Geschichten aus Island ein Bogen gespannt. Alle diese Arbeiten werden, obwohl sie von den mannigfaltigsten Geschicken berichten, zur inneren Einheit zusammengeschlossen.

„Neue bulgarische Erzähler." Berechtigte Übersetzung aus dem Bulgarischen von Dr. Ziwka Dragnewa. Nachwort von Prof. Dr. Gerhard Gesemann (Bücherei Südosteuropa. 174 S. RM 4.—. Verlag A. Langen / G. Müller, München).

Die Bücherei Südosteuropa bedeutet eine schöne und dankenswerte Erweiterung der deutschen Weltliteratur im Sinne Goethes, und es ist sehr zu begrüßen, daß diese Reihe durch das vorliegende Buch bereichert wird. Welch eine wunderbare, ursprüngliche und ungebrochene Welt ersteht vor uns in diesen Erzählungen. Es ist das Reich der Natur, das Reich der menschlichen Leidenschaften, der Liebe und des Hasses, die Welt eines Volkstums voll alter Sitten und Gebräuche, die uns wie eine Brücke zu der Welt des Orients anmutet. Es ist eine Buntheit, eine Lebensfülle und eine aufschäumende Kraft in diesen Dichtungen, die von der zersetzenden Atmosphäre der europäischen Zivilisation noch kaum berührt sind.

Agnes Miegel: „Noras Schicksal". Erzählungen (Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg i. Pr. 144 S. RM 3.50).

Diese Erzählungen der ostpreußischen Dichterin unterscheiden sich von anderen Arbeiten, die vielleicht ähnliche Geschicke erzählen könnten, durch die sehr eindringliche einmalige persönliche Art des Vortrags. Agnes Miegel erzählt wirklich; auch wenn sie die Landschaft, die Dinge und die Räume, die Vorgänge und die Zustände beschreibt, so ist auch diese Schilderung von einer unvergeßlichen Wärme und lebendigen Bewegtheit. Dabei ist ihr immer das Menschliche vom Künstlerischen untrennbar.

„Unter Gottes Sternen". Geschichten vom beispielhaften Leben. Hrsg. von Reinhold Braun (Oskar Günther Verlag, Dresden. 208 S. RM 4.50).

Reinhold Braun hat hier ein schönes Lesebuch aus Beiträgen der bekanntesten deutschen Erzähler der Gegenwart zusammengestellt. Alle Beiträge sind unter dem Zeichen des Beispielhaften ausgewählt und wollen im besonderen durch ihre Lebensnähe für die Gottesnähe sprechen. Es ist ein religiöses und im besonderen Sinne ein christliches Buch. „Christ sein heißt: Haltung zeigen in jedweder Lage!" sagt Braun im Vorwort, und für eine solche Haltung, eine solche Bewährung sprechen auch die einzelnen Beiträge, jeder auf seine Weise.

O. Heuschele

Josef Leitgeb „Christian und Brigitte". Roman eines jungen Menschen in der Zeit nach dem Kriege. (Bruno Cassirer Verlag, Berlin. 407 S. RM 6.50).

Christian, ein junger Mann, sucht nach seiner Heimkehr aus dem Kriege das, was ihm bisher fremd geblieben ist: sich selbst — und damit Sinn und Weg seines Lebens. Da ihn das Leben in der Großstadt verwirrt, flieht er in die Abgeschiedenheit eines Dorfes, wird Schulmeister, nimmt an dem bäuerlichen Leben teil und streift in der Bergwelt herum, die er lieben gelernt hat. Enttäuscht muß er erkennen, daß er auch hier keine Ruhe vor seinen inneren Kämpfen findet. Schließlich wird er wieder von der Sehnsucht nach Weite und Ungebundenheit erfaßt, und er verläßt das Dorf, verzweifelt ob der Ungewißheit seines Schicksals. Seine Wanderschaft bringt ihm manch hartes und schweres Erlebnis, doch am Ende steht eine zweite Heimkehr in die dörfliche Welt, die nunmehr, nach vielfachen Entwicklungen und inneren Wandlungen zu Klarheit und dem Erkennen des eigenen Wesens, eine endgültige ist. Christian hat den Weg zu sich selbst und damit zu den Menschen gefunden.

Otto Flake „Scherzo" (S. Fischer Verlag, Berlin. 323 S. RM 5.50).

In diesem Roman schildert Flake das Entstehen und Wachsen einer Liebe zwischen dem innerlich reifen und gelassenen Schriftsteller Pieter Horst und der jungen, schönen Georgis Merian. Anfängliche Schwierigkeiten lösen sich durch die überlegene und menschliche Haltung des Mannes und führen zum Schluß zu einer Bindung zwischen Pieter und Merian, die in erster Linie auf gegenseitigem Vertrauen beruht. Wohl noch nie zuvor hat Flake in einer derart entzückenden, bei aller Knappheit lebendigen und leichten Sprache geschrieben.

Max Mezger „Der junge Florian" (Propyläen-Verlag, Berlin. 153 Seiten. RM 2.40).

Florian ist einer von den Menschen, die erst spät wirklich jung werden, dann aber noch in Mannesjahren stets etwas von einem großen, liebenswürdigen Kind behalten. — Florian erfährt mit seiner todkranken Mutter Leid und Schmerz, sieht, wie sich im eigenen Vaterhause die häßlichen Gewalten des Lebens auswirken und hält nur durch, weil die Mutter ihn braucht. Nach ihrem Tode bricht er zusammen und will mit dem Leben zugleich alles von sich werfen. Gegen seinen Willen wird er gerettet, trifft in seinem Arzt und dessen Schwester zwei Menschen, die ihm auf gütige und liebevolle Weise auch zu einer seelischen Gesundung verhelfen. Aber erst eine Begegnung mit einem Mädchen, dem er schon in früher Jugend zugetan war, reißt feinen Lebenswillen hoch: er weiß nun um seinen Weg und ist für sein Dasein, das ihm wie ein neues Geschenk vorkommt, froh und dankbar.

Siegfried v. Vegesack „Meerfeuer" (Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin. 260 S. RM 5.50).

Vegesack schildert einen sehr kurzen nordischen Sommer auf Nönnö, der kleinen Vogelbeerinsel an der Westküste Schwedens, erzählt von Meer, Wind und Erde, breitet das Schicksal der Inselbewohner vor uns aus und läßt uns an ihrem täglichen Leben teilnehmen: Geburt und Tod, Gesundheit und Krankheit, Freude und Schmerz, Kameradschaft und Feindschaft, Liebe und Haß. — Zauberhaft sind die Schilderungen der Landschaft, in der die Menschen leben, märchenhaft das Meerfeuer, das den Höhepunkt des Sommers bildet. Zart und eindringlich gestaltet Vegesack die Geschichte einer knabenhaften Liebe und die einer ungebändigten Leidenschaft.

Wladimir von Hartlieb „Das Haus einer Kindheit". Der Roman von Berta und Mischka. (Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig. 273 S. RM 5.50).

Dieses Buch ist weniger ein Roman als eine liebevolle Schilderung der Kindheit eines Mädchens und eines Jungen mit allen Einzelheiten der Erlebnisse und der Umgebung. Klar und unvergeßlich ersteht vor unserem geistigen Auge das Bild des kleinen Städtchens, in dem die Kinder aufgewachsen sind. Menschen und Umgebung, mit denen sie in Berührung kommen, werden lebendig; männliche und weibliche Originale werden mit feinem Humor gezeichnet, längst vergangene Anschauungen und Zeiten, die wir nur noch aus Erzählungen kennen, mit dichterischer Kraft gestaltet.

Hans Fallada „Altes Herz geht auf die Reise" (Rowohlt Verlag, Berlin. 253 S. RM 5.50).

Von zwei Welten spricht die sechzehnjährige Heldin des Buches: der höllischen Welt der Wirklichkeit und der himmlischen des Märchens. Halb Märchen, halb Wirklichkeit ist auch die Handlung des Romans, ebenso die Verteilung des Guten und des Bösen: auf der einen Seite steht die weltfremde, gütige und opferbereite Gestalt des Professors Kittguß, auf der anderen der Pflegevater des Mädchens Rosemarie, ein widerwärtiger Bauer, gegen den sich alle Kinder des Dorfes verschwören. Wie im Märchen siegt auch hier das Helle über das Dunkle. Schön und erfreulich an diesem Buche ist das Zusammengehen von Jugend und Alter, das dem Professor, der sich jahrelang hinter seine Bücher verkrochen hat, zeigt, daß der Unterschied zwischen den ganz Jungen und den ganz Alten viel kleiner ist, als er geglaubt hat.

Andreas Thom „Das Sylvesterkind" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig. 461 S. RM 5.50).

In Promberg am See wird der Kuhdirn in der Silvesternacht ein Sohn geboren. Die Mutter stirbt bei der Geburt, und Tippl, wie der Kleine genannt wird, wächst mit den Kindern des Bauern auf dem Hofe auf. Schon früh merkt er, daß er, weil man ihn nicht leiden kann, überall herumgestoßen wird und erfährt die Kümmernisse eines Daseins als geringster Knecht, der es niemandem recht machen kann. Zu allem Unglück liebt er auch noch die Tochter des Bauern und muß deshalb viel Spott einstecken. So wächst Tippel zu einem stillen Menschen heran, der sein Glück in der Natur findet, der genug an sich selbst hat und sich um die Meinung der Mitwelt nicht viel kümmert.

Gerhard Ringeling „Die schöne Gesine" (Wichern-Verlag, Berlin. 153 S. RM 3.—).

Wie ein Sturm geht der napoleonische Krieg über Deutschland hin und ergreift auch den im Niedersächsischen gelegenen Bovehof. Den Bauern zieht ein Schuß Lebensfeuer zu viel in das freie, abenteuerliche Kriegsleben, und seine Frau, die junge und schöne Gesine, muß den Hof übernehmen und Arbeit und Verantwortung allein tragen. Nach langen Jahren endlich kehrt der Bauer wieder heim, aber er ist kein guter Hauswirt mehr: eine unselige Kopfverwundung hat ihn zu einem körperlich und seelisch schwachen, energielosen Mann gemacht, den nur noch der Alkohol betäuben kann. Verzweiflung über den unaufhaltsamen Verfall von Hof und Acker und Vieh treibt Gesine zu einer tragischen Tat, durch die sie, um den Besitz für ihre Kinder und damit für das Geschlecht der Bove zu erhalten, mitschuldig wird am vorzeitigen Tode ihres Mannes.

Editha Klipstein „Anna Linde" (H. Goverts Verlag, Hamburg. 468 S. Geb. RM 6.80).

Anna Linde erlebt einen Aufstieg zu ungeahntem Reichtum, der sie verschwenderisch macht. Untreu gegen sich selbst und ihren Mann, ginge sie verloren, wenn nicht ein anderer Mann, der seit ihrer Jugend immer wieder bestimmend auf sie einwirkte, ihr den Weg zu einem von Arbeit und Freude erfüllten Leben zeigte. Mit diesen knappen Worten ist allerdings nur das Gerippe des Romanes angedeutet worden; seinen Wert erhält er durch ein breit gezeichnetes, jede Tiefe erschöpfendes Zeitbild, das um so mehr erschüttert, als nicht nur krankhafte Seiten der bürgerlichen Vorkriegswelt, sondern auch ihre guten Wurzeln dargestellt sind. Neben Anna Linde, die ihr ganzes Leben lang eigentlich nur auf der Suche nach ihrer Kindheit ist und diese ebensowenig als Malerin in Paris und Madrid, noch später in Deutschland wiederfindet, begegnen wir sehr vielen Menschen, die durch die Mannigfaltigkeit ihrer Veranlagungen und Schicksale zu der Lebendigkeit und Wirklichkeitsnähe dieses Werkes beitragen.

Weit weniger erfreulich ist das Buch von Grete Garzarolli „Zerbrochene Posaunen" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. 307 S. Gebunden RM 5.50). Man erlebt den krankhaft anmutenden Verfall einer Familie, deren Mitglieder alle an einer unheilvollen Unruhe leiden, die auf mangelnde Bluteinheit zurückgeführt wird. Einer von ihnen schreibt diese Chronik, allerdings ohne den nötigen Abstand. Man gewinnt den Eindruck, als ob der Verfasserin diese Unrast zusage — eine Einstellung, die nicht gerade sehr gesund und lebensfähig erscheint.

Hans Franck „Die Dschunke", Novelle (Zwinger-Verlag, Dresden. 62 S. RM 2.40).

Ein Hamburger Großkaufmann, der in Schanghai als Handelsherr lebt, hat seinem Sohn als Weihnachtsgeschenk die naturgetreue Nachbildung einer chinesischen Dschunke versprochen. Da der Knabe zu dieser Zeit mit hohem Fieber zu Bett liegt, umgreift seine Phantasie mit doppelter Kraft das Geschenk: mit der Dschunke wird er ein Stück China bei sich haben, etwas von dem Zauber des Landes, in dem er bis vor kurzem lebte. Als aber am Vorabend des Festes die Kiste immer noch nicht da ist, eilt die Mutter, die weiß, daß vom pünktlichen Eintreffen des Geschenkes vielleicht das Leben ihres Kindes abhängt, voll Verzweiflung zum Hafen, forscht überall nach und entdeckt endlich die Sendung in einem alten Lagerhaus. Freilich — auch die schöne, der Phantasie in jeder Kleinigkeit entsprechende Dschunke kann das junge Leben nicht mehr retten: am nächsten Morgen ist der Knabe tot.

Hans Franck „Gerichtet", Novelle (Heydebrand Verlag, Breslau. 93 S. RM —.80).

In dieser Novelle, die dem Band „Recht ist Unrecht. Neun Novellen um eine Wahrheit" entnommen wurde, schildert Franck die Zerstörungen, die der Krieg im Leben sonst glücklicher Menschen angerichtet hat. Er erzählt von einer französischen Adelsfamilie, die nur eines kennt: ihr Vaterland und den Haß gegen den Feind. Im Juli 1914 zieht der Marquis in den Krieg und prägt seiner Familie, die aus seiner Frau und zwei Knaben besteht, fest ein, daß jeder Deutsche mit Verachtung zu behandeln sei. Wenig später erhält das Schloß die Einquartierung eines deutschen Leutnants, der stundenlang auf dem Flügel deutsche Musik spielt, dadurch sehr zarte, seelische Beziehungen zur Marquise entstehen läßt und sie indirekt veranlaßt, an der Richtigkeit der Ansicht ihres Mannes über die Deutschen zu zweifeln. Der Marquis veranstaltet ein Gericht über seine Frau. Obwohl sie sich keiner verwerflichen Tat schuldig gemacht hat, legt sie ein Geständnis ab und erklärt, die Geliebte des Deutschen gewesen zu sein. Erst nach ihrem Tode stellt sich heraus, daß ihre Selbstbezichtigungen nicht der Wahrheit entsprochen haben. Sie wollte nicht mehr leben, weil ihr Mann sie für schuldig gehalten hatte.

Die Novelle von Siegfried Berger „Das Schmuckkästchen des Fräulein von Rhaden" (Verlag Friedrich Stollberg, Merseburg. RM 3.80) führt den Leser in das schöne Bad Pyrmont. Dort lernt der junge Imhof das baltische Freifräulein von Rhaden kennen. Funkelnd hängt um ihren Hals eine Kette mit einem Aquamarin, die Imhof die Möglichkeit gibt, seine Unterhaltungsgabe zu beweisen, die das Fräulein bezweifelt. So verspricht er, ihr am nächsten Abend die Geschichte des Aquamarins zu erzählen — und überrascht sie durch sein Talent des Erzählens. Da der Schmuckkasten des Freifräuleins aber noch mehr Kostbarkeiten enthält und Imhof genug Phantasie besitzt, um zu Ketten und Ringen, Steinen und Schließen weitere Geschichten zu ersinnen, gelingt es ihm, das Fräulein von Rhaden auf das angenehmste zu unterhalten und dadurch stets von neuem ein Zusammensein zu erreichen. Daß sich dabei zwangsläufig das Gefühl gegenseitiger Liebe einstellt, ist nicht weiter verwunderlich. Ein eigener Reiz liegt zwischen den Zeilen, dessen Ursprung zu einem großen Teil in der Gegenüberstellung von Gestern und Heute, von Menschen vergangener Jahrhunderte und der Gegenwart, von Traum und Wirklichkeit liegt.

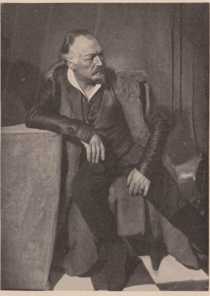
M. Weidenbach

Anne Marie Koeppen „Das Erbe der Wallmodens", Roman (Hesse & Becker Verlag, Leipzig. RM 4.80).

Das Fluten des Lebensstromes längst vergangener Geschlechter, das Unterworfensein unter den Sippeneigenheiten verbindet sich in diesem Roman mit den geheimnisvollen Zusammenhängen von Mensch und Natur. In die Gegenwartshandlung ist ein sinnvolles Märchen eingefügt; so scheinen gleichsam zwei Erzählerinnen am Werke zu sein, deren Ausdrucksweise voneinander abweicht. Einem jungen Bauernhofbesitzer, der dem seelischen Erbe seiner Sippe fremd geworden ist, tritt aussöhnend und überwindend die Gestalt einer tüchtigen Frau entgegen, die um so stärker mit der Heimaterde verwachsen ist.

P. Wittko

DIESES HEFT WIDMEN WIR DEM LEBENDIGEN GEIST DER GESCHICHTE IM SPIEGEL DER DICHTUNG



Aufn. Clausen

Werner Krauß als Wallenstein

bei der Aufführung von Schillers „Wallenstein“ im Preußischen Staatstheater Berlin



Das Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna — Archivbild

Die letzte große Römerin

Henry Benrath / Die Kaiserin Galla Placidia

Von Olaf Saile

In einer biographischen Dichtung großer Art, die durch die weltgeschichtliche Weitsicht, durch die Kraft lebendiger Menschengestaltung, durch Tiefe und Reichtum der Gedanken und Bilder hervorragt, hat Henry Benrath das Schicksal der weströmischen Kaiserin Galla Placidia, „der letzten großen Römerin", gezeichnet. Um die Gestalt dieser außerordentlichen Frau, in der das römische Imperium sich noch einmal erfüllt und — überwindet, ehe es versinkt, beschwört der Dichter die politischen und geistigen Strömungen einer Epoche, in der es um das Schicksal des Abendlandes in der Begegnung zwischen römischem und germanischem Wesen geht.

Im Jahre 395 starb in Mailand der große Theodosius I., der letzte Kaiser, in dessen Hand das römische Imperium vereinigt war. Nach ihm verwalteten seine beiden Söhne aus erster Ehe die römische Weltmacht: in Byzanz gebietet Kaiser Arkadius, 18jährig bei seinem Regierungsantritt, über das oströmische, und in Ravenna der Kaiser Honorius, elfjährig bei seiner Krönung, über das weströmische Reich. Die spätgeborene Tochter des alten Kaisers, Galla Placidia wird am Hofe des Stiefbruders Honorius mit Eucherius, dem Sohn des Generalfeldmarschalls und Reichsverwesers Stilicho verlobt.

In Stilichos Hand ruhen die Macht Roms und das politische Vermächtnis des alten Kaisers, der ihm selbst die Vormundschaft über die beiden kaiserlichen Söhne anvertraut hat. Das politische Vermächtnis heißt: Wahrung der Einheit des Imperiums und Freundschaft mit den Germanen. Mit diesem politischen Ziel steht Stilicho, wegen seiner vandalischen Herkunft den Römern schon immer verdächtig, gegen die plutokratischen Kreise des Senats. Im Jahre 408 tritt Stilicho vor diesen Senat: Das Vaterland ist in Gefahr. In die gallische Provinz sind die Völker der Vandalen, Alanen und Sueben eingebrochen, und ein Usur-

pator hat sich zum Kaiser ausrufen lassen. Zugleich droht König Alarich, der westgotische Verbündete, in die oberitalienische Tiefebene einzufallen, falls Rom nicht die viertausend Goldpfund Schulden für Alarichs Heer bezahlt. Stilicho erkennt das Gebot der Stunde: Zahlung der Schuld und Stärkung des Bündnisses mit den Westgoten:

„Alarich ist in die julischen Pässe einmarschiert als Verbündeter, noch als Verbündeter, der seinen Lohn fordert. Es gibt für uns alle — in dieser Schicksalsstunde des Imperiums — eine einzige Frage: Was geschieht, angesichts der Lage in Gallien, wenn Regierung und Senat die Forderung Alarichs ablehnen? Dann ist Rom verloren. Rom hat heute keine Armee, die der Armee Alarichs gewachsen wäre. Aber Rom hat, was es retten kann: Rom hat Gold. Sie, meine Herren, Sie, die Blüte und der Stolz Roms, Sie, die Großgrundbesitzer und allmächtigen Herren der Wirtschaft, haben Gold. Opfern Sie einen unendlich bescheidenen Teil Ihres Goldes. Es gibt nur einen einzigen Weg: die große Linie der theodosianischen Politik muß beibehalten und durchgeführt werden: niemals die Westgoten zu dauernden Feinden! Sie sind — ihren Fähigkeiten, ihrer Anpassungsgabe und ihren Zielen nach — die einzigen Germanen, welche wirklich zuverlässige Verbündete des Imperiums werden können, vorausgesetzt — ich unterstreiche dieses Wort zweimal —, daß wir ihr Gefühl für volkhafte Würde schonen."

Stilicho, der Vormund und Schwiegervater des Kaisers Honorius bringt vor dem Senat durch. Und als er vom Tode des oströmischen Kaisers Arkadius erfährt, sieht er sein Ziel klar vor sich: getreu dem Vermächtnis des alten Kaisers will er selbst nach Byzanz und die Vormundschaft über den Thronerben übernehmen. Dann soll der Kaiser Honorius seine Stiefschwester, die kaiserliche Prinzessin Galla Placidia in den Rang einer Kaiserin erheben. Stilichos Sohn ist ihr Verlobter, er wird in Bälde die neue Kaiserin heiraten und die Reichsverweserschaft in Byzanz übernehmen. „Das Spiel ist ungeheuer."

Hinter Stilichos Rücken aber sind schon seine Feinde am Werk. Die Truppen von Pavia fordern die Kaltstellung Stilichos, der selber ein „Barbar" sei. Der Kaiser lehnt die Forderung ab, der gut vorbereitete Aufruhr beginnt. Vor den Augen des Kaisers werden die Nicht-Römer niedergemacht. Der schwache Monarch fällt um. Ein kaiserlicher Befehl verbietet Stilichos Marsch gegen die Rebellen. Stilicho fügt sich, denn er war besessen von zwei Dämonen, welche vielleicht nur über die Seele eines germanischen Menschen Herr werden können: von dem Dämon der Gefolgstreue und dem Dämon der „Rechtmäßigkeit". Diese beiden tödlichen Gespenster waren es, welche ihm das Gefühl verschlossen für den höheren Wink der Schicksalsmächte — für jenes Äußerste, das die Hellenen den Kairos genannt haben: den heiligen Augenblick eines ganzen Lebenslaufes ... Er vertraute noch immer „seinem" Kaiser. Als er das Gotteshaus am Abend des 22. August verließ, trat ihm der Graf Heraklian mit dem kaiserlichen Todesurteil entgegen. Noch jetzt hätte ein Wink an seine germanische Garde genügt, und Heraklian lag in seinem Blute. Er gab den Wink nicht. Er lebte nicht mehr auf der Erde. Am selben Abend noch legte er seinen Kopf auf den Richtblock des Gefängnisses.

Stilichos Hinrichtung wird ein Signal. Die germanenfeindliche Politik feiert Triumphe. Dem König Alarich werden die Raten nicht bezahlt. Nun marschiert Alarich gegen Rom. Der Kaiser Honorius flieht nach Ravenna. Die germanischen Söldnertruppen gehen zum westgotischen Heer über, in Rom herrscht die Panik, die Angst tobt sich in Rachegefühlen aus: der Witwe Stilichos wird der Prozeß gemacht, die Prinzessin Galla Placidia, als einzige Vertreterin der kaiserlichen Macht, soll das Urteil sanktionieren. Galla Placidia nimmt sechzehnjährig die erste Staatshandlung vor und beweist beim ersten Schritt in die Geschichte das ganze Maß ihrer kaiserlichen Größe:

„Die Ehre des kaiserlichen Namens gebietet, rief sie in den Saal, daß dem Irrtum von Ravenna nicht noch ein zweiter zugefügt werde ... Ich erkläre — kraft meines kaiserlichen Ranges — schon den Versuch, ein Fehlurteil durch meinen Namen sanktionieren zu wollen, für ein Majestätsverbrechen. Ich könnte mich eines Tages derer entsinnen, die es begangen haben."

Aber in der Nacht darauf wird Stilichos Witwe von Beauftragten der politischen Polizei erdrosselt und Eucherius, der Verlobte der Prinzessin, im Schlaf ermordet. Die Prinzessin stieß, als sie die Nachricht erhielt, einen Schrei aus, der im ganzen Palast zu hören war. Die den Schrei hörten, ahnten nicht, daß aus ihm „die innere Richtung eines kaiserlichen Lebens geboren worden war — alles Ja und Nein eines unbeugsamen Willens, und der steilste aller Wege, auf dem ein Menschenherz noch zu schreiten vermag: der Weg zu jenem größten Gott, in dem das Nicht-mehr-Sein Erfüllung wird."

Seit achthundert Jahren steht zum erstenmal der Feind in Rom: Alarich mit seinen Westgoten. Die Befürchtungen erfüllen sich nicht: Rom wird nicht geplündert und nicht in Asche gelegt. Aber der Gotenfürst Athaulf erscheint mit dem 18jährigen Fürsten Thanausis auf dem Palatin bei Galla Placidia: „König Alarich bedauert, Eure Kaiserliche Hoheit in Gewahrsam nehmen zu müssen." Die 18jährige römische Prinzessin ist die Gefangene der Westgoten und folgt dem König in sein Hauptquartier bei Grenoble. Aber sie ist mehr als eine Gefangene. Ein neues Maß von Erkenntnis fällt ihr zu:

Ich habe bei den Goten gelernt, was es heißt, der Erde naheblieben zu sein. Ich habe unterscheiden gelernt zwischen einem Wissen, das dem Blute entsteigt — und der Schärfe des Verstandes, dem Rom seine Gesetzgebung verdankt: im Guten und im Bösen . . . Die Kräfte dieses Volkes sind ungeheuer und schreien nach Entfaltung und bewußtem Staatsgefühl. Man öffne den Horizont dieser Gehirne und Seelen: und man wird ein Wunder erleben . . . Welche Größe des Gefühles in diesem Volk wohnt, habe ich erlebt, als ich der Bestattung Alarichs beiwohnte. Ich habe vor solchem Schmerz und solchem Ausdruck der Gemeinschaft mit Schauder an den bezahlten Pomp gedacht, mit dem man unsere Kaiser zu Grabe trägt, und mich mit nicht geringerem Schauder oftmals später gefragt, ob das Leben nicht denen gehört, die so durch Gefühl und Überlieferung mit den Toten verbunden sind . . . Möchte der Kaiser Honorius, möchten alle, die ich Freunde nennen kann, erlebt haben, was ich in den letzten zwanzig Monaten erlebte, und ihre Lehren daraus ziehen: das Abendland würde bald in eine neue Blüte treten.

Und Galla Placidia erkennt nun die Schwierigkeiten, „Brücken von Volk zu Volk zu schlagen". Wie Schuppen fällt es ihr von den Augen, „warum sich fast alle Verständigungen unter wesens- und stammesungleichen Völkern immer erst vollziehen können, wenn sie mit dem Blute verheerender und fruchtloser Kriege bezahlt worden sind — und warum immer und immer wieder die gleichen Kriege aus den gleichen Trägheiten des Gedanken geboren werden."

Dem Wesen, der Erkenntnis und dem Einfluß dieser ungewöhnlichen Frau ist es zuzuschreiben, daß sich nun in der römisch-gotischen Politik eine Wendung anbahnt. Nur der weströmische Oberbefehlshaber C o n s t a n t i u s verfolgt ein persönliches Ziel: durch weitgehendes Entgegenkommen an die Goten soll die Auslieferung der Prinzessin erreicht werden, die Constantius zur Gemahlin haben will. Aber Athaulf, seit Alarichs Tod König der Westgoten, lehnt es ab, die Prinzessin als Handelsobjekt ausspielen zu lassen. Es steht mehr hinter diesem Entschluß als politische Überlegung: es ist die langsam aufgeblühte Liebe zwischen Athaulf und Galla Placidia, und die 22jährige römische Kaiserstochter wird Athaulfs Gattin und Königin der Westgoten. Kaiser Honorius hatte in einem lichten Augenblick der Rührung seine Zustimmung zu dieser Heirat gegeben; aber Constantius, der allmächtige Generalissimus Westroms, kommt mit einem scharfen Ultimatum.

Der Krieg, den er haben wollte, ist da. Athaulf ernennt den römischen Senator Attalus zum Gegenkaiser, der gotische König wird zum Rebellen gegen Rom. Der gotische Prinz, den Galla Placidia zur Welt bringt, stirbt nach vier Wochen, und der Krieg mit Rom beunruhigt die gotischen Herzen: was hat diese Königin an Glück gebracht? Heimlich wächst die Empörung. Von einer fanatischen Gruppe unter Führung des Fürsten Segerich wird König Athaulf ermordet, seine Kinder aus erster Ehe werden erwürgt, die Königin im Erdgewölbe des Palastes gefesselt, Segerich selbst zum König ausgerufen. Eine Woche dauert die Herrlichkeit. Der Usurpator wird überfallen und niedergemacht, Placidia befreit und Athaulfs Bruder zum König ausgerufen. Über dem Sarg des ermordeten Gatten fällt die Königin in eine todesähnliche Ohnmacht. Vom Sarge weg wird sie nach Hause getragen, ohne zu erwachen.

In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, sie sei vor Kummer über den Tod des Gatten zu Füßen des Sarges gestorben. Die Menschen rannten vor den Palast . . .: es wurde deutlich, daß das Volk diese fremde Königin mehr geliebt hatte, als es selber wußte.

Ende des Jahres 415 kommt von Constantius das Friedensangebot. Der freiwillige Entschluß Placidias, nach Ravenna zurückzukehren, heißt es darin, werde mit Getreidelieferungen großen Stils an die Goten aufgewogen. Der Gotenkönigin wird also die Verantwortung dafür zugeschoben, daß das Gotenvolk nicht verhungere. Mit einer Leibgarde von zweitausend Goten kehrt die Königin nach Ravenna zurück. An der Landungstreppe steht zum Empfang neben dem Kaiser der Oberbefehlshaber Constantius . . .

„Sie haben den Schmerz geschont", sagt Galla Placidia viele Monate nach diesem Einzug in Ravenna zum Oberbefehlshaber Constantius, „den der Tod des Königs Athaulf über mein Leben geworfen hat . . . Sie haben so viel Rücksicht auf das Besondere meiner Natur genommen, daß ich die Grundlage für gegeben halte, auf der diese Ehe aufgebaut werden kann. Eine Ehe zwischen Ihnen und mir kann nichts anderes sein als eine gemeinsame Bewältigung der Aufgaben, welche die Zukunft uns stellt."

Die römische Kaiserstochter und Witwe des Gotenkönigs tritt in ihren großen Lebenskreis, der nun beginnt. In den ersten Tagen des Jahres 417, anderthalb Jahre nach Athaulfs Tod, schließt sie ihre zweite Ehe mit dem weströmischen Generalissimus. In ihre Hände laufen nun alle Fäden der römischen Politik. Im Sommer 419 schenkt sie einem Knaben das Leben: Valentinian. Er wird dereinst der Erbe des weströmischen Reiches sein. In Byzanz wirkt die Nachricht wie ein zündender Blitz; der kleine Valentinian ist den Ansprüchen Byzanz auf den weströmischen Thron im Wege. Aber schon im übernächsten Jahre ernennt der weströmische Monarch Honorius, hilflos vor den Aufgaben der Dynastie, den Generalissimus zum Mitkaiser, Galla Placidia zur Kaiserin und Valentinian zum kaiserlichen Prinzen. Byzanz verweigert die Anerkennung. Der Schatten des Krieges taucht drohend auf.

Da wird Placidia zum zweitenmal Witwe: Kaiser Constantius stirbt. Byzanz geht nun andere Wege, und es beginnt der Kampf gegen die einsam gewordene Frau. In Ravenna kommt es zu Zusammenstößen zwischen ihrer Leibgarde und den Truppen des neuen Generalissimus. Der schwache Kaiser fällt wieder um, erkennt Placidia und ihrem Sohn die kaiserlichen Würden ab. Das Genie der Herrscherin, die Fäden zerreißt und Fäden knüpft, wird vor die große Probe gestellt: „Placidia fühlt in dem Augenblick, wo es wieder um den vollen Einsatz ihres Lebens ging, ihren Willen zu dämonischer Stärke wachsen."

Sie flieht nach Byzanz. Hier beginnt sie ihr großes Spiel: mit ihrer Diplomatie, mit ihren Freunden und mit der Macht ihrer Persönlichkeit. In dieser Zeit stirbt Honorius in Ravenna, der oströmische Kaiser Theodosius verweigert Placidias Thronansprüche. Aber schon beginnen ihre Fäden sich zu knüpfen:

Während der Kaiser beim Frühstück saß, wurde ihm das Ultimatum des Grafen Bonifatius überreicht: sofortige Anerkennung Placidias und ihres Sohnes — Westillyrien zurück an Rom — bedingungslose Annahme und Antwort . . . Bei Ablehnung Sperrung des Getreides an Italien, Krieg und Begünstigung der vandalischen Seepolitik. — Zwei Stunden später — als ob sogar der Zeitpunkt verabredet worden wäre — liefen die Kündigung des westgotischen Bündnisses . . . und die Nachricht von der Besetzung der Festung Narbonne ein. Wie eine Zugabe des Schicksals aber mußte es Placidia empfinden, daß am Ende der Woche die Vandalen erklären ließen, sie erachteten sich in keiner Weise an das Schiffbauverbot vom Jahre 419 gebunden — und die Hunnen ihre Tributforderungen verdoppelten.

Aber der letzte Schlag kommt erst: in Westrom hat sich ein Usurpator zum Kaiser aufgeworfen und Castinus, Placidias erbittertster Gegner, ist zu ihm übergetreten. Es gibt in dieser Schicksalsstunde für das römische Imperium nur eine Rettung: Placidia. Sie hat das große Spiel gewonnen: sie erhält Würde und Rechte der Kaiserin Westroms wieder. Und in der Weihnachtsmesse 423 trägt sie das Perlenband der römischen Majestät. Galla Placidia ist auf der Höhe ihrer Macht angekommen. Nach erfolgreichem Feldzug gegen den Usurpator wird sie in Rom, wo die Schwere des Lebens zum erstenmal auf sie gefallen war, zur Kaiserin gekrönt. In dieser hohen Stunde spricht die Treue der frühen Tage aus ihr. In ihrer Thronrede beschwört sie noch einmal den Schatten Stilichos, an dessen Schicksal sie zur Herrscherin reifte, und die treuen Freunde ihres Lebens beruft sie in die höchsten Stellen des Reichs. Generaladjutant Ihrer Majestät wird jener Gotenfürst Thanausis, der vor fünfzehn Jahren an Athaulfs Seite zu ihr in den Palatin kam. Er wird nun bis ans Ende ihrer Tage der Nächste an ihrem Herzen sein.

Aber die Weltmacht Rom fordert Herz und Leben der Kaiserin: über ein Jahrzehnt dauert der Kampf um die Herrschaft über das Meer. Die Vandalen landen in Afrika, Geiserich wird afrikanischer Vasall, wird vertragsbrüchig und marschiert in Karthago ein, wird König eines unabhängigen Vandalenstaats in Afrika. Un-

geheuer sind die Gefährdungen von außen und innen, die Pläne und die Gegenwehr, die Sorgen und die Last der kaiserlichen Pflicht. Sie führt „ein Leben rastloser Bemühung, nie gebrochenen Widerstandes, zähen Einsatzes für das eine Ziel, an dessen Ketten sie gefesselt lag: Imperium. Oft war sie müd geworden: zum Schlafe für immer müd: aber niemals hatte sie versagt".

Den achtzehnjährigen Sohn, der nun selbst den Titel des Kaisers trägt, hat sie mit der Kronprinzessin aus Byzanz vermählt, und auch die Tochter Honoria, das erste Kind der Ehe mit Constantius, trug die Kette der Kaiserin; doch der junge Kaiser bleibt nur ein Schatten ihrer Macht und Größe. Sie selbst aber geht in die große Verwandlung ein:

„Ich möchte keinen meiner Wege noch einmal beginnen müssen, auch nicht den süßesten . . Ich möchte bald erkennen, daß ich den letzten begonnen habe."

Auch der Presbyter Salvian weist sie in seiner Predigt, in der er das Gesicht der Zeit und des Imperiums zeichnet, auf diesen Weg:

Was aber ist die Welt, in der wir heute leben, wenn nicht ein einziges, großes Feldlager der Geschlagenen und Gedrückten? Ist eine Freude in diesem Imperium, die eine Freude seiner Völker wäre? Ist da ein Opferwille Liebender, die ihr Leben freiwillig dem Staate geben möchten, der ihnen längst schon zum Zuchthaus geworden ist? . . . Wo immer Germanen siedelten — atmeten die Armen auf. Das Reich Gottes kommt aus dem Geiste Gottes . . . vom Wandel der Gesinnung, nachdem der Geist die Zeichen seiner Zeit begriffen hat! Wehe allen, die niederhalten wollen, was Gott zum Leben bestimmt hat! An Gottes Willen, an Gottes Geschenke für seine Geschöpfe rührt ungestraft keines Vergewaltigers Hand! . . . Warum sollen Vandalen nicht leben als was sie sind, und Goten nach dem Gesetz ihrer Art, und Römer als Römer, wenn sie sich im Letzten begegnen? Ein einziges, weithin sichtbares Beispiel: und der Geschichte kann auf hundert Jahre der Weg gewiesen werden!

In dieser Zeit läßt die Kaiserin das große Kunstwerk des Mausoleums in Ravenna errichten und dem Freund ihres Lebens, Thanausis, übergibt sie ein Buch, darin sie ihr Grabmal für die Nachwelt aus ihrem Wesen und Schicksal erklärt, als Vermächtnis:

„Ich habe in dem Haus meines Todes gesammelt alles Leuchten und alles Dunkeln meines Lebens, ihr Auseinanderdrängen und ihr Ineinanderwehen, ihre Schauer in Leid und ihre Schauer in Süße: in beiden aber das Rätsel, das durch unsere Träume fährt . . . Mein Leben hat mir schon in seinem Aufgang die Farben gewiesen, in denen es sich erfüllen wollte: das Blau und das Gold . . . Durch Liebe hat mich Gott in das Blau emporgehoben und mit dem Scheine des Goldes gekrönt: denn das Blaue ist die Farbe des Volkes der Geliebten, das von den Nordmeeren kam und den Sturm seiner Sehnsucht über eine gesättigte Welt warf . . . Die Liebe hat mich sehend gemacht und alles Meinen der Alltäglichen in mir besiegt . . . So danke ich der Liebe alles in meinem Leben, sie aber danke ich Gott . . . Da Gott in der Vollendung der Liebe meinem Herzen den Frieden beigegeben hat, so habe ich das Haus meines Todes gebaut als ein Haus des Friedens . . . Das Höchste, das an die Füße Gottes rührt, ist der Heilige Hauch, der aus der Seele des Menschen hervorgeht. In weißem Golde habe ich ihn strömen lassen: aufscheinen aus den Gründen als Bruder des Blutes . . . So habe ich dem Haus meines Todes den heimgekehrten Herrn zum Hüter gesetzt: den Seligen, der überwunden hat . . ."

In diesem Haus ihres Todes setzt sie das Denkmal ihres Lebens.

„Leben — ging es ihr in lichter Woge durch den Sinn —: was ist es anderes als Ergreifbarkeit? Was uns noch rührt, entscheidet — nicht, was wir schon vollendet haben."



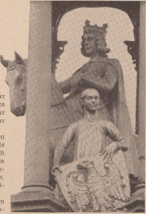
Galla Placidia mit ihren Kindern
Porträtmedaillon vom Kreuz der hl. Helena in Brescia

Kämpferin der Liebe

Gertrud Bäumer

Adelheid

Mutter der Königreiche



Archivbild

„Erzengel tragen die Insignien seiner Königswürde durch das Gesicht der Zeit..."

Denkmal Ottos des Großen in Magdeburg

Von Käthe Lambert

In seiner Königstadt Agaunum stirbt in der Kirche des heiligen Mauritius, umgeben von seiner Ritterschaft und vom Hosianna der letzten Messe feierlich umsungen, Rudolf, der König von Burgund.

Für seinen kleinen Sohn, Konrad, übernimmt die Königswitwe Bertha die Regentschaft als regierende Königin. Volksmund und Nachwelt preisen sie als Mehrerin des Reiches, Trösterin der Bedrängten, Erbauerin der Klöster und Kirchen, Wegerschließerin und Pflegerin der Felder. „Sie war die Mutter und die Wonne des transjuranischen Vaterlandes."

Sie ist die Frau mit dem offenen Liebesherzen und mit der männlich-klugen Tapferkeit der Erbverwalterin. Es gilt für sie, ihr oft bedrohtes und bedrängtes Königreich zu schützen und zu stärken und in ihm ein Bollwerk gegen die Überfälle der Ungarn und Sarazenen und gegen die trügerische Haltung ihrer Nachbarn zu errichten.

Rudolf gab die heilige Lanze der Christenheit an Heinrich, den König der Deutschen, ab, den er für stark und fromm genug hielt, das „Reich der Christenheit" aufzurichten. Bertha handelt in seinem Sinne, da sie ihren kleinen Sohn bis zu seiner Großjährigkeit in die Obhut des Erben Heinrichs, des jungen Sachsenkönigs Otto, gibt.

Von Ottos König, von seiner Tapferkeit und Treue, von allen großen Hoffnungen, die man in ihn setzt, singt der Sänger auf dem Hoftag zu Urba vor der Königin und allen ihren Großen, und Rudolfs kleine Tochter Adelheid stürzt zitternd auf den Sänger zu und küßt ihn.

Der Hoftag zu Urba ist an Beratungen und schwerwiegenden Entschlüssen reich, und Königin Bertha muß inmitten des Kampfes ihrer Ritterschaft festen Sinn und eigenes Urteil bewahren. Um Burgunds willen, dem der Einsatz ihrer ganzen Person gehört, entschließt sie sich, den Antrag des Niederburgunders Hugo von Vienne anzunehmen. Nichts in der Person dieses Mannes, der sich zügellos allen Leidenschaften hingibt, bindet sie an ihn. Aber Hugo ist König von Italien, und zögert Bertha — so steht Burgund in Gefahr. So gibt sie seinem Doppelantrag statt: sie wird seine Gemahlin, ohne auf ihren Königsrang und auf den Aufenthalt in Burgund zu verzichten, und ihre blutjunge Tochter Adelheid wird die Gattin seines Sohnes Lothar.

Zwei Kinder gehen eine Ehe ein, zwei liebenswürdige, einander zugetane Menschen, die auf brennendem Boden stehen. Denn nach Hugos Tod wird Lothar nur ein Scheinkönig. Die eigentliche Herrschaft in Italien führt Berengar, der Gouverneur, der Reichsverweser, der Emporkömmling, der in allen Listen bewanderte, tyrannische und machtgierige eigentliche Herrscher. In vielen Schlachten geschlagen, stieg er aus jeder Schlacht nur höher empor, statt Treue die Gewalt, statt Recht nur Machtgier im Herzen.

Hugo hatte ihn verbannt; von einer Blendung hatte er auf Lothars Bitten hin abgesehen. Als Hugos Macht ins Wanken kam, tauchte Berengar aus seinem Asyl in Deutschland wieder auf, sammelt schnell Genossen seiner Art und seines Schicksals, besticht die Großen und die Würdenträger der geistlichen Herrlichkeit und sichert sich vor und nach Hugos Tode in Italien den ersten Platz.

Das Faktum seiner dämonischen Gestalt steht wie ein unsichtbares Schwert des Unheils über dem jungen Königspaar. Lothars Wesen verdunkelt sich davor, das seiner kindhaft-jungen Gattin wird von Schmerz und Zorn erregt: „Die Krone wird zum Spott auf unsern Stirnen!"

Die Worte der Empörung, die sie ihren Vertrauten gegenüber findet, sind lauter und unbeherrschter, als die Luft von Pavia es verträgt. In Adelheid erkennt auch Berengar die ernste Widersacherin. Sie hat den Stolz und den unbeugsamen Gerechtigkeitssinn ihrer Mutter geerbt; die Leidenschaft und Offenheit ihrer Jugend verhindert alle Umwege. So muß sie die schärfste Feindin Berengars werden. Und sein Stoß wird sie am härtesten treffen.

Diesen Stoß erwartet sie. Kein scheinbarer Königsrang kann sie davor bewahren. Niemals der junge, gedemütigte, kraftlose Gemahl, den sie mit der mütterlichen Liebe der reiferen Gespielin liebt. Niemals auch die Mutter, deren Reich selbst in nie endender Gefahr schwebt. Einer vielleicht nur — der Sänger sang von ihm, die Schwerter zeugen von seiner Kraft, die Völker von seiner Treue, das Kreuz schwebt ihm voran, Erzengel tragen die Insignien seiner Königswürde durch das Gesicht der Zeit; droben in den grauen Mauern Magdeburgs regiert er, der einzige, von dem die Wiederauferstehung des Reiches Karls des Großen erwartet werden kann: Otto von Sachsen.

Nicht die Wildheit der Sarazenen, nicht die prunkende Macht von Byzanz, keiner, der mit Berengar konspiriert, keiner, auf den Lothar hofft, wird Italien einigen können. Adelheid weiß:

An sich selbst wird Rom nicht stark. Aus Italien kommt kein Kaiser. Der Kaiser kommt aus Aachen — und wir müssen ihn rufen!

Sie bittet und bestürmt Lothar, denn sie weiß, daß Berengar König und Kaiser werden will und daß sie beide über dem Abgrund stehen.

Ein Hoffnungsschimmer tut sich auf: Markgraf Gero von Sachsen kommt auf der Pilgerfahrt nach Rom über Pavia. Er bringt Grüße aus Burgund, erzählt von Rom, wo die Päpste von den Buhlerinnen der römischen Großen gewählt werden. Er erzählt auch vom Ruhm seines Königs, der die Slawen und Böhmen gebändigt und die wendischen und dänischen Bistümer fester an sein Reich geschlossen habe. Machtvoll und groß steigt wieder das Bild des deutschen Königs vor Adelheid auf, und ihre Hoffnung, ihn als den Einiger beider Reiche zu sehen, vergrößert sich, sie „fühlt sich durch den Ausblick auf die heilige Lanze, die einmal über dem Schnee eines Alpenpasses aufsteigen würde, zum Kampf gerufen"!

Dieser Kampf geht ihr nicht um die persönliche Macht, sondern um die Sendung des Königtums. Aber sie weiß auch, daß die Entscheidung drängt, daß sie von Berengar den Sturz zu erwarten hat. Während Lothar abwartet und schwermütig seinem Schicksal entgegensieht, tut sie die ersten Schritte: schickt ihre kleine Tochter Hemma zu ihrer Mutter nach Burgund und zieht sich mit Lothar in die befestigte Burg des Markgrafen von Turin zurück.

Hier fällt der Schlag: der König sinkt vergiftet an der Tafel um. Sie selbst wird auf ihrem Königssitz Olonna, noch ehe sie die geplante Flucht nach Schwaben ausführen kann, von Berengar und seiner Gattin Willa überfallen, tätlich mißhandelt, beraubt und gefangengenommen. Ihr Fluchtversuch wird vereitelt. Auf der Burg Garda, einem unzugänglichen Felsensitz, wird sie gefangengehalten.

Wochenlang weiß niemand, wo die Königin ist. Aber dann verhelfen ihr die treuesten Freunde, der römische Bischof Adalhard und ihr Ritter, Graf Maginfred, zu erneuter Flucht, und auf der Feste Kanossa erhält sie die Nachricht: König Otto stehe mit seinem Heer vor den Toren Italiens, um Italiens Einheit wiederaufzurichten und sie, Adelheid, zur Königin zu machen! Im Festsaal der Burg erhält sie seinen Werbe- und Huldigungsbrief, in dem er sie zur Genossin seiner Herrschaft erhebt.

Die Kraft dieses Wortes entzündete den innersten Kern ihres Wesens, erhellte ihre geheimsten Träume und den dunkel gefühlten Sinn und Halt ihres trotzigen Kampfes und ihrer bitteren Leiden, und ließ ihre Jugend auflodern in einer Flamme der Wonne.

Alle Erniedrigungen, alle Qualen der Gefangenschaft, alle Not und Angst sind ausgelöscht, und die königliche Sendung ihres Schicksals steht zum zweiten Male über ihr, gewaltiger und größer, fester und wunderbarer als je. Die kaum Zwanzigjährige trägt dem Helden ihrer Mädchenträume und dem Retter königliche Haltung und ein kluggewordenes, starkes Herz entgegen. In der offenen Säulenhalle der königlichen Pfalz erwartet Otto sie: schwer und groß, im langen sächsischen Rock, mit dem rotblonden Bart über der breiten Brust. Ehe noch Zeremoniell und Konvention ihre Schnörkel um die Beiden zeichnen, eilt er ihr entgegen, hebt sie vom Pferd und begrüßt sie, wie der Mann die Frau begrüßt: mit einem fröhlichen und starken Kuß.

In St. Michael findet die Trauung statt. Adelheid ist Ottos Königin. Sie will ihm mehr sein: Herz, dem Herzen nah, linke Hand seinem starken Arm, Liebe, die sich seiner Kraft verbündet, Mittlerin zwischen den Siegern, Fürbitte im Sturm seiner Gebete, Königin dem König ohnegleichen.

Ottos hervorstechender Charakterzug ist seine Treue. Treue, die zuweilen über Vernunft und Diplomatie hinauswächst, die ihm oft zum Verdienst und oft zur Gefahr wird. Um diesen starken, treuen, tiefgütigen Deutschen schart sich eine Flut von Menschen, die von seiner Treue erregt, gehemmt, belastet werden. Da ist Liudolf, der Thronerbe, jung und rasch. Von seinem Onkel Heinrich fühlt er sich verdrängt und benachteiligt. Sein Vorstoß nach Italien, noch vor dem Heer und Befehl des Königs, bringt diesem zwar sichere Straßen und bereits bezwungene Befestigungen, dem Sohne selbst aber den Zorn des Vaters ein. Da ist Heinrich selbst, Königsbruder, Ottos treuester — und ungetreuester Kämpfer und Vasall. Otto, der Erstgeborene, lag dem Herzog Heinrich in der Wiege, Heinrich, der jüngere, schon dem König — und so sieht sich Heinrich als der eigentliche Königserbe an. Sein Dienst gilt also im geheimen nicht der Person des Bruders, sondern nur dem Reich, das er als sein Reich betrachtet. Heinrichs Art, zu kämpfen, ist ohne die Großmut und die Güte Ottos: hart, gefürchtet, rücksichtslos, haßerfüllt gegen die Feinde. Das Schicksal, nur der Bruder des Gekrönten zu sein, schürt seine Eifersucht gegen Liudolf.

Das ist das große Spiel der Fürsten, Herzöge, der Bischöfe und aller Würdenträger um die Person des Königs. Adelheid kennt dieses Für und Wider wechselnder Gestalten, dieses Spiel und Gegenspiel um Macht, Besitz und Einfluß. Sie muß raten und schlichten, mildern und vergleichen und den letzten Schluß ihrer Frauenweisheit finden: die Versöhnung.

Otto kam nach Italien, um sich in Rom vom Papst Agapet zum Kaiser des geeinten Reiches krönen zu lassen. Der Papst verweigert ihm das Öl, und der Mann, der dem Christentum durch Schwert und Frieden, durch Vorbild und Leben tausendmal mehr diente als der gekaufte, lasterhafte Inhaber des Stuhles Petri, muß unverrichteter Sache heimziehen. Rom im Sturm und mit Waffengewalt zu nehmen — davon raten ihm seine Leute ab. Sein Heer ist über die römischen Provinzen verteilt, mit den italienischen Bischöfen und Herzögen ist kein Bund zu flechten. Otto läßt seinen Schwiegersohn Konrad von Lothringen als Statthalter von Italien da und zieht mit der Gattin und dem Heer über die Alpenpässe nach Deutschland zurück.

In Deutschland empfängt ihn die Mutter, die alte Königin Mathilde, Adelheid erwartet ihre Mutter und die kleine Tochter, es erwartet sie ein dankbares, freudig bewegtes Volk. Gute und böse Tage warten auf sie, Aufgaben, Sorgen, Schmerzen und Seligkeiten. Sie schenkt Otto vier Kinder aus seinem Blut; aber zwei Söhne sterben; erst der dritte, ein derber, gesunder Rotschopf, ist bestimmt, die Krone zu tragen.

Über Ottos Reich aber brechen die inneren Stürme mit aller Gewalt herein: Liudolf wird abtrünnig, und mit ihm die Jugend der Ritterschaft. Herzog Konrad, der den Usurpator Berengar zur Buße vor dem Königspaar und zum Schwur des Lehnseides zwingt und nach Deutschland bringt, wird vom König mißverstanden und schließt sich tief gekränkt der Partei Liudolfs an. Es kommt zu Kämpfen und Zusammenstößen an allen Ecken des Reiches. Eine in die Wege geleitete Versöhnung zwischen Vater und Sohn scheitert an der Unmöglichkeit, den Eidbruch von Liudolfs Leuten ungestraft zu lassen. Die äußeren Feinde machen sich den inneren Kampf zunutze, und der König wird

müde: „Seine Kraft schien begraben wie die Erde unter der hohen Decke des Schnees in einem harten Winter."

Der Einbruch der Ungarn ist der Blitzstrahl, der in die drohende Wolke fällt — und die Luft reinigt: in der Gegenwehr gegen den Feind vereinigen sich alle unter dem Banner des Königs; wieder empfinden sie in ihm ihre Stärke und ihren Mut . . . Nach harten Kämpfen unterwirft sich ihm Konrad von Lothringen. Dann kommt es zum letzten und furchtbarsten Teil des Streites zwischen Vater und Sohn: dem Kampf bei Regensburg mit ungezählten Toten auf beiden Seiten und einem Waffenstillstand ohne Friedenshoffnung.

In diese Zeit fällt der Tod des kleinen Heinrich, Adelheids ältesten Sohns. Sie nimmt das qualvolle Sterben als Gottesgericht: hatte dieses Kind vermocht, die Blutspur zu verhindern, die ihre Kämpfe durch das Reich gezogen? Hätten sie und Otto nicht duldsamer, verzeihender gegen Liudolf sein müssen? Tausend Gelübde aus dem Herzen der Mutter um das Leben ihres Kindes — aber Gott nimmt nicht eines an: das Kind stirbt.

Dennoch blieb das Gelübde bestehen, daß heiß aus ihrer Hilflosigkeit vor der Todesqual ihres Kindes ausgestiegen war: Ich will die Schmerzen in der Welt nicht vermehren, sie sind groß und zahlreich genug. Ich will sie lindern, da wo ich es vermag — nachdem ich die Bitterkeit der Mutter durchgekostet habe, die dem Liebsten auf Erden nicht helfen kann.

Da schickt Gott ihren Gebeten einen Lichtstrahl: Liudolf kommt im zerrissenen Büßerhemd und wirft sich seinem Vater zu Füßen. Er kommt in wilder Selbstanklage und verzweiflungsvollem Schmerz, ein Besiegter, der sich dem Sieger selbst zum Opfer bringt. Adelheid hebt ihn in ihren Armen auf, ihn wäscht und pflegt ihn, ihre Seele öffnet sich dem neugeschenkten Sohne ihres Gatten.

Der Reichstag zu Arnstadt begnadigt Konrad und Liudolf, nimmt Liudolf aber sein Herzogtum, und Ottos zweiter Bruder, der Erzbischof und Herzog Brun, nimmt ihn nach Köln mit, ihn neuen Dienst am Reich des Vaters zu lehren. Im kommenden Frühsommer aber bedroht ein neuer Sturm die Krone. In noch nie dagewesenen Massen brechen die Ungarn über die bayerische Grenze ein. Noch einmal muß Otto das Schwert ziehen. Adelheid zieht mit an die Donau, wo die Heere des Reiches zueinandertreffen. Ein Lichtblick von zauberhafter Wirkung hellt die Schwüle vor dem Kampfe auf: Konrad von Lothringen ist da! Erschüttert zieht der König ihn an das Herz. In der Nacht vor dem großen Kampf durchlebt der König im Schlaf das Ringen.

In der leise anhebenden Helligkeit des Morgens sah die Königin, wie sich Gesicht und Gestalt des Königs verwandelt hatten. Er schlief jetzt in Frieden. Er atmete ruhende Kraft. Der Löwe — dachte sie wieder. Jeder Schatten von Qual und Kampf war getilgt. Um seine Stirn lag Klarheit und Wille. Um seine Augen lag die unbeirrte Gläubigkeit eines Kindes, die ihm immer das Vertrauen der Menschen gewann. Was auch geschehen würde — Zweifel würden ihn nicht schwächen, seine königliche Führung würde über seinem Heere sein wie die Flügel des Adlers, der sich vor Sonnenaufgang vom Horst hebt.

Am andern Morgen reitet er, Konrad zur Seite, gen Augsburg. Die Schlacht wird ungeheuerlich, beispiellos ist die Kraft des Königs, der selber voran und den anstürmenden Ungarn in die Flanke reitet. Auf beiden Seiten unzählbare Verluste. Aber der Sieg krönt Otto; seine Auswirkung für das Deutsche Reich ist kaum abzusehen. Endgültig und vernichtend geschlagen fliehen die Ungarn. Einen Schlag nur spielt das Schicksal für sich aus: Herzog Konrads Pferd wird herrenlos im Siegeszug geführt. Er selber ließ sein Leben.

Das Volk von Augsburg kannte des Jubels keine Grenzen, als unter dem Läuten der Glocken der König einzug. Otto, flüsterte das Volk sich zu, war wie der Himmelskönig, als er in seine Stadt einzog — sie meinten damit nicht das Hosiannah, sondern die Schatten der Passion, die sein Haupt umwitterten.

Der Sieg von Augsburg bringt dem König, was ihm zehn Jahre vorher Rom versagte: die Kaiserwürde. Wohl dauert es noch Jahre, ehe er mit dem Papst den Bruderkuß tauscht, aber das Volk sieht ihn schon als seinen Kaiser und als den Schirmherrn der Christenheit an. Denn der Kampf der Jahrhunderte, der erbitterte Streit zwischen kirchlicher und weltlicher Macht, zwischen päpstlicher Autorität und Kaiserwürde, entzweit die Fürsten und zersetzt die Reiche. Alle Hoffnung einer Einigung wird auf Otto gesetzt. Ist er in Rom gekrönter Kaiser beider Nationen, so erhofft man von seinem starken Arm, von seiner Gerechtigkeit den

Zusammenschluß beider Mächte, der kirchlichen und der weltlichen, unter ein Zepter.

Aber immer noch stellen sich neue Widerstände vor die Erfüllung. Es sind harte, unruhige Jahre. Adelheid verbringt sie teils an Ottos Seite, teils bei ihren Kindern, von denen sie das zweite hergeben muß, wieder einen Sohn. Dieser Schlag verbüstert ihre Seele bis zur Schwermut. Auch Liudolf stirbt auf seiner Heerfahrt gegen Pombia am Fieber, und auf seiner Burg in Bayern sinkt Herzog Heinrich in den letzten Schlaf.

Der König, der von Kämpfen und Siegen kommt, nimmt die Schläge gefaßt auf. Aber Adelheid belasten die Ereignisse furchtbar. In allem sieht sie ein Gericht Gottes und seine Strafe für alle Sünden. die sie mitangesehen, für das Blutvergießen, das sie nicht verhindert hat. Da nimmt sie ein kleines, verelendetes Kind vor dem Portal der Kirche, das am Sterben scheint, mit und pflegt es. Sie sieht die Gesundung als ein Zeichen des Himmels an. Gott hat ihr Opfer angenommen, ihr Herz ist wieder frei... Nun treibt sie Almosenpflege und Fürsorge, läßt Häuser und Altäre bauen, und über dem „Volk, das im Finstern wohnt", zündet sie die Kerzen ihrer Liebe an.

Im Spätherbst desselben Jahres entsendet Papst Johann seinen Kardinaldiakonus zu König Otto, ihn um Beistand gegen den erneut eidbrüchig gewordenen Berengar zu bitten. Für diesen Beistand will er Otto zum Kaiser krönen. Es wird allerdings vermutet, daß die Umtriebe gegen den Papst nicht allein Berengars Sache sind, schon lange ist Rom mit diesem lasterhaften, großsprecherischen Jüngling auf dem Stuhl Petri unzufrieden. Aber die Kaiserkrone bedeutet für Otto mehr als eine Herrschaft über zwei Völker, sie bedeutet die höchste Macht der Christenheit, die Macht über den Papst hinaus. Und der Papst ist nur noch das Zerrbild eines Nachfolgers Petri.

Bevor Otto und Adelheid nach Rom ziehen, wird ihr kleiner Sohn Otto mit großem Prunk in Aachen zum deutschen König gekrönt.

Die Romfahrt des Königspaars wird ein einziger Triumphzug. In St. Peter erfolgt die feierliche Krönung, und Rom und Deutschland stehen geeint in Meßgewand und Waffen um das Kaiserpaar. So unermeßlich Glanz und Reichtum sind, so unermessen auch die Möglichkeiten, Barmherzigkeit und Milde auszustreuen. Wie Otto hart sein muß, darf die Kaiserin Adelheid in Liebe weich sein. In jener Zeit beschreibt sie der Chronist als eine Erscheinung von reinstem Adel und holdseliger Majestät, die Raschheit ihrer Jugend wandelte sich in das schöne Gleichmaß fraulicher Empfindung. Im gleichen Maße, wie der Kaiser gefürchtet und geehrt wird, liebt man sie.

Doch hinter ihrer strahlenden Erscheinung spielen sich die schweren Kämpfe ihres Jahrhunderts ab: Berengars endgültige Niederlage und Verbannung, die Thronentsetzung des Papstes, ein päpstliches Interregnum voller Unruhe und Wechsel, mit Kriegen und Seuchen, mit Bischofsstreit und Fürstenhader. Aber auch Friedenswerke von unsterblichem Glanz verzeichnet die Geschichte jener Tage, innere und äußere Siege, die die Person des Kaisers in den Mythus der Geschichte heben. Und unlöslich fühlt sich die Kaiserin ihm verbunden.

Immer wärmer durchdrang und wandelte das Vertrauen zu ihm die Furcht vor seiner Macht und seiner Entschlossenheit. Er stand königlich über der Satzung, der inneren Gerechtigkeit vertrauend, die dem Drang der Not und des heißen Blutes etwas zugute hielt, aber das Gemeine mit ihrem entschlossenen Zorne traf.

Im Jahre 973 stirbt der Kaiser.

Adelheids Herz stirbt fast mit. Nie wird es sich von diesem Schlag erholen. Aber das Leben geht weiter. Ihr Sohn Otto wird Kaiser und nimmt sich die byzantinische Königstochter Theophano zur Frau. Die Griechin ist schön und stolz, vornehm im Charakter, aber Adelheids lebendige Liebesfähigkeit erreicht sie nie. Dennoch ist es nicht Theophanos Schuld, daß der junge Kaiser, durch falsche Ratgeber gestachelt, seine Mutter eines Anschlags gegen ihn für fähig hält. Wohl gibt eine Aussprache dem Kaiser Einsicht und beiden einen äußeren Frieden, aber Adelheids wahrhaftiges Herz fühlt sich zu tief getroffen: im Einverständnis mit ihrem Sohn geht sie nach Italien und eröffnet in Pavia ihren Hof.

Es war, als kehre das Königtum ihrer Jugend zurück, getränkt mit dem ganzen Reichtum der Jahre, in denen sie dem großen Kaiser Genossin war, gesättigt mit der Reife ihres eigenen Lebens, geweitet mit der Weite des Reichs. — Hier war ein klar begrenztes Werk, das ihr zu vollbringen gegeben war,

dies Land blühend, in Frieden und reichstreu zu halten. Mit jeder Morgensonne ging ihre Freude daran von neuem auf, und mit den Sternen zogen die ihm nachgehenden Gedanken und Pläne durch ihre Träume.

Aber alle Gedanken können nicht verwirklicht, alle Träume nicht Wahrheit werden. Die Aufgaben wachsen unter ihren Händen: das Schicksal der Schulen, die Pflege der Kinder, die Besetzung der Abteien und Bischofsstühle, die Kämpfe der Städte, die Baulust eines aufblühenden Landes, der Ausbau der Gesetze, Handel und Verkehr. Adelheids umfassender Mutterblick gewinnt immer mehr Weite und Überblick. Aus tausend Fäden laufen die Schicksale aller, die sie umsorgt und liebt, zu einem Herzpunkt zusammen.

Kränkung und Zurücksetzung auch hier: der kaiserliche Sohn zögert, ihr altes Königsrecht mit der italienischen Statthalterschaft zu bekräftigen; auch über ihre Werke der Nächstenliebe und Frömmigkeit fällt sein Mißtrauen. Da zieht sie sich mit ihrer Tochter Mathilde in das Land ihrer Kindheit, nach Burgund zurück. Auch hier baut sie Städte, Kirchen, Straßen und Befestigungen. Aber es ist ihr nicht bestimmt, in der Heimat zu bleiben. Der Sohn, der ihr vorher die Statthalterschaft in Italien verweigerte, bietet sie ihr jetzt an und bittet sie um ihre Hilfe. Mit großem Gefolge zieht sie noch einmal über den Monte Jovis nach Pavia. Otto empfängt sie mit den höchsten Ehren, und Theophano führt Adelheid zu ihrem Enkel.

Der Hof Ottos II. strahlt in der Gloriole höchster Macht und weltumfassender Bildung. Deutsche und italienische Gelehrte streiten um den Vorrang, die edelste Blüte der Ritterschaft trifft sich an den Stufen des Throns, an goldenen Altären zelebriert das Haupt der Kirche die Messe, und die Osterfeier in Rom wird zu einem ans Mystische grenzenden Fest der kaiserlichen Macht und Größe.

Dann geht der Kaiser in den Kampf gegen die Sarazenen. Aber sein Heer wird geschlagen, ihn selber rettet nur die eigene Kühnheit und Geschicklichkeit. In Capua trifft Adelheid einen vollkommen Niedergebrochenen, der ihrer ganzen Muttezärtlichkeit bedarf. Im Dezember desselben Jahres stirbt Otto in Rom.

In Adelheid wohnt neben der Trauer um den Sohn die Unruhe, was nun aus dem Reich werden soll. Ottos Sohn ist zwar in Rom zum Kaiser gekrönt worden, aber er ist vier Jahre alt. Herzog Heinrichs Sohn hält ihn gefangen; die sächsischen und fränkischen Fürsten erzwingen seine Auslieferung. Ruhigere Jahre folgen und, da sie Theophano unlieb ist, geht sie abermals nach Pavia.

Hier nahm das lebendige Werk sie wieder auf, mit dem sie vertraut war: ein Teil des Reiches, das ihre Heimat ist! Felder werden fruchtbarer, Flüsse beleben sich mit Schiffen, Mauern steigen auf, Menschen werden miteinander verbunden durch Glaube und Liebe, Schutz und Gerechtigkeit.

Alles in der Natur bewegt sich im Gleichmaß und Rhythmus seiner Schöpfung, und die Mütter stehen darin wie Ausgang und Heimkehr — die großen Mütter, deren Kämpfe alle in der Liebe münden.

Aber auch Adelheids großes Herz wird einmal müde. Sie zieht sich an einen der Königshöfe nach Selz am Rhein zurück. Hier will sie Ruhe und Erlösung finden.

Sie wurde noch einmal Mutter in einem Diesseits und einem Jenseits der irdischen Königreiche. Mutter nannten sie die Armen und Kranken, denen sie half. Mutter nannten sie die Führer und Glieder der großen Bewegung, die durch die Seelen ging, auf das Jahr 1000 zu, den Anbruch eines neuen Millenniums der Weltzeit Christi.

Mutter der Königreiche — das heißt, die bemüht ist, sie in Liebe zu einen.

Sie erlebt den Enkel als regierenden Kaiser und den Tod der Tochter. Einmal noch zieht sie abschiednehmend nach Pavia, besucht Agaunum und Urba, spricht noch einmal vor ihren streitenden Lehnsleuten von der Wahrheit aller Wahrheiten: „Liebet einander!" — und dann erwartet sie in Selz den Tod. Am 16. Dezember stirbt sie unter dem Gesang der Bußpsalmen.

Zweihundert Jahre später reißt der Rhein mit seinem Hochwasser das Kloster ein und begräbt den Sarg der Kaiserin auf seinem Grunde.

In choralhafter Macht der Sprache, mit der heißen Inbrunst des Gefühls und dem Schwung großangelegter Epik blüht auf düster bewegtem Untergrund das Bild der deutschen Frau auf, wächst aus dem Staub der Jahrhunderte in lebendige Nähe — die Gestalt einer Frau, deren letzte Größe nicht in ihrem Kaisertum, sondern in der Liebe sich erfüllte — denn wir werden nicht nach Schuld und Sühne — „nach unserer Liebe werden wir gerichtet!"

Werner Beumelburg / „Kaiser und Herzog"

Von Otto Heuschele

Kaum eine andere Epoche unserer Geschichte dürfte in gleichem Maße Tragik und Größe des deutschen Schicksals offenbaren wie die Geschichte des zwölften Jahrhunderts. Wie ein gewaltiges Epos mutet uns der Ablauf des Geschehens an, da wir aus dem Abstand der Jahrhunderte die Kräfte und Mächte erkennen gelernt haben, die damals die Menschen zum Handeln bestimmten. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn diese Zeit immer wieder die Gestalter, Dichter und Geschichtsschreiber, zur Nachformung lockt. Aber nur der stärksten Hand, nur dem überlegensten Geist kann es gelingen, diese an dramatischen Augenblicken überreiche Zeit in ein geschlossenes Gebilde zu bannen. Werner Beumelburg ist es gelungen. Er schildert diesen Kampf zweier Geschlechter mit einer hinreißenden Kraft der Darstellung und gelenkt von einer wahrhaft politischen Leidenschaft.

Im Jahre 1152 wird Friedrich I., dem die Geschichte den Beinamen Barbarossa gegeben hat, als Nachfolger Konrads III. zum König gewählt. Drei Jahre später findet unter dramatischen Umständen, am 18. Juni 1155, in Rom die Krönung zum Kaiser statt. Der Kaiser mußte, so forderte es die Sitte, dem Papst den Bügel halten, wenn dieser das Pferd besteigt. Den anwesenden Fürsten mißfällt dieses, und während die Geistlichkeit beim Akt der Krönung die heiligen Gesänge immer lauter ertönen läßt, schlagen die deutschen Fürsten und Vasallen mit ihren Schwertern immer heftiger auf den Boden. Dieser durcheinander dringende Lärm lockt die Römer an und so wird die Kaiserkrönung, die geheim bleiben sollte, allzu rasch bekannt. Und kaum ist die Krönung vollzogen, entspinnt sich ein wilder Kampf des aufgewühlten römischen Pöbels gegen den Papst, der von den deutschen Fürsten unter persönlicher Führung des Kaisers verteidigt wird. Ein furchtbares Morden tobt, und mehr als einmal steht des Kaisers Leben in Gefahr. Der dem Kaiser am stärksten Hilfe leistet, ist Heinrich, Herzog von Sachsen und Bayern, aus dem Hause der Welfen. Bereits 1154 hat sich Friedrich in politischer Weitsichtigkeit den Herzog durch Belehnung mit Bayern zum Freunde gewonnen. Eine jahrzehntealte Feindschaft scheint damit beendet.

Aber welch verschiedene Männer hat das Schicksal hier zu Freunden gemacht! In ihrer Jugend haben sie einmal über ihre Ziele und ihre Ideale gesprochen.

„Sieh, dies wirst du begreifen, daß in Deutschland und über Deutschland nur herrschen kann, wer stark genug ist, der römischen Kirche seinen Willen aufzuzwingen. Wie aber willst du die Kirche anders beherrschen als von Rom aus, solange der Heilige Vater sich nicht geneigt zeigt, seinen Wohnsitz in Braunschweig zu nehmen?"

„Indessen du in Italien die Kraft der Deutschen verschüttest, entvölkerst du die Heimat und überläßt sie dem Feinde, der von Osten an ihr nagt wie ein Heer von emsigen Ratten."

„Je stärker ich bin in der Welt, um so stärker werde ich sein in Deutschland. Wenn du den Hebel nicht in dem Punkt ansetzest, den das Schicksal bestimmt hat, so wird er in deiner Hand zerbrechen. Aber wir sprechen hier, als seien wir römischer Kaiser, deutscher König und Herzöge von Bayern und Sachsen."

„Wir werden es einstmals sein", sprach der junge Welfe.

„Heinrich", rief der Staufer, „du träumst!"

Heinrich nahm den Blick zurück aus der Ferne und sah den älteren Freund an.

„Es ist unser welfisches Unglück, daß wir nicht träumen können, und es ist euer staufischer Wahn, daß ihr das Träumen nicht lassen könnt. Meine Großmutter sagte oft, ehe sie euch so tief zu hassen begann, man müßte aus beiden eine Einheit schmelzen, das müsse die richtige Mischung ergeben."

„Ich bin dein Vetter, deine Mutter ist meines Vaters Schwester!"

Sie werden im Leben nie anders denken und handeln können, denn sie beide sind harte und starke, zähe und unerbittliche Männer. Während Friedrich I. von einem Reich vom Norden bis nach Sizilien träumt, will Heinrich, den die Geschichte den Löwen nennen wird, ein reales Reich im deutschen Raume schaffen. Sein Blick ist ost- und nordwärts gewendet, und er hat das Reich bereits durch die Unterwerfung der Obotriten im Nordosten vermehrt. Und der Kaiser wird ihn immer wieder mit Aufgaben im Osten betrauen. Heinrich wird sie lösen mit der ganzen Kraft und Leidenschaft, die ihm eignet. Er wird aber auch noch lange seinem Herrn und

Kaiser dienen, selbst wenn dieser, seinem großen Traume folgend, nach dem Süden zieht. Nie aber wird die Stimme in seiner Brust schweigen, die den Kaiser warnen möchte. Noch steht die Treue über allem, und sie beide, obwohl sie sich sehr genau kennen, wissen im Grunde wenig von dem dunklen Ruf des Schicksals, dem sie folgen müssen. Dieses Schicksal lädt ihnen das Schwerste und Härteste zu tragen auf. Nachdem der erste Römerzug Friedrichs mit der Kaiserkrönung geendet hat, bringt der zweite Zug (1158 bis 1162) zwar abermals Erfolge für den Kaiser; aber sie müssen mit schweren Opfern bezahlt werden. Nach langwährender Belagerung erst ergibt sich Mailand, das am 1. März 1162 völlig zerstört wird. Doch Friedrich soll sich des Erfolges nicht erfreuen dürfen.

Alsbald nach dem Fall Mailands ließ sich der Herzog von Sachsen vom Kaiser beurlauben. Er ritt nach Norden und nahm seinen jungen Vetter, den Welf, mit. Niemand kann melden, ob er damals schon wußte, daß dies sein letzter Aufenthalt dort unten gewesen war.

Um die gleiche Zeit, als Mailand fiel und der Herzog von Sachsen nach Norden verritt, bestieg Alexander III. zu Ostia eine Galeere, die ihm von Genua geschickt worden war. Er fuhr nach Frankreich, wo man ihn jubelnd empfing. Seine erste Handlung auf französischem Boden war die, daß er den Bann gegen Friedrich Barbarossa, den römischen Kaiser, erneuerte.

Damit beginnt ein neuer Abschnitt in Friedrichs Kampf um das Reich. Als im Jahre 1159 anläßlich einer zwiespältigen Papstwahl der Kaiser seinen Anspruch auf das Schiedsrichteramt erhebt, erkennt das wohl Viktor IV. an, der Kandidat der Minderheit, nicht aber Alexander III., der Kandidat der Mehrheit. Da der Kaiser auf die Seite Viktors tritt, kommt er in scharfen Konflikt mit Papst Alexander III., der sich sofort auf die Seite der Feinde des Kaisers in Oberitalien stellt und den Kaiser mit dem Bann belegt. 1163 zieht der Kaiser ein drittes Mal nach Italien; aber der Zug verläuft ergebnislos. Ein vierter Zug 1166 bis 1168 bringt dem Kaiser zwar den Sieg bei Tusculum und die Eroberung Roms, aber kaum ist die Stadt in die Hand des Kaisers gefallen, als in seinem Heere die Pest ausbricht. Er hat nicht mehr als ein Dutzend Gefolgsleute bei sich, als er, nordwärts ziehend, in Genf ankommt. Damit sind alle Erfolge des Kaisers in Italien seit dem Jahre 1162 verloren.

Aber auch in Deutschland selbst ist eine schlimme Zeit. Einzelne Fürsten lassen sich von Eigennutz und Eigensucht treiben. Im Haß gegen Heinrich den Löwen lassen sie sich hinreißen, einen Fürstenbund zu schließen, um in seine Länder einzufallen. Heinrich kommt in arge Bedrängnis und muß am Ende die Hilfe des Kaisers anrufen. Noch steht der Kaiser treu zum Herzog und setzt ihn in seine alten Rechte ein. Aber jeder von ihnen fühlt jetzt, daß sich zwischen ihnen ein Abgrund auftut, der täglich wächst, und wenn sie sich beim Abschied noch umarmen und die Treue geloben, so spricht dennoch die Stimme des Schicksals unhörbar zwar für sie, aber ihrem Herzen doch vernehmlich, eine andere Losung.

Als im Herbst 1174 der Kaiser abermals nach Süden zieht, ist Heinrich der Löwe nicht in seinem Heer. Niemand kann entscheiden, ob er freiwillig zurückblieb, ob ihn der Kaiser mit Absicht in Deutschland zurückgelassen hat, oder aber ob der Kaiser fühlt, daß er ihn nicht mehr zu seinem Zuge zwingen kann. Heinrich ist auch nicht beim Kaiser, als diesen die vernichtende Niederlage bei Legnano am 29. Mai 1176 ereilt. Hat Heinrich hier eine Schuld auf sich geladen, hat er dem Kaiser die Vasallentreue gebrochen? . . . Das Schicksal hat entschieden, ihre Wege haben sich getrennt. Der des Kaisers ist nach Süden, der des Herzogs nach Norden gewendet. Kaum hat Friedrich seine Niederlage erlitten und den für ihn wenig ehrenvollen Frieden von Venedig 1177 geschlossen, da bricht in Deutschland abermals ein verheerender Krieg zwischen Heinrich dem Löwen und den Bischöfen von Köln und Halberstadt aus. Heimgekehrt zieht der Kaiser seinen alten Freund zur Rechenschaft. Dreimal lädt er 1179 Heinrich zur Verantwortung. Dreimal weigert der Herzog sich zu erscheinen. Reichsacht und Verteilung seines Besitzes ist die Folge. Als sich die Männer, die über dreißig Jahre Freunde gewesen sind, wieder begegnen, ist ihre Haltung kalt und berechnend; sie handeln und feilschen wie armselige Krämer und Roßtäuscher. Der Herzog, der im Kampf wider die Fürsten und den Kaiser anfänglich vom Glück begünstigt ist, muß schließlich am 10. November 1181 das Urteil des Kaisers in Erfurt entgegennehmen. Heinrich geht all seiner Lehen verlustig, er bleibt aber im Besitz

seiner Allodialgüter und muß auf drei Jahre das Deutsche Reich verlassen. Er wählt England als Zufluchtsort, mit dem er durch seine Frau, eine Schwester von Richard Löwenherz, verbunden ist.

Der Kaiser hat damit einen Erfolg errungen, den niemand erwartet hat, und er wird diesen Erfolg vor allem auch im Süden ausnützen. Denn kaum ist die Fehde in Deutschland beigelegt, da wendet sich sein Blick abermals nach Süden. Nun steht Friedrich auf der Höhe seiner Macht. Der Reichstag, den er 1184 nach Mainz beruft, wird der glänzendste seit Menschengedenken, und als er gar im Jahre 1186 seinen Sohn Heinrich mit der normannischen Königstochter vermählt hat, verfügt er direkt oder indirekt fast über ganz Italien.

Aber ruhelos wie Friedrich I. zeit seines Lebens ist, sucht nun sein rastloser Geist, seine traumerfüllte Seele und sein tatendurstiger Sinn nach neuer Bewährung. Als er hört, daß Saladin 1187 Jerusalem erobert hat, ist er entschlossen, das heilige Grab wieder zurückzuerobern. So kommt durch seine Veranlassung der dritte Kreuzzug zustande, 1189 bis 1192. Zuvor findet abermals eine Begegnung zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen statt. Um den Frieden in Deutschland zu sichern, soll Heinrich abermals auf drei Jahre in die Verbannung gehen, wobei die Bedingung gemacht wird, daß er seinen ältesten Sohn Heinrich mitnehmen muß. So trennen sich die Männer, aus denen das Schicksal unerbittliche Feinde gemacht hat.

Zu Ostern des Jahres 1189 ging Herzog Heinrich der Löwe zum zweiten Male in die englische Verbannung. Er nahm alle seine Söhne mit und ließ Mathilde allein in Braunschweig zurück. Sie hielt sich tapfer beim Abschied. Aber danach brach ihr das Herz. Sie starb ein Vierteljahr später, ohne den Gemahl und die Söhne wiederzusehen.

Zwischen Heinrichs Fahrt in die Verbannung und Mathildes Tod im Mai 1189 brach das Kreuzfahrerheer unter des Kaisers Führung von Regensburg über Österreich nach Ungarn auf. Friedrich Barbarossa zog in die erfehnte Ferne, um darin unterzugehen.

Rasch soll sich nun das Schicksal erfüllen. Im Herbst 1189 kehren erst der älteste Sohn, dann Heinrich selbst aus der Verbannung zurück. Noch einmal erhebt sich der Welfe gegen den Staufer, aber der junge König Heinrich VI. schlägt den Versuch abermals nieder. Im Juli 1190 wird zwischen ihm und dem Löwen der Friede von Fulda geschlossen. Heinrich der Löwe bleibt im Besitz von Braunschweig. Dagegen werden ihm die Söhne genommen. Heinrich, der älteste, muß mit des Königs Heer nach Italien ziehen, Lothar wird als Geisel in Augsburg festgesetzt und stirbt bald darauf in der Gefangenschaft, während Otto von Richard Löwenherz nicht mehr aus der englischen Verbannung freigegeben wird.

Nun ist der alte Welf allein mit seinem sechsjährigen Sohn Wilhelm.

Es wurde sehr still um den alten Löwen, und die Einsamkeit umschloß ihn mit all ihrer Bitternis. Er war aus dem Laufe der Ereignisse ausgeschaltet, ein Überbleibsel, ein Greis, den zu Lebzeiten schon das Dämmer der Gruft zu umschließen begann. Der Winter legte sich um ihn. Aber er brauchte diesen Gefängniswärter nicht, um sich als Kerkerbewohner zu fühlen, er spielte mit seinem Jüngsten oder er saß stundenlang an Mathildes Grab. Es waren die beiden einzigen Beschäftigungen, denen er sich mit Ausdauer hingab.

Kaum aber ist dieser Friede geschlossen, da durchläuft Europa die Kunde von dem Tode Friedrich Barbarossas. Der Kaiser ist beim Baden im Fluß Saleph im Juli 1190 umgekommen. Jerusalem hat er nicht mehr gesehen, die letzte Krönung seines Lebenswerkes hat ihm das Schicksal nicht gegönnt. Damit aber bricht über das Reich und das Heer, die Staufer und die Kreuzfahrer neues Unheil herein. Im Reiche erheben sich abermals die Welfen, im Heer der Kreuzfahrer bricht die Pest aus und, was schlimmer ist, die Zwietracht. Der junge Kaiser aber, nachdem er einen heroischen Kampf gegen die Pest in seinem eigenen Körper siegreich bestanden hatte, reitet, von einem Dämon geführt, nach Norden, um dort den Kampf gegen den aus seinem Heere geflüchteten Welfen Heinrich und gegen dessen Vater zu führen. Das Erscheinen des zähen und kühnen Kaisers aber entmutigt alle, vor allem auch die ausländischen Parteigänger des Löwen, und so ist der Kampf zugunsten der Staufer entschieden, ehe er wirklich begonnen hat. Ein schmerzliches und klägliches Spiel geht zu Ende. Heinrich der Löwe muß sich abermals unterwerfen. Am 6. August 1195 aber hat auch dieses große, zähe, harte, männliche und entschlossene Kämpferleben ein Ende gefunden.

Sie setzten ihn im Dom von St. Blasius bei, an der Seite Mathildes, seiner Gemahlin, die ihm die Söhne geboren, um derentwillen er auch die letzte Demütigung auf sich genommen hatte.

Alfred T. Sheppard / Rom gibt, Rom nimmt

Von O. H. Waibling

Das für die gesamte europäische Geschichte unheilvolle Geschehnis des päpstlichen Schismas am Ende des 14. Jahrhunderts bildet den Hintergrund dieses großen Romans, den man insofern einen historischen Roman nennen kann, als in ihm mit der starken Kraft eines wirklichen Gestalters die Zeit der beginnenden Renaissance heraufbeschworen wird, da das Mittelalter in die Neuzeit überging. Darüber hinaus aber hat Sheppard auch das Menschliche gestaltet, das unabhängig vom Geschichtlichen unsere Teilnahme gewinnt.

Mit dem Jahre 1377 endete die sogenannte „babylonische Gefangenschaft der Päpste", Papst Gregor XI. kehrte nach Rom zurück, wo er indessen bereits im folgenden Frühling starb. In der ersten Woche des April 1378 fand dann in Rom unter sehr dramatischen Umständen die neue Papstwahl statt. Gewählt wurde unter dem Druck der nationalrevolutionären Bevölkerung Bartolomeo Prignano, Erzbischof von Bari, als Papst Urban VI. Damit war ein Außenseiter auf den Stuhl Petris gekommen, ein Mann, der ohne Zweifel den besten Willen mitbrachte, gegen die herrschenden Mißstände in Kirche und Klerus vorzugehen. Aber die großen Kirchenfürsten, vor allem die Franzosen unter ihnen, waren nicht willens, sich von Urban VI. in ihrer Macht einschränken zu lassen; sie sagten sich vielmehr in offener Rebellion von ihm los und wählten im September 1378 in Anagni einen Gegenpapst, Robert von Genf, der unter dem Namen Clemens VII. regierte. Urban hatte Mittel- und Oberitalien in Besitz, gegen seine Macht vermochte sich Clemens VII. nicht zu behaupten und begab sich daher abermals nach Avignon in französischen Schutz und damit in französische Abhängigkeit.

Dies ist die große Haupthandlung des Romans; sie umfaßt nicht mehr als einen Zeitraum von einem Jahr, von der ersten Papstwahl bis zur Schlacht von Marino am 29. April 1379.

Die Hauptgestalt des Romans steht zwischen beiden päpstlichen Lagern. Ercole Satolli, Kardinal-Erzbischof von Ponte-Trentano, ist einer jener Kirchenmänner, die der Ausdruck dieser Zeit sind: halb Priester und halb Soldat, immer wieder die Machtmittel der Politik benützend, um die höchsten Würden zu erreichen, so sehen wir ihn zu Beginn des Romans nach Rom zur Papstwahl fahren. Er reist aber nicht etwa mit dem Entschluß, einen Papst wählen zu helfen, sondern mit dem, selbst gewählt zu werden. Seit seiner Jugend gibt es für ihn keine andere Devise als diese: „Ich will Papst werden!" Ohne Zweifel wäre Ponte-Trentano auch Papst geworden, hätte nicht die römische Bevölkerung gewaltsam in die Wahlentscheidung eingegriffen.

Nachdem Ponte-Trentano sich in die stürmischen Geschehnisse gemischt hatte, ohne einen Erfolg davonzutragen, kehrte er enttäuscht in sein Erzbistum zurück. Ihm scheint nichts mehr geblieben zu sein, er fühlt sich um seinen Lebensinhalt betrogen. Ja, er hat durch sein Verhalten auch das Vertrauen seines langjährigen und treuen Freundes Serafino Gardenigo verloren: eine vornehme Gestalt, in der sich Weisheit und Lebensgenuß, politische und weltliche Klugheit mit echter Frömmigkeit vereinen. Gleichzeitig aber gerät Ponte-Trentano unter den Einfluß eines geheimnisvollen Mädchens, das er als Hexe verhaften ließ, nun aber nicht richten läßt. Elettra, in einer merkwürdigen Zwischenwelt zwischen christlichem Glauben und heidnischem Aberglauben lebend, ist ein naturnahes Geschöpf, aus dem alle Ursprünglichkeit des Lebens spricht.

Ponte-Trentano wird auf diese Stimme aufmerksam und gerät ganz in den Bann ihrer Kräfte. Dadurch aber versagt er auch in dem Augenblick, in dem er ein letztes Mal Aussicht hat, sein altes Ziel zu erreichen. Zögernd steht er zwischen Papst und Gegenpapst, bis die Schlacht von Marino endgültig gegen seine Partei und damit gegen ihn entschieden hat. Während er abermals nach Rom gezogen war, fiel sein Feind, Kardinal Capelcalatro, in sein Erzbistum ein und entdeckte dort die gefährlichen Verstrickungen Ponte-Trentanos. Damit ist der nach dem Höchsten strebende Mann endgültig gescheitert. Indessen aber hat er innerlich den Weg zurück zu den wahren Lebenswerten gefunden.

Hatte Elettra zunächst den Kardinal nur durch die geheimen Kräfte ihrer Natur angezogen, so hat sich jetzt durch eine Reihe von merkwürdigen Verwicklungen herausgestellt, daß diese Elettra sein eigenes Enkelkind ist. Ihre Mutter Petronilla, die im Zeitpunkt der Handlung verschollen ist, war seine und Margheritas, seiner Jugendgeliebten, Kind. Elettra führt den am Leben Gescheiterten dieser Jugendgeliebten zu. In ihrem Hause, außerhalb Italiens und fern der lauten Welt ist ihm das menschliche Glück in der Verklärung des Alters beschieden. Einst in seiner Jugend hatte er die Liebe zu Margherita seinem Drang nach Macht geopfert, jetzt aber, über dem Umweg eines gescheiterten Lebens, erkennt der Kardinal seine Schuld und seinen starken Irrtum.

Margherita sagte flüsternd: „Ercole, es war nicht Giacomo Capelcalatro — du warst es. Petronilla war mein und dein Kind. Ich wußte, bald nachdem du fortgingst, daß wir ein Kind haben würden. Ich war froh darüber, nicht traurig, wenn ich es dich auch nicht wissen ließ. Nicht einmal meiner Mutter sagte ich es. Vielleicht werden wir weiser, wenn wir gelitten haben und alt geworden sind, aber damals dachte ich, du verlangtest nicht sehr nach mir. Ich dachte auch, daß, wenn die Welt es erführe, du die Dinge, die du immer so stark begehrtest, nicht erhalten würdest: Ruhm und Macht und Reichtum und vielleicht zuletzt über alle Fürsten und Könige gesetzt zu werden. Ich wäre auch ohne sie, wenn ich nur dich hatte, glücklicher gewesen, als jede reiche Fürstin oder Königin . . . aber wärest du zufrieden gewesen? Ich war so stolz auf dich und liebte dich. Ich schickte dir vor langen Zeiten mein kleines Kreuz, um dir dies zu sagen. Auf dieses kleine Kreuz" — und wieder nahm sie es von dem Tischchen —, „auf dieses kleine Kreuz schwöre ich, Ercole, daß ich dir die reine Wahrheit sage. Und mit Recht versicherte meine Mutter — sie war deine Pflegemutter und liebte uns beide —, daß es Wunder für die täte, die es gläubig besitzen. So wie Margareta und Honoratus zueinander kamen, obwohl das Meer ihre kleinen Inseln trennte, so wie Abälard und Heloise am Ende aller ihrer Sünden und Leiden vereinigt wurden, so ist Gott auch uns freundlich gewesen."

So zeichnet der Roman den Weg eines Menschen heraus aus der Stille einer naturnahen Jugend durch die gewaltig aufgewühlte Zeit der brutalsten Machtkämpfe zurück zum Menschen, der durch Leid mitfühlend und darum erst Mensch wurde.

Ein hansischer Revolutionär

Hugo Paul Uhlenbusch / Jürgen Wullenwever

Von Hansgeorg Maier

In dem außerordentlich lebendigen und fesselnden Geschichtsroman Hugo Paul Uhlenbuschs erscheint die Gestalt Jürgen Wullenwevers, dessen Haupt im Jahre 1537 dem Henker verfallen ist, glaubwürdig als die eines einzig und allein von großartigem Streben nach Erneuerung hansischer Weltgeltung geleiteten Revolutionärs. Wullenwever gewinnt die Züge eines lebensstarken und wagemutigen Mannes, der unerschrocken und mit der Ausdauer eines Idealisten für die Wiederaufrichtung der politischen Macht der Hanse unter Lübecks Führung streitet. Und sein Scheitern berührt tragisch, weil offensichtlich mit Wullenwevers Sturz auch ein Stück deutschen Ansehens und Anspruches in der Welt dahinsinkt.

Ein Kauffahrervermögen hat der junge Hamburger Jürgen Wullenwever vom Meer vernichten lassen, als sein Schiff, das der Reederei seines Vaters gehört und von ihm selbst gesteuert wird, wenige Seemeilen vor der Elbemündung gescheitert ist. Gerade noch das nackte Leben hat der Schiffbrüchige gerettet. Als er die Zornreden des Vaters hören muß und die Tränen der Mutter gewahrt, hält es ihn nicht länger daheim. Bereitwillig läßt er sich von einem alten Geschäftsfreund des Vaters und reichen Handelsherrn namens Peter Pynne nach Lübeck mitnehmen: als Bürge für das Darlehen, durch das Pynne das Haus Wullenwever vor dem Bankrott schützt.

Gerade als Pynne und der mit einem Hamburger Ratsschreiben ausgestattete Jürgen in der siebentürmigen Travestadt anlangen, begegnen sie dem Ersten Bürgermeister Nikolaus Brömse und dessen Tochter Kerstin. So trifft Wullenwever in der ersten Stunde seines Lübecker Aufenthaltes auf die beiden Menschen, die sein ferneres Geschick zum guten Teil entscheiden werden: der Patrizier Brömse als sein unerschütterlicher Widersacher, die stolze Kerstin als die einzige Frau, die sein Leben ernstlich beeinflußt.

Unruhe und Gärung findet Jürgen in Lübeck vor. Der papistische Rat wird von Tag zu Tag deutlicher von einer erstarkenden Gruppe bürgerlicher „Martinianer" abgelehnt, zumal die riesigen Kosten, welche die Unterstützung Gustav Wasas durch lübische Schiffe der Stadt aufgebürdet hat, auf die Schultern der Bürger gewälzt werden. Gesteigert wird die Empörung im antipatrizischen Lager noch durch eine öffentliche Verbrennung der Schriften Martin Luthers. Wullenwever muß sich freilich vorderhand damit begnügen, für kaum mehr als einen aus Wohlwollen geduldeten Fremden zu gelten. So oft ihn das heiße Verlangen nach kämpferischem Einsatz heimsucht, befürchtet er, am Ende in Lübecks Mauern zu ersticken:

Wo steckten die Männer, die für ihren Glauben und für ihr Recht zu streiten wagten? Krämerseelen rundum und über ihnen die Geißel Rom, die sie züchtigte und am Boden hielt, daß ihnen die Weite zur Enge wurde und ja kein Odem der Freiheit zu ihnen gelangen könnte ... Hier Nikolaus Brömse, Harmen Plönnies, Jochim Gerken, Matthäus Packebusch, die vier Bürgermeister und der Rat Lübecks, das Kapitel vom Dom, Mönche und Priester — dort namenlose unbekannte Bürger, die sich nicht hervorgetrauten. Sollte das so bleiben, der Hochmut würde triumphieren in der Gestalt der Kerstin Brömse, das Bürgertum erniedrigt werden durch Strafe und Verweisungen, und die Hanse läge vernichtet, wenn das Haupt sich beugen müßte ...

Aufmerksam beobachtet Wullenwever, wie die Spannungen zwischen Rat und Bürgerschaft, zwischen Patriziern und Martinianern ständig wachsen. Als der Rat, um die Aufrührerischen abzuschrecken, eine Gedenkprozession veranstaltet, die an eine vor hundert Jahren geglückte Niederwerfung aufständischer Regungen gemahnen soll, erniedrigt sich kein einziger der Bürger dazu, das Schandschauspiel mit seiner Gegenwart zu beehren. Rat und Stadtknechte müssen verdrossen durch ausgestorbene Straßen pilgern. Ersonnen aber hat diese wirksame Demütigung der lübischen Gewalthaber Jürgen Wullenwever, der alsbald auch in der Öffentlichkeit eine revolutionäre Rolle übernimmt. Am Abend des Prozessionstages wälzt sich eine erregte Volksmenge gegen Brömses Behausung. Kerstin mischt sich, im Schutz eines dichten Schleiers, unter die Aufgeregten, die zum Rathaus strömen. Dort richtet Wullenwever eine Ansprache an die Versammelten. Kerstin vermag den Blick nicht von ihm zu nehmen: „Endlich ein Mann! — Sie erschrak und freute sich zugleich an diesem Gedanken ... Endlich ein Mann!"

Wullenwevers Rede beantwortet der Rat mit einem Ausweisungsschreiben. Allein die Bürgerpartei deckt ihm den Rücken, und so muß der Rat wie in anderen Punkten auch in Wullenwevers Sache nachgeben. Und während der Rat durch unkluge Schroffheit und Starrheit das patrizische Regiment mehr denn je gefährdet, erwächst ihm in Jürgen Wullenwever ein mehr als ebenbürtiger Gegner, der die Leidenschaften seiner Parteigänger nicht nur zu schüren, sondern sogar zu zügeln versteht, wenn seine große hansische Sache es erheischt.

Eben vom Krankenlager seines Gastgebers Pynne kommend, sieht Jürgen sich eines Tages von einer Verschleierten aufgesucht. Es ist Kerstin Brömse. Rundheraus nennt sie ihn den heimlichen König der Stadt. Doch gibt sie ihm gleichzeitig zu bedenken, daß Bürgergunst und Bürgerhaß Geschwister seien. Er solle besser seine Kraft, seinen Mut und seinen Geist in des Rates Dienste stellen. Wullenwever verneint trotzig. Doch verspricht er Kerstin, seinerseits solle im Kampf mit dem derzeitigen überalterten Rat keine Gewalt gebraucht werden, wenn jener es ebenso halte. „Ich will die Hanse nicht in den Grund segeln, ich will sie neu bauen." So bescheidet er seine Besucherin. Kerstin verabschiedet sich mit dem Geständnis, seine stolze Antwort habe ihr erspart, ihn zu verachten.

In der Folge entkeimt diesem Gespräch jene vom Gefühl geforderte und in der Sprache des Blutes erhärtete Bundesgenossenschaft, die weder durch Kerstins patrizische Herkunft noch auch durch Wullenwevers Heirat mit Elisabeth Pynne, der Tochter seines greisen Gastfreundes, aufgehoben wird, sondern erst mit Wullenwevers Gefangenschaft und Tod endet.

Unruhige Geister strömen nach dem aufgeregten Lübeck: darunter der Rostocker Syndikus Oldendorp, der die Bürgerpartei juristisch berät, und der Hamburger Feldhauptmann Markus Meyer, an dem Wullenwever einen ehrlichen soldatischen Kameraden gewinnt. Derweilen hofft der Rat auf den Bescheid, daß der Reichstag die patrizischen Maßnahmen wider die Martinianer billige. Als dieser Bescheid in der Tat einlangt, erklärt Brömse als Erster

Bürgermeister alle bisherigen Zugeständnisse des Rates für erzwungen und nichtig. Insbesondere versucht er, den Ausschuß der Vierundsechzig, den der Rat in seiner Bedrängnis hat einberufen müssen, kurzerhand aufzulösen. Es bedürfe nur eines Winkes, sagte Brömse, und kaiserliche Hilfsvölker stünden wider die lübischen Rebellen im Feld. Diese Drohung löst die unmittelbare Erhebung aus. Wullenwever erklärt Brömses Drohung für Hochverrat an Lübeck. Auf sein Geheiß besetzen die Vierundsechziger die Türen des Ratssaales, so daß auf der Stelle die Wahl eines neuen, nunmehr zur Hälfte bürgerlichen Rates vollzogen werden kann. Zugleich wird der protestantische Prediger Bonnus zum Superintendenten Lübecks ernannt. Ihn, Wullenwever und die anderen Vierundsechziger geleitet das Volk jubelnd zur Ägidienkirche, wo tausendstimmig das Lied der Reformation ertönt: „Ein feste Burg ist unser Gott . . ."

Den Triumph der Bürgerpartei nutzen die starrsinnigsten Patrizier, Brömse und Plönnies, zur Flucht aus Lübecks Mauern. Sie wollen beim Kaiser nun wirkliche Hilfe wider die revolutionierte Stadt erbitten. Als ihre Flucht entdeckt wird, nimmt fortan auch Wullenwever einen der Bürgermeisterstühle ein. Schon ist es die höchste Zeit. Und ohne Ansehen der Person, gleichgültig ob die Strafe Feind oder Freund trifft, muß Wullenwever Ordnung und Gerechtigkeit schützen.

Bald gilt es, in Kopenhagen Lübecks Recht auf den Sundzoll zu verteidigen. Wullenwever tritt an die Spitze der lübischen Gesandtschaft. Als jedoch der abgesetzte und vertriebene ehemalige Dänenkönig Kristiern plötzlich in Norwegen landet, das bis 1815 mit Dänemark vereinigt gewesen ist, enden die Kopenhagener Verhandlungen vorschnell. Zur Trave heimgekehrt, wird Wullenwever zum Ersten Bürgermeister erhoben, wiewohl bereits der patrizische Feind seinen Abgesandten in die Stadt geschickt hat. Es bleibt Kerstin nicht erspart, Wullenwevers Argwohn auch auf sich gerichtet zu sehen, doch kann sie sein Mißtrauen zerstreuen. Wie vordem finden sich beide in ihrem Schicksalsbund zusammen.

Der Krieg um Dänemark bestimmt künftig Wullenwevers Dasein. Zwar wird der abgesetzte König Kristiern gefangengesetzt; doch



Aufn. Castelli

Die Marienkirche in Lübeck

schafft der Tod Friedrichs von Schleswig-Holstein, der mit Lübecks Hilfe den Dänenthron eingenommen hat, neue Wirrnis. Sein Sohn Christian behauptet seine Unabhängigkeit, wiewohl eine lübische Flotte Kopenhagen überwältigt. Und es will Wullenwever nicht gelingen, mit Hilfe der protestantisch-demokratischen Dänenpartei und im Verein mit dem Grafen Christoph von Oldenburg Dänemark der lübischen Herrschaft zu sichern. Als er auf einem Hansetag zu Hamburg weilt, flammt plötzlich in Lübeck ein patrizischer Aufstand empor. Eben noch beizeiten kann ihn Wullenwever in eigener Person ersticken. In der Marienkirche hält er vor Rat, Ausschuß und Gemeinde eine Rede, die den gefährlichsten Tag seines Lebens in seinen größten verkehrt. Die Gemeinde verlangt nach harter Bestrafung der Empörer, nach Ausweisung der Patrizier, nach Vertreibung der Mönche vom Dom, nach Einziehung der Vermögen aller am Aufstand Beteiligten. Doch hält sich Wullenwever, trotz Kerstins eigener dringlicher War-

nung, an die alte Abrede, kein lübisches Blut solle beim Kampf um die Macht in der Stadt vergossen werden.

Eines Nachts gehen lübische Handelsschiffe, die auf der Trave liegen, in Flammen auf. Der Holsteiner Herzog hat die Kriegsfackel entzündet. Mit sechstausend Mann Fußvolk, zweitausend Berittenen, mit Feldschlangen, Schanzzeug und Sturmgerät berennt er die Stadt. Wullenwever erfährt, daß er über Bürger herrschen muß, denen ein solcher Krieg lästig und zuwider ist. Es hilft nichts, daß er über genug von Markus Meyer geführte Truppen gebietet, daß genügend Pulver und Vorräte in der Stadt sind. Angewiesen auf Treue und Beständigkeit einer wankelmütigen Bürgerschaft wird er obendrein von Verrat betroffen. Und so muß er, dank der Kleinlichkeit und Zaghaftigkeit der Bürger mit dem Holsteiner einen schändlichen Frieden schließen, bei dem Lübeck der unterlegene Teil ist.

Abermals steht er in der Marienkirche, doch nun nicht vor der Versammlung der Stadt, sondern allein und verlassen. Bitter und der Enttäuschung voll, geht er mit sich zu Rat: „Ich habe nichts für mich, alles für Lübeck gewollt, wenn ich die Bürger die Not der Belagerung zu ertragen zwang. Das hat ihr Vertrauen zu mir in Mißtrauen gewandelt; sie denken nicht mehr, wie ich denke." Aber dürfte er denn Lübeck in der Stunde der Not und der Demütigung im Stich lassen? Da ist es wieder Kerstin Brömse, die seine Zweifel schlichtet und verscheucht.

Ein feiger Mordanschlag auf Wullenwevers Leben, der von patrizischer Seite erfolgt und mißlingt, hilft seine Macht wieder befestigen. Doch ruft ihn die Kunde von einer Seeschlacht, die sein Hauptmann Markus Meyer wider die Niederländer verloren hat, auf den Kriegsschauplatz. Abermals begibt sich Wullenwever, im Rücken das unstete Lübeck, nach Kopenhagen.

In der dänischen Hauptstadt trifft Wullenwever Lübecks General, den Oldenburger Christoph, in Gesellschaft schwedischer Adliger, die vor Wasa haben fliehen müssen. Zornig schickt der Bürgermeister den säumigen Krieger ins Feld. Die Entscheidungsschlacht rückt heran. Währenddessen findet zu Lüneburg ein neuer Hansetag statt, auf dem fast sämtliche Lübecker Honoratioren, die Wullenwevers Stellung für erschüttert halten, ins gegnerische Lager hinüberwechseln. Um Wullenwevers Unglück vollständig zu machen, wird auch das lübische Heer unter dem Oldenburger in die Flucht geschlagen. Als Wullenwever in die Travestadt heimkehrt, hat bereits Nikolaus Brömse das Regiment wieder in Besitz genommen. Jürgen ist ein entmachteter und entrechteter Mann geworden.

Da er gleichwohl politischer Pläne sich nicht entschlagen kann, ist er in Lübeck, das nun neuerlich die Patrizier beherrschen, nicht mehr sicher. Kerstin rät zu Flucht. Da reist Wullenwever ins Land Hadeln an der Unterelbe, woselbst sechstausend Kriegsknechte liegen, die vom Kaiser keinen Sold mehr bekommen haben, deshalb der Majestät aufsagen und vielleicht für Lübeck zum Feldzug gegen den siegreichen Holsteiner gewonnen werden können. Unterwegs wird Wullenwever erkannt. Bremische Knechte nehmen ihn gefangen. Ihr Erzbischof wird sich des glücklichen Umstandes freuen.

Niemals hat der Bremer Erzbischof Wullenwevers Vorgehen gegen die Lübecker Papisten vergessen und verziehen. Zwar wird ihm bedeutet, Wullenwever sei weder ein Mörder noch ein Wiedertäufer. Gleichwohl bleibt er in Verhaft. Die Folter wird gegen ihn angewandt. Und nichts vermag mehr sein schlimmes Ende aufzuhalten; auch nicht sein standhafter Widerruf, den gräßlichen Peinigungen zum Trotz. Wullenwever wird ins Braunschweigische geschafft, wo des Erzbischofs Bruder gebietet, der katholische Herzog Heinrich der Jüngere. Der Henker darf sich des Verhaßten bemächtigen. Und auf dem Tollenstein wird das Bluturteil an Wullenwever vollstreckt:

Jürgen Wullenwever brach in die Knie. Ein furchtbarer Schmerz trieb ihm Wasser in die Augen. Der Tag schien ihm neblig und grau; Meer glaubte er um sich zu haben und unter sich ein Schiff. Er hielt das Steuer, und Sturm kam auf, daß die vollen Segel die Masten bogen.

Er wollte Befehle schreien; er schrie sie auch . . . aber da stand er in lauter Licht.

In der Königstraße zu Lübeck rief Kerstin Brömse, stolz auf ihrem Rappen sitzend, um Gehör; Elisabeth, gebrochen an Leib und Seele, tat ihr das Haus auf. Aber die Bürgermeisterstochter sagte ihr: „Lebe wohl, Elisabeth Wullenwever; wir sind am Ziel."

Und ritt davon.

Kerstin Brömse ritt in die Welt hinein; wer weiß wohin?



ATLAS GERMANIAE

Otto Flake
Der Türkenlouis
Gemälde einer Zeit

von

Wilhelm Recken

Bildnis nach dem Umschlag von Flake, »Türkenlouis« (S. Fischer Verlag, Berlin)

Atlas Germaniae — nunquam victus

Die vier lateinischen Worte, die man auf dem Grab des Markgrafen Ludwig Wilhelm in der Stiftskirche zu Baden-Baden liest, umreißen treffend und wahrheitsgetreu das Heldenleben dieses Dramas, der gleich dem Atlas der griechischen Sage in schwerster Zeit das Deutsche Reich auf seinen starken Schultern getragen hat und als Feldherr in achtzehn Kriegen gegen den Erbfeind im Osten und Westen unbesiegt geblieben ist.

Und doch hat ihn die Nachwelt vergessen, obwohl er nicht nur ein leiblicher Vetter des großen Eugen von Savoyen gewesen ist, sondern auch als Heerführer dem „edlen Ritter" durchaus ebenbürtig zur Seite steht. Olympia Mancini, die Nichte Mazarins und erste Liebe des Sonnenkönigs, heiratete den Prinzen Eugenio Maurizio di Savoia-Carignano, dem sie 1663 als letzten Sohn ein schwächliches, häßliches Kind gebar, den späteren Sieger von Zenta und Malplaquet und Eroberer Belgrads. Ihre Schwägerin Maria Luisa Christina, die Schwester ihres Gatten, wurde die Gemahlin des Markgrafen Ferdinand Maximilian von Baden. Aus dieser — infolge des Eigensinns der Frau unglücklich verlaufenen — Ehe, die dem deutschen Stamm der Zähringer französisches und italienisches Blut zuführte, ging ein Sohn hervor, der am 8. April 1655 im Hotel Soissons zu Paris geboren wurde und im väterlichen Schloß zu Baden-Baden heranwuchs: Ludwig Wilhelm, der spätere „Türkenlouis". Die Mutter, eine gefühlskalte, einsame Frau, blieb in Paris und Turin bei ihrer Familie und kümmerte sich kaum noch um Mann und Kind. Die Erziehung des halbverwaisten Knaben lag in den Händen des Vaters, der erst 46jährigen Stiefgroßmutter Maria Magdalena von Oettingen und des Vatersbruders Leopold Wilhelm, der als Feldmarschall des Reichsheeres unter Montecuccoli die Türken beim Kloster St. Gotthard an der Raab geschlagen hatte.

Das nur wenige Quadratmeilen umfassende Ländchen zwischen Rhein und Schwarzwald, über das der Sturm des Dreißigjährigen Krieges hinweggebraust war, war verschuldet, verwüstet und entvölkert, und dazu kam die bange Sorge um die Zukunft, die wie eine düstere Gewitterwolke über der Markgrafschaft hing: Im Westen hatten sich die Franzosen, die Nutznießer

der deutschen Uneinigkeit, über den Wall der Vogesen bis zum Rhein vorgetastet und in Breisach und Philippsburg bereits auf dem rechten Ufer des deutschen Stromes Fuß gefaßt — damit war Baden in den Zangengriff französischer Heere geraten. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die letzten Städte und Reichsstände im Elsaß — und damit auch das stärkste Bollwerk, die alte Reichsstadt Straßburg — eine Beute Ludwig XIV. würden. Das Einfallstor in das Deutsche Reich stand den Marschällen des Franzosenkönigs offen . . .

In Flandern donnerten bereits die Kanonen, und auf den Wällen des von Vauban zu einer starken Festung ausgebauten Lille wehte das bourbonische Lilienbanner als Auftakt der großen Kriegsperiode, die für die Dauer der nächsten Jahrzehnte Europa heimsuchen sollte, als Ferdinand Wilhelm im November 1669 infolge eines Jagdunfalls im Alter von 44 Jahren starb. Die Regierung des Landes ruhte in den welken Händen des Großvaters, des 76jährigen Markgrafen Wilhelm, der jeden Tag die Augen schließen konnte. Dann sah sich der Enkel, der erst fünfzehnjährige Ludwig Wilhelm, an die Spitze des kleinen Staates gestellt, der angesichts der außenpolitischen Lage einem im Ernstfall verlorenen Posten gleichkam.

Klug und unternehmungslustig blickten die mandelförmigen Augen aus dem schmalen, feingeschnittenen Gesicht des Knaben in die düstere Zeit, der er entgegenreifte. Die kräftig entwickelte, leicht gebogene Nase verriet das Blut der Bourbonen, die wulstige, etwas herabhängende Unterlippe den habsburgischen Einschlag. Der Körperbau war zierlich, fast mädchenhaft — das Erbteil der lateinischen Mutter. Aber der Vater hatte ihm die deutsche Gesinnung vererbt, die Ludwig Wilhelms Charakter und Handlungen bestimmte.

Die Jugend eines Thronerben ist früh beendet; im Barockzeitalter fand sie mit der üblichen „Kavalierstour" ihren Abschluß. Ludwig Wilhelm trat sie im Herbst 1670 mit fünfzehneinhalb Jahren an; sie führte ihn über Besançon, das mit der Freigrafschaft noch den Spaniern gehörte, nach Florenz, Rom und Neapel und über Venedig, den Brenner und Innsbruck in die Heimat zurück. Die Heere der Franzosen überschwemmten bereits das Elsaß, in Westfalen lagen sich Turenne und der Große Kurfürst in den Winterquartieren gegenüber, und in Köln verhandelten die Gesandten Ludwigs mit den rheinischen Fürsten um den Kaufpreis für Neutralität oder Bundesgenossenschaft, als der badische Thronfolger seine Verwandten im Erzbistum und in Düsseldorf besuchte. Mit seinen neunzehn Jahren hatte Ludwig Wilhelm schon viel gesehen und gelernt. Er begriff, daß das Schicksal des Reiches von der Abwehr der französischen Eroberungspläne abhing.

Die Verhandlungen in Köln führten nicht zum Ziel: im Frühjahr 1774 erklärte Kaiser Leopold Frankreich den Krieg. Nun müssen auch die Reichsstände, die Neutralitätsverträge mit Ludwig XIV. geschlossen hatten, ihr bisheriges Doppelspiel aufgeben und sich zur gemeinsamen Sache bekennen. Ludwig Wilhelm wird Soldat. Unter der Aufsicht seines Oheims Hermann nimmt er am Feldzug gegen Turenne teil, der durch das Neckartal sengend und brennend in die Pfalz eingebrochen ist. Im Juli fällt im Gefecht bei Sasbach der französische Marschall; eine Kanonenkugel aus Markgraf Hermanns Artillerie hat ihn getötet. Unter seinem Neffen und Nachfolger, dem Herzog von Lorge, gehen die Franzosen auf das linke Rheinufer zurück, gefolgt von den Kaiserlichen, die sich vor Zabern und Hagenau legen.

Herzog Karl von Lothringen, der an Stelle des wegen hohen Alters verabschiedeten Montecuccoli den Oberbefehl übernimmt, nimmt Philippsburg nach viermonatiger Belagerung; als Auszeichnung für sein tapferes Verhalten vorm Feind darf der junge Ludwig Wilhelm die Siegesbotschaft nach Wien bringen, wofür ihm der Kaiser ein Infanterieregiment verleiht. Im Mai darauf stirbt der Großvater mit 84 Jahren und hinterläßt die Markgrafschaft dem 22jährigen Enkel. Ein verantwortungsvolles Erbe in schwerer Zeit — aber der Frieden von Nimwegen gewährt eine Atempause, die immerhin ausreicht, um den Jüngling zum Mann reifen zu lassen. Fünf Jahre kann er sich den Regierungsgeschäften seines von den Franzosen umstellten Landes widmen. Im sechsten muß er den Federkiel mit dem Degen vertauschen und zum Schutze des Reiches nach dem Osten eilen. Auf dem Kahlenberg wehen die Roßschweife Mara Mustafas. Eine Viertelmillion Türken setzt zum Sturm auf Wien an.

Knapp den zehnten Teil dieser Streitmacht hat Karl von Lothringen zur Verteidigung der Reichshauptstadt unter seinem Banner versammelt; einer der vier Führer der Reiterei ist der Feldmarschalleutnant (der Rang entspricht unserem heutigen Generalleutnant) Louis von Baden. Auf sein Kommando hört das Dragonerregiment Savoyen, in dessen Reihen ein Prinz dieses Hauses, ein ehemaliger Abbé, dessen Dienste Ludwig XIV. abgelehnt hat, als Freiwilliger dient. Es ist Eugen, der Vetter des Kommandeurs.

Mit der Niederlage der Türken vor Wien beginnt der Zusammenbruch der osmanischen Macht. Endlich fühlen die Kaiserlichen sich stark genug, um zur Offensive überzugehen und dem abziehenden Heerbann des geschlagenen Seraskiers nach Ungarn zu folgen. Die Erstürmung des Brückenkopfes von Gran ist das Verdienst des jungen Markgrafen; die schneidige Tat bringt ihm den Generalsrang ein, während der Vetter Eugen zum Oberst avanciert. Als dritter im Bunde der Türkenbezwinger tritt jetzt Kurfürst Max Emanuel von Bayern, der Schwiegersohn Kaiser Leopolds, in Erscheinung.

Noch ist die Festung Ofen die stärkste türkische Festung in Ungarn. Max Emanuel und der Türkenlouis, wie der Badener fortan heißt, sind die Helden des Tages, der die ungarische Hauptstadt von 145jähriger Fremdherrschaft des Halbmonds befreit. Nachdem halb Ungarn vom Feinde gesäubert ist, bezieht Ludwig Wilhelm Winterquartiere in Kroatien. Mit 32 ernennt ihn der Kaiser 1686 zum Feldmarschall.

Am 12. August haut er, gemeinsam mit Max Emanuel, am Berge Harsan, unweit Mohacz, wo 1526 König Ludwig im Kampf gegen Soliman den Großen Krone und Leben verlor, Spahis und Janitscharen in die Pfanne. Eugen erwirbt sich an diesem Tag der Kavallerie den Rang eines Feldmarschalleutnants.

Unter den Führern herrscht keine Einigkeit. Max Emanuel und Louis, die beiden Draufgänger, wollen die erschöpften Türken nicht zur Ruhe kommen lassen, sondern in gerader Linie bis auf Belgrad, das Tor des Krieges, wie es die Osmanen nennen, vorstoßen, während der Zauderer Karl von Lothringen einen Flankenmarsch nach Siebenbürgen ansetzt. Sie verlassen die Armee, fahren nach Wien und beschweren sich beim Kaiser. Der Bayer hat vorteilhafte Angebote Ludwigs XIV. erhalten, wenn er sich auf die Seite Frankreichs schlägt — der Kaiser muß also nachgeben und seinem Schwiegersohn das Oberkommando überlassen, wenn er ihn sich nicht zum Gegner machen will. Louis, der keine solchen schwerwiegenden Argumente in die Waagschale werfen kann, geht dabei leer aus und muß sich mit der Deckung des linken Flügels gegen einen türkischen Vorstoß aus Bosnien zufrieden geben. Während Max Emanuel Belgrad zu Fall bringt, säubert der Markgraf mit 5000 Mann Slawonien und vernichtet das Heer des Paschas von Bosnien bei Dervent. In Wien läßt Kaiser Leopold die Glocken läuten und schreibt dem Sieger ein eigenhändiges „Dankbrieff".

Bald darauf erhält er endlich „das Commando in capite über die im Königreich Hungarn operierende Armada", da Karl und Max Emanuel an den Rhein beordert werden. Endlich hat Louis freie Hand und kann sich entfalten — er kümmert sich nicht um die Marschbefehle des Wiener Hofkriegsrates, sondern handelt als Feldherr nach eigenem Ermessen und wie die Umstände es gebieten. Mit dem Erfolg, daß er nicht nur ganz Serbien bis weit über Nisch hinaus dem Doppelaar erobert — nein, seine Vorhuten stoßen sogar bis über Pristina und Üsküb ins Herz von Albanien und Mazedonien, und in der Walachei bis über Craiova hinaus vor.

Mit kaum 24 000 Mann, ohne hinreichendes Kriegsmaterial, ohne Geld und Lebensmittel, hat der Türkenlouis diese glänzende Leistung vollbracht — es bedurfte nur eines Zeichens der Aufmunterung, und die unterjochten Balkanslawen hätten sich begeistert unter seinen Fahnen zum Befreiungskrieg gegen ihre Unterdrücker erhoben. Die Rajahs, die geknechteten christlichen Serben, Bulgaren, Mazedonier und Albanier huldigten dem Markgrafen als ihrem Retter. Nie wieder bot sich Österreich eine so günstige Gelegenheit, die orientalische Frage zu seinen Gunsten zu lösen, die Türken aus Europa zu vertreiben und die Balkanhalbinsel in die Donaumonarchie einzugliedern — eine Politik, die dann ein Jahrhundert später das inzwischen zur Großmacht angewachsene Rußland Peters und Katharinas einschlug und die schließlich

der Anfang vom Niedergang und Ende Habsburgs werden sollte.

Der Papst drängte auf Fortführung des Kreuzzuges gegen die „ungläubigen" Türken, aber diesen entstand zur selben Zeit im „allerchristlichsten" König ein Helfer, der den Siegern zur rechten Zeit in die Arme fiel und das in allen Fugen krachende Osmanenreich vor schmachvollem Untergang bewahrte. Während Ludwig Wilhelm die geschlagenen Türken durch das Moravatal vor sich hertrieb, leuchteten Neckar und Rhein vom Flammenschein brennender Städte, Schlösser und Dörfer, die Ludwigs Soldateska in Asche legte. Auch über Ludwig Wilhelms Land schwelte die Brandfackel der Franzosen und vernichtete, was den Dreißigjährigen Krieg überdauert hatte oder was seitdem wieder aufgebaut worden war.

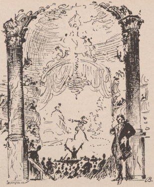
Ganz Süddeutschland stand den Franzosen offen. Unterdessen holten die Türken zur Gegenoffensive aus. Ludwig Wilhelm muß die vorgeschobene Front, die er mit seiner kleinen Schar nicht halten kann, zurücknehmen. Alles eroberte Land südlich der Save—Donaulinie geht verloren, von Belgrads Wällen weht siegreich wieder der halbe Mond. Die Türkenflut, die abermals Ungarn zu überschwemmen und bis vor die Tore Wiens zu branden droht, wird durch Louis' glänzenden Sieg bei Szlankamen — an der Einmündung der Theiß in die Donau zwischen Peterwardein und Semlin — „die schrfffte und blutigste Schlacht in diesem seculo" zum Stehen gebracht — Siebenbürgen, Slawonien und fast ganz Ungarn bleiben dem Kaiser erhalten; die Offensivkraft der Türken ist für immer gelähmt. Das ist das Verdienst des Türkenlouis.

Als kranker, zu Tode erschöpfter Mann kehrt der Markgraf aus Ungarn zurück, um sogleich den Oberbefehl in Süddeutschland gegen die Franzosen zu übernehmen. Vergebens sind seine Bemühungen, ein einheitlich organisiertes und geleitetes Reichsheer, den miles perpetuus, aus den zersplitterten Kontingenten des Reiches und der Fürsten zu schaffen. Dynastischer Eigennutz der Barockfürsten steht dem als unüberwindliches Hindernis entgegen. Gleichwohl gelingt es Ludwig Wilhelm, mit unzureichenden Mitteln Ungeheures zu leisten. Wo sich ihm die Franzosen stellten, werden sie geschlagen; nirgends können sie sich auf dem rechten Rheinufer festsetzen, immer wieder treibt er die Marschälle des Sonnenkönigs über den Strom, folgt ihnen und packt sie im Rücken.

Sein Ziel ist, Straßburg und das Elsaß dem Reich zurückzugewinnen. Daß er es nicht erreicht, daran trägt nicht er die Schuld, sondern die Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel und die Uneinigkeit der Heerführer. Ein jeder will seinen eigenen Kriegsschauplatz haben, um die Ehre des Sieges für sich beanspruchen zu können. Ludwig Wilhelm, der ein gerader, derber Charakter ist, vermag sich nicht durchzusetzen. Beständig kommt es zu Reibereien zwischen ihm und Eugen und dem englischen Marschall John Churchill, dem Herzog von Marlborough. Der eine vertritt die Sache Habsburgs, der andere die Interessen Großbritanniens. Nur einer kämpft für Deutschlands Leben und Zukunft: Ludwig Wilhelm. Was hilft ihm der Rang eines Reichsfeldmarschalls, wenn der hochmütige britische Kavalier, der Garant der englischen Subsidien, die in Wien mehr Ausschlag geben als die strategische Erkenntnis des Feldherrn, sich weigert, Befehle von dem kleinen Markgrafen entgegenzunehmen? Eugen wird Präsident des Hofkriegsrates — ein Amt, das Ludwig Wilhelm zurückgewiesen hat, weil es sich mit seiner Würde als Reichsfürst nicht vereinbaren läßt. Und doch fühlt er sich zurückgesetzt und verdrängt; die alte Waffenbrüderschaft mit dem savoyischen Vetter geht in die Brüche. Marlboroughs Abneigung wird zur Feindschaft. Er steht allein da, andere haben ihn überholt.

Der Markgraf wird zur tragischen Gestalt. Alle Welt hackt auf ihn los, den graugewordenen kranken Mann, der dafür büßt, daß er die Sache des unglückseligen Reichsheeres zu seiner eigenen gemacht hat. Keiner Schuld ist er sich bewußt, immer war er sich selber treu. Der Charakter ist das Schicksal; aber um es zu begreifen, müßte man Abstand vom Tag nehmen können: dann würde sich zeigen, daß man die Welt nach dem eigenen Kopf formen wollte und daß das nur den wenigen gelingt, die die Macht mitbringen oder sie erringen. Dreißig Jahre hatte er dem Kaiser und der gemeinsamen Sache gedient, um seinen Namen der Nachwelt zu überliefern, und nun zehrte sich noch bei Lebzeiten der Ruhm, den er gewonnen, auf.

Vier Jahre lang ringt der vom Tode gezeichnete Mann mit dem Aufgebot aller Willenskraft mit dem Krebs; am 4. Januar 1707 hat der kaum Zweiundfünfzigjährige ausgelitten.



Franz Farga

Salieri und Mozart

Von Wilhelm Locks

Mit zwei Zeichnungen von Carl Busse zum Schutzumschlag des besprochenen Werkes, die uns von der J. G. Cottaschen Buchhandlung zur Verfügung gestellt wurden

Es war am 15. Juni 1766, als der kaiserlich-königliche Hofkompositeur Florian Gaßmann aus Venedig, wo er seine Jugend verlebt hatte und wo jetzt seine neueste Oper mit großem Erfolg aufgeführt worden war, nach Wien zurückkehrte. In seiner Begleitung befand sich der junge Anton Salieri, der ihm durch den Tenor Pasini von der Sängerkapelle von San Marco in Venedig empfohlen worden war. Die ungewöhnliche Begabung des Jünglings war auch Gaßmann gleich aufgefallen, und da es ihm Freude machte, zu helfen, wenn es ihm möglich war, so hatte er sich entschlossen, die Sorge für die weitere Entwicklung des Elternlosen zu übernehmen. Er ließ ihm gleich ein Zimmer in seinem Quartier in der Hofburg herrichten, überließ ihm auch sein eigenes Spinett und ging schon am nächsten Tage mit ihm zu einem Hofschneider, weil er genau wußte, daß bei der Teilnahme an den Hofkonzerten vom äußeren Auftreten sehr viel abhänge.

Der Ritter Gluck war von seinem Posten als erster Kapellmeister zurückgetreten und Gaßmann zu seinem Nachfolger ernannt worden. Es sollte auch gleich eine neue Oper von ihm einstudiert werden, deren Text ihm der Dichter Goldini in Venedig mitgegeben hatte und zu der die Musik in kurzer Zeit geschrieben werden mußte. Da seit dem plötzlichen Tode Franz von Lothringens, des Gemahls der Kaiserin Maria Theresia, die Theater schon ein Jahr lang geschlossen gewesen waren, mußten neue Gesangskräfte engagiert werden. Gaßmann schrieb dringende Briefe nach Venedig, und schon nach einigen Wochen trafen junge, begabte Sängerinnen und Sänger aus Italien in Wien ein, die der Meister zum Teil schon von Venedig her kannte und mit denen sich vortrefflich musizieren ließ.

Trotzdem er auf diese Weise mit Arbeit überhäuft war, ließ Gaßmann es sich nicht verdrießen, seinen Schützling persönlich zu unterrichten. Ja, er ließ ihn sogar an der Komposition der

Musik zu der neuen Oper, dem „Viaggiatore ridicolo“, teilnehmen.

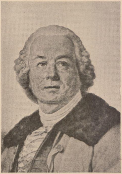
Er erklärte ihm, welche Bedeutung die verschiedenen Tonarten für die Charakteristik der Personen eines musikalischen Werkes haben können. Er zeigte ihm an vielen Beispielen, daß Zärtlichkeit, stürmende Freude, heldenhafter Mut, sehnsüchtiges Hoffen, derber Spaß und sanfte Freude durch die Wahl der entsprechenden Tonart den Zuhörern deutlich werden, obwohl sich nur zünftige Musiker über die wahren Ursachen im klaren sind. Antonio begriff ihn so gut, daß er im Nu für jede der Arien, die das Textbuch enthielt, die notwendige Tonart wählen konnte. Gaßmann war innerlich entzückt. Aber er hütete sich, seine Freude zu zeigen. Er wollte seinen Schülern durch allzuviel Lob nicht verwöhnen.

Die Premiere des „Viaggiatore ridicolo“ fand am 25. Oktober 1766 statt. Sie brachte Gaßmann einen triumphalen Erfolg. Antonio hatte ihn von einem Winkel des Orchesters aus miterlebt. Er war so erregt, daß er mehrmals in Tränen ausbrach und sich sagte: „So muß es auch mir ergehen!“

Kurz darauf begannen wieder die Kammermusiken bei Hofe, die von Gaßmann geleitet wurden und zu denen er auch seinen Zögling mitnahm. Josef II., der älteste Sohn Maria Theresias, den sie nach dem Tode ihres Gemahls zum Mitregenten ernannt hatte, war selbst ein tüchtiger Cellist und hatte die Gewohnheit, bei den Orchesterstücken mitzuwirken. Antonio durfte auf einem Clavecin eine Sonate von Sacchini spielen und bei den Vokalstücken aus der Oper „Alcide al bivio“ von Hasse die Altstimme der Chöre markieren. Er sang dabei prima vista aus der Partitur. Der Kaiser beobachtete ihn auch jetzt aufmerksam, er hatte Freude an seiner Begabung und sagte am Schluß zu Gaßmann: „Ich wünsche, daß Sie Salieri fortan zu jedem Hofkonzert mitbringen.“

Am nächsten Morgen erschien ein Hoflakai und überbrachte eine kleine Kassette. Gaßmann fand darin 50 Dukaten und einen Zettel von des Kaisers Hand: „Eine kleine Aufmunterung für Salieri.“

Salieri entwickelte sich unter Gaßmanns Führung immer mehr. Er schrieb, da ihm sein Lehrer das Komponieren streng verboten hatte, heimlich Kantaten. Gaßmann kam aber bald dahinter. Die Kompositionen waren neue Beweise für die glänzende Begabung Antonios; aber Gaßmann verbot ihm jede heimliche Arbeit und drohte ihm sogar, ihn wieder nach Italien zurückzuschicken, wenn er ihn wieder bei einer heimlichen Komposition ertappe.



Christoph Willibald Gluck
starb vor 150 Jahren am 15. November 1787

Eines Tages nahm Gaßmann Salieri mit zu einem Besuch bei dem greisen Dichter Metastasio, der damals als Dichter von Operntexten und Kantaten einen hohen Ruhm genoß. Sie waren noch nicht lange da, als Gäste aus Salzburg angemeldet wurden.

Salieri sah einen stattlichen Mann von angenehmem Äußeren eintreten. Er brachte seinen 10jährigen Sohn mit, der als musikalischer Wunderknabe schon fünf Jahre vorher am Wiener Hof gefeiert worden war. „Willkommen in meinem Heim, Herr Mozart! Aber da ist ja Ihr Sohn? Er ist größer geworden, der Wolfgang. Er wird uns mit seinem Können heute sicher noch mehr bezaubern als damals in Schönbrunn!“

Salieri hörte die Lobreden auf den Knaben, die nun von allen Seiten her ertönten, mit gemischten Empfindungen an, und er fühlte sich wunderlich bewegt, als sich Wolfgang ans Clavecin setzt und spielte. Länger als eine halbe Stunde improvisierte er. Einmal sah er um sich und als er bemerkte, daß Gaßmann und der berühmte Johann Adolf Hasse, der auch zu den

Gästen zählte, feuchte Augen hatten, wurde sein Spiel noch innerlicher und ausdrucksvoller.

Als er endlich aufsprang, stellte sich Hasse zu Metastasio und sagte halblaut, so daß es außer dem Dichter nur Salieri hören konnte: „Ein göttliches Talent! — Dieser Knabe wird „uns alle entbehrlich machen!" —

Als Salieri eine Stunde später mit Gaßmann das Haus verließ, sah er vor dem Portal eine prächtige Hofkutsche, die den Dichter zur Kirche abholen sollte. Salieri schritt, seiner sonstigen Gewohnheit entgegen, völlig schweigsam neben seinem Lehrer dahin. Er sah immerfort den schönen Knaben, dessen Augen wie zwei tiefblaue Edelsteine glühten. Aber er hörte auch Hasses atemlose Stimme, als er seinem eigenen Schaffen gleichsam den Grabstein setzte . . .

Hatten sie wirklich recht? Gab es jetzt einen Rivalen, der sich Salieri in den Weg stellte . . . einen Rivalen, den man um jeden Preis besiegen mußte?

Salieri arbeitete von nun an mit doppeltem Eifer, ja, mit fanatischer Verbissenheit, immer dieses Vorbild vor Augen, das übertroffen werden mußte. Da Gaßmann mit Arbeit überhäuft war, durfte er ihn zuweilen vertreten und statt seiner schon öfters aufgeführte Opern leiten. Das im Orchester stehende Clavecin war beinahe unbrauchbar, es hielt auch kaum noch die Stimmung. Als Salieri sich eines Tages allein im Orchesterraum befand, um die Instrumentation einer Arie nachzubessern, geriet er über den Wimmerkasten so in Wut, daß er auf einen Stuhl stieg und mit beiden Füßen in das geöffnete Instrument sprang, dessen Kielfedern und dünne Saiten ächzend aufrauschten und knallend barsten. In aller Eile mußte ein neues Instrument herbeigeschafft werden. Gaßmann kam bald hinzu, er sah Salieri lächelnd an, der zwar den Unschuldigen spielte, sich aber von seinem Meister doch insgeheim durchschaut fühlte. „Vielleicht ist der Frevler ein begeisterter Musiker, der auch vor einer schlechten Tat nicht zurückschreckt, um der Kunst zu dienen!"

Gaßmann wurde nachdenklich und erwiderte: „Bei einem Instrument mag es hingehen . . . aber diese Begeisterung darf sich nicht vergessen, auch Menschen zu schädigen!"

Gaßmann heiratete kurz darauf die Tochter des Freiherrn von Damm. Im Freiherr Oettingischen Haus im Strauchgäßl hatte er sich eine prächtige Wohnung eingerichtet. Salieri bekam dort ein gesondertes Zimmer und wurde im übrigen wie ein Sohn des Hauses gehalten. Er erhielt für seine Tätigkeit bei der Hofkapelle und im Theater keinen Gehalt, aber der Kaiser schickte ihm oft namhafte Beträge. So hätte er sich ganz glücklich fühlen können, wenn er nicht diesen Nebenbuhler neben sich gewußt hätte, wenn er nicht gefühlt hätte, daß dieser junge Wolfgang Amadeus trotz seiner Jugend schon himmelhoch über ihm stand.

Mit Genugtuung erfüllte ihn die Nachricht, daß der junge Salzburger in Olmütz an den Blattern darniederliege und sogar neun Tage blind war. Blind! Salieri erschauerte, aber nicht aus Mitleid. Und er erschrak von neuem, als er erfuhr, daß Wolfgang wieder genesen und daß der alte Mozart in Wien eingetroffen sei, um die Aufführung einer Oper des Sohnes im Kärntnertortheater mit ihm selbst am Clavecin durchzusetzen. Es kam zwar nicht dazu, die Musiker wehrten sich dagegen, einen „grünen Jungen" am gleichen Platz dirigieren zu sehen, an dem einst der Ritter Gluck gestanden hatte. Aber Salieri ahnte doch schon, daß sein mittelmäßiges Talent nie gegen das Genie des anderen hochkommen würde, und so wuchs ein Haß in ihm groß, dessen er sich zwar selbst oft schämen mochte, gegen den er aber vergeblich ankämpfte.

Mit seinem unermüdlichen Fleiß, immer das eine Ziel im Auge, bis zur höchsten Stelle zu gelangen, rückte er bald vorwärts. Als Gaßmann schwer erkrankte, vertrat ihn Salieri in der Oper, bei den Hofkonzerten und bei den kirchlichen Aufführungen der Hofkapelle, und als Gaßmann am 21. Januar 1774 starb, an Brustwassersucht, wie der Totenzettel meldet, wurde Salieri sein Nachfolger als Leiter der Hofkonzerte und der Italienischen Oper. Salieri vergaß nie, was er Gaßmann schuldig war. Er setzte sich dafür ein, daß der Witwe von der Kaiserin eine Pension zugebilligt wurde, und kümmerte sich auf selbstlose Art um die Entwicklung von Gaßmanns Töchtern. Es war, als ob er auf diese Weise gutmachen wollte, was er an dem einen, den er als Gegner empfand, sündigte. Der Wunsch, Mozart nicht hochkommen zu lassen, ihn immer in seinem Schatten zu wissen, gab all seinem Streben den letzten Antrieb. Er erhielt Aufträge für die Opern in Mailand und Venedig, Gluck vermittelte ihm sogar die Aufführung einer Oper in Paris, so daß sein

Ruhm bald über das ganze musikalische Europa erstrahlte.

Mit hämischer Freude erfüllte ihn die Nachricht, daß Mozart mit Konzerten in Paris Mißerfolge gehabt habe. Da im Laufe der Jahre der Wunsch des Kaisers, die Opern Mozarts auch in Wien aufgeführt zu sehen, immer lebhaft wurde, konnte Salieri zwar die Aufführung des deutschen Singspiels „Belmonte und Constanze" trotz aller Bemühungen nicht vereiteln. Aber er sorgte dafür, daß Mozart in Wien nicht hochkam; und als Mozarts Opern „Figaros Hochzeit" und „Don Giovanni", wieder auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, in Wien aufgeführt werden mußten, wußte er es mit allen Mitteln höfischer Intrigen zu erreichen, daß die Aufführungen dieser Werke, die den seinigen nur allzusehr überlegen waren, immer wieder verschoben wurden. Wenn sie einander begegneten, beschämte die herzlich-zutrauliche Art Mozarts ihn sehr: er wußte diese Beschämung aber geschickt hinter der Maske eines Gönners zu verbergen, der wohlwollend auf den andern herunterblickt.

So benahm er sich auch, als Mozart ihn zu einer Aufführung der von den Wienern mit unglaublicher Begeisterung aufgenommenen „Zauberflöte" ins Wiener Freihaus einlud. Mozart sah damals schon entsetzlich verfallen aus, und eine seltsame Ahnung sagte Salieri, daß er ihn nicht mehr lange zum Nebenbuhler haben werde. Am 5. Dezember erfuhr er dann auch, daß Mozart gestorben sei.

Nun, da sein einziger großer Rivale nicht mehr lebte, hoffte Salieri, endlich seinen Ruhm ganz auskosten zu können. Zunächst schien dieser Wunsch auch in Erfüllung zu gehen. Trotz der offensichtlichen Abneigung des neuen Kaisers gegen ihn behauptete er sich auf seinem Posten, und seine Werke wurden noch an vielen großen Bühnen der europäischen Hauptstädte aufgeführt. Aber dann kam ein Mißerfolg auf Mißerfolg, eine Oper nach der anderen wurde ausgepfiffen.

Auch sonst machte Antonio Schweres durch. Er hatte mit Therese von Helferstorfer, einer der schönsten Frauen Wiens, in glücklichster Ehe gelebt. Nachdem er zunächst seinen einzigen Sohn verloren hatte, starben ihm kurz hintereinander drei seiner Töchter. Dann aber traf ihn der härteste Schlag: auch Therese starb, sie, die ihn so sehr geliebt und ihm über alle Mißerfolge hinweggeholfen hatte. Sie hatte ihn verstanden, sie hatte aber auch gefühlt, daß seit dem Tode Mozarts ein Fluch auf allem zu liegen schien, was Antonio noch für die Bühne schrieb.

Es wurde nun völlig einsam um Salieri. Er ragte in diese neue Zeit, die er nicht verstehen wollte oder nicht konnte, wie ein verdorrender Baumstamm. Alles, wofür er gekämpft hatte, war dahingeschwunden. Was er gehaßt hatte, erstrahlte in einem schier überirdischen Licht. Mozart war ein Gott geworden, vollendet, kristallklar, jeder Erdenschwere bar . . .

Salieri starb am 7. Mai 1825.

Wien veranstaltete ihm eine grandiose Leichenfeier. Es war ein schöner, strahlender Frühlingstag.

Unter den Leidtragenden dachte wohl niemand daran, daß man vor 34 Jahren in derselben Kirche, aber nur im Vorraum, einen kahlen Sarg aus Fichtenholz eingesegnet hatte, und daß ein holpriger Totenkarren einen unendlich Größeren, als Salieri gewesen war, durch Sturmgeheul und Schneetreiben beim Stubentor hinausgefahren hatte . . . Einen Einsamen, dem kein Freund bis zur Friedhofspforte folgte, den man in einem Armengrab beisetzte. Ein Grab, in dem er aber doch nicht allein war, weil man es bereits mit anderen Särgen angefüllt hatte, und in diesen Särgen lagen Bettler und Einsame — so arm und einsam wie jener, der sich da zu ihnen gesellte.

Octave Aubry

Maria Walewska

Von Friedrich Wencker-Wildberg



Gräfin Walewska
nach dem Gemälde von Lefebvre

Im Schatten des Titanen lebt sie für immer als die Herzenskönigin fort, deren Anmut und Liebreiz es beschieden war, den Mann, vor dem Europa zitterte, als schmachtenden Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen. Ihr gegenüber gab sich Napoleon ganz als Mensch, ein verliebter Schwärmer, wie wir ihn sonst nur als jungen General aus seinen leidenschaftlichen Briefen an Désirée Clary und an Josephine kennen.

Als ihre Wege sich kreuzten, zählte der Sieger von Austerlitz und Jena bereits achtunddreißig, während sie, fast noch ein Kind, kaum halb so alt war. Gleichwohl war sie schon verheiratet — an einen Greis, der die Siebzig überschritten hatte und gut ihr Großvater hätte sein können. Graf Anastasius Colonna-Walewski war ein reicher polnischer Magnat, dessen Grundbesitz die Ausdehnung einer Provinz hatte, während Maria Laczinska einer verarmten Adelsfamilie entstammte. Der Vater war gestorben; die Mutter lebte mit sechs unversorgten Kindern kümmerlich vom kargen Ertrag eines kleinen Gutes.

Mit fünfzehn Jahren kam Maria aus dem Pensionat, wo sie Französisch, ein wenig Musik und Tanz gelernt hatte. Sie war schüchtern, folgsam, zierlich, romantisch, sehr fromm und von einer tiefen Liebe beseelt, die sich zwischen zweierlei Kult teilte: Gott und ihr zerbrochenes Vaterland, das nicht mehr als Nation gelten konnte. Vielleicht wäre Maria, wenn man sie ihrer Neigung überlassen hätte, ins Kloster gegangen.

Die Mutter Laczinska indes dachte praktischer: sie vermittelte die Ehe zwischen der Tochter und dem Greis, dessen ungeheures Vermögen ausreichte, um auch die übrigen Geschwister zu ernähren. Maria folgte und ergab sich in ihr Schicksal. Es war, wie bei dem großen Altersunterschiede der beiden Gatten nicht anders zu erwarten, eine freudlose Ehe. Der alte Graf Walewski war ein ehrenhafter, sittenstrenger Herr, der seit der Teilung Polens zurückgezogen auf seinen Gütern lebte, kaum noch Besuche empfing und sich nicht mehr in der Warschauer Gesellschaft zeigte. Er trauerte um sein verlorenes Vaterland. Maria war jung, sie konnte warten — in ein paar Jahren wäre sie eine reiche und junge Witwe gewesen, und das Leben hätte für sie erst in einer zweiten Ehe begonnen.

Doch die Schicksalswende trat noch bei Lebzeiten ihres Gatten ein. Die Weltgeschichte warf ihren Schatten über Maria Walewskas Weg.

Im Dezember 1806 rüstete Warschau zum Empfang des Kaisers Napoleon, der vor wenigen Wochen Preußen niedergeworfen, Berlin besetzt und die Russen über Königsberg hinaus zurückgedrängt hatte. Jetzt hielt er seinen Einzug in die alte Hauptstadt Polens. Die Glocken läuteten, Böllerschüsse krachten, die alten Fahnen rauschten, und das Volk auf den Straßen jubelte, als der Bezwinger Europas an der Spitze seines glanzvollen Stabes im Palast der Sachsenkönige abstieg. In den im Lichterglanz blinkenden Spiegelsälen stellte Fürst Joseph Poniatowski, der Held der Unabhängigkeitskriege, dem Empereur die Herren und Damen des polnischen Adels vor.

Er sah nur eine, die einzige, die sich scheu und schüchtern im Hintergrunde hielt, und die ihn doch wohl am meisten und aufrichtigsten bewunderte und liebte: Maria Walewska. Auf der Poststation in Bronje, als bei scheußlichem Schneetreiben die Pferde seines Reisewagens gewechselt wurden, hatte sie ihn zuerst erblickt, und dann hatte sie ihm vom Balkon ihres Hauses in Warschau aus Blumen zugeworfen.

Aber die Enttäuschung blieb nicht aus. Als sie, erhitzt und berauscht von seinem Anblick, in den Morgenstunden heimkehrte, fand sie ein Billet vor: In der linken Ecke leuchtete ein goldenes N, von der Kaiserkrone überdacht. Und darunter stand mit zitternder, kaum lesbarer Schrift, als habe sich der Schreiber dabei des Degens statt der Feder bedient: „Ich habe nur Sie gesehen, ich habe nur Sie bewundert, ich sehne mich nur nach Ihnen! Geben Sie rasch Antwort, um meine ungeduldige Glut zu besänftigen. N."

Angewidert warf sie das Billet ins Feuer. Das also war ihr vergötterter Heros — ein Mann, der Forderungen an sie stellte, die ihr die Schamröte ins Gesicht trieben, der sie als Dirne behandelte. Oh, in diesem Augenblick haßte sie ihn ebensosehr, wie sie ihn vorher bewundert hatte. Nie wollte sie ihn wiedersehen.

Und doch wollte es das Schicksal anders. Poniatowski erblickte in Napoleon den Befreier und Wiederhersteller des geknechteten Polen. Und er wußte, daß der Einfluß eines Weibes oft mehr auszurichten vermag als der Wille der Männer. Es war ihm nicht entgangen, daß der Kaiser Maria Walewska begehrte. Der Fürst drang in die junge Frau:

„Als Mann würden Sie Ihr Leben der würdigen und gerechten Sache des Vaterlandes hingegeben haben. Als Frau können Sie ihm nicht damit dienen, daß Sie es mit dem Körper verteidigen. Ihre Natur widersetzt sich dem. Aber dafür gibt es andere Opfer, die Sie bringen können, und die Sie sich auferlegen müssen, selbst wenn sie Ihnen schmerzlich wären. Glauben Sie, daß sich Esther dem Perserkönig Ahasverus aus Liebe hingegeben habe? Sie hat sich geopfert, um ihre Nation zu retten, und es ist ihr Ruhm, sie gerettet zu haben. Möge es uns vergönnt sein, dasselbe zu Ihrem Ruhm und Ihrem Glück zu sagen."

Damit war das Stichwort gefallen, das Urteil über Maria gesprochen: Ihre Landsleute hatten sie dazu auserwählt, die Esther Polens zu werden . . . Lange kämpfte sie mit ihrem Gewissen um Scham und Frauenehre, dann siegte die Liebe zum Vaterland und sie ergab sich in ihre Märtyrerrolle. Napoleon lud sie zu Tisch — und sie kam. Der Kaiser benahm sich taktvoll, heiter und aufmerksam. Sie beruhigte sich, bis der Hofmarschall Duroc ihr beim Abschied abermals einen Brief seines Herrn überreichte. Das Blatt zitterte in ihrer schmalen Kinderhand, als sie las: „Kommen Sie, kommen Sie! Alle Ihre Wünsche werden erfüllt werden. Ihr Vaterland wird mir teuer sein, wenn Sie mit meinem armen Herzen Mitleid haben."

Es war also, wie Poniatowski gesagt hatte: Von ihr hing das Schicksal ihres Vaterlandes ab. Der Kelch ging nicht vorüber, sie mußte ihn leeren. Unter bitteren Tränen ergab sie sich Napoleon. Aber gerade dieser Seelenschmerz der reinen Frau rührte den Gewaltigen und entflammte sein Herz. Sie wies Geschenke zurück, kostbare Brillanten, Geschmeide, die jede andere Frau entzückt hätten. Eine Woche lang erwartete er vergebens ihren Besuch.

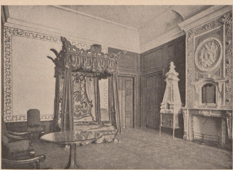
Sie ließ sich nicht vor ihm sehen, wartete ab, ob er sein Wort halten werde, das er ihr für den Preis ihrer Frauenehre verpfändet hatte. Und wirklich — so stark war der Zauber ihres Wesens: Napoleon begann schrittweise Polen wiederherzustellen. Er setzte eine Regierung ein, ernannte Staatsräte und Minister, er schuf eine polnische Armee — der weiße Adler wehte wieder von den Lanzen der Ulanen, an deren Spitze Poniatowski ritt. Es war freilich nur ein Anfang, aber der erste Schritt war doch gemacht.

Im Frühjahr 1807 geleitete sie der treue Duroc nach Finckenstein, ins Hauptquartier des Kaisers. Sie hatte den Eroberer besiegt.

Ihr Widerstand, ihre Bescheidenheit, ihre Selbstlosigkeit, ihre Vaterlandsliebe, in der Napoleon die höchste Tugend erblickte, hatte das, was Menschliches in ihm geblieben war, berührt. Gefühlsmäßig legte er, wenn er mit ihr beisammen war, den „Kaiser" ab.

Für Maria Walewska war er nur der Freund, der einfache Liebhaber. Ihre Gegenwart, ihre Nähe löste in ihm die ganze ungeheure Tatkraft des Genies aus. In ihrer Gesellschaft entwarf er in dem ostpreußischen Schloß Finkenstein den Schlachtenplan, mit dem er am 14. Juni 1807 die verbündeten Preußen und Russen bei Friedland vernichtete und den Feldzug mit einem Donnerschlag beendete. Im Frieden von Tilsit stieg das Herzogtum Warschau als Keimzelle eines künftigen Polenreiches wie der Phönix aus der Asche empor. Es war Maria Walewskas Werk. Ihr Opfer war nicht umsonst gebracht . . .

Erst fürchtete sie ihn nur, jetzt aber liebte sie ihn, leidenschaftlich, allein und für immer. „An dem Feuer der Worte und der herben Lieb-



Napoleons Schlafzimmer auf Schloß Finckenstein
Die Tür im Hintergrund: Eingang zum Gemach der Walewska

kosungen des Korsen hatte sich das Blut der Tochter des Nordens, der die Liebe noch neu war, entzündet." Der Herr Europas gehörte ihr — das war ihr höchster Triumph.

Die alternde Josephine hatte durch ihre Späher längst erfahren, daß das Herz des Kaisers in Liebe zu der schönen und jungen Polin entbrannt war. Die alternde Frau, der Kindersegen versagt geblieben, fürchtete für die Zukunft ... Maria folgte dem Freund nach Paris. Pauline Borghese, die schönste und zugleich lasterhafteste unter seinen Geschwistern, führte sie in der Hofgesellschaft der Tuilerien ein. Beschämt schlug sie den Blick vor den Stielaugen der goldstrotzenden Würdenträger und der blendenden Damen nieder, die neugierig und herausfordernd die Favoritin des Kaisers musterten.

Pauline hält wie beschützend an der Hand eine sehr junge, kleine blonde Frau mit blendendem Teint, deren große, dunkelblaue Augen aus ihrem Gesicht strahlen, dem die schwarzen Augenbrauen Betonung verleihen. Sie hat eine gerade Nase, einen hübschen, rosigen, ein wenig schmollenden Mund, einen zarten und langen Hals, feine und makellose, noch schlanke Schultern. Für diese prachtliebende Zeit ist sie sehr einfach gekleidet. Sie trägt einen offenen Überwurf aus weißem Samt über einem Rock von syrischem Musselin. Sie benützt weder Puder noch Schminke und trägt auch keine Juwelen, sondern Schneerosen im Gürtel und im Goldhaar.

Schuldbewußt schlägt sie die Augen vor Josephine nieder, die, in ohnmächtiger Wut, zitternd vor Eifersucht, ihr Taschentuch in den bebenden Händen zerknüllt. Der Kaiser aber strahlt vor Freude und Stolz über seine Geliebte. In solchen Augenblicken ist er wieder der jugendliche General. „Neben Maria Walewska scheint Napoleon jene Augenblicke der Sorglosigkeit, die er am Beginn seines Aufstieges zeigte, wiedergefunden zu haben. Er lacht, er plaudert, er will gefallen und strahlt, weil er fühlt, daß er gefällt." Maria Walewska bezieht ein fürstlich eingerichtetes Haus in der Chaussee d'Antin, wo der kaiserliche Freund sich oft noch in später Abendstunde zum Besuch einfindet. Hier lebt sie zurückgezogen, nur von einer Kammerfrau und ihrem Bruder Theodor Lazinski umgeben.

Sie hatte keinen Wunsch — höchstens Napoleon zu sehen und bei ihm zu sein. Geschenke, Titel und Geld schlug sie ab. Sie war weder gefallsüchtig noch verschwenderisch. Auch war sie nicht um ihre Zukunft besorgt, die sie sich ohne ihren Geliebten nicht vorstellen konnte. Wenn er nur bei ihr war — das genügte. Dann lebte sie auf. Neben Napoleon fühlte sie einen Hauch seines Heldentums.

Um Politik und Hofintrigen kümmert sie sich nicht; die Rolle einer Pompadour oder Dubarry liegt ihr nicht; für ihn will sie nur Weib sein, nur Geliebte.

Juli 1809. Auf Marengo und Austerlitz ist Wagram gefolgt. Zum drittenmal hat Napoleon binnen zehn Jahren Österreich auf die Knie gezwungen. Im Winter zuvor ist er in Spanien gewesen, hat die Pyrenäenhalbinsel erobert und seinen Bruder Joseph als König in Madrid eingesetzt. Und dann folgte der Adlerflug von der Grenze Portugals an die Ufer der Donau.

Vergebens hat Josephine versucht, mit allem Aufgebot weiblicher List, die gefährliche Rivalin aus Napoleons Herz zu verdrängen und durch die Schauspielerin Guillebeaux zu ersetzen. Es war ein kurzer, trügerischer Triumph. Der Kaiser durchschaut das Intrigenspiel, er findet reumütig zu Maria zurück. Jetzt hat er in Schönbrunn, im Schloß der Maria Theresia, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Und in der Nähe des Palastes, in einer hinter den Bäumen des Parks versteckten Villa, wohnt Maria Walewska. Sie fühlt sich Mutter . . . Napoleon ist auf dem Gipfel seines Glücks: er wird einen Sohn haben, einen Erben. Und schon trägt er sich mit dem Gedanken, sich von Josephine zu trennen und Maria zu seiner Gemahlin zu erheben. Das Kind der Geliebten wird einst sein Nachfolger, der Herr dieses ungeheuren Weltreiches sein, das sich vom Tajo bis zur Weichsel, von Neapel bis Lübeck erstreckt . . .

Fouché, der Polizeiminister und mit Talleyrand verbündete Gegenspieler Napoleons, durchkreuzt diesen Plan. Er spielt die Geschwister des Kaisers gegen den Bruder aus: „Bedenken Sie", sagt er zu Maria, „was die kaiserliche Familie durch die Geburt eines Erben Napoleons verliert: das Kaiserreich Frankreich, das Königreich Italien, die Vorherrschaft über ganz Europa. Und es gibt unter den Bonaparte gierige Leute, die zu allem fähig sind. Steht Ihr Kind dem Thron zu nahe, dann wird es nicht lange leben."

Nein, es geht nicht: Marias Sohn, der Bastard, das Kind der Geliebten, kann nicht Thronfolger werden.

Die Scheidung erfolgt, aber nicht Maria wird die Nachfolgerin Josephines, sondern die 19jährige Erzherzogin Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz, des Besiegten von Wagram. Einen Monat nach der Hochzeit des Kaisers schenkt Maria Walewska dem Sohn Napoleons das Leben . . . und übers Jahr hält er den legitimen Thronerben im Arm, den König von Rom, den ihm die Tochter der Cäsaren geboren.

Die Geliebte tritt in den Hintergrund. Sie ist enttäuscht, nicht um der entgangenen Kaiserkrone willen, sondern aus Trauer um ihr Vaterland, dessen Wiedergeburt in den Anfängen steckengeblieben ist . . . Sie weiß, die Politik trägt die Schuld. Und so fährt sie fort, Napoleon zu lieben, auf ihre anspruchslose, bescheidene Art. Sie ist die einzige Frau, die Napoleon wirklich geliebt hat.

Und doch trennen sich jetzt ihre Wege. Noch einmal sehen sie einander wieder — nach Jahren, als aus dem allmächtigen Herrn Europas der kleine Zaunkönig von Elba geworden ist. Während Marie Luise, jetzt Herzogin von Parma, mit ihrem Sohn in Wien weilt, ist es die Geliebte, die allein den Weg zu dem verbannten Kaiser findet. Drei Tage weilt sie bei ihm im Zeltlager von Porto Ferrajo, und der Kaiser wiegt den kleinen Alexander auf seinen Knien, den Sohn, der einmal als Minister seines Vetters Napoleon III. seine Tage beschließen wird. Ach, seufzt er, wenn die andere, wenn Marie Luise so treu gewesen wäre . . . Sie hat ihn vergessen, aufgegeben, seit in den Tuilerien wieder ein Bourbon residiert . . .

Kosend streicht seine Hand beim Abschied über Marias Goldhaar. „Marie, meine liebe, kleine Marie, fürchte nichts. Es werden uns noch schöne Jahre beschieden sein."

Schöne Jahre . . . Ob er wohl selber daran glaubt? Die Zukunft ist Waterloo, Sankt Helena . . . das Ende . . . Und für Maria? Sie wird seinen Vetter, den General Cuneo d'Ornano heiraten, ihm eine Tochter schenken und ein halbes Jahr darauf dem fernen Freund im Tode vorausgehen . . .

So endete Napoleons große Liebe.

Mit der vollendeten Meisterschaft des wirklichen Könnerts hat Octave Aubry, der hervorragende französische Geschichtsschreiber des napoleonischen Zeitalters, das ergreifende, menschlich so sympathische Liebesidyll geschildert, das den großen Korsen mit der schönen Polin Maria verband, schlicht und lebenswahr ohne rührselige Übertreibung, ganz einfach so, wie es wirklich gewesen ist. Die Seele des Übermenschen Napoleon wird uns in diesem schönen Buche erschlossen.

Eine Frau trotzt Tod und Teufel

Margaret Mitchell

Vom Winde verweht

Von Charlotte Reinke



Margaret Mitchell ist in Atlanta geboren, ein Kind des nordamerikanischen Südens. Sie entstammt einer alteingesessenen Familie aus Georgia und gehört mit ihrem rotschimmernden Haar und blaugrauen Augen deutlich dem irischen Typ an, den auch Scarlett, die Heldin ihres weltberühmt gewordenen Romans, verkörpert. Die Überlieferung ihrer eigenen Vorfahren hat ihr geholfen, das tragischste Kapitel aus der Geschichte der USA. zu gestalten. Sie selbst sagt darüber: „Wenn der Roman ein Thema hat, so ist es das Thema der Überdauernden. Manche Menschen gehen unter, andere nicht. Was befähigte Menschen der Südstaaten, den Krieg, den Wiederaufbau und den Zusammenbruch aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Grundlagen ihres Daseins zu überdauern? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß die Überdauernden Verstand, Mutterwitz und Unternehmungslust besaßen." Die Muße während eines längeren Leidens — ein Unfall zwang die ehemalige Journalistin, drei Jahre lang an der Krücke zu gehen — widmete Margaret Mitchell diesem großen Werk, in dem die verschiedenartigsten Menschen, plastisch und blutvoll gestaltet, beispielhaft für ihre Zeit dastehen. Aus ihren Schicksalen erbaut sich ein Gemälde von Untergang und Überwindung, das in jedem Zuge zeitecht bleibt und doch überzeitliche Geltung besitzt.

Im Jahre 1861 ist Nord-Georgia ein liebliches Land. Heitere, helle Häuser stehen inmitten friedlich gepflügter Felder. Das wellige Land, die beängstigend rote Erde ist der beste Baumwollboden der Welt. Träge, gelbe Flüsse schleichen dahin. Auf den Herrenhäusern herrscht fröhliches, gastfreies Treiben. Eine aristokratische Kultur drückt dem Leben ihren Stempel auf. Die jungen Mädchen werden streng behütet von fester Sitte. Sie müssen unerfahren, hold, schüchtern und hilflos sein — und früh heiraten. Dann freilich ist es vorbei mit Tanz und Übermut, Bällen und Picknicks. Die Führung des großen Haushalts verlangt ernste Arbeit und Tüchtigkeit von ihnen. Einer großen Familie und vielen Dienstboten gegenüber sind sie an hundert tägliche Pflichten gebunden. Zwar sind reichlich Hilfskräfte vorhanden, aber diese müssen ständig beaufsichtigt, geleitet und versorgt werden. Es sind Neger, das Schicksal des Südens. Auf ihrer Arbeit beruht der Reichtum des Landes, ihre Befreiung durch die Nordstaaten wird es in grenzenloses Elend stürzen.

Es gibt Hausneger und Feldneger. Zu den letzteren werden die untüchtigsten ausgesondert. Die Hausneger aber sind eng mit der Familie verbunden. Niemals würde ein Hausneger auf dem Felde arbeiten! Er ist stolzer und eifersüchtiger auf das Ansehen des Hauses, dem er dient, bedacht, als seine Herrschaft selbst. Auf die Feldneger sieht er ebenso verächtlich herab wie auf die kleinen weißen Farmer, die keine Sklaven kaufen können. „Weißes Pack" murmelt er achselzuckend. Jedes Haus hat seine Mammy zur Kinderwartung. Gut aufgehoben sind die Kleinen bei ihr. Meist folgt sie der Tochter des Hauses bei der Heirat. Sie erzieht dann die Kinder zweier, dreier Generationen und wird im Laufe der Zeit eine geliebte und auch gefürchtete Macht im Hause.

Ist die Herrschaft gut, sind auch die Neger gut: anhänglich, treu und fleißig, soweit sie dazu angehalten werden. In Alter und Krankheit sind sie versorgt. Das Leben in den Südstaaten beruht auf breiter, patriarchalischer Basis. Noch ist die Hetzerei des modernen Lebens unbekannt. Zwar fehlen auch in diesem freundlichen Bilde nicht die Schatten. Familiendünkel wehrt sich gegen alles Fremde. Hinter sittsamen Mädchenstirnen drehen sich die Gedanken allzu ausschließlich um Balltriumphe, Klatsch, Neid auf die schönere Freundin und das Bestreben, einen Mann zu erobern. Man verläßt sich wohl auch allzu sorglos auf die unerschöpfliche Quelle des Reichtums, die Baumwolle, und versäumt es, die Realitäten der Entwicklung anzuerkennen. Nicht alle Sklaven führen das bequeme Leben der Hausneger; es gibt Härten und Grausam-

keiten. Doch die Geselligkeit der Südstaaten ist getragen von einem schönen Zusammengehörigkeitsgefühl, von Noblesse, Großmut und Hilfsbereitschaft. Unvergeßlich bleibt dieses Leben für alle, die es gekannt haben, „ein Ebenmaß lag darüber wie über der griechischen Kunst".

Im Frühling 1861 ist Scarlett O'Hara sechzehn Jahre alt, ist eins dieser behüteten, schönen, wohlerzogenen Mädchen des Südens. Allein in ihren grünen, schräggestellten Augen blitzt ein Lebenshunger und Trotz, der sie von den andern unterscheidet — wohl das Erbe des Vaters Gerald, eines irischen Flüchtlings. Denn die vornehme, sanfte Mutter Ellen, aus einer französischen Familie, ganz Pflichttreue, Zurückhaltung und Frömmigkeit, wird wohl von Scarlett als glühend bewundertes Vorbild geliebt, ist ihr aber in keinem Charakterzug ähnlich.

Scarlett liebt eben immer das, was ihrem eigenen Wesen entgegengesetzt ist. Sie liebt auch den blonden Ashley Wilkes, dessen Vorfahren ihre Muße zum Denken und nicht zum Tun verwandten.

Er sieht sich das Leben an, es reißt ihn nicht hin, es drückt ihn nicht nieder, er geht zurück zu seiner Musik und seinen Büchern. So sieht er auch Scarlett an, die seit der Schulzeit freiwillig kein Buch wieder anrührte. Wohl muß er ihre sprühende Schönheit lieben, aber er heiratet seine Kusine Melanie, die, unscheinbar, zart und gütig, seinen Träumen zu folgen vermag, selbst seiner Träume edelster bleibt.

Das alles geschieht im Frühling des Jahres 1861 — in dem somit das Unheil übermächtig hereinbricht, zugleich über die junge Scarlett und das ganze blühende Land . . .

Krieg!

Die Nordstaaten verlangen die Negerbefreiung. In Wahrheit aber wollen sie auch den Süden zwingen, Abnehmer ihrer Industrieerzeugnisse zu sein, die dieser besser und billiger aus Europa beziehen könnte. Wann wurde je ein Krieg, der nicht der e i g e n e n Befreiung galt, wirklich um eines Ideals wegen geführt? Der Süden versucht, sich loszusagen. Fort Sumter wird beschossen. Der Krieg beginnt, in dem die Südstaaten trotz Heldenmut, guter Führer, Aufopferung und anfänglicher Siege unterliegen.

Denn der Süden hat nichts als seine Baumwolle, die im Augenblick der Blockade wertlos wird, er hat keine eigene Industrie, kann sein Kriegsmaterial nicht ergänzen, hat keinen Nachschub. Die Yankees aber können in der ganzen Welt Söldner anwerben. Mit Mord und Brand überziehen sie das endlich eroberte Land, sie rauben und zerstören, und das wenige, was erhalten bleibt, bringt der „Wiederaufbau" in die Hände von Schiebern und Kriegsgewinnlern. In den halbzerstörten Städten lungern die allzu plötzlich befreiten Neger arbeitslos herum. Kehren sie aber auf ihre alte Farm zurück, so finden sie unbestellte, verwüstete Felder, ausgeplünderte Herrenhäuser, und ihre früheren Herren sind nicht in der Lage, sie als Arbeiter aufzunehmen.

Sehr langsam stellt sich das, was von der Oberschicht der Südstaaten den Krieg überlebt hat, auf ganz andere Lebensbedingungen um, enger als je schließt man sich aber auch zusammen, und wo wirkliche Tüchtigkeit vorhanden ist, da findet sie allmählich auch Grund, eine neue Existenz aufzubauen. Schlimm ist die Häufung von Überfällen auf weiße Frauen durch Neger. Man greift zur Selbsthilfe und gründet den Ku Klux Klan, der andererseits wieder von den Yankeetruppen heftig verfolgt wird.

In diesen stürmischen, grausamen Jahren werden auch die beiden jungen Frauen, Scarlett und Melanie, herumgewirbelt wie Blätter im Winde. Aus Trotz über Ashleys Abwenden hat Scarlett bei Kriegsausbruch Melanies Bruder geheiratet. Nach zwei Wochen ist sie Witwe. Daß sie ein Kind bekommt, erscheint ihr zunächst nur eine unerwünschte Belastung. Sie verläßt die elterliche Farm, das heißgeliebte, aber jetzt so verzweifelt stille Tara, und zieht in die Stadt Atlanta zu Melanie und bangt mit ihr um Ashley, der seine Kriegspflicht erfüllt.

Hier kreuzt ein merkwürdiger Mann ihren Weg. Rhett Buttler ist kein „Gentleman". Er ist ein Empörer gegen das Herkommen, der verlorene Sohn einer vornehmen Familie. Seinen plötzlichen Reichtum verdankt er undurchdringlichen Geschäften als Blockadebrecher. Scarlett meint ihn zu hassen, der ihren ungebändigten Lebensdrang, ihren naiven Egoismus durchschaut. Aber er verhilft ihr zur Flucht in jener entsetzlichen Nacht, als Atlanta, brennend, vom Feind erobert wird.

Tara ist nicht abgebrannt, aber die Mutter ist tot, der Vater geistig verwirrt, die Vorräte gestohlen, die Schwestern krank — alle stehen vor dem Hungertod. Hier leistet Scarlett Übermenschliches, treu unterstützt von Melanie, die seit der Schreckensnacht von Atlanta unerschütterlich zu ihr hält. Tara ist außer dem Traum von Ashleys Liebe, dem Scarlett noch immer nachsinnt, das einzige, woran sie hängt. Um Taras willen nimmt sie der Schwester den Verlobten Frank und heiratet ihn selbst — sein Geld muß die Farm vor der Versteigerung retten. Sie ist Frank dankbar, aber sie stürzt ihn dennoch ins Verderben. Seit den Hungertagen in Tara ist ihre Geldsucht unstillbar geworden. Was Frank ungeschickt genug mit seinem Laden verdient, genügt ihr nicht. Sie übernimmt Sägemühlen und leitet sie selbst — unerhört für eine Frau des Südens. Alles rückt von ihr ab, außer Melanie, die mit dem heimgekehrten, aber durch seine Erlebnisse gänzlich gebrochenen Ashley wieder bei Scarlett im neuerbauten Atlanta lebt. Als Scarlett bei einer ihrer Geschäftsfahrten von Negern überfallen und ausgeraubt wird, übernehmen Frank und Ashley ihre Rache durch den Klan. Frank fällt dabei. Ashley und die andern werden durch Rhett Buttler gerettet, der eine tiefe Verehrung für Melanie hat.

Scarlett, zum zweitenmal Witwe, heiratet nun Buttler. Der Rausch des Reichtums macht sie glücklich, sie verkehrt unbekümmert in der neureichen Schiebergesellschaft. Das wird anders, als ihnen ein kleines Mädchen geboren wird. Bonnie heißt das Mädelchen, weil seine Augen so blau sind wie die „bonnie blue flag" des Südens. Rhett, der Spötter und Zyniker, ist ein zärtlich verliebter Vater. Des Kindes wegen stellt er sein ganzes Leben um und zwingt auch Scarlett dazu, er schließt sich wieder der demokratischen Partei an und versöhnt sich mit seinen Verwandten.

Mit vier Jahren verunglückt Bonnie tödlich. Ihr Tod entfernt die Gatten noch mehr voneinander. Hat Scarlett denn nie bemerkt, daß Rhett sie liebt? Daß sein Spott nur Maske war, getragen aus Angst, von ihrer Siegesgewißheit ausgelacht zu werden? Aber sie ist völlig ahnungslos im Beurteilen von Menschen. Sie hat auch nie verstanden, die stille Kraft Melanies zu schätzen, die „keine Gans scheuchen kann", dabei aber, immer eine ganz große Dame, den schwierigsten Lagen gewachsen ist.

Doch die furchtbaren Erlebnisse haben Melanies zarten Körper vorzeitig erschöpft. Sie stirbt, und bei ihrem Tode erst erkennt Scarlett, daß sie eigentlich Ashley, den Hilflosen, gar nicht mehr liebt. Er gehörte doch immer nur zu seiner stillen Frau; nicht nur aus Ehrenhaftigkeit, nicht aus äußeren Rücksichten hat er sie immer wieder abgewiesen, sie sind sich ja innerlich wesensfremd geblieben. Der Mensch, der sie wirklich versteht, kennt, richtig beurteilt — und den sie ja trotz Streit und Zorn liebt, ist Rhett. „Zu spät", sagt er, aber Scarletts irischer Trotz kennt kein zu spät.

Wieder einmal flüchtet sie nach Tara, niedergeschlagen vom Leben — aber unerschütterlich in ihrer Hoffnung.

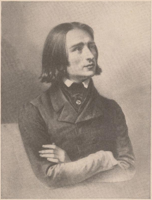
„Ich will . . . ich will . . . ja, morgen will ich heimfahren nach Tara!" Und ihre Lebensgeister regten sich leise von neuem.

Einst war sie in Angst und Demütigung nach Tara zurückgekehrt und aus seinen schützenden Mauern stark und siegbereit wieder hervorgegangen. Was ihr einmal gelungen war, mußte wieder gelingen. Wie das zugehen sollte, darüber dachte sie freilich nicht nach. Nur eine Atempause wollte sie für ihren Schmerz. Sie sah das weiße Haus vor sich, wie es grüßend aus dem rötlichen Herbstlaub schimmerte; die Stille der ländlichen Dämmerung kam über sie gleich einem Segen, sie spürte den Tau, der felderweit auf die grünen, weiß besternten Stauden herniedersank, und vor ihrem Auge stand die blutrote Erde mit der düsteren Schönheit der Kiefern auf den wogenden Hügeln.

Einzelheiten tauchten deutlicher auf — die dunkle Zedernallee, die nach Tara hinausführte, die Jasminbüsche, deren saftiges Grün sich von den weißen Mauern abhob, die wehenden weißen Vorhänge. Und Mammy war da! Plötzlich empfand sie ein inbrünstiges Verlangen nach Mammy, wie früher, da sie noch ein kleines Mädchen war, und sehnte sich danach, ihren Kopf an die breite Brust zu legen und die rauhe, schwarze Hand auf ihrem Scheitel zu fühlen. Mammy, das Letzte, was sie noch mit den alten Zeiten verband!

Mit dem Trotze ihrer Vorfahren, die auch niemals eine unausweichliche Niederlage hinnahmen, warf sie das Kinn empor. Sie konnte Rhett zurückgewinnen. Sie wußte, daß sie es konnte. Es hatte noch keinen Mann gegeben, den sie nicht hätte gewinnen können, wenn sie es sich vorgenommen hatte.

„Morgen auf Tara will ich über all das nachdenken. Dann werde ich es ertragen. Morgen wird mir schon einfallen, wie ich ihn mir wieder erobere. Schließlich, morgen ist auch ein Tag!"



Franz Liszt. Nach dem Gemälde von Wolfgang Krüger (1842)

Max Millenkovich-Morold

Cosima Wagner

Zum 100. Geburtstag Cosimas am 15. Dezember

Von Werner Denhart

Sämtliche Abbildungen dieses Beitrags entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages Ph. Reclam jun. dem besprochenen Werk

Im Jahre 1833 lernte die Gräfin Marie d'Agoult, eine der schönsten und geistreichsten Frauen von Paris, den damals erst zweiundzwanzig Jahre alten und schon weltberühmten Klaviervirtuosen Franz Liszt kennen. Die Gräfin, die mit ganz jungen Jahren einem ungeliebten Manne angetraut worden war und nun das Leben einer verwöhnten, innerlich aber völlig unbefriedigten Dame der Gesellschaft führte, empfand sofort das Ungewöhnliche der Erscheinung Franz Liszts.

Seine leidenden und doch gebietenden Züge, der Wechsel von Licht und Schatten in ihrem bald zerstreuten, bald gesammelten Ausdruck, die kühne Anmut, mit der er gleich nach der Vorstellung mit Marie zu plaudern wußte, als kenne er sie schon lange, die Kraft und Feinheit seines selbständigen Geistes, die sich ihr sofort mitteilten — das alles war ihr neu und gänzlich unerwartet und doch eben das, was sie entbehrt hatte: das ihrer eigenen Natur Gemäße. In beider Herzen entzündete sich eine lang verhaltene Glut zur hoch auflodernden Flamme, und der Wunsch, zu lieben und geliebt zu werden, erfüllte sich mit unentrinnbarer Gewalt.

Bald darauf erkrankte die älteste Tochter der Gräfin. Der Tod dieses Kindes beraubte sie ihrer letzten Widerstandskraft. Liszt drang mit ungestümer Leidenschaft in sie ein, mit ihm zu gehen, fort von Paris, fort von Frankreich. Und sie folgte ihm.

Am 18. Dezember wurde Liszts erste Tochter Blandine am Genfer See geboren, zwei Jahre später, am 1. Weihnachtstage des Jahres 1837 in Bellaggio am Comer See, die zweite Tochter. Sie wurde nach dem Heiligen, der dem See den Namen gegeben hatte, Cosima, getauft.

Wir wissen nichts Näheres über Cosimas früheste Jahre. Wir können nur feststellen, daß sie keine Mutter hatte, und mögen dies damit entschuldigen, daß es damals allgemeine Gepflogenheit der oberen Zehntausend in Paris war, die Kinder für die erste Zeit aus dem Hause zu geben und einer Pflegemutter auf dem Lande anzuvertrauen. Liszt hielt es dann für notwendig, daß die Mädchen, zu denen sich am 9. Mai 1839 noch ein Sohn, Daniel, gesellte, wirklich erzogen wurden. Er wußte, daß es zunächst keine bessere Erzieherin gab als seine eigene Mutter, die zwar eine einfache Frau ge-

blieben war, den Enkeln aber ein liebevolles Herz und eine Heimat zu bieten hatte.

Marie war zunächst auch zu Liszts Mutter gezogen. Als aber im Jahre 1844 ihre eigene Mutter starb, verließ sie die bisherige Wohnung und machte sich ganz unabhängig von Liszt, dem sie sich im Laufe der Jahre immer mehr entfremdet hatte. Sie bezog ein eigenes Haus und eröffnete wieder einen glänzenden Salon. Sie war inzwischen selbst Schriftstellerin geworden, beschäftigte sich am liebsten mit Geschichte und Politik und kannte keine größere Genugtuung, als wenn sich ein Kreis von Gelehrten und Staatsmännern um sie versammelte.

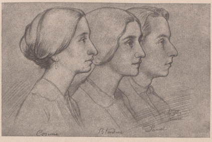


Marie d'Agoult
Nach einem Gemälde von Henri Lehmann

Die Kinder blieben zunächst mit der Großmutter allein. Als Blandine 10 und Cosima somit 8 Jahre alt war, kamen sie auf den Wunsch des Vaters in eine vornehme Erziehungsanstalt. Später übernahm auf Anregung der Fürstin Wittgenstein, die im Laufe der Jahre entscheidenden Einfluß auf Liszt gewann, eine Frau von Patersi die Ausbildung der Mädchen; von ihr wurden die Töchter Liszts und Marie d'Agoults zu Damen der Welt erzogen. Das musikalische Erbe des Vaters zeigte sich bei Cosima in besonderem Maße; sie entwickelte bald bedeutende pianistische Fähigkeiten, die aber nie zu Virtuosenzwecken ausgenutzt wurden.

Mit kaum achtzehn Jahren kam Cosima mit ihrer Schwester von Paris nach Berlin. Liszt hatte sich inzwischen in Weimar niedergelassen: er wollte die Töchter in erreichbarer Nähe wissen und wählte Berlin als Wohnort für sie aus, weil er sie dort bei der Mutter seines begabtesten Schülers, Hans von Bülow, gut untergebracht wußte.

Hans von Bülow war damals erst 25 Jahre alt. Die restlose Hingabe an das Werk Franz



Cosima, Blandine und Daniel Liszt (1855)
Nach einer Zeichnung von Friedrich Preller

Liszts und mehr noch an das Richard Wagners, setzte ihn der heftigsten Feindschaft all derer aus, die in der modernen Musik noch eine unliebsame Störung ihrer Ruhe empfanden. Mit Bewunderung sah Cosima zu diesem kämpferischen Manne auf, der so ganz anders war als die meisten Weltkinder, denen sie bisher begegnet war. Ihm selbst aber erschien die Tochter seines verehrten Meisters wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Bei einem Konzert, dessen Programm nur aus Werken von Liszt und Wagner bestand, wurde Bülow nach der „Tannhäuser-Ouvertüre von Wagner derartig niedergezischt, daß ihn, den sonst so Streitlustigen, die Kräfte verließen: er fiel in tiefe Ohnmacht. Als er endlich um zwei Uhr nachts in die Wohnung seiner Mutter trat, fand er Cosima noch auf.

Auch ihr waren die Töne Wagners bis ins Innerste gedrungen, sie hatte diese tief menschliche, aus den Abgründen des Gemütes aufsteigende Kunst in ihrem Wesen erfaßt, sie begriff, was für eine Enttäuschung Bülow heute erlitten haben mußte. Sie wartete auf ihn, unbekümmert um die eigene Müdigkeit, unbekümmert um alle Bedenklichkeiten bevormundender Sitte. Als Bülow endlich eintraf, empfand er ihre bloße Anwesenheit als Trost, Freude und Genugtuung. Er dankte ihr mit den wärmsten Worten und sagte, er zittere vor dem Augenblick, wo sie das Haus verlassen würde. Darauf erwiderte sie, das sei ja einfach, dann bleibe sie. Damit waren sie verlobt, sechs Wochen nach dem Einzug Cosimas in Berlin.

Am 18. August 1857 fand die Trauung Hans von Bülows mit Cosima Liszt statt; zwei Monate später heiratete ihre Schwester Blandine den Pariser Rechtsanwalt Emil Ollivier, den späteren französischen Staatsmann. Als Ziel ihrer Reise hatten Bülow und seine junge Frau die Stadt Zürich gewählt, wo Richard Wagner schon auf sie wartete. Im Kreise gleichgesinnter Freunde, zu denen auch Otto Wesendonk und seine junge Frau gehörten, las Wagner aus seinem „Tristan" vor. Cosima war von dieser Dichtung wunderlich bewegt.

Sie war jetzt — auf den Tag genau — seit einem Monat die Gattin Hans von Bülows. Ihr Fühlen und Trachten sollte nur auf einen Mann gerichtet sein, und zu ihrer tiefen Verwirrung sah sie ihr Innenleben von einer anderen, mächtigen Erscheinung gefesselt. Zu der natürlichen Befangenheit der bewundernden jungen Frau vor einer so starken Künstlerpersönlichkeit gesellte sich die qualvolle Unruhe der Jungvermählten, die sich über die Gefühle, die auf sie einstürmten, noch keine Rechenschaft geben konnte, die nur deutlich spürte, daß es auch für sie eine Tragik des Lebens gab, deren Druck durch alle Liebe und Achtung Bülows nicht von ihr genommen wurde. Wagner bedeutete für sie eine Störung ihres Gleichgewichtes, und sie hatte eine dunkle Angst vor seinem wachsenden Einflusse.

Im nächsten Jahre besuchten Bülow und Cosima wieder Wagner in seinem Asyl am Züricher See. Aber diesmal war alles ganz anders. Das von Cosima schon damals wahrgenommene innige Verhältnis zwischen Wagner und Frau Mathilde Wesendonk war durch Wagners erste Frau Minna in der peinlichsten Weise gestört worden, so daß Wagner alle Vorbereitungen zur Aufgabe seines „Asyls auf dem grünen Hügel" traf. Cosima, die mitansehen mußte, wie der von ihr so sehr verehrte Mann, der schon so Schweres erlebt hatte, wieder ins Ungewisse ziehen sollte, war von den Eindrücken dieser Tage tief aufgewühlt. Beim Abschied fiel sie ihm zu Füßen und bedeckte seine Hände mit Küssen und Tränen. Vielleicht ahnte auch Wagner, was ihm diese Frau einmal bedeuten sollte.

Die ganzen nächsten Jahre waren daher eigentlich nur ein Warten auf die entscheidende Schicksalsstunde, die einmal kommen mußte. Am 12. Oktober 1860 gebar Cosima eine Tochter, die nach ihrem jung verstorbenen Bruder Daniela getauft wurde. Sie hätte nun glücklich sein können; ihr Kind gedieh und ihr Mann errang sich als Pianist und Dirigent immer mehr Ruhm und Ehre. Aber merkwürdigerweise blieb er als Komponist völlig unproduktiv: von einer Operndichtung „Merlin", die Cosima selbst für ihn geschrieben hatte, vertonte er nicht ein Wort. Durch das Studium der gewaltigen musikdramatischen Arbeiten Wagners, die er immer als Erster sehen durfte, mochte Bülow das eigene schöpferische Unvermögen erkannt haben. Mit um so größerem Anteil verfolgte Cosima die heranwachsenden großen Werke Wagners, der sich durch keinen noch so schweren Schicksalsschlag in seiner Schöpferkraft schwächen ließ. Von Begegnung zu Begegnung fühlte sie sich mehr zu ihm hingezogen, und als jener denkwürdige Brief vom 12. Mai 1864 bei ihrem Mann eintraf, der die Nachricht brachte, daß der junge König Ludwig der Zweite von Bayern Wagner zu sich nach München berufen habe, da wußte Cosima, daß jetzt die Stunde geschlagen habe — jene Stunde, auf die sie seit vielen Jahren gewartet hatte.



Cosima Wagner gegen Ende der 70er Jahre

Alles, was nun geschah, erlebte sie wie im Traum, mit einer nachtwandlerischen Sicherheit. Die Ernennung Hans von Bülows zum Vorspieler des Königs brachte seine und Cosimas sofortige Übersiedlung nach München mit sich. Hier leitete Cosima zugleich zwei Haushalte, den eigenen und den Richard Wagners. Sie erledigte seine geschäftlichen Briefe, sie regelte seine finanziellen Angelegenheiten und ließ sich durch keine noch so üble Nachrede davon abbringen, die übernommenen Pflichten zu erfüllen. Sie hatte inzwischen noch drei Töchter geboren: Blandine — am 10. März 1863 — Isolde — am 10. April 1865 — und Eva — am 17. Februar 1867.

Wagner erlebte in jenen Jahren seinen einzigartigen Triumph bei der Uraufführung der „Meistersinger" an der Seite König Ludwigs. Durch die fortgesetzten Anfeindungen seiner Gegner aber wurde sein Verbleiben in München unmöglich. Er ließ sich zunächst in Triebschen am Vierwaldstätter See nieder; und Cosima folgte ihm dorthin. Was sie Bülow damit antat, wußte sie gut:

„Ich erkenne, daß, wenn der Tod mir jetzt nahte, ich mich nicht grämen würde. Daß ich Hans verlassen, dünkt mich grausam. Ich muß mir dann sagen, wenn ich diese Grausamkeit auch empfinde, so ist es deutlich, wie eine Gottheit in mir waltet, die mich bestimmt hat, und daß nicht ich gewollt

und bestimmt habe. Aber ich verdenke es keinem Menschen, der nicht sieht, wie ich sehe, und nicht den Glauben hat, den ich habe, der mich verdammt."

Die selbstlose und ritterliche Haltung Bülows, der sein eigenes Glück dem Glück der geliebten Frau und des großen Freundes opferte, half ihr über ihr eigenes Schuldbewußtsein hinweg. Von nun an war sie auch vor der Welt die Gefährtin Richard Wagners. Am 6. Juni 1869 gebar sie ihm einen Sohn, der den Namen Siegfried erhielt. Nichts konnte mehr den Bund zerstören, den die beiden Menschen geschlossen hatten.

Vierzehn Jahre lang lebten Wagner und Cosima zusammen. Es wurden Jahre gemeinsamer Arbeit, Jahre, in denen der Festspielgedanke Gestalt annahm. In Bayreuth, der alten Markgrafenstadt, wurde aus Mitteln, die man in allen Kreisen des deutschen Volkes gesammelt hatte, das Festspielhaus erbaut.

Dann aber kam der schlimmste Tag im Leben Cosima Wagners: jener 13. Febr. 1883 in Venedig, an dem ein übermächtiger Krampf das Herz Richard Wagners zum Stillstand gebracht hatte.

Fünfundzwanzig Stunden hatte sie bei dem Toten geweilt; dann ließ sie ruhig, aber nicht willenlos, alles mit sich geschehen. Als der Arzt die Einbalsamierung der Leiche vornahm, mußte sie den Raum verlassen. Auch durfte sie den Toten, der scharfen Gifte wegen, nicht mehr berühren. Um dies zu verhindern, verschloß man das Zimmer von außen, ohne zu bemerken, daß sie ungesehen von einer anderen Seite wieder eingetreten und nun mit eingeschlossen war. Sie erklärte dem bestürzten Arzte, daß sie nichts Verbotenes getan habe: „Ich habe nur mit ihm allein sein wollen!" Vorher hatte sie sich ihr langes blondes Haar von den Töchtern abschneiden lassen; nun legte sie es in den Sarg. Beim Verschließen des Sarges half sie selbst mit; den Schlüssel nahm sie um den Hals. In Bayreuth angekommen, wünschte sie, den Sarg bis zur Beerdigung in ihrem Zimmer zu haben, was aber nicht gestattet werden konnte. Sie war so abgemagert, daß sie ihre beiden Eheringe verlor, die dann auf dem Fußboden ihres Zimmers gefunden wurden.

Cosima hat ihren Gatten um 47 Jahre überlebt: sie starb am 1. April 1930 im Alter von 92 Jahren. In diesen 47 Jahren lebte sie einzig für die Kunst Richard Wagners. Ohne sie war Bayreuth nicht mehr zu denken. Die Art und Weise, wie sie das Erbe Richard Wagners verwaltete, erweckte die tiefste Bewunderung vor der Willenskraft und vor den seltenen Fähigkeiten dieser einzigartigen Frau. Die Worte, die Hans Thoma zu Beginn des Jahres 1903 an die Herrin von Bayreuth richtete, werden immer Geltung behalten:

„Neben den Werken, die Du der Welt erhältst in ihrer Reinheit, wie sie aus dem Geiste des unsterblichen Meisters hervorgegangen sind, ist auch dies Dein Wirken und Schaffen zu einer Bedeutung erwachsen, das der Menschheit als leuchtendes Beispiel der Treue nicht verlorengehen kann!"



Richard und Cosima Wagner am Teetisch mit Daniela und Blandine von Bülow, Heinrich von Stein und Paul von Joukowsky (1882)

William von Simpson / Die Barrings

Von H. W. Keim

Ein Familienroman ist dieses Buch, denn es begleitet mehrere Generationen der Barrings auf ihrem schicksalvollen Weg durchs Leben. Ein breit angelegtes Bild der letzten Jahrzehnte vor der Jahrhundertwende setzt die Familienbegebenheiten in Beziehung zu dem politischen und wirtschaftlichen Leben der Zeit, enge Verbindungen zu Landschaft und Menschen Ostpreußens schaffen die besondere Atmosphäre eines auf ererbtem und gesichertem Besitz gegründeten Daseins. Menschenkenntnis, Lebenskunde, ein offenes Auge für alles Persönliche und Sachliche sowie eine lebendige und abwechslungsreiche Darstellung geben dem Bilde schließlich eine innere und äußere Echtheit, daß man es unbedenklich als ein Zeugnis aus der Zeit unserer Väter und Großväter hinnehmen kann.

In vier großen Teilen baut sich der umfangreiche Roman auf. Der Titel des ersten Buches, „Die Hand am Pflug", weist den Ausgangspunkt der Romanhandlung und zugleich das Ethos auf, das in ihm steckt. Es ist das der preußischen Arbeitsamkeit und Verantwortung, der Umsicht und Sparsamkeit, der Zuverlässigkeit und Würde, der Geist also, der aus dem unternehmungstüchtigen und gebildeten Kaufmannsstand der Ostseestädte in einen Teil des östlichen Feudaladels übergegangen ist und sich dort mit kräftiger Bauernart gemischt hat.

Aus solcher Wurzel stammt das Geschlecht der Barrings, das durch Archibald v. Barring, den Herrn auf Wiesenburg, Gottesfelde und Bladupönen, einen ebenso tüchtigen wie klugen, warmherzigen wie tatkräftigen Großgrundbesitzer, vertreten wird. Sein Vetter, der Königsberger Kommerzienrat Schlenther, ist gerade bei ihm zu Gast, und ehe die beiden Männer, deren verwandtschaftliche Bande noch durch langjährige und erprobte Freundschaft verstärkt sind, sich über den eigentlichen Zweck ihrer Begegnung unterhalten, kann der jüngsten politischen Ereignisse, nämlich der Arnim'schen Schmähschrift gegen den Fürsten Bismarck, der schändlichen Haltung der „Kreuzzeitung" gegenüber diesen Anwürfen, der Spaltung der Konservativen Partei und der zweideutigen Stellung des Hofes gegen den Kanzler gedacht werden. Man ist erregt und zugleich beunruhigt über die Möglichkeit solcher Vorgänge und Intrigen, und das Schicksal Deutschlands, wie es einmal nach dem Tode des geliebten Kaisers und des verehrten Kanzlers sich gestalten kann, ist in diesen Kreisen ein Gegenstand ernstlicher Sorge. Mathilde v. Barring, eine rührend unpraktische und trotz einer leicht gekünstelten Haltung liebreiche Frau, wurde von ihrem Mann gegen den Willen seiner Eltern geheiratet. Nicht nur war sie bürgerlich; sie war als Solotänzerin an der Berliner Oper verpflichtet und hatte ihrem Mann nichts mitgebracht als ihre reine Schönheit, ein liebevolles Herz und ein starkes Gefühl für ihre Pflichten.

Ihr einziger Sohn Fried hatte als freiwilliger Königsberger Kürassier den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht und war dann als Offizier beim Regiment geblieben, nicht ganz mit dem Willen des Vaters. Denn der hielt den Beruf des Landwirts für so vielseitig und bedeutend, daß der Erbe eines großen Landbesitzes nach seiner Meinung schon von früh auf zu dieser Arbeit geschult und ihr nicht durch eine verlängerte Soldatenzeit entfremdet werden solle. Nun soll Fried zurückkommen und das Gut Eichberg übernehmen, das der Vater zu den andern hinzugekauft hat.

Aber zur Begründung für die Abneigung des Sohnes gegen diesen Plan erfährt Barring nun aus dem Munde seines Vetters, daß Fried sich zu verheiraten beabsichtigt, und zwar mit Gerda v. Eyff, der Tochter des aus Uradel stammenden und recht verschuldeten Besitzers von Laugallen, dessen Lebensauffassung in allen Stücken der in Wiesenburg geltenden entgegengesetzt ist. Denn Gerdas Vater und Familie gehören zu den Rittergutsbesitzern, die sich nicht zu arbeitsamer Tüchtigkeit auf ihrem Grund und Boden, nicht zu Verwaltung und Mehrung ihres Besitzes, sondern zu einer üppigen und feudalen Lebens-

führung berufen glauben, zu der ihr Gut ihnen als Beleihungsobjekt wie gegeben erscheint. Als einstige Herrin von Wiesenburg aber eine Frau aus solcher Umgebung in seinen Kreis aufzunehmen — darin muß der weitsichtige und lebenskluge Barring eine schwere Gefahr für seinen Besitz erblicken, der allein der Familie und den kommenden Geschlechtern sicheren Bestand, Würde und Daseinsinhalt zu geben vermag. Solchen Forderungen überpersönlicher Verantwortung aber habe sich der Erbe des Gutes gerade in der Wahl seiner Frau zu fügen — und darum wünscht Barring, daß Fried alsbald den Abschied nehme, um bei seinen englischen Verwandten sein Gefühl zu prüfen und sein Vorhaben noch einmal ein Jahr lang zu bedenken.

Doch auch in der Ferne bleibt Fried, von den äußeren Reizen Gerdas gefangen, bei seinem Entschluß, und nachdem Gerdas Vater seinen Adelsstolz überwunden und Barring aufgesucht hat, ihn um die Abkürzung der gesetzten Frist zu bitten, holt Barring selbst den Sohn in die Heimat zurück. Die tiefe Verbundenheit zwischen den beiden, die durch Barrings Abneigung gegen die geplante Heirat und seine folgenden Maßnahmen leicht gelockert war, stellt sich alsbald wieder ein, und als im Winter die Verlobung mit der in Wiesenburg üblichen Feierlichkeit und gediegenen Festlichkeit begangen wird, glaubt Fried alle Träume von Glück verwirklicht.

Gerda erfüllen die gesicherten Verhältnisse, in denen sie einmal zu leben hat, mit Zufriedenheit. Dagegen begegnet sie der ernsten Lebensauffassung auf Wiesenburg, der patriarchalischen und gut konservativen Lebensordnung dieses Familien- und Arbeitskreises, der ganzen Bedeutung, die man dem Gute zuspricht, mit Abneigung und kaum verdecktem Spott. Ihr gilt Geld mehr als Grund und Boden. Ihre Eitelkeit fühlt sich durch die fortgesetzten Ermahnungen der neuen Verwandtschaft verletzt. Ihrem Verlangen nach eleganter Lebensführung, nach Abwechslung und Bewunderung wird, so empfindet sie, die festgefügte Lebensform auf Wiesenburg Widerstand entgegengesetzt.

Allein sie hat es schon ganz ausgezeichnet gelernt, ihre Gefühle zu verbergen. Meisterhaft spielt sie die Ergriffene und Schüchterne auch gegenüber Frieds Großmutter, deren scharfer Blick sonst alle Verstellung ironisch durchschaut. Man hat die „alte Gnädige" eben auf ihrem Witwensitz besucht.

„Kommen Sie, Fräulein von Eyff! Nehmen Sie den Sessel hier", und als Gerda dann neben ihr saß, reichte sie ihr noch einmal die Hand: „Sie sollen mir willkommen sein, mein Kind", sagte sie, „und ich werde die Stunde, die Sie nach Wiesenburg führte, segnen, wenn Sie Fried eine gute Frau sein werden, und wenn ich sehe, daß Sie der ernsten Pflichten immer eingedenk bleiben, die Sie als zukünftige Herrin von Wiesenburg auf sich nehmen müssen."

Gerda stand auf und küßte ihr noch einmal schweigend die Hand. Ihr fiel kein passendes Wort der Zustimmung oder des Versprechens ein. Sie fand es schwierig, auf so viel feierlichen Ernst entsprechend zu reagieren. Die Art der alten Gnädigen schien ihr zu pathetisch. Ob sie Fried eine gute Frau sein würde, das hing zum Teil ja auch von ihm ab, und was die Pflichten betraf, die sie gegen Wiesenburg haben sollte, so würden sich diese tragen lassen. Sie sah noch nicht recht, wo eigentlich diese „ernsten Pflichten" liegen sollten. Ihr schien, als hätte Wiesenburg zunächst ihr gegenüber die Pflicht, ihr ein angenehmes Leben zu sichern und hohe Einnahmen zu bringen. Damit hatte es dann seine Existenzberechtigung nachgewiesen. Aber das würde sich ja alles finden ... Augenblicklich war's jedenfalls am klügsten, den Mund zu halten und auf den Schoß zu starren. Man lief dann nicht Gefahr, Dummheiten zu sagen, und das Schweigen konnte als innere Ergriffenheit gedeutet werden, die auf jeden Fall einen guten Eindruck machen würde. Ergriffenheit ließ auf Gemütstiefe schließen und wirkte in den meisten Fällen dekorativ.

Auch Mathilde von Barring sieht die Zukunft des Sohnes hoffnungsvoll an. Nur der Vater läßt sich durch Gerdas Spiel nicht täuschen. Schweren Herzens rüstet er dem Sohn die Hochzeit, die im März 1877 stattfindet und zu der Gerdas hochadlige Verwandtschaft mit verdecktem oder selbst offen gezeigtem Widerwillen gegen die „bürgerliche" Hausfrau und den „Kaufmannsgeist" der Familie Barring erscheint. Erst ihren klügeren Frauen folgend, sehen sie die Dinge in der ihnen zukommenden Beleuchtung, und schließlich ist der Laugaller ganz hingerissen von dem gediegenen Reichtum seiner Umgebung, der fraulichen Schönheit Mathildes und der warmherzigen Klugheit ihres Mannes.

Das junge Paar nimmt Wohnung in Eichberg, das Fried selbständig bewirtschaftet; und bald gilt Eichberg als das geselligste und eleganteste Haus des Landes. Auch Gisela,

Gerdas Schwester, geht gern hier ein und aus, und schnell ist zwischen ihr und Fried eine herzliche Freundschaft entstanden, an der auch der Vater teilnimmt. Gerda dagegen verhält sich höflich kühl gegen die neue Familie, ihr Auftreten aber gegen die Leute, ihr offen gezeigter Willen, sich dem Geist des Hauses Wiesenburg nicht einzufügen, ihr verschwenderischer Lebensstil, ihre Launenhaftigkeit, die Unzuverlässigkeit ihres Wesens lassen auch einem wohlwollenden Beobachter Frieds Wahl bedenklich und des Vaters Einwendungen berechtigt erscheinen.

Als Reichstagsabgeordneter und Mitglied des Herrenhauses hat Barring die Beachtung Bismarcks auf sich gezogen. Der Fürst schätzt den klaren, sachlichen Blick des Mannes, sein ruhig abgewogenes Urteil und seine genauen Kenntnisse auf dem Gebiet der Landwirtschaft. Daher bittet er ihn bei einem Besuch in Berlin, die Leitung der Hypothekenbank für Landwirtschaft zu übernehmen, die zu jener Zeit als ein Kreditunternehmen für Landwirte gegründet ist. Barring fügt sich dem Wunsch des Fürsten. Denn er ist diesem großen Kanzler und Menschen wie seinem greisen Kaiser ein unbedingt getreuer Vasall, der, wo er einmal sich gebunden hat, sich nie wieder lösen kann.

Inzwischen hat Gerda den Wiesenburgern den Stammhalter geschenkt. Man feiert bewegten Herzens dieses Fest, das vielen als ein Sinnbild für das Glück und die gesicherte Zukunft der Barrings erscheint. Gisela aber, die den kleinen Archi mit über die Taufe hält, spürt, daß ernstere Spannungen zwischen Fried und seiner Frau bestehen. Gisela selbst hat sich nach England verheiratet, ist aber gern zu dem Fest herübergekommen, da es ihr die Gelegenheit gibt, Fried wiederzusehen. Denn ihm gehört ihre verborgene, nur als freundliche Neigung sich mitteilende Liebe.

In den folgenden Jahren wird die Mißstimmung zwischen den Gatten durch Gerdas unsinnige Verschwendung, ihre Launenhaftigkeit und ihren Eigensinn so tief, daß auch ihre körperlichen Reize ihren Mann nicht mehr zu fesseln vermögen.

Er selbst hätte sich, wenn nicht die Rücksicht auf seine Kinder ihn abhielte, schon längst von ihr getrennt. Denn er sieht durch Gerdas maßlose Mißwirtschaft die Grundlagen Eichbergs und die Zukunft seiner Kinder gefährlich bedroht, zumal zwei Mißernten den Bestand des Gutes noch schwerer erschüttert haben.

Eine Aussprache zwischen Vater und Sohn zeigt jenem schließlich, wie ernst Frieds Lage ist. Er ist in der Tat der „Narr seines Herzens“ geworden, wie der Titel des zweiten Buches es sagt. So schwer es Barring fällt, er muß den Sohn zu einer unnachsichtigen Haltung gegen Gerdas Pflichtvergessenheit auffordern. Denn schließlich und endlich steht ja nicht bloß Eichberg, sondern auch Wiesenburg in Gefahr, und wer daran rührt, der greift die Existenz der Barrings selbst an. Also: „Hände weg von Wiesenburg.“

Fried übernimmt also von jetzt an selbst die Gesamtbewirtschaftung des Gutes, Gerda fügt sich klug, da sie im Augenblick gegen die Solidarität der Familie nichts auszurichten vermag. Trotz des noch immer sehr zahlreichen Besuchs, den sie zu ihrer Unterhaltung nötig hat, zeigt sie den Willen zu sparen, und Frieds Gemüt wird durch die angestrengte Tätigkeit in frischer Luft ruhiger, fester und zuversichtlicher. Sein Leben hat durch die Arbeit einen beglückenden Inhalt bekommen. Noch einmal scheint sich das Geschick auf Eichberg zum Guten zu wenden.

Da entdeckt Fried plötzlich, daß Gerda in dem benachbarten Städtchen heimlich hohe Schulden gemacht hat. Er wie der Vater sehen ein, daß ihre vermeintliche Besserung nur ein böses Spiel war. Wenn es auch dem alten Barring mit Hilfe des Vetters gelingt, das Loch zu stopfen, so ist doch das eine gewiß, daß die verhängnisvollen Folgen dieser Heirat damit nicht behoben werden können.

Bei dem Besuch, den Barring aus diesem Anlaß in Königsberg gemacht hat, wird neben dem Geschäftlichen zwischen den beiden Freunden auch die Lage Deutschlands erörtert, wie sie durch das hohe Alter des regierenden Kaisers, die bedrohliche Krankheit des Kronprinzen und das unbeherrschte Wesen des Prinzen Wilhelm bedingt wird. Manches erfahrungsreiche Wort wird bei dieser Gelegenheit über den deutschen und englischen Parlamentarismus, über des Fürsten schwierige Arbeitsbedingungen, das Verhältnis des alten Kaisers und des Kronprinzenpaares zum Kanzler, über Wirtschaft, Handel und die Lage der Landwirtschaft ge-

sprochen, und nicht ohne Sorgen für die Zukunft scheiden die beiden Vettern. Um so notwendiger erscheint Barring eine beschleunigte Aussprache mit Gerda.

Der Alte weist ihr dabei mit klaren Argumenten ihren Mangel an Verantwortung, ihren Leichtsinn und ihre Unaufrichtigkeit nach und deckt ihr schädliches Verhalten so schonungslos auf, daß sie sich nicht anders als durch ihre „schicksalhafte Belastung" glaubt entschuldigen zu können. So posiert sie noch am Ende die Zerknirschte.

Inzwischen weilt Gisela wieder einmal zu Besuch in Wiesenburg. Auf einem ihrer Ritte mit Fried besuchen sie das berühmte Gestüt des Gutes und finden die Tiere noch auf der Weide.

Drei berittene Hirten, deren schnelle Pferde den Dienst gut kannten, hüteten die ruhig grasende Herde. Erst als Gisa und Fried auf dreißig Schritt heran waren, gingen die feinen Köpfe wie auf Kommando hoch, und achtzig Pferde, die Ohren gespitzt, die Nüstern gebläht, blickten ihnen aus schönen, feurigen Augen entgegen. Ein herrliches Bild, die vielen edlen Pferde, deren blankes Haar in der Sonne glänzte, auf der tiefgrünen Wiese, durch die der breite Fluß geruhsam dahinfloß, unter einem leuchtend blauen Hochsommerhimmel! Die Hirten ließen kein Auge von ihren Schutzbefohlenen. Die langen Peitschen schlagbereit in der Faust, saßen sie wie die Grasteufel auf ihren drahtigen Pferden, sprachen beruhigend auf die Herde ein. Wenn nur ein einziger von den achtzig auf dumme Gedanken kam und das Traben anfing, dann war es geschehen! Dann schnaubten zehn, zwölf andere schnarchten auf, die Schweife gingen hoch, und einige Sekunden später brauste die ganze Herde ab. Doch da nahmen einige der Pferde schon wieder die Köpfe herunter, bald grasten sie alle, als seien die beiden fremden Pferde gar nicht da. Langsam ritten Gisa und Fried um die Herde, zeigten sich gegenseitig ihre Lieblinge.

Doch Frieds Pferd ist durch die bald in Bewegung geratene Herde beunruhigt, es steigt plötzlich, überschlägt sich mit seinem Reiter, und Fried bleibt bewußtlos am Boden liegen. Die Erschütterung, die dieser schwere Unfall im Wiesenburger Familienkreise hervorruft, wird unerträglich gesteigert durch die Nachricht vom Tode des alten Kaisers, den hoffnungslosen Zustand seines Sohnes und die ersten öffentlichen Taktlosigkeiten des jungen Prinzen. Frieds Befinden bleibt auch nach langer Pflege so besorgniserregend, daß die Ärzte zu einer gründlichen Veränderung der Umgebung raten. Daher nimmt man dankbar Giselas Vorschlag an, Fried möge in ihrem Landhaus auf der Insel Wight sich zu längerer Erholung niederlassen. In der Tat bessert sich hier unter Gisas sorgender Obhut sein Zustand wesentlich, und am letzten Abend vor seiner Abreise in die Heimat wird diesen beiden Menschen, die durch einen „Fehler des Schicksals" — so heißt das dritte Buch des Romans — sich nicht zur rechten Zeit fanden, die schmerzlich und verhalten empfangene Gewißheit ihrer Liebe zuteil.

Nach Eichberg zurückgekehrt, leidet Fried schwer an der Trennung von Gisa. Sein Interesse gehört bald nur noch den Pferden und der Jagd, sein Gemütszustand verschlechtert sich zusehends.

Gerda aber nutzt jetzt die Energielosigkeit ihres Mannes geschickt aus, ihren Einfluß über ihn und die Wirtschaft zurückzugewinnen. Nur Archi ist ihren gefährlichen Einwirkungen entzogen. Er lebt ganz in Wiesenburg und wird, was Gerda mit Haß gegen ihn erfüllt, planmäßig zu seiner späteren Aufgabe, der Bewirtschaftung seines großen Erbes, erzogen.

Da kommt plötzlich die Nachricht nach Wiesenburg, daß der Kanzler aus seinem Amt entlassen ist. Eine Depesche Barrings an Bismarck, in welcher er seinen Schmerz über dieses Ereignis und seine Loyalität dem verehrten Manne gegenüber ausspricht, wird, übel kommentiert, von der Presse wiedergegeben, und viele Freunde ziehen sich von ihm zurück, der den neuen Kurs unserer inneren und äußeren Politik längst als höchst bedenklich erkannt hat. Ein Besuch bei Bismarck in Friedrichsruh ist dem Wiesenburger wie eine krönende Weihestunde seines Lebens.

Wieder nach Hause zurückgekehrt, zieht er sich von allen seinen öffentlichen Ämtern zurück, ordnet seine Geschäfte und bedenkt, der Vergänglichkeit alles Irdischen schmerzlich bewußt geworden, sein eigenes Ableben. Viel ist er in dieser stillen Zeit mit seinem ältesten Enkel zusammen; manch gutes Wort über das Leben und die Pflichten des Daseins prägt sich dem Kind ein, ohne daß es seinen Wert schon ganz ermessen kann.

Nach einem frischen Ritt kehren die beiden einmal in den Stall zurück, wo in einer Box des Wiesenburgers Lieblingspferd steht. Ein alter Bauer ist ihnen bettelnd begegnet, der

einst der Besitzer eines schönen Hofes war. Er hat ihn verkaufen müssen, und nun ist er elend geworden, ohne Land, ohne Sinn. Da sieht Archi, wie sein Großvater sich ans Herz faßt und langsam neben dem erschrockenen Pferd tot ins Stroh gleitet.

Fried ist jetzt Herr auf Wiesenburg. Oder wesentlicher: Gerda ist Herrin auf Wiesenburg! Wie in einem Taumel wird alles, was ihr Dasein so lange bedrückt hat, nach ihrer Laune verändert: Diener, Einrichtungsgegenstände, Gebäude. Archi kommt in eine städtische Pension; ein kostspieliges Leben beginnt in Wiesenburg. Schulden häufen sich auf Schulden; aber Gerda weiß trotz allem: sie ist Millionärin — wenn sie verkauft. Ihr Mann, krank und mürbe, steht ganz unter ihrem Einfluß; Mißernten, eine ausgemachte Fehlverlobung seiner Tochter, die fortschreitende Entwertung seines Besitzes, die Entfremdung, die zwischen ihm und seinem Sohn unter der Mitwirkung der Mutter eingetreten ist, alles das lastet so stark auf seinem Gemüt, daß er selbst den Gedanken an den Verkauf des Gutes faßt.

Archi, mit dem Gerda vorsichtig über diesen Schritt zu verhandeln gedenkt, lehnt empört jede weitere Erörterung ab. Er hat vom Großvater gelernt, Wiesenburg als eine selbstverständliche Verpflichtung auf sich zu nehmen und eher das Äußerste zu versuchen, als sich im „Goldnen Sarg" des Geldes — so ist der letzte Teil des Buches benannt — zur Ruhe zu legen. Allein Fried, todkrank, unterschreibt den Kaufvertrag von Wiesenburg und legt sich zum Sterben. Archi, von Gerda nach Hause gerufen, hebt, sinnlos vor Schmerz, Wut und Verzweiflung, gegen die Mutter als die Zerstörerin der guten Kräfte eines tüchtigen Geschlechtes die Faust. Sie hat die sichere Heimat kampflos, leichtfertig um elendes Geld abgegeben. Und nur einen Trost gibt es für den Jungen, der vor Scham und Schmerz bitterlich weinend sich auf Umwegen zur Bahn und zur Stadt zurückstiehlt. Es sind die Worte, die der alte treue Diener und Spielgefährte der Kinder spricht:

„Jung', nu loat di dat moal segge von mi: Allerwärts schient de Sonnke un allerwärts pust de Wind. Glöw mi dat man drist! Für di is dat schwer, ganz barbarsch schwer is dat Runtergehn von Wiesenburg. Hol der Schinder! Da is je nuscht nich zu reden! Man halt dir man stramm, Archi! Kiek mal, so jung, wie du noch sein tust. Hoal di stramm, Jung'! So veel will eck di bloßig segge. Tu dich man so recht vornehmen, daß du mal wieder wirst festsitzen auf'm Land. Und wenn nich in Wiesenburg, hernach woanders. Das nimm dich man vor. Du hast immer auf mir gehört, nu hör auch diesmal auf mir. Loat di man nich wo unnerkreege, Jung'! Man joa nich! Immer die Ohre steifhalten, Archi! Dat is immer die Hauptsach' ins menschliche Leben!

Zwischen den Völkern

Philipp Gibbs / Verwandte Welten

Von Otto Doderer

Sir Philipp Gibbs wird von seinen britischen Landsleuten geschätzt als Verfasser unterhaltsamer, aber stets geistvoller Gesellschaftsromane. Auch in Deutschland ist er bereits bekannt geworden, zuerst durch den Roman „Ewiges Suchen" (Weltstimmen Jahrgang 1935, S. 282 ff.) und dann durch seinen Roman „Zwischen Ja und Nein". Hier offenbart er sich als Kenner der Zustände Europas in den Nachkriegsjahren. In dem Bericht vom Eheschicksal eines aus dem Krieg heimgekehrten jungen englischen Offiziers gibt er ein Bild vom Zusammenbruch der menschlichen Gesellschaft in England und auf dem Kontinent, streift er durch die Kämpfe der Freiheitsbewegung in Irland, über die Schlachtfelder in Frankreich, die Hungerdistrikte in Rußland und die Not des damals durch den Versailler Vertrag geknebelten Deutschland.

Noch unmittelbarer und aktueller aber berührt uns sein Roman „Verwandte Welten". Er stellt darin die beiden blutsverwandten Völker Englands und Deutschlands gegenüber — „Blood Relations" lautet der Titel der englischen Ausgabe — und wird zu einem warmherzigen und aufrichtigen Fürsprecher des neuen Reiches. Die Handlung ist sehr einfach aufgebaut, fast phantasielos in ihrer Gerad-

linigkeit, und auch die Gedanken erheben sich in ihrer trockenen Sachlichkeit nicht wesentlich über Gemeinplätze. Dennoch ist höchst lehrreich für uns, was uns da ein gebildeter Engländer an Einblicken in die Mentalität der beiden Nationen gewährt, gerade weil es vielleicht landläufige Ansichten einer bestimmten Schicht sind. Daß der englische Schriftsteller nicht ganz frei ist von einer letzten Spur von Einseitigkeit (namentlich in seiner Auffassung der Kriegsursachen; gab es in Deutschland wirklich irgendwo vor dem Krieg eine Spur von Haß gegen England?), daß sich auch in die Übersetzung kleine äußerliche Irrtümer über deutsche Verhältnisse eingeschlichen haben (z. B. war ein bayrischer Graf nicht ohne weiteres Mitglied des Herrenhauses in Berlin, das ja eine preußische Einrichtung war) und daß die Deutschen typenhafter gezeichnet sind, während die Engländer weit individuellere Züge haben — das spielt bei dem tiefen Verständnis, das er sonst für uns Deutsche zeigt, und bei seinem redlichen Bemühen um eine kritische Haltung seinem eigenen Volk gegenüber kaum eine Rolle.

Der Held seines Buches kommt nicht etwa aus dem deutschen Bürgertum — er ist ein Vertreter des Hochadels, der Sohn eines in Bayern begüterten Reichsgrafen. Er heißt Graf Paul von Arnsberg. Er hat bereits in Heidelberg sein Staatsexamen gemacht, als er im letzten Jahre vor dem Krieg noch die Universität Oxford besucht, um seine Studien im Ausland fortzusetzen. Es kommt ihm zustatten, daß er eine englische Erzieherin hatte und infolgedessen auffallend gut englisch spricht. Trotzdem fällt es ihm zunächst schwer, sich an das seltsame Wesen der englischen Studenten zu gewöhnen. Sie haben recht ungezwungene Manieren, vor nichts Respekt, keine Höflichkeit, kein Gefühl für Würde und sind immer zu Hänseleien aufgelegt.

Besonders ihre Art des Humors macht dem Deutschen zu schaffen. „In England gibt es nichts Heiliges oder Ehrwürdiges", sagt einmal einer seiner Kommilitonen, und ein anderer ergänzt: „Und wenn wir wirklich glauben, etwas sei heilig und ehrwürdig: wir reden nicht darüber; so spricht man zum Beispiel nie über die Ehre der eigenen Mutter." Der deutsche Graf bewegt sich unter ihnen ein wenig tölpelhaft, steif und förmlich. Am zweiten Tag nach seiner Ankunft legt er bereits sein Einglas ab. Später berichtet er in einem Brief an seinen Bruder: „Die Oxforder Studenten sind schwer zu verstehen, aber sie sind außerordentlich gutmütig und besitzen eine kindliche Auffassung von Humor, die als Leg-pulling bezeichnet wird. Vielleicht fassen wir Deutsche das Leben ein wenig zu ernst auf. Diese Engländer weigern sich, überhaupt irgend etwas ernst zu nehmen. Das ärgste Verbrechen, das man in ihrer Gegenwart begehen kann, ist, auch nur die leiseste Spur von Gefühl oder Romantik zu verraten. Sie verbergen ihre Ideale und ihre heiligsten Empfindungen hinter großer Redseligkeit. Selbst ihren König und ihre Königin belegen sie mit den lächerlichsten Namen. Sie nennen sie den Kagga und die Quagga. Tatsache ist, daß die Engländer in unserem Sinne keinen Patriotismus, keinen militärischen Geist und keinen Ehrenkodex kennen. Trotzdem fange ich an, sie gern zu haben. Sie besitzen bestimmte geheimnisvolle und nur schwer zu definierende Eigenschaften, die bezaubernd sind. Eine dieser Eigenschaften ist vielleicht ihre Ungezwungenheit und eine zweite der Mangel an Klassenbewußtsein."

Paul befreundet sich mit einem der Studenten und verlebt eine Woche mit ihm in der Familie, die ein altes Gutshaus in der Grafschaft Sussex bewohnt. Der Vater ist der Oberst a. D. Sir Middleton. Das englische Familienleben ist für Paul genau so befremdlich wie das Studentenleben. Die Kinder zeigen keinen Respekt vor den Eltern, und die Dienerschaft wird durchaus familiär behandelt. Ein jüngerer Bruder seines Freundes neckt Paul als „Märchenprinzen aus dem Land der Würste", und der Oberst, der ihm im übrigen sehr wohlgesinnt ist, belächelt ihn als den „Hackenklapper". Paul hat immerhin schöne Tage bei den Middletons. Er verliebt sich in Audrey, die Schwester des Freundes.

Als er Abschied nimmt, lädt er die beiden Geschwister ein, die Ferien in Garmisch auf dem Besitztum seines Vaters zu verbringen.

Der Vater Pauls ist kein Freund der Engländer. Einmal unterhalten sich die beiden über Politik. Paul erklärt: „In den Engländern ist kein Falsch. Sie sind auf Deutschland keine Spur eifersüchtig, da sie von Deutschland gar

nichts wissen." Der alte Graf erwidert: „Darin hast du recht, mein Sohn. Sie haben von Deutschland keine Ahnung. Das liegt an ihrer nationalen Unbildung. Sie sind zu hochnäsig, um sich über die größte Nation der Welt den Kopf zu zerbrechen, weil sie sich für das Salz der Erde halten. Vor ein paar Tagen dinierte ich mit ihrem Botschafter in Berlin. Er erzählte mir, ihr Außenminister, Sir Edward Grey, spreche weder französisch noch deutsch. Unglaublich! Aber die Engländer meinen, jeder müsse ihre Sprache lernen, die nach meiner Ansicht im Vergleich zu unserem edlen Deutsch recht ärmlich ist."

Im Gegensatz zu seinem Vater ist Pauls Bruder von den Engländern begeistert, wie er dem englischen Freund gegenüber gesteht: „Ihr Engländer seid die geheimnisvollsten Menschen, die es gibt. Wir Deutschen können euch nicht begreifen. Ihr erscheint stark konservativ und seid in Wirklichkeit liberaler als irgendeine andere Nation. In unseren Augen seid ihr etwas unintellektuell, und doch erzeugt euer Land große Dichter, Philosophen und Denker. Ihr seid eine Nation von Sportsleuten und nehmt trotzdem den Sport bei weitem nicht so ernst wie wir. Ihr erweckt den Eindruck, als wäret ihr hochmütig, und steht doch euren Einrichtungen und Gebräuchen kritisch gegenüber." Der Engländer tut darauf den Ausspruch: „Wir lieben es nicht, unser Inneres zu enthüllen. Wir tragen Masken vorm Gesicht, die uns schon in der Kinderstube aufgesetzt werden. Wir haben verzweifelte Angst vor Leidenschaft, seelischen Erschütterungen und allen übersteigerten Gefühlen. Wir tun, als wären wir sehr stumpfsinnig, aber wir sind nicht die Esel, für die man uns hält."

Audrey und Edward Middleton gefällt es ausgezeichnet auf Schloß Arnsberg bei Garmisch, mit dem ihr bescheidenes Herrenhaus in England den Vergleich nicht aushalten kann. Sie haben nur Bedenken, soviel zu essen. Es vergeht kaum eine Stunde, ohne daß ihnen irgendeine Erfrischung angeboten wird. „Ich futtere mir hier noch einen Bauch an", verkündet Edward seiner Schwester. Er mag auch nicht „dies blöde Hackenzusammenklappen", und er verabscheut die Art, mit der der alte Graf seine Leute herunterputzt: „Deutsche Disziplin — du lieber Gott." Im übrigen vertilgt er Unmengen des wohlschmeckenden bayrischen Bieres. Audrey hingegen ist meist mit Paul zusammen. Sie wehrt sich zwar lange gegen jeden Annäherungsversuch: „Sie werden immer so sentimental." Aber als sie dann wieder heim fährt, sind sie und Paul entschlossen, sich zu heiraten. Die Eltern der beiden geben wegen der verschiedenen Nationalität nur widerwillig ihre Einwilligung.

Im Mai 1914 ist die Hochzeit in der englischen Dorfkirche. Der deutsche Graf, der „sehr deutsch" ist, hat nun eine Frau, die „englisch ist bis auf die Knochen". Sie wohnen in Deutschland, auf Schloß Arnsberg. Das erste Heimweh in dem fremden Land überwindet Audrey leichter, weil sie sich darauf freut, daß ihre beiden kleinen Brüder sie besuchen wollen. Aber dann bricht der Krieg aus. Alle Fäden mit ihrem Heimatland sind zerschnitten. Sie spielt mit dem Gedanken, Deutschland zu verlassen. Aber sie harrt aus, zumal sie ein Kind erwartet.

Paul muß als Reserveoffizier an die Front. Sie bleibt um so verlassener zurück in den furchtbaren Qualen ihrer zwiespältigen Gefühle. Selbst in ihre mütterliche Zärtlichkeit fällt noch ein Unterton eines verhaltenen Grolls. Wenn die Glocken bei den deutschen Siegen läuten, hält sie sich die Ohren zu oder vergräbt den Kopf unter ihrem Kissen. Die Menschen in ihrer Umgebung behandeln sie mit großer Schonung und aller Liebe; aber manchmal hört sie doch häßliche Bemerkungen über England, wenn auch der verwundete Bruder ihres Mannes behauptet, die meisten seiner Kameraden möchten die Engländer gern, „besonders, wenn sie gegen sie gekämpft haben". Sie lernt sehr tapfer, „ihrer Seele zu entfliehen".

Paul wird an der Somme verwundet und kommt in englische Gefangenschaft. Er hat nicht aufgehört, pro-englisch zu empfinden; aber er ist ein pflichtreuer und tüchtiger deutscher Soldat. Er macht einen Fluchtversuch aus dem Gefangenenlager, wird jedoch wieder gefaßt. Ein zweiter Versuch glückt. Er kommt wieder zu seinem Truppenteil, kurz vor Ausbruch der Revolution.

Dann kehrt er heim zu seiner Frau.

Die lange Trennung hat sie einander entfremdet. Sie hatte viel mit sich allein abzumachen

gehabt, und er ist ihrer nicht mehr so gewiß wie einst und ernst und nachdenklich geworden. Aber Audrey ist sehr zärtlich zu ihrem Gatten, und so finden sie bald ihre Liebe wieder. Ihr Sohn ist jetzt fünf Jahre alt geworden.

Paul setzt sein Vertrauen auf die vierzehn Punkte Wilsons. „Auch die Engländer werden einen Frieden im Geiste des fair play schließen", meint er. Er wird entsetzlich enttäuscht, als die Friedensbedingungen bekannt werden. „Das ist kein anständiges Spiel", ruft er aus, „es ist eine schamlose Verschwörung gegen die Hoffnungen aller anständig denkenden Männer und Frauen. England ist doch verräterisch und ehrlos!" Audrey versucht, ihn zu beruhigen. „Schmähe nicht England", sagt sie, „weil seine Politiker sich gemein betragen haben. Wir leben noch immer mitten im Kriegswahnsinn. Kein Volk ist normal. Sie sind alle ein bißchen verrückt. Habe Geduld, Liebster! Vielleicht dauert es gar nicht mehr lange, bis die Vernunft wieder siegt."

Bei einem Besuch in England, zu dem sie, die jetzt „ihren Stolz als deutsche Frau" besitzt, endlich die Möglichkeit hat, erfährt sie die Meinungen ihrer Landsleute. Auch dort hat sich vieles geändert. Die reichen Familien verarmen, die Jugend ist ungezügelt. „Der Krieg hat uns böse mitgespielt", sagt ihr Bruder Edward, „er war ein etwas kostspieliges Vergnügen."

Eine Schwägerin von ihr, die unsympathischste Person in ihrer Familie, die Tochter eines Kriegsgewinnlers, verkündet: „In England sind die meisten von uns der Ansicht, daß die einzigen guten Deutschen die Toten sind. Nach all ihren Grausamkeiten betrachten wir sie als Barbaren." Aber deren Mann beteuert: „Ich zum Beispiel habe vor den Deutschen größte Hochachtung, aber ich habe ja auch gegen sie gekämpft", und er fügte hinzu: „Die Nichtkämpfer sind stets am grausamsten." Sein Bruder Edward pflichtet ihm bei, er ziehe die Deutschen sogar den Franzosen, „unseren undankbaren Verbündeten", vor.

Die ganze Zeit der Nachkriegsjahre zieht dann in dem Buch an uns vorüber: die Jahre des Hungers und der sittlichen Verwilderung unter der Blockade, der Inflation, der Ruhrbesetzung, der Last der Reparationen. Der Locarno-Vertrag wird abgeschlossen, Deutschland tritt in den Völkerbund ein. Aber: „Die vor dem Völkerbund ausgetauschten heiligen Versprechungen wurden nicht erfüllt. Frankreich verlangte neue Sicherheiten und verstärkte seine Verteidigungslinie längs der Grenze. Die versprochene allgemeine Abrüstung in Europa unterblieb. Nur Deutschland war entwaffnet." Dann wird Adolf Hitler Kanzler. Audrey sieht mit Stolz ihren Sohn als Fahnenträger vor der Hitler-Jugend am Führer vorbeimarschieren.

Die Beziehungen der beiden Länder erschienen wieder gespannt, als der Führer eine Klausel des Locarno-Vertrags für ungültig erklärte und deutsche Truppen in das Rheinland entsandte. Den Liberalen und Radikalen in England fehlte jedes Verständnis für ein Regierungssystem, das ihrer eigenen Überlieferung so fremd war und das in ihren Augen die Verwerfung jenes extremen Individualismus bedeutete, den sie als göttliches Recht der Menschen betrachteten, selbst wenn er Unordnung schuf und die Nation schwächte. Die Wiederaufrüstung Deutschlands erregte in englischen Kreisen viel Sorge. Sie wollten nicht glauben, daß sie nur zu Verteidigungszwecken, zur Sicherung der Unabhängigkeit und Befriedigung deutschen Stolzes geschah.

Bei einem späteren Besuch Audreys in England mit ihrem Mann und ihrem Sohn fühlt sie, daß sich die Haltung des englischen Volkes Deutschland gegenüber gewandelt hat. „Besonders die jüngeren Menschen kamen ihnen mit herzlicher Freundschaft entgegen." Sie gesteht ihrem Mann, daß nun allmählich ihre Angst schwinde. „Nur die alten Leute reden von einem nächsten Krieg!" Paul aber ist an diesem Abend von einer Feier der britischen Legion zu Ehren der deutschen Frontsoldaten zurückgekommen, und er erzählt begeistert: „Wir schieden voneinander mit dem Gelöbnis in unseren Herzen, daß, was auch geschehen möge — welche Zwistigkeiten auch immer auf politischem Gebiet sich ereignen würden, es nie wieder Krieg zwischen unseren beiden Völkern geben dürfe. Audrey, meine liebe, kleine Frau: unser Sohn, halb Engländer, halb Deutscher, wird nie gegen sein eigenes Blut zu kämpfen brauchen."

So schließt das aufschlußreiche Buch dieses ehrenwerten Engländers und guten Freundes der Deutschen.

Hans Fallada / Wolf unter Wölfen

Von Karl Blanck

In diesem Buche hat Hans Fallada den Roman der Inflationszeit geschrieben mit ihren seelischen und moralischen Verwirrungen — das Kulturbild einer überwundenen Epoche, von dem er selbst sagt: „Wolf unter Wölfen' ist ein Buch von sündigen, sinnlichen, schwachen, irrenden, haltlosen Menschen, von Kindern einer zerfallenen, irren, kranken Zeit. Aber auch von einigen Aufrechten, Mutigen, Gläubigen . . . So wollte der Autor ein Bild jener Zeit malen, die so nahe und doch so völlig überwunden ist. Aber vielleicht geziemt es dem Geretteten, überstandene Gefahr nicht ganz zu vergessen, sondern ihrer gedenkend sich doppelt der glückhaften Rettung zu freuen . . ." Von einigen Einzelheiten abgesehen, erweist Hans Fallada sich in diesem wahrhaften Zeitdokument zugleich wieder als ein echter Erzähler von ungewöhnlicher Gestaltungskraft, der die deutsche Erzählungstradition im Sinne Wilhelm Raabes mit neuen Mitteln weitertreibt.

Berlin, Georgenkirchstraße, dritter Hinterhof, vier Treppen, Juli 1923; der Dollar steht — heute morgen noch — auf 414 Tausend Mark. An diesem Tage also wollen Wolfgang Pagel und Petra Ledig, genannt Peter, heiraten. Sie wollen es wenigstens. Vorläufig aber hat das Mädchen Peter nicht einmal etwas anzuziehen, und Wolfgang Pagel, Fahnenjunker a. D., Sohn aus gutem Hause, zur Zeit eben wegen seines Mädchens mit seiner Mutter verkracht (und auch sonst zur Zeit ziemlich verkracht) hat kein Geld, ihr ein anständiges Kleid zu kaufen, kein Geld für die Gebühren beim Standesamt, kein Geld für die Miete bei der schmierigen Frau Thumann („und Kaffee is nich ohne Jeld") — nichts, nichts — als den Glauben an sein Glück — Glück im Spiel, das ihn den ganzen Abend einmal wieder im Stich gelassen hat . . .

Junger Mann, das sind keine sehr soliden Grundlagen für eine Ehe und ein eigenes Heim! Haben Sie denn gar kein Verantwortungsgefühl? . . . Und du, armer kleiner Peter, wie wird es dir ergehen! Wir leben doch nicht mehr im Märchen! Oder glaubst du das wirklich noch, weil du „eine kleine Verkäuferin, ein uneheliches Kind, das gerade am Versacken gewesen war", das Wunder der großen Liebe erfahren hast? Davon kann man doch noch nicht leben!

Inzwischen wartet übrigens Mama Pagel immer noch, wie an jedem andern Tage, so auch heute Morgen auf ihren großen dummen Jungen, der ja doch einmal seine Irrtümer mit dieser beinahe gewerbsmäßigen Spielerei und diesem beinahe ebenso gewerbsmäßigen kleinen Mädchen einsehen muß . .

Und mit dem Morgenzug von Ostade her trifft auch gerade eben der frühere Rittmeister und jetzige Rittergutspächter von Prackwitz auf Neulohe in dieser „elenden und verdammten Dreckstadt" ein; denn er braucht mindestens 60 Leute, die er draußen nicht kriegen kann, um die Ernte hereinzubringen.

Jawohl, eine gute, fast eine Bombenernte stand auf den Feldern, eine Ernte, die diese Verhungerten in der Stadt sehr wohl hätten gebrauchen können, und er mußte alles stehenlassen, einem jungen, etwas verlotterten Bengel von Inspektor übergeben und in die Stadt fahren und um Leute flehen. Denn es war seltsam und völlig unverständlich: je größer das Elend in der Stadt wurde, je knapper dort das Brot und je mehr nur noch das Land wenigstens die auskömmliche Nahrung bot, um so mehr drängten die Leute in die Stadt. Es war wirklich wie mit den Motten, die von der tötenden Flamme gelockt werden!

Nein — es ist wirklich kein Glückstag, dieser gewitterschwüle Hochsommertag des Unheilsjahres 1923, als der Dollar — vorläufig noch — auf 414 Tausend stand — für uns alle nicht, für Wolfgang Pagel und Petra Ledig nicht, für Mama Pagel und auch für Herrn Rittmeister von Prackwitz nicht! Und die schwammige Frau Thumann rückt noch immer kein Frühstück heraus:

Warten Sie noch imma? fragte sie. Ick hab doch schon gesacht: Kaffe is nich ohne Jeld.

Hören Sie, Frau Thumann, sagte Wolfgang eilig, Ich will gar keinen Kaffee. Ich gehe jetzt sofort mit unseren Sachen zum Onkel. Und unterdeß geben Sie der Petra Schrippen und Kaffee, sie ist ja halb verhungert.

Kein Laut hinter seinem Rücken.

Und mit dem Geld komme ich dann auf der Stelle zu Ihnen und bezahle alles, behalte nur so viel für mich, daß ich in den Grunewald fahren kann. Da habe ich einen Freund, vom Militär her, Zecke heißt er, von Zecke, der pumpt mir sicher was . . .

Er wagte jetzt einen Blick ins Zimmer. Geräuschlos hatte sich Petra aufs Bett gesetzt, saß dort mit gesenktem Kopf, er sah ihr Gesicht nicht.

So?! antwortete die Thumann, halb fragend, halb drohend. An det Frühstück for det Mächen soll es nich fehlen — heute nich un morgen ooch noch nich — aba wie is es denn mit de Trauung? — . . . In der Pfandleihe werden Se anstehen müssen und Grunewald is weit. Ick hör imma Trauung, aber ick trau nich!

Und wahrhaftig — Frau Thumanns Unglauben behält für diesmal Recht gegenüber der Gläubigkeit der beiden Brautleute: Wolfgang tut beim Onkel auf der Pfandleihe wie bei seinem allzu reich gewordenen Freunde Zecke diesmal einen rechten Metzgergang; es bleibt schließlich nur noch ein Besuch bei der Frau Mama übrig. Sie empfängt den verlorenen Sohn recht mütterlich und ist gern bereit, ihm ein Kalb zu schlachten — vorausgesetzt allerdings, daß er das Mädchen Peter sitzen läßt — nebenbei bemerkt, sitzt das Mädchen Peter schon lange nicht mehr in ihrem Zimmer, Georgen-Kirchstraße 3, Hinterhof vier Treppen, sondern ganz woanders — nämlich auf der Polizeiwache. Der Hunger und die schlechte Behandlung bei der Thumannschen, bange Erwartung und halbe Verzweiflung haben sie, mit nichts weiter am Leibe als einem alten Sommerpaletot von Wolfgangs Vater selig, zunächst in den Hausflur getrieben und dort dem fürsorglichen Polizeiwachtmeister Gubalke in die Arme geführt. Daraus wird dann durch einige unvorhergesehene Zwischenfälle alsbald ein Fall Petra Ledig, der die junge Braut an ihrem Hochzeitstage statt zum Standesamt mit der „grünen Minna“ in das Polizeigefängnis auf dem Alexanderplatz führt. Und dem glücklichen Bräutigam bleibt nichts anderes übrig, als an Stelle des mütterlichen Segens aus der Pagelschen Wohnung ein ihm gehöriges, aber auch der Mutter teures Bild des seligen Vaters mitzunehmen, um es beim Kunsthändler in ein übrigens sehr reichliches Lösegeld für die entführte Braut umzusetzen. Sehr schön ist das ja nun auch nicht gerade gehandelt:

Oh . . .! hat die Mutter gestöhnt, aber in ihm löst das nur eine tiefe Freude aus. Es ist hungrige Zeit, Wolfzeit. Die Söhne haben sich gegen die eigenen Eltern gekehrt, das hungrige Wolfsrudel fletscht gegeneinander die Zähne — wer stark ist, lebe! Aber wer schwach ist, der sterbe! Und er sterbe unter meinem Biß!

Sei stark, Wolfgang Pagel, du wirst es brauchen können — auch auf dich wartet vielleicht schon der tödliche Biß! Rasch zur Thumannschen, hingeblättert die Millionen: geht in Ordnung! — rasch weiter zur Polizeiwache — aber von dort geht es so rasch nicht weiter. Es gibt erst eine regelmäßige Befragung und dann eine sehr eindeutige, dabei aber recht mißverständliche Auskunft in Sachen Petra Ledig, betreffs Lebenswandel der Sistierten laut teilweisem eigenen Eingeständnis der besagten Person. Und wenn auch die amtlichen Feststellungen nicht ganz stimmen, so müssen sie einen feinfühligen Liebhaber in seinen hochzeitlichen Empfindungen doch schwer genug verstimmen.

Aber auch Rittmeister von Prackwitz hat entschieden Pech gehabt. Zwar trifft er im Hotel-Café in der Friedrichsstadt unverhofft seinen alten Kriegskameraden Oberleutnant von Studmann, aber . . .

Herr von Studmann stand in der Halle, tadelloser Gehrock, spiegelnde Schuhe (zu so früher Stunde!), und schien einen Augenblick über das Wiedersehen etwas verlegen. Aber der Rittmeister merkte in seiner Freude, einen Gefährten für zwei Stunden Wartezeit gefunden zu haben, nichts davon.

Studmann, Alter — großartig, daß ich dich mal wiedersehe! Ich habe zwei Stunden Zeit für dich. Hast du schon Kaffee getrunken? — Ich will grade — zum zweiten Male, heißt das. Aber der erste auf dem Schlesischen rechnet nicht, er war schauerlich. Wann haben wir uns eigentlich das letztemal gesehen? In Frankfurt — zum Offizierstreffen? Na, egal, jedenfalls bin ich froh, dich mal wiederzusehen. Aber kommt doch, da drinnen sitzt man ganz gemütlich, wenn ich mich recht erinnere . . . Oberleutnant von Studmann sagte sehr leise und deutlich, aber etwas mühsam: Gerne, Prackwitz — sobald es meine Zeit erlaubt. Ich bin nämlich — äh — Empfangschef in diesem Laden. Ich will nur erst mal die Gäste vom Neun-Uhr-Vierzig-Zug . . .

Au verdammt! sagte der Rittmeister plötzlich ebenso leise und ganz verdüstert. Die Inflation, was —? Diese Gauner! Na, ich kann auch ein Lied singen!

Herr von Studmann — trug schon beim Rrr'ment den Spitznamen „Das Kindermädchen“ — hört sich die ganzen Sorgen des Rittmeisters mit geduldiger Teilnahme an:

Du denkst vielleicht, der Prackwitz ist fein raus, er hat ein Rittergut und ist ein großer Mann. Aber ich sitze nicht fest, ich muß sehr vorsichtig sein. Neulohe gehört nicht mir, es gehört meinem Schwiegervater, dem alten Herrn von Teschow — und der alte Knabe hat den Pachtzins nicht billig gemacht, das kann ich dir sagen —, der alte Mann liebt mich nicht, der nimmt mir die Klitsche bei dem kleinsten Anlaß sofort wieder ab.

Es liegt auch ein bißchen an Herrn von Prackwitz selbst; er ist manchmal ein bißchen hitzig, lange nicht so bedachtsam und so korrekt wie Herr von Studmann, das Kindermädchen, und so hat er es sich auch selbst zuzuschreiben, wenn ihm die neuangeworbenen Schnitter nebst 30 guten echten Papierdollar gleich am Schlesischen Bahnhof wieder durch die Lappen gehen.

Schwerbetrübt kehrt er in das Hotel-Café zurück, um seinen neuen Kummer in die Freundesbrust auszuschütten. Aber auch den bedachtsamen und korrekten Herrn von Studmann hat inzwischen der Nackenschlag des Schicksals getroffen. Die dunklen Mächte, die über dieser Zeit und über diesem gewitterschwülen Sommertag wallten, aus dem nun schon die ersten Blitze niederzucken, haben sich als ihr Werkzeug den Reichsfreiherrn von Bergen ausersehen, der offenbar eigens aus der sicheren Obhut des Sanatoriums entsprungen ist, um einen großen Skandal um den korrekten Empfangschef zu entfesseln, der zwar für das Verhalten des unerbetenen Gastes nicht gerade verantwortlich ist, aber für die Folgen verantwortlich gemacht wird. Der entsprungene Freiherr bestellt endlose Mengen von Alkohol auf sein Zimmer, lockt durch fortgesetzte Beschwerden eine Anzahl Opfer aus dem Hotelpersonal und schließlich auch den Empfangschef auf Nr. 37, zwingt die Unglücklichen mit vorgehaltenem Revolver sich auf sein Kommando sinnlos zu betrinken — zu seinem reinen Privatvergnügen, versteht sich — bis er von Studmann überwältigt und von dem herbeigeeilten Irrenwärter in Empfang genommen wird. Aber da so etwas in einem gutgeleiteten Hotel eben nicht vorkommen oder wenigstens nicht auffallen darf, so ist es mit Herrn von Studmanns Laufbahn auf diesem Gebiete vorläufig vorbei . . .

Das Endergebnis aller dieser Schicksalsscherze ist jedenfalls, daß die Herren von Prackwitz und von Studmann erst einmal im Weinkeller von Lutter und Wegner Trost suchen und dort den ehemaligen Fahnenjunker Pagel, den sie noch als „Granatenpagel" vom Baltikum her in guter Erinnerung haben, in einem sehr fragwürdigen Zustand auflesen. Herr von Studmann bewährt sich wieder einmal als das Kindermädchen vom Rrr'ment:

Und was tun Sie jetzt?

Jetzt? Pagel sah langsam von einem zum andern, als müsse er erst sehr genau über seine Antwort nachdenken. Ja, ich weiß selber nicht genau . . . Irgendwas . . .

Er machte eine vage Handbewegung.

Aber Sie müssen doch irgend etwas getan haben in den vier Jahren seitdem! sagte von Studmann freundlich. Irgendwas angefangen, sich beschäftigt, ausgerichtet — wie?

Sicher, sicher! stimmte Pagel höflich zu. Und fragte mit der klarsichtigen Bosheit des Angetrunkenen: Wenn ich mir die Frage erlauben darf, Herr Oberleutnant — Sie haben viel ausgerichtet in diesen vier Jahren —?

Von Studmann stutzte, wollte sich ärgern, dann lachte er. Recht haben Sie, Pagel! Gar nichts habe ich ausgerichtet. Wie Sie mich hier sehen, habe ich vor sechs Stunden netto wieder einmal völlig Schiffbruch erlitten. Und ich wüßte wirklich nicht, was ich mit mir anfangen sollte, wenn der Rittmeister mich nicht auf sein Gut nähme — als eine Art Lehrling. Prackwitz hat nämlich ein großes Gut in der Neumark.

Vor sechs Stunden Schiffbruch, wiederholte Pagel und überhörte völlig das Gut. Komisch ist das.

Wieso ist das komisch, Pagel —?

Ich weiß nicht . . . Vielleicht, weil Sie jetzt hier Ente mit Weinkraut essen — vielleicht kommt es mir darum komisch vor.

Was das betrifft, sagte von Studmann, jetzt seinerseits boshaft, so sitzen Sie doch auch hier und trinken einen Steinwein. — Übrigens in solchen Mengen genossen viel zu schwer, Ente wäre Ihnen auch besser.

Natürlich, stimmte Pagel bereitwillig zu. Ich habe auch schon daran gedacht. Nur, Essen ist schrecklich langweilig, Trinken ist viel leichter. Und außerdem habe ich noch was vor.

Es ist gewiß nichts Gutes, was er vorhat — nämlich die Roulette darüber entscheiden zu lassen, ob er am Leben, am Leben ohne seinen kleinen Peter, bleiben soll oder nicht, und es ist darum ganz gut, daß sich die beiden Freunde seiner annehmen und ihn nicht mehr aus den Augen lassen, bis die Nacht dieses Schicksalstags vorüber ist und bis sie ihn dann nach einem letzten vergeblichen Versuch, ins Polizeigefängnis vorzudringen und dort Petra noch einmal selbst zur Rede zu stellen, ebenfalls nach Neulohe in ein neues Leben mithinübernehmen.

So bleibt Petra auf dem „Alex" allein in sicherer Hut zurück — oder vielmehr nicht allein, denn dort lernt sie nach einigen nicht gerade sehr erfreulichen Zwischenfällen die Mutter Krupaß kennen, die zwar auch nur eine arme Sünderin ist, aber ein gutes Herz hat und ihr eine solidere Grundlage und eine bessere Bleibe bieten kann, als sie in der Georgenkirchstraße, dritter Hinterhof, vier Treppen, besessen hat. Wir dürfen sie also einstweilen mit gutem Gewissen ihrem weiteren Schicksal überlassen und ebenfalls die Reise nach dem Rittergut Neulohe antreten.

Aber auch draußen auf dem Gute ist an diesem spannungsreichen Gewittertag alles durcheinandergeraten. Die Giftsaat dieser kranken Jahre geht auf, die alles fruchtbare und gesunde Leben bedroht. Auch hier ist die Wolfszeit angebrochen; hungrige Raubtiere sind die Menschen geworden — gierig verschlingen sie, was ihnen zwischen die Zähne gerät. Wehe dem, der nicht auf der Hut ist!

Herr von Prackwitz ist jedenfalls nicht auf der Hut gewesen, als er dem „verlotterten Bengel von Inspektor", dem kleinen Meier, auch Negermeier genannt, allein die Aufsicht über die Erntearbeit überließ. Nichts als Dummheiten richtet dieser kleine Herr Meier an — und recht bedenkliche Dummheiten dazu: erst verursacht er beinahe einen kleinen Waldbrand, als er nach einer durchlotterten Nacht in der Mittagshitze eindöst, statt auf die Arbeit zu achten —, und natürlich versäumt er auch den rechten Augenblick, den fertigen Teil der Ernte noch vor dem Gewitter hereinzubringen. Und da er ja nun doch einmal hinausgeworfen wird, so betrinkt er sich schon am hellen lichten Tage und richtet durch seine sinnlosen Schwätzereien immer schlimmere Verwirrung an.

Auch Fräulein Violet, genannt Weio, das frühreife und schon recht unternehmungslustige Töchterchen des Herrn von Prackwitz, ist nicht auf der Hut, als sie sich ausgerechnet den vorlauten Negermeier als Liebesboten erwählt. Und da es sich bei dem Liebsten, einem geheimnisvollen „Leutnant Fritz", um den Hüter eines geheimen Waffenlagers für einen bevorstehenden Putsch gegen die Regierung handelt, so wird die Schwatzhaftigkeit des betrunkenen Inspektors zu gefährlicher Verräterei. Nur durch einen glücklichen Zufall gelingt es ihm, sein Leben zu retten und noch einem erfolgreichen Beutezug auf den Geldschrank des Gutsherrn noch rechtzeitig vom Schauplatz seiner Taten zu entwischen.

Da ist aber noch jemand, mit dem Herr von Prackwitz rechnen muß, ein wahrer Werwolf, dem er auf jeden Fall unterlegen ist — nämlich sein Schwiegervater, der Geheime Ökonomierat von Teschow — ein Mann, der trotz seiner siebzig Jahre und seiner jovialen Umgangsformen ganz ausgezeichnet in diese Wolfszeit hineinpaßt. Er ist ein alter, gerissener Fallensteller, der immer aufs Ganze geht, sich nie lange bei Kleinigkeiten aufhält und fest entschlossen ist, dem unbeliebten Schwiegersohn den Hals abzudrehen und ihm mit Hilfe eines geradezu genialen Pachtvertrags von Haus und Hof zu vertreiben.

Herr von Studmann, der die Gefahr in ihrem vollen Umfang erkennt, hat keinen leichten Stand; denn auf den schwachen und unvorsichtigen Prackwitz selbst kann er sich nicht verlassen — eher noch auf Frau von Prackwitz, die zwar ihrem Töchterchen gegenüber noch völlig blind ist, aber sonst das Herz auf dem rechten Fleck hat. Zunächst einmal muß für ausreichende Arbeitskräfte gesorgt werden — und da es mit den Schnittern auf andere Art doch nicht mehr klappt, so zieht eines Tages ein Arbeitskommando aus dem Zuchthaus unter guter Bewachung in ein leerstehendes Gutsgebäude ein — ein ganzes hungriges Wolfsrudel auf einmal . . . „des Teufels Husaren", wie sie sich selbst stolz benennen.

Diese Zuchthäusler auf dem Gut — das ist natürlich für Herrn von Teschow ein gefundenes Fressen — eine willkommene Gelegenheit, moralischen Anstoß zu nehmen, Vertragsverletzungen festzustellen. So beginnt er forsch mit einer munteren Offensive, die aber von Studmann elegant abgeschlagen wird. Gut — dieser ehemalige Empfangschef ist also ein anerkennungswürdiger Gegner — aber so ein Köpfchen wie der Herr Geheimrat von Teschow hat schon längst den weiteren Kriegsplan fertig, und so beginnt er jetzt mit dem vernichtenden Frontalangriff, der die Gegenpartei an ihrer schwächsten Stelle, in Gestalt des allzu hitzigen Rittmeisters von Prackwitz selbst, treffen muß. Einst in ferner Vorzeit haben die Gänse das Kapitol

gerettet — Herr von Teschow aber opfert die seinen als heilige Kampfschar um des Sieges willen, indem er sie selbst durch ein Loch im Parkzaun, das er mit eigenen Händen kunstvoll geschaffen hat, schnatternden Flugs in die weiten Felder des Gutes hineinwehen läßt. Und schon knallen auch ein paar hitzige Schüsse aus des Rittmeisters Büchse, denen Herrn von Teschows Liebling, der majestätische Ganter Attila, und ein Teil seines weiblichen Gefolges zum Opfer fallen. Mit diesem frevelhaften Gänsemord, der die heiligsten Gefühle des Herrn von Teschow schnöde verletzen muß, beginnt ein erbitterter Kampf, dessen Preis der stürmische Herr von Prackwitz mit seiner Pacht, mit seinem Familienglück und allem, was er in diesem Leben besitzt, bezahlen muß.

Das macht der alte Herr auch seiner Tochter unerbittlich klar: Ihr Mann muß auf alle Fälle erst einmal weg — dann wird sich alles weitere finden. Herr von Studmann sucht einen Ausweg: gut — Herr von Prackwitz geht erst einmal für eine Weile als Gast in ein Sanatorium, wo er nach Herzenslust wilde Kaninchen schießen kann — inzwischen wird sich schon alles wieder einrenken lassen.

Aber das Schicksal geht weiter seinen Gang, und die Menschen selbst helfen tüchtig dazu mit. Klein Weio fühlt sich von ihrem Leutnant Fritz verlassen, schickt wieder einen Brief an ihn, ins Leere hinaus, durch den Diener Räder, einen unheimlichen Kerl, korrekt vom Scheitel bis zu den blankgeputzten Schuhen, aber abgründig in seinem verborgenen Triebleben — ein Unhold, wie die Mädchen sich heimlich zuflüstern. In ihrer Hilflosigkeit, die unter aller frühreifen Keckheit durchbricht, möchte Violet sich ein bißchen zu Pagel hinüberflüchten — aber der erkennt jetzt ganz klar, daß er immer noch einzig und allein seiner Petra gehört — und seiner Arbeit, die er mit aller guten Laune erfüllt. Petra erwartet ein Kind — sein Kind, und mit seiner Mutter steht er auch wieder in Verbindung. Es hat sich gezeigt, daß er doch noch zu geordneter Arbeit fähig ist, nicht nur zum Glücksspiel ums Leben, und so wird er sich auch seine Zukunft noch einmal auf besserer Grundlage aufbauen können.

Zur Unzeit kommt der Rittmeister aus dem Sanatorium zurück: Er hat auch dort nichts weiter als neue Dummheiten gemacht und unterwegs noch rasch einen pompösen Horch-Wagen gekauft, obgleich Herr von Studmann seine liebe Not hat, zum 1. Oktober überhaupt das Pachtgeld zusammenzubringen.

Aber Herr von Prackwitz gehört zu den glücklichen Naturen, die für ihre Liebhabereien stets eine praktische Begründung, für jedes neue Spielzeug nachträglich einen bestimmten Zweck ausfindig machen. So hat er sich eingeredet, er müsse sich mit seinem neuen Wagen unbedingt für den geplanten Putsch „zur Verfügung“ stellen und der Preis für das kostbare Fahrzeug würde ihm nach dem Gelingen des Putsches schon von der neuen Regierung vergütet werden.

Durch seine leichtfertigen Streiche und haltlosen Redereien entfremdet er sich endgültig seiner Gattin, die sich desto stärker zu dem besonnenen und in seiner Korrektheit zugleich grundanständigen Herrn von Studmann hingezogen fühlt und schon entschlossen ist, ihren haltlosen und kindischen Mann, mit dem sie schon allzu lange Geduld gehabt hat, dem Haß ihres Vaters zu opfern. Aber der Rittmeister, dessen ganze Begriffswelt in eine unheilbare Verwirrung zu geraten droht, stürzt in aller Ahnungslosigkeit auch seine eigene Tochter, die ihm nur zu wesensverwandt ist, ins Verderben. Der kleine Meier, der es inzwischen in der Stadt zum Großschieber gebracht hat, mischt sich ins Spiel. Er hat etwas von dem Gerede des Rittmeisters aufgeschnappt — jedenfalls genug, um das geheime Waffenlager an die „Schnüffelkommission“ der Entente zu verraten und damit den ganzen Putschplan zum Scheitern zu bringen.

Und als nun Herr von Prackwitz sich zur festgesetzten Stunde mit seinem funkelnagelneuen Wagen und in Gesellschaft seiner Tochter in dem als Versammlungsort der Verschwörer angegebenen Lokal der Kreisstadt einfindet, trifft er dort nur den „Leutnant Fritz“, der Weio wegen ihrer unvorsichtigen Briefschreiberei die Schuld an dem Verrat beimißt und sich so herausfordernd und verächtlich gegen sie benimmt, daß selbst der ahnungslose Rittmeister etwas von den wirklichen Zusammenhängen errät. Es kommt zu einem furchtbaren Zusammenstoß, zum öffentlichen Skan-

dal, durch den sich alle Teile rettungslos entehrt fühlen . .

Aber der Leutnant hat alles verstanden: das Fehlen der Offiziere heute im Lokal, die abgerissene Verbindung mit der Reichswehr . . . Er begreift, daß der ganze Putsch gefährdet ist, diese durch Monate vorbereitete Aktion — und er trägt die Schuld! Nein, sie trägt sie!

Seine Hand auf ihrem Mund, flüstert er in ihr Ohr — und sein Haß entzündet sich immer stärker an diesem weichen, hingebenden, willenlosen Gesicht. Er flüstert: Du, du hast mir nur Unglück gebracht! Du bist mir zum Ekel — ich möchte dich nicht, und wenn du in Gold eingewickelt wärst! Ich ekle mich vor dir; ich schüttle mich, wenn ich an dein Seufzen denke; ich möchte mich selber zerreißen, wenn ich daran denke, daß ich dich mal angefaßt habe! Hörst du, verstehst du mich auch, flüstert er lauter, denn sie hat die Augen geschlossen und liegt wie leblos in seinem Arm. Alles hast du mir kaputt gemacht mit deiner verfluchten, schmierigen Liebe! Höre, du! Wieder lauter, er schüttelt sie. Hör gut zu, wenn das Waffenlager — noch da ist, dann will ich sehen, daß ich morgen falle —. Aber wenn das Waffenlager weg ist, schieße ich mich noch heute nachmittag tot — deinetwegen, hörst du, deiner großartigen Liebe wegen! Er sieht sie an, triumphierend, voller Haß! Sie hängt so leblos in seinem Arm, einen Augenblick wird er irre. Aber er muß ihr doch noch eines sagen, ganz gleich, ob der Kellner ihn jetzt beschwörend an der Schulter rüttelt. Er flüstert ihr ins Ohr: Besuch mich heute abend, verstehst du — Liebste?! Dort!! Ich werde nett aussehen — dein Lebtag sollst du an mich denken, wie ich da liege — mit zerschossenem Kopf!

Ihr Schrei läßt alle auffahren, hinzulaufen. Der Leutnant sieht sich um, wie erwachend.

Da, nehmen Sie sie — ich brauch' sie nicht mehr! schreit er den Kellner an und läßt das Mädchen so plötzlich los, daß es doch auf die Erde sinkt.

Hören Sie mal, heben Sie sie wenigstens auf! schreit der Kellner wütend.

Aber der Leutnant läuft schon aus dem Lokal.

Und das ist das Ende vom Liede: es ist alles zerstört, alles zerbrochen, was zu schwach war, um sich in dieser unerbittlichen Zeit zu behaupten. Frau von Prackwitz bringt in dem schönen neuen Wagen zwei Menschentrümmer mit nach Hause. Bei dem Rittmeister, der seinen Gram vergebens im Alkohol zu ertränken versucht, bricht der Irrsinn aus und deckt gnädig das Untragbare in mildem Vergessen zu. Weio wird ängstlich behütet; aber sie entkommt trotzdem — wie auch einige von den Zuchthäuslern heimlich entwichen sind, um die Verwirrung noch auf die Spitze zu treiben — es zieht sie zu jener Stelle im Walde, wo sie den toten Leutnant neben dem ausgehobenen Waffenlager findet; Naeder, ihr böser Dämon, nimmt sie in Empfang, führt sie mit sich fort, um sie namenlos zu quälen und zu demütigen.

Als sie schließlich entdeckt und ihrer Mutter zurückgebracht wird, ist sie nur noch ein willenloses Geschöpf, das nach allem Furchtbaren, das ihr angetan worden ist, keinen eigenen Gedanken mehr fassen kann, nichts mehr von sich und seiner Umwelt begreift. Herr von Teschow, der das kommende Unheil vorausgesehen hat, zieht sich endgültig von Frau von Prackwitz und den Ihren zurück. Herr von Studmann übernimmt eine andere Tätigkeit.

Der junge Pagel hat lange an der verödeten Stätte ausgehalten, ein einsamer Soldat auf verlorenem Posten; doch er hat sich männlich bewährt und auch in den schwierigsten Augenblicken nicht versagt. Er weiß jetzt genau, was er will: den Menschen helfen — zum Dank dafür, daß sie ihn hart angefaßt haben, weil er noch zu weich war, und ihn dadurch stärker und lebenstüchtiger gemacht haben, obgleich sie sich meist selbst nicht zu helfen wissen. Darum will er jetzt Arzt werden, und an seiner Seite steht Petra, seine junge Frau, die unverdrossene, mit dem heiteren und gelassenen Herzen, vor dem sich sogar die harte und schroffe Mama Pagel gebeugt hat — und wenn er mit seinem Studium fertig ist, dann wird sein kleiner Sohn schon in die Schule gehen — aber das ist nicht so wichtig; die Hauptsache ist, daß der Schreckenstraum der Inflation vorüber ist, daß die Menschen wieder Mut zum Leben haben und daß ihr Leben wieder einen neuen Sinn bekommen hat.

Und nun erwachen sie alle. Sie erwachten aus einem wüsten, schweren, quälenden Traum. Sie standen still, und sie sahen sich um. Jawohl, sie konnten stille stehen, um sich sehen, sich besinnen. Das Geld lief ihnen nicht weg, die Zeit lief ihnen nicht weg, das Leben blieb bei ihnen. Erschrocken sahen sie einander in die vertrauten, ach so fremden Gesichter. Warst du das? fragten sie zögernd. War ich das? — Es war so nahe, und doch fing es schon an, ihnen zu zergehen wie ein Nebel, ein Fiebertraum, ein Dunst . . .

Sie schüttelten es ab. Nein, das war nicht ich, sagten sie. Mit neuem Mut gingen sie an ihr Werk, es hatte wieder einen Sinn, zu arbeiten, zu leben.

Oh, es war doch alles sehr, sehr anders geworden!

Eine Selbstanzeige

Sibylle und die Feldblumen

Von Friedrich Schnack



Türkenbund von Johannes Nepomuk Mayrhoffer

Aus der Flora Monachensis von 1811, der die handkolorierten Bilder zu „Sybille und die Feldblumen" entnommen sind

Dieses mein neues Buch „Sibylle und die Feldblumen" (Inselverlag, Leipzig) ist für mich der dichterische Ausdruck einer langen und unverwelkbaren Liebe für die Pflanzenwelt, für die Blumen in Feld, Wiese und Wald, die man kennt und die man doch nicht kennt, denn sie sind eigene Persönlichkeiten und geheimnisvolle dazu. Diese zarten und reinen Wesen im grünen Kleide und mit prangendem Gesicht habe ich mit den Augen des Dichters angeschaut und versucht, ihnen eine neue Wirklichkeit im Wort zu geben. Bücher über Pflanzen und Blumen gibt es genug. In ihnen sind alle unsere Wildpflanzen vortrefflich beschrieben, eingeordnet, gezeichnet und abgemalt — aber ihr stummes und beseeltes Wesen ist nicht erweckt und herausgelöst aus der Wortlosigkeit. Und doch ist ihre Sprache mächtig, groß, heiß und hinreißend. Ich habe mich bemüht, ihnen das Wort zu geben — und nun weiß ich, was die Taubnessel spricht, wenn sie ihre Lippenblüte öffnet, und wie sich der Wiesensalbei bekundet, der seinen Blütenrachen aufreißt, und alle die andern, die sich in meinem Buch finden, das mit dem Frühling beginnt und mit dem Winter endet; ein ganzes reiches Blumenjahr zieht vorüber, mit bleibender Pflanzenschönheit, Liebe, Traum und Wachsein, Zauber und Schicksal. Die Blumen sind nicht herausgerissen aus ihrer Landschaft, mitten in ihr leben sie ihr Dasein. Aber sie wachsen auch darüber hinaus in eine geistige Luft, gleichsam in einen transzendenten Raum — sie haben also auch ihre Metaphysik, ihre Weltanschauung. Wo sich andere Verfasser von Blumenbüchern mit dem rein stofflichen Gehalt des Pflanzenlebens begnügen können, darf der Dichter etwas mehr tun: die Seele der Blume ausschöpfen, ihr Fühlen spüren, ihren Geist begreifen.

Und Sibylle? Sibylle ist mit den Blumen tiefer vertraut und verbunden als ich! Sie ist ein junges Mädchen, die das Blumenjahr mit erlebt, und die, wenn ich sie recht begreife, ein Naturgeist ist, schön und geheimnisvoll, wie die Blumen selber. Alle stehen mit ihr in einer innigen Verbindung, und wenn sie von ihnen spricht, ihre Geschichten, Märchen und Wunder erzählt, glaubt man einer jungen Zauberin zu lauschen, die ihre unentrinnbaren Fäden spinnt. Blumenleben und Mädchendasein sind miteinander in eines verwoben: hört man etwas über Sibylle, so erfährt man zugleich Neues über die Blumen, und liest man von ihnen, bekommt man auch Kenntnis von dieser jungen Menschenseele, die so ahnungsvoll ist und von Geheimnis umspielt, weil sie zwei Reichen angehört: der menschlichen Wirklichkeit und dem größeren Dasein der Natur. Und wenn wir das Blumenjahr durchlaufen haben, haben wir auch ein Mädchenjahr erfahren, zwei Leben in einem — den Roman der Feldblumen und den Roman Sibyllens, deren Vater ein Teehändler und deren Mutter die Tochter eines Malers ist, der in seine Porträts gerne eine Feldblume setzte.

Auf eines will ich noch aufmerksam machen, auf die acht handkolorierten Tafeln des Buches, die aus einem alten Pflanzenwerk von Meisterhand stammen; so erweckt der Verlag auch das Gedächtnis eines vergessenen deutschen Künstlers.

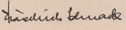




Foto Schrammen

Dichtung aus hansischem Raum

Zur Ausgabe der Gesammelten Werke Hans Friedrich Bluncks

Die Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, legt in diesen Wochen eine zehnbändige Ausgabe der „Gesammelten Werke" (Ln. RM 58.—) Hans Friedrich Bluncks vor — ein willkommener Anlaß, das Schaffen des Neunundvierzigjährigen im Zusammenhang, in der Zielrichtung zu betrachten.

Niederdeutschland im alten umfassenden Sinn — dieser geschichtliche Inbegriff einer großen Vergangenheit — wird bei Blunck lebendig. Der hansische Raum reicht bei ihm von der Rheinmündung bis hinauf ins Baltikum. Aus dieser Welt holt Blunck seine Stoffe, und aus ihr holt er auch seine Menschen. Gehen die „Märchen von der Niederelbe", die jetzt in zwei Bänden schön vereint vorfinden, auf den engeren Heimatraum Schleswig-Holstein zurück, so versuchen die Romane in ihrer ganzen Anlage den Vorstoß in den großdeutschen Raum. Davon geben Werke wie „Die Weibsmühle" oder wie „Land der Vulkane" deutlich Zeugnis. Aber nicht nur diese der Gegenwart zugewandten Themen verleihen dem geistigen Vorstoß die volle Wucht, sondern auch alle jene Arbeiten, die aus der Geschichte unseres Volkes, unseres germanischen Werdens ihre entscheidenden Anlässe holen.

Es geht Blunck stets um den Glauben des nordischen Menschen. Seine „Urväter-Saga" ist kein Programm, sie ist eine Wegsuche, sie ist der Wille zur Synthese. Es geht nicht bei Blunck um die Parole: Hie Christentum — da heidnischer Glaube! Bei ihm wächst aus den notwendigen weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen ein neuer Glaube, der beiden gerecht zu werden versucht. So ist dieser Roman aus fernster Vorzeit zugleich durchaus gegenwartsnah. Freilich ist sein Christentum nicht identisch mit Kirchenfrömmelei, er geht aufrecht und klar zu Gott, nicht demütig und zerknirscht.

Nicht minder interessant und packend sind Bluncks historische Romane wie „Die große Fahrt", der das Entdeckerschicksal des Didrik Pining erzählt und Bluncks schönste epische Dichtung ist, und der Roman vom tapferen Leben, Kampf und Untergang des „Geiserich" (Weltstimmen, Jahrg. 1937, S. 315). Auch die frühen drei Romane Berend Fock, Stelling Rotkinnsohn und Hein Hoyer, die als Trilogie unter dem Titel „Werdendes Volk" erschienen sind, greifen in die Auseinandersetzung mit dem Christentum ein.

Die Gesamtausgabe enthält dann noch einen Band kurzer Geschichten, die man zuvor schon oft und gern in den Zeitungen las, sowie die Novelle von „Peter Ohles Schatten", eine neue ländliche Erzählung „Frauen im Garten" sowie die Gedichte und Balladen. Einleitend bringt der Dichter seine „Rechtfertigung vor Freunden", die von Herkunft und Jugend, vom Lebensgang und vom lebendigen Ursprung seines Werkes aus dem blutsmäßigen Zusammenhang mit Volkstum und Landschaft, mit Sage und Märchen der Vorzeit, mit Gestalten und Ereignissen niederdeutscher Geschichte berichten.

So tragen nach dem Willen des Dichters, der diese Ausgabe selbst besorgte, die „Gesammelten Werke" das Wesentliche seines bisherigen Schaffens zusammen. Sie zeigen ihn in seinen Märchen und Balladen als den Dichter seiner engeren Landschaft, sie weisen ihn in seinen urzeitlichen Themenstellungen als einen Kämpfer für einen aufrechten deutschen Glauben und eine saubere Gesinnung aus. Die Geschichtsromane schließlich zeigen ihn als den großen Gestalter gesamtdeutscher Schicksale, die wir nicht vergessen dürfen; denn sie sind Beispiel in der Weltgeschichte für deutschen, für germanischen Geist. Seine Romane, die ins Leben der Auslandsdeutschen zielen, geben Bericht und Auskunft vom Zug des hanseatischen Menschen in die weite Welt, zeigen den Mann der Wasserkante als letztes Glied der Kette, die uns mit allen Deutschen in der Welt verbindet.

So wird diese würdig ausgestattete Sammlung der Bluncksschen Werke zu einem lebendigen Zeugnis deutschen Wesens und damit zugleich ein Spiegel unserer Zeit aus der Seele eines schöpferischen Menschen, der noch auf der Höhe seines Schaffens steht und von dem wir noch manches reife Werk erwarten dürfen.

Heinz Grothe

Stijn Streuvels

Der Flachsacker

Von Hansgeorg Maier



Umschlag von Streuvels' „Weihnachtsgeschichten"
Mit Erlaubnis von J. Engelhorns Nachf., Stuttgart

Wie sehr sich die deutschen Leser mit dem Dichter des „Knecht Jan" verbunden fühlen, hat noch jüngst die Verleihung des Hamburger Rembrandt-Preises an Stijn Streuvels bekundet. Wieder erscheinen neue Ausgaben seiner Werke: Ein Band „Weihnachtsgeschichten" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart; 186 Seiten; Leinen RM 4.80, kart. RM 3.50), fünf Erzählungen, die allesamt aus Verlorenheit und Düsternis von Armut und Not das leuchtende Wunder weihnachtlicher Beglückung emporsteigen lassen. Die Erzählungen „Weihnachten im Niemandsland" und „Weihnachtsmär in einem flämischen Stall" gehören zum Schönsten, was wir von Streuvels zu lesen bekamen, das gleiche gilt von der einfachen Geschichte der drei unbehausten Fischer, denen es am Weihnachtsabend nicht einmal zum Dreikönigsspiel langen will. Und was in den „Weihnachtsgeschichten" sozusagen als Kleinbild ergreift, wird in dem neu übertragenen Roman „Der Flachsacker" zur weit ausgreifenden epischen Gegenwärtigkeit gesteigert.

In seinem Roman „Der Flachsacker" erzählt Streuvels von dem flämischen Bauern Vermeulen, dessen Besitz vielerlei Ländereien umspannt. Ein Winter, der ungewöhnlich hartnäckig ist, setzt dem Bauern heftig zu. Regentriefender Nebel hindert viele Wochen hindurch die Bestellung der Felder. Schon beschäftigt die Bewohnerschaft des Hofes die wichtige Frage, wohin der diesjährige Flachs gesät werden soll: ob in den jüngst dränierten Acker im Talgrund oder in den schweren Lehmboden des einsamen Hochackers. Wiewohl vorderhand den Überlegungen keine Taten folgen können, entscheiden sich Ludwig, der zwanzigjährige Hoferbe, und Barbele, die Bäuerin, bereits für den Talacker. Vermeulen hingegen will auch in der Frage des Flachsackers eigenwillig seine Selbständigkeit wahren und bestimmt kurzerhand das Ackerstück auf der Höhe für die diesjährige Aussaat. Er weiß wohl, daß Achtung und Ansehen im Dorf vom jeweiligen Stand des Flachsackers abhängen. Gerade deshalb soll ihm, der mit der starrsinnigen Zähigkeit des Gealterten noch lange nach eigenem Gutdünken schalten will, niemand dazwischenreden, zumal ihm seine Bauernerfahrung durchaus für den Hohenacker zu sprechen scheint.

Um ganz sicher zu gehen, hat Vermeulen ausgesuchten Leinsamen von auswärts bestellt, der auf sich warten läßt, während bereits seine Nachbarn mit der Flachsbestellung beginnen. Als der Leinsamen endlich einlangt, darf Ludwig, heimlich empört, an die Bereitung des Erdreichs gehen, an dem Krümmer, Walze, Egge und Ackerschleife nun ihr Werk tun. Und da der alte Vermeulen körperlich nicht mehr völlig bei Kräften ist, darf Ludwig sodann auch die feierliche Handlung des Aussäens vollbringen. Als er zu Ende gesät hat, schlägt sein Vater besorgt auf beiden Seiten des neuen Flachsackers mit der Rückseite des Spatens ein Kreuz in die lockere Erde, um Unheil, Unwetter und Vögel zu bannen.

Die Kluft zwischen dem auf Macht und Herrschaft versessenen Bauern und seinem Sohn, der es nicht verschmäht, auch aus wissenschaftlichen Fachbüchern Rat zu schöpfen, wächst ständig. Ludwig glaubt sich oftmals vom Vater sinnlos niedergeduckt. Als bei der dreitägigen Frühjahrsprozession die Felder von den Dörflern begangen werden, bietet Vermeulens Flachsacker noch immer einen wenig erquicklichen Anblick, dessen sich die anderen Bauern hämisch erfreuen.

Schließlich aber kräftigt die milde Sonnenwärme die kränkelnden Pflanzen verhältnismäßig schnell, und die Bäuerin kann die Jäterinnen herbeirufen, deren geschäftig lärmendes Treiben alsbald die Hofstatt erfüllt. Junge Mädchen, verschrumpelte Katenweiber und sonstiges Frauenvolk aus dem Dorf nehmen den Kampf gegen das Unkraut auf. Des Vormittags beaufsichtigt sie Ludwig, des Nachmittags die Bäuerin oder der alte Vermeulen selbst.

Zum erstenmal befindet sich unter den Jäterinnen die junge Nieneke, die, kaum fünfzehn Jahre alt, in kurzer Zeit erwachsen und stattlich wie eine Zwanzigjährige ist: „Ein dralles Mädchen mit strammen Beinen und runden Hüften, mit kräftigen, schlanken Gliedern, mit einem Gesicht wie eine Sonne und strohblondem Haar, das in wuscheligen Locken" herabfällt und blaue Augen freigibt, die wie Karfunkel strahlen. Um seines Lachens und Singens willen trägt dieses Mädchen Nieneke den Beinamen Schellebelle. Während die Maitage des

Fätens fortschreiten, fällt bald auch Ludwigs Blick auf Schellebelle, die ihm längst heimlich ein wenig zugetan ist. Als sie eines Tages Küchendienst hat, begegnet er ihr in der Stalltür. Die Melkeimer in den Händen, die sie zu den Kühen schaffen will, empfängt Schellebelle Ludwigs ersten Kuß. Dabei hat es freilich zunächst sein Bewenden.

Während der Flachs blüht, beschäftigt sich der alte Vermeulen mit einem Plan, durch den er den Sohn sozusagen im Guten mattzusetzen gedenkt. Er nimmt sich vor, demnächst einen Hof zu erwerben, der in der Nachbarschaft versteigert werden soll. Dort, auf einem zweiten Hof, könnte dann sein Sohn getrost herrschen, während er selbst auf der alten Hofstatt weiter der König bleibt.

Da die dörrende Sommerglut dem Aussehen des Flachses geschadet hat, beschließt Vermeulen, diesmal erst zu späterer Zeit zu verkaufen. Stärker beschäftigt ihn aber der Gedanke, wie er Ludwig bald vom Hof entfernen kann. Er sucht nach einer Gelegenheit, um sich mit dem Sohn zu zerstreiten. Ein günstiger Augenblick läßt nicht eben auf sich warten. Vermeulen überrascht den Sohn in arglosem Getändel mit Schellebelle. Wütend droht er, Ludwig vom Hof zu jagen, falls er ihn noch einmal mit jener erwische. Die Zwiespältigkeit seiner Stellung als Hoferbe und als Liebender macht ihm arg zu schaffen.

Siegessicher pocht der alte Vermeulen seiner Frau gegenüber darauf, daß er Ludwig mit einer Magd erwischt habe. Nun kann er ihr eröffnen, daß er für den Sohn einen Hof kaufen wird, auf den jener übersiedeln soll. Die Bäuerin versagt sich diesem Plan jedoch und erklärt, sie werde sich seiner Absicht, Ludwig vom Hof zu bringen, mit aller Gewalt widersetzen.

Nach außen hin läuft alles scheinbar im alten Gleis. Die Zeit der Flachsernte naht. Schon erschallen die Raufe-Lieder von den Äckern der Nachbarn. Als der alte Bauer wieder zögert, beruft Ludwig von sich aus die Helfer und Helferinnen zur Ernte. Und bloß der Umstand, daß im letzten Augenblick Vermeulen gleichfalls zu solchem Entschluß kommt, weil er den Regen nahen spürt, verhindert einen heftigen Zusammenstoß. Ludwig gibt anfeuernde Losungen aus. Die Flachsernte auf dem Hochacker ist im Gang. Da prasselt ein tosendes Hagelwetter hernieder. Den von solchem Wolkenbruch niedergeworfenen Flachs muß Vermeulen zu denkbar niedrigem Preis verkaufen, glücklich darüber, daß überhaupt noch ein Händler vorspricht.

Inzwischen ist auch der Versteigerungstermin gekommen. Ehe der Alte vom Hof geht, um Ludwigs künftiges Besitztum zu ersteigern, verbietet er aufs strengste die Fortsetzung der Erntearbeit auf dem Hochacker; der Flachs müsse sich vor dem Raufen erst erholen, lautet sein bündiger Bescheid. Kaum aber ist er weg, da kann Ludwig nicht mehr an sich halten. Eigenmächtig ruft er die Raufer.

Als der alte Vermeulen am Spätnachmittag von der Versteigerung heimkehrt, auf der er den ausgebotenen Hof glücklich an sich gebracht hat, bietet sich ihm ein Anblick, der seinen Zorn ins Maßlose steigert. Auf dem Hochacker ist die Ernte so gut wie beendet. Schon probieren die Raufer und die Helferinnen die Tänze für das Fest. Da stürzt Vermeulen hinzu. Schreiend heischt er Auskunft und Rechtfertigung von Ludwig. Der schweigt verbissen. Seiner selbst nicht mehr mächtig, holt der alte Bauer zum Schlage aus. In blinder Wut trifft er mit seinem schweren Mispelknüttel den Sohn in den Nacken. Bewußtlos bricht Ludwig zusammen.

„Die Raufer hoben den Burschen auf, der schlaff und wie ein Lappen zwischen ihren Armen hing. Sie trugen ihn vom Feld hinunter, und alle verließen nun freiwillig und lautlos den Flachsacker, ohne daß der Bauer drohen oder befehlen mußte. Vermeulen blieb allein zurück. In dieser kurzen Zeit hatte sich das Antlitz der Erde verwandelt: Regen und Flachs, Land und Luft waren nebensächliche Dinge: ein Mensch war niedergeschlagen worden!"

Nun liegt ein bitterer Weg der Demut vor dem alten Vermeulen. Es kann ihn nicht erleichtern oder gar freisprechen, daß er auf dem Hof vernimmt, der Niedergeschlagene lebe noch. Ludwig schwebt zwischen Leben und Tod. Der Priester bringt ihm das Sterbesakrament. Und Schellebelle gibt sich, aufgeschreckt und verzweifelt, in aller Stille selbst die Schuld an dem furchtbaren Ereignis.

Gebrochen und zerschmettert hockt der alte Vermeulen tagaus tagein am Bett des Sohnes, der noch immer nicht wieder zu sich gekommen ist. Ohne Sohn hat sein Leben keinen Sinn mehr. Sein bäuerliches Blut verlangt nach Vieh und Feldern, Land und Früchten, nach rastloser Arbeit und Lenkung. Aber Vermeulen ist nicht mehr imstande, der Bauer zu sein. Er gibt die Herrschaft über den Hof in die Hände des getreuen alten Knechtes Poortere. Schwer lastet die unselige Tat auf ihm:

„Der alte Bauer, der zähe Kämpfer, stand da wie ein hilfloses Kind, er blickte jedem in die Augen, als suche er irgendwo nach Ruhe und Trost, um still und gelassen seinen letzten Gang abzuwarten."

* * *

„Das Unzerstörbare“

Karl Röttger und sein neues Werk

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 23. Dezember



Karl Röttger ist ein Sohn Westfalens. Zu Lübbecke wurde er am 23. Dezember 1877 geboren. Zuerst widmete er sich dem Schuldienst. Dann führten innere Kämpfe den Einunddreißigjährigen nach Berlin, wo ihm Otto zur Linde, das Haupt des Charon-Kreises, Vertrauen in sein dichterisches Vermögen lehrte. Im zweiten Kriegsjahr kehrte Röttger nach Düsseldorf in sein Amt zurück. Fast unübersehbar ist der Reichtum seines Schaffens. Seine Lyrik umschließen die „Lieder von Gott und dem Tod“, der Band „Wenn deine Seele einfach wird“, das „Buch der Mysterien“ und, neben noch anderen Sammlungen, das ganz persönliche „Buch der Liebe“. Seine Dramen, wie „Gespaltene Seelen“ und „Untergang des Königs“, leben von einer rein seelischen Spannung. In ehrfürchtigen Deutungen beschwört der Legendendichter Röttger die Geister eines Meister Eckehart, eines Rembrandt und Shakespeares, Johann Sebastian Bachs und Hölderlins in seinem „Buch der Gestirne“. Seinen Legenden um Christus gesellt er in der Folge „Opfertat“ drei weitere Legendendichtungen aus dem deutschen Mittelalter und dem siebzehnten Jahrhundert. Um Glaubensferne und Gläubigkeit geht es in dem Roman „Dämon und Engel im Land“, dessen Geschehnisse der Dichter sich zur Zeit der Jahrhundertwende vollziehen läßt und in dem sich seine Verbundenheit mit der niederdeutschen Landschaft sinnenkräftig erweist. Neben diesem Roman behauptet derjenige sein Gewicht, in dem Röttger „Kaspar Hausers letzte Tage“ neu deutet: dabei entsteht ein reiner Spiegel menschlicher Seelen, ein hoher Gesang auf die Treue als „die größte Ehre des Menschen“. Immer fühlt Röttger sich als „Hauch und Mund des Einen, der kam, um das Leid zu bannen“. So tief er in deutscher Erde wurzelt, so stark ist er vom Wissen um jegliches Leid ergriffen, so gläubig verehrt er den Weltgeist, erneuert er Gleichnis und Mythos. „Mit leisen Taten lebe ich mein Leben“: — in einem solchen Vers scheint Röttgers Wesen zutage zu treten. Und wirklich sind Röttgers Dichtungen Taten: Vermächtnisse nämlich an ein Deutschtum, das seiner Ewigkeit gewiß sein darf.

Gleichsam als Gabe für Röttgers Freunde, die seines sechzigsten Geburtstages gedenken möchten, hat der um Röttgers Schaffen verdiente Verlag Paul List in Leipzig ein neues Buch des Dichters herausgebracht. In dem Band „Die fernen Inseln“ hat Karl Röttger früher aus seiner Kindheit erzählt. Das neue Buch umschließt unter dem Titel „Das Unzerstörbare oder die Vollendung des Einst“ (189 S., RM 3.80), Erinnerungen und Bekenntnisse aus des Dichters Mannesalter: und zwar, verschmolzen mit einigen inhaltsschweren, zu Herzen dringenden Gedichten, in jener legendären Prosa, deren Schöpfer und Meister Röttger geworden ist, weil in dieser Form sein eigener Wesenston offenbar am reinsten aufzuklingen vermag. Einem schon zwischen 1919 und 1922 geschriebenen Rückblick auf das Elternhaus („Das schwere Leben“) läßt Röttger in dem neuen Band ein abermals dem Gedächtnis seiner Mutter gewidmetes, legendäres Prosastück („Das Auge der Mutter“) folgen, das er nach dem Tod der Hochbetagten abgeschlossen hat. Wahrheitstreue und Ehrfurcht begehen darin eine unerhört stille und eindringliche Feier. Das dritte Prosastück zieht — ohne den geringsten Hauch des Banalen, wie er gar zu leicht persönliche Eingeständnisse von solcher Offenheit ergreift — die Schleier von des Dichters, durch die Krankheit der Frau und ihrer Dämonen untergrabenen Ehe. Und auch diese „Die Dichterin“ überschriebenen Seiten bezeugen eine solche Kraft der lauteren Überwindung, daß der Lesende sich ihnen getrost überlassen darf.

„Das Unzerstörbare / Nur dem Geist Erhörbare / Innerst Wahre“: — dies ist es, was der Dichter, um aus dem vorangestellten Gedicht einiges anzuführen, in seinem neuen Buch sucht und gestaltet. Der Titel des neuen Bandes aber könnte über dem Gesamtwerk Karl Röttgers stehen; denn es macht eben dies seine stille Größe aus, daß er sein gewiß nicht leichtes Leben, gleichgültig gegen Anerkennung und Ruhm, dem Glauben an das Unzerstörbare und Ewige, an die Seele und an Gott anheimgestellt hat; und daß er, gänzlich fernab jeglicher Mode und Zeitströmung, nie müde geworden ist, für diesen Glauben Zeugnis abzulegen.

Hansgeorg Maier

Kurz und gut!

Es ist ein schöner alter und noch immer weitverbreiteter Aberglaube des deutschen Verlags, daß die deutschen Leser nur zu Weihnachten Bücher kaufen (allenfalls noch zu Ostern), und dann auch nur das Alleraktuellste, das die deutschen Zeitungen und Zeitschriften mit affenartiger Geschwindigkeit aus Hunderten und aber Hunderten von gleichzeitigen Neuerscheinungen herauszuheben und ebenso blitzartig wie eingehend zu würdigen haben. Uns jedenfalls würde das, was wir jetzt in wenigen Herbstwochen alles auf einmal zur Besprechung hereinbekommen haben, ganz gut für einen halben oder ganzen Jahrgang der Weltstimmen ausreichen. So wollen wir an dieser Stelle zunächst nur noch einige vorläufige Hinweise auf eine Anzahl wertvoller Neuerscheinungen des Jahres 1937 bringen. Wir verweisen zuerst auf einige

Nachschlagewerke

Da ist einmal „Der neue Brockhaus", das sogenannte Allbuch in vier Bänden und einem Atlas, auf dessen Vorzüge wir schon unmittelbar nach dem Erscheinen des 1. Bandes hingewiesen haben (Jahrgang 1936, S. 517), ferner Meyers Universal-Atlas mit seinen 225 Haupt- und Nebenkarten, darunter zwei Großraumkarten, 394 Abbildungen von Landschaften, Volkstypen, Städten usw. nebst ausführlichen Erläuterungen und einem umfassenden Textteil, dem sich ein Register mit rund 70 000 Namen anschließt. Ein hübscher Versuch, Wissen in unmittelbarer Anschauung durch bildhafte Darstellung zu bringen, ist auch das bunte Kartenbilderbuch von Bernhard Klaffke „Seht, das ist Deutschland" mit den Schaubildern von Günther Liedtke und Wilhelm Plünnecke. Dann die beiden fremdsprachlichen Duden-Bildwörterbücher, der »Duden Français« und »The English Duden«, die auf rund 350 z. T. vielfarbigen Tafeln das bildmäßig erfaßbare Wortgut der beiden Sprachen, dazu je ein fremdsprachliches und ein deutsches Wörterverzeichnis enthalten — willkommenes Handwerkszeug für den Sprachenfreund.

Ein großangelegtes Nachschlagewerk ist das „Handbuch der Weltliteratur" von den Anfängen bis zum Weltkrieg von Hanns W. Eppelsheimer, in dem das ganze zur Weltgeltung gelangte Schrifttum der Kulturvölker, die großen Literaturdenkmäler aller Zeiten, ihre Ausgaben und Übersetzungen, dazu die Hauptwerke über Verfasser und Werke in knapper und zuverlässiger Auswahl aufgeführt werden — ein ungemein wichtiges Hilfsmittel für den Literaturfreund, der auf einem Raume von rund 650 Seiten hier alles beisammen findet, was er sich sonst aus Einzelbibliographien in den Lesesälen der Büchereien zusammenholen muß — eine ungeheure Leistung deutschen Gelehrtenfleißes, der aus einer großen und umfassenden Anschauung des Gesamtstoffs heraus ohne vordringliche Charakteristiken und bei aller sachlichen Zurückhaltung doch zugleich schon ein umfassendes „geschichtliches Bild der gesamten Weltliteratur" erstehen läßt. Durch Handlichkeit und Übersichtlichkeit zeichnen sich auf wichtigen Teilgebieten die kleinen Literaturlexika von Eduard Stemplinger aus: „Griechischer Literaturführer" (von Homer bis Justinian 527 n. Chr.), „Römischer Literaturführer" (vom Beginn bis Justinian) und „Griechisch-Lateinischer Literaturführer" (von Justinian bis heute), in denen Hunderte von Autoren des Altertums und der Neuzeit mit ihren Lebensumständen, Werken und Übersetzungen angeführt werden.

Auf das Gebiet der

Volks- und Völkergeschichte

führt „Das alte Germanien", herausgegeben von Wilhelm Capelle, in dem die Nachrichten der Griechen und Römer über die Geschichte, die Kriegs- und Wanderzüge der Germanen, ihre Lebensweise, ihre Sitten und ihr Land in kennzeichnenden Auszügen und mit einem reichen Bild- und Kartenmaterial zusammengestellt sind. Der besondere Wert dieser umfassenden Arbeit besteht in der systematischen Aufteilung nach bestimmten Ereignissen oder Zuständen, die uns vom ersten Einbruch der Germanen in die antike Welt bis zur Völkerwanderung führen. Besonders verdienstvoll ist auch die neue zweibändige Volksausgabe von Johannes Scherrs „Menschlicher Tragikomödie", herausgegeben von Karl Quenzel, mit ihren rund 50 geschichtlichen Einzelbildern von der Antike bis zum 19. Jahrhundert, in denen sich die überzeitliche Geltung dieser eigenwilligen und genial-intuitiven Geschichts- und Menschheitsbetrachtung von neuem erweist — ein kleines Welttheater in lebendigen Einzelszenen voll dramatischer Spannung auf kulturgeschichtlichem Hintergrund, von einer unbefangenen und überlegenen Haltung, die doch stets den stärksten persönlichen Anteil verrät und in der Geschichte zugleich das Weltgericht über die Verirrungen der Einzelnen wie der Völker erblickt. Die ganze Tragik germanisch-deutscher Geschichte enthüllen auch die kriegs-, kultur- und kunstgeschichtlichen Wanderungen auf den Spuren der Goten, Langobarden und Hohenstaufen von Robert Kohlrausch „Deutsches Heldentum in Italien" mit einem Geschichtsabriß über die germanisch-deutsche Herrschaft in Italien von Dr. Johannes Bühler und mit 24 Zeichnungen von Alfred H. Pellegrini nach historischen Bauwerken oder anderen Dokumenten einer großen Vergangenheit, die in diesem hinterlassenen Auswahlband aus Kohlrauschs dreibändigem Lebenswerk noch einmal der Allgemeinheit nähergebracht wird. In zweiter Auflage erscheint schon die volkstümliche Darstellung von Alfred Thoß über Heinrich I., die den großen Sachsenkönig als Einiger der deutschen Stämme und als Bewahrer des Reichs gegen allen feindlichen Ansturm darstellt, mit einem ausgewählten Bilder- und Kartenmaterial. Volkstümlichkeit ist

auch der „Illustrierten Schweizergeschichte" von Ernst Fischer nachzurühmen, die mit 57 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, 11 Textillustrationen und 13 Kartenskizzen den mächtigen Stoff auf rund 400 Textseiten zusammenfaßt und dabei die ganze wirtschaftliche und politische, kulturelle und künstlerische Eigenart des Schweizervolks in ihrer geschichtlichen Entwicklung erwachsen läßt. In der von uns schon wiederholt angekündigten Reihe von handlichen Geschichtswerken, die der Verlag von R. Oldenbourg in München herausgibt, ist nach der deutschen, englischen und französischen jetzt eine „Geschichte Indiens" von George Dunbar erschienen, die den gewaltigen Stoff auf rund 400 Seiten bewältigt, mit 16 Karten, einer Bibliographie der wesentlichen englischen Literatur über Indien und einer Zeittafel von den Zeiten des Darius bis zum Jahre 1936. Neben der politischen Geschichte sind hier vor allem auch die Religion und Weltanschauung, das Rechtswesen und die Gesellschaftsordnung, die Kunst und Dichtung des ungeheuren Kulturlands in ihren Wandlungen dargestellt.

Vom Anteil deutscher Wissenschaft auf dem Gebiete der Altertumsforschung berichten in volkstümlicher Darstellung zwei Bände der Reihe „Deutsche Sammlung": Erich Pernice, „Deutsche Ausgrabungen in den Ländern des klassischen Altertums" und W. Petzsch, „Deutsche Ausgrabungen auf deutschem Boden", mit Abbildungen im Text und Tafeln; ein anderes Bändchen der gleichen Reihe von Arthur Köhler „Amerika" berichtet in der gleichen übersichtlichen Form über den deutschen Anteil an der Entdeckung und Erforschung der Neuen Welt.

Die wachsende Bedeutung kulturgeschichtlicher Betrachtung auf dem

Gebiet der Volkskunde

lassen vor allem die Sammlungen von Meyers Bunten und Schwarzen Bändchen und Meyers Bild-Bändchen erkennen, in denen z. T. nach der „Deutschen Volkskunde" von Adolf Spamer aus deutschem Brauchtum im Lebenslauf oder im Jahreslauf von deutschen Erntebräuchen und Volkstänzen, von Osterbräuchen und Schembartlaufen, von Postreutern und Postillionen, vom deutschen Weidwerk, von Studenten, Magistern und Professoren, von alten deutschen Zeitungen und andern Kapiteln unserer Kulturgeschichte in Wort und Bild anschaulich berichtet wird — eine wahre Volkshochschule, in der aber auch Einzelstunden über Themen wie die Entdeckung Amerikas, die deutschen Kolonien oder der deutsche Osten, das Flur- und Dorfbild in deutschem Land, die deutsche Hausindustrie und die Bauten des Dritten Reiches gehalten werden. Als besondere Zugabe darf dann der fleißige Hörer oder Leser noch das „Zeitglöcklein", einen Kalender auf das Jahr 1938 mit farbigen Bildern aus dem Brevarium Grimani, nach Hause tragen. Einen sehr reizvollen und anregenden Beitrag zur Geschichte des deutschen Handwerks gibt Karl Gröber in dem schönen Band „Alte deutsche Zunftherrlichkeit", mit 163 Abbildungen von Zunfthäusern und Zunftstuben, von Schreinen und Laden, Zunft- und Meisterzeichen, Fahnen, Wappen und Siegeln und anderen Wahrzeichen echter Volkskunst und Handwerksgeltung. Eine allerliebste Entdeckung ist auch der in Form eines Neudrucks gestaltete Auszug aus Christoff Weigels Bilderwerk über die „Hauptstände" und Abraham a Santa Claras „Etwas für Alle": „Christoff Weigels Ständebuch von 1698" mit der Wiedergabe der alten Kupfer, auf denen die einzelnen Stände, der Geistliche und der Beamte, Künstler und Kaufmann, Arzt und Apotheker, Buchhändler und Drucker, Soldat und Jäger und nicht zuletzt gerade wieder die einzelnen Handwerker launig und lebendig dargestellt und „kurz, doch gründlich beschrieben" werden.

Ein anderer neuer Band der gleichen Sammlung führt uns auf das Gebiet deutscher

Städte- und Länderkunde,

das in unserer Zeit ebenfalls eine durchgreifende Neubelebung erfahren hat: der zweite Teil von „Merians anmütiger Städte-Chronik", deren ersten Teil wir hier seinerzeit nach Verdienst gewürdigt haben („Weltstimmen", Jahrg. 1935, S. 300/301). Diesmal handelt es sich um eine romantische Reise durch die Gräntzlande des alten Teutschlands Anno 1652, in einer Auswahl aus Matthaeus Merians **Topographia Germaniae** — eine Reise, die uns ebenso nach Lüttich und Amsterdam, nach Straßburg, Basel und Zürich, wie nach Innsbruck und Salzburg, nach Bozen und Meran, nach Graz und Wien, nach Prag und nach Karlsbad, nach Thorn und schließlich sogar nach Riga führt und Gelegenheit gibt, die Welt einmal mit andern Augen, nämlich aus dem Gesichtswinkel des 17. Jahrhunderts zu sehen und uns aufs neue ihrer unerschöpflichen Herrlichkeiten zu freuen. Eine Reise im heutigen Grenzland schildert uns Jakob Schaffner in seiner Burgenfahrt „Türme und Wolken", die den deutschschweizerischen Dichter und guten Freund Deutschlands in die bayrische Ostmark führt, entlang der tschechischen Grenze, ihn das Schicksal und die Vergangenheit einer Landschaft erleben läßt. Mit Kunst, Landschaft und Volkstum „Im Raum der oberen Donau" befaßt sich ein Werk des Münchner Kunsthistorikers Hans Karlinger, dessen Bildtafeln — auch die Landschaftsbilder — zum großen Teil der bildenden Kunst entnommen sind, wie auch der umfangreiche Textteil sich vorzugsweise mit den künstlerischen Dokumenten des bayrisch-österreichischen Donaulands auseinandersetzt. Unmittelbar aus lebendiger Gegenwart schöpft dagegen das neue Fotobuch von Wolf Strache „Das Moselbuch" mit einem Geleitwort von Jakob Kneip und 136 Leika-Fotos — wunderbare Wirklichkeit mit künstlerischem Instinkt eingefangen und festgehalten: Klöster und Kirchen, Weinberge und Städte und Dörfer am Strom, Menschen und Landschaft, Straßen und Plätze, von fröhlichem Leben und allen guten Geistern des Weins erfüllt — so erleben wir heute die Welt, so wollen wir sie fassen und halten!

Wieder in östliches Grenzland trägt uns der Bilderband „Schlesien" mit seiner Einleitung von Hermann Stehr und 64 Aufnahmen aus Stadt und Land: neben stolzen Kunstdenkmälern in Kirchen und Schlössern viel unbekanntes Volksgut, von ungeahntem Reichtum und überraschender Fülle, wahre Kleinodien deutscher Städteschönheit, zumal aus der Renaissancezeit und dem Barock; den Ausklang bilden großartige Landschaftsbilder aus dem Iser- und Riesengebirge. Als willkommene Ergänzung tritt daneben in der hübschen Reihe „Was nicht im Wörterbuch steht" ein Band „Schlesisch" von Will Erich Peuckert mit launigen Zeichnungen von Willibald Krain und andern — allerliebste Proben schlesischer Art in Reim und Prosa, anekdotisch aufgelöst, aber doch immer im wesentlichen Zusammenhang mit Sprache und Volkstum. Auch aus Schwaben haben wir's gleich in doppelter Ausgabe — einmal August Lämmles „Schwäbisches und Allzuschwäbisches" und das andere mal wieder aus der Reihe „Was nicht im Wörterbuch steht": „Schwäbisch" von Sebastian Blau mit Zeichnungen von Hugendubel und anderen schwäbischen Künstlern. Zwei Bände Schwäbisch — und nicht eine Seite zuviel — so viel urwüchsiger Volkshumor kommt bei dieser Gelegenheit zutage; soviel drollige Käuze stehen vor uns auf und schwätzen, wie ihnen das Maul gewachsen ist.

Eine ganz besondere Rolle kommt heute der

Kunstgeschichte

zu, die längst nicht mehr als bloße Fachangelegenheit oder Liebhaberei einiger gehobener und engbegrenzter Kreise in Erscheinung tritt, sondern als lebendiger Ausdruck für die wachsende Hinwendung zum schönsten Besitz der Kulturmenschheit, zum kostbarsten Erbe unserer Vergangenheit. Und mit magischer Kraft lockt immer wieder das Geheimnis des Ursprungs, der mythisch-religiöse Grundcharakter alles künstlerischen Schaffens seit den Kindertagen der Menschheit — je mehr sich der Kreis der Betrachtung erweitert, wie es mit voller Bewußtheit in dem Werke von Frederik Adama van Scheltema „Die Kunst unserer Vorzeit" (204 Abb.) geschieht, das über die Frühzeit nordischen Kulturschaffens bis in die Urzeit des Menschengeschlechts, zu den Kunstdenkmälern der diluvialen Jägervölker vorstößt. „5000 Jahre Kunst" nennt sich die „Kunstgeschichte in Einzelbetrachtungen" von Dr. Paul Ueding, die jetzt in neuer Gestalt erscheint. Hier wird der Versuch unternommen, an einzelnen Musterbeispielen das Wesentliche der beschriebenen Stilepochen durch Anschauung und Deutung sichtbar zu machen, den Weg der Kunst „von den Pyramiden bis zur Nürnberger Kongreßhalle" in seinen großen Linien aufzuweisen. Demgegenüber beschränkt sich Carl Georg Heises „Fabelwelt des Mittelalters" mit den 120 Aufnahmen von Wilhelm Castelli trotz des weitgreifenden Themas, dessen wirkliche Tiefe noch unerschöpft ist, auf ein zeitlich und lokal begrenztes Gebiet, nämlich auf die Arbeiten lübeckischer Werkleute in drei Jahrhunderten heimischen Kunstschaffens. Dem Geheimnis der großen und noch immer unbekannten Persönlichkeit aber sucht Hermann Giesaus Arbeit über „Die Meißner Bildwerke" näherzukommen, die infolge der unleugbaren Verwandtschaft im Zeit- und Stilcharakter, in der Empfindung und in der stofflichen Behandlung etwas summarisch dem Naumburger Meister zugeschrieben werden. Einen sehr eigenwilligen, aber keineswegs abwegigen Schritt vom Werk zur Persönlichkeit unternimmt Wilhelm Fraenger in seinem „physiognomischen Versuch" über „Matthias Grünewald in seinen Werken"; dabei geht er von der Theorie aus, die in Mathis Gothard Nithart aus Würzburg die wahre Persönlichkeit des Meisters sieht. Über alle Anfechtbarkeit der weiteren Einzelergebnisse erweitert sich dieser genial-intuitive Versuch zu einer großartigen seelischen Ausdeutung von Grünewalds künstlerischem Schaffen. Aus einer Neuauflage von Justus Bier kleinerer einbändiger Arbeit über Riemenschneider erfährt man mit besonderer Erwartung, daß das grundlegende zweibändige Werk Biers demnächst eine Ergänzung durch einen dritten Band erfahren wird, der anscheinend auch dem Geheimnis der Creglinger Madonna auf Grund dokumentarischer Unterlagen näherkommt. Fritz Knapp hat seinem Riemenschneider- und Grünewaldband jetzt in der Reihe der Velhagenschen Künstlermonographien eine Arbeit über den großen Architekten des fränkischen Barock Balthasar Neumann folgen lassen, deren Bildteil in enger Verbindung mit dem Text die geniale Phantasie, das Formempfinden Neumanns, seinen Sinn für harmonischen Ausdruck, für Maß und Proportion ins rechte Licht setzt. Durch seine meisterhaften farbigen Reproduktionen zeichnet sich das Brueghel-Buch des Verlags Anton Schroll aus, dessen Textteil dem großen Werk von Gustav Glück entnommen ist. Auch diese Kunst, so nahe sie uns in ihrer Koloristik und in vielen andern Beziehungen steht, entbehrt nicht des magischen Charakters aller großen Kunst.

Alle Innigkeit und alle Glaubenskraft mittelalterlicher Kunst strahlt uns aus dem großen Bildwerk mit den Aufnahmen von Martin Hürlimann, Text von Paul Clemen, „Gotische Kathedralen in Frankreich" entgegen. Die ganze „majestätische, symphonische Einheit" in diesen „Meilensteinen des christlichen Europas — Grenzzeichen auf dem Wege zur Ewigkeit" wird uns in den künstlerisch und technisch gleich meisterhaften Aufnahmen, die auch das räumlich fast Unerreichbare in den Bereich unserer Blicke heranholen und in seiner ganzen überirdischen Erhabenheit zu erfassen suchen, ganz neu geschenkt und als Ausdruck geistiger Kräfte begriffen, die das Große und Strenge im Dienste der überirdischen Mächte ebenso stark und lebendig widerspiegeln, wie alles Zarte und Liebliche und alle reife Fülle irdischer Schönheit. Daneben tritt der Band „Italienische Kunst", 128 Aufnahmen mit Vorwort von Paul Clemen und Texten von Fritz Baumgart, in dem das Ergebnis der letztjährigen Ausstellungen italienischer Kunst in den verschiedenen europäischen

Hauptstädten in einer ebenso strengen wie repräsentativen Auswahl zusammengefaßt wird: Plastik, Handzeichnungen und Gemälde vom 13. bis ins 16. und 17. Jahrhundert, vom späten Mittelalter also bis zur Hochrenaissance, darunter auch viele unbekannte Meisterwerke in wunderbaren Wiedergaben. Das ganze Antlitz einer Rasse, Einheit und Fülle einer großen Kultur offenbaren sich hier, das Heroische, die Anmut, die geistige Tiefe des Menschengesichts, der Adel der Linienführung, die Größe der Form und des künstlerischen Aufbaus. Bei den Bildnissen sind fast nur die Kopfausschnitte wiedergegeben; auf diese Weise wird die Wirkung in der Wiedergabe noch gesteigert. Eine Auswahl mütterlicher deutscher Madonnen bringt Hanns H. Josten in dem schönen Band „Liebfrauen" — ein sehr dichterischer Gedanke, dem auch die Zusammenstellung und Gliederung der Auswahl durchaus entsprechen. Als Mappenwerke sind die Sonderhefte der „Deutschen Kunst" aufgezogen, die Ludwig Roselius in Verbindung mit andern herausgibt, darunter die Kupfertiefdrucktafeln der Plastiken aus dem Naumburger Dom, das Werk Stefan Lochners, die Dürerbildnisse und der Isenheimer Altar.

Auch die kleinen Verlagsreihen bemühen sich zunehmend um die Werke der bildenden Kunst — voran die Inselbücherei etwa mit den Bildtafeln aus dem Naumburger Dom und den Madonnenbändchen „Die Muttergottes", wie mit dem Bordesholmer Altar Meister Brüggemanns oder mit Grünewalds Handzeichnungen, und weiter die Weberschiffchen-Bücherei ebenfalls mit einem Bändchen über den Dom zu Naumburg oder den „Deutschen Triumphzügen" und vor allem wieder die Meyerschen Bildbändchen „Germanische Kunst", „Deutsche Kaiserbildnisse", „Der christliche Kirchenbau", „Der Passions-Altar des Hans Memling" und die zweibändige Ausgabe von Johannes Arndts „Deutsche Kunst im Reich der deutschen Kaiser", die von den Karolingern bis zu den Staufern führt. Auch die „Kleine Bücherei" des Langen/Müller Verlags bringt neuerdings Wiedergaben von Werken der bildenden Kunst im Zusammenhang mit bestimmten Themen allgemeiner Art: „Das deutsche Gesicht" — eine Auswahl von 48 Bildnissen aus 8 Jahrhunderten deutscher Kunst — „Die heldische Gestalt in der deutschen Kunst" und „Baum und Wald in Bildern deutscher Maler". Eine Auswahl von Aufnahmen aus „Kirchenräumen des deutschen Dorfes" bringt die Sammlung „Der eiserne Hammer", die auch ein Bändchen „Ostpreußen in schönen Bildern" mit Aufnahmen aus Landschaft und Kunst veröffentlicht.

Karl Blanck

Titel

Der neue Brockhaus: Allbuch in vier Bänden und einem Atlas (F. A. Brockhaus, Leipzig). Je RM 11.50, Atlas RM 20.—.
Meyers Universal-Atlas (Bibliographisches Institut, Leipzig). RM 19.50.
Bernhard Klaffke: Seht, das ist Deutschland. (Ebenda.) 86 S. RM 3.—.
Duden Français. (Ebenda.) Etwa 850 S. RM 6.—.
The English Duden. (Ebenda.) Etwa 950 S. RM 6. .
H. W. Eppelsheimer: Handbuch der Weltliteratur (Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.). 647 S. RM 31.50.
Eduard Stemplinger: Griechischer Literaturführer (Ernst Heimeran, München). 64 S. RM —.60.
Desgl. Römischer Literaturführer. 58 S. RM —.60.
Desgl. Griechisch-Lateinischer Literaturführer. 114 S. RM 1.20.
Wilhelm Capelle: Das alte Germanien (Eugen Diederichs Verlag, Jena). 521 S. RM 4.80.
Johannes Scherr: Menschliche Tragikomödie (Hesse & Becker Verlag, Leipzig). 2 Bde. 598 S. und 622 S. Je RM 2.85.
Robert Kohlrausch: Deutsches Heldentum in Italien (Verlag Robert Lutz Nachf. Otto Schramm, Stuttgart). 384 S. RM 6.50.
Alfred Thoß: Heinrich I. (Blut u. Boden Verlag G. m. b. H., Goslar). 228 S. RM 4.50.
E. Fischer: Illustrierte Schweizergeschichte (Verlag Alfred Meili, Schaffhausen). 424 S. RM 12.—.
George Dunbar: Geschichte Indiens (R. Oldenbourg Verlag, München). 426 S. RM 10.50.
Deutsche Sammlung (Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i. B.). 80 bzw. 92 S. RM je 2.50.
Köhler: Amerika (ebenda). 190 S. RM 3.50.
Meyers Bändchen (Bibliogr. Institut, Leipzig). RM je 0.90.
Karl Gröber: Alte deutsche Zunftherrlichkeit (Verlag Georg D. W. Callwey, München). 126 S. RM 5.50.
Christoff Weigels Ständebuch 1698 (Wilhelm Langewiesche-Brandt). Ebenhausen bei München. 208 Seiten. RM 2.—.
Merians anmüthige Städte-Chronik. 2. Teil (ebenda). 100 S. RM 2. .
Jakob Schaffner: Türme und Wolken (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg). 121 S. RM 2.85.
Hans Karlinger: Im Raum der oberen Donau (Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig). 321 S. RM 6.80.
Dr. Wolf Strache: Das Moselbuch (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig). 112 S. RM 5.80.
Hermann Stehr: Schlesien (Velhagen & Klasing, Bielefeld). 64 S. RM 3.50.
Will Erich Peuckert: Schlesisch (R. Piper & Co. Verlag, München). 237 S. RM 4.50.
August Lämmle: Schwäbisches und Allzuschwäbisches (Alemannen Verlag, Stuttgart). 268 S. RM 4.50.
Sebastian Blau, Schwäbisch (R. Piper & Co. Verlag, München). 228 S. RM 4.—.
Frederik Adama van Scheltema: Die Kunst unserer Vorzeit (Bibliogr. Institut, Leipzig). 180 S. RM 4.80.
Dr. Paul Ueding: 5000 Jahre Kunst (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig). Bd. I: 162 S., RM 5.60; Bd. II: 123 S., RM 4.80.
Carl Georg Heise: Fabelwelt des Mittelalters (Rembrandt Verlag G. m. b. H., Berlin). 127 S. RM 6.50.
Hermann Giesau: Die Meißner Bildwerke (August Hopfer Verlag, Burg b. M.). 133 S. RM 8.50.
Wilhelm Fraenger: Matthias Grünewald in seinen Werken (Rembrandt Verlag, G. m. b. H., Berlin). 152 S. RM 7.50.
Justus Bier: Tilman Riemenschneider (Verlag von Anton Schroll & Co., Wien). 30 S. 96 Tafeln. RM 5.50.
Fritz Knapp: Balthasar Neumann (Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld-Leipzig). 42 S. u. 64 Tafeln. RM 4.—.
Das Brueghel-Buch (Verlag v. Anton Schroll & Co., Wien). 23 S. u. 42 Tafeln. RM 6.50.
Clemen-Hürlimann: Gotische Kathedralen (Atlantis Verlag, Zürich-Berlin). 167 S. RM 12.—.
Italienische Kunst (ebenda). 171 S. RM 12.—.
Hanns H. Josten: Liebfrauen (Der Tatzelwurm Verlag, Stuttgart). 198 S. RM 4.60.
Deutsche Kunst (Angelsachsen Verlag, Bremen). Je Mappe RM 3.—.
Die Inselbücherei (Insel Verlag, Leipzig). Je RM .80.
Weberschiffchen-Bücherei (J. J. Weber, Leipzig). Je RM —.90.
Meyers Bildbändchen (Bibliogr. Institut, Leipzig). Je RM —.90.
Kleine Bücherei (Langen/Müller Verlag, München). Je RM —.80.
Der Eiserne Hammer (Verlag Der Eiserne Hammer Karl Rob. Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig). Je 48 S. RM 1.20.

„Junge Generation und Dichtung“

Die 8. Berliner Dichterwoche

Eigener Bericht

Die von der NS-Kulturgemeinde geschaffene Tradition der Dichterwochen führte das Deutsche Volksbildungswerk mit seiner 8. Berliner Dichterwoche fort. Sie war unter das Leitwort „Junge Generation und Dichtung“ gestellt. Neben etwa vierzig Schullesungen kamen die acht Dichter auch in Industriewerken wie Osram, AEG. und auf öffentlichen Abenden in verschiedenen Stadtbezirken zu Worte. Den Eröffnungsabend bestritt in Vertretung Wilhelm Ehmers, der dafür in verschiedenen Betrieben las, Ottfried Graf Finckenstein mit Erzählungen und den ersten Proben aus dem unveröffentlichten Familienroman „Die Mutter“. Erwin Wittstocks Lesung in Tegel zeigte den Siebenbürger Dichter von einer ganz neuen Seite. Übersprudelnd von Temperament und erfüllt von soldatischem Ernst wirkte Wolf Justin Hartmann. Ebenso stand auch die schöne Veranstaltung mit Fritz Helke, dem jungen Märker, ganz im Zeichen des Soldatischen. Karl Springenschmid, der in Neukölln Geschichten aus „Da lacht Tirol“ und aus „Saat in der Nacht“ las, gewann durch seine schlichte, gerade und gesunde Bauernart. In Wilmersdorf las Paul Alverdes aus seiner Lazarettchronik „Die Pfeiferstube“ und seinen derbkomischen, dabei feingeschliffenen Anekdoten. Beim Festakt im Rathaus kam der Tiroler Anton Graf Bossi Fedrigotti mit seiner Kriegsnovelle „Leutnant Torquati“ zu Wort. Dr. W. Wien



Aufn. Illenberger

Das Grubenunglück

Szenenbild aus dem Bergmannsdrama „Der Durchbruch“ von dem ehemaligen Bergarbeiter Bruno Gluchowski. Uraufführung im Stuttgarter Staatstheater.
Das Werk schildert in gedrängten Bildern den Ausbruch einer Grubenkatastrophe, bei der eine Gruppe von eingeschlossenen Bergleuten durch die Umsicht und Tatkraft eines Einzelnen vor der Verzweiflung bewahrt und gerettet wird.

An unsere Leser:

Diesem Heft, dem letzten des Jahrgangs 1937, fügen wir für die Leser unserer Theaterreihe eine neue Buchbeilage hinzu, auf die wir an dieser Stelle ganz besonders hinweisen möchten, nämlich Hans Rothes Bühnenwerk „Die Ausländerin“, das kürzlich am Leipziger Schauspielhaus mit großem Erfolg uraufgeführt wurde. Wir halten es für besonders verdienstvoll, uns gerade für dieses Werk einzusetzen, das unsere Leser ebensosehr durch seine spannende Handlung wie durch seine technische und szenische Eigenart — die gerade auch beim Lesen in den Regieanmerkungen zum vollen Ausdruck kommt — überraschen wird. Dies ist einmal wirkliches Theater, keine bloße Literatur und auch kein geniales Blendwerk, sondern eine wirkliche Bühnendichtung, von aller geheimen Magie der Bühne erfüllt.

Die Handlung geht auf einen wirklichen Vorfall auf der Pariser Weltausstellung von 1937 zurück — nämlich die geniale Vertuschung eines Pestfalles durch die Pariser Behörden, durch die nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch die nächsten Angehörigen der Erkrankten irregeführt wurden, um die Weltausstellung vor einer allgemeinen Panik zu sichern. Dieses Motiv hat Rothe zum Ausgangspunkt einer Handlung genommen, die der Überlieferung treu folgt und zugleich alle phantastischen Möglichkeiten des Stoffes kühn erschöpft.

WELTSTIMMEN

Menschen, Bücher und Schicksale



Aufnahme: Department of the Interior, Ottawa

Aus dem Inhalt:

Wäscha-kwonnesin (Grau-Eule), Indianer-Sommer / Carossa, Geheimnisse des reifen Lebens / Wiechert, Wälder und Menschen / Hamsun, Der Ring schließt sich / Conrad, Spannung / Künkel, Niklas von Cues, Das Gesetz deines Lebens / Morgan, Der Quell, Die Flamme / Goudge, Inselzauber / Mayer, Kanada / Semjonow, Die Güter der Erde / Tsuneyoshi Tudzumi, Japan / Marianne Lietzmann, Unbekannte Gedichte / Aus der Welt der Bühne / Seite des Lesers u. a. m.

Erstes Heft — Im Januar 1937 — Monatlich ein Heft 80 Pfennige

Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart

Inhalt dieses Heftes

Was wir bringen:

Vom Leben der Wälder berichtet die Erzählung „Indianer-Sommer" des indianischen Bibervaters Wäscha-kwonnesin, mit der wir dieses erste Heft des 11. Jahrgangs der „Weltstimmen" eröffnen. (Es dürfte unseren Lesern bekannt sein, daß man unter einem Indianer-Sommer nicht den eigentlichen Sommer an sich, sondern jene Übergangszeit versteht, die bei uns den Namen „Altweibersommer" trägt.) Vom Leben der Natur und von der Stille der Wälder, von Menschenschicksalen abseits der lauten Welt sprechen auch die neuen Werke von Hans Carossa und Ernst Wiechert, von abenteuerlichen Lebensläufen Hamsuns neuestes und Josef Conrads letztes Werk. Neben diese großen Erzähler der Weltliteratur tritt als Sohn einer neuen Zeit der englische Dichter Charles Morgan. Von dem „Inselzauber" Elisabeth Goudges aus geht unser Weg übers Weltmeer nach Kanada und bis in das „Götterland Japan"; er führt wieder zurück in das deutsche Mittelalter mit der Gestalt des religiösen Denkers Niklas von Cues im Werke von Hans Künkel. Auf unserer Dichterseite erscheinen wieder zwei Gestalten des heutigen Deutschland, die in ihrer Art für unsere Zeit bedeutsam sind: Ernst Wiechert und Werner Beumelburg. Mit den Gedichten der jungen Marianne Lietzmann eröffnen wir eine neue Abteilung, die des öfteren in den „Weltstimmen" wiederkehren soll, unter dem Titel „Aus der Handschrift vorgetragen". An dieser Stelle werden wir Dichtungen veröffentlichen, die bisher noch nicht in Buchform erschienen sind, um an unserem Teil nicht nur zur Betrachtung, sondern auch zum Werden der deutschen Dichtung beizutragen. Rund um Europa führt uns die Abteilung „Kurz und gut". Für die „Seite des Lesers" sind uns stets weitere Anregungen und Anfragen aus dem Leserkreis erwünscht.

Im nächsten Heft beginnen wir eine neue Reihe „Der große Roman" mit der Betrachtung eines Werkes von Jean Paul, dem weitere Darstellungen hervorragender Werke aus dem Bestand der Weltliteratur folgen werden. Eine weitere Reihe „Die Vergessenen" wird die Erinnerung an solche Dichter der Vergangenheit zu wecken suchen, die dem Gedächtnis der Nachwelt zu Unrecht entschwunden sind.

Herausgeber: Tony Kellen, Hohenheim-Stuttgart | Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Karl Blanck, Frauenkopf über Stuttgart Verantwortlich für den Anzeigenteil: Theodor Ballenberger, Stuttgart-Degerloch | D. A. III. Vj. 6800 | Pl. 3 | Copyright 1936 by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart | Printed in Germany | Druck: Holzinger & Co., Stuttgart | Alle Zusendungen an: Schriftleitung der Weltstimmen, Stuttgart-O, Pfizerstraße 5—7